

<36618198460015

Mnemosyne

oder:

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.



Neunter Jahrgang.
1 8 3 4.

Würzburg.
Im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Am ersten Januar.

Eine Charade.

Wie im flücht'gen Tanz der Horen
Nur des Wechsels Flügel weht,
Wird die *erste* Syld' geboren,
Kommt, und wechselt, und vergeht.

Soll sie unverändert weilen,
Bleibt sie doch nicht, was sie war.
Rastlos soll als Opfer eilen,
Sie zum feindlichen Altar.

Sie steht wie ein Punkt im Rade
Der Natur, im Kreis' der Zeit,
Und begränzt am Scheidepfade:
Zukunft und Vergangenheit.

Wo die *Zweite* herrschend waltet,
Bis sie eilt in's ew'ge Grab,
Wo die *Erste* sich gestaltet,
Tritt sie auf und tritt sie ab.

Unaufhaltsam schnell im Keise,
Aus der *Zweiten* Unbestand,
Rollt der Erdball seine Reise,
Fort und fort, von Hand zu Hand.

Und das Gute schwingt die Flügel,
Und das Böse weilt und schleicht;
Bis ein *Letztes* unsern Hügel
Hebt und endlich wieder gleicht.

Wie sie ewig kommen, scheiden,
Führt die *Erste* stets den Lauf.
Zukunft dämmert; Hoffnungsfreuden
Thun die gold'nen Thore auf.

Will die *Erste* sie umfangen;
Hat das Herz, was es gehegt,
Hoffnung, Wünsche und Verlangen
An der *Zweiten* Brust gelegt.

Gaben nimmt dann, Gaben bringet,
So die Mode, wie das Heez;
Und nach einem Glücke einget,
So die Freude, wie der Schmerz.

Ahnung! Der die Zukunft offen.
Die den dunkeln Raum duechdringt.
Soll ich fürchten, soll ich hoffen? –
Sprich, was mir das *Ganze* bringt

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 1. Mittwoch, 1. Januar 1834.

Zum neuen Jahr.

I.

In der Zeiten tiefen Schacht
Ist das alte Jahr verschwunden;
Und mit ihm, was seine Stunden
Gut und Böses uns gebracht.

„Hat der Flüchtling Dir gelacht,
„Hat er Kränze Dir gewunden,
„Hast Du wirklich Das gefunden
„Was Dein Geist sich einst gedacht?

„Bist Du wohl hinangeglommen
„Nach dem Ziele Deines Strebens,
„Nach dem Ziel des Erdenlebens,

„Oder bist umhergeschwommen
„Ewig hoffend, ewig träumend,
„Und die Gegenwärt versäumend!"

II.

So wohl fragt mit ernstem Sinn
Mancher sich mit lautem Munde
Bei des Jahres Scheidestunde,
Läßt vor seinen Blicken hin

Noch einmal die Bilder ziehn;
Und sein Innres giebt ihm Kunde:
Ob er treu dem Tugend-Bunde
Ausgehärrt in Kampf und Müh'n.

Und dem Sieger reicht die Krone
Scheidend noch das alte Jahr,
Hell und freundlich lächelnd dar.

Und mit diesem schönen Lohne
Wünscht er sich mit frohem Blick
Zu dem neuen Jahre Glück.

R..r.

Heldenmuth aus Liebe.

(Novelle von Emmy.....)

Wer sich das Göttliche will und das Höchste im Leben erfechten,
Scheue nicht Arbeit und Kampf, wage sich kühn in den Sturm.
Theodor Körner.

Tiefer senkten sich die grauen Nebelschleier über Sibiriens eisbedeckte Gefilde, und dichte Schneewolken woben dem Auge sichtbar, das Leichentuch der im Todesfrost erstarrten Natur, kein funkelnder Stern entglomm des Himmels trüber Dämmerung, nur das Nordlicht drohte gleich einer strafenden Flammenruthe am Horizont, und erhellte magisch schauerlich die grauenvolle Heimath der Verbrecher und des höchsten irdischen Jammers.

Wüthend tobte der Sturm um die einsame Hütte eines armen Verwiesenen, und rüttelte das niedee Fenster der Stube, in deren Räumen eine bleiche Frauengestalt am Feuerheerde saß, das von schweren Sorgen gebeugte Haupt auf den Arm gestützt, ihre Züge trugen das Gepräge früh verblühter Schönheit, so wie der Abendröthe Schein die herbstlichen Fluren küßt, unendlich mildes Lächeln schwebte über die geschlossenen Wimpern, und um den feinen Mund, als ein Geschenk des mohnbekränzten Gottes, der mit seinen tröstenden Flügeln sie umrauschte, und freundlich neigte sich ein junges Mädchen über die Schläferin, schön und anmuthig wie ein Engel des Friedens und der Unschuld; eng umschloß die reizlose Tracht russischer Bäuerinen den lilienschlanken Bau, und ungeduldig, wie den gewohnten edlen Schmuck vermissend, drängte sich der hellblonden Locken lichte Glorie unter dem dunkeln, hochrothgebänderten Pelzhäubchen hervor, und koste um die blühenden Wangen. Voll kindlicher Besorgniß ruhten ihre wunderblauen Himmelsaugen auf der Gestalt der Schlummernden, und ängstlich hielt sie der Rosenlippen würzigen Hauch zurück. Da fuhr die Schlafende plötzlich, wie vom Geist der Ahnung aufgeschreckt, empor: es ist düster um mich her, rief sie, die Nacht bricht herein, und dein Vater ist noch nicht zurück, Paulowna mich erfaßt ein namenloses Bangen, wie wenn ihn sein unheilbringendes Geschick ereilt hätte auf der gefahrvollen Jagd, wenn er nimmer wiederkehrte, und uns allein ließe in diesen grauenvollen Steppen. Fasse dich, theure Mutter, fiel ihr die Jungfrau sanft tröstend ein, oft schon mußte er ja das schreckliche bestehen, und stets führte ihn sein guter Engel unversehrt in unsere Arme, fürchte nichts, gewiß bald kommt er wieder. Du hast Recht, meine Tochter, erwiederte Anna, der Himmel wird ihn, der seine unverdienten Leiden so stark und mächtig trägt, nicht untergehen lassen. Ach Paulowna, mir träumte unendlich lieblich von entflohenen glücklichen Tagen, und als die reizende Täuschung verging, ergriff ein heißes Weh mein Gemüth. Wohl schmerzt es tief, aus schönen Träumen zur trüben Wirklichkeit zu erwachen, seufzte das Mädchen, und legte die Hand, wie von leiser Errinnerung berührt, an ihre Stirn. Auch dich, du schuldlose Taube, entgegnete Anna wehmüthig, weckte schon des harten Schicksals Hand aus dem süßen Zauber der Jugendfreuden, drum tönt meiner Worte Sinn als ein klagendes Echo durch die Saiten deines armen Herzens, und in der Thräne, welche von der Wange rollt, spiegelt sich Fedors Bild. Nicht doch, flüsterte die Holde, sich schnell die Augen trocknend, sie floß deinen Leiden, der unverschuldeten Schmach meines edlen Vaters. Es ist umsonst, ver-

setzte Anna, du täuschest mich nicht, zu treu ist deine Seele, zu weich dein Gefühl, meine Paulowna, du hast den hochherzigen Jüngling nicht vergessen. Meine gute Mutter versteht ihr Kind nicht ganz, entgegnete die Jungfrau, ihre seidenen Wimpern senkend, vergessen kann ich Fedor nie, aber ich gedenke seiner, wie eine Schwester des weit entfernten Bruders, mit stiller treuer Sehnsucht, ich traure um ihn, wie um den wärmenden Sonnenstrahl, wie um des Frühlings schönen Blüthenschmuck, mit sanfter Wehmuth, und sein Bild will ich bewahren in meinem Herzen, bis es bricht; aber des Schmerzes Stachel senkt nur euer Weh in meinen Busen, meine Thränen fließen nur für euch, und gelingt es mir, des Vaters Antlitz, der Mutter Auge zu erhellen, bin ich unaussprechlich glücklich; so rief das Mädchen, mit hoher Rührung sich an die bleiche Anna schmiegend, und fester umschlang diese ihr liebliches Kind. Soll ich dir vielleicht ein Lied zur Balalaika singen, fragte Paulowna jetzt ablenkend, da immer neue heiße Thränen der Dulderin entquollen, ja thue das, wenn du es vermagst, sprach die Mutter bewegt, flügle mit deiner sanften Stimme die Minuten, welche meine Angst in ihrem Laufe festzuhalten scheinen, und während sie des Heerdes verlöschende Gluth anfachte, ergriff die Jungfrau das Saitenspiel, und von leisen Mollakkorden begleitet, entschwebten des Liedes einfache Worte ihren Lippen:

Stürmt der Nord mit finstern Schwingen
Tobend am breitsten Belt,
Blühet doch im warmen Herzen,
Eine schöne Frühlingswelt.

Laß den Thränenborn versiegen,
Keiner dunklen Schuld bewußt
Gibt die Liebe, gibt die Treue
Dir zurück des Lebens Lust.

Aber plötzlich verstummend lauschte die holde Sängerin, und mit dem freudigen Ausruf, der Vater kommt, flog sie von ihrem Schemmel der Thüre zu.

Düster trat der verbannte Wasiloff, mehrere Zobelfelle in der Hand, ein, finster warf er die Beute der Jagd in einen Winkel, und hing die Kugelbüchse an die Wand, ein stummer Händedruck begrüßte Gattin und Tochter. Warum so ernst, lieber guter Paul, fragte im besorgten Tone die geduldige Anna, du warst heute ein glücklicher Jäger, setzte sie, mühsam ein Lächeln erzwingend, hinzu, und dennoch hat dein Auge keinen freundlichen Blick für uns. Kann euer Anblick mich erfreuen, entgegnete er, von der tiefsten niedrigsten Armuth umgeben, in einer elenden Hütte, kaum vor dem Schreck des Unwetters geschützt, muß ich das Theuerste des Lebens sehen, die tugendhafte, engelfromme Gefährtin meines Daseyns, dich, welche ich im Glanze und Schimmer zum Altare führte, herabgestürzt in endlosen Jammer mein holdes Kind, die schöne reiche glückliche Braut des stolzen Grafen Ostrowsky tritt mir in dem Gewand einer leibeigenen Magd entgegen, ach! da wird Entzücken, euch zu umfassen, zum Todesschmerz, der mich verzehrt und tödtet. Verbanne die finsteren Gedanken, theurer Vater, bat in ihren weichsten Flötentönen Paulowna, wir sind nicht unglücklich, nicht verlassen, so lang du bei uns weilst, nur wenn Gefahr dein liebes Haupt umstarrt, in den eisigen Wäldern und Schluchten, dann bangt uns sehr, aber kehrst du unverletzt und kräftig wieder, vermißt die Mutter den glänzenden Palast in Petersburg gewiß nicht, und ob Paulowna in Sammt oder Tuch gekleidet geht, das gilt ja gleich; dein Mädchen ist nicht eitel guter Vater, drum sorge nur für dich, und wärme deine Hände an der lodernen Heerdesflamme, denn du bist müde und vom Nordwind erstarrt. Ich danke dir für deine Sorgfalt, meine Tochter, erwiderte Wasiloff, aber kein irdisches Feuer verscheucht den Frost, der mich schüttelt, den Schauer der Seelenangst, welcher meine Gebeine durchrieselt. Um Gott Paul, was ist dir widerfahren, rief Anna händeringend. Heute ist die Frist verronnen, versetzte er, morgen soll ich der Krone den Zoll entrichten, und vermag es nicht, bin aufs neue den grausamen Mißhandlungen dieser Barbaren ausgesetzt, muß mich vielleicht von euch trennen. Da verhüllte seine Gattin ihr Haupt, und blaß gleich einer weißen Rose, warf sich das zitternde Mädchen in des Vaters Arme; und ist keine Rettung möglich, flüsterte sie aus schwergepreßtem Busen, das große, in hellen Perlen leuchtende Auge zu ihm erhebend? Keine, antwortete er dumpf, wenn nicht ein Engel aus lichten Höhen erscheint, uns zu helfen in der höchsten Noth. Ach, nun wird es schrecklich klar vor meinen Sinnen, klagte Paulowna, schon zwei Mal war heut Iwan Petrowitsch in unserer Hütte, und forschte mit wildem Ungestüm nach dir. Er ahndet mein Unglück, entgegnete Wasiloff, und sehnt von höllischer Schadenfreude beseelt, die Stunde herbei, in der es ihm gestattet ist, als Aufseher der Verwiesenen sein Opfer zu ergreifen. Weh uns, rief das Mädchen, die Hand auf das ängstlich schlagende Herz pressend, ich höre Männertritte, barmherziger Gott! sollte dein Peiniger schon nahe seyn? Bleib ruhig, armes Kind, sprach der Vater, das scheint nicht der schwere polternde Schritt des Kerkermeisters in dieser Wüste. Da öffnete sich die Thür, und ein verbannter Unglücksgefährte Wasiloffs trat ein, vor Eile glühend, beinahe athemlos. Was willst du noch so spät bei mir, Alexis? fragte ihn dieser mit ruhigem Ernste. Dich retten, rief der verwiesene Jüngling heftig, du bist unfähig, der Krone den Tribut zu entrichten, ich weiß es; ans Krankenlager gefesselt, konntest du der strengen Pflicht nicht folgen, Iwan Petrowitsch ist auf dem Weg, dich ins Verderben zu stürzen mit den Deinen, aber ich komme von freudigem Muth beseelt, dich aus den Klauen dieses Tigers zu befreien, denn ich ehre und liebe dich wie meinen Vater, drum verschmähe die Hand nicht, welche ich dir biete, stoße mich nicht zurück, versprich mir das. Ich danke dir für deine Theilnahme, erwiederte dieser, aber noch ist es mir fremd, ob ich deine Hülfe annehmen darf, drum rede mein Sohn, wie denkst du einen Unglücklichen zu retten, der sich selbst aufgegeben, — und strebt dein Wort nicht gegen Recht und Pflicht, so werden unsre Wonnethränen dich segnen.

Du weißt, mich führte kein Verbrechen in dieses Jammerthal, begann der Jüngling, doch schuldlos bin ich nicht, jugendliche Thorheiten stürzten mich, mir fehlt das seelige Bewußtseyn, welches deines Lebens Engel ist, ganz frei und tadellos vor dem Throne meines innern Richters zu stehen, so wie du, den nur Verläumdung aus den zürnenden Blicken unserer Monarchin bannte; o glaube mir, Wasiloff, du bist sehr glücklich, denn die Knute ist Wohlthat gegen das Gefühl, sein eigenes bittres Leid verschuldet zu haben, aber leise nur brannte mich diese Pein, bis ich zum ersten Mal in die schönen frommen Augen deiner Tochter sah, und dann beschämt die meinen an den Boden heften mußte. Schweigt, ich bitte euch, rief Paulowna erröthend, und Wasiloff sprach im finstern Unmuth die Stirne faltend: zur Sache, junger Mensch, der Tochter Augen haben mit den drohenden Stürmen nichts zu schaffen, die über des Vaters Haupt heraufziehn. So hört mich nur, fuhr der Jüngling fort, da flehte ich oft mit heißer Inbrunst zum Himmel um ein Mittel, wie ich mich ihres Anblicks und deiner Freundschaft werth machen könnte, und sieh, ich glaube, die Stunde ist gekom-

men. Während dich das Fieber an die Matte fesselte, zog ich, ein rüstiger Jäger, hinaus, und reiche Beute ist mir geworden, funfzig Zobelfelle liegen mir zur Kronabgabe bereit, noch diese Nacht schaffe ich, was dir fehlt, in deine Hütte, du bist frei, und ich gehe morgen freudig der Kerkernacht entgegen, denn in meiner Brust lebt das selige Gefühl, Paulowna, verachtet mich nicht mehr. Hohe heilige Rührung wallte in dem Busen der lieblichen Jungfrau, und stiller Segen leuchtete aus Annens Augen, aber mit weichem Ton, eine Thräne zerdrückend, sprach Wasiloff: sieh Alexis, wie Recht ich that, dir nicht vorschnell zu versprechen, ich hätte sonst zum ersten Mal mein Wort brechen müssen, du kannst nicht fordern, daß ich eingehe in deinen Entwurf, wenn du mich liebst, das reine Bewußtseyn, welches du selbst den Engel meines Lebens nanntest, würde mir dann fehlen auf immerdar, könnte ich einen Schuldlosen, einen edlen Freund als Opfer hingeben, mein Haupt zu bewahren von der Strafe, die mich hart, aber doch gerecht trifft, ob versäumter Pflicht. O ich kannte dein stolzes Herz, Paul Wasiloff, rief schmerzlich der Jüngling mir ahndete wohl, daß es so kommen würde, helft mir gute Mutter, holde Paulowna, helft mir bitten. Wir können ihn zu keiner Ungerechtigkeit verleiten, antwortete Anna, mit sanftem Ernst, und müßte unsere ganze Erdenseligkeit untergehen in dem schweren Kampf gegen eure jugendliche Großmuth. Höre mich, Alexis, sprach Wasiloff nach einer Minute, welche in bangem Schweigen zerfloß, und faßte bewegt seine Hand. Ich blicke tief in dein Gemüth, und es thut mir sehr weh, den edlen Sinn, der mir wohl will, schmerzlich zu verwunden, doch ich muß, so sey es denn, das Mädchen dort, mit den hellen frommen Augen, scheint die Flamme deiner Schwärmerei angefacht zu haben, aber meine Tochter ist verlobt, und hat auch des Vaters finst'res Geschick von der Welt das zarte Band gelöst, umfaßt es doch noch fest und innig das Herz mit süßer Zaubermacht. Wie du mich verkennst, unterbrach ihn der Jüngling, meinst du, ich könnte glauben, diese Perle aller Jungfrauen würde je ihre Liebe einem Unglücklichen geben, der zur Züchtigung nach Sibirien gesendet ward? und wolltest du ihre Hand in die meine legen, so würde ich zurücktreten und sprechen, Vater ich bin deiner Rose nicht werth; mein Engel in der Wüste ist Paulowna und wird es bleiben, ihr Auge mein Himmel, wo sie wandelt, erblühen mir Paradieses Blumen aus dem ewigen Schnee, in ihrem Lächeln geht die Sonne über diesen Steppen auf, mit goldener jugendlicher Herrlichkeit; und Fedor lispelte das Mädchen, von den Liebestönen in schöne Träume gewiegt, da öffnete sich die Thür, und halbbetrunken, die Branntweinflasche in der Hand, taumelte der wilde Iwan herein.

Ei da giebt es Gesellschaft, wie ich sehe, höhnte er, man singt wohl gar, schlägt die Balalaika, und läßt den lieben Gott walten über Jagd und Zobelfang, wer hat dir erlaubt so spät noch deine Hütte zu verlassen, Taugenichts, fuhr er jetzt den Jüngling an, packe dich und sey bereit auf den Besuch der Knute. Dunkle Purpurflammen schlugen in Alexis Wangen empor, krampfhaft ballten sich seine Hände, aber unfähig Paulownas süßem Schmeichellaut zu widerstehen, welche ihn bat den Unhold nicht zu reizen, in dessen Gewalt ihr Vater war, stürzte er schweigend in die finstere Nacht hinaus. Nun euer saubrer Gast fort ist, grinste Iwan, wollen wir an unser Geschäft gehn. Morgen, wie ihr wissen werdet, fällt die Lieferung der Abgaben, und so erfordert meine Pflicht nachzusehen, ob Alles in Ordnung ist, ihr habt funfzig Zobelfelle zu entrichten, damit trat er in den Winkel und zahlte. Wie, tobte er, dreißig Felle nur? beinahe die Hälfte fehlt? Paul Wasiloff das wird dir schlecht bekommen. Ich war krank, das wißt ihr selbst, erinnerte ihn der Geschmähte, konnte lange der Jagd nicht folgen. Kümmert mich nichts, erwiderte Iwan mit schneidender Kälte, meine Ordre lautet, richtigen Empfang der Abgaben oder — Nun? fragte Anna gespannt: fürs Erste ins Gefängniß, dann in die Bergwerke. Großer Gott, jammerte sie, welch ein Ausspruch! Seyd barmherzig flehte das Mädchen. Ich habe keine Schonung von euch erwartet, entgegnete Wasiloff, und werde mich nicht herabwürdigen, fruchtlose Bitten an euer Marmorherz zu verschwenden. Hochmüthig seyd ihr, das muß man euch lassen, spottete Iwan, man sollte wahrhaftig nicht glauben, daß ein Verwiesener vor seinem Aufseher, gleichsam vor seinem Herrn und Gebieter steht. Seit Rußlands große Gemahlin mich verstoßen, erkenne ich nur noch ein Wesen über mir, sprach Wasiloff mit einem frommen Blick zum Himmel, den ewigen Gott, der mich gnädig beschützen wird, und mir Kraft geben zu leiden und zu dulden.

Anna, schluchzte Paulowna, und umfaßte den Vater mit kindlicher Zärtlichkeit. Ist es nun genug gefaselt, drohte Iwan, beliebt es euch mir Antwort zu geben oder nicht? wollt ihr den Abgang bis morgen ersetzen oder in den Kerker wandern? Ich vermag es nicht, sprach Wasiloff, ich habe weder Gold noch Freunde, ich habe nichts als mein Leben. Und eine wunderhübsche Tochter, setzte Iwan hinzu, kommt doch ein Bischen näher, Jungfer Paulowna, und sie zum Herde ziehend fuhr er fort, seht mir nur das feine Lärvchen, den schlanken Wuchs, die lieben Aeuglein, und das wäre nichts? Laßt mich Iwan Petrowitsch, rief das Mädchen sich unwillig losmachend. Was habt ihr mit meinem Kinde? fuhr Wasiloff auf, sie ist frei, und weder euch noch der Krone etwas schuldig. Nu, nu, nur nicht spröde gethan, murrte er, ich sag es euch jetzt einmal frank und frei heraus, gebt ihr mir die schmucke Dirne zum Weib, so will ich mit meinem Gelde eurer Noth ein Ende machen, weigert ihr euch, so wißt ihr euer Schicksal, und damit Gott befohlen. Bleich wie Wachs, sank die Jungfrau in ihrer Mutter Arme. Auf dein Wohlseyn schönes Bräutchen! schrie im trunkenen Uebermuthe der Abscheuliche, und leerte den Rest der Flasche, morgen hole ich mir das Jawort ab. Schweigt Iwan Petrowitsch, zürnte Wasiloff, mit eurer tollen Forderung, ins Gefängniß könnt ihr mich führen, das weiß ich nicht zu hindern, aber meine Tochter laßt aus dem Spiele. Lieber wollt ich dem Kind die Todtenkrone flechten, fiel Anna schaudernd ein, als euern rohen Händen diese zarte Blume anvertrauen. Werdet euch schon anders besinnen, lachte er, und wollt ihr nicht, kann ich nicht helfen, dürft mich dann nicht grausam schelten; das feine Töchterchen liefert den Vater selbst in die Bergwerke, wenn sie Nein sagt, also sey klug Täubchen, gute Nacht. Und in einen wilden, beinahe tonlosen Gesang ausbrechend, dessen Worte auf der lallenden Zunge erstarben, verließ er die Stube.

Gelobt sey Gott, er ist fort, seufzte Paulowna sich aufrichtend, aber morgen kehrt er wieder, und führt die Braut heim, setzte sie wie im Fieberfrost erbebend hinzu. Nimmer, rief Anna, erhält er deine Hand. Dich quälen Schrecken der Fantasie, mein theures Kind, sprach Wasiloff, zu köstlichen Preis fordert der wahnsinnige Thor, er soll und darf ihm nicht werden. Die Tochter liefert den Vater in die Bergwerke, wiederholte zusammenschreckend die Arme. Du bist mein liebes frommes Mädchen, versetzte dieser; der Unmensch hat dein weiches Herz empfindlich getroffen, doch auf solche Weise will ich nicht gerettet seyn, und befehle dir nie mehr an den Vorschlag zu denken, welchen die Hölle selbst

ihrem Abgesandten einflüsterte, ja, feierlich sey es dir gelobt, Paulowna, ehe geht mein Weg durch die dunkle Pforte, die zur lichten Heimath führt, wo jedes Leid der Erde endigt, eh ich diesen Pfad zur Rettung betrete, und tiefbewegt, ihre Stirn küssend, eilte er mit raschem Schritte in die anstoßende Kammer. Klagend streckte sie ihm die schönen Lilienarme nach, und zur Mutter gewendet, sprach sie: in wehmüthig bangen Tönen: Ich muß doch des rohen, grausamen Iwans Gattin werden, gewiß, ich muß, in meine Hand legte das Schicksal die Würfel, welche des Vaters Loos entscheiden, sie müssen zur Rettung fallen, oder mein Friede ist verloren hier und dort.

Du darfst deine Freiheit nicht verschenken, erwiederte Anna, dich bindet der Verlobungsring, du bist Fedors Braut. Weh mir, er ist auf ewig für mich verloren, schluchzte sie, und mit ihm des Lebens süßes Glück, drum laß mich das freundliche Daseyn geduldig opfern zu des Vaters Heil. Vertraue, glaube und hoffe, arme Paulowna, tröstete die Mutter ihr zagendes Kind, und geh jetzt schlafen, liebes Herz, du bist erschöpft und thränenmüd, das Feuer ist erloschen, und der Nordwind braust durch die Fensterspalten, geh zur Ruhe, meine Tochter. Gute Nacht, lispelte das Mädchen, und glitt aus den liebenden Armen auf die Knie nieder, da schwebte die Andacht in lichter Strahlenglorie über dem Haupt der Lieblichen, ihren Frieden träufelnd in die schuldlose Brust, und sühnend des Busen heißes, unendliches Weh, lächelten himmlische Engel herab auf die holde Beterin, und trockneten mit säuselndem Flügelschlag ihre Thränen. Bald senkte sich des Schlummers magische Rosenwolke auf Paulownas Augen, leise wie fernes Harfenlispeln berührte des Sturmes Getöse ihr Ohr, und bunte Träume umflatterten das ärmliche Lager, prophetisch reichte ihr der Genius einen Myrtenkranz, nach welchen Iwan Petrowitsch mit rohen Händen faßt, und als sie dem Schrecklichen entfliehen wollte, wie ein schüchternes Reh dem tödtenden Pfeil, da zerfloß das finstere Bild, und Fedor schmückte ihre Locken mit der bräutlichen Krone.

Trübe ohne Glanz und Glut blickte der grauende Tag aus dichten Schneewolken, da erwachte die Jungfrau, und schwerer senkte sich des Schmerzes Wucht auf ihre selig athmende Brust, von namenloser Angst beseelt sprang sie auf und trat ans Fenster, tief beklommen in die Winterlandschaft hinausstarrend. Trauernd bot ihr die eintretende Anna den Morgengruß, und zur Reise gerüstet, erschien Wasiloff an der Thür der Schlafkammer. Bist du schon wach, meine Tochter, sprach er sanft, da noch des erblindeten Lichtes matter Schein kaum dein Auge küßt, und laut weinend flog das Mädchen an seinen Hals. Beruhige dich, mein Kind, bat er mit weichem Ton, laß mich nicht so von dir scheiden in trostlosem Jammer. Ja, meine Theuren, jetzt, jetzt will ich Abschied von euch nehmen, nicht dann wenn die Roheit des Barbaren, der mich aus euren Armen reißt, jedes fromme Gefühl der Liebe im Busen lähmt, jede Nerve spannt zur Verzweiflung. Ihr seyd beide frei, kehret nach Petersburg zurück, euch zürnet die Monarchin nicht, und Graf Ostrowsky wird seine Braut, und ihre Mutter schützen, meine Gattin, meine Tochter, ihr die ihr stets das eigene Glück wieder fandet in dem meinen, gebt mir den Trost in das Gefängniß mit, daß ihr einem schönern Daseyn entgegen geht. — Paul, du tödtest mich, klagte Anna, und halb ohnmächtig ruhte die Jungfrau an des Vaters Brust. Da trat mit eilfertigem Schritt Iwan Petrowitsch in die Stube, und fragte mit trotzigem Tone, nun wie ists, habt ihr euch besonnen? führe ich die Braut zum Altare, oder den Vater in den Kerker? Und ohne ihm zu antworten legte Wasiloff die bleiche Lilie in Annas Arme; Mutter, tröste dein Kind, sprach er gerührt, daß es nicht vergeht in seinem Weh, und nun lebe wohl, gedenkt meiner letzten Worte! Da riß das Mädchen in wilder Hast sich los, und auf den grausamen Mörder ihrer Ruhe zueilend, rief sie, ja ich bin entschlossen, nehmt meine Hand, aber bald, setzte sie gefaßt hinzu, eh ich — sterbe. Seht ihr rief Iwan frohlockend, das klingt anders, die Kleine ist wahrhaftig vernünftiger als ihr, und es soll dich nicht reuen, Schätzchen, sollst gute Tage haben, bist eine allerliebste Hexe, aber säume auch nicht, das Verlobungsmahl wartet, komm mein Täubchen. Sie spricht im Fieberwahnsinn ihres Schmerzes, zürnte Wasiloff, denn ich schwöre euch bei dem reinen Engelsherzen, das ihr mit eurer harten Hand brechen wollt, nimmer soll meine einzige geliebte Tochter eurer Bosheit zum Raube werden. Zurück von ihm, Paulowna, mein gehorsames Kind, ich befehle es dir in der heiligen Stunde der Trennung, und nun fort mit euch. Ja fort mit euch, wiederholte wie ein gräuliches Echo, der in Wuth Schäumende, fort mit euch in die Bergwerke, oder ich will nicht Iwan Petrowitsch heißen; da warf sich Anna flehend vor ihm zur Erde, und die Jungfrau umfaßte seine Knie mit Tönen der Verzweiflung, aber wild und grausam wie ein entfesselter Tieger, riß er seinen Gefangenen nach der Thür, welche sich in diesem Augenblick öffnete. Und von Wache umgeben trat der Gouverneur in die Stube. Euer Excellenz hier? — stammelte Iwan erblassend, und beugte sich in sclavischer Demuth. Gnade, rief Paulowna, die gefalteten Hände gegen den fürstlich hohen Greis erhebend. Gerechtigkeit, meine Tochter, sprach er, liebreich milde sie erhebend, mit einem strengen Blick nach ihrem Peiniger, soll euch im vollen Maße werden, und nun redet, Iwan Petrowitsch, was hatte die Scene zu bedeuten, deren Zeuge ich wurde? Der verwiesene Paul Wasiloff kann die Kronabgabe nicht entrichten, antwortete der Betroffene, so kam ich ihn ins Gefängniß ihn abzuführen, wie es meine Pflicht — die habt ihr verletzt, unterbrach ihn der Gouverneur mit ernster Majestät, eure Pflicht erheischt Anzeige an mich, und dann Erfüllung meines Ausspruches; ihr habt eigenmächtig gehandelt, und seyd strafbar, denn ich bin der Herr und ihr seyd der Knecht. Tief neigte sich Iwan und wollte schweigend und ergrimmt die Hütte verlassen; aber halt! rief der Gouverneur, wir sind noch nicht fertig, seyd ihr sonst in keiner Absicht gekommen, fuhr er fort, als der Kronabgabe willen? Nein, euer Excellenz, entgegnete er mit frecher Stirne. Heuchler, elender Lügner! donnerte Graf Rosinsky, du bist entdeckt, im trunkenen Muthe hattest du dich verrathen, an ein Herz, das besser schlug als das deine: erpressen wolltest du des blühenden Kindes Hand von dem zum Tode geängstigten Vater, zum Fluch sollte der kindlichen Liebe heiliger Segen der Jungfrau werden; fort mit dir, Schändlicher, aus meinen Augen, in des Kerkers Nacht, welche du deinem Opfer bestimmtest. Und von der Wache fortgeführt knirschte Iwan und schlug sich wüthend vor die Stirne.

Ihr staunt wie so Alles mein Ohr erreichte, was ihr wohl nimmermehr vermuthet, wandte sich der Gouverneur zu den Geretteten, aber ihr habt einen treuen Freund, Paul Wasiloff, unter euren Unglücksbrüdern. Gestern noch spät verlangte ein Jüngling mit dringender Angst mich zu sprechen, und kaum zu mir geführt, warf er sich auf die Knie, und flehte um Gnade für euch; mit seinen Bitten, seinen Thränen, hat der arme Verwiesene die Wachen bestochen, daß sie ihm den Eingang gewährten in mein Haus; er entdeckte mir Iwans niedrigen Plan, welchen der Bösewicht ihm vertraut, und ich säumte nicht, das schuldlose Mädchen zu beschützen vor des Satans Tücke. Was die Kronabgabe betrifft, so ist sie euch für diesmal noch erlassen, denn ihr waret krank, wie mir der

Jüngling betheuert, das verdient Nachsicht. Dank, ewigen Dank, unsermedlengroßmüthigenRetter, frohlockten Anna und Paulowna, seine Kleider und Hände mit Küssen und Thränen deckend. Un mit einem Blicke zum Himmel, rief Wasiloff der ewige Richter dort oben schreibt diese That und mein Entzücken das ich nimmer auszudrücken vermag hienieden in sein goldenes Buch. Aber laßt mich, Kinder, erwiderte der Gesegnete, dankt dem armen Alexis Kasanow, welcher in der grimmigen Kälte, in finsterer Nacht, weder Gefahr noch Strafe scheuend, mich aufsuchte, und für euch bat, wie ein Sohn für seinen Vater, wie ein Bruder für die geliebte Schwester. Bei diesen Worten trat eine Ordonanz in die Hütte, meldend, ein kaiserlicher Officiee, kaum von Petersburg angelangt, fordere dringend den Herrn Gouverneur zu sprechen und habe, glühend vor Ungeduld gebeten, ihn an den Oet zu führen, wo Se. Excellenz sich befinden. So laßt ihn einführen, befahl dieser, daß er seine Papiere mir übergebe, und hat er mündliche Aufträge von Wichtigkeit, dann entfernt ihr euch wohl, gute Leute. Da flog die Thür auf, und ein hochschlanker, blondgelockter Jüngling, schön wie der jugendliche Kriegesgott, einen leuchtenden Orden auf dee Brust, eilte in die Stube. Fedor! tönte es von den Lippen der Jungfrau, wie ein West durch goldene Harfensaiten zittert, und in der Ohnmacht dunkeln Schleier hüllte der Wonne Uebermaß die Liebliche.

Mein Sohn, mein theurer Sohn! riefen Anna und Wasiloff vereinigt, die Arme ihm entgegenbreitend. Vater, Mutter, Paulowna, meine geliebte Braut, jauchzte der selig Ueberraschte und umpfing die erblaßte Rose. Ich habe dich wieder, du Kleinod meines Herzens, du, der meine Sehnsucht in die Wüste folgte, meine, meine Paulowna! Und gerührt setzte der Gouverneur hinzu, du hast mich heute gezwungen zu strafen, Herr, aber reichlich wird mir vergolten durch diesen Anblick. Da überflog ein heller Purpurschimmer des Jünglings Antlitz. Vergebung euer Excellenz, daß ich in meinem Entzücken vergaß, was mich in diese Hutte führte. Ihre Entschuldigung, unterbrach ihn freundlich der edle Greis, spricht mein Herz, das menschlich fühlt und schlägt, nur sagen Sie, ob ihr Auftrag Zeugen duldet. Ja die Theuren dursen, müssen es hören, rief Fedor, ein versiegeltes Paquet in seine Hände legend. Als das Mädchen die wundermilden Augen aufschlug und mit holden Liebestönen lispelte: Weilest du noch hier, schönes Bild der Luft, o entfliehe mir nicht zu schnell, höre mein Flehn! laßt mich sterben in diesem süßen Traum, ihr himmlischen Engel! — Lebe Paulowna, erwiderte Fedor, mein Daseyn mir zum Paradies zu schmücken, denn kein Phantom ist meine Liebe, das dich täuscht, sie ist rein und fromm, und treu wie du selbst, und nichts mehr soll mich von dir trennen. Da begann der Gouverneur, nachdem er mit frohem Staunen die Depeschen durchgelesen, ich wünsche Ihnen von ganzer Seele Glück, Graf Wasiloff, Sie sind frei, Ihre Unschuld wurde anerkannt, und aufs neue belehnt mit allen ihren Gütern, eingesetzt in die Aemter und Würden, welche Sie sonst bekleideten, ruft der Monarchin gerechte Milde den Verkannten zurück. Erbleichend schwand des Lebens warmer Schein aus Wasiloffs Antlitz, und jener, der das Leid mit wunderbarer Kraft eeteug, schien nun der Freude zu erliegen. Nein, sprach er, sich an die Stirne fassend, es ist nicht möglich! es kann nicht seyn! — so aus der tiefsten Noth emporgehoben, auf der Seligkeit schönsten Gipfel, nein, wir träumt von wiedergegebener Ehre die meinem Kind vom holden Liebesglück, aber, wäre es wirklich so, rief er plötzlich in stürmisches Entzücken übergehend, meine Anna, meine Tochter, sagt, daß es wahr ist, wiederholt es tausend Mal, daß die Schmach von meinem Haupt genommen, daß ich nicht mehr verbannt bin, und geächtet und verachtet. Fühle es an unsern frohen Thränen, an den freudig schlagenden Herzen deiner Kinder, jubelten Fedor und Paulowna ihn umschlingend. Und tief bewegt, aber still und unbemerkt entfernte sich der Gouverneur, die Glücklichen allein zu lassen mit ihrer Wonne.

(Schluß folgt.)

Orpheus.

Der Sänger steht verlassen, schmerzvoll klagend,
Er steht mit seiner Leier ganz allein,
Das volle Herz zur öden Wuste tragend
Soll sie die einz'ge Freundin noch ihm seyn.
Der Erde Freuden und Genuß entsagend,
Will er bestand'ger Trauer nur sich weih'n,
Jetzt greift er in der Saiten gold'ne Fülle
Sein Lied schallt weithin durch der Gegend Stille.

„O Leier, sang er, die du oft am Tage
„Des Glückes meine Freuden zeigtest an,
„Du einzige Begleiterin versage
„Die Dienste nicht, die du mir stets gethan,
„Und stimme nun zu meiner Leiden Klage,
„Die mir der Gotter ew'ger Schluß ersann,
„Nie töne heiter deine Saite wieder,
„Denn ach die Gattin stieg zum Hades nieder.

„Als wir durch Hymnen's Band vereinigt waren,
„Da schweifte sie, mit frohlich leichtem Sinn,
„Umgeben von der holden Nymphen Schaaren,
„Auf Blumen übersä'ter Aue hin,
„Und lächelte, nicht ahnend die Gefahren,
„Die ihrer harrten in des Grases Grün
„Stach eine gift'ge Schlange ihr die Wunden,
„Durch welche, ach zu früh! ihr Geist entschwunden.

Er schwieg, und ließ die gold'ne Leier sinken,
Doch nun begann er mit entschloß'nem Ton;
„Mag mir auch grinzend das Verderben winken,
„Hinunter steige ich zu Pluto's Thron,
„Zu seinen Fußen will ich flehend sinken,
„Und hören wird mich Krono's finst'rer Sohn;
„Die Leier, welche Thiere konnt' bewegen,
„Wird Mitleid in des Herrschers Brust erregen.

Die Erde ruhte in des Dunkels Hülle,
Als er sich wandte zum Tänarschen Thor; *)
Es tönte dort Gezische und Gebrülle,
Vergiftet stieg der Lufte Hauch empor;
Beherzt schritt er hindurch — und plötzlich stille
Ward es umher — nur noch vernahm sein Ohr
Der eignen Schritte schauerliches Hallen,
Und fern dee Feuerwellen dumpfes Wallen.

Auf dunkeln, öden, nie betret'nen Stegen
Gelangt' er zu des Hades finsterm Reich.

*) Ein Vorgebirg in Laconien, und der mythische Eingang in die Unterwelt, durch welchen gleichfalls Herkules den Cerberus auf die Oberwelt und wieder zuruckrrug. Anmerk. d. Red.

Hier labet weder Sonnenschein noch Regen,
Nicht Tag und Nacht, — die Zeit ist immer gleich,
Es wandeln nur auf einsam dunkeln Wegen,
Die leichten Schattenbilder, stumm und bleich:
Sie starrten all' dem Lebenden entgegen,
Der jetzt sich nahte, muthig und verwegen.

Schon war er an dem grauenvollen Orte,
Wo Pluto, mit der schönen Gattin thront,
Und zu der Leier sang er diese Worte:
„O Du, der Menschen strafet und belohnt,
„Herr, ich ging ein durch jene dunkle Pforte,
„In dieses Reich, wo nur der Schatten wohnt, —
„Nicht, daß mich Ruhmsucht oder Neugier triebe;
„Der Grund der kühnen Reise ist die Liebe.

„Die Gattin ist's, die zu den Feuerflüssen,
„Herniederstieg zu Deines Reiches Nacht;
„Gib sie zurück, ich fleh zu Deinen Füßen,
„Auch Du empfand'st ja einst der Liebe Macht,
„Da Du Proserpinen der Erd' entrissen,
(„Wenn Wahrheit uns die alte Kunde sagt, —)
„Gib sie zurück, es steigt ja jeder nieder
„Zu Deinem Reich, auch sie kommt einstens wieder.

„Doch Herrscher, kann mein Fleh'n Dich nicht erweichen,
„Und winkt Gewährung nicht Dein ernster Blick, —
„Dann will ich nimmer mehr den Tag erreichen,
„Dann reift auf Erden nimmer mir ein Glück.
„Dann bleib' ich hier in diesen dunkeln Reichen;
„Die Gunst gewährt: send' mich nicht zurück,
„Denn wen'ge Stunden würd' ich dort verweilen,
„Zu Deinem Reiche würd' ich sterbend eilen."

Und es beklagten ihn die leichten Schatten,
Indem er traurend diese Worte sang,
Es bat Proserpina den finstern Gatten,
Den Menschenbitte niemals noch bezwang;
Es weinten, die noch nie geweinet hatten,
Aus deren Brust noch nie ein Seufzer drang,
Die Eumeniden ihre ersten Thränen,
Beweget von des Liedes Klagetönen.

Nicht strebte nach der nie erreichten Welle,
Der immer flieh'nden, schmachtend Tantalus, —
Ixion's Rad, das mit des Windes Schnelle
Sich wendet, stand, — nicht wälzte Sysiphus
Den Stein, — es hielt, das Aug' von Thränen helle,
Den Nachen Charon an im styg'schen Fluß, —
Es ruhten selbst die kläglichen Belliden,
Mit ihren Urnen, sie, die nie ermüden.

Der ernste Herrscher sprach: „so nimm sie wieder,
„Dir folgend komme sie zum heiter'n Licht!
„Allein vernimm: sie steigt so gleich hernieder,
„Wenn du, rückwandelnd, wendest dein Gesicht;
„Doch dann erflehest du sie niemals wieder,
„Zum zweitenmal zurücke kehrt sie nicht!
Er sprach's, und mit dem vielgeliebten Gatten
Verließ Euridice, das Reich der Schatten.

Schon waren sie wo rein're Lüfte wehen
Schon waren sie dem goldnen Tage nah;
Nicht länger mehr kann Orpheus widerstehen,
Der Unglücksel'ge wendet sich, und sah
Die Gattin, ach, in leichte Luft vergehen,
Und trauernd steht er, und verlassen da;
Denn zweimal — eh' er in dem Tod erbleiche —
Steigt nie ein Sterblicher zu jenem Reiche.

Mörschell, Phil. Stud.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Lieblich ist die Jugend mir entschwunden,
Und die Bilder jener schönen Zeiten
Wenn sie meinem Blick vorübergleiten,
Bringen mir auch jetzt noch frohe Stunden.

Träufeln Balsam in die tiefen Wunden,
Meiner Gegenwart mit ihren Leiden,
Denn wie einstens meine Kinderfreuden,
Hab' ich nichts auf meiner Bahn gefunden.

Nur Erinn'rung trägt auf sanftem Flügel,
Mich in jene Feenwelt zurück,
Zeigt mir noch das hingeschwund'ne Glück,

Zeigt mir noch das Bächlein, Thal und Hügel,
Wo ich einst mit der Gespielen Schaar,
Glücklich, ach so überglücklich war.

Doch die Gegenwart mit rauhen Tönen,
Weckt mich auf und scheucht die Bilder fort,
„Thor, so tönt es laut, was willst du dort,
„Und ergrämst dein Herz in heißen Sehnen?

„An zerbrochne Urnen dich zu lehnen,
„Ist's nicht an der Zeit, an dir ein Mord?
„Kämpfen, ringen sey dein Losungswort,
„Nichts gewinnst du mit den Sehnsuchtsthränen."

Aber hab' ich nicht gekämpft, gerungen,
Klimm ich nicht noch jetzt auf meiner Bahn
Muthig, doch mit welchem Glück hinan.

Und du scheuchst mir die Erinnerungen,
Die mich mild erfreun, o Gegenwart,
Ach so weit hinweg, ist dieß nicht hart!

Und die Zukunft! — düstre Schleier hüllen
Sie in undurchdringlich Dunkel ein,
Wird sie trübe, wird sie heiter seyn,
Wird sie meinen Durst nach Wahrheit stillen?

Wird sie alle Zweifel mir enthüllen,
Ahnend tönt's in meinem Innern „Nein"
Doch die Hoffnung zieht im Herzen ein,
Spricht sie wirds nur haben festen Willen.

Soll ich dieser innern Stimme trauen,
Die mich auf die eigne Kraft verweißt,
Nach dem Kampf Belohnung mir verheißt?

Muthig, muthig, will ich vorwärts schauen
Kann ich nicht den schweren Kampf bestehn,
Will ich doch nicht ruhmlos untergeh'n.

R...r

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 2. Sonntag, 5. Januar 1834.

— — Begreife doch,
Wie viel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist! wie gern der schlaffste Mensch
Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —
Gut handeln nicht zu dürfen.

Gotth. Ephr. Lessing.

Heldenmuth aus Liebe.

(Novelle von Emmy. . . . .)

(Schluß.)

Freundlich wie Mondenschimmer ruhten Paulownas Augen lange auf des Jünglings herrlicher Gestalt, aber zweifelhaft das Lockenköpfchen schüttelnd, flötete sie mit Nachtigallentönen: Immer enger umstrickt mich die Angst, daß dennoch ein süßer Wahn meine Blicke täuscht, je mehr ich dich betrachte, du trägst Fedors Züge, sein Lächeln begrüßt mich, seiner Stimme weicher Klang schmeichelt meinem Ohr, aber nimmer im Gewand des Friedens, wie sonst, ein leuchtender Krieger, steht das geliebte Bild vor mir, und ich glaube mich unwillkührlich in die schönen Mährchen versetzt, welche mir die Mutter zur Laute sagt, da ich noch ein Kind war. Die Liebe hat mich mit dem Schwert umgürtet, holdes Mädchen, fiel ihr der Jüngling ein. Und erzähle doch, mein Sohn, bat Anna, wie sich Alles so wunderbar fügte, denn auch mir schwirrt es vor den Sinnen als wär' ich fieberkrank. Ja, rief Fedor Ostrowsky, hört mich, ihr Theuren, hört es, wie des Schicksals Wechselfluth mich auf ihren kühlen Wogen trug bis der kleine geflügelte Gott mit seinem goldenen Ruder meinen Nachen in den Port lenkte. Und am niedern Feuerherd gelagert, in der ärmlichen sibirischen Hütte, begann der heldenmüthige Vertheidiger seines Vaterlandes die Kunde entflohner Tage. Als ihr abgereist nach dem schrecklichen Ort eurer Bestimmung, sprach der Jüngling, verglomm meines Lebens schöner Stern in tiefer grauenvoller Nacht, ausgeblüht hatten mir der Jugend Freuden, ich fühlte nur Paulownas Verlust, und meinen unendlichen Schmerz; da gewährte, ergriffen von des Sohnes erlöschenden Augen, von den zum Tode erbleichenden Wangen, der Vater meinen heißesten Wunsch, und erlaubte mir, in Kriegsdienste zu treten; er hoffte, des Soldatenlebens buntes Treiben würde den Stachel nehmen aus meiner tiefen Herzenswunde, aber ein anderes höheres Ziel schwebte vor des Liebenden Blicken; thatenkräftig wollte ich mir der großen Monarchin Huld erringen, zum Pfand für Graf Wasiloffs Freiheit; Paulowna wollte ich erkämpfen oder verblutend untergehen. Mit den Freiwilligen zog ich aus, den Rebellen Pugatschew gefangen zu nehmen, und seine furchtbaren Bundesbrüder; wir überfielen sie in der Nacht; wüthend vertheidigten sich die Angegriffenen, denn sie hatten das Leben eingesetzt in dem blutigen Spiel, und es war verloren, wie die Loose fallen mochten. Aber mein verzweifelter Liebesmuth, meiner Kameraden tollkühnes Jugendfeuer siegte; sie wurden überwunden, und der General gebot ihrem Anführer, sich zu ergeben. Da zog er meuchelmörderisch mit höllischer Gewandtheit eine Pistole hervor, und setzte zur Antwort sie auf des Helden Brust. Jetzt winkte mir das Glück im entscheidenden Moment, jetzt Paulowna war meine Liebe mir gnädig. Ein Säbelhieb lähmte die Hand des Schändlichen, mein General war gerettet, und der Aufrührer in unserer Gewalt. Unendlich mild und gütig empfing mich die Kaiserin, als ich mit der Siegesbotschaft vor ihr Antlitz trat. Ihr habt mir eine frohe Nachricht gebracht, Graf Ostrowsky, sprach die hohe herrliche Frau, nennt mir einen Wunsch, dessen Erfüllung euch Freude macht, und er sey im Voraus gewährt. Und ich flehte nicht um Gnade für dich, mein Vater, nein, nur um strenge Untersuchung deiner gerechten Sache. Ihr habt mein kaiserliches Wort, entgegnete die Monarchin, das nimmer brechen werde, doch ich fürchte, der Richter Ausspruch werde ihn zum zweiten Mal verdammen. So ward ich entlassen. Aber nach kurzer Zeit aufs neue zur Audienz gerufen, fand ich Rußlands große Beherrscherin ungewöhnlich ernst und trübe. Eine Wolke stiller Wehmuth umhüllte ihr Antlitz. Graf Wasiloff ist unschuldig, rief sie mir entgegen, ich ward schrecklich getäuscht aber weh allen jenen, welche die Verräther Hand geboten, zum Sturze meines treuen Dieners, die mein Auge verblendet, der Verläumdung Gift mir ins Ohr geträufelt haben, sie sollen es büßen, daß ihre schwarze That mich verleitete zu dieser Ungerechtigkeit; welche ich zu sühnen suchen werde. Schon ist der Befehl an den Gouverneur von Tobolsk ausgefertigt, daß er dem edlen Unglücklichen seine Freiheit und meine erneuerte Gnade verkünde. Aber euch, Fedor Ostrowsky, sprach sie freundlich, bin ich nun zum zweiten Mal verpflichtet, denn ihr habt mich auf dieses Gewebe von Neid und Bosheit geführt, und noch kein Lohn ist euch geworden. Nehmt dieses Zeichen eurer Tapferkeit, und seyd meiner Huld versichert. Bei diesen Worten schmückte sie mich mit dem Ordenskreuz. Doch als ich meinen glühenden Dank der Monarchin zu Füßen legte, erwiderte sie, wenn ich nicht irre, so lese ich noch einen Wunsch in euren Blicken, sprecht offen und ungescheut, ich bin geneigt, euch viel zu gewähren, denn ihr habt mir große Dienste geleistet. Da berührte ich den Saum ihres Gewandes, und bat, mich nach Tobolsk zu senden mit

der Freudenbotschaft. Auch das bewilligte die hochherzige kaiserliche Frau. Und ich flog nach Sibirien, wo meine Rose blühte, als der Seligste der Sterblichen. **Fedor**, mein edler **Fedor**! jauchzte das gute Mädchen, stets habe ich dich geliebt, wie meines Lebens Heil, aber nun bewundre ich dich, du Herrlicher, und blicke mit frohem Stolz zu dir empor. Mein Sohn, rief **Wasiloff**, du tapfrer Held, ja du verdienst das fromme Engelskind, welches das jugendliche Lebensglück opfern wollte auf dem Altare geduldiger Ergebung. Meine **Paulowna**, du bist des Jünglings würdig, der für Treue und Edelsinn gekämpft und gesiegt, Segen, Segen über euch ihr Theuren. Und hin sank das schöne Paar, und leise ruhte seine Hand auf der goldenen Locken Schimmer in unendlicher Rührung. Da zerriß zum ersten Mal nach drei langen Monden die Sonne den winterlichen Nebelschleier, mit himmlischem Lächeln die Gruppe beleuchtend, und in ihrem Strahlenkranze schwebte reiner Geist, mit seinen Seraphsfittigen, und weihte die niedre Hütte zum Tempel des Entzückens.

Die Urwälder fingen an zu grünen in des Lichtes wärmern Strahl, das schnell vorüber gleitend, Sibiriens trauernden Gefilden zulächelt. Der Faulbaum prangte in seiner Blüthe, zwischen dunkeln Moos blinkte noch wie silberner Lilienschmuck der Schnee, welchen der Winter zurückgelassen hatte, als Bürgschaft seiner Wiederkehr, und hundert farbig schillernde Schwämme, rosenhell, purpurn, und von zartem Blau überduftet, schmückten den Boden.

Da trat bei der Abendröthe Schein, der neue Aufseher der Verwiesenen in das Kabinet des Gouverneurs von Tobolsk den Rapport des Tages ehrfurchtsvoll zu übergeben. Heiter von seinen Papieren aufblickend, rief ihm Graf **Rosinsky** entgegen: Freu dich guter Alter, ich habe dir heute einmal einen frohen Auftrag zu geben, der deinem menschlich fühlenden Herzen wohl thun wird. Die Blumen der Freuden sprossen sparsam bei uns. Euer Excellenz, erwiderte **Michael Wasili**, aber um so lieber bewillkommt man den seltnen Gast. **Alexis Kasanow**, fuhr der Gouverneur fort, aus Moskau gebürtig, welcher wegen frevelhaften Aeußerungen über die Handlungsweise der Monarchin, auf unbestimmte Zeit, nach Sibirien verwiesen wurde, erhält durch die höchste Gnade seine Freiheit, auf Fürbitte der Häuser **Wasiloff** und **Ostrowsky**, also geh **Michael** und kündige ihm an, daß die Stunde der Erlösung schlug. Da schlich sich eine Thräne über die gefurchten Wangen des Angesprochenen. Vergebung, Euer Excellenz, sprach er, aber das ist ein herzlich betrübter Auftrag, die Gnade der Kaiserin kommt zu spät, der arme Junge ist schon frei und selig heimgekehrt zu dem Vater der Barmherzigkeit. — Er ist todt? unterbrach ihn der Gouverneur, und blickte ihn starr ins Gesicht, nein, rief er dann, du trägst keine Schuld an seinem frühen Ende, du bist kein **Iwan Petrowitsch**. Gewiß nicht, betheuerte **Michael**, ich habe ihn oft gebeten, sich zu schonen, da Euer Excellenz gar ein guter, mitleidiger Herr waren, und gewiß Nachsicht haben würden mit einem unglücklichen, an Leib und Seele kranken Jüngling, wenn es nicht so ganz richtig stünde mit der Kronabgabe, aber es half nichts, verzeih mir Gott die Sünde, ich glaube er wollte dem Leben ein Ende machen. Er grämte sich wohl über sein Geschick, sprach der Gouverneur, nicht ahnend daß der Leiden Ende so nahe sey, oder was meinst du sonst mit seinen Seelenleiden? Als der Herr Officier die Befreiungs-Urkunde brachte für Graf **Wasiloff**, begann der Alte zu erzählen, und dieser bald darauf abreiste mit den Seinen, da lag der arme **Alexis** am Weg auf den Knien, in der grimmigen Kälte dem Schlitten nachstarrend, welcher die schöne **Paulowna** entführte, und fühlte den eisigen Nordwind nicht, der über sein Haupt fuhr, und als ich ihn sanft ermahnte in seine Hütte zurückzukehren, da warf er sich heftig in meine Arme und stöhnte: Ich bin unaussprechlich glücklich, denn sie ist es auch, aber meine Sonne ist untergegangen auf ewig. Und sehen Euer Excellenz, er hatte im prophetischen Geist gesprochen, denn von dem Augenblick an, als sein Engel aus der Wüste entflohen war, wie er in schwärmerischer Liebesglut die holde Jungfrau nannte, von dieser Stunde an, begann er hinzuwelken, wie ein Baum, den der Frost getroffen hat in seiner Blüthe, der Jugend Kraft verging, wie dort die rothen Wolken am Himmel ausglühen, bis heute am Morgen endlich das trübe Licht erlosch.

Bewegt stand der Gouverneur auf und trat ans Fenster seine tiefe Rührung zu verbergen, dann wandte er sich um und sprach mild, geh, **Michael Wasili**, ich habe dir nichts mehr zu sagen. Aber nach wenig Wochen erschien er in Begleitung eines Fremden bei dem Aufseher der Verwiesenen, und befahl zu des Jünglings Ruhestätte geführet zu werden. Mit stiller Wehmuth weilte er an dem einsamen Grabe, welches die Frauen und Töchter der Verwiesenen mit grünen Zweigen geschmückt hatten. Und eh noch sieben Mal die Sonne in die Wogen der Nordsee ihr leuchtendes Antlitz tauchte, erhob sich eine graue Marmorplatte über dem Grabhügel mit der einfachen Inschrift: „die Liebe, welche sein Herz veredelte, hat es gebrochen."

Der Deutsche in Neapel.

(Erzählung von Wilhelm **Fischer**.)

Wer im Besitze eines Planes von Neapel ist, wird sich sehr leicht mit dem Oertlichen unserer Geschichte bekannt machen können; wem indeß dieses Hülfsmittel mangelt, der kann sich auf unser Wort und auf die Beschreibung hundert und abermal hundert Reisender verlassen, daß die Straße Toledo die längste, schönste und lebhafteste ist, welche Neapel von Norden nach Süden durchschneidet, in der zuletzt genannten Gegend den königlichen Pallast berührt, und von dort aus den Wandelnden in einem mäßigen Winkel zum Arsenal und endlich zum Meere leitet. Ungefähr in der Mitte dieser Straße, in der Nähe des Klosters der barmherzigen Schwestern, ging am 18ten September des Jahres 1806 bei herannahendem Abende ein deutscher Maler, **Julius Erduin**, spazieren, oder er wollte vielmehr lustwandeln; und drängte sich deßhalb durch die dichten Volksmassen, welche längs der Straße dahin wogten, sich einander neckten, die vorbeirollenden Kabriolets anzuhalten drohten und zu den Balkonen hinaufschauten, auf denen sich liebliche Frauen und Mädchen sehen ließen, die sich an dem bunten Treiben ergötzten und von Zeit zu Zeit feurige Blicke auf die Menge warfen, überzeugt, daß sie sehr wohl von denen bemerkt wurden, welchen sie eigentlich gelten sollten.

Der Maler **Erduin** hatte dies Augenspiel der Neapolitanerinnen von Vielen rühmen gehört, und sich schon vor seiner Ankunft in Neapel vorgenommen, trotz seines [illegible] Charakters den ein längerer Aufenthalt in Rom noch ernster gemacht, sich den Mädchen gefällig zu zeigen, welches ihn mit geneigten Augen ansehen würde.

Nun war er aber bereits seit vierzehn Tagen in Neapel, und hatte sich täglich mehrere Stunden theils auf dem Molo oder Hafendamme, im Süden der Stadt, theils vor den östlichen und westlichen Thoren, theils auf den Straßen umhergetrieben; aber bis jetzt war sein stiller Wunsch unerfüllt geblieben, und er fing an, das freie und anmuthige Betragen der Neapo-

litanerinnen so lange in Zweifel zu ziehen, bis er sich selbst vom Gegentheile überzeugt haben würde.

Mit solchen Gedanken war er heute ausgegangen, und konnte sein Verlangen je erfüllt werden, so mußte es eben heute geschehen; gerade heute war ganz Neapel auf den Beinen wegen der morgenden Feier des Gedächtnißtages des heiligen Januar. Man erwartete von dem Blute des Heiligen allerlei üble Vorbedeutungen für das nächste Jahr und zwar aus ganz triftigen Gründen; denn Joseph Bonaparte war seit dem 30sten März des schon oben gedachten Jahres, durch den Beschluß seines kaiserlichen Bruders, Herr von Neapel und Sicilien geworden, und hatte sein Regiment mit allerlei nützlichen Anordnungen begonnen, wie sich die Geschichte sattsam darüber ausspricht. Den Meisten indeß gefielen diese Anordnungen nicht sonderlich, weil sie von einem aufgedrungenen Herrn ausgingen, und Viele zweifelten selbst daran, daß das himmlische Neapel, dem man vielleicht nur aus Ironie den Beinamen fidelissima, oder das allertreueste, gegeben, für die Zukunft sich dieses Beisatzes würdig betragen würde. Darüber sollte nun, wie gesagt, das Blut des heiligen Januar sichere Bürgeschaft geben, und ein Theil war entschlossen, alle unzufriedenen Ideen aufzugeben, flösse morgen das Blut des gebenedeiten Schutzpatrons in unveränderter Farbe.

Dies wirkliche Volksthema wurde mit neapolitanischer Lebhaftigkeit ganz laut auf der Straße abgehandelt, und so hatte denn auch unser Maler bei seinem langsamen Vordringen mancherlei gehört, und war mit der Stimmung des Volks und der Wichtigkeit des bevorstehenden Festes vertraut geworden.

„Das soll mich wenig kümmern,“ sprach er für sich in seiner Muttersprache; „mag das Blut des heiligen Januar fließen oder nicht, wenn mir nur eins von den vielen Abenteuern begegnen wollte, die ich in Deutschland in tausend Büchern gedruckt gelesen. Ich laufe nun schon Tage lang umher und kann nicht zum Ziele kommen. Wenn sich die Sache nicht ändert, so werde ich Gewalt gebrauchen, ich werde —“

Hier unterbrachen ihn ein lautes Geschrei, Jubelruf und Händeklatschen; er blickte auf, und seine Augen fielen sogleich auf eine Seltenheit Neapels, nämlich auf ein schönes Mädchen, welches auf einem Balkon, ihm gegenüber, stand und mit ihren kleinen Händen Geldstücke unter einen Haufen Lazzaroni's warf, die sich beim Aufsuchen dieser Spende allerlei unerlaubter und gewaltsamer Mittel bedienten, mehr wohl aus Habsucht oder Noth, als aus der Absicht, ein Andenken aus diesen schönen Händen zu haben. Hatte sich nun Einer in den Besitz von mehr als einem Goldstück gesetzt, so hinderten ihn weder Schläge noch Stöße an dem Ausrufe: „e viva Signora Arabella!“ und der ganze Haufe, Zufriedene und Unzufriedene, stimmten mit ein in diesen Jubelruf, und die Schöne lächelte, nickte mit anmuthiger Kopfbewegung herab und zwang wider ihren Willen die Jubelnden durch eine abermalige Spende zu dem wiederholten Rufe: „e viva!“

Erduin sah diesem Treiben einige Zeit zu, bewunderte das Mädchen und wünschte in diesem Augenblicke einer der Lazzaroni's zu seyn, damit er sich ohne Zurückhaltung unter sie begeben und wo möglich auch ein Goldstück aus Arabella's Händen erhaschen könne. Daran war aber gar nicht zu denken, ohne einige Rippen einzubüßen, und hierzu hatte der Maler keine Lust. Indeß in den Jubelruf der Menge konnte er ungestört mit einstimmen, und er that dies so laut und mit so lebhaften Gesticulationen, daß er einen neben ihm stehenden Mann etwas unsanft berührte. Es würde dieser Vorfall aber seine Bewegungen nicht unterbrochen haben, hätte ihn jener nicht an den Arm gefaßt und in ziemlich unwilligem Tone zu ihm gesprochen:

„Ich muß Euch sehr bitten, Signor, Eure Lebhaftigkeit in der Straße Toledo zu mäßigen, wenn ich nicht glauben soll, daß Ihr darauf ausgegangen seyd, gegen Fremde Euch ungebührlich zu betragen.“

Erduin sah ebenfalls unwillig auf den Sprechenden, indeß es war ein schöner Jüngling und er als Maler ein so großer Liebhaber von solchen Gestalten, daß sich sein Unmuth sogleich legte und er mit bittendem Tone erwiederte: „Ich kann mich bei Euch nicht anders entschuldigen, Signor, als daß ich Euch bitte, Signora Arabella anzusehen. In ihrem Liebreiz liegt meine Entschuldigung.“

„Ihr seyd sehr kühn,“ versetzte der Jüngling, „mich wegen Eures Fehlers an eine Dame zu verweisen, die Ihr hoffentlich heute zum ersten Male seht. Ich will diese Entschuldigung annehmen, wenn ihr mir Euer Ehrenwort geben könnt, Signora Arabella nie gesprochen zu haben.“

„Wenn ich mich dadurch mit Euch abfinden kann,“ entgegnete der Maler, „so seyd Ihr mir nicht böse. Hier habt Ihr mein Wort!“

Und hiermit reichte er dem Jüngling die Hand, und sah mit so unbefangenem Blicke in sein dunkles, feuriges Auge, daß sich die Züge desselben erheiterten und einen milden und freundlichen Character annahmen. Erduin, hierdurch beruhigt, stellte sich sogleich neben dem Versöhnten hin, und fragte mit etwas schwankender Stimme, was wohl die Veranlassung zu Arabella's Freigebigkeit seyn könne.

„Arabella ist ein wunderliches Mädchen,“ sprach der Gefragte; „jährlich am Abende vor dem Feste des heiligen Januar, artet ihre Freigebigkeit in Verschwendung aus, und was sie das Jahr hindurch denen, die wahrhaft ihrer Hülfe bedürfen, gewissermaßen abzieht, das wirft sie heute dem Lumpengesindel Neapels hin, damit es schwelgen und verrätherische Ideen ausbrüten kann, die es schon am nächsten Morgen ausführen würde, wenn nicht die Feuerschlünde von St. Elmo so ernst und gebieterisch über sie wachten. Und dabei lächelt sie auf diese Vagabunden so freundlich herab, daß man glauben sollte, sie wäre in Alle verliebt! — O heiliger Januar, schütze mich vor Wahnsinn!“

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Theater.

La Straniera (die Fremde). Große romantische Oper von **Vicenzo Bellini**, Kapellmeister in Venedig, hat sich unter den Opern neuerer Zeit einen ruhmvollen Platz erworben, obgleich sie gegen **Il Pirata** von demselben Verfasser immer im Hintergrunde bleiben wird.

Doch dürfen wir hoffen, **Bellini**, ein noch ganz junger Mann, wird auf der Bahn, die er so ruhmvoll betreten, fortfahren, und berechtigt zu vielen Erwartungen; er scheint übrigens berufen zu seyn, eine Uebergangsstufe von der weichlichen, meist gedankenlosen Kunst der frühern italienischen Schule zu einer Edlern zu bilden.

La Straniera wurde zuerst im Jahre 1829 in Mailand, und nächst folgendes Jahr in Wien mit entschiedenem Beifall in der Ursprache gegeben, worauf sie 1832 in Berlin in deutscher Uebersetzung unter dem Titel: Die Unbekannte, die Bühne betrat.

Auch hierin herrscht, so wie im **Pirata** die tändelnde Nationaleigenthümlichkeit vor, welche dem Italiener angeboren, und von den südlichern Bewohnern Italiens auf die höchste Stufe der Zungenfertigkeit gebracht wurde, derer die deutsche Sprache kaum fähig, weshalb auch italienische Opern nur in der Ursprache den ganzen Character, und die Leichtigkeit des italienischen Gesanges erkennen lassen, der durch Uebertragung man-

mal ganz das Angenehme verliert, und Stellen, die im Originale wahrhaft klassisch genannt werden können, in der Uebersetzung nur mittelmäßig erscheinen.

Was übrigens den Text der Straniera betrifft, so finden wir den Titel: Die Unbekannte höchst treffend, indem es dem Zuschauer nur bei größter Aufmerksamkeit einigermaßen möglich wird, den eigentlichen Charakter der Unbekannten herauszufinden, er müßte denn das Räthsel aus einem Duette Arthur's und Waldeburg's lösen, und sie als eine verstoßene französische Königin erkennen.

Auch herrscht in dem Texte so viel Verworrenheit und Widerspruch, daß es nur der größten Aufmerksamkeit möglich ist, den Faden einigermaßen zu verfolgen. Desto mehr Schönheiten, und meisterhafte Stellen finden sich in der Musik.

Bellini behandelt den Bau seiner mehrstimmigen Gesänge nach viel vernünftigeren Kunstgrundsätzen, als sich in Rossini's Arbeiten erkennen lassen; weniger genial als dieser, ist er auch ungleich weniger flüchtig.

Wollen wir auch nicht die Behauptung aufstellen, daß er ein Nachahmer der Rossini'schen Schönheiten sey, so müssen wir doch zugeben, daß er sich in Vielem nach ihm gebildet, und seine Musik viele Rossini'sche Eigenheiten mit sich führe.

In seinen Arbeiten ist er nicht so glänzend, wie dieser, aber eine gründlichere Modulation, Vielheit, ein reges Streben, das Möglichste zu leisten, aber eine nicht so blendende und betäubende, aber durch Mäßigung und besonnene Anwendung des Orchesters viel wohlthuendere Instrumentation finden sich in allen seinen Leistungen. Was die Aufführung anbetrifft, so war sie höchst gelungen zu nennen.

Vor Allem glauben wir Dem. Galvagni erwähnen zu müssen, welche in der Rolle der Isoletta die Bühne zum Erstenmal betrat. Dem. Galvagni besitzt alle Eigenschaften, welche ihr eine glänzende Zukunft auf der Laufbahn der Kunst sichern. Mit einer angenehmen Gestalt vereinigt sie eine wohlthuende hellklingende Bruststimme, welche von einer sehr guten Schule zeigt, und in uns den Wunsch rege macht, sie in einer Mozart'schen Oper debütiren zu sehen.

Dem. Stern, d. ä., als Unbekannte führte ihre Parthie auf das Glänzendste durch; jede Scene, von ihr im großartigen Geiste aufgefaßt, von der gewähltesten Mimik begleitet, zeigte die vollendete Künstlerin.

Herr Wagner gab den Arthur, und Herr Mirdke den Waldeburg mit der Präcision und Kunstfertigkeit, die wir von diesen beiden Künstlern schon lange gewohnt sind.

Die übrigen Parthien waren zwar unbedeutend, aber mit Fleiß durchgeführt, nun glauben wir noch, Hrn. Oehelein als Comthur lobend erwähnen zu müssen.

Schlüßlich sey es uns noch erlaubt, auch des Hrn. Musikdirektors Hörger zu gedenken, der durch umsichtige Direction des Orchesters wesentlich zum Gelingen des Ganzen beigetragen hat.

W. Hoffer.

Klage und Trost am Neujahre.

Das alte Jahr, es ging zu seinen Vätern,
O weh! es war für mich so ziemlich ledern,
Ein neues aus der Wiege aufersteht:
Wenn's mit dem neuen nur nicht auch so geht!

Ich träumte vieles Schöne zu besitzen,
Dukaten konnt' ich durch die Rippen schwitzen,
Mir wuchs ein Geldsack in dem hohlen Leib;
Doch — ach! die Wirklichkeit — sie ist ein Weib.

Ich seh' nun eine neue Sonne rollen,
Doch was ich sehnend hab' erhaschen wollen,
Ein Blümchen auf der weiten Gottesflur, —
Im Traum' — ach ja! — im Traum' erhascht' ich's nur.

Von Allem, was ich einstens durfte hoffen,
Ist wenig, gar zu wenig eingetroffen;
Es legt ein neuer Ring sich um die Zeit; —
Ob dieses Jahr wohl etwas mehr verleiht?!

Doch frisch in's neue Jahr mit starkem Herzen!
Ich will getäuschte Hoffnungen verschmerzen;
Wenn gar nichts bleibt, so bleibt mir doch genung:
Die süße, selige — Erinnerung. —

Eckbert.

---

1 8 3 4.

Sonett nach vorgeschriebenen Endreimen.

Die Hexe Zeit sie reitet auf dem — Besen.
Des Jahres achtzehnhundert vier und — dreißig;
Sie sputet sich, an's Ziel zu kommen, — fleißig:
Der Satan zahle ihr die Reise- — Spesen.
O großer Mars, Du ungeheures — Wesen.
Du willst Dich unsrer Erde nah'n, das — weiß ich;
Planet! Zerbrich sie nicht, wir dürres — Reisig,
Sonst sind wir arme Sterbliche ver- — lesen! —
Doch horch! — Schon kracht's! — Welch' ein — Kanonenschuß!
Wir stürzen Alle in den stygischen — Fluß! —
Wie lärmt am Erden-Mauerwerk der — Widder! *)
Ach, lieber Gott, der Tod ist gar zu — bitter:
O! laß' uns doch in einem — Regdowack
Hinübertanzen aus der Erde — Sack! —

Eckbert.

Romanze.

Die Fischerin
An Ufers Grün,
Sie seufzt' und weinte laut:
„Mein Benjamin,
Wo bist Du hin?
Komm, hole Deine Braut!" —

Und wie sie weint,
Sein Bild erscheint,
Hoch an des Flusses Rand:
„„Ich kom zu Dir,
Komm', folge mir,
Und gib mir Deine Hand!"" —

Und wie sie's sieht,
Ein Sehnen zieht
Alsbald sie an sein Herz: —
Sie sank hinab
In's Wogengrab,
Fühlt nimmer Liebesschmerz.

Eckbert.

---

*) Der Widder (aries) war bei den alten Römern eine Maschine mit eisernem Widderkopfe zu Zertrümmerung der M[illegible] bei Belagerungen.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stabel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 3. Mittwoch, 8. Januar 1834.

Der Strom der Zeit rauscht über uns hin und seine Verwüstungen sind in der physischen und moralischen Welt gleich groß; er weht um un're Wangen und spielt um unsre Herzen; er entführt uns unsre Jugend, unsre Freunde, unsre Geliebten, und wir sind ohnmächtige Prahler, wen wir ihm zu trotzen glauben. Schmerz und Freude ist ja die ewige Ebbe und Fluth in der moralischen Welt.

August Mahlmann.

Der Deutsche in Neapel.

(Erzählung von Wilhelm Fischer.)

(Fortsetzung.)

Diesen letzten Ausruf begleitete der Jüngling mit einem finstern Blicke, und alle Heiterkeit schwand aus seinem Gesichte, das jetzt wirklicher Schmerz entstellte, als der Ruf der jubelnden Lazzaroni's von Neuem erscholl, und länger lebhafter als vorher anhielt. Erduin sah auf den Balkon, auf dem Arabella gestanden, aber sie war verschwunden.

„Sie ein Engel der Menschengestalt!" rief Erduin in deutscher Sprache, und wandte sich nach dem Jüngling um; aber auch dieser war verschwunden.

„Armer junger Mann," sprach der Maler, und spähte vergebens nach dem Verschwundenen, da er von ihm über die reizende Arabella etwas Näheres zu erfahren hoffte. Daß sie die Tochter eines reichen und angesehenen Mannes seyn mußte, verrieth das prächtige, einem Pallaste ähnliche Haus, noch mehr aber ihre Freigebigkeit. Erduin machte aus dieser letzten Tugend Arabella's den richtigen Schluß, daß der Vater des schönen Mädchens von gleicher Gesinnung, daß er vielleicht gar Verehrer und Beschützer der Künste seyn müsse, und hierauf baute er in der Stille ein Planchen, daß ihn unfehlbar zum Ziele führen konnte, wenn nicht andere Hindernisse eintraten. Ein Haupthinderniß schien ihm der Jüngling zu seyn, der die Hülfe des heiligen Januar so brünstig angerufen, ihn vor der Zerrüttung der Sinne zu schützen; denn so ein sonderbarer Beistandsruf konnte nur aus einem verwundeten Herzen hervorgehen, und es war dadurch nur zu deutlich ausgesprochen, daß jener Arabella liebe, nicht aber, daß er von ihr wieder geliebt werde. Wiewohl Erduin das Weh verschmähter Liebe aus dem einfachen Grunde nicht kannte, weil er sich bisher frei gehalten, so bedauerte er doch den Jüngling, und statt, wie vorhin, künftig in ihm einen Nebenbuhler zu sehen, beschloß er, sein Freund zu werden, und um Arabella's Gunst für ihn zu werben.

Sind Entschlüsse dieser Art auch oftmals nur Folgen einer momentanen, edel- und großmüthigen Aufwallung, so war dies von dem deutschen Maler um so weniger zu erwarten, da er reines Herzens, und voll Treue und Biedersinn war. Er wünschte sich jetzt dringend den Jüngling herbei, um ihm Hülfe und Rath anzubieten, und wäre jener zugegen gewesen, so hätte der Ernst Erduin's den Verdacht, als flösse sein Anerbieten aus eigennütziger Quelle, von selbst unterdrückt, und Beide wären vielleicht die innigsten Freunde geworden, wiewohl erst kurze Zeit dazwischen lag, daß sie sich kennen gelernt, und noch dazu auf eine eben nicht freundliche Art. Indeß alle diese Wünsche und Entschlüsse blieben ohne Erfolg, weil der Gegenstand fehlte, der sie verwirklichen und ausführen konnte, und so machte sich denn Erduin auf den Weg nach dem Hafen.

Es wurde schon dunkel, aber der westliche Himmel glühte noch, und die Kuppeln der Kirchen waren heller erleuchtet, als die Straßen. Ein kühler Wind wehte vom Meere her, und lockte Alles hinaus an seine Spiegelfläche. Jung und Alt strömte dem erfrischenden Hauch entgegen, und es schien, als wolle ganz Neapel ein stärkendes Seebad nehmen. Auch ein großer Theil der Lazzaroni's, von denen heute Viele reicher waren, als im ganzen Jahre, folgten der allgemeinen Bewegung, und alsbald fühlte Erduin in sich den Trieb, die nähere Bekanntschaft dieser Leute zu machen. Er fühlte sich gewissermassen zu ihnen hingezogen, da sie ja selbst Arabella ihrer Huld würdig erachtete. Vor ihm ging ein ganzer Schwarm, der immer noch mit lauter Stimme die Geberin pries, für ihr Wohl den heiligen Januar anrief, und sich bei diesem und noch zwölf anderen Heiligen vermaß, selbst dem Bruder den Dolch in die Brust zu bohren, wenn er sich an ihr versündigen oder ihr nur mißfällig seyn sollte. Obgleich diese Reden nichts anders als die vollkommenste Ergebenheit und Treue für die Signora aussprachen, so wurde dem Deutschen doch bange; denn er dachte, wie leicht das Leben jenes Jünglings gefährdet wäre, wenn irgend einer dieser wilden Gesellen die Zudringlichkeit desselben gegen Arabella gewahrte. Erregte aber schon der Gedanke an die Möglichkeit eines solchen Vorfalles Furcht und Besorgniß in ihm, so mußte ihn bei dem folgenden Gespräche wirkliches Grauen anwandeln.

An ebendenselben der Lazzaroni's, welcher sich vorzugsweise zu jeder That für Arabella vermessen, wandte sich jetzt, da die Uebrigen schwiegen, sein Nebenmann, und sprach: „Nun, Mattheo, auf die Vollziehung dessen, was Ihr eben so freiwillig und heilig gelobt, werdet Ihr nicht lange zu warten haben, denn wenn ich recht gehört, so ist der stolze, bartlose Knabe Oglione nicht eben der Begunstigte unserer Dame, und wenn er sich noch einmal so hinstellt, und den Maulaffen spielt, während sich andere ehrliche Leute ihres Lebens freuen, so kann es kommen, daß ich nicht Herr meiner Leidenschaft bleibe, und ihm die Liebesgedanken aus dem Herzen bohre."

„War der Bursch' heute wieder da?" fragte der Angeredete mit wilder Stimme. — „Beim heiligen Januar, hatte ich ihn gesehen, er schliefe heute Abend noch in dem feuchten Bette des Golfo oder in den kochenden Fluthen des Agnano. Der Thor und eitle Geck! Ich werde es ihm nie verzeihen, daß er uns Lumpengesindel genannt hat."

„Lumpengesindel?" rief ein Dritter in rauhem und trotzigem Tone. — „Holla, Signor, ihr sollt erfahren, daß Leute

in Lumpen ruhig leben, bis an ihr seliges Ende, während große Herren in Sammt und Seide früh ins Grab beißen. Morgen schleife ich meinen Dolch: er ist von gutem Stahl, und meine Faust, Dank sey es unserm gebenedeitem Schutzpatrone, noch sicher!"

Diese Reden drangen Erduin wie Dolchstiche in die Brust. Es blieb unzweifelhaft, daß der Name Oglione dem jungen Manne angehörte, den er nicht längst gesehen und liebgewonnen; Gewißheit schien ihm aber doch nothwendig, und deßhalb faßte er sich ein Herz, trat den Lazzaroni's näher und sprach: „Wenn Ihr ein Stück Geld verdienen wollt, guten Leute, so sagt mir doch, ob der zudringliche Oglione, dessen ihr eben erwähntet, derselbe Maler ist, den ich Euch naher beschreiben werde. Er ist in meiner Größe, hat dunkelbraunes Haar, schwarze feurige Augen, eine etwas gebogene Nase, ein feines und zartes Gesicht, trägt ein Sammtbarett und einen kurzen Mantel von grüner Farbe, braune Beinkleider, weiße seidene Strümpfe und Schuhe, an seinen Fingern aber mehrere prächtige Ringe."

„Die er, so es unserm Heiligen gefällt, nicht mehr lange tragen soll," — fiel der Wildeste der Lazzaroni's dem Maler in die Rede, und fuhr fort: „Ja, Signor, das ist das Konterfei von Theobaldo Oglione! Ihr habt ihn scharf angesehen, und gewiß steht er bei Euch auch in der Schuld?" —

„Wie man es nimmt!" — entgegnete Erduin, gab dem Sprecher ein Stück Geld, und rief: „Ich danke Euch, wackerer Geselle! Nehmt dies, und trinkt dafür auf meine Gesundheit."

Die Lazzaroni's ließen ein freudiges „e viva!" hören, Erduin aber ging rasch, indem er bei dem Königlichen Pallaste rechts einbog, nach einer anderen Seite dem Hafen zu. Die Gefahr, in der Theobaldo Oglione schwebte, beschleunigte seine Schritte! er glaubte ihn in der reizenden Vorstadt Chiaga anzutreffen, denn dort lustwandelte die vornehme Welt, und wer Neapels Stutzer und Koketten, wer seine Kavalliere, und andere feine Leute kennen lernen will, der gehe Abends hieher, und wandle langs dem Meere hin. Sollten ihm die Spaziergänger mißfallen, so liegt vor ihm das große Wellenreich, auf dessen Fläche gerade um diese Zeit Millionen Rubinlichter tanzen, ein Schauspiel, das man hundert Jahre lang täglich ansehen kann, ohne müde zu werden. Nun hatte aber Erduin diesen Genuß erst einige Tage gehabt, und doch achtete er heut gar nicht darauf, sondern durchsuchte die Promenade, wie einst der große Diogenes Athen mit der Laterne, dies*r um Menschen, er um einen Jüngling zu finden, dem er die wichtige Lehre geben wollte, ja auf seiner Hut zu seyn. Indeß Theobaldo Oglione ließ sich nirgends sehen, was um so weniger zu verwundern, da dieser Spaziergang nur von lustigen Leuten und glücklichen Liebhabern besucht wird, nicht aber von solchen, deren Verstandeskapital sich mit jedem Tage verringert, wie Papiergeld bei einem bevorstehendem Kriege.

Erduin that es leid, daß er sich in seiner Vermuthung getäuscht; wo wollte er nun wohl Oglione finden in dem großen und weitlaufigen Neapel, auf das sich jetzt immer mehr und mehr das abendliche Dunkel herabsenkte. Er lehnte sich gedankenvoll an einen Baum, und sah bald auf den Golf, bald auf die Vorbeiwandelnden, unschlüssig, ob er schon in seine Wohnung oder nach der Straße Toledo und dem Hause Arabella's zurückkehren sollte. Er entschied sich für das letztere, hielt es aber doch für nothwendig, die Nacht erst völlig hereinbrechen zu lassen. Mit solchem Entschlusse ging er langsam vorwärts; da klopfte Jemand leise auf seine Schulter: er wandte sich um, und Theobaldo Oglione stand vor ihm.

Es hatte das plötzliche Erscheinen des schönen Jünglings auf Erduin einen sonderbaren Eindruck gemacht; er hatte ihn nun nicht mehr erwartet; doch eingedenk dessen, was er Oglione sagen wollte, sprach er schnell: Edler Oglione, Euer Erscheinen befreit mich von großer Angst; ich bitte Euch, seyd auf Eurer Hut; man trachtet nach Eurem Leben.

Der Jüngling trat, als Erduin seinen Namen nannte, einen Schritt zurück, näherte sich aber bei den folgenden Worten wieder. Er schwieg einige Augenblicke, legte die Hand an die Stirn, und schien über etwas nachzudenken, dann sagte er: „Ich will nicht in Euch dringen, wo ihr meinen Namen erfahren habt, aber woher wißt Ihr, daß meinem Leben Gefahr droht." — Erduin ertheilte Oglione den ganzen Vorfall mit, und beschrieb ihm, so gut er konnte, die Kleidung der beiden Lazzaroni's, die sich vorzüglich feindselig gegen ihn ausgesprochen.

„O! das verdanke ich Alles der wohlthätigen und liebenswürdigen Arabella!" rief der Jüngling unwillig, „und ohne daß sie eine Ahnung davon hätte, könnte ich den Dolchen ihrer dankbaren Lazzaroni's erliegen. Bei allen Heiligen! die Sache wird ernsthaft. Wenn ich nur wüßte, woher diesen Schurken mein Name bekannt ist? Ihr hört sie also wirklich meinen Namen aussprechen?"

„Ich versichere Euch, Euren ganzen Namen, Theobaldo Oglione! und wie ich Euch schon gesagt, auf listige Weise erfuhr ich, daß Ihr diesen Namen tragt, und deßhalb treibe ich mich bis jetzt hier herum; ich wollte Euch gern sprechen und warnen. Mein Name ist Julius Erduin; ich bin Maler, und könnt Ihr meinen Rath, meine Hülfe, meinen Arm brauchen, so stehe ich Euch zu Dienste."

„Signor Giulio, Ihr seyd ein Deutscher, und ich will Euch vertrauen; ich habe einmal einem Deutschen mein Vertrauen geschenkt, und es hat mich nie gereut."

Erduin unterbrach diese Rede nur durch einen Händedruck, und wartete gespannt auf das, was ihm Oglione mittheilen würde. Dieser hob nach einiger Zeit an: „Wisset, Giulio, daß ich Arabella liebe, daß ich sie mehr liebe, als mich selbst; ihr Vater, ein ehrwürdiger und einsichtsvoller Mann, billigt diese meine Zuneigung, indeß, weit entfernt, dem Herzen seiner Tochter Zwang an zu thun, überläßt er es nur ihr, nach einiger Wahl den zu bestimmen, welchen sie glücklich machen will. Seit Jahren schon gehe ich in sein Haus, fast täglich spreche ich mit Arabella, aber nie habe ich bei ihr auch nur die kleinste Neigung für mich entdeckt, und ich muß glauben, daß ihr Herz entweder für Liebe unempfänglich, oder bereits einem Anderen geweiht ist. Jetzt besteht meine einzige Bitte an Euch darin, auszukundschaften, wer wohl der Begünstigte Arabella's seyn möge."

„Wie aber kann ich das, Signor Oglione," entgegnete Erduin, „ohne in ihrer Nähe zu kommen? Wie verschaffe ich mir Zutritt zu ihr und ihrem Vater?"

„Durch Eure Kunst, Signor!" sprach Oglione. — „Malt Arabella, ihren Vater oder was Ihr wollt, es wird Euch zu ihr führen; denn ihr Vater schätzt die Kunst sehr."

Erduin versprach ihm, sich morgen bei ihrem Vater, dem reichen Kaufmann Alessandro Pellini zu melden, nicht um von ihm, sondern von Arabella etwas zu kaufen, was er sogleich an seinen Freund Oglione zu verhandeln gedachte.

Während Beide dies Gespräch mit ziemlich unterdrückter Stimme geführt, hatten sie nicht bemerkt, daß bereits mehrere Male eine hohe, in einen kurzen Mantel gehüllte Figur bei ihnen vorübergegangen und sie scharf angesehen; jetzt, als sie schwiegen, ging die Gestalt, Oglione starr anblickend, wieder, und zwar so nahe, an ihnen vorüber, daß Erduin ausweichen mußte, wollte er nicht getreten werden.

„Kennt Ihr diesen Fremden?" fragte Erduin leise seinen Gesellschafter; dieser aber verneinte es, und verfolgte den langsam Dahinwandelnden mit prüfenden Blicken. Auch Erduin ließ die Gestalt nicht aus den Augen, und Beide sahen, wie

diese nach wenigen Schritten umkehrte, und auf sie zukam. — „Sollte Euch dieser Freche wieder so nahe kommen," flüsterte Oglione, „so weicht ihm nicht aus; ich trage Waffen bei mir, und will ihn schon abweisen, wenn er sich ungebührlich beträgt."

Erdnin nickte mit dem Kopfe, setzte sich in eine abwehrende Stellung, und erwaetete den Kommenden. Dieser verrieth deutlich die Absicht, Ecduin, wo moglich, umzurennen; allein er fand ihn auf solchen Fall so vorbereitet, das ihm beinahe das begegnet wäre, was er jenem zugedacht hatte. Er wankte rückwaets, und hielt sich nur mit Mühe auf den Beinen.

(Fortsetzung folgt.)

Dresden, 20 Dec. Gestern Abend war Deesden der Schauplatz eines geausigen Ereignisses. Gegen 7 Uhr Abends ward es auf den Straßen bekannt, eine Mondsüchtige wandle auf dem Dache eines fünf Stock hohen Hauses. Obgleich der Mond durch den dichtumwölkten Himmel nue schwach zu leuchten vermochte, bemerkte man doch nicht unter dem Fiest des Hauses des Bäckermeisters Jänisch, welches von der einen Seite nach dem Platze vor dem Wilsdruffer Thoee und dem neuen Postgebäude, von der andern nach dee Annengasse gerichtet ist, eine weibliche Gestalt, welche mit einer weiblichen Arbeit, mit Vorbeeeitungen zu den zu Weihnachten gewöhnlichen Festgeschenken, sich zu beschäftigen schien. Das Dach selbst ist außerordentlich steil, da in dem Dache noch der fünfte Stock (außer dem Parterre) eingebaut ist, und das Haus ragt mehr als 10 Ellen über die anstoßenden Häuser hinaus, so daß die Nachtwandlerin durchaus nur auf das Dach dieses Hauses beschränkt war. Tausende von Menschen sammelten sich nach und nach, unter welchen eine Todesstille heerschte, da Jeder durch das geringste Geeänsch die Mondsüchtige zu eewecken und iheen Stuez herbeizuführen füechtete. Bisweilen erhob sich das Mädchen, wandelte auf den First hin und her, und ging von der einen Seite des Daches auf die andere; einmal setzte sie sich auf den Rand des Firstes, und oednete ihr Haar. Bald ersuhe man, daß die Nachtwandleein die Tochter des Bäckees Jänisch, ein sehr hübsches Madchen von 19 Jaheen war, welche von ihrer Mutter ein nicht unbedeutendes Veemögen ererbt hat. Ein Polizeidirektor und mehreee Polizei-Wachtmeister kamen bald hinzu; allein sie veeloeen völlig den Kopf, und unterließen, weil sie jede Minute den tödtlichen Fall vermutheten, jedes Mittel zur Nettung. So verflossen vier peinliche Stunden ungenutzt. Mehemals trat das Madchen auf den äußersten Rand der Ziegel, und lehnte sich weit hinübee auf die Straße herab, so daß die Brust Aller vor Scheecken erstarrte; dann wandelte sie wieder das Dach hinauf, setzte sich auf den First, und sprach und sang im Traume. Vergebens erkläete dee Postmeister sich bereit, seine großen Voreäthe an Heu und Stroh, welche in den nur 80 Schritte entfernten Postfallgebauden lagen, herzugeben, womit beide Seiten des nur fünf Fenster breiten Hauses in wenig Minuten bei so vielen Hundert zur Hülfe bereiten Armen bis über die erste Etage hätten angefüllt werden können, so daß der waheschcinliche Sturz der Unglücklichen wenigstens nicht lebensgefährlich hätte seyn müssen, besonders wenn man die im Hause befindlichen Betten auf das Heu geworfen hatte. Allein der herzlose Vater, welcher nebst der Stiefmutter die Tochtee stets sehr streng behandelte, weigeete sich, die Kosten scheuend, darauf einzugehen, und unbegreiflicher Weise ließ sich dadurch die Behörde abhalten, diesen Weg der Rettung anzuordnen. Man schlug voe, die Rettungsnetze, welche bei den Eisgängen dee Elbe zwischen die Pfeiler gehängt werden, holen zu lassen, und an Balken aufzuhängen; der Polizeidirector ging darauf nicht ein, weil dieß zu viel Zeit (ungefähr eine Stunde) koste. Eine Zeitlang wurden unter dem Dache große Tücher aufgehalten, allein auch dieß unterließ man dann unbegreiflicher Weise wieder, während es die Pflicht der Polizei gewesen wäee, dazu Leute anzustellen. Einige Schornsteinfeger stiegen in der Ecke in die Höhe, und befanden sich ganz in der Nähe der Nachtwandleein, welche sie singen und sprechen hörten, ohne jedoch ihe helfen zu können. Meheere erboten sich, an Seile befestigt, aus dem fünften Dachstocke herauszusteigen und die Unglückliche zu eegreifen; sie wueden davon zurückgehalten, weil man füechtete, die Nachtwandlerin werde, wenn sie sie bemeeke, sofort erwachen und herunterstürzen. So wurden durch die Anwesenheit der Behörde Versuche und Privaten eher gehemmt, wäheend der Vater versicherte, das Mädchen werde endlich zu dem Fenster des fünften Stockes, wo sie herausgestiegen, wieder hineinsteigen, ein Glaube, welcher die Thätigkeit der Anwesenden, die Rettung zu versuchen, lähmte. Kurz nach eilf Uhr geht die Mondsüchtige mit sicherem Teitte von dem First herab bis an die äußersten Enden der Ziegel, setzt sich auf der Kante, und schaut Minutenlang mit vorgebeugtem Köeper ruhig die Tiefe hinab. Aengstlich gespannt erwarteten Alle die schreckliche Katastrophe. Plötzlich erhebt sie sich, und geht ruhig auf die Fenster des Daches zu — da eeblickt sie Licht in dem Fenster — ein gellender Scheei durchdeingt die Luft, und wird unwillkührlich von Tausenden wiederhohlt — ihm folgte augenblicklich ein dumpfer Fall, und das Schluchzen und Weinen der Umstehenden. Die Unglückliche hatte den Tod auf dem Steaßenpflaster gefunden. Die ganze Stadt ist heute von diesem schmeezlichen Eeeigniß eeschüttert. Ob das Licht in dem Bodenfenstee durch die Unvorsichtigkeit eines Polizeiwachtmeisters oder des Vaters sichtbar wurde, ist noch nicht ermittelte gegen Letzteren ist bereits wegen grober Fahrlässigkeit, da ihm der Zustand seiner Tochter bekannt wae, die Untersuchung eingeleitet, dem Vernehmen nach auch gegen die Polizeibeamten, die unverantwortlicher Weise keinen Veesuch zur Rettung in so langer Zeit angeoednet haben. Die Erbitterung gegen beide ist allgemein, gegen die Polizei um so stärker, da sie oft Eingeiffe in die düegerliche Feeiheit sich eelaubt, wo es nicht nöthig scheint, während sie hier, wo es die Rettung eines Menschenlebens galt, unthätig blieb. Der Bäckee Jänisch war feuher in Veedacht, die wohlhabende Mutter des Mädchens vergiftet zu haben, und man hält ihn für heezlos genug, daß ee den Fall, seine Tochtee zu beerben, für kein großes ansehen weede. Die Unglückliche war schon gegen 5 Uhe auf dem Sofa eingeschlafen, war kurz nachher im Teaum auf den Boden hinaufgegangen, wobei ihe dee Bäckeebursche auf der Treppe begegnete: sie war daher wahrscheinlich schon um 5½ Uhe durch das Bodenfenster, wo sie die Schuhe hatte stehen lassen, auf das Dach gestiegen. —

Die Rache des Himmels.

Knappen, sattlet schnell die muth'gen Rosse,
Daß wir weit umher von meinem Schlosse
Suchend durch die dunkeln Walder zieh'n:
Denn zur Jagd mit schnellem Pfeil und Bogen
Ist der edle Conrad ausgezogen,
Und jetzt kam der Jagdhund ohne ihn.
Mehr als einmal schon blieb er so lange,
Aber heute ist mir seltsam bange,
Als sollt' ich den Theuren nicht mehr sehn';

Darum nehmet Fackeln in die Hände,
Suchen wollen wir bis an das Ende
Dieser Wälder, um ihn zu erspäh'n!
So vernahm man durch des Schlosses Hallen
Weithin des Gebiethers Stimme schallen.
Und die Rosse führt man eilig vor;
Drauf sprengte mit dem Troß der Knappen,
Zügelnd den gewohnten edlen Rappen,
Der Gebieter durch das off'ne Thor.
Er durchstreift den finstern Wald mit ihnen,
Wenn gleich weder Mond noch Sterne schienen,
Von den Höhen auf die Erd' herab,
Finsterniß den Himmel schwarz umhüllte,
Fürchterlich der laute Donner brüllte,
Und so schwül die Luft war, wie im Grab.
Suchend kamen sie an eine Eiche,
Und sie fanden Conrads blaße Leiche,
Neben ihm lag Pfeil und Jagdgeschoß,
Von dem Blute war die Erd' geröthet;
Doch nicht wurde er im Kampf getödtet
Denn von hinten kam der Todesstoß.
Fürchterlich, vom Schmerz und wilden Grimme
Tief erschüttert, schallt des Ritters Stimme,
Daß sie auf das Wild vom Schlafe schreckt:
Ha! ich schwör's, nicht ruhig will ich leben,
Nicht das treue Schwerdt der Scheide geben,
Bis des Todten Mörder ich entdeckt!
Knappen, wer mir kann den Mörder sagen,
Der mir meuchlerisch den Freund erschlagen,
Ihm gehör' ein Schloß, das nun noch mein;
Aber wehe, wehe dem Verbrecher,
Furchtbar werde ich des Freundes Rächer,
Durch den Tod des feigen Mörders seyn!
Dieser sprach's: umher im Knappen Kreise
Perlte manche Thräne, manche heiße,
Tiefe Trauer faßte jede Brust,
Jedem theuer war der Kriegsgefährte, —
Und nur Robert schlug den Blick zur Erde,
In dem Busen sich der Schuld bewußt;
Denn er haßte Conrad, und alleine,
Fand er ihn am Morgen in dem Haine
Schlummernd, und gab ihm den Todesschlag.
Seinen Mantel von dem Blut befleckt
Hatte in der Eiche er versteckt,
Unter deren Zweigen Conrad lag.
Ringsum herrschte Todesstille,
Die des Donners gräßliches Gebrülle
Unterbrach — dem todten Körper nah
Zuckte roth ein Blitz — die stolze Eiche
Fiel gespalten hin auf das Gesträuche,
Offen lag der blut'ge Mantel da.
Staunend sahen alle dieses Zeichen,
Blickten auf das blut'ge Kleid mit Schweigen,
Traurig stand der Mörder und erschreckt.
Doch kaum war die Eiche hingefallen,
So vernahm man eines Donners Hallen,
Robert war vom Blitze hingestreckt.

Mörschell.

Zahlen-Räthsel.

1 2 3 4 5 6 7 8 9
Freundliches Städtchen, wie zierst du des Weingotts wonnige Gegend!
Nachbarlich nennt sich nach dir Frankens gesegnetster Gau.
1 2 3
Klugheit nicht gab mir Natur, und trotz riesiger Stärke
Trag ich duldenden Haupts, Knechtschaft, dein Zeichen an mir.
6 7 8 9
Immer in eilender Fluth, auch häufig als Endsylb' der Städte
Bin gar seicht ich von Grund, biet' auch der Muse nicht Stoff.
8 1 3 9
Aeuserst gefräßig, bedenkt, zernag' ich die festen Metalle,
Aber am gastlichen Heerd dien' wohl auch nutzend ich dir.
1 6 6 4 5
Männiglich Handeln sey also, wie mein Wortchen es deutet,
Daß nicht Falschheit noch Hehl schließe die männliche Brust.
6 1 8 3 9
Hieb' und Schläge, ganz taktisch, machen dem Menschen mich nutzbar,
Tönet Diana's Ruf, eilet der Jäger mir zu.
6 7 2 3
Reichlich hat mich Natur mit List und Raubsucht versehen,
Manchen schelmischen Streich schildert mein Lebenslauf dir.
7 6 4 8
Traulich blicken wir nieder in Spiegel des helvischen Stromes,
Und geleiten ihn treu hin zu Helvetia's Sohn.
1 6 4 5
Als Hungariens Stadt wohl findest du hier mich gedeutet.
1 3 9 4 8 5
Mit dem Lenze kehrt wieder mein Fest, in Hymnen zu preißen
Des Unendlichen Sieg über des Todes Gewalt.
1 3 9
Seit Aeonen erhebt sich aus mir in ewiger Jugend:
3 1 5 5 4
Schöpfung, dein zaubrisches Werk — Schöpfung, dein herrlichster Sieg!

Beßler.

Charade.

Komm Wandrer, kehre bei mir ein,
Kommst wohl schon aus der Weite?
Sollst mein willkommnes Erstes seyn,
Ich bin das bill'ge Zweite,
Doch nicht umsonst ist Speis und Wein,
Ich bin das Ganze. Nur herein.

Logogryph.

Komm Wandrer, sey mein liebes G,
Wohin mit solchem H?
Ich glaube fast, sowie ich seh,
So fehlt das R dir ja.
Leg' ab das schwere L, ruh aus,
Auf Matten, weich von B.
Komm müder Wandrer in mein Haus
Und sey mein liebes G.

Räthsel.

Kennst Du das Wort und seinen Sinn?
Was es benennt, ist neunmal drin.

Auflösung der Charade in Nro. 1.: Neujahr.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 4. Sonntag, 12. Januar 1834.

Zeit ist flüchtig und kurz, ein Traum, ein Flug, ein Gedanke,
Doch nur, wenn er voeübergeeilt ist! Liegt auf der Schultee
Seine Last uns noch, wie langsam träg ist das Leben.

Fr. G. Klopstock.

Der Deutsche in Neapel.

(Erzählung von Wilhelm Fischer.)

(Fortsetzung.)

„Wie kommt Ihr dazu, mich zu stoßen?" fragte er in trotzigem Tone. — „Und wer heißt Euch, auf mich anzulaufen?" rief Erduin. — „Laßt den Mann, Signor Giulio," redete Oglione dazwischen, „er scheint nicht gut sehen zu können, und wünscht wahrscheinlich, daß ihm Jemand den Staar stechen soll. Dazu habt aber weder Ihr, noch ich, Lust."

„Wirklich? habt Ihr dazu keine Lust, stolzer Oglione?" rief der Fremde mit hönischer Stimme, „nun denn, erlaubt, daß ich Euch ein niederschlagendes Pulver gebe, denn Ihr habt hitziges Blut, und lauft Gefahr, Euch eine Entzündung zuzuziehen."

Bei diesen Worten machte er eine Bewegung mit der Hand, und gleich darauf war der Lauf eines Taschenterzerols auf Oglione gerichtet. — Erduin jedoch faßte schnell den Fremden von hinten, riß ihm den Mantel von der Schulter, und wollte das Terzerol aus seiner Hand winden, als dieses, ohne daß der gewöhnliche Knall erfolgte, losging, und sein Ziel verfehlte. Oglione drang nun mit gezogenem Degen auf den heimtückischen Feind ein, dieser aber ließ seinen Mantel im Stich, machte sich mit Gewalt von Erduin los, und entfloh mit schnellen Schritten.

„Das ist ein nichtswüediger Schurke!" wüthete Oglione, „denn sonst hätte er sich nicht seines Banditenkunstgriffes, mit so ungewöhnlichem Pulver bedient." — Er wollte noch mehr sprechen, aber aus einiger Entfernung ließ sich ein klägliches Gewimmer vernehmen, und Beide ahnten, daß wahrscheinlich ein Anderer von der Kugel getroffen sey. Schnell wandte sie sich nach der Gegend hin, und schon nach etwa zwanzig Schritten trafen sie auf ein Mädchen, das am Boden lag und die Töne des Schmerzes ausstieß. Ihre Vermuthung hatte sie nicht getauscht: die Unglückliche war am linken Oberarme verwundet. Zum Glück war die Verletzung nur eine Streifwunde, jedoch quoll das Blut heftig hervor, und Schreck und Angst hatten unstreitig auf das Mädchen mehr gewirkt, als der Schmerz. Oglione tröstete sie, verband die Wunde mit seinem Taschentuche, und richtete sie mit Hülfe Erduin's aus ihrer Lage empor. Auf die Frage, ob sie sich stark genug fühle, bis zu der nahen Wohnung Oglione's — dieser nämlich wohnte in der Vorstadt Chiaga — gehen zu können, antwortete das Mädchen nur mit einer Kopfneigung, und Beide, Erduin und Oglione, führten sie sogleich fort, ohne über den erlebten Vorfall ein Wort zu sprechen. Erduin hatte das Mädchen mit dem Mantel des Fremden bedeckt. Die Arme sprach auch nicht eine Silbe, sondern seufzte von Zeit zu Zeit tief auf. So erreichte man Oglione's Haus; Erduin nahm von seinem Freunde Abschied, versprach ihn moegen zu besuchen, und beschloß, durch die Straße Toledo nach seiner Wohnung, im nördlichen Theile Neapels, zurückzukehren.

Er war jetzt allein und über die Ereignisse des verflossenen Abends wunderbar bewegt. Er hatte sich ein Abenteuer gewünscht, und seine Sehnsucht darnach war auf eine Weise gestillt worden, wie er es nie ahnen konnte. Wie das Ganze enden werde, konnte er nicht wissen. Dem Anfange nach zu urtheilen, schien der Ausgang nicht erfreulich zu werden.

Er bog jetzt in die Straße Toledo ein, es war schon spät und die Straße von Menschen ziemlich leer. Er machte lange Schritte, und war in kurzer Zeit in der Nähe des Hauses von Alessandro Pellini. Vor dem Hause stand Jemand, und oben am Fenster zeigte sich Arabella's schöne Gestalt. Erduin schlich leise vorwärts, und suchte dem Hause gegenüber eine Stelle zu gewinnen. Es gelang ihm, ohne daß er bemerkt worden wäre. Arabella stand am Fenster, das aufgelös'te schwarze Haar fiel ihr über die Schultern herab. Sie öffnete behutsam das Fenster, und warf ein Papier heraus, was unbedingt ein Brief seyn mußte, obgleich es ziemlich schwer auf die Erde fiel. Der unten Harrende hob es auf, flüsterte einige leise Worte, die Erduin nicht verstand, und entfernte sich schnell. Arabella sah ihm eine Zeit lang vom Fenster aus nach; Erduin aber, der jetzt Alles wagen wollte, trat rasch hervor und rief mit sanfter Stimme: „Schöne Signora, ich bin ein deutscher Maler, und hier ganz unbekannt. Ich sah und bewunderte heut Euren Edelsinn, und habe vernommen, daß Euer Vater ein Freund der Kunst ist; verzeiht deßhalb, wenn ich Euch um die Erlaubniß bitte, moegen in Euer Haus kommen zu dürfen."

Muthwillig erwiederte Arabella: „Da Ihr Euren Antrag um Mitternacht an mich richtet, so soll er auch um Mitternacht erfüllt werden. Mein Vater wird Euch willkommen heißen."

Sie schloß das Fenster, und Erduin, fast sprachlos vor Freude, harrte mit klopfendem Herzen, bis ihm die Thür geöffnet wuede.

Man soll sich bei der plötzlichen und unerwarteten Erfüllung seiner Wünsche oftmals in eben solcher Gemüthsbewegung befinden, wie vorher, als man in ungewisser Spannung oder wegen des Ausgangs einer Sache zweifelhaft war. Gerade in solcher Gemüthsstimmung war Erduin, als er dem vorangehenden Diener die Marmorstufen hinauf folgte, welche zu Alessandro Pellini's und seiner reizenden Tochter Gemach führten. Der Diener trat in einen geschmackvoll verzierte

Vorsaal, setzte den gewichtigen silbernen Armleuchter auf den Tisch, öffnete eine Seitenthur, und bedeutete Erduin, einzutreten. Nur einen Augenblick kämpfte dieser mit Unentschlossenheit, dann ging er in das Zimmer, und wurde von Arabella's Vater, einem würdigen Manne auf das freundlichste empfangen.

„Signor Pellini," hob Erduin mit einigem Zittern an, „verzeiht es einem Fremden, daß er, der Einladung Eurer reizenden Tochter folgend, sich so spät in Euer Haus drangt. Ihre Anmuth und Wohlthätigkeit haben mich heute entzückt, und dürfte ich mich künftig Eurer und ihrer Huld erfreuen, so würde ich nur um die Gunst bitten, Arabella malen zu dürfen."

„Ohne Euch zu schmeicheln, junger Mann," entgegnete lächelnd Pellini, „Ihr gefallt mir, und wenn es sonst meiner Tochter gefällt, so wünsche ich recht bald Gelegenheit zu haben, Eure Kunst zu bewundern." — „Setzt Euch, Signor Giulio," fuhr er nach einer Pause fort, als ihm Erduin seinen Namen gesagt, „es ist zwar schon spät, aber Ihr seyd jung, und werdet Eure Wohnung noch immer erreichen."

Erduin folgte der freundlichen Einladung, und es entspann sich bald zwischen ihm und seinem gefalligen Wirth eine Unterhaltung, welche sich um die obwaltenden Zeitumstände drehte, das bevorstehende Fest des heiligen Januar berührte, endlich aber nur bei den politischen Ereignissen verweilte, denen damals die besten Köpfe Italiens Aufmerksamkeit und Nachdenken widmeten. Erduin sprach sich über diese Angelegenheit freisinnig und offen aus, und Pellini hörte ihm mit großem Wohlgefallen zu. Der gewandte Italiener nahm hierbei Gelegenheit, der Deutschen rühmlichst zu erwähnen, und er that dies auf eine Weise, die den Maler in die Vermuthung brachte, daß die Ideen Pellini's über Deutschland und seine Bewohner eine Folge eigener Erfahrung seyen.

Während der Unterhaltung hatte der Diener Wein und Himbeerwasser gebracht, und indem Erduin dem feurigen Syrakuser, jedoch mit Mäßigkeit, zusprach, schlürfte Pellini von dem letztern Getränk, gleichsam als verschmähe er es, sein ruhiges Blut auf irgend eine Weise zu erhitzen. Eben hatte sich der Maler wieder einen Becher Wein gefüllt, den er im Geheimen auf Arabella's Wohl leeren wollte, als diese selbst in aller ihrer Liebenswürdigkeit in's Gemach trat, sich anmuthig vor Erduin verbeugte, und, halb in Verwirrung über ihren Haarputz, der sich in der reizendsten Unordnung befand: zu diesem also sprach:

„Nun, Signor, ich sehe, daß Euch mein gütiger Vater willkommen geheißen, wie es jedem begegnet, der Pellini's Haus betritt. Haben mich meine Augen nicht getäuscht, so sah ich Euch heute schon einmal, und zwar, wie es schien, im Streite mit einem jungen Neapolitaner, der in unserem Hause befreundet ist."

(Fortsetzung folgt.)

Kränzel Märtchen.

Sclavenketten sind der Erde Leiden
Oefter ach zerreist sie nur der Tod
Blumenkränzen gleichen ihre Freuden
Die ein Westhauch zu entblättern droht.
— Mathisson.

(Novelle von Emmy ....)

Lächelnd schmückten sich die freundlichen Gauen des Niederrheins, wo die Mosel ihre Fluth in den königlichen Strom ergießt zu Hespers Liebesfeier. In des Maimonds blendender Anmuth winkte die verjüngte Welt vom abendlichen Duft umzogen, wie eine reizende, züchtig verschleierte Braut, lieblich nickten die zarten Blumen gleich schlanken Kranzjungfern im funkelnden Thaugeschmeide, und die Nachtigall kam als graue schmucklose Minnesängerin mit süßer Lieder Schmelz das Fest zu verschönern. Frischere Lüfte rauschten in der hochgeschoßten Bäume Wipfel, und fernher blickte wie ein herrliches Mussivbild schimmernd in Gold und Rosenglanz die Stadt Koblenz.

Da ritt ein fröhlicher Junker durch den Friedenathmenden Wald im Abendscheine, der schon mit der Morgenröthe hinausgezogen war des Waidwerks Lust zu üben; bluhend und anmuthig war er, wie der Lenz; sonniges Jugendfeuer glühte im dunkeln Auge, und die Flamme, welche aus diesem Wunderspiegel schlug, lebte auch im raschbewegten jugendlichen Herzen, mildes Lächeln umschwebte die schongeformten Lippen, und des Frohsinns wolkenloser Glanz die edle Stirn, von brauner Lokken-Fülle umspielt; reich und zierlich umfloß das grünsammtne Jagdkleid des Jünglings schlanke Gestalt und frisches Rebenlaub und duftige Weinblüthen bekränzten heiter das Barett mit seinen wallenden Federn, aber von träumerischer Lust befangen, ein tändelndes Lied hinaus sendend in die freie Welt, verließ er den rechten Pfad, und verlor sich in des Haines Nacht, der ihn tief verlockte mit trügerischen Reizen bis die lachende Spur verschwand, bis dichter der Zweige dunkles Netz sich webte und wilder das Gestripp emporschoß, und finst'rer die Felsenhäupter starrten. Vor einer gähnenden Schlucht bäumte sich der treue Falbe, und den Zügel zog der Jüngling an, zu seinem Diener zurück gewendet sprechend, der mit des Gebieters reicher Beute beladen, langsam folgte auf dem stolpernden Gaul: Beim Schutzpatron aller wackern Waidmänner! ich glaube, wir haben den Weg verfehlt. So scheint es mir schon längst, erwiederte dieser still haltend, und strich sich die dünnen Silberhaare aus der unmuthig gefalteten Stirn — ihr macht es aber auch einmal gar zu bunt, könnt nie hübsch gerade auf der rechten Bahn bleiben, das geht Kreuz und Quer über Stein und Stock, und Dorn, nichts für ungut Junker! Darfst mir schon ein Wörtchen sagen, alter Narrkopf, lachte dieser, bist ja doch ein wackres treues Blut. Aber fiel nun Guntram wieder bedenklich ein, wir werden wahrhaftig Mühe haben, uns heraus zu finden; ringsum droht nur kahles Gestein und grünt der Distelbusch, selbst die Kirchthurmspitzen von Koblenz, die ich bis jetzt vor Augen hatte, sind mir nun aus dem Gesicht entschwunden; wenn so das Dunkel hereinbricht, und wir sind ferne von der Stadt, was soll dann werden? Dann erwarten wir unter einem Baume ruhig den Morgen, der uns mit seiner rosenfarbnen Fackel heimleuchten wird, antwortete der Gebieter. Ja, das nehmt ihr nur so leichthin, eiferte der Alte; aber wißt Ihr nicht, daß die Nacht keines Menschen Freund ist, und was wird unsre edle Frau sagen, wenn Ihr nicht heimkehrt zur Abendstunde. Die Mutter wird beten, entgegnete der Jüngling launig, und nebstbei alle Diener mit Fackeln aussenden, uns zu suchen; aber höre jetzt zu krächzen auf Regenvogel, und hilf mir lieber eine Quelle suchen, denn meine Lippen brennen im heißen Durst, und ich gäbe wahrhaftig dich mit allen deinen Besorgnissen, für einen tüchtigen Becher Wein.

Aber immer tiefer dunkelte das Gehege, und immer dichter verflocht sich das Gezweig; sie mußten die Pferde am Zügel führend, als sorgliche Fußgänger den schmalen Weg verfolgen, der sich durch des Forstes Wildniß hinzog; da schlugen plötzlich die Rüden an, der Pfad erweiterte sich, und wie von Meisterhand in majestätischen Bogen gehauen öffneten sich die kolossalen Felsenpforten und geblendet stand der Jüngling, von dem Zauber des Bildes, das ihm entgegenwinkte in jugendlicher Anmuth. Wie heraufbeschworen, noch schwebend über dem Zauberkessel

einer gewaltigen Magierin lächelte das lieblichste Thal, aus der Gebirge dunkelm Grund von säuselnden Silberpappeln und hohen Eichen gekrönt, deren königliche Wipfel das Abendroth umglühte, und von blauen und weißen und rosenrothen Glockenwinden, von Epheu und üppigem Geißblatt umrankt, von schirmenden und nickenden Zweigen berührt erhob sich ein steinernes Ruhebett, auf dem die Gestalt einer bekränzten Jungfrau von Bildnerhand geformt sich zeigt. Theobald erkannte sich nun am Rosalienbrunnen, denn aus des Felsen dunkler Spalte sprudelte köstlich, frisch und silberklar der kühlende Born die Blümlein netzend im schwellenden Moos, und blinkte als Thränenperle dem Vergißmeinnicht im himmelblauen Auge, und küßte dem Flatterröslein und der würzigen Kleeblume die rothen Lippen; am eisernen Kettenringe der in das Gestein geschmiedet war, hing ein Becher aus weißem Lilienholz geschnitzt, für arme Pilger gestiftet.

Aber holdselig, wie das verjüngte Bild des himmlischen Rosenmädchens, schön wie der Zögling der reizenden Blüthenwelt, ruhte ein liebliches Kind im Maiengrün, im bunten Umschlagtuch lag ein Bündel frischgepflückter Blumen neben ihr, das Engelsköpfchen stützte der blendende Lilienarm, kaum schienen sechzehn Frühlinge das zarte Morgenroth über ihre Wangen gehaucht zu haben, schuldloses Lächeln umspielte den liebreizenden Mund, und helle, harmlose Fröhlichkeit blitzte aus den großen schwarzen Augen, mit welchen sie neugierig, und doch wunderbar schüchtern zu dem Jüngling emporblickte, der sich ihr nahend in sanften Schmeicheltönen sprach: das Geschick scheint vertraut mit alter edler Sitte, es sendet dem Waidmann zu Quell und Becher auch die Dame, daß sie die Labung ihm kredenze. Ihr scherzt, unterbrach ihn das Mädchen, hochroth bis tief in die braunen Locken erglühend, ich bin eine arme, einfältige Dirne, und verstehe von adeliger Weise so wenig, als von euren schönen Worten. Du sollst mir den Pokal kredenzen holde Jungfrau! wiederholte er scherzend, und bot ihr den gefüllten Becher. Ach geht, erwiederte sie verschämt, jetzt versteh ich, was Ihr meint, aber das ziemt ja nur einem vornehmen Fräulein. Die Schönheit ist auch nur unterm Hüttendach eine gekrönte Königin, entgegnete Theobald. Dieser Hain ist dein Feenschloß, der üppige Rasen dein Thron, die Blüthenkrone Liebchens Diadem, komm, schöne Herrin trink, daß dieser Quelle Silber sich mir zu Gold verkläre, von deiner Purpurlippe berührt. Nun, so gebt, wenn es Euch gerade Freude macht, entgegnete das süß geschmeichelte Kind den halb verstandenen Worten, zögernd nippte sie, fröhlich leerte er in überwallendem Jugendmuth den Becher. Auf dein Wohl! rief er dem Mädchen zu, und nun sage mir aber auch, sprach er weiter, sich traulich auf den bemoosten Sitz niederlassend, und faßte ihre Hand, wie nennst du dich? wo kommst du her? was willst du hier allein in tiefer friedlicher Waldeinsamkeit? was — Ei, fragt doch nicht gar so viel auf einmal, lachte die Kleine, wie kann ich denn sonst antworten? Ich heiße eigentlich Marie, werde aber der Kürze wegen nur schlechtweg Märtchen genannt, da mir auch dieser Name in der heiligen Taufe beigelegt ward und das Geschäft, zu dem der liebe Himmel mich erlesen. ach guter Herr! das ist bald lustig und fröhlich wie heller Sonnenschein, bald wieder so unendlich wehmüthig und traurig, daß ich mich zu Tode härmen möchte. Sprichst du in Räthseln? holdes Marienröschen, versetzte Theobald, und sah ihr befremdet tief in die schönen dunkeln Augen. Nicht doch, erwiederte sie, es ist so, wie ich Euch sage. Seht, ich hatte eine alte Base, die lehrte mich, als ich noch eine kleine Dirne war, aus Geld und Blumen kunstreiche Kronen flechten, denn mich freute das Tändeln, mit den bunten Farben, mit dem glänzenden Flitter mehr, als der Nadel eintöniges Picken, und jetzt sind Märtchens Kränze weit und breit berühmt, das dürft Ihr glauben; aber da führt mich denn das Geschick heute zu einer glücklichen jungen Braut; die hüpft und jubelt, wenn Kränzel-Märtchen erscheint; morgen wieder zu einer andern, die still und tief schläft und die kalte Stirn dem jungfraulichen Schmuck darbietet; da weint mir der bleiche Schmerz entgegen, und ich weine mit. Da kam ich denn auch heute heraus, Blumen zu pflücken, am Rosalienbrunnen, die ich bedarf zu meiner Arbeit.

Bist du allein? verwaist? Maria, fragte der Jüngling, freundlich theilnehmend. Der Vater war im Dienste des Herzogs von Oesterreich, entgegnete das Mädchen; jetzt ist er aber todt; doch der milde Herr verläßt uns nicht, und manches Goldstück fließt aus dem fürstlichen Seckel der Mutter zu, als der Wittwe seines treuen Dieners, auch jetzt noch, da sie sich nach Koblenz in ihre Heimath zog mit mir und meiner armen Schwester. Warum beklagst du diese, fragte Theobald munter, ist sie vielleicht nicht so hübsch, wie du? Ach, damit müßt Ihr nicht scherzen, sprach sie plötzlich traurig werdend, unsere Lisbeth ist wohl des Mitleids werth, die Unglückliche hat vor Schreck den Verstand verloren, als einst unser Haus in hellen Flammen aufglühte und sie wähnte, im Feuer zu Grunde gehen zu müssen. Durch kühnen Edelmuth ward das arme Leben ihr erhalten, aber das Schönste, der klare Sinn versank in Nacht und Wahn; nur manchmal blitzt es in ihr empor; da ist sie plötzlich wie von prophetischem Geist überflügelt, und scheint klüger, als wir alle, aber schnell umdüstert sich das Licht aufs neue, und sie fällt zurück in ihre stille dumpfe Schwermuth. Und ist Euch die Aermste nicht zur Last? versetzte Theobald. Ach, wo denkt Ihr hin, lieber Herr, erwiederte Maria, wir lieben sie wie unsers Lebens Seligkeit, und ich will meine Lisbeth hegen und pflegen, wie meine Blumen, und treu für sie sorgen bis ans Ende, setzte sie hinzu, die kleinen Hände betheuernd faltend, und warme Tropfen hingen im schönbewimperten Auge. Du engelgute fromme, holdselige Maria! sprach Theobald, gerührt von des Kindes schuldloser Himmelsmilde, aber da du so gar lieb und herzlich aufrichtig gegen mich bist, fuhr er fort, so sage mir nun auch, wann kommst du wieder heraus aus dem dumpfen Stadtgemäuer ins freundliche Thal? Da blickte das Mädchen zu ihm empor, und wunderbarer Ernst überflog das blühende Antlitz. Das kann ich Euch nicht sagen, entgegnete sie, ein sittiges, armes Mägdlein darf keinem vornehmen Herrn ein Stelldichein gewähren. Du hast mich mißverstanden, sprach er zerstreut, ich möchte — ich muß dich wieder sprechen. Eine Muhme von mir ist Braut, die möchte ich gerne mit einem zierlichen Kränzchen von deiner kunstreichen Hand überraschen. Ach wenn das ist, versetzte sie aufs neue erröthend, dann vergebt mir nur mein einfältiges Geschwätz, und seyd mir ja nicht böse, kommt recht bald zu uns, setzte sie hinzu; wir wohnen im St. Floriansgäßchen hinter der Stiftkirche gelegen. Ihr dürft nur um Frau Dietrich fragen. Aber jetzt muß ich gehen, es beginnt zu dunkeln, und mein Weg ist weit. Bleibe noch, Liebmärtchen, bat der Junker, ich geleite dich dann nach der Stadt. Nein, nein, rief sie, das geht nicht, ich muß fort. Lisbeth härmt sich, und Mütterchen schmollt, wenn ich lange verweile. Ist das Mutterherz streng Maria? erwiederte Theobald. Leise bejahend nickte das Mädchen. Ich darf nie länger vom Hause bleiben, sprach sie, bis das Sternlein dort aufwacht, wo die Sonne schlafen geht, das freundliche, das blitzt und funkelt, gleich einem köstlichen Juwel. Hört einmal Herr Junker, fuhr sie zutraulich fort, der Meistersänger Ulrich Regenbogen, der doch sonst ein guter Christ, und ein gar wackerer Jüngling ist, der erzählte mir einst von dem holden Abendstern recht viel hübsches, das mir wohl gefiel; aber er gab den himmlischen Gestirn einen so bösen heidnischen Namen, daß ich ihm zu schweigen gebot. In der blumenreichen Weise edler Minne und Meistersänger heißt dieser Stern die Venus, entgegnete

Theobald lächelnd. Ja, rief die Kleine, so klang das gottlose Wort, das dem blinden Heidenthume angehört. Nicht doch, Märtchen, versetzte der Junker, das heißt in der biedern deutschen Sprache der Stern der Liebe. Ach so, lispelte das Mädchen, das ist etwas anders. Der gute Gott ist ja auch die Liebe, und das funkelnde Himmelsblümlein erblühte in seiner Hand. Schönen Dank, daß Ihr mich belehrt habt in meiner Einfalt, wie ich dem armen ehrlichen Ulrich Unrecht gethan. Zum Lohn Maria, speach er, mußt du dich meiner freundlich erinnern, wenn dir künftig das milde Licht dort oben aufgeht; denke dann an mich, an Theobald, hörst du, mein Mädchen, setzte er hinzu, das gesenkte Köpfchen der Lieblichen erhebend. Ich glaube, es ist Zeit zum Aufbruch, Herr Junker, erinnerte jetzt der alte Guntram, das Roß am Zügel herbei führend; der Falbe will nimmer warten, und die Thurmuhr hat ferner neune gebrummt. Schweig, zürnte ihm der Gebieter. Also noch einmal, ich sehe dich bald, wandte er sich wieder zu dem Mädchen. Ade, liebes Herz, gedenke meiner Worte, wenn morgen das Sternlein blinkt, und ich bin dir ferne. Lebe wohl, du süßes Wunderkind! — Und noch vom hohen Roß winkten seine Grüße bis er im dunkeln Grün verschwand. Da fühlte sich Maria an Stirn und Herz und sprach: Wie ist mir denn so seltsam hier und hier? Erst wollte ich fort, und stehe nun noch immer da, und möchte lachen und weinen, was soll denn das heißen, ihr trauten Blümlein? gebt mir Antwort ihr flüsternden Frühlingskinder, gib dem wunderbaren Gefühl einen Namen, das mich durchbebt, du holder Stern der Liebe! Und Liebe, Liebe, flüsterte der Geist der Felsen. Ei, warum nicht gar, rief das Mädchen lachend, aber wenn du alles so gut weißt, du Aberwitz, rief sie kindisch neckend in die Grotte, so sage mir auch, werde ich ihn noch einmal im Leben sehen den schönen freundlichen Theobald? und bald, bald rief es ihr entgegen. Das läßt sich hören rief das fröhliche Mädchen mit einem muntern Knix, habe Dank für die tröstende Botschaft; gute Nacht, Bergmännlein! Und ihren Bündel aufnehmend, warf sie dem Felsenriesen eine Kußhand zu, und eilte mit rehleichten Schritten der Stadt zu.

(Forsetzung folgt.)

Würzburger Theater.

Die drei Gefangenen. Wiewohl es dem Referenten kaum möglich ist, ein fünfaktiges Lustspiel auch nur zu duechlesen, und dieses auch nur dann, wenn die gesteigerte Bewegung der Ernährungsorgane das Haupt in jenem dem Sonnambülism ähnlichen Zustand versetzte, welcher sonst ungenießbare schöngeistige Produktionen annehmlich macht, so ging er nach einem verdrießlichen Tage doch ins Theater um ironisch den Becher der Langweile erst noch bis auf den Grund zu leeren. Aber sieh, Thalia goß ihm den Nektar der Heiterkeit in die Brust aus und er konnte lachen, herzlich lachen uber die hübsche Verwickelung, über die erfinderische Kühnheit dee Frau von Merville, die sich vielleicht nur in französischem Blut finden mag, uber die getreue Poetratirung des im Dienste geau gewordenen Sergeanten, die Lebendigkeit des Hauteville, und das adroite Benelmen des braven Georze, der nie rathlos den Gouverneur Derfort dupirt, und durch alle Klippen als günstiger Wind die Schifflein der Liebenden in den gewünschten Hafen schaukelt. Ein immer reges Interesse belebt das Stück, nur im fünften Akte wird die Haltung des Ganzen doch durch einige über die Scala des komischen in die der seriosen springenden Anklänge gestört. Die Intrigue konnte einen schlimmen Ausgang nehmen und das Gemüth ist am Ende schon befriedigt, daß dies nicht geschieht und der Gouverneur den kränkenden Betrug, aus Freude über den als deus ex machina erscheinende Sohn vergißt. Bellacueil der Invalidensergeant (Hr. Dennerlein) spielte seine Rolle charakteristisch, ihm ging jedoch jene Lebendigkeit ab, die den französischen Alten seines Standes nie gebricht, denn sie bewahren immer ein frisches Herz, wenn auch der übrige Körper sehr defekt geworden. George besaß dagegen in Herrn Wagnee einen Darsteller, der wieder einen zu geoßen Ueberfluß an Lebendigkeit hatte; es ist seine Rolle die schwierigste, und sie würde gewiß vollkommen befriedigend durchgeführt worden seyn, hätte es nicht oft geschienen, daß seine Gestikulation und seine Beweglichkeit zu manchen ruhiges, lauerndes Handeln erfoedernden Scenen mit diesem conteastirte. Herr Waldmann als Edmund, leicht, gewandt, den eifersüchtigen Oheim aber imponirend verschlagen, jäh aufbrausend, eben so schnell sich wieder sammelnd, war ebenso vollkommen in seiner Rolle, wie Herr Seeliger als Hauteville; war durch und durch der jugendliche französische Soldat, verliebt, ohne daß es ihm sonderlich angriffe; gefangen sich mit der Nothwendigkeit befreundend, stets gefaßt, um die Gelegenheit zur Flucht nicht entwischen zu lassen, bereit um einem Feeunde gefallig zu seyn, anmuthig in seinem ganzen Wesen witzig, was kann man mehr verlangen? Madame Wagner als Sophia v. Merville, die ihrer Liebe, den Ruf aufopfernde pikante Dame verdient unsern Beifall; es ist etwas delikates um ihre Rolle; und weibliche Verschämtheit und weibliche Verschmitztheit reichen sich die Hand und beides gab ihr Spiel in gehorigem Maaße. Nichts ist zarter als jene Gränzlinie, welche zwischen der Kunst und der Uebertreibung, fur das feinere Gefuhl und de geübten asthetischen Takt gezogen ist, erst wenn man sie überscheitten hat, bemerkt man, daß es geschah; wie eine einzige Verzierung fur ein geniales Fronton, dessen symetrische Zusammenwirkung das Auge erfeeut, den ganzen Effekt zu zernichten im Stande ist, so ist eine einzige Miene, ein zu sehr accentuirtes Wort oft im Stande auf eine ganze Scene ein ungünstiges Licht zu werfen und wenn sich dieses oft wiederholt, so gleitet eine unangenehme Erinnerung, wie ein trübes Wasser über das im Geunde schimmernde Verdienst. Herr Müller hat in seiner Darstellung als Gouverneur Derfort dem Neffen gegenüber seine Eifersucht nicht so verschleiert wie es der Mann von Welt thut, sein Witz wurde zur Bosheit, seine Politur sank zur Maniee herab, die Uebermacht, die er *spielend* benutzen sollte, ward zum derben Knittel, den eine rüstige Faust fuhrt. — Herr Müller, ein so verdienstvoller Künstler, hat hier einen argen Mißgriff gethan, — doch der Tadel will nicht bitter seyn, und wir wollen deshalb sein meisterhaftes Spiel der Scene, wo die Frau v. Merville ihm verkleidet gegenüber steht, in die Waagschale legen. — Demoiselle St. Georges (Fanchette) hat ziemlich viel Naivität in ihrem Spiele gezeigt, vornehmlich wußte sie in ihren Blick eine liebenswürdige Schelmerei zu legen. — Hr. Straßer hatte die gehörige Seemannsstimme, aber seine Landflüche harmoniren nicht im geringsten damit. Ein Seesoldat mit seiner Reibeisen ähnlichen Kehle flucht nie mit der Zeit, da muß Enterhacken, Rae. Stückpfoete u. dgl. heehalten, und dieß macht nur unzufrieden mit Hrn. Straßers Rolle, obschon wir sein Spiel nicht tadeln wollen.

Charade.

Das Ding, das jeder Fremde braucht,
In jeder Stadt, in jedem Land'
Ob sein Charakter etwas taugt
Macht Die die *erste* Sylb' bekannt,

Doch was die *zweite* Sylbe sagt,
Das findest Du im Freien nur,
Wo uns der Blumen Fülle lacht,
Zur Zeit des Frühlings der Natur.

Das *Ganze* nennt Dir jene Stadt
Die Bayern an der Donau hat.

A. Löwenthal.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 5. Mittwoch, 15. Januar 1834.

Laß untergehn die wandelnden Gestalten,
Die bunt und irrend durcheinander ziehn!
Am innern Leben, Freund! laß sich die Hoffnung halten,
Wir bleiben, die Gestalten fliehn.

C. A. Tiedge.

Der Deutsche in Neapel.

(Erzählung von Wilhelm Fischer.)

(Fortsetzung.)

Erduin, der sich von seinem Sitze erhoben, Arabella's Gruß mit einer stummen Verbeugung zu erwiedern, war außer Zweifel, daß Arabella mit jenem jungen Neapolitaner Theobaldo Oglione meine, und er hielt es für angemessen, die Schöne zu unterrichten, daß er in dieser kurzen Zeit Oglione's Freund geworden. Seine Mittheilung hätte ihm Pellini's Gunst, wäre er noch nicht im Besitze derselben gewesen, unbedingt erworben. Auch Arabella schien es nicht unangenehm zu seyn, daß Erduin und Oglione Freunde waren. Sie sprach viel zum Lobe des Letzteren, allein ihre Worte waren so unbefangen, daß es selbst dem feinsten Kenner des menschlichen Herzens ein Räthsel geblieben wäre, ob ihr ein momentanes Interesse oder ein tieferes Gefühl dieselben in den Mund gegeben. Mehrmals fühlte sich Erduin versucht, das im Laufe des Abends erlebte Abenteuer zu erzählen, indeß eine innere Stimme hielt ihn davon ab.

„Unser junger Freund," sprach jetzt Pellini zu seiner Tochter, „hat sich schon von mir eine Gunstbezeugung ausgebeten, die ich ihm als Vater bewilligt, sobald auch Du Deine Einwilligung giebst. Er will Dich malen, Arabella."

„Hegt Ihr diesen Wunsch aus eigenem Antriebe, oder sprecht Ihr ihn für einen Andern aus?" fragte Arabella mit ernster Stimme. — „Euch selbst, Signor, kann mein Bild nicht interessiren, und die Wünsche Anderer solltet Ihr nicht so verschnell zu erfüllen versprechen."

„Signora," stotterte Erduin, „wenn Ihr mich der Gunst würdig erachtet, ein so liebliches Original zu kopieren, so versteht es sich von selbst, daß nur Ihr über die Kopie zu verfügen habt."

„Wenn Ihr meine wenigen Reize nicht zu hoch anschlagt," entgegnete Arabella, „so will ich Euch gern zum Original dienen. Ihr könnt Eure Arbeit beginnen, wenn Ihr wollt; meines Vaters Haus steht Euch immer offen."

Der alte Pellini nickte freundlich mit dem Kopfe, und würde wahrscheinlich einige Worte gesagt haben, aber es erschien ein Diener, flüsterte ihm etwas in's Ohr, und er verließ sogleich das Gemach. Erduin war jetzt mit Arabella allein; diese hatte ihre Guitarre ergriffen, und schlug einzelne Accorde an. Sie war mit ihren Gedanken ganz abwesend, und während ihr Haar regellos über Nacken und Brust fiel, weilte das schöne Auge auf dem Fußteppich, und schien den eingestickten Papageien Leben einhauchen zu wollen. Erduin betrachtete sie mit innerer Freude und Lust; er war überzeugt, daß Neapel gewiß nicht drei so anmuthige Mädchen besitze, und diesem Wesen saß er gegenüber, er sollte sie malen. So glücklich war er noch nie gewesen, und es ahnte ihm, daß er es auch nimmer seyn würde. Dies Alles stürmte auf ihn mit ungewöhnlicher Gewalt; er fühlte sich voll Begeisterung, und doch fehlte ihm der Muth, Arabella anzureden und sie in ihren Träumereien zu stören. Sie legte jetzt die Guittare weg, richtete einen ernsten Blick auf Erduin, und fragte mit sichtbarem Erröthen:

„Saht Ihr Jemand vor dem Hause stehen, ehe Ihr Euren sonderbaren Antrag an mich richtetet?"

Erduin hielt es für das Beste, die Wahrheit zu sagen, und antwortete daher mit einem unverhohlenen „Ja!"

Arabella schien dies erwartet zu haben und erglühte noch mehr. „Wann verließet Ihr Theobaldo Oglione?" fragte sie weiter. „Stand er vielleicht in Eurer Nähe? Sprecht, Signor, sprecht!"

Erduin befand sich in großer Verlegenheit. Seine Wahrheitsliebe forderte ihn auf, das Vorgefallene treulich zu berichten, und doch schien es ihm der Klugheit gemäß, wenn er diesmal seine Zuflucht zu einer Nothlüge nähme. Er erwiederte daher, daß er Oglione schon vor zwei Stunden in der Vorstadt Chiaga verlassen habe.

„War er heiter, als Ihr von ihm Abschied nahmt?" fragte Arabella weiter.

„Heiter nun wohl nicht, aber ruhig," entgegnete Erduin, dem jetzt schon die erste Lüge leid that, da er voraus sah, daß er sich bei fortgesetzten Fragen widersprechen würde.

„Also ruhig," wiederhohlte Arabella, und sah den Maler schärfer und durchdringender an, als man es von einem Mädchen erwarten sollte. „Ich danke Euch sehr für diesen Bericht," fuhr sie fort, „die Ruhe Theobaldo's ist mir viel werth. Werdet Ihr ihn morgen sprechen?"

„Ich hoffe es, Signora, er hat mich zu sich eingeladen."

„Da werdet Ihr ihm wohl Alles, was Ihr gehört und gesehen, treulich wiedererzählen?" fragte das Mädchen leise, und schlug die Augen nieder.

„Ich glaube, daß Oglione zu edel ist, um mich auszufragen," versetzte Erduin; „auch hängt es von Eurem Befehl ab, Signora, ob ich ihm etwas mittheilen soll."

„Gut," rief Arabella, und erhob sich rasch von ihrem Sitze, „so befehle ich Euch, daß Ihr ihm die Scene verschweigt, deren Augenzeuge ihr vor kurzer Zeit gewesen. Hört Ihr, Signor Giulio, ich befehle es Euch! Seyd folgsam, und ich werde Euch für die Zukunft meiner Huld würdig halten."

Sie grüßte ihn flüchtig, winkte ihm gebieterisch mit der Hand, seinen Platz zu behalten, und eilte aus dem Zimmer.

Erduin wußte nicht, wie er seinen Zustand nennen sollte; das aber schien ihm klar, daß Oglione vergebens liebe. „O, wenn ich doch nicht versprochen hätte, den Kundschafter zu spielen!“ Er seufzte diese Worte mehr, als er sie sprach, und war mit sich im höchsten Grade unzufrieden. In diesem Zustande traf ihn der Diener Pellini's, der seinen Gebieter entschuldigte und den Maler zur Mittagstafel für den folgenden Tag einlud. Erduin brach sogleich auf, und als er wieder auf freier Straße war, stand er noch lange, und sah nach den Fenstern des Hauses, das ihm jetzt ein Feenpallast schien; dann eilte er seiner Wohnung zu, die er, mit verworrenen Bildern und Phantasien beschäftigt, nach Mitternacht erreichte.

Der junge und schöne Neapolitaner Teobaldo Oglione war mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, als sein neuer Freund Julius Erduin. Von dem Letzteren schwebte Arabella's schöne Gestalt in freundlichen und lieblichen Farben, so daß, als sich seine Augen schlossen, süße Träume ihn umgaukelten, da ja der Geist, frei von Raum und Zeit, auf phantastischer Weise alle die Ideen und Bilder ausspinnt und ausmalt, mit welchen er sich im wachenden Zustande, und gefesselt durch den Körper, beschäftigte.

Anders stand es mit Oglione; sein Geist war im höchsten Grade unruhig, sein Blut rollte noch immer heftig in den Adern, denn er hatte das Opfer der Bosheit, als deren Beute er bestimmt gewesen, vor seinen Augen. Oglione stand nemlich vor dem verwundeten Mädchen, die zwar der Kleidung nach dem geringen Stande angehörte, aber ihrer regelmäßigen Formen und anmuthigen Gesichtszüge wegen auch in der vornehmeren Welt eine nicht unbedeutende Rolle hätte spielen können.

Die Verwundete war, unstreitig eine Folge ihrer Anstrengung beim Gehen, ohnmächtig auf das Sopha hingesunken, und Oglione wartete ängstlich auf Signor Amaldi, einen der besten Wundärzte Neapels, zu welchen er seinen treuen Diener Baptista gesandt. Er hatte dem Letztern, der ihm Diener und väterlicher Freund zugleich war, in der Kürze den Vorfall erzählt, und mit thränenden Augen war dieser fortgeeilt. In gleicher Gemüthsstimmung kam er jetzt mit dem Wundarzte zurück, und Signor Amaldi war nicht wenig erstaunt, in dem verwundeten Mädchen die Tochter des Fischers Filippo zu sehen, der in Portici wohnte und eben nicht im Rufe einer zu großen Gewissenhaftigkeit stand.

„Kennt Ihr Filippo persöhnlich?“ fragte Oglione.

„O, ich kenne ihn sehr genau, Signor!“ entgegnete Amaldi. „Noch sind es nicht drei Monate, als ich ihn in der Kur hatte. Er war damals von einem Dolche schwer getroffen worden, und Niemand wollte glauben, daß er sich die Wunde selbst beigebracht, wie er dies besonders seiner liebenswürdigen Tochter Julia vorzureden sich bemühte.“

„Ist er von großer Gestalt und hat er eine etwas rauhe Stimme?“ fragte Oglione weiter.

Amaldi nickte mit dem Kopfe; denn Julia war erwacht, und ihrer Sinne so mächtig, daß sie augenblicklich den Arzt erkannte, der mit so großer Uneigennützigkeit ihren Vater vom Tode errettet. Sie wollte sprechen, aber Amaldi bedeutete sie zu schweigen, untersuchte die Wunde, und versicherte mit zuverlässiger Miene, daß in acht Tagen Alles so gut wie ungeschehen wäre. Während er das Mädchen verband, tröstete er sie und versprach, ihren Vater von ihrer Lage zu unterrichten.

„Bei allen Heiligen beschwör ich Euch,“ bat Julia mit großer Anstrengung, „sagt meinem Vater nichts! ich habe ihn sehr geliebt, aber jetzt! — Wehe mir, daß ich seine Tochter bin!“

Während Julia dies sprach, irrten ihre Blicke im Zimmer umher, und ruhten endlich mit dem Ausdrucke des größten Erstaunens auf dem Mantel, den Erduin jenem heimtückischen Fremden entrissen, und mit dem er Julia auf dem Wege zu Oglione's Wohnung bedeckt hatte. Der Letztere hatte die Blicke des Mädchens beobachtet, und zufällig traf es sich, daß die seinigen jetzt auf denselben Gegenstand fielen, auf welchen jene hinstarrte.

„Beim heiligen Jannar!“ seufzte sie, „das ist der Mantel meines Vaters. O, ich beschwöre Euch, laßt ihn nicht in dies Gemach, wenn er sich in der Nähe befindet!

Oglione's Ahnung war jetzt auf das Schrecklichste erfüllt; es unterlag keinem Zweifel mehr, daß der, welcher ihn ermorden wollte Julia's Vater war. Das unglückliche Mädchen hätte das Opfer des Nichtswürdigen werden können; ein glücklicher Zufall hatte sie gerettet, und weit entfernt, die Tochter von der Schändlichkeit des Vaters zu unterrichten, bemühte sich Oglione vielmehr, ihr zu erklären, daß sie sich wegen des Mantels in Irrthum befinde.

Amaldi hatte bei der ganzen Scene geschwiegen, und wiewohl er den Zusammenhang der Sache nicht durchschauen konnte, schien es ihm doch, daß der heimtückische Filippo bei dem ihm räthselhaften Ereignisse betheiligt sey. Richtiges Gefühl und Bescheidenheit verbeten es dem Arzte, sich näher nach der Sache zu erkundigen, und so verließ er nach einigen ärztlichen Verordnungen Oglione's Haus. Baptista erklärte sich bereitwillig, bei Julia zu wachen, und als diese eingeschlafen war, zog sich auch Oglione, sorgfältig den verdächtigen Mantel verbergend, in sein Schlafgemach zurück.

Als er allein war, überdachte er die Vorfälle des Abends noch einmal; er wollte dies ruhig und mit kaltem Blute thun, aber an Ruhe war nicht zu denken. Seine unselige Liebe zu Arabella schien ihm die einzige Quelle, aus der all' dies Unglück geflossen, und doch konnte er sich durchaus nicht mit dem Gedanken befreunden, dieser Neigung zu entsagen, auch wußte er nicht, daß Arabella wirklich gegen ihn ungünstig gestimmt sey. Dies zu erfahren, war jetzt sein einziges Bestreben, und da er dem dem deutschen Maler vertraute, so wollte er durch ihn einen Brief an Arabella befördern lassen, der sie von dem Zustande seines Herzens unterrichten sollte. Mit diesem Entschlusse öffnete er ein Fenster, und sah hinaus in die dunkle Nacht und auf das Meer. Der kühle Seewind wirkte wohlthätig auf Theobaldo, er wurde ruhiger, aber nur auf Augenblicke; denn bald nahm eine sonderbare Scene abermals seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es bewegte sich nemlich längs dem Ufer des Hafens ein kleines Fahrzeug hin und her, wie dies der Schein einer Fackel, welche einer der Schiffenden trug, deutlich verrieth, und hatte den Anstrich, als suche oder erwarte man Jemand. Diese Bewegungen der Barke wurden beinahe eine Viertelstunde fortgesetzt, da hielt sie hart am Ufer, und es nahten zwei Gestalten, um in dieselbe einzusteigen. Der Fackelträger sprang an's Land, und sogleich erkannte das scharfe Auge Theobaldo's in den beiden Gestalten den alten Pellini mit seiner einzigen Tochter.

(Fortsetzung folgt.)

Kränzel Märtchen.

(Novelle von Emmy . . . .)

(Fortsetzung.)

Munter zog indeß auch der Junker von Rothensee nach den heimischen Mauern, von Mariens Bild umschwebt, das ihm aus des aufgehenden Mondes Licht entgegen zu lächeln schien, versündigte er sich gleich im lebhaften Wohlgefallen an dem holden Kind der Natur gegen die edle Braut, die ihm in der Ferne

blühte; und doch trug Theobald kein schwarzes Herz in der Brust; aber sein ganzes Wesen wiegte sich auf leichten luftigen Flügeln; sein sonnenhelles Leben gehörte nur der gegenwärtigen Stunde, und nimmer dachte er im Beginnen, wie soll das enden? Des Jünglings Vater war hingegangen zum Palmenhain, wo himmlische Bluthen sich im reinen Quell des Lebens spiegeln, als Theobalds Gemüth noch unentwickelt im Keim der Knospe lag, als noch der Kindheit Traum ihn umfing. So wuchs er unter der Leitung zarter Frauenhände empor, und geschmeichelt von dem Hauch ewig nachsichtsvoller verzeihender Liebe, entfaltete sich seines Geistes lebendiger Farbenschmelz zum strafbaren unseligen Leichtsinn, so wie eine giftige Pflanze wuchert auf edlem Boden, dem die sorgliche Pflegerhand fehlt. Als der kräftig aufschoßende Knabe das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, zog er nach Mainz zu seinem Oheim, der selbst ein wackerer Krieger, den Jüngling im Waffendienste üben sollte. Theobald gewann des alten Freiherrn väterliche Liebe durch seinen Muth, und die feine Gewandtheit edler Sitten; aber kein Blick fiel prüfend in sein Herz, und kein mildes warmes Wort ward ihm zum Leitstern auf der Lebensbahn. Schon schloßen die schwindenden Monden zum fünftenmal den Jahresring, und Frau von Rothensee forderte den Sohn wiederholt auf, in ihr Haus zurückzukehren, aber der Oheim sprach: Bleibe bei mir, mein Junge, bist ein lustiges Blut, und die Mutter wird mit dir grämeln und schmollen, wenn du mit deinem Jugendfeuer in ihre matronenhafte Hausstitte hineinstürmst, wie brausender West. Auch gefiel es dem Junker im Kreis seiner fröhlichen übermüthigen Brüder, und im dunkeln Gewühl der Trinkstuben zu Mainz, deren Besuch des Oheims freies Wesen vergönnte, gar zu wohl, und erst als er bereits mündig war, kehrte er in das mütterliche Haus zurück, nachdem der Oheim zu Mathildens gesteigertem Entzücken den Neffen mit seiner schönen reichen Mündel Sigismonda von Hildesheim verlobte.

Zum erstenmal nach langen Jahren sah Theobald wieder die Blumen des Frühlings auf heimischem Boden bluhen, als ihm des Zufalls Spiel das reizende Kränzel-Märtchen entgegenfuhrte, das ihn mit ihrer zauberischen Unschuld wie in Rosenschlingen gefangen hatte. Sigismonda war auch schön und fromm, aber in klösterlicher Strenge adelicher, alterthümlicher Sitte erzogen, stand sie unendlich schroff und ernst dem Jüngling gegenuber, lebte gleich eine schöne Fülle zarter Innigkeit und Liebe in ihrer Brust. Frohlich umflatterte der leichte Schmetterling die Liebliche, so lang er ihr in's Auge sah, aber wenn er die stillen zierlichen Gemächer der alternden jungfräulichen Muhme, in deren Huth das Fräulein lebte, verlassen hatte, so konnte er auch über ein rothwangiges Bürgermägdlein die holde Braut vergessen, bis zum neuen Willkommen, bis vor dem Sonnenglanz Ihrer blendenden Demuth, jedes andee Bild verblich. Selbst heute noch war ihm die Erinnerung nachgeflogen in den Morgenduftigen Wald, und Sigismondas Liebreiz war den Psycheflugeln der holden Göttin aufgeprägt, bis sie im Abendscheine, die schönen Farben treulos in eine andere liebliche Form goß, und vor dem neuen Wunderbild umgaukelt zog der Junker hin durch die dunkeln Straßen der Stadt. Da strahlte ihm plötzlich das mütterliche Haus im vollen Glanz festlicher Beleuchtung entgegen. Da gibts Gäste, rief Guntram, seht doch nur, wie das glitzert und funkelt, als würde Hochzeit gehalten. Und als sie in den Hof lenkten, regte sich schon ein geschäftiges Walten, Fackeln schimmerten, fremde Diener liefen Treppen auf und nieder, Pferde stampften, schäckernde Mägde bemuhten sich einen stattlichen Rollwagen mit grünen Vorhangen seines vielfältigen bunten Gepäckes zu entladen, und sieh! dort führte Fräulein Sigismonda's kleiner Page ihren Zelter herum, indem er das kluge Thier liebkoste; das Räthsel lest sich, sprach Theobald halb für sich, meine Braut ist angekommen. Und das sagt Ihr so gedehnt, erwiederte Guntram kopfschüttelnd, und schaut darein, als hätte man Euch Essig fur Moslerwein zu trinken gegeben? Aber, ohne auf ihn zu hören und zu achten, eilte der Junker hinauf, und als sich ihm die Pforten des Saales öffneten, da saßen im trauten Verein am Marmortisch der alte Freiherr, und Fräulein Brigitte, des Bräutchens Hüterin im schweren Stoffkleid und Mieder, ein zottiges Hündlein auf dem Schoos hätschelnd, und die Mutter mit freudestrahlendem Antlitz, Sigismondas Hand in der Ihren, entzückt über die schweigende Sittsamkeit der Jungfrau mit dem ernsten und doch sanften Madonnengesicht. Frohlockend fuhrte sie nun dem Eintretenden die lieben Gäste entgegen. Innig war Theobalds Gruß, aber schnell, wie durch Fieberfrost erkältet ward sein warmes Herz durch Sigismonda's stumm gezirkelte Verneigung; unwillkuhrlich tauchte die liebe natürliche Herzlichkeit des rosigen Kränzel-Märtchens in den bewegten Wellen seiner Phantasie empor, und an die Stelle von froher Ueberaschung und Liebeswonne trat wunderbare Sehnsucht, welche die entfloh'ne Stunde rief, und nimmer konnte er sich heute wohl und heimisch finden im Kreis der Lieben!

Der Oheim erzählte seine Kriegsabenteuer, und Muhme Brigitte Spuckgeschichten. Das junge Fräulein wagte es nicht, die schüchternen Lippen zu öffnen. Frau von Rothensee nickte, und Theobald träumte wachend vom schönen Marienröschen, bis die Kerzen tief herabgebrannt, und die von der Reise Ermudeten der Ruhe begehrten.

Einsam saß Theobald am nächsten Morgen in seinem Gemach, ein kleines Gemälde von Meisterhand betrachtend, als wollte er es durch die leuchtenden Augen ins Herz versenken, aus dem es entfloh'n; es war Sigismonda's Bild; aber kalt starrten ihn von der Elfenbein-Tafel die edlen Zuge an. Seelenlos die blauen Himmel ihrer milden Sterne, denen seine Liebe nicht wie sonst des Lebens Feuer lieh; bleich und matt schien ihrer Wangen zarter Rosenschimmer; unmuthig barg er endlich das Kleinod, und trat ans Bogenfenster, sich zu zerstreuen an des Lebens buntem fröhlichem Treiben das eben hervortauchend aus Schlummer und Frieden, im Glanz der Maiensonne sich lustig auf dem breiten Märktplatz entfaltete.

Schon öffneten sich Laden und Buden, die alte Blumenhändlerin stellte ihre duftig gefüllten Körbe zur Schau, und band mit welken Fingern die blühenden Frühlingsboten in zierliche Sträußchen. Aus dem geöffneten Fenster des stattlichen Gasthofes zur grünen Traube angelte ein vornehmer Reisender den sittigen Frauen und leichtfüßigen Mägden im wollenen Schleier nach, welche des Wechsels buntes Spiel vorüber führte. Feierlich tönte in des regsamen Hammers taktmässigen Schlag ein schönes Lied an dem Morgen, aus Meister Regenbogens Schmiede, und zu des wackern Sängers Aerger und Verdruß erscholl aus der Werkstätte des Nachbar Schreiners die neueste Volksmelodie:

> Den liebsten Buhlen, den wir han.
> Der liegt in unserm Kellee,
> Er hat ein hölzern Röcklein an
> Und heißt der Muskatellee. —

Aber Sang, und fröhliches Leben verschwammen vor Theobalds Ohr und Blick, wie trüber Nebel, aus denen nur Mariens Engelsköpfchen freundlich lächelnd hervorsah. So willst du denn gar nimmer von mir weichen, du schönes lockendes Traumbild, rief er laut, von einem seltsamen Gefühl bewegt. — Da tönte eine wohlklingende Stimme hinter ihm: Träume sind ja das Beste noch in diesem Jammerthal, mein guter Junge! und rasch umblickend gewahrte er seinen Freund den Herrn von Dohlenburg, der unbemerkt eingetreten war. Sey mir zu tausendmal gegrüßt, Friedrich, rief der Jungling im Ton froher

Ueberraschung, habe Dank für deine Gegenwart, du sollst mir die Grillen vertreiben, muntrer Gesell. Da kommst du heute an den Rechten erwiederte dieser, die Stulphandschuhe auf den Steintisch, und sich selbst in den Armsessel werfend. Nun, was soll das Leichenbittergesicht, fragte Theobald erstaunt näher tretend, ist etwa dein halbverfallenes Stammschloß gänzlich eingestürzt, oder ist dir eine von den bezauberten Schönen untreu geworden, die in Krähen- und Käuzleingestalt deinen Pallast verherrlichen? Unzeitiger Spötter, rief Dohlenburg heftig aufwallend, willst du mir Hohn geben, für gehofften Freundestrost, so lebe wohl. Aber sey doch nicht wunderlich, Friedrich, bat der Bereuende, und hielt den nach der Thür eilenden sanft zurück; ich wollte dir ja nicht weh thun, und glaubte nimmer, daß es so ernstlich gemeint sey mit deinem Leid, das mir wie ein Gaukelspiel erschien auf deiner immer heitern Stirn. Die Stunden sind mächtig, seufzte der versöhnte Wiederkehrende, sie bringen Lust und Schmerz im raschen Wechseltanz, und eine frohe Miene verbirgt gar oft ein blutend Herz. Aber willst du mich hören, so setze dich, und habe Geduld, denn ich werde etwas weit ausholen müssen, will ich dir erzählen, was mich kränkte bis in meines Lebens innersten Keim.

Aufmerksam und gespannt rückte sich der Jüngling den Sammtstuhl zum Tisch und lauschte dem Freunde gegenüber, erwartungsvoll seiner Worte.

Es mögen nun fünf Jahre seyn, begann Dohlenburg, als ich für unbestimmte Zeit in einem kleinen Städtchen Oesterreichs vom Kriegeswechsel hingeworfen lustig und guter Dinge lebte, da flüsterte der Dämon der Prachtliebe und Eitelkeit, oder besser gesagt, mein böses Geschick mir zu, eine neue Schärpe sticken zu lassen, indem die alte schon gar zu unscheinbar geworden. Freundlich wies meine Hauswirthin eine gutmüthige Matrone, den Unkundigen zu Meister Dietrich, meines Herzogs redlichen Diener, dessen Töchterlein mit kunstfertiger Hand derlei Arbeiten fördre, und ich ging. Ach! Theobald! hätte ich das niedre Stübchen nie betreten, das einen Edelstein verbarg, wie ihn kein Fürstenschloß bewahrt, eine Rose, wie sie im paradiesischen Frühling, von Engelshand gepflegt, nicht lieblicher blühen kann. Lisbeth, das süße Wunderkind, nahm den Auftrag an, und nahm zugleich mein Herz und meinen Frieden.

(Fortsetzung folgt.)

Dem Andenken Caspar Hausers.

Du findest Ruhe nun im Todesschlummer
Nach einem vielbewegten düstern Leben,
Ach! wenig Freuden hat es Dir gegeben
Es reichte Dir die Schale voll von Kummer.
Betrogen ward'st Du um der Kindheit Glück
Kein freundlich Bild blieb Dir aus ihr zurück!
Ein Fremdling warst Du auf der weiten Erde,
Nicht konntest Du an Mutterbrust erwarmen;
Kein Vater hielt Dich in den treuen Armen,
Du wußtest nichts vom heimathlichen Heerde
Und der Geschwisterliebe heilig' Band
Dir, dem Verstoß'nen, blieb es unbekannt.
Als Du nun endlich ein Asyl gefunden
Wo gute Menschen liebend Dein gepflogen,
Als Ruhe in Dein krankes Herz gezogen
Und Du der Freundschaft süßes Glück empfunden;
Da trifft vernichtend wie des Blitzes Strahl,
Von Meuchlers Hand Dich mörderisch der Stahl.
Dein Schicksal ist erfüllt! — Du ruh'st im Frieden.
Wir weinen nicht! Es schweigen uns're Klagen,
Denn was Du hier glitten und getragen
Wird Gottes Vaterliebe dort vergüten
Und was hienieden dunkles Räthsel war
Ist Dir Verklärter! jenseits offenbar.

An Herrmann, den Cherusker.

Edler, der für's Vaterland gestritten,
Für der alten Väter heil'gen Heerd;
Deiner Ahnen moosbewachs'ne Hütten,
Waren Dir von einem großren Werth,
Als der Römer ragende Paläste
Auf den sieben Hügeln stolz erhöht;
Denn das Vaterland es ist das beste,
Ist das höchste, wenn es frei besteht,
Wenn in ihm noch Lieb' und Treue blühen,
Und man fremde Ketten nirgends hört;
Wenn die Bürger für die Freiheit glühen
Und empfinden ihren innern Werth.
Dann wird eh'r ein jeder Freie enden,
Als er eines fremden Herren Band
Fühlet an den freigebornen Händen,
Lebt in einem unterjochten Land;
So auch wolltest Du das Laub der Eiche,
Jenes Baumes der deutschen Wälder, nicht
Tauschen für die ewigen Lorbeerzweige,
Die der Römer um die Stirne flicht.
Freiheitssinn nur füllte Deine Seele,
Liebe für das Vaterland, für Recht;
Und das Schicksal sprach zu Dir: „Erwähle
Einen harten Kampf, sonst sey ein Knecht!
Und Du sprachst: „„Ich will ihn muthig ringen,
„„Wenn der Kampf der härteste auch sey.
„„Wird die große That mir nicht gelingen,
„„Dann bin ich im Tode immer frei,
„„Stets werd' ich die Freiheit doch bewahren.
„„Und dann steig' ich in den gold'nen Saal,
„„Zu der Väter längst verstorb'nen Schaaren.
„„Sitzend bei dem kreisenden Pokal!"
Was Du sprachst, das hast Du treu erfüllet,
Hast der Römer stolzes Heer besiegt,
Und der Freiheit heißen Durst gestillet,
Welcher muthig fremde Ketten bricht,
Roma's stolze Adler sanken nieder,
Doch gekrönet mit dem Eichenkranz
Blühte Deutschlands alte Freiheit wieder,
Neu erstanden in des Sieges-Glanz?

Mörschell. Ph. Kiu[illegible]

Auflösungen in Nro. 3.: a) der Charade: Gastwirth. –
b) des Logogryphs: Gast, Hast, Rast, Last, Bast, Glast.
c) des Räthsels: Buchstade.
d) des Zahlen-Räthsels:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 Ochsenfurt.
1 2 3 Ochs.
6 7 8 9 Furt.
8 7 3 9 Rost.
1 6 6 4 5 Offen.
6 1 8 3 9 Forst.
6 7 2 3 Fuchs.
7 6 4 8 Ufer (des Maines).
1 6 4 5 Ofen.
1 3 9 4 8 5 Ostern.
1 3 9 Ost.
6 1 5 5 4 Sonne.

([illegible] erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 6. Sonntag, 19. Januar 1834.

Enthusiasmus vergleich ich gern
Der Auster, meine liebe Herrn,
Die, wenn ihr sie nicht frisch genoßt,
Wahrhaftig ist eine schlechte Kost.
Begeistrung ist keine Heringswaare,
Die man einpöckelt auf einige Jahre.

Joh. Wolfg. v. Göthe.

Der Deutsche in Neapel.

(Erzählung von Wilhelm Fischer.)

(Fortsetzung.)

„Heiliger Januar!“ seufzte der Jüngling, „wohin wollen Arabella und Pellini in so später Nacht? Sollte er ein Mitglied jener Unzufriedenen seyn, die sich, wie das Gerücht sagt, auf der Insel Ischia versammeln? Aber was hat Arabella damit zu schaffen? Will der Vater seine Tochter unglücklich machen und sie zum Opfer der französischen Rache weihen? Tausend Dukaten wollte ich dem Schiffer geben, der mich ihnen nachführete!“

Diesen Wunsch Theobaldo's hätte vielleicht Mancher für den hundertsten Theil der genannten Summe mit Freuden erfüllt; aber im Augenblicke war Niemand da. Einen Schiffer aufzusuchen und zu finden, konnte zwar keine Schwierigkeit haben, aber dies veranlaßte eine Verzögerung, welche den Plan Oglione's vereiteln mußte. Der Jüngling fühlte dies mit Unwillen, er gab daher sein Vorhaben auf, und sah mit Sehnsucht und Besorgniß auf den Lichtstreifen, den die Fackel auf die ruhige Wasserflache hinwarf. Jetzt war es um seine Ruhe geschehen; er legte sich halb angekleidet auf sein Ruhebett, und starrte so lange vor sich hin, bis ihn mit dem anbrechenden Morgen die Gewalt des Schlafes bezwang.

„Die Sonne, welche am 10ten September über Neapels Kirchen, Klöster und Kapellen aufging, war so schön, die Luft so heiter, das Meer so sanft und friedlich, daß es gar nicht wunderbar erscheinen kann, wenn wir den Maler Erduin schon um die sechste Stunde auf dem Hafendamme lustwandeln und bisweilen still stehen sehen, versunken in das herrliche Schauspiel, welches die Natur vor seinen Blicken aufführte. Die Strahlen der Morgensonne spielten auf dem Meere, und schienen in ihren Rubingewändern einen anmuthigen Reigen zu tanzen, und dabei blickten sie auf die Felsen Ischia's, und gaben den todten und verwitterten Steinen ein glühendes Frühlingsleben, so daß die bemoosten Gipfel errötheten, und trotz ihres Alters lächelten und freundlich auf das bewegliche Element schauten, das zu ihren Füßen spielte.

Diese lebhafte Scene erhielt aber durch die kleinen Barken, welche hin und her fuhren, durch die einfachen Fischerlieder, welche der leise Westwind zum Hafen trug, und durch das Lauten der Glocken noch größere Lebendigkeit, so daß Erduin in diesem Augenblicke ganz der Natur angehörte, und weder an Arabella, noch an Oglione dachte. Der Letztere würde ihm dies vielleicht verziehen haben, die Erstere aber gewiß nicht, und zwar aus Gründen, die man nur bei einem schönen Mädchen entschuldigen kann. Ob sie aber dem Maler böse geworden, wenn sie ihn jetzt gesehen, möchte schwer zu glauben seyn, denn sein edles männliches Gesicht spiegelte so deutlich die Bewegungen seiner Seele ab, daß man schon daraus entnehmen konnte, er sey ein Verehrer des Großen und Schönen, und folglich auch ein Verehrer Arabella's.

Noch beinahe eine Viertelstunde ergötzte sich Erduin an den Herrlichkeiten des Meeres, dann wandte er seine Schritte nach der Vorstadt Chiaga, um sie dort so lange aufzuhalten, bis er Oglione sprechen könnte. Alle Straßen, durch die sein Weg ihn führte, wimmelten von Menschen; man strömte der bischöflichen Domkirche zu, in deren reichgeschmückter Kapelle die Gebeine des Heiligen ruhten, dessen Blut, wie man hoffen konnte, sich heut in unveränderter Farbe und flüssiger Gestalt zeigen würde. Erduin mußte, so oft er Männer und Frauen mit andächtigen Mienen innerlich lachen; dann machte er sich Vorwürfe wegen seines Unglaubens, und pries alle diejenigen glücklich, die auf offenbare Unwahrscheinlichkeiten ein so großes Gewicht legten. Er ging jetzt bei dem königlichen Pallaste vorbei, und stand an der Ecke der Straße Toledo und einer der kleineren Straßen, welche zur Vorstadt Chiaga führen. Er kämpfte lange, ob er bei Arabella's Haus vorbeigehen sollte: einmal hatte er es schon gethan, aber die Vorhänge der Fenster waren noch nicht aufgezogen gewesen; seit der Zeit war etwas über eine Stunde vergangen, und es schien ihm nicht unmöglich, daß Arabella nun schon das weiche Lager verlassen habe.

„In jedem Falle erwartet dich Oglione noch nicht zu dieser Stunde, und es würde sogar unschicklich seyn, wollte ich ihn so früh stören.“

Mit diesen Worten beschwichtigte Erduin seine Zweifel, bog in die Straße Toledo ein, und während er dem Ziele seiner Wanderung rasch zueilte, sann er, sollte ihm das Glück bevorstehen, Arabella zu sehen und zu sprechen, auf eine passende Entschuldigung wegen seines frühen Erscheinens. Daß er sich hierauf vorbereitete, mußte ihm sein guter Genius eingegeben haben; denn als er vor dem Hause ankam, stand Arabella in Gesellschaft ihres Vaters am Fenster, und Beide grüßten den Maler freundlich und gaben ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er heraufkommen möchte. Wie gut Erduin diese Andeutungen verstanden, zeigte sich sogleich, denn nach wenigen

Augenblicken befand er sich in der Gesellschaft Pellini's und seiner Tochter; aber die einstudierte Entschuldigungsrede war vergessen, und er würde sich einer großen Unbeholfenheit schuldig gemacht haben, hätte nicht Pellini die Unterhaltung mit diesen Worten begonnen:

„Es scheint Euch eben so gegangen zu seyn, wie uns, Signor Giulio; auch Euch hat der Schlaf den Rücken gekehrt. Aber werdet Ihr es wohl glauben, daß wir erst vor wenigen Stunden von einer kleinen Seereise zurückgekehrt sind?"

„Von einer Seereise?" fragte Erduin erstaunt, und blickte scheu auf Arabella, die in ihrer Liebenswürdigkeit dastand, wie eine junge Rose, welche, vom Nachtthau erquickt, der Morgensonne hold entgegenlacht. — „Daß Ihr eine solche Fahrt bestanden, würdiger Herr, daran zweifle ich keinen Augenblick, aber Signora Arabella scheint mir für Seereisen nicht geschaffen."

„Wo denkt Ihr hin, Signor?!" rief das Mädchen. „Das Meer ist meinem Geschlechte in vielen Stücken gleich, warum sollte ich es nicht lieben?"

„Wenn der unumwölkte Himmel sein weites, blaues Gewand über den Wasserspiegel breitet, und man hineinschauen kann bis auf den Grund," sprach Erduin mit großer Lebhaftigkeit, „dann möget Ihr dem Meere gleichen, schöne Arabella! aber wenn schwarze Wolken die lieblichen blauen Wellen in das zürnende Gewand der Nacht hüllen, und ein heulender Wind darüber hinfährt —"

„Dann ist es auch dem Mädchen gleich," fiel Arabella dem Maler ins Wort, „einem Mädchen, die Treulosigkeit empört und in gerechten Zorn versetzt."

Mit diesen Worten schwand die hohe Röthe von Arabella's Gesicht; sie wurde bleich und verließ in heftiger Bewegung das Zimmer. Erduin sah ihr erstaunt nach, und war froh, daß er Oglione noch nicht gesprochen, denn wie leicht hätte Arabella glauben können, er hätte ihren Befehl, verschwiegen zu seyn, übertreten.

Ohne das Erstaunen Erduin's zu bemerken, und Arabella's plötzliches Verschwinden für etwas Anderes, als eine Grille des Augenblicks, zu halten, wandte sich jetzt Pellini an den Maler und sagte: „Was unsere nächtliche Fahrt betrifft, so will ich Euch die Ursachen derselben mittheilen, damit dies graue Haupt bei Euch nicht in Verdacht komme, als sey es von jenen exaltirten Jünglings-Ideen erfüllt, mit denen die Angesehensten Neapels, Jung und Alt, jetzt schwanger gehen. Ich gehöre nicht zu denen, Signor, die sich, mit Ueberschätzung ihrer Kräfte, gegen die Gewalt auflehnen, um den sichern Untergang zu finden. Zwar hoffen heut alle Mißvergnügte, das Blut des heiligen Januar werde das prophezeien, dessen man sich im nächsten Jahre zu versehen hat; indeß unbeschadet dem Glauben an die Macht unseres gebenedeiten Schutzpatrons, so bin ich doch der Meinung, daß die französischen Drohungen und Befehle nicht wenig Einfluß auf die Wunder haben werden, welche das Blut verkünden soll. Um nun auf die nächtliche Fahrt zu kommen, so hat es dem Heiligen gefallen, mich nicht das Schreckliche erleben zu lassen, was meiner, wie ich befürchtete, harren würde. Gegen Mitternacht nämlich erhielt ich noch die traurige Nachricht, meine Schwester, die bereits seit Jahren in Ischia wohnt und sich selbst freiwillig das Gelübde abgelegt hat, Neapel nie wieder zu betreten, liege im Sterben. Wir beeilten uns, so schnell als möglich hinüberzukommen, und die Freude, welche uns durch die plötzliche Aenderung ihres Zustandes bereitet wurde, verzögerte unsere Abfahrt bis gegen Morgen. Diese Freude hat uns auch nicht schlafen lassen, und wird heute, wie ich hoffe, noch durch die Nachricht vergrößert werden, daß die Leidende sich einer baldigen Genesung erfreuen darf."

Pellini schwieg einige Augenblicke, er seufzte tief auf, dann aber sprach er mit zitternder Stimme: Arme unglückliche Schwester, fluch dem Schändlichen, der Dich verließ und Deiner Tochter beraubte!

Erduin sah an allen Bewegungen des schon bejahrten Mannes, daß er auf das Tiefste erschüttert war; er konnte nichts Anderes thun, als den stummen Zuschauer spielen, that dies aber mit einer so innigen Theilnahme an den Leiden Pellini's, daß sich auf seinem Antlitze die deutlichen Spuren des Mitgefühls sehen ließen. Es herrschte mehrere Minuten eine tiefe Pause; der Schmerz Pellini's legte sich, und als wenige Augenblicke nachher Arabella in's Zimmer trat, hatten sich auch die kleinsten Anzeigen jener düsteren Stimmung verloren.

„Nun, Signor Giulio," hub Arabella an, die ihr Morgennegligee mit einem einfachen, aber höchst reizenden Anzuge vertauscht hatte, „Ihr seht jetzt das Orginal vor Euch, das Ihr gern copiren wolltet. Ihr verspracht die Arbeit heut zu beginnen; unser Diener soll Eure Sachen holen, und was Euren Besuch bei Oglione betrifft, so habe ich Euch bereits entschuldigen lassen, wenn ich anders nicht befürchten darf, Euch einen angenehmen Morgen verdorben zu haben."

„Signora," entgegnete Erduin mit zitternder Stimme, „entweder gefällt es Euch, mit mir Euren Spott zu treiben, oder Ihr glaubt, daß ich am Staar leide; und doch könnt Ihr das nicht glauben, denn als Maler bedarf man guter Augen, zumal da man oft in die Sonne sehen muß, ohne deßhalb geblendet zu werden."

Auf die letzten Worte legte Erduin einen besondern Nachdruck, und sah kühn in Arabella's muthwilliges Auge. Sie kämpfte mit aller Gewalt gegen den Ausbruch ihrer Laune, und schloß endlich das Gespräch mit der Bemerkung, daß Erduin doch nicht oft in die Sonne gesehen haben müsse, da er so wenig von ihr getroffen sey.

„Meint sie die Sonne der Liebe," dachte dieser bei sich, „so kann sie wohl Recht haben, obgleich die wenigen Strahlen, welche ihre Augen auf mich warfen, mein Herz mit versengender Gluth erfüllten."

Mit diesen Gedanken empfahl sich Erduin, unter dem gerechten Vorwande, daß er seinen Malerapparat erst in Stand setzen müßte. Sinnend und in liebliche Träume versunken ging er seiner Wohnung zu. Sein Hauswirth, ein geschwätziger Neapolitaner, stand in der Hausthür, als Erduin ankam.

„Ei, Signor Giulio!" rief er, als er die Zerstreutheit seines Miethsmannes bemerkte „Eure Augen haben wohl zu tief in die funkelnden Sterne der reizenden Tochter Pellini's gesehen? Oder hat sie Euch auch ein Goldstück zugeworfen, und habt Ihr es so lange angeschaut, bis Ihr davon erblindet seyd? Ja, wundert Euch nicht, junger Herr, mein Nachbar hat Euch gestern beobachtet, und meldet mir heut, Ihr und Oglione, der schöne und stolze Oglione, wäret die besten Freunde. Wißt Ihr denn auch, Signor Giulio, daß Oglione die edle Arabella liebt, und daß Ihr auf fremdem Reviere jagt, wenn Ihr nach der Gunst des schönen Mädchens strebt. Ich sage Euch, Arabella ist ein Engel und von unendlicher Herzensgüte; denn, wenn das nicht wäre, wie könnte sonst Euer Nachbar, der junge Rechtsgelehrte aus Sicilien, auch nur einen Tag in Neapel leben! Seht, Signor, der Mensch ist arm an Gütern, aber reich an Geist, das sagen wenigstens Alle, die ihn kennen; indeß er hungerte bei seinem geistigen Reichthum, bis ich ihm eine Quelle nachwies, aus der er jetzt schöpft, und diese Quelle ist die unversiegbare Herzensgüte Arabella's."

(Fortsetzung folgt.)

Kränzel Märtchen.

(Novelle von Emmy . . . .)

(Fortsetzung.)

Täglich kehrte ich wieder, und täglich fühlte ich mehr, wie mein ganzes irdisches Leben und Walten, und meiner Seele innigste heilige Kraft nur meiner Liebe geweiht sey. Auch Lisbeth war mir hold, ich war damals sehr glücklich, zu glücklich, es sollte anders werden. Als ich eines Nachts recht schön und wundervoll von meinem trauten Mägdlein träumte, da weckte mich plötzlich der Sturmglocke Geheul, des Windes Tosen, und Feuer! Feuer! tönte es schauerlich durch die Straßen. Schnell sprang ich auf, bereit zu helfen, zu retten, wo es galt, und wie ich durch das Gewühl mich fortdrängte wälzte sich der dunkle Strom dem Gäßchen zu, in welchem — o denke dir des Liebenden Entsetzen! Dietrichs Häuschen in vollen Flammen stand. Da schlugen süße, geliebte Töne, klagend, flehend an mein Ohr, eine weiße zarte Gestalt streckte am Giebelfenster die Arme aus, es war meine, meine Lisbeth, die sich in frommer, heldenmüthiger Liebe in den Feuerpfuhl gestürzt hatte, der armen Eltern kleines erspartes Gut zu sichern; Rauch und Dampf verschloßen ihr den Rückweg, und Niemand wagte sich hinein, mein Engelskind zu retten. Da tauchte ich den weiten Mantel in den Wassereimer, und warf mich freudig in die rothen, wallenden Gluthen. Rings stürzten die verkohlten Balken und Trümmer, zischend sprühten die Funken des wilden Elements um mein Haupt, ich sah die Gefahr nicht, ich sah nur sie, von den purpurnen züngelnden Flammen bedräut, und glücklich trug ich sie aus Schreck und Grauen heraus, von der feuchten Hülle geschützt, in's neue Leben.

Halb wahnsinnig vor Entzücken umschlangen Vater und Mutter der Geretteten meine Kniee; ich weiß nicht, was sie sprachen, ich sah nur das liebe Mägdlein, und hörte ihren süßen Dank, nur ihre schmeichelnden Worte und das Gelöbniß, mich nie zu vergessen. Ich Thor, baute so fest, so heilig auf Weiberschwüre, welche in den Sand geschrieben ein Hauch der Luft verweht! Nun denn, die armen Heimathlosen beschirmte eines gutmüthigen Nachbars Dach; aber Lisbeth klagte, als sie von mir schied, über Frost und glühenden Schmerz im Gehirn, und den nächsten Morgen, als ich kam sie zu sehen, da hatte des Fiebers Wahnsinn, aus Schreck und Todesangst entkeimt, ihre Sinne umzogen.

Trostlos fand ich die Eltern, trostlos war ich selbst; drei Tage entschwanden in namenlosem Bangen, und ehe noch des Geistes klares Bewußtseyn wiederkehrte, mahnte des Herzogs Ruf den Säumenden zum Aufbruch, ich sollte fort, fort, ohne ein Lebewohl von ihren glühenden Lippen. Ich mußte dem Gebote folgen, mit zerrißnem Herzen, aber Lisbeths Bild zog mit mir, es lächelte mich an, fern von der Heimath, in Kampfeswogen, wie im Traum der Nacht; und quälte mich oft schmerzliche, wehmüthige Sehnsucht mit dem Gedanken, wer weiß, ob nicht schon unterm grünen Hügel deine arme Taube schläft, so zeigte mir doch wieder die Hoffnung das Bild der Lebenden, Liebenden in ihrem sonnenhellen Zauberspiegel. Sie allein mußte mir Beruhigung geben, da ich keinen Boten mit mündlichem Auftrag in das ferne Oesterreich senden konnte, aus Italien und Tirol, da Lisbeth des Lesens nicht kundig war, und ich nicht wollte, daß sie sich meine Gefühle von fremdem Mund sollte entziffern lassen; doch immer glaubte ich dem Lande wo ihr Athem doch noch wehte, näher gerückt zu werden; aber das tückische Geschick trug mich im stolzen Schiffe über des Meeres Rücken, ich kämpfte vor Valentin's Mauern, und sah seine stolzen Schönen, aber ich träumte unter hispanischen Blüthen nur von meiner deutschen Liebe, und endlich, endlich betrat ich den geliebten Boden wieder, und eilte auf den Flügeln glühender Sehnsucht, wo ich sie zu finden hoffte. Neu aufgebaut war das ausgebrannte Haus, aber fremd die Bewohner; doch gaben sie mir freundlich Kunde, Herr Dietrich sey todt, und die Wittwe mit ihren beiden Töchtern habe sich fortgewendet, man wisse nicht wohin; also lebte meine heißgeliebte Lisbeth; der Todesengel war schonend an ihr vorübergezogen. Mit unendlicher Sorgfalt forschte ich nun nach der theuren Spur, vergebens! Ich durchzog Stadt und Land, umsonst! denn ich fand sie nimmer. Ich suchte sie am Fuß der Schweizeralpen, in Straßburgs Münster unter den Betenden, im weiten Thüringerlande; nur — o schilt den verblendeten Thoren, mein Theobald, nur an der eignen Vaterstadt ging ich vorüber, und endlich verbarg sich meine Hoffnungslosigkeit in der Väter düstrem Stammschloß. Dort lernte ich vor dem Spiegel dem wunden Herzen eine heit're Miene abzuringen, und heuchelte Frohsinn, wenn es auch im Innern stürmte; denn ich wollte den andern glücklichen Menschen, die freundlich meiner Einsamkeit nahten, nicht zur Last werden, wie ich mir selbst es war, und ein trüber Schwärmer ist ja immer seiner Brüder Pein. Koblenz sah ich selten, wie du weißt; das bunte Gewühl widerte mich an; gestern aber ward mir der Spuck im Kopfe zu toll; die Wände und Decken drohten über mir einzustürzen, die hohen Berge schienen sich alle auf meine Brust zu wälzen; da warf ich mich auf mein treues Roß und trabte dem Stadtthore zu; ich wollte dich besuchen, aber deine Mutter gab mir den Bescheid, du seyst auf die Jagd gezogen. Freundlich bot mir Frau Mathilde einen würzigen Becher, aber ich konnte die liebe Gastlichkeit nicht mit längerem Weilen vergelten, es trieb mich fort, und ohne Ziel durchirrte ich die Straßen, da klang plötzlich ein Fenster im Erdgeschoß eines niedern Häuschens, und zog mein Auge auf sich, ein Engelskopf neigte sich heraus — großer Gott! es war meine Lisbeth. — Im trunknen Jubel des Entzückens, ihren Namen rufend, jauchzend stürzte ich hin, aber sie starrte mich fremd, beinahe unheimlich aus den großen, hellbraunen Augen an, und schüttelte das Haupt mit seltsamem Lächeln. Lisbeth! rief ich, um des Himmels Willen, kennst du mich nimmer? oder willst du mich nicht erkennen? da fuhr sie hastig zurück, und schlug die Scheibe klirrend zu, und ich stand wie vom Blitz getroffen, doch nicht ganz entmuthigt, zog ich die Klingel an dem Pförtchen. Es wurde nicht geöffnet; ich schlug mir vor die Stirne im wilden Schmerz; so schnöde verachtet, so niedrig zurückgestossen — ja, Theobald, ich habe ihr sogar geflucht der Uebermüthigen, die ein treues Herz grausam brechen konnte. Hör' einmal, guter Friedrich, sprach dieser, wenn du mir kein Mährchen erzählt hast, wenn nicht alles mich täuscht, so verdient das arme Mägdlein das größte Mitleid, heiße Thränen, statt Fluch und wildes Zürnen. Was weißt du von ihr, um Gott! rede, und quäle mich nicht länger durch dein Zaudern. Nur ruhig, erwiederte Theobald, ich kann ja auch irren, sage mir doch, hatte Lisbeth Geschwister? Eine Schwester unterbrach ihn der Ungeduldige, wie ich schon erwähnt, eine kleine, damals kaum sechzehnjährige Dirne, Märtchen, glaube ich, ward das Kind genannt. Aber was thut das zur Sache? Armer Friedrich, sprach der Freund, wehmüthig theilnehmend, so ist es denn gewiß, und ich muß dir den Stachel in das treue Herz drücken! deiner Lisbeth ist des Geistes klares Licht aus jenen Fiebergluthen nimmer hervorgetaucht, ein dumpfer Wahnsinn umnebelt bis zu dieser Stunde ihr Gehirn; der irre Blick erkannte dich nicht, und es wagte das einsame geisteskranke Mädchen nicht, die Thüre zu öffnen auf der Klingel Ruf. Erbleichend hörte ihn Dohlenburg. Also wahnsinnig, klagte er; zerstört dieses Meisterstück der bildenden Schöpfung. Und doch, setzte er, wie erleichtert hinzu, ist es besser so; sie kann geheilt werden, ein irrer Geist kann genesen, ein falsches Gemüth nie. Und wenn es möglich wäre, fragte Theobald, was willst du dann? kannst

du eines Knechtes Kind zu deiner Hausfrau erheben? Thörichtes Vorurtheil erwiederte Friedrich, ich bin nicht mündig, stehe allein, kein Vater, noch eine adelige Sippschaft wird meine Wahl tadeln. Dieß Schloß, zu dem mein Ahnherr selbst die Steine trug, ist kein Fürstenleh'n, dem eine Herrin aus edlem Blut gebührt; was hindert mich also, die schöne fromme Lisbeth in dieses Eulennest heimzuführen, das nur treue, anspruchslose Liebe erträglich finden kann; denn jede eurer gezierten Puppen von Fräuleins, möchte mich wohl in der Weise des Meistersanges abfertigen: ihr mögt nur wandern, zu einer andern, ich bin nicht für euch. Aber nun sage mir, auf welche Art ist dir Kunde von der Jungfrau traurigem Geschick geworden?

Und als ihm Theobald sein kleines Abenteuer am Rosalienbrunnen erzählt hatte, und den Wunsch hinzufügte, am Abend in seiner Begleitung nach der Sankt Florini-Straße zu wandern, wo die holden Schwestern, Lisbeth und Marie blühten, da sprach Dohlenburg nach kurzem Besinnen: Nein, heute noch nicht, ich bin zu heftig bewegt, und mein stürmisch aufgeregtes Gemüth könnte noch tiefer verwundend an die überspannten Saiten ihrer Sinne schlagen, aber in einigen Tagen komme ich beruhigt wieder, und bringe einen kundigen, vielleicht rettenden Engel für mein armes Mägdlein mit. Nun, wie du willst, entgegnete Theobald, auch bietet sich heute am Rheinufer ein gar lustiges Schauspiel dar. Die Bürgerjugend von Koblenz feiert alljährlich, wie du wohl selbst weißt, diesen Tag mit einer Lustfahrt nach den jenseitigen Inseln zum Ehrenbreitstein, da gibts am Strand Musikanten und Gaukelspieler; willst du, so mischen wir uns unter die Fröhlichen; es wird dich zerstreuen; auch will heute meine Braut, die gestern angekommen, mit Bäschen Sittenprediger einen frommen Besuch im Kloster der Ursulerinnen abstatten, wo wieder eine andere Muhme Aebtissin ist; ich bin also frank und frei, und kann meine Zeit der Freude und der Freundschaft ungebunden weihen. Ungern willigte Dohlenburg ein, denn seinen trüben Sinn, sein zerstörtes Gemüth, eckelte der Vorschlag an, Theil zu nehmen an dem bunten Gewühl; und nur des Freundes Ueberredung, welche auf ihn eindrang, gelang es endlich, den Widerspruch des Unmuthigen zu besiegen, und ein erzwungenes, nun ja, in Gottesnamen! von Dohlenburgs Mund machte dem Streit ein Ende.

Und im Sonnenschein der freundlichen Nachmittagsstunde, begaben sie sich nach dem Platz, wo schon das Fest in lautem Jubel wogte; doch über dem tollen Treiben schwebte der freie Reiz der himmlischen Natur im Frühlingsschmuck, und umfaßte die frohe Welt mit weichen Liebesarmen; goldne Strahlen hüpften mit dem reinen Himmelblau vermählt, spielend und zitternd, durch die Zweige der hochgeschoßten wilden Kastanien, welche ein rasches Lüftchen wie im kindischen Muthwillen schüttelte, daß ihr Blüthenschmuck silberweiß den Boden überschneite, glänzend dehnte sich der Spiegel des Rheinstroms in seiner vollen Pracht, als wollte er gewaltig von Gaukelspiel und eitler Lust, die friedliche Einsamkeit der jenseitigen Gefilde scheiden, wo aus den Riesengliedern der königlichen Bergkette in stolzer Majestät der Fels Ehrenbreitstein hervorragte; aber auch diesseits winkte wie ernstes Mahnen an des Lebens höhere Bedeutung, fernehin auf lachenden Hügeln erhoben, die Karthause. Heilige stille Weihe umflüsterte ihre frischbegrünten Höhen, während in der blühenden Ebene sich Adel und Bürgerstand herumtrieb im lustigen Gemische. Gelächter, Becherklirren und Streit beim Würfelspiel erscholl lärmend aus den farbigen Leinwandgezelten; Zithern klimperten, Lauten tönten, eine wahrsagende Zigeunerin erbettelte manches Stück Geld für lügenhafte Prophezeihungen. Hier bot der Glückstopf bunte Schätze dar, dort pries ein Marktschreier großsprecherisch seine Wundertinktur der Menge an, hier zwitscherte ein kleines Harfenmädchen ihr Lied, gar seltsam von des blinden Vaters tiefem Baß begleitet, und dort drängte sich der Volkshaufe um eine wunderlich geputzte Truppe, welche von Frankreich ausgewandert, Stellen auferbaulicher Komödien in der Bretterbude zur Schau brachten. Der Engel mit dem feurigen Schwert verjagte das sündige, wehklagende, in Thierfelle gehüllte Paar, aus dem Himmelsgarten und der Schalksnarr, der mit Trommelschlag und Schellenkappe die Neugierigen herbei rief, vertrieb die lose genäschige Straßenjugend, welche von Adams bösem Beispiel verführt, den Baum der Erkenntniß plündern wollte, der mit natürlichen vergüldeten Aepfeln im gemalten Paradiese prangte.

Aber lebhaft strömte jetzt alles nach dem Ufer; denn das Schiff mit Blumen und Bändern geschmückt, stieß unter lärmender Musik vom Land. Freudig füllte die blühende Jugendwelt den Raum; im Sonnenglanz flimmerten die goldenen Tressenhäubchen und schneeblendenden Schürzen und Aermel der zierlichen Mädchen, und die Festkleider der munteren Jünglinge. Und sieh! wie der Liebesstern unter einer Saat von bunten Blüthen, lächelte aus den Reihen der Jungfrauen des Kränzel-Märthchens holdes Antlitz dem entzückten Theobald entgegen. Das Fahrzeug glitt langsam und schwer belastet hin, unsicher war der Führer Hand, die des rheinischen Rebensaftes zu viel genossen hatten; dumpfe Laute der Besorgniß wurden unter den Zuschauern rege, stiller ward die laute Fröhlichkeit; jetzt erhob sich plötzlich der Wind, und trieb die Segelnden der Gefahr drohender Klippen entgegen, und ein Schrei des Entsetzens durchschnitt die Luft, denn das Schiff zerkrachte an dem Riff, und die Fluth riß die Unglücklichen tief in den kalten Schoos. Aber mancher Muthige kämpfte mit dem Element, ihm seine Opfer zu entringen, unter ihnen Theobald, der Schwert und Sammtmantel und Barett von sich geworfen, aufopfernd wie sein Freund vor Jahren in das Gluthenmeer, stürzte er sich in die Wogen, und schäumend schlugen sie über seinem Haupt zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Serenade.

Schlummerst ruhig schon du treues Herze,
Deiner Augen Sterne sind bedeckt;
Leis hebt sich dein Busen frei vom Schmerze
Lufte leis, daß ihr nicht Liebchen weckt.
Schlaf süß, schlaf wohl!

Träumst vielleicht von wahrer, treuer Liebe,
Träumst ein freies schönes Paradies,
Daß das Glück, dir ewig bliebe,
Daß der gold'ne Traum dich nie verließ.
Schlaf süß, schlaf wohl!

Schlumm're sanft, es tönen meine Lieder,
Wie des Mondes bleicher, sanfter Strahl,
Aus dem Himmel meiner Brust hernieder,
Tönen mit der Liebe süßem Schall.
Schlaf süß, schlaf wohl!

Arminius.

Auflösung der Charade in Nro. 4: Passau.

Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 7. Mittwoch, 22. Januar 1834.

Die Koketten gleichen den Freicorps, die den Feind nur necken und allarmiren. Sie machen Gefangene, ohne sie zu behalten, und verheeren das Land umher, ohne auf eine dauerhafte Eroberung zu denken. Eine Kokette macht nur Gefangene, um sie zu plündern. Sie gleicht einer Katze, die, schon gesättigt, sich nur damit abgiebt, Mäuse zu fangen, und damit zu spielen, und die sie wieder laufen läßt, wenn sie sie kreuzlahm gemacht hat.

Der Deutsche in Neapel.

(Erzählung von Wilhelm Fischer.)

(Fortsetzung.)

Erduin hatte bis dahin den Alten ruhig zugehört; jetzt aber wurde ein Punkt berührt, der für ihn vom höchsten Interesse war. Er konnte nicht schweigen, und ohne zu überlegen, ob er auch der Klugheit angemessen handle, fragte er ziemlich befangen, wie er diese Worte zu deuten habe?

„Ganz einfach, Signor!“ entgegnete der Gefragte. „Seht, ich gab dem jungen Sicilianer den Rath, sich an die wohlthätige Tochter des reichen Pellini zu wenden, an sie zu schreiben, ihr seine Lage zu schildern und um ihre Hülfe zu bitten. Nach langen Kämpfen entschloß er sich dazu, und wiewohl er seine Wohlthäterin noch nie in der Nähe gesehen, so ist er doch seit dieser Stunde nur ihr verpflichtet; er arbeitet jetzt mit desto grösserer Lust, und ich werde ihn in kurzer Zeit als einen unserer besten Advocaten, geschmückt mit der seltenen Tugend der Rechtschaffenheit, umherwandeln sehen.“

Der Wirth hätte gewiß noch mehr Lobsprüche über den jungen Rechtsgelehrten ausgesprochen, wäre nicht in diesem Augenblicke der Gegenstand seines Panegyrikus aus dem Hause getreten. Es war ein schlanker, junger Mann, von nicht schönem, aber so geistreichem Ansehen, daß ein schärferer Beobachter seinen wahren Werth nicht verkennen konnte. Er war höchst anständig, aber durchaus nicht auffallend gekleidet, und schien das vierundzwanzigste Jahr noch nicht zurückgelegt zu haben. Während er an Erduin vorbeiging, grüßte er diesen freundlich, sah ihn aber so scharf an, daß es den Anschein hatte, als wären ihm die Züge des Malers nicht fremd. Es war dies dem Letzteren um so wunderbarer, da er jenen nie gesehen, und erst in diesem Augenblicke erfahren hatte, daß er sein Nachbar sey. Als der junge Rechtsgelehrte einige Schritte weiter gegangen war, drehte er sich um, winkte Erduin und sprach:

„Entschuldigt, Signor, ich weiß, Ihr seyd der Maler Giulio Er — Er —“

„Erduin!“ fiel ihm der Künstler ins Wort. — „Ja, der bin ich, verlangt Ihr etwas von mir, so sprecht, ich stehe gern zu Euren Diensten, wenn es mir möglich ist.“

„Ich nehme Euch beim Wort, Signor!“ entgegnete der Andere. — „Mir ist zu Ohren gekommen, daß Ihr die Dame Arabella malen werdet. Ich bete Sie wie eine Heilige an, ich liebe sie, wie man eine Heilige liebt; deßhalb beschwöre ich Euch, verschafft mir das Bild Arabella's! Ich versichere Euch, bei meiner Ehre, daß ich sie wie eine Reliquie vor den Augen der Welt verbergen will. Belohnen kann ich Euch nur dafür durch meine innigste Ergebenheit, und wenn mir alle Schätze der Welt zu Gebote ständen, ich würde Euch nichts Anderes dafür bieten.“

„Ihr fordert, was ich Euch nicht gewähren kann,“ entgegnete Erduin mit sanfter Stimme; „ohne die Erlaubniß der Signora würde ich Euch um keinen Preis eine Kopie ihres Bildes geben.“

Der Jüngling stand einige Augenblicke wie betroffen da, dann ermannte er sich plötzlich, ergriff Erduin's Hand, drückte sie herzlich und rief: „die Erlaubniß werde ich mir von der Dame erbitten; verlaßt Euch darauf, Signor! Addio!“

In der Bitte des jungen Sicilianers fand Erduin durchaus nichts Wunderbares, wohl aber darin, daß Jener nicht nur seinen Namen wußte, sondern auch bereits davon unterrichtet war, daß sich Arabella von ihm malen lassen würde. Dazu kam die Erzählung seines Hauswirthes, der immer noch in der Thür stand, und neugierig der Dinge harrte, die Erduin mittheilen würde. Hierzu hatte nun dieser gar keine Lust, aber einige Nachrichten über Pellini's frühere Verhältnisse, über das Schicksal seiner in Ischia wohnenden Schwester und der geraubten Tochter derselben waren ihm sehr angenehm gewesen. Als Erduin daher vom Wirthe gefragt wurde, was der Sicilianer gewollt, antwortete er ganz freundlich: daß sich der junge Mann geirrt, ihn für einen deutschen Bildhauer gehalten und geglaubt habe, ihn von Palermo aus zu kennen.

Der Wirth war hiermit zufrieden, und erklärte sich auf Erduin's bescheidene Anfrage bereitwillig, ihm das zu erzählen, was er über Pellini und sein Haus wußte. Erduin nahm den Wirth mit auf sein Zimmer, und der Letztere begann eine lange Erzählung über Signora Anna, die Schwester Pellini's. Sie hatte sich vor siebzehn Jahren mit einem Spanier verheirathet, der gleich nach der Verbindung mit dem Pellini'schen Hause eine Lebensweise anfing, die im Verlaufe eines Jahres sein Vermögen aufzehrte. Er bat Pellini um ein Darlehn von mehreren tausend Ducaten, erhielt es, und setzte seine Art zu leben fort. Dies that er drei Mal, und drei Mal schlug ihm Pellini, aus Liebe zu seiner Schwester, diese Bitte nicht ab, so daß die geliehene Summe, welche Anna durchaus von ihrem Vermögen verlieren wollte, sehr bedeutend wurde. So verstrichen drei Jahre, und Anna war bereits seit zwei Jahren Mutter eines schönen Mädchens. Um diese Zeit geschah es, daß Pellini von seinem verschwenderischen Schwager zum vierten Male um eine Summe angegangen wurde. Pellini schlug es ihm ab, und am andern Morgen war Don Alveda verschwunden, und hatte aus Rache oder aus Liebe seine kleine Tochter Victoria mitgenommen.

Pellini bot Alles auf, um die Tochter seiner Schwester aufzufinden, aber vergebens; er erlitt vielmehr durch den Tod seiner Gattin einen eben so harten Verlust. Seit jener Zeit hatte Anna Neapel verlassen, und sich nach Ischia begeben, sich gelobend, dem Schauplatze ihrer früheren Freuden auf immer Lebewohl zu sagen.

Erduin hatte der Erzählung des Wirths ein aufmerksames Ohr geliehen; er dankte ihm, brachte seinen Malerapparat in Ordnung, bedeutete den Wirth, diesen in das Haus Pellini's zu schaffen, und machte sich selbst nach dorthin auf den Weg. Es war um die zehnte Stunde.

Das Treiben des Volkes hatte bedeutend zugenommen, und als Erduin durch die Straße Toledo einbog, war das Gewühl in derselben so außerordentlich, daß der Maler fast mehr Mühe hatte, wie gestern, um durchzukommen. Einen Augenblick mußte er jetzt anhalten, und gerade in diesem Momente drängten sich die Bilder des letzten Abends und des verflossenen Morgens vor seine Seele. Mit welchen Gefühlen und Gedanken ging er gestern durch die Straße, und welche Wünsche bewegten ihn heut und beschleunigten die Schläge seines Pulses! Er wollte es sich nicht gestehen, daß er sich selbstsüchtig in eine Familie eingedrängt, daß er vielleicht, statt seinem neuen Freunde einen Liebesdienst zu erweisen, diesem schaden, oder ihn wenigstens verhindern würde, das zu erlangen, wonach jener mit aller Kraft und Sehnsucht des Herzens rang. — Gestern hatte er sich nur einmal in die Nähe Arabella's gewünscht, heute sollte er stundenlang das schöne Mädchen sehen. Dieser Gedanke machte ihn beben; er beklagte die Zerstörung seiner Seelenruhe, und freute sich, daß sie zerstört worden; er war mit sich unzufrieden, und doch glücklich; er wollte vor Wehmuth vergehen, und dann wieder vor Freude laut aufjubeln; sein Zustand schien ihm neu, und doch auch wiederum alt, es dünkte ihm, er sey immer so gewesen, und doch verwunderte er sich, daß sein körperliches Auge die Gegenstände nicht eben so rosenfarben ansah, wie sein geistiges; genug, er liebte, und als er dies halblaut gesagt, da stand er wie zerknirscht, und wagte es nicht, den blauen Himmel anzusehen.

„Heiliger Gott!" rief Er, „bin ich ein Mann? darf ich es wagen, dem edlen Oglione je wieder unter die Augen zu treten? Ihm, der ein so großes Vertrauen in mich setzt, und den seine gränzenlose Liebe zu Arabella beinahe zum Opfer einer heillosen Bosheit gemacht hatte? Nein ich kann Arabella nicht sehen, ohne an ihm zum Verräther zu werden, und ehe ich so gewissenlos handle, lieber mag mein Herz brechen!"

Erduin hatte diesen Monolog, der einer Strafpredigt gar nicht unähnlich sieht, in deutscher Sprache gehalten, und dies war sein Glück; denn hatte er sich dergleichen Vorwürfe mit italienischer Zunge gemacht, so würde Oglione, der hinter ihm stand und ihn bereits eine Weile beobachtet hatte, jedes Wort gehört haben. Der unglückliche Liebhaber Arabella's glaubte, Erduin studire sich irgend eine zierliche Rede an seine, d. h. Oglione's, Dame ein, und deßhalb störte er den Sprecher nicht; als dieser aber einen verzweifelten Blick gen Himmel warf, und trotz seiner Zerknirschung den Fuß vorwärts setzte nach dem Hause Pellini's klopfte ihm Oglione leise auf die Schulter und sagte:

„Was ist Euch, Signor Giulio? Ihr schneidet ja Gesichter, als ob Euch irgend ein Unglück begegnet wäre, und doch weiß ich, daß Ihr gerade das Gegentheil erfahren. Ihr habt Arabella gesprochen, seyd von Pellini gütig aufgenommen, werdet meine Heilige malen und heute mit mir in ihrer Gesellschaft seyn. Giulio, ich bin Euer größter Schuldner, denn nur Eurer edlen Freundschaft verdanke ich dies Glück. Beim heiligen Januar! wenn ich jetzt noch über etwas Aufschluß hätte, ich würde mich vor Freude kaum zu fassen wissen!"

Erduin wußte nicht, wohin er seine Augen wenden sollte; er wollte sich anfangs zu dem Glauben bereden, daß Oglione allwissend sey, in die Tiefen seines Herzens geschaut und jene Worte aus Ironie gesprochen habe. Jetzt sah er aber in das funkelnde Auge des Jünglings, und glühende Liebe und Dankbarkeit schienen darin zu kämpfen. Als er sich auf diese Weise überzeugt, daß jener das, was er eben gesprochen, in allem Ernste gemeint habe, behielt das rechtliche Gefühl in ihm die Oberhand, und mit zitternder Stimme erwiederte er:

„Ihr seyd im Irrthum, edler Oglione, wenn Ihr glaubt, das Glück, Arabella heut länger denn sonst zu sehen, dürftet Ihr nur mir verdanken. Ich habe über Euch nicht einmal ein kleines Urtheil fällen können, denn erstens kenne ich Euch zu wenig, um mich über Euch auszusprechen; dann aber hielten Euch der würdige Pellini und seine reizende Tochter solche Lobreden, die jedes belobende Wort meinerseits unnütz machten. Ihr verdankt daher die Gunst, die Euch heut zu Theil wird, nur der Dame selbst, und ich glaube darin die sichere Bestätigung meiner Vermuthung zu finden, nämlich die, daß Euch Arabella liebt. Welches aber ist das Etwas, über das Ihr näher unterrichtet zu seyn wünscht? Vielleicht liegt es nicht außer dem Bereich meiner Kräfte, Euch von der Sache Kund zu geben, zumal da ich seit dem Augenblicke, wo ich von Euch Abschied nahm, Erfahrungen gemacht, die mich in Vieles einen tiefern Blick werfen lassen."

Oglione hatte aufmerksam zugehört; die letzten Worte schienen ihm ein Räthsel, aber sie hatten in diesem Augenblicke entweder für ihn zu wenig Werth, oder es hielt ihn natürliche Bescheidenheit vom Weiterforschen zurück, genug er beachtete sie nicht, sondern ging sogleich auf die nächtliche Fahrt Pellini's über, als die einzige Angelegenheit, die ihn jetzt interessiren mußte.

Erduin konnte kaum seine Freude verbergen, daß Oglione gerade dies zu wissen verlange, und sogleich theilte er ihm umständlich die Beweggründe der nächtlichen Fahrt, so wie die Schicksale der Schwester Pellini's mit.

„Ihr sagt mir in Bezug auf den Raub der Tochter Signora Anna's ganz etwas Neues," entgegnete Oglione, „aber beim heiligen Januar! wenn sich die Ahnung, welche so eben in mir aufsteigt, bestätigt, so werde ich ein gutes Werk stiften können!"

Oglione schwieg einige Augenblicke; dann aber fuhr er fort: „Wißt Ihr auch, Signor Giulio, wer das Mädchen ist, die gestern statt meiner getroffen wurde? Es ist die Tochter desselben Bösewichts, der so nichtswürdige Absichten auf mein Leben hatte."

„Die er gewiß auch ausführen wird!" rief es Oglione mit rauher Stimme zu, und als sich dieser und Erduin umwandten, sahen sie die Gestalt des Fischers Filippo. Sie folgten ihm schnell nach, aber es war unmöglich, ihn im Auge zu behalten; er verlor sich im Gedränge, und die beiden Jünglinge standen still und staunten über die Frechheit des Bösewichts.

„Ja, Signor," begann endlich Oglione, als Beide dem Hause Pellini's nahe gekommen waren, „Julia ist ein interessantes Mädchen, voll Geist und Adel, und ich glaube nicht, daß der Schurke ihr wirklicher Vater ist; aber sollte er es auch seyn, so ist doch Julia rein und unschuldig, und ich werde sie beschützen und sie retten aus den Händen ihres Vaters. Ihre Wunde ist nicht von Bedeutung; so wie sie geheilt ist, werde ich Julia auf eine meiner Besitzungen bringen."

Während dieses Gespräches hatten Beide Pellini's Haus erreicht. — „Es freut mich," sprach jetzt Erduin, „daß ihr so viel Theilnahme für die Unglückliche hegt, aber ich zweifle sehr, daß Arabella damit zufrieden ist."

Oglione sah Erduin scharf an, und ging neben ihm die Marmorstufen hinauf. Sie traten in's Vorgemach; Arabella kam ihnen entgegen, und es entging Erduin nicht, daß sie ungewöhnlich blaß war und Oglione mit zürnenden Blicken ansah. Sie zeigte Beiden mit der Hand das Zimmer, in welches sie eintreten sollten, und begab sich nach dem andern Flügel des Hauses.

Die kalte und fast zornige Begrüßung Arabella's erfüllte Oglione mit tiefer Betrübniß. Er war sich keines Fehls bewußt, und wäre er nur einigermaßen eitel gewesen, so hatte er diese Kälte der Schönen für das sicherste Zeichen gehalten, daß er ihrem Herzen nicht gleichgültig sey. In dieser Stimmung betrat er in Erduin's Gesellschaft das Gemach, wo Beide von Pellini freundlich und wohlwollend empfangen wurden. — Oglione blieb verstimmt, allein ein leichter Anflug von Freude erheiterte sein Gesicht, als jetzt Erduin von einer Dienerin zu Arabella beschieden wurde. Zitternd folgte dieser der Einladung, und ehe er in das zierliche, im andern Flügel des Hauses belegene Gemach der Signora trat, hatte er sich selbst den Eid abgelegt, nur der Freundschaft für Oglione treu zu bleiben. Es bedurfte dieses Schwures in der That, denn Arabella, von hoher, fast flammender Röthe übergossen, war so schön, daß sie in diesem Augenblicke das kälteste Herz besiegt haben würde. Sie hatte sich nachlässig in einen Sessel geworfen, erhob sich aber bei dem Eintritte Erduin's, und ging fast mit drohender Geberde auf ihn zu, und sprach in heftigem Tone:

„Wie heißt das Mädchen, Signor, das Ihr gestern Abend in Oglione's Haus geführt? Ihr fangt in der That schlecht an, Euch meine Gunst zu erwerben, da Ihr mir Dinge verschweigt, die ich wissen muß.“

Erduin stand wie vom Donner gerührt. Auf eine solche Anrede hatte er nie gerechnet, auch war es ihm unbegreiflich, woher Arabella Kunde von jenem Vorfalle erhalten. Er sah indeß gleich ein, daß sie auf geheime Weise davon unterrichtet seyn mußte, und sein Herz fühlte sich leicht, als er hieraus den nicht unrichtigen Schluß machte, daß Oglione bei Arabella mehr gelte, als er und sein Freund geahnt. Er entschuldigte sich daher wegen des Stillschweigens über jenes Abenteuer, erzählte der staunenden Arabella die Sache so, wie sie sich in Wahrheit zugetragen, und schloß mit der Bemerkung, daß das edle Herz der Signora unmöglich jene Hülfe, welche Oglione und er dem unglücklichen Mädchen geleistet, mißbilligen könnte.

Arabella beachtete nach dieser Erzählung ein tiefes Stillschweigen; allmählig schwand die hohe Röthe von ihrem Gesichte, ihr Auge füllte sich mit Thränen, und ungehindert flossen diese stummen Zeugen ihrer inneren Bewegung über die bleichen Wangen. Endlich rief sie: „O diese Undankbaren! dafür, daß ich ihnen mittheile von meinem Ueberflusse, wollen sie einem edlen Jünglinge nach dem Leben streben! Ja, Oglione hat Recht; diese Lazzaroni's sind verrätherische Buben! Was hat aber der Fischer Filippo mit Oglione zu schaffen? Woher kennt er ihn? Da steckt ein anderes Bubenstück dahinter!“

Arabella schwieg und schien in Nachdenken versunken; plötzlich richtete sie sich empor und sprach: „Wartet im Vorgemach meiner, Signor; Ihr sollt mich nach der Wohnung Oglione's begleiten, ich will und muß diese Julia sehen; aber ich lege Euch bei Eurer Ehre ein tiefes Stillschweigen auf.“

Während sich Erduin, der erhaltenen Weisung gemäß, zurückzog, befahl Arabella einem herbeigerufenen Diener, einige Schritte vom Hause einen Wagen bereit zu halten. Mehrere Minuten harrte Erduin auf das Erscheinen Arabella's; endlich öffnete sich die Thür, sie trat heraus und ein stummer Blick forderte ihn zur Begleitung auf. Schweigend verließen sie das Haus und saßen nach wenigen Augenblicken im Wagen, der im schärfsten Trabe der Vorstadt Chiaga zufuhr.

(Fortsetzung folgt.)

Kränzel-Märtchen.

(Novelle von Emmy . . . .)

(Fortsetzung.)

Entsetzt rief der treue Freund seinen Namen, bereit ihm zu folgen, und Märtchen wo bist du? klang ein gellender Schrei zerrißnen Harfensaiten gleich durch die Luft, scheu wich die Menge zurück, einem bleichen schlanken Frauenbild Platz machend, das verstört, mit fliegenden Locken herbeistürzend die Neugierigen auseinander drängte, und am Ufer athemlos niedersank. Märtchen, meine Blume, wo bist du, klagte sie wieder händeringend in herzdurchdringenden Tönen, und Lisbeths Name bebte in Staunen, und wehmüthiger Freude von Dohlenburgs Lippen, indem er sie umfassend vom Boden aufzurichten strebte. Was willst du von mir, fragte das Mädchen, sich ängstlich loswindend, warum leuchten deine Augen so sehr, wenn du die arme Lise ansiehst? willst du mir böses thun — nimm mir alles mein buntes Sonntagskleid, die zahme Ringeltaube, nur mein Märtchen nimm mir nicht, bat sie, einem Kinde gleich die gefalteten Hände erhebend — aber sage mir doch, wo sie ist, fuhr die Unglückliche fort aufs Herz deutend, da tönte eine Stimme herauf, die sagte mir, daß ich die Blume hier am Wasser finden würde, und daß ihr große, größe Gefahr drohe, aber sie hat mich heute zum erstenmal belogen, denn ich sehe meine Rose nicht. Da rauschten die Fluthen, und freundliche Liebesgötter trugen Theobald auf silberglänzenden Fittigen empor; es war ihm gelungen, sein Marienröschen den kalten Todesarmen zu entreißen und sorglich legte er die Gerettete auf den sonnebestrahlten Rasen. Freudetrunken umarmte Friedrich den wieder geschenkten Freund, der ihm jauchzend entgegenrief: Hat sich wohl je das alte Sprichwort, daß nur der Wagende gewinnt, schöner bewährt, als an mir, der das armselige Leben einsetzte, und eine Perle dafür dem goldnen Licht erhielt, wahrhaftig viel zu rein und köstlich, um des alten Nixenfürsten Krone zu schmücken. In lauten Jubel hatte sich Lisbeths Schmerz verwandelt, als ihr Auge auf der Schwester liebliches Antlitz fiel, bis die Sorge den umdunkelten Sinn durchzuckte; daß Marie blaß und regungslos ihre kosenden Liebesworte unerwidert ließ, wie nimmer sonst. Da klagte sie aufs neue. Warum bist du denn plötzlich weiß geworden so wie ich, du meine rothe Rose und stumm, wie deine Schwestern im Gärtchen? Peinigende Angst ergriff auch Theobald, als er fruchtlos tausend süße Namen an die Bewußtlose verschwendete, und als er nach Hülfe suchend umherblickte, stand plötzlich einem rettenden Engel gleich die jugendliche Bewohnerin der nächsten Fischerhütte freundlich an seiner Seite, herbeigelockt vom mitleidigen Herzen und des schönen Junkers laut klagenden Worten bemühte sich das Mädchen liebevoll um die bleiche Maria, welche bald zu des gutherzigen Kindes Freude, die hellen Augen aufschlug. Wo bin ich denn? fragte sie, und Lisbeth! wie kommst du hieher? fuhr sie erschreckt fort, als ihr Blick auf die Wahnsinnige fiel, die neben ihr am Boden kniete. Die böse Nixe hatte dich mir geraubt, erzählte diese hastig, aber ein schöner glänzender Cherub brachte mir mein Märtchen wieder, o sieh, sieh, dort steht er noch, ich kenne ihn an dem himmlischen Lächeln. Glühende Röthe übergoß der Jungfrau Wangen, als sie zur vollen Klarheit der Sinne zurückgekehrt, Theobald, und in ihm an seinen durchnäßten Gewändern, ihren Retter erkannte,

Wohl hat die Aermste Recht, sprach sie mit Innigkeit, Ihr seyd mein Schutzgeist geworden, Ihr habt das junge Leben mir erhalten, nehmt dafür des armen Mädchens heißen Dank, und leise, tief bewegt neigte sie sich herab, die Hand zu küssen, die sich ihr geboten im Kampf mit dem bleichen Todesengel. Was fällt dir ein, Marie, rief Theobald, und leicht berührte sein Mund die vom Purpurhauch überflogene Stirne der Lieblichen als sie das schöne Lockenköpfchen demüthig beugte.

Freundlich trat jetzt die gutmüthige Anna hinzu, und bot dem Pärchen andere Kleider an, freilich nur von sich und dem rüstigen Bruder, aber: Ihr müßt heute einmal aus der Noth eine Tugend machen, sprach sie scherzend zu Theobald und eure vornehmen Glieder in grobes Zeug hüllen, so wie die Stadtjungfer sich mit meinem Feiertagsputz begnügen muß. Die andern, die so wie Ihr, die Schreckenstaufe bekommen, sind gar gezwungen, sich an der Sonne zu trocknen, und danken noch dem lieben Gott, daß sie das Leben davon getragen. Aber zögert nun auch nicht länger, das arme Kind zittert ja wie Espenlaub. Kommt Jüngferchen, meine Kammer steht euch offen, und für den Junker ist die Wohnstube bereit.

Gerne folgten ihr Theobald und Marie, aber klagend pochte Lisbeth an das Pförtchen, das sich hinter ihnen schloß. Mache doch auf, Lieb-Märtchen, bat sie schmeichelnd, es ist ja nur die Lise, die zu dir hinein will. Mit süßen kosenden Worten hob Dohlenburg das Mädchen mit sanfter Gewalt auf, das vor der Thüre knieend, um Einlaß bettelte, und führte es zu dem Rasensitze von blauen Hollunderbüschen überwölbt. Seh mich doch einmal recht an, meine Lisbeth, sprach er innig, kennst du mich denn gar nicht mehr? du warst mir ja doch einmal herzlich gut. Kopfschüttelnd lächelte sie ihn an: Wie soll ich dich kennen, erwiederte sie, habe ich dich doch nimmer gesehn. Mein Märtchen fuhr sie nachsinnend fort, ist eine Blume, weiß und roth, und zart, du bist aber hoch und kräftig, und trägst ein grünes Kleid, du bist ein Bild, ein recht schönes, setzte sie freundlich mit kindischem Lächeln hinzu, und faßte tändelnd nach des Junkers glänzendem Wehrgehänge. Weißt du nicht mehr, erinnerte Friedrich sanft, wie dir noch der Vater lebte, fern von hier, da kam ich oft und spielte auf der Laute, wenn du am Stickrahmen Blumen schufst, aus Gold und Seide und du lauschtest meinen Tönen, und hattest mich lieb. Ich weiß nicht, was du meinst seufzte sie, ich kann dich nicht verstehen, und möchte doch so gerne deine Worte fassen. Und weißt du nicht, speach er weiter, wie euer kleines Haus in Flammen stand, da eilte ich zu dir und trug dich aus dem Gluthenmeer, und war so froh, meine Lisbeth wieder zu haben. Ach ja, rief sie, zusammenschauernd, wie von flüchtigem Blitzesstrahl durchzuckt, in einem Garten voll glühender rother Rosen war ich einst, aber sie dufteten nicht, sie brannten mich, die Luft war heiß und schwül, mir wurde bang, daß ich meinte zu vergehen, da kam ein schöner weißer Schwan, mit kühlenden Flügeln und trug mich hinaus auf seinem silbernen Gefieder, und süße Lust erfüllte mich, dann ward es plötzlich Nacht hier, sprach sie leise auf die Stirn weisend. Meine holde, arme, unglückliche Lisbeth, rief Dohlenburg ihre Hand an seine Augen ziehend, in deren Spiegel die erste Thräne seit den Kindesträumen bebte. Aber mit einem freudigen Schrei sprang sie auf, denn eben jetzt trat als blühendes Landmädchen, begleitet von dem zierlichsten aller niederrheinischen Bauernjungen Marie mit Theobald aus der Fischerhütte. Erröthend und bescheiden ging das Kind zögernd auf Friedrich zu. Vergebt, flüsterte sie in anmuthigen Tönen, da jetzt mein banger Todesschreck vorüber ist, wird es mir klar, daß ich mich nicht täusche, ich erkenne euch wieder, Herr von Dohlenburg, war ich gleich nur eine kleine Dirne, als ihr so oft zu uns gekommen, als ihr meine liebe Schwester dem grauenvollen Tod entrissen habt, seyd mir recht aus dankbaren Herzen willkommen. Du bist eine stattliche Jungfrau geworden, Märtchen, erwiederte er freundlich, du bist lieblich aufgeblüht, während Lisbeths Wangen bleich geworden, setzte er seufzend hinzu. Große perlende Thränen drängten sich in Mariens liebes Auge. Nicht wahr, erwiederte sie traurig, als Ihr von uns gegangen vor fünf Jahren, da war es noch anders; da hatten wir noch die schöne tröstende Hoffnung, die Unglückliche bald wieder gesund und fröhlich in die Arme zu schließen, ach! wir wurden bitter getäuscht. Die Lebenskraft kehrte wieder, doch der Geist blieb krank und manchen klugen, vielerfahrnen Arzt flehten wir fruchtlos an, denn keiner wußte sie zu heilen. Da ist schon wieder der böse Thau gefallen, sprach Lisbeth, und wischte die Thränen ängstlich von Mariens Wange, ich kann es nicht leiden, wenn die Rosenblätter so feucht erglänzen. Du armes gutes Mädchen, lispelte Marie, ihr das blasse Antlitz streichelnd, aber komm jetzt Lise, wir müssen nach Hause gehen, die Mutter wird sich ängstigen.

(Fortsetzung folgt.)

Concert der 12jährigen Pianistin Katharina Bott.

Der Carneval, während dessen, da in dieser Zeit die Vergnügungen unserer glänzenden Bälle vorzüglich in Anspruch nehmen, Concerte selten sind, brachte uns diesmal durch das am 10. d. M. stattgefundene Concert der 12jährigen, aus öffentlichen Blättern rühmlich bekannten Clavierspielerin Katharina Bott, aus Darmstadt, eine außergewöhnliche und zwar sehr angenehme musikalische Abendunterhaltung.

Das Concert, welches im akademischen Musiksaale stattfand, ward mit einer Haydn'schen Symphonie, durch das Orchester des unter der Leitung unseres hochverdienten Prof. Fröhlich stehenden musikalischen Instituts, trefflich eröffnet. Die Concertgeberin eröffnete ihrerseits durch das erste Allegro aus dem Hummel'schen A Moll-Concerte ihr Spiel und schloß mit allgemeinem Beifalle. In steigendem Maaße ward ihr derselbe durch den Vortrag des Rondo brillant von Kalkbrenner und der großen Bravour-Variationen von Herz zu Theil. Die Concertgeberin entwickelte nicht allein eine in ihren Jahren seltene Fertigkeit, sondern auch, was wir besonders anrühmen zu müssen glauben, einen in ihrem Alter noch seltneren Ausdruck des Spiels, so daß wir die Ueberzeugung gewonnen haben, es werde diese jugendliche Künstlerin bei fortgehender Entwickelung ihres ausgezeichneten Talents dereinst einen glänzenden Namen in der Reihe unserer deutschen Pianistinen erhalten. Ihr Spiel ward durch das Orchester auf eine ausgezeichnete Weise unterstützt.

Das Finale aus genannter Symphonie wurde gleichfalls trefflich ausgeführt. Fr. Kolb sang eine Arie aus Titus und Hr. Wehner trug ein Potpourri für die Flöte von Böhm vor. Beiden wurde der verdiente Beifall gezollt.

Das traute Plätzchen.

Ein Logogryph.

Sieh, zum Plätzchen von drei Zeichen,
Sieh, ich zeig' es Dir mit D,
Wollt' ich zur Geliebten schleichen;
Doch davor trat mir ein T;
Ihrem Vater mußt' ich weichen,
Er gebot mit hartem W.
Ach, nun kann ich nicht erreichen
Meiner Liebe stillen P.
Alle Hoffnung seh' ich bleichen,
F., ja f heißt es voll Weh.
F., daß ich nicht die drei Zeichen
Von dem trauten Plätzchen seh'.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 8. Sonntag, 26. Januar 1834.

Das interessanteste Studium für einen Jüngling ist die Geschichte des weiblichen Geschlechts. Aber je tiefer man sich hinein studirt, desto weniger kommt man auf den Grund.

Der Deutsche in Neapel.

(Erzählung von Wilhelm Fischer.)

(Fortsetzung.)

Bald hielten sie vor Oglione's Haus; Arabella, von Erdnin geführt, näherte sich der Thüre, und wie oft auch der treue Baptista mit tiefen und ehrfurchtsvollen Verbeugungen versicherte, daß sein Herr nicht zu Hause sey, so hielt dies die Signora doch nicht von dem Befehle ab, augenblicklich in das Zimmer gewiesen zu werden, in dem sich Julia befand. Baptista gehorchte; Arabella verschwand durch die Thür, und hieß Erdnin warten.

Der Maler fühlte sich so beklommen, als ob er irgend ein Verbrechen begangen habe. Mehrere Male kam eine unwiderstehliche Neugier mit seinem Gefühle für Schicklichkeit in harte Kollision. In dieser ängstlichen Spannung harrte Erdnin beinahe eine Viertelstunde, da öffnete Arabella die Thür und rief ihn herein.

Julia saß auf einem Ruhebette und lächelte dem Eintretenden freundlich zu: ihr verwundeter Arm, der heut schon verbunden war, ruhte in einer seidenen Binde. Auf ihrem anmuthigen Gesicht war keine Spur von Schmerz zu finden, wiewohl ihr Auge eine große Ermattung verrieth. Ihr dürftiger Anzug war mit einer geschmackvollen Kleidung vertauscht, und sowohl diese, wie überhaupt das ganze Zimmer, bekundeten die Sorge, welche ihr edler Beschützer für sie angewandt.

Auf einen leisen Wink Julia's näherte sich Erdnin, und sie dankte ihm herzlich für die Hülfe, die er ihr geleistet. Als sie geendet wandte sich Arabella an den Künstler und sprach: „Auch ich danke Euch, daß Ihr mir die Wahrheit gesagt; dann aber bin ich deßhalb Eure Schuldnerin, weil Ihr mich mit Julia bekannt gemacht, sie ist ein edles Mädchen, und ich hoffe in ihr bald eine vertraute Freundin zu sehen. Sie wird mir in unser Haus folgen und sich meiner Pflege überlassen. Jetzt geht, Signor, und eilt nach dem Hause zu meinem Vater und Oglione. Sorgt dafür, daß Ihr Euch unter irgend einem Vorwande mit ihnen in den Garten begebt, damit Julia's und meine Ankunft nicht verrathen werde."

Erdnin wollte davon eilen. „Hört, Signor Giulio!" rief Arabella mit Erröthen, und schien innerlich einen harten Kampf zu bestehen, „ich habe Euch noch etwas zu sagen: im Angesichte meiner neuen Freundin Julia schwöre ich, daß ich Oglione von ganzer Seele liebe!"

Arabella's Stimme verrieth ihre Bewegung; sie verbarg ihr Gesicht. Erdnin eilte fort, und befand sich nach Verlauf einer halben Stunde in Gesellschaft Pellini's und Oglione's, die er beide unter dem Vorgeben in den Garten gelockt, daß er die Schönheit desselben, die er von Jedermann rühmen gehört habe, selbst bewundern wolle.

Während er mit Beiden im Gespräch auf- und abging, lauschte er ängstlich auf das Gerassel der Wagen. Indeß seine Aufmerksamkeit wurde doch getäuscht; denn schon nach kurzer Zeit erschien Arabella im Garten, und mischte sich mit solcher Unbefangenheit in die Unterhaltung, daß Erdnin sie kaum anzublicken wagte. Arabella gab Oglione den Arm und dieser fühlte sich nach langer Zeit heute zum ersten Mal ganz glücklich.

Seit dem 19ten September, an welchem die Hauptereignisse unserer Erzählung sich zutrugen, waren einige Wochen verflossen; Julia, deren jetzigen Aufenthalt Oglione noch an demselben Tage erfahren, war wieder hergestellt; die kranke Schwester Pellini's erfreute sich fast einer vollkommenen Genesung, und Erdnin hatte so fleißig an Arabella's Bildnisse gearbeitet, daß es sich der Vollendung nahte.

Mit dem Seelenzustande des Malers war während dieser Zeit eine große Veränderung vorgegangen. Von dem Augenblicke an, wo Arabella in Julia's Gegenwart erklärt hatte, daß sie Oglione liebe, sah er die Dame wie eine Heilige an; er verehrte sie, aber alle irdischen Gedanken an sie waren verschwunden. Seine Liebe war auf Julia übergegangen, deren Reize sich täglich mehr entfalteten, und deren hoher Geist nur der leisesten Anregung bedurfte, um Alles, was ihr bisher neu und fremd war, rasch und kräftig zu erfassen.

Julia war jetzt eine ganz andere Erscheinung, und die Vermuthung Oglione's, sie könnte nicht die Tochter des Fischers Filippo seyn, bestätigte sich mit jedem Tage mehr. Sie hing mit so inniger Liebe an Arabella, daß man Beide für Jugendgespielinnen halten konnte. Beide waren unzertrennlich; in ihren Wünschen und Neigungen herrschte schwesterliche Uebereinstimmung, und brachte man die väterliche Sorge des alten Pellini in Betracht, so mußte jeder Fremde Arabella und Julia für die reizenden Töchter des würdigen Mannes halten.

Merkwürdig, fast wunderbar schien es Allen, daß sich Julia's Vater weder nach seiner Tochter erkundigt, noch irgend Mühe angewandt hatte, ihren Aufenthaltsort zu erforschen. Eben so unerklärlich blieb es, wer ihn zu jener That gegen Oglione aufgehetzt; da man aber dergleichen verwegene Dinge nicht umsonst verlangt, so konnte es gar nicht bezweifelt werden, daß sich Filippo nur gegen große Belohnung dazu verstanden, und hieraus machte man wieder den Schluß, daß der Anstifter der Bosheit ein reicher Mann seyn müsse.

Gegen Julia wurde weder jenes nächtlichen Vorfalls, noch ihres Vaters Erwähnung gethan, vielmehr bemühte man sich, sie auf mancherlei Weise zu zerstreuen, um Alles vergessen zu machen, was ihr sanftes Herz trüben konnte. Es war dies in wenigen Wochen ihres Aufenthaltes so pünktlich und gewissenhaft befolgt worden, daß sie sich allmählig der Heiterkeit hingab. Unerfahren in Herzensangelegenheiten, hatte sie Erdnin's

Schwermuth bis jetzt nicht bemerkt; aber Arabella sah schärfer; sie hatte in Erduin's Augen die Bewegungen seines Innern gelesen, und sich, von Freundschaft und Dankbarkeit aufgefordert, entschlossen, dem Liebenden, sobald sich eine günstige Gelegenheit darbieten würde, zu helfen.

(Fortsetzung folgt.)

Kränzel Märtchen.

(Novelle von Emmy ....)

(Fortsetzung.)

Da eilte im raschen Schritt, erhitzt und mit Staub bedeckt, ein junger Mann vom Thor her, und als er sich nahte, als sein Blick auf Marien fiel, strahlte unendliche Freude aus seinen Augen. Gepriesen sey die ewige Macht, rief er, Ihr lebt, o eilt nach Hause, die arme Mutter liegt vor dem Christusbilde, auf den Knieen, und weint sich die Augen wund, denn sie wähnt euch verloren, Lisbeth ist ihr heimlich entsprungen, und als sie in der Angst um die Sinnenverwirrte zagte, kam die Botschaft von dem Unglück, das auf dem Rheinstrom sich ereignet, in die Stadt; da kam sie zu mir, und klagte schluchzend, daß ihre Marie auch Theil genommen an der Unheilsfahrt, zu der sie wie von Ahndung bewogen, ihre Einwilligung nur gezwungen gegeben. Ach, geahndet, fiel Marie ein hat der Mutter sicher nichts, aber Ihr wißt ja wie sie ist, sie läßt mich nicht gern aus ihrer Augen Huth, und will ich einmal eine kleine Freude genießen, dann kostet es Bitten ohne Ende, ich muß es nur gestehen, setzte sie die Augen niederschlagend hinzu, ich habe heute sogar geweint; da meinte Mütterlein, unnütze Thränen vergießen sey Sünde, ich sollte ins Himmelsnamen gehen; aber beim Abschied war sie noch so finster und unwirsch, daß ich wohl so bald kein gutes Wort bekommen werde. Nicht doch, erwiederte der Jüngling, Schreck und Angst mildern oft des Sinnes Strenge, die arme Frau bebte an allen Gliedern als sie mich bat, Kundschaft von Euch einzuziehen. Da verließ ich, sey es nun ein Vergehen, oder nicht, den kranken Vater, der mich abgehalten hatte der jugendlichen Lust zu folgen, und eilte mit beflügelter Schnelle heraus. Fühlt nur, wie mir das Herz schlägt, erst vor Leid, und nun vor Freude endigte er entzückt, die Hand des Mädchens an seine Brust drückend. Schönen Dank, Meister Regenbogen, erwiederte diese, Ihr meint es recht gut mit mir, aber das glaubt mir gewiß, ohne den Junker da, der um einer armen Dirne Willen nun sogar die schmähliche Verkleidung dulden muß, ohne ihn und seinen kühnen Edelmuth, war das Märtchen verloren. Schweige doch, kleine Schwätzerin, sprach Theobald. Ei nicht doch, fuhr sie eifrig fort, ich möchte es wohl gerne der ganzen Welt verkünden, wie mich die Fluth verschlang, wie mir die Sinne schwanden, und Ihr Euch der Gefahr trotzend, in die Wogen stürztet und mich, die Versinkende, aus sonnige Ufer empor trugt. Nur die Engel können eine solche That belohnen, rief der wackere Schmid und Meistersänger feurig, aber gewiß, mein edler Herr, Ihr habt das theure Leben für ein unendlich liebes frommes Kind auf das gefährliche Spiel gesetzt. Schon gut erwiederte dieser, den Lobredner mit finstern Blicken messend. Der vorlaute junge Mensch nimmt ja recht warmen Antheil an Dir, lispelte er Marien verletzt zu, sie einige Schritte vorwärts ziehend. Ja wohl, erwiederte das Mädchen, der Ulrich Regenbogen ist meines seeligen Vaters Pathe, und ein gar braver, treuherziger Junge, er hat mich auch recht lieb, und hält mich werth. Wirklich? versetzte Theobald spitzig, das ist ja fein, da wird sich Märtchen wohl bald den eignen Brautkranz flechten. Ei nicht doch, fiel sie ihm rasch und hocherröthend ins Wort, nein, nein, wenn ihm so etwas einfiele, da müßte ich weinen, und könnte den Ulrich gar nicht mehr leiden. Heftig drückte ihr der Junker im versöhnten Entzücken die Hand, daß sie ihm verwundert ins Auge sah. Aber ängstlich drängte sich Lisbeth an die liebliche Schwester. Komm, bat sie, komm, und säume nicht länger, sonst rauscht dir die graue, geisterbleiche Weide, die Mutter heißt, wieder zürnend entgegen. Du hast Recht, arme Lise, erwiederte der Sänger freundlich, wenn sie euch nicht grollt, wird sie doch klagend flüstern, daß der Abend ihre lieben Blümlein nicht heimbringt, drum vertraut euch meinem Schutz. Komm schöne Marie, ich werde dich begleiten, unterbrach ihn Theobald hastig. Aber halbzürnend raunte ihm Dohlenburg zu: Schämst du dich nicht, in dieser Mummerei will der Sohn der Freifrau von Rothensee sich in der Stadt Koblenz zeigen, eh' noch die Nacht den verhüllenden Schleier ausbreitet, soll deine wunderliche Erscheinung zum Herold der großmüthigen That werden, die du verübt? Getroffen von dem ernsten Wort der Wahrheit zog der Jüngling sich unmuthig zurück, nach einem innigen gluhenden Abschied von Marien, nach einem trotzigen Kopfnicken, mit dem er den jungen Meister entließ und setzte sich im Innern des Leinwandgezeltes an einen der kleinen einsamen Tische, träumerisch die Stirn in die Hand lehnend; lange betrachtete Friedrich ernst den in das Bilderspiel reger Fantasie Versunkenen. Mein Theobald, mein lieber Freund! rief er endlich von heißer inniger Empfindung überwältigt, ein treues brüderliches Herz vereint uns, ein seltenes gleiches Geschick scheint über uns zu walten, mit Gluth und Fluth mußten wir um das schöne Leben der Schwesterblumen kämpfen, ach, und ich fürchte sehr, es wird uns beiden kein süßes Glück zum Thatenlohn erblühen. Du träumst, erwiederte der Angesprochene, was willst du besseres für ein freudig Wagestück als das Gefühl im Busen, daß du brav und muthig warst, das muß dir auch werden, und sollte sich Glück und Geschick dawider sträuben. Du bist aber aufgeregt vom Schmerz über deine arme Liebe, und mein Mitleid theilt dein Weh, denn Lisbeth ist noch in ihrer Zerstörung wunderschön, und du liebtest sie, als noch des unverhüllten Geistes Sonnenlicht der zarten Blüthe Reiz durchstrahlte; gewiß, ich bedaure dich von Herzen armer Friedrich, aber laß nun fahren Qual und Bangen fuhr er fort, in seinen alten fröhlichen Ton übergehend; es kann sich ja das Blatt immer noch zur Freude wenden für uns beide, trotz Wahnesnacht und Braut und Meistersänger. Komm, muntre Dirne, rief er dem nußbraunen Wirthsmädchen zu, fülle den Becher, daß wir die Grillen in ihre goldne Tiefe versenken, sey fröhlich Freund Dohlenburg und thue mir Bescheid auf Lisbeths und Mariens Wohl. Glücklicher Mensch, erwiederte dieser, den das Leid nur im Flug berührt, du sollst leben und dein froher Sinn, der mir diese Stunde des Mißmuths freundlich erheiterte. Und erst, als die Dämmerung Berg und Flur in ihren braunen Schleier hüllte und der Mond sich mit jungfräulicher Eitelkeit im Spiegel des Rheins beschaute, trennten sich die Freunde. Theobald eilte der Stadt, Friedrich seinem ferngelegenen Waldschloß zu, wo ihm der Schlummergott um das harte Lager gaukelnd, seine blaße Lisbeth mit neuen Rosen geschmückt, auf glänzenden Wolken entgegen trug. Aber tauschend ist der Traume Spiel, und schmerzlich das Erwachen. Finster starrten die geschwärzten Ahnenbilder dem Einsamen entgegen im düstern Gemach, als er die Augen aufschlug zum Leben der Wahrheit, und bald zog er wieder fort, im frühen Morgenschimmer aus der Wälle und Ringmauern düstern Umsegung, aber nicht zur Stadt, nicht zum trauten Freund, nicht zur bleichen Liebe ging Friedrichs Weg, tiefer und tiefer krummte sich die Bahn, die er von einem einzigen Diener begleitet ver-

folgte in des Forstes Nacht, wo aus finstrer Steingrotte die Mosel im perlenden Silberschleier sich drängt, wo die Nachtigall schlug und die Holztaube girrte, wo das scheue Reh mit bittenden Augen sich raschelnd im Strauch verbarg, aber keine blutige Waidmannslust beseelte den Herrn von der Dohlenburg, er ließ Wild und Taube friedlich ziehen, und suchte emsig nur dem Pfad getreu zu bleiben der ihn in des waldigen Gebirges Herz führte, wo die finstre Einsamkeit im schroff gezackten Felsendiadem königlich thronte, und selbst dem goldnen Sonnenstrahl den Eingang in ihr starres Reich verwehrte. Der Waldblumen bunter, jugendlicher Schmuck endigte hier, spärlich grünte das Moos an den nackten Klippen, verkrüppelte Föhren und Tannen färbten des düstern Gemäldes Tinten noch schauerlicher, keine Spur ringsum vom frischen freudigen Leben. Durch diese Wildniß wand sich ein Hohlweg, dessen Ende zum Bild der höchsten Armuth, zu einigen, aus Lehm erbauten, strohgedeckten Hütten führte, an der letzten hielt Dohlenburg. Wir sind am Ziele, sprach er, dem Diener des Rosses die Zügel reichend, indem er sich von seines Thieres Rücken schwang und an das Pförtchen pochte.

(Fortsetzung folgt.)

Elegie
am Grabe meines Vaters.

Leise senkt der Abend sich hernieder,
 Wie die Wehmuth senkt sich in's Gemüth;
Philomele flötet Trauerlieder,
 Und mein Geist, von Andacht fromm durchglüht,
Schwingt sich auf zu jenen lichten Höhen,
Wo der Seel'gen Friedenspalmen wehen,
 Wo Jehova durch die Sterne wallt,
 Und der Engel froher Chor erschallt.

Weinend steh' ich bei dem theuern Staube,
 Den der kalte Urnenstein bedeckt.
Der Verwesung ist der Leib zum Raube;
 Doch der freie Geist ist auferweckt,
Von dem stillen blumenreichen Hügel
Schwebte Psyche mit dem Goldgeflügel
 Auf zu jenen hohen Lichtgefilden,
 Die des Geistes ird'sche Sehnsucht stillten.

Nie! nie! sieht mein Aug ihn jemals wieder,
 Diesen Körper, der die Seele barg;
Mir das Liebste aller Erdengüter
 Ruhet modernd in dem engen Sarg —
Ach mein Herz es schlagt so bange Schläge —
Auf des Lebens schönem Erdenwege
 Ist denn nichts, was ewig kann besteh'n?
 Muß denn Alles, Alles untergeh'n? —

Von den Kindern muß der Vater ziehen,
 Die im Leben ihm so theuer sind,
Um in's düstre Schattenreich zu fliehen,
 Wo noch eine and're Welt beginnt —
Glücklich ist die Mutter unter'm Scherzen
Ihres Säuglings an dem Mutterherzen;
 Doch Atropos mißt den Faden korg
 An der Wiege wartet schon der Sarg.

In den liebevollen Mutterarmen,
 Die ihm kaum das Daseyn aufgethan,
Lag er mit des Todes bleichen Farben,
 Und des Engels holdem Lächeln angethan.
Und die Mutter faßt des Todes Schauer;
Keine Hoffnung scheint in solcher Trauer;
 Ob sie auch in Thränen will vergehn,
 Wird das Kind doch nimmer aufersteh'n.

Jene allzufrüh verblühte Rose,
 Die am Fuße jenes Kreuzes kniet;
Ach 's ist eine arme Hoffnungslose,
 Die betrübt nach ihrer Myrthe sieht.
In der Liebe schönsten Rosentagen
Mußte sie der Trennung Schmerzen tragen,
 Da in ihrem treuen Bräutigam
 Ihr das Schicksal Alles, Alles nahm.

Thränen selbst mißgönnet ihr der Kummer,
 Matt bewegt sich des Herzens Schlag;
Wiegt die stille Nacht zum süßen Schlummer,
 Hallen sie der Sehnsucht Qualen wach.
So verwelkt des Lenzes schöne Blüthe,
Im Entfalten schon des Lebens müde,
 Sehnt sie zu der Liebe sich hinab,
 In das sorgenlose, stille Grab.

Schwebt nicht länger dunkle Phantasieen
 Meiner tief betrübten Seele vor.
Sollte auch die Hoffnung mir entfliehen
 Was hielt dann im Schmerz mich noch empor?
Schienen nicht durch solche Todesqualen
Einer Hoffnungssonne milde Strahlen
 In das wunde trauernde Gemüth,
 Welches auf zu neuem Leben blüht,

Wenn der Ost der Blumen Thränen sauget
 Heben wieder sie ihr tief gesenktes Haupt,
Wenn er lispelnd durch Cypressen hauchet
 Werd' auch ich der Wehmuthsthrän' beraubt,
Und mein Blick erhebt sich auf zur Sonne
Was vergeht, ersteht zu meiner Wonne;
 Rosig sieht der Abend sie vergeh'n,
 Und der Morgen goldig aufersteh'n.

Arminius.

Einige Resultate aus den im Jahre 1833 zu Würzburg angestellten meteorologischen Beobachtungen.

1. Der höchste Barometerstand = 28″ 4‴, 192 traf auf den 9. Januar Morgens, und der niedrigste = 26″ 9‴, 474 auf den 3. Februar Morgens; die jährliche barometrische Variation betrug daher 18‴, 718. Der mittlere Barometerstand im ganzen Jahre war = 27″ 7‴, 493 (berechnet aus 3 täglichen oder aus 1095 Beob.). Diesem barometrischen Mittel entspricht sehr nahe eine Höhe von 550 franz. Fußen, um welche Würzburg über den Spiegel des Meeres sich erhebt.

Ich erwähne hiebei des sehr merkwürdigen Umstandes, daß sich das jährliche barometrische Mittel in der kurzen Periode von 40 bis 50 Jahren merklich gehoben hat. Noch in den 80ger Jahren konnte dieses Mittel nur zu 27 Zoll 5½ Linie, und schon im J. 1814 mußte dasselbe zu 27 Z. 6 Linien angesetzt werden; gegenwärtig aber schwankt es zwischen 27 Z. 7 bis 7½ Linie. Nahe verwandt mit dieser Erscheinung ist eine andere, nach welcher auch die barometrischen Minima sich bei uns gehoben haben; so treffen nicht mehr, wie früher, tiefe Barometerstände, wie 26 Zoll 3 bis 8 Linien ein; auch findet man aus den in hiesiger Stadt vom J. 1781 bis 1788 angestellten Beobachtungen die mittlere kleinste Barometerhöhe = 26 Z. 7. Lin., während dieselbe Höhe gegenwärtig wenigstens = 27 Zoll 1 bis 2 Lin. ist. Dagegen sind die barometrischen Maxima

gesunken; so ergiebt sich aus jenen 8jährigen Beobachtungen die mittlere größte Barometerhöhe = 28 Z. 2¾ Lin.; allein die Beobachtungen aus den letzt verflossenen Jahren geben nur eine Höhe von 28 Zollen. Da demnach die Minima um 2 Linien mehr gestiegen, als die Maxima gefallen sind; so muß gegenwärtig das jährliche barometrische Mittel gegen sonst um 2 Linien höher gerückt seyn, wie denn auch dieses wirklich der Fall ist.

In welchem Zusammenhange diese merkwürdigen, genau unter einander stimmenden, barometrischen Erscheinungen, die, wie so manche andere, ebenfalls an gewisse Perioden gebunden seyn mögen, mit der Witterung überhaupt stehen, wage ich nicht zu entscheiden. Uebrigens lehrt die Erfahrung, daß in den letzten 20 bis 25 Jahren die strengen und schneereichen Winter, aber auch die heißen Sommer seltner geworden sind, als in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhundertes. Doch ist der Unterschied nicht sehr bedeutend; auch ist die mittlere jährliche Temperatur aus den Jahren von 1818 bis 1833 sehr nahe dieselbe geblieben, wie man sie aus den Beobachtungen in den 80ger Jahren berechnet.

2. Die höchste Temperatur mit 25°,0 traf im J. 1833 auf den 26. Juni, und die niedrigste mit 13°,7 unter dem Gefrierpunkte, auf den 11. Februar. Die jährliche Aenderung war also 38°,7; — eine noch ziemlich mäßige Variation! Denn der bei uns beobachtete höchste Wärmegrad ist = 30 und der tiefste Kältegrad = 25, folglich die größte jährliche Variation = 55°. — Die mittlere Temperatur dieses Jahres war = + 7°,3.

Zur nähern Betrachtung dieses Gegenstandes führt die Bemerkung, daß die gedeihliche Witterung eines Jahres bedingt werde nicht bloß durch die, den klimatischen Verhältnissen und den einzelnen Jahrszeiten entsprechende, Entwickelung von Wärme und Feuchtigkeit, sondern auch durch die zweckmäßige Verbindung und Vertheilung Beider, wie solche der Zeit des Wachsens, des Reifens und der Erndte zusagt. Allein ein solches, durchaus harmonisches, Zusammenwirken derselben Hauptfaktoren der Vegetation ist, zumal in unserm Klima, eine Seltenheit.

Wenn man daher die Abweichungen der Witterung eines bestimmten Jahres von dem gleichsam normalen Zustande einer gedeihlichen Jahreswitterung nicht lediglich nach dem Gefühle, sondern genau angeben will; so muß man erstlich hinsichtlich der Wärme die mittlere Temperatur eines jeden Monates aus mehrjährigen Beobachtungen berechnen und mit derselben die durch Beobachtungen gefundene mittlere Temperatur derselben Monate eines bestimmten Jahres vergleichen; die Differenz zeigt denn die genaue Abweichung in Zuviel (+) oder in Zuwenig (—) an. Zweitens hinsichtlich der Feuchtigkeit genügt es; die Mengen des in den einzelnen Monaten gefallnen Regen- oder Schneewassers nach dessen, mit Hülfe des Regenmessers gefundenen, Höhe mit in Anlaß zu bringen, und diese Mengen sowohl unter sich, als mit den beobachteten Temperaturen zu vergleichen. Hiebei ist nicht zu übersehen die wohlthätige, wenigstens einiger Maßen schützende Kraft des Thaues, welcher in heiteren und windstillen Nächten, die auf heiße Tage folgen, zuweilen reichlich fällt.

Dem eben Gesagten gemäß ist folgende Tafel entworfen:

Monat.	Mittlere Temperatur.			Regenmenge.		Stand des Maines.	Bemerkungen.
	aus 18 jähr. Beobacht.	im Jahre 1833.	Differenz.	Höhe in par. Lin.	an Tagen.	mittlere Höhe in bayr. Fußen.	
Januar	+ 0°,215	— 4°,577	— 4°,792	2‴,0	1	— —	Der Main war den ganzen Januar hindurch zugefroren, erst am 6. Februar folgte der Eisbruch. Die größte Höhe des Maines war 14 Fuß 5 Zoll am 26. Nachts; die kleinste 2 Zoll unter dem Nullpunkt des Pegels am 1. 2. August. Die mittlere Höhe des Maines war fast um einen Fuß größer, als im vorigen Jahre 1832.
Februar	1,180	+ 3,781	+ 2,592	17 , 0	18	- 3,8	
März	4,242	2,567	— 1,675	8 , 7	14	1,5	
April	8,999	6,554	— 2,445	17 , 7	16	1,6	
Mai	12,914	14,352	+ 1,438	1 , 2	8	1,0	
Juni	15,472	14,718	— 0,754	10 , 5	11	+ 0,05	
Juli	16,134	13,787	— 2,347	27 , 5	18	— 0,05	
August	15,587	11,507	— 4,080	36 , 0	17	+ 0,4	
September	12,990	10,301	— 2,689	34 , 1	14	1,2	
October	8,448	6,463	— 1,984	2 , 7	5	0,5	
November	3,315	3,496	+ 0,181	12 , 5	17	1,7	
December	0,666	4,677	+ 4,011	57 , 7	31	7,1	
Mittel	8°,348	7°,302	— 1°,046	S 229‴,60	168	Mittel 7,1 Fuß.	

Die Zusammenstellung zeigt klar und bestimmt 1) das Anomalische und Ungleichförmige im Gange der Temperatur des Jahres 1833. Die Witterung des Februars war frühlingsartig, aber die des März's und April's, statt in der Wärme fortzuschreiten, blieb mehr winterlich. So fiel dießmal ein eigentlicher Frühling ganz aus, indem die Temperatur des Mai's in eine wahre Sommerwärme überging. Solche entwickelte auch noch der Junius, und von da ging es mit der Wärme schon wieder abwärts, statt aufwärts; auch ein eigentlicher Sommer fehlte. Ueberdieß vermochte der einzige angenehme, doch nur mäßig warme, October keineswegs zu ersetzen einen schönen Herbst, wie wir uns dessen nicht so sehr selten zu erfreuen haben.

2) Hinsichtlich der Feuchtigkeit erhellt eben so bestimmt die sehr ungleiche Vertheilung der Menge des gefallnen Regenwassers, welche als 12monatliche zwar nicht zu groß, aber auf 5 Monate des Jahres zusammengedrängt war, wie auch die Vergleichung der Main-Stände zeigt. Glücklicher Weise trat noch der trockne October dazwischen, sonst würde, wie in andern Gegenden die Dürre, so bei uns und in einem großen Theile Deutschlands die Nässe unermeßlichen Schaden angerichtet haben. Denkt man sich ferner einen Theil der August- und September-Feuchtigkeit auf die 2 Monate Mai und Juni, — dagegen einen Theil der Hitze der letztern auf August und September vertheilt; so würde zwar die Vegetation nicht den reichen Aufschwung erhalten haben, aber sie würde gleichförmiger und ungestörter zum allgemeinen Gedeihen, fortgeschritten seyn.

Dieser ungleiche und disharmonische Gang der Wärme und Feuchtigkeit, das Jahr 1833 einem nassen und kühlen Jahre nahe bringend, wurde zugleich die Quelle wechselnder und kontrastirender Hoffnungen und Besorgnisse. Als nach dem gleichsam leblosen März und April die im Mai wie durch ein Zauberwort verjüngte Natur im herrlichsten Blüthenschmucke prangte, da frohlockten Aller Herzen; und als auch die schöne, heiße Juni-Witterung die Traubenblüthe so beschleunigte, daß schon im Anfange des Julius die Traubenbeeren ein freudiges Wachsen zeigten, da erglühte des Winzers Herz von der lebendigsten Hoffnung auf einen reichen und durch Güte ausgezeichneten Ertrag. Dagegen fiel zu gleicher Zeit des bekümmerten Gärtners und Ackerbauers wehmuthsvoller Blick auf Gärten, Wiesen und Felder, welche ihm von der gesteigerten Dürre und Hitze mit gänzlicher Austrocknung und Verbrennung bedroht schienen. Bald jedoch sollten diese ängstigenden Besorgnisse schwinden. In einweichenden Regen ergoß sich neues reges Leben über die ganze Pflanzenwelt.

Allein die früher so sehr ersehnten und willkommnen Regen wollten auch im August nicht nachlassen; da wurde der, das Reifen seiner Trauben bedenkende, Winzer in dem Maße kleinlaut, als sich das Antlitz des mit reichem Weinvorrathe versehenen Spekulanten erheiterte. Und als derselbe vollends die bei der bis zur Mitte Septembers so fortwährenden Nässe und Kühle bereits beginnende Traubenfäulniß gewahrte, überließ er sich der schmerzlichen Besorgniß eines gänzlichen Mißrathens des Weines; nur noch wenige, schwache Funken von Hoffnung erhielten sich durch die trockne und sonnige Octoberwitterung. Da auch diese, sehr herabgedrückte, Erwartung nicht getäuscht wurde: so konnten nun am Schluße des Herbsts die bei weitem meisten Güterbesitzer aufrichtig und freudig mit in den allgemeinen Dank für die vielen Segnungen einstimmen, die uns auch in diesem Jahre der gütige Himmel spendete.

So endete denn das Jahr 1833 nicht, ohne uns von Neuem die heilsame Lehre vorgeführt zu haben, bei Allem, was da kommen möge, nicht zu viel zu hoffen, aber auch nicht zu verzagen, vielmehr mit kindlichem und demüthigem Sinne Dem zu vertrauen, von dem allein sich mit voller Wahrheit sagen läßt: Alles was er thut, ist weise und wohlgethan.

Würzburg, den 16. Januar 1834.

Prof. Dr. Schön.

Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern, als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

// Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 9. Mittwoch, 29. Januar 1834.

Die Weiber sind reizend, anbetungswerth, aber nur, wenn sie lieben. Die Liebe entwickelt jegliche Tugend in ihnen, giebt ihnen alle Talente; sie schafft sie um, nichts kommt dann ihrer Erfindungskraft, ihrer Beredsamkeit, ihrer Selbstverlaugnung gleich. Aber die Zeit der Liebe geht vorüber; dann ist das Geschlecht im Ganzen genommen, für jeden anderen Mann, außer dem, der noch liebt, der schönen Blume gleich, die keine Wohlgerüche mehr um sich duftet.

Der Deutsche in Neapel.

(Erzählung von Wilhelm Fischer.)

(Fortsetzung.)

Schwermüthig saß er jetzt auf seinem Zimmer; die Morgensonne schien freundlich durch die Fenster und der blaue Himmel lachte so heiter, nur für ihn nicht. Aller Sorgen durch Oglione's Freigebigkeit enthoben, konnte er das blühende Leben mit voller Wärme an sein Herz drücken, aber dies Herz gehörte nicht mehr ihm.

„Wie soll das enden!" rief er; „was soll aus mir werden? Ich muß Neapel verlassen, ich will es!"

Ein leises Klopfen an der Thür riß ihn aus dieser düsteren Selbstbetrachtung. Er sprang auf und öffnete. Der junge Rechtsgelehrte aus Sicilien trat ein, bat wegen seiner Störung um Entschuldigung, und überreichte Erduin ein Pergamentblättchen, auf dem er die Worte las:

Ich gebe Euch die Erlaubniß, für Signor Paolo Guardi mein Bildniß zu kopiren. A. P.

Erduin staunte das Blatt an, sah dann auf den Ueberbringer, und bemerkte sogleich, wie Jenen die innigste Freude beseelte.

„Darf ich jetzt darauf rechnen, Signor," bat Guardi, „daß Ihr meine heiße Bitte erfüllen werdet? Ihr macht mich glücklich für alle Zeiten!"

„Ich gab Euch mein Wort," entgegnete Erduin, „und werde es halten. Darf ich diese Zeilen als mein Eigenthum ansehen."

„Es betrübt mich unaussprechlich," sprach Guardi in leisem, fast ängstlichem Tone, „Euch diesen kleinen Wunsch nicht gewähren zu können; aber Signora Arabella verlangt dies Blatt zurück, und ihr Befehl ist mir heilig!"

„So nehmt es zurück!" versetzte der Andere, und warf einen scharfen Blick auf den Sicilianer, den dieser zwar ertrug, aber doch einige Verwirrung verrieth. „Aber das werdet Ihr doch erlauben," fuhr Erduin fort, „daß ich Signora Arabella fragen darf? Ich möchte mir nicht gern ihren Unwillen zuziehen."

„Ihr hegt Zweifel über die Wahrheit dieser Worte!" erwiederte Guardi und deutete auf das Pergament. „Ich zürne Euch deßhalb nicht, aber bei meiner Seele schwöre ich Euch, daß Euch daraus nichts Unangenehmes erwachsen soll. Fragt deßhalb nicht, Signor; thut, als ob Ihr nichts wißt; die Dame wünscht es so."

Erduin schien zufrieden gestellt, und der Sicilianer empfahl sich mit verbindlichen Worten. — „Wenn Oglione meine Dienstfertigkeit erfährt," sprach der Maler für sich, „so kann es doch geschehen, daß er sie übel deutet."

Abermals unterbrach den Künstler ein Klopfen; der Diener Pellini's trat ein und meldete, daß man seiner zu einer Fahrt nach der Insel Ischia warte. — Rasch kleidete sich Erduin an, und beeilte sich so, daß er fast zugleich mit dem Diener Pellini's Haus betrat.

Er fand Oglione im Gespräch mit Arabella; die Letztere war fast ausgelassen muthwillig, und neckte den Künstler mit so deutlichen Anspielungen auf den Zustand seines Herzens, daß er erglühte, und weder die reizende Spötterin, noch Julia anzusehen wagte. Der alte Pellini nahm sich des Verfolgten an, führte ihn seitwärts und flüsterte ihm zu: „Sagt mir, Signor Giulio, wißt Ihr die Absicht, welche Oglione zu der Fahrt nach Ischia bewegt? Er will meine Schwester sprechen, und thut so geheimnißvoll, daß ich entweder Unangenehmes zu befürchten oder Freudiges zu erwarten habe."

Erduin versicherte bei seiner Ehre, daß ihm Oglione darüber nicht nur nichts gesagt, sondern daß er ihn seit zwei Tagen gar nicht gesprochen habe.

Pellini bewegte nachdenkend den Kopf und schwieg. Der eintretende Diener meldete, daß der Wagen bereit sey; man fuhr zum Hafen, und befand sich kurze Zeit darauf in einer zierlichen Gondel, welche ihren Lauf über die Spiegelflächen des Golfes nach dem reizenden Ischia richtete.

Man kam nach einer angenehmen Fahrt auf Ischia an, und hatte bald die Villa erreicht, in der Signora Anna, die seit der Treulosigkeit ihres Gemahls auch seinen Namen abgelegt, wohnte. Sie saß auf dem Balcon des Landhauses, und obgleich sie alle Zeichen einer erst überstandenen Krankheit an sich trug, so schien sie doch gänzlich wieder hergestellt. Signora Anna war etwa 34 Jahr, und hatte für dies Alter ein so würdiges Ansehen, daß man sie wohl für älter halten konnte. Die ausgestandenen Leiden hatten auf ihrem Gesichte deutliche Spuren zurückgelassen, nur ihrem Auge war nicht ganz das Feuer geraubt, welches ihren ungetreuen Gatten früher zur Liebe entzündet. Geist und hoher Seelenadel strahlten aus demselben, und verband man mit ihrem Blicke ihre wirklich edle Gestalt, so konnte sie für eine geborne Herrscherin gelten, die es vorgezogen, in ländlicher Einsamkeit nur die Herrschaft über sich selbst auszuüben.

Mit freundlichen Worten empfing Anna ihre Gäste, und kaum waren ihr Julia, Erduin und Oglione vorgestellt; so nahte sich ihr der Letztere und bat mit leiser Stimme, sie möge ihm, sobald es unbemerkt geschehen könne, eine kurze Unterredung gewähren; er glaube, fügte er hinzu, der Signora

späterhin etwas entdecken zu können, was ihr unbedingt eine heitere und gluckliche Zukunft bereiten würde.

Sowohl die Art und Weise beim Vortrage der Bitte, als auch die Hoffnung, worauf sich diese stützte, bestimmte Anna, dem Jüngling bejahend zuzuwinken, ja es lag in ihren Blicken der kaum verhehlte Wunsch, daß sich die Gelegenheit zur Erfüllung seines Begehrs recht bald bieten möchte. Mehr wohl dem alten Pellini, als dem Zufalle, verdankte Oglione den gunstigen Augenblick zu der erbetenen Unterredung. Arabella, Julia, Pellini und Erduin begaben sich nach einer felsigen Anhohe am Meeresufer; hier trat dieser auf Signora Anna zu, und sah sie und einen Gegenstand, den er in der Hand hielt, mit prüfenden Blicken an. Nach dieser Musterung des kleinsten Zuges im Gesichte Anna's hob Oglione mit leiser Stimme also an:

„Verzeiht, würdige Frau, daß ich etwas berühren muß, was eben nicht freundliche Scenen in Euch zuruckrufen wird. — Führte Euer Gemahl nicht den Vornamen Fernando? Ist Toledo nicht sein Geburtsort?“

Anna war schmerzlich bewegt; mit zitternder Stimme antwortete sie: „Ja Signor aber warum mahnt Ihr mich an den Treulosen, der meine schönsten Lebensjahre vergiftete, der mich ewig unglucklich gemacht? Fahrt fort, ich bitte Euch, was wollt Ihr weiter wissen?“

„Nichts weiter, als das!“ rief Oglione freudig. „Erkennt Ihr dies Portrait als Euer eigenes, Signora? die auf der Ruckseite befindliche Schrift veranlaßte mich, zu meiner ersten Frage.“

Mit diesen Worten überreichte Oglione der Dame ein Miniaturbild, welches eine junge und blühende Frau darstellte.

Anna hatte nur einen flüchtigen Blick darauf geworfen, so fuhr sie empor, starrte es schweigend an und sank halb ohnmächtig in Oglione's Arme. Dieser wollte sich wegen seiner Unvorsichtigkeit Vorwurfe machen und schnell forteilen, um Hulfe zu rufen, aber eine Bewegung Anna's hielt ihn zuruck. Sie erholte sich und fragte mit bebender Stimme, wo ihr Gemahl und ihre Tochter sey. Ohne Oglione Zeit zur Antwort zu lassen, fuhr sie fort: „Dies Bild spricht dafur, was ich gelitten; ich hing es meiner Tochter an ihrem zweiten Geburtstage um, und wenige Wochen darauf entfuhrte sie mir der treulose Alveda. O, ich beschwore Euch, wißt Ihr etwas von meinem Kinde und seinem Vater? Ich bin gefaßt, ich kann Alles erfahren.“ — „Binnen hier und drei Tagen,“ entgegnete Oglione ernst, sollt Ihr uber das Schicksal Eurer Tochter unterrichtet seyn. Bis dahin seyd ruhig und verschwiegen, Signora, und erwartet das Beste. Führe ich Eure Tochter zurück, so sey meine Belohnung diese, daß Ihr für mich bei Arabella sprech[illegible] ich liebe sie mehr, als mich selbst, und wenn sie mir auch seit einiger Zeit mehr Freundlichkeit beweist, so weiß ich doch immer noch nicht, ob ich mich ihrer Gegenliebe erfreuen darf.

Ein einziger Blick Anna's verhieß Oglione ihren ganzen Beistand; sie bezwang jetzt mit aller Gewalt ihre Bewegung, und als Pellini und Erduin mit beiden Damen zuruckkehrten, entging es zwar dem Ersteren nicht, daß seiner Schwester etwas Außerordentliches begegnet seyn musse, jedoch schienen die Uebrigen keine Veranderung an ihr zu bemerken. Nach einigen Stunden kehrte die Gesellschaft nach Neapel zurück. Oglione empfahl sich Anna zuletzt. „Ihr haltet doch Wort, Signor?“ flüsterte sie ihm leise zu; dann wandte sie sich weg, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Am Abende desselben Tages, und zwar nahe der Mitternachtsstunde, saß Oglione einsam auf seinem Zimmer, und beobachtete so ängstlich den Lauf der Zeit, daß es ganz unbezweifelt blieb, er erwarte noch Jemand. Endlich meldete Baptista den jungen Rechtsgelehrten Signor Paolo Guardi, und nach wenigen Augenblicken trat der Sicilianer ein. Oglione ging ihm freundlich entgegen, hieß ihn niedersetzen, und Guardi folgte der Einladung.

„Die List hat gewirkt,“ begann dieser, „er wird ihr Bild kopiren; hier habt Ihr das Pergamentblatt zurück. Der gewissenhafte Künstler hatte große Lust, es an sich zu behalten; er schien daran zu zweifeln, daß Arabella die Zeilen geschrieben habe.“

„Ja, Signor,“ entgegnete Oglione, „die Deutschen sind ehrlich, und Erduin ist ein edler Jungling; erfahrt er unsere List, so werden wir einen harten Kampf zu bestehen haben. Ihr habt doch dafur gesorgt, daß er Arabella nicht fragt?“

„Es bedurfte freilich des Schwures, daß ihm nicht Unangenehmes daraus erwachsen solle,“ versetzte Guardi; „aber ich glaube nicht falsch geschworen zu haben, und bin überzeugt, in kurzer Zeit nicht mehr der hochherzigen Arabella Pellini, sondern der Signora Oglione verpflichtet zu seyn.“

„Warum wollt Ihr Oglione nicht auch verpflichtet seyn?“ fragte dieser mit freundlichem Lacheln.

„So lange man unter dem Schutze eines Engels steht, bedarf man keines Sterblichen!“ erwiederte Guardi in feierlichem Tone. „Signora Arabella ist meine Heilige; wenn ich für sie zur himmlischen Jungfrau bete, so fühle ich mich wohl; mein Leben gehort ihr, und ich bin stolz darauf, daß ich es an einen so hohen Preis setzen kann!“

(Fortsetzung folgt.)

Kränzel Märtchen.

(Novelle von Emmy . . . .)

(Fortsetzung.)

Leise, schlürfende Tritte ließen sich vernehmen, der hölzerne Riegel ward hinweggeschoben, und eine Matrone im grauen Kleid, und schwarzer Biendenhaube, unter der das gescheitelte Haar silbern glanzte, trat in die geoffnete Thür, mit einem tiefen Knix voll Ehrfurcht und Staunen den vornehmen Herrn begrüßend. Die ruhige friedliche Milde, welche auf dem blassen Gesicht der Waldfrau lag, erschien als Gegensatz zu des Dieners Gemurmel von Hexen und bösen Geistern, das der Abergläubische nicht unterdrucken konnte. Gott gruße dich Mutter Sibille, sprach Friedrich, ich habe viel von dir und deiner erfahrnen Weisheit vernommen und komme, um Rath und Hülfe zu fordern. Mein edler Herr, erwiederte sie demüthig, ich möchte Euch wohl gerne dienen, aber Ihr werdet, so leid mir's thut gleich manchen andern feinen Herren und Junkern unbefriedigt wieder weiter ziehen müssen. Du bist wunderlich, Mutter, entgegnete Dohlenburg, weißt du doch noch gar nicht, was ich von dir fordere, und versagst mir kurz und trocken schon im voraus deinen Rath. Kann mir Euer Begehren wohl denken; seyd Ihr doch wahrhaftig nicht der erste, der meint, ich könne mehr, als Birnen braten wie das Sprichwort zu sagen pflegt: doch tretet jetzt herein, mein edler Herr, im trauten Stubchen laßt sichs leichter sprechen. Und mit diesen Worten die niedre Thure öffnend, ließ sie den Junker, vorangehend ein. Im grellen Contrast zu des Häuschens widerlicher Außenseite stellte sich die reinlich gescheuerte Stube dar mit dem altmodischen Schrein, der Wanduhr und dem Madonnenbild über der ärmlichen Bettstelle, auf dem Tisch lag ein Gebetbuch aufgeschlagen, und die blanke Wollspindel daneben, im Hintergrunde aber hing über der knisternden Flamme am Feuerherd ein rußiger Kessel. Setzt Euch mein edler Herr, bat Frau Sibille geschäftig den Schamel zu recht ruckend, und laßt mich Euer Anliegen wissen; nur möge es nicht demjenigen gleichen, welches mir gestern ein edles Fräu-

lein vertraute. Ich sollte ihr nämlich das Herz des treulosen Liebsten wieder zu wenden; aber seht, edler Herr, fuhr sie mit altmutterlicher Geschwätzigkeit fort, das vermag ich nicht, und w re das Goldstück noch zehnmal schwerer gewesen, als dasjenige, was sie mir geboten; ich meine, Herr Junker, Euch wird wohl auch da der Schuh drücken, denn Wundenschmerz, Schwindsucht oder dergleichen Gebrest — sieht Euch nicht ähnlich, für das, ich allenfalls zu helfen wüßte; andre Uebel weiß Mutter Sibille nicht zu heilen, sitzt gleich der Kater Murr auf meiner Schwelle, so wird er doch nur um der Mäuschen willen von mir gehegt, die des Nachts in den Dielen knistern und rumoren, und der liebe Gott soll mich strafen, wenn ich meinen Besen je zu einem andern Gebrauch verwendet, als die Stube zu fegen. Seht mein Vater, den der Herr in Frieden ruhen lasse, hatte eine Barbierstube in Koblenz; da mußte ich als ein rüstiges junges Mägdlein oft in den Wald hinaus gehen, Kräuter sammeln, aus denen er dann kräftige Träntchen braute für die Siechen; so lernte ich denn manche geheime Kraft der Natur kennen, die mir nun zu gut kommt, da ich alt bin, und arm, und mir auf rechtliche Weise mit unschuldigen Heilmitteln zum Besten meiner Nebenmenschen ein Stück Geld verdienen kann, aber von Hexenwerk und bösem Liebeszauber, der die Sinne verwirrt, und das Herz bricht, soll mich Gott behüten, der seine Magd wird in Frieden fahren lassen. Aber um des Himmelswillen, was faselst du, rief Dohlenburg ungeduldig, klug sollst du mir mein Mädchen machen, nicht verrückt, und nachdem er ihr Lisbeths Unglück, die seltsamen Bilder ihres Wahnes genau geschildert hatte, sprach Sibille nachsinnend: Da kann ich nichts entscheiden, Herr, ich muß die Jungfrau sehen.

Und als die Kuppel der Stiftskirche im Abendroth erglühte, zogen im seltsamen Verein die zwei Jünglinge schlank und herrlich anzuschauen im Patricierschmuck mit der alten Kräutersammlerin nach Mariens friedlicher mütterlichen Wohnung. Scheltend über den späten Zuspruch that Frau Dietrich das Pförtchen auf wie ihr der Klingel tönender Ruf gebot, aber heftiges Zittern der Freude, und Ueberraschung befiel die Matrone, als ihrer Lampe Schein Dohlenburgs Gesicht bestrahlte. Ach, du lieber Himmel, Ihr seyd es, rief sie, ja, ja, das Märtchen hat mir's wohl gesagt, daß sie Euch gesehen, und Ihr würdigt, so wie sonst, meine arme Hütte Eures vornehmen Zuspruchs.

Laßt's gut seyn, Mutter, und seyd mir herzlich gegrüßt, rief dieser, ihr die Hand schüttelnd, treue mich, euch wieder zu sehen, ist gleich nicht alles so, wie es seyn sollte. Leider, seufzte sie, denn die arme Lise kann sich Eurer nicht erfreuen, so wie sonst, aber Geduld, es ist doch auch der liebe Gott, der mir das Trübsal beschieden hat an meinem Herzenskind, er möge Euern Eingang segnen, setzte sie hinzu das Stübchen öffnend, in dessen Grund, wie in einem zierlichen blumengeschmückten Heiligenschrein, Marie, einem Engel von Guido Reni's Hand ähnlich, am Tische saß und grüne Myrthen und rothe, halb aufgebrochene Rosenknospen zum lustigen Brautkranz flocht; auf dem Schämel zu ihren Füßen kauerte Lisbeth, wie ein liebliches Bild der schönen duldenden Magdalena, die braunen mondhellen Augen, ohne Seele, auf das emsige Fingerspiel der reizenden Kränzewinderin geheftet. Aber doch floß des Unwillens Purpurgluth aufs neue in Theobalds Wangen; denn Märtchen gegenüber saß Ulrich Regenbogen, wohlbekannt und traulich scherzend und schäckernd in hei'rer Jugendlust erglühend, doch mit freundlichem Willkommen neigte sich etwas blöde Marie vor den edlen Gästen, hüpfte ihr gleich die süßeste Lust unterm Mieder, hielt doch die Scheu vor der strengen Mutter ihre kindische Fröhlichkeit in Ketten und Banden. Nun sieh, Frau Sibille, sieh mein armes Mägdlein recht an, sprach Dohlenburg, und bewähre deine Kunst an ihr, du Vielgerühmte! Ach ja, helft meiner Lise, wenn Ihr könnt, bat Marie schmeichelnd, und ich will Euch lieben und ehren und hochhalten, wie die Mutter. Schweigend trat die Alte vor die Sinnenkranke und faßte ihre Hand, und sah ihr tief in's Auge, und fühlte ihr prüfend an Herz und Stirn. Willig ließ die stille Lisbeth alles geschehen, nicht Furcht noch Staunen zeigend, ohne eine Miene zu verändern. Kopfschüttelnd sprach die Matrone: Wahrlich es thut mir leid, Euch Herr Junker, so wie die guten Leute da zu betrüben, durch böse leidige Kundschaft; aber lügen kann ich nicht, für das Kind ist kein Kräutlein gewachsen, das ihr Heil brächte. Nur ein großes Leid, ein durchdringlicher unendlicher Schmerz, der ihre Nerven tief erschüttert, vermag dieses Wahnes dunkeln Schleier zu zerreissen; denn der höchsten Freude Strahl ist nicht mächtig genug, in solch umdüstertes Gemüth zu dringen. Arme, arme Lise, rief Marie heftig schluchzend indem sie das bleiche Mädchen umfaßte. So ist denn alles vergebens, und jede Hoffnung dahin. Was ist dir denn, lieb Röschen, was zitterst du denn so sehr, fragte diese aus ihrer Betäubung aufschreckend, ach, sey doch wieder gut. Während die holden Schwestern sich herzten, entließ Dohlenburg reich beschenkt die unheilkundende Waldsibille, Frau Jutta ging das Abendmal zu bereiten, und Friedrich knüpfte ein Gespräch mit dem Sänger an, der vergessen, und von Theobalds brennenden Blicken zürnend verfolgt und beobachtet, bis jetzt in der Fensternische lehnte. Bald ging des Junkers von Rothensee freundlicher Trost, mit dem er Mariens banger Wehmuth nahte, in leichten Scherz und kosendes Getändel über, es gelang ihm die Wolke von ihrer Lilienstirn zu scheuchen und lieb Märtchen plauderte fröhlich und innig wie ein kleiner, bunt gefiederter Stieglitz und entfaltete eine so reiche üppige Fülle von herziger kindlicher Anmuth, von zarter Jungfräulichkeit und verständigen Sinn, daß Theobald ohne es zu wollen, die strenge, nonnenhafte Sigismonda mit diesem Wunderbild verglich, und ach! sie trat zurück in tiefen Schatten, und zur goldnen Fessel ward die leichte Blumenkette, die des Zufalls Spiel um sein raschbewegtes Herz geschlungen.

Jeden Abend kehrte er wieder und das niedere Stübchen ward ihm zum Tempel der Seligkeit, und sein geschmücktes freiherrliches Haus zur weiten Wüste, zur öden Kerkergruft. Auch Dohlenburg kam oft, recht oft, still und wehmüthig, so wie ein Trauernder zum Grab seiner Liebe wallfahrtet, oft verletzt von Theobalds lauter jugendlicher Fröhlichkeit. Jetzt sprach er, einst als sie Arm in Arm den Wohnsitz der bleichen, wie der rosigen Anmuth verließen, jetzt, Freund Rothensee, kann ich die Frage dir zurück geben, so du einst an mich gethan, was soll die Liebeständelei mit Marien, die, eines Knechtes Kind, nie deine Hausfrau werden kann? Warum nicht, erwiederte dieser, der Vater ist todt, der Oheim darf dem Mündigen nichts mehr befehlen, die Mutter war in den Kinderjahren schon meinem Wunsch stets unterthan, und, das Vorurtheil ist mein Sclave, nicht ich der seine. Und Sigismonda deine verlobte Braut? Wer mag des Schicksals Fügung ermessen, entgegnete der Leichtsinnige, sie kann untreu werden, und einem andern ihr Herz zu wenden, wie ich das meiner Marie, obwohl es der strengen blauäugigen Domina leider nicht ähnlich sieht; sie kann den Schleier nehmen, sogar der Tod kann die Rose brechen. Da riß die Schnur, an welcher Sigismonda's Bild auf der treulosen Brust nur leicht verborgen ruhte, und klirrend fiel es auf das Steinpflaster, und die Thurmuhr hob mit gewaltigem Schlag als wollte ihr Ton des Junkers sündige Rede, strafen. Frevler! rief Dohlenburg unwillig. Spiel des Zufalls entgegnete der Junker ruhig, die Trümmer des Gemäldes am Boden suchend, um

meines sterblichen verhallenden Wortes willen, wird die Jungfrau nicht sterben.

(Fortsetzung folgt.)

Komischer Heirathscontract.

Ein bekannter Reisender erzählt folgende komische Art, auf welche die in Slavonien wohnenden Zigeunerstämme ihre Heirathscontracte schließen. Der Bräutigam nimmt nämlich einen irdenen Topf und zerschmettert ihn in Gegenwart von Zeugen vor den Füßen seiner Braut. Nun werden die Scherben genau gezählt, und jede Scherbe bindet auf ein Jahr, so daß, wenn z. B. der Scherben 10 sind, die Ehe auf 10 Jahre geschlossen ist, nach Verlauf dieser die Eheleute wieder auseinander gehen. Behagt es ihnen aber, noch länger beisammen zu bleiben, so muß abermals ein Topf zu den Füßen der Frau zerschmettert werden. Aus dem Grade der Kraft, mit welchem der Liebhaber den Topf hinwirft, läßt sich folglich auch auf den Grad seiner Liebe schließen, und ein recht Verliebter wird es wohl so zu machen wissen, daß der Topf in tausend Scherben zerspringt; wenn aber diese Art, von Heirathscontract zu schließen, bei uns Sitte wäre, — wie Viele würden den Topf ganz vorsichtig hinwerfen! —

Vermischte Nachrichten.

Irische Blätter erzählen nachstehende seltsame Ausforderung eines Irländers: Er will sich an einem Markttage ohne vorgängige Anzeige nach irgend einer Stadt der Grafschaft Meath begeben und hier 100 Leute aus dieser Grafschaft auswählen. Der Engländer, welcher die Ausforderung annimmt, soll sich gleichfalls an einem Markttage, ohne vorgängige Anzeige, in jede beliebige Stadt Englands begeben und 200 Engländer auswählen. Diese beiden Schaaren sollen sich im August 1834 ohne Waffen an einen bestimmten Ort begeben, zwei Lager bilden und auf ein gegebenes Signal über einander herfallen. Kein Schlag darf fallen, nur die Stärke und die Gewandtheit dürfen entscheiden. Der Irländer bietet eine Wette von 1000 Pfd. an, daß die 100 Irländer die 200 Engländer zu Boden werfen werden, unter der Bedingung, daß jeder, der einmal zu Boden geworfen ist, keinen Theil mehr am Kampfe nehmen darf. Man weiß nicht, ob Altengland diese höhnische Ausforderung annehmen wird.

Rückblick
in die Vergangenheit.

(Am 21ten Geburtstage.)

Hier steh' ich nun an einer neuen Gränze,
Ich stehe hier mit trübem, feuchtem Blick;
Ich schau' zurück in meiner Kindheit Lenze,
Und fühle schmerzlich das verlor'ne Glück.
Ach! der entfloh'nen Horen muntr're Tänze,
Sie kehren nie mehr — nie mehr mir zurück,
Und, was die Muse oft in mir gesungen
Von einer schönen Zukunft, — ist verklungen.

Oh! denk' ich noch der holden Kinderspiele,
Des kühnen Rittes auf dem Steckenpferd
Rasch über jenes Kinderstübchens Diele,
Und in der kleinen Faust ein hölzern Schwerdt,
Und den Gen'ralshut von Papiere, — dann fühle
Ich tief der Kindheit nachempfund'nen Werth. —
Doch bald verflog des ersten Glückes Morgen,
Und mit der Schule kamen bald die Sorgen. —

Leicht sog des Wissens erste Elemente
Der strenggepflegte Geist des Knaben ein,
Und es entwickelten sich bald Talente,
Die Phantasie kam und ihr Zauberschein,
Und sehnend forscht' ich, ob ich nirgends fände
Ein Wesen, das mit mir sich wollte freu'n;
Ich fand es, — und so sollte ich erglühen,
Freundschaft! für dich und deine Sympathien.

Oh! hätte ich es damals ahnen sollen,
Was jetzt noch an mir nagt mit scharfem Zahn?
Mein Freund war falsch; — so fing ich an zu grollen,
Kaum Jüngling, mit der Welt und ihrem Wahn. —
Doch wärmer fühlt' ich's durch die Adern rollen,
Ich schloß mich enger an mich selber an,
Und bald trieb mich ein unbekanntes Drängen
Hin zu der Liebe heiligen Gesängen. —

Oh! — Wer es kennt das hohe Götterleben,
Erleuchtet von der Dichtkunst reinstem Strahl,
Wer je vor seinen trunk'nen Blicken schweben
Gesehen hat der Liebe — Ideal,
Gewiß! der wünschte oft mit leisem Beben
Mit ihm zu wallen durch Arkadia's Thal.
Auch ich, — ich suchte, was ich längst besungen;
Ich triumphirte bald, mir war's gelungen. —

Du schöner Traum — ach! bist so schnell verschwunden,
Und du, der ersten Liebe Himmelslust!
Ihr seyd dahin, des Liebesglückes Stunden!
Mit heißen Thränen ward ich's mir bewußt.
Die Kränze, die ich meinem Bild gewunden,
Sie sind verwelkt; verletzt des Dichters Brust.
Zerrissen sind die zartesten Akkorde;
Denn Liebesglück und Seligkeit sind — Worte. —

Ich durft' Erfüllung meiner Wünsche hoffen; —
Doch — sey es d'rum! — ich resignire sie:
Mir bleiben immer noch zwei Wege offen,
Der Glaube ist's und die Philosophie.
Was mir Bestimmung war, hat mich getroffen,
Des Schicksals Machtspruch gilt, spät oder früh.
Doch — ich bin Mann: als Mann will ich bestehen,
Will männlich kämpfen, männlich untergehen! —

Würzburg, 11. Jan. 1834.

Eckbert.

An den Tod.
(Triolett.)

Todesengel! Friedensbote!
Ach, wo weilest du so lang'?
Dieses Herz von Gram so bang,
Ruhe findet's nur im Tode. —
Leite mich zum Morgenrothe,
Todesengel! Friedensbote!
Nach der Sonne Untergang.
Mich verfolgt des Unglücks Zwang,
Wäre dies mein Schwanensang:
Todesengel! Friedensbote!
Freund verweile nicht so lang'! —

Eckbert.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern, als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 10. Sonntag, 2. Februar 1834.

Mann und Frau, das ist von Liebhaber und Geliebte ungefähr so unterscheiden, wie Feuer unter Wasser in einem ganzen Topfe, und Feuer unter Wasser in einem zerlöcherten Topfe: im ersten Falle hat offenbar das Feuer die Obergewalt, und das Wasser muß sprudeln und Wallen, wie es dem Feuer beliebt; hat aber der Topf ein Loch, dann gute Nacht, Flamme! das Wasser stürzt durch, und löscht es endlich gar aus.

Der Deutsche in Neapel.

(Erzählung von Wilhelm Fischer.)

(Fortsetzung.)

Oglione reichte dem Sicilianer schweigend die Hand; Guardi's Begeisterung für Arabella machte auch ihn stolz, und das Glück, an der Seite dieses edlen Mädchens zu leben, übergoß sein Gesicht mit heiterer Freude. Guardi wollte sich jetzt entfernen, da trat ungemeldet der Wundarzt Amaldi in's Zimmer. Oglione sprang ihm freudig entgegen und rief: „Es ist ihr Bild, Signor! Ich beschwöre Euch, schafft Filippo herbei; sagt ihm, daß ich ihm Alles verzeihe, daß ich ihn belohnen will, wie Einen, der mich vom Tode errettet."

Statt eine Antwort zu geben, öffnete Amaldi die Thür, und auf seinen Ruf erschien Filippo. Er trat dem bestürzten Oglione näher und sprach: „Eure Großmuth und die Dankbarkeit gegen Signor Amaldi bestimmten mich hierher zu kommen. Was die That betrifft, die ich gegen Euch ausführen wollte, so bin ich dazu von einigen Lazzaroni's aufgeredet worden, unter dem Vorwande, daß mich Signor Pellini, dessen Tochter Ihr, wie sie sagten, mit Zudringlichkeit verfolgtet, reichlich belohnen würde, wenn er Euren Tod erführe. Durch mich hat Arabella erfahren, daß Ihr Julia in Euer Haus geführt, durch mich wußte sie daß Ihr den Deutschen zu Euch eingeladen. In Bezug auf Julia bürgen Euch die Worte des Signor Amaldi und dies Papier für die strengste Wahrheit. Ich gehe jetzt, um Euch nie wieder zu sehen; erfleht mir Julia's Verzeihung für meine That!"

Filippo wollte sich entfernen, aber Oglione hielt ihn zurück. — „Bleibt!" rief er, „ich habe Euch eine Belohnung versprochen, und ich halte mein Wort. Hier nehmt diese Börse, Filippo, und damit Ihr nicht wieder zu einer ähnlichen That veranlaßt werdet, so hohlt Euch von mir monatlich eine Geldunterstützung. Ich werde Euch immer freundlich gesinnt seyn. Jetzt geht und gedenkt meiner!"

Schweigend hatte Filippo Oglione's Worte gehört; er nahm das dargebotene Geld, und jetzt zeigte es sich, daß er dem Laster noch nicht ganz angehörte. Seine Augen füllten sich mit Thränen; sprachlos entfernte er sich, und alle Bewegungen seines wilden Antlitzes verriethen die Zerknirschung seines Herzens.

Am andern Morgen saß Oglione wieder in einer zierlichen Gondel, welche ihn nach Ischia bringen sollte. Neben ihn hatte Erduin Platz genommen, der düster und in sich gekehrt, für die herrliche Natur keine Augen hatte. Lange Zeit beobachtete Oglione seinen vor sich hinstarrenden Gefährten; endlich flüsterte er ihm zu:

„Hat Julia Eure Liebe zurückgewiesen, Signor, daß Ihr so traurig seyd? Wie sollte ich mich gebärden, wollte ich mich einer gleichen Stimmung überlassen? Wie lange ringe ich nicht schon nach der Liebe Arabella's, und doch weiß ich nicht, ob mein Streben nicht vergeblich oder thöricht ist."

„Euer Streben thöricht?!" fuhr Erduin auf. — „O, Ihr wißt nicht, wie sehr Euch Arabella liebt! wie Ihr Herz nur Euch angehört und ewig angehören wird! Bei Gott! ich würde glücklich seyn, dürfte ich von Julia nur eine zehnfach geringere Liebe erwarten, als Ihr von Arabella."

„Beim heiligen Januar!" rief Oglione, und sein feuriges Auge blickte nach dem heiteren Morgenhimmel, „so spricht man nicht von einer ungewissen Sache! Hat Euch Arabella dies Geständniß abgelegt? Sprecht, ich beschwöre Euch!"

Erduin erschrack bei diesen Worten; er gedachte seines an Arabella gegebenen Versprechens und schwieg. Allein Oglione's Bitten waren so dringend, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, ihn leiden zu sehen; damit er aber sein Versprechen nicht verletze, verwies er den liebenden Jüngling an Julia, mit der Versicherung, daß er sein Leben lassen wollte, wenn Jene nicht die Wahrheit seiner Worte noch mehr bekräftigen würde.

„So sage ich Euch," rief Oglione freudetrunken, „daß Ihr Signora Julia nicht gleichgültig seyd; damit Ihr indeß wißt, wem Ihr Euer Herz geweiht, so leset dies Papier durch, denn es könnte seyn, daß Ihr in Ischia Gelegenheit fändet, von Eurer Neigung zu Julia zu sprechen. Auf meine Dienste könnt Ihr in dieser Sache rechnen."

Hastig hatte Erduin das dargebotene Papier ergriffen, und während er es durchlas, ergötzte sich Oglione an seinen staunenden Mienen. Zu wiederholten Malen rief der Künstler: „Ist es möglich?! O der wunderbaren Schickung! Wie glücklich werde ich in meinem neuen Vaterlande seyn!" — Alle Schwermuth war jetzt aus dem Antlitze Erduin's entflohen; er und Oglione waren ganz selig, und als sie auf Ischia landeten, drückten sie sich schweigend die Hände, und gelobten sich unveränderliche und treue Freundschaft.

Sie gingen der Villa zu, in der Anna wohnte. „Der Genuß, welcher uns jetzt bevorsteht," begann Oglione, „dürfte wohl durch Nichts ersetzt werden. Unterstützt nur meine Worte, Giulio, wenn sich vielleicht die Dame sträuben sollte, Ischia zu verlassen und meine Wohnung auf einige Zeit für die ihrige anzusehen. O, ich freue mich auf die Scene, wenn sich Mutter und Tochter wiederfinden werden!"

Oglione wollte fortfahren, seinem Begleiter dies Glück auszumalen, als er durch einen sanften Gesang unterbrochen wurde; die Töne drangen ganz aus der Nähe zu ihnen her,

schwiegen aber plötzlich, doch als sich Beide nach allen Seiten hinwandten, erblickten sie auf einem nicht fernen Hügel eine weibliche Gestalt. Sie hatte das Gesicht nach dem Meere und nach Neapel hingewendet, hielt im Arme eine Guitarre, und schien in Selbstbetrachtungen versunken. Endlich erwachte sie aus diesen und griff mehrere Accorde; nach einem kurzen Vorspiele vernahmen Erdnin und Oglione folgende Strophen:

„Du stolze Stadt, dein Glück beneid' ich nicht,
Nicht deine Pracht ergötzt mich und dein Treiben;
Nur hier, wo sich am Fels die Woge bricht,
Kannst du, mein armes Herz, zufrieden bleiben;
Denn was ich eingebüßt im Sturm des Lebens,
Such' ich in dir, Neapel, doch vergebens!“

„Du blaue Fluth, des Lebens treues Bild,
Die mich umgiebt, wohin der Blick sich wendet,
Wie treu hast du mir Angst und Leid gestillt,
Mir linden West, statt wilden Sturms, gesendet!
Nur euch verdank' ich es, ihr sanften Fluthen,
Daß meines Herzens Wunden nicht mehr bluten!“

„Und blick' ich auf zum azurblauen Dach,
Das weit sich hinwölbt über alle Lande,
So scheint mir Ischia ein traut Gemach,
An das mich fesseln wunderbare Bande. —
Nur hier, wo oft mein Klagelied erklungen,
Hat Ruhe sich mein banges Herz errungen!“

Den Jüngling war von diesem Liede auch nicht ein Wort entgangen; sie waren der Sängerin bis auf wenige Schritte nahe gekommen, diese schwieg jetzt, wandte sich um, und Oglione erkannte sogleich Anna.

„Euer Gesang hat uns tief ergriffen, Signora,“ begann er nach einer ehrerbietigen Verbeugung, „doch hofft sowohl mein Freund, als auch ich, daß wir Euch vermögen werden, dem reizenden Ischia Lebewohl zu sagen. Fühlt Ihr Euch gestimmt, die nähere Entwickelung meines eben ausgesprochenen Wunsches anzuhören?“

„Ihr seyd mir ein zu lieber Gast, Signor Oglione,“ entgegnete Anna mit Würde, „als daß ich Euch nicht ganz anhören sollte. Eure Worte werden mir nur Gutes verkünden, also sprecht!“

Dort liegt die Gondel, die Euch nach Chiaga in mein Haus führen soll. Ich schwore es Euch beim heiligen Januar, Eurer harret nur Freude und Glück; darum folgt mir, Signora!“

„O, täuscht mich nicht!“ flüsterte Anna. — „Mein Herz ist kaum geheilt. Euer gestriges Erscheinen hat mich tief erschüttert; ich habe es bisher für einen Traum halten wollen, aber mein eigenes Bild ruft mir zu, Alles sey Wirklichkeit. Sprecht, werde ich meinen Gemahl, werde ich meine Tochter sehen?“

„Eure Tochter sahet Ihr schon,“ entgegnete Oglione mit fester Stimme, „aber Euren Gemahl sehet Ihr nie wieder!“

„Wo ist meine Tochter, meine Julia? Wo sah ich sie?!“ rief Anna. — „Gestern in Arabella's Gesellschaft,“ versetzte der Jüngling; „diese Julia ist Eure Tochter. Bis vor wenigen Monaten hat sie Euer Bildniß getragen; damals litt ihr vermeintlicher Vater, der Fischer Filippo aus Portici, an einer gefährlichen Wunde, der Wundarzt Amaldi heilte ihn, und Julia gab ihm aus Dankbarkeit Euer Bild. Ich sah es bei Amaldi, und hatte bald Gelegenheit, zwischen jenem größeren Portrait von Euch, welches ich im Hause Eures Bruders fand, und dem kleinen Miniaturbilde, welches ich Euch gestern gab, die Aehnlichkeit herauszufinden, und so gelang es mir, in Julia, die ein wunderbarer Vorfall in mein Haus geführt, Eure Tochter zu entdecken.“

Anna stand sprachlos; als Oglione geendet, sank sie in seine Arme und weinte. Sie ließ sich langsam nach der Villa führen. Dort angelangt, trug sie der Dienerin das Empacken der nöthigen Kleider auf; denn ihr Entschluß stand fest, Oglione nach Neapel zu folgen. Sie war jetzt ruhiger geworden und forschte nach dem Schicksale ihres Gatten.

Oglione unterrichtete sie erst von jener unglücklichen nächtlichen Scene, bei der Julia's Leben bedroht war, wie diese dann nachher in Pellini's Haus gekommen, und wie er in verflossener Nacht durch Filippo, welchen der Wundarzt Amaldi durch Versprechungen dazu vermocht, ein Papier empfangen, das die letzten Worte Alveda's an seine Tochter enthalten. Filippo habe dies Papier schon längst an Julia abgeben sollen; indeß der Entschluß, seine vermeintliche Tochter einem sicilianischen Kaufmanne für schnöden Gewinn zu überlassen, habe ihn wahrscheinlich abgehalten. „Julia weiß nicht,“ schloß Oglione seine Rede, und überreichte Anna das Papier, „welches Glück ihr bevorsteht; eben so wenig ist Euer Bruder und seine reizende Tochter davon unterrichtet; nur Amaldi und dieser edle deutsche Jüngling, der Eure Tochter von ganzer Seele liebt, wissen um die Sache. Folgt mir also nach Neapel, Signora, und überlaßt es mir, Euch mit Eurer Tochter zu vereinigen.“

Anna im Gefühl des bevorstehenden Glücks, willigte in Alles. Erdnin nahte sich, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen; sie sah mit zärtlicher Theilnahme auf ihn, las dann das verhängnißvolle Papier und seufzte tief auf. Es enthielt folgende Zeilen:

„Meine Tochter Julia, wenn Du nach Jahren diese „Worte liest, so bin ich vergessen. Rache gegen Deine Mutter, und Deinen Oheim veranlaßte mich, Dich der mütterlichen Sorgfalt zu entreißen und dem Zufalle preiszugeben. „Wenn Du am Leben bleibst, so kehre nach Neapel zurück „und gehe in das Haus Alessandro Pellini's. Das „Bildniß, das Du am Halse trägst, wird Dir dort eine „freundliche Aufnahme bereiten. Bete für Deinen Vater

Fernando Alveda.“

Nach diesen Zeilen zu schließen war wenig Hoffnung vorhanden, daß Alveda noch lebe. Anna gab sich einem stummen Schmerze hin; nur daß sie Alveda verkannt, kränkte sie. Oglione und Erdnin suchten sie zu trösten, und als ihnen dies einigermaßen gelungen war, zogen sie sich zurück, und überließen Anna der Ruhe. — Sie verweilten bis gegen Abend in Ischia; dann führten sie die Dame, von ihrer Dienerin begleitet, nach der Gondel, und ehe der letzte Strahl des Abendroths am westlichen Himmel verschwunden war, befand sich Anna in demselben Gemache, welches vor kurzer Zeit auch ihrer Tochter zur Wohnung gedient hatte.

(Schluß folgt.)

Kränzel Märtchen.

(Novelle von Emmy . . . .)

(Fortsetzung.)

Und er ging und kam wie sonst trotz Warnung und Freundeswort, und Mariens liebe Nähe verschönte seine Abendstunden; selbst des Meistersängers Gegenwart wurde ihm gleichgültig; achtete doch Märtchen seiner nicht, wenn er ihre Schwelle betrat, denn tief durchglühte des kleinen Minnegottes verwundender Pfeil ihren jungfräulichen Busen. Der Kränze bunter Schmuck, der sie stets umpfing im lachenden Farbenschmelz; der

Schmetterling, der sich tändelnd auf den Blumen des Gärtchens wiegte, mahlte ihr sein Bild in frohlicher Bluthe, und reicher Zier; es drängte sich in das Gebet der Andächtigen, und in des Marienröschens goldenen Traum. Theobald war ihres holden Jugendlebens Sonne, die himmlische Aurora, in der ein schöneres bedeutungsvolleres Seyn der Lieblichen aufgegangen. Wie hing nicht der Sehnsucht Blei an der Tagesstunden Flugel und blitzte der Abend mit seinen sanft funkelnden Engelsaugen unter thauigen Rosen hervor, und fuhrte der flimmernde Liebesstern, wie ein holder Fackelträger den Geliebten zu Mariens stillem Port, wie schüttelten dann die säumenden Minuten das Gefieder, und flatterten gleich Bluthenflocken in Zephiers Hauch.

Beruhrt vom Wunderhauch der Liebe, magisch hingezogen vom Zauber einer andern höher gebildeten Erscheinung entwickelten sich die Himmelsgaben immer herrlicher aus ihrer Knospe, und das liebliche Feldblümchen ward zur edlen Lilie. Aber dunkle Wolken umzogen bald ihres Himmels heiteres Blau. Ulrich Regenbogen, der wackre Schmied und Meistersänger warb ehrbar und formlich bei der Mutter um Martchens Hand, doch mit heißen Thranen, aber fest, und unerschutterlich versagte das Mägdlein ihr sittiges Ja zum Siegel dieses Bundes. Betrübt bis zum Tode ging der biedere Jüngling heim, der als ein frohgeschmuckter Freier erschienen war, aber noch an der Schwelle des Hauses, das er nun nimmer betreten konnte, im tief verletzten Gefühl, bat er die Mutter innig mit Kindestreu und Milde seine liebe Marie nicht zu quälen mit Zwang und bösen Scheltworten. Doch sie konnte ja seine Lieder enträthseln und verstehen, denn an jedem Sonntag sandte ihr Theobald den würdigen Herrn Ambrosius, das Mädchen im Lesen und Schreiben zu unterichten, und diese Kunstfertigkeit, welche ihr heller lebhafter Geist flügelschnell mit Feuer und Wonne faßte, drückte einen heißen Schmerzensdorn in ihre Brust, denn aus der Weise des klagenden rührenden Meistersangs wehte ihr der Athem treuer himmlischfrommer Liebe entgegen, welche für sie allein des verschmähten Sangers brechendes Herz erfullte; es that ihr so weh, des tadellosen Jünglings bittres Leid verschuldet zu haben, ach und sie vermochte nimmer die Wunde zu heilen, blickte gleich sein Bild blaß und wehmüthig mit sanften Vorwurf in ihrer reinen Seele Spiegel. Zudem achtete Frau Jutta Ulrichs Bitte nicht; sie brach ihr Versprechen, das sie in seine Hand abgelegt, und qualte das arme Kind mit herben Worten, und schalt und grollte wie ein finst'res Ungewitter, vom Morgen bis zum Abend. Den wackeren Freiwerber hast du verschmäht einfaltige Dirne, zeterte sie, den rechtlichen mit seiner herzinnigen Liebe, der offen und ehrlich um dich geworben, der das blutarme Magdlein zur achtbaren Bürgersfrau erheben wollte, aber nach einem Junker strebt der hoffartige Sinn, du arges verblendetes Kind, du thörigte Jungfrau, dein Lämpchen wird verloschen, da es nicht aus der Klugheit Oelkrüglein getränkt wird, und ich sehe dich weinen in deines Leides Nacht, wenn der hohe Herr, an den dein gottloses Herz sich hing, die nied're Macht verhohnt; denn wisse, er ist verlobt mit einem edlen Fräulein. Wenn dann der Hochzeitszug in die Kirche gehen wird, dann kannst du dich in einen Winkel schmiegen, und der Feier mit blutigen Thränen zusehen, unbeachtet, wie der Staub, den sein Fuß tritt. Nein, Mutter, rief dann das Madchen heftig weinend, man hat euch getäuscht, und Theobalds edlen Leumund mit schwarzer Lüge befleckt, er ist gut und treu, er wird mein Herz nicht brechen. Oft sagte er mir ja schon, nicht Stand und Reichthum, nur die Liebe soll ihm das Bräutlein wahlen, und das arme Kränzel-Martchen wird als Freifrau von Rothensee der frühen Jugend karglich Loos vergessen. Seine Worte sind schlangenglatte Lügen, murrte die Alte, doch fehlte es ihrem beschränkten Sinn an Muth, vor des Adels Schimmer zu sclavischer Demuth bewegen, dem Junker, welchen sie schalt, wenn er den Rücken wandte, den Eintritt in ihr kleines Eigenthum zu wehren. Endlich wandte sie sich bittend an den Herrn von Dohlenburg, um sein Zeugniß gegen Theobald. Er sollte Marien die Kunde bestätigen von des Junkers Verlobung, von der sie durchaus nichts wissen wollte. Frau Jutta, sprach Friedrich bedenklich, gegen den liebenden Herzensfreund zu zeugen, ist sehr schwer, doch für heilige Wahrheit und Martchens Glück sey es. Und mit freundlichen schonenden Worten reichte er ihr den bittern Kelch, aber mit Ernst erhob sich die Jungfrau, nachdem sie ihn schweigend angehört hatte. Ihr lügt, Herr von Dohlenburg, sprach sie bestimmt, Theobald ist treu und wahr, er hatte keine Braut, keine Liebe, als mich, er ist mein, und keiner andern. Wärst du ein Mann, rief Friedrich, arme Maria, müßte ich dir jetzt den Handschuh hinwerfen; so bist du aber ein schwaches liebesinniges Madchen, und ich verzeihe dir gern und willig dein rasches Wort.

Hilf Gott, rief die Alte, als er ihr seines Auftrages Erfolg mittheilte, was hat deine fromme Magd verschuldet. Ein Kind wahnsinnig, das andere vom Satan umgarnt, und verblendet. Ist es doch, als hätte der gottlose Junker dem Mägdlein einen Liebestrank gegeben, der ihre Sinne bethört, o wüßte ich das, setzte sie hinzu, und des Grimmes Thränen schoßen ihr in die erstorbenen Augen, ich wollte ihn verklagen, daß er in Acht und Kirchenbann verfiel. Nicht doch Mutter, entgegnete Dohlenburg, beinahe erschreckt von des Weibes Wahn, und drohenden Aberglauben; Theobald ist schmuck und fein, seine Anmuth und Schmeichelei, und eurer Tochter weich gebildetes Herz, das sind die Wundermächte, die über dem Haupt der Jungfrau walten, die Liebe ist der Zauber, der Theobald zu Marien, wie mich zu der armen Lisbeth zieht. Nun, wir wollen sehen, erwiederte sie, wenn es mit rechten Dingen zugeht und kein Herenspuck im Spiel ist, so will ich; so wahr ich lebe und ehrlich bin, meiner Dirne den Trotzkopf zurechtsetzen. Ihr müßt nicht grollen mit Eurem Kinde; bat Friedrich, das warme Gefühl im Busen ist ja keine finstere Schuld, die reine Flamme entzündet eines Engels Hauch, ohne den irdischen Willen zu fragen.

Aber fruchtlos suchte er den Sturm zu beschwören, der gejagt vom mütterlichen Zorn aufs neue an Mariens Horizont heraufstieg. Du böse graue Weide, klagte Lisbeth, als die scheltenden Donnerwolken sich entluden, was rauschest du, und brausest gegen mein armes Röslein, daß es nicht trocken wird vom Thau, der über die Blatter rieselt. Aber finster drohte Frau Jutta dem Mägdlein, das ihr Herzblatt war, es in die finstre Kammer zu sperren, wenn sie nicht schweigen wollte und so ging es Tag für Tag; der schone goldbefiederte Friede war vom Heerde gewichen, und wie des nahenden Winters Schlossen und Flocken an das niedere Fenster schlugen, so stürmte es im Innern der Hutte, die sonst der frommen Eintracht Wiege war. Bittrer Groll war in der Mutter Brust, und giftige Stachelworte verletzten unaufhörlich der armen Marie Herz; ihre frische Jugendkraft begann zu welken im stillen geduldigen Gram, den Theobalds kosendes Liebeswort nimmer zu trösten verstand, wie sonst; denn mancher Abend kam, und er nicht mit ihm, und kam er, so war er nicht froh und innig, wie sonst, denn seine Liebesgluth erlosch mit dem Mondenwechsel, mit den warmen Sommerluften, sie verblühte mit den Blumen; Rang und Ahnenstolz traten in ihre alten Rechte, es mahnte ihn das gegebene Wort, Sigismonden am Altar die Hand zu reichen der schönen Bluhenden, welche seit kurzem ganz im Hause seiner Mutter lebte, da ihre Base im Tod verblich, und die Jungfrau nun völlig verwaist war. Leicht wußte er ihre Zweifel hinwegzuscherzen, jede Kunde, die von geschwätziger Zofen Mund des Fräuleins Ohr berührte, seit ihrem längeren Weilen in Koblenz, mußte für ein bösersonnenes Mährchen gelten, das der

Lästerzunge Gift ausgestreut. Ihm selbst erschien die einst so schöne herzinnige Liebe zu dem reizenden Kränzel-Martchen als eine nichts bedeutende Tändelei und nimmer betrat er ihr stilles Haus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Liebeskrankheit und ihre Perioden.

Jedes Menschenkind, sey es groß oder klein, schön oder häßlich, kommt in diesem Erdenleben einmal in die Verlegenheit, sich zu verlieben. Jedes Mädchenauge scheint eine Sonne, jede Frauenstimme ein Ton aus höheren Sphären, jede Tändelschürze der Fittig eines Engels zu seyn; hinter jeder Wiener Seidenlocke lauscht eine Amourette, und Verstand und Philosophie gehen zu Grabe. Es ist Jedem nützlich, über die Symptome dieser seltsamen Krankheit, in welcher Kluge zu Narren, Stolze zu Demüthigen und Reiche zu Armen werden, etwas Genaueres zu erfahren, um sich vor den malitiösen Pfeilen des blinden Heidengottes einigermaßen zu schützen. — Gleich der Cholera hat die Krankheit der Liebe ihre Stadien, gleich ihr ist sie epidemisch-contagiöser Natur, und wie bei ihr ist auch hier in den letzten Stadien zu befürchten. Drum hört, und gebraucht bei Zeiten Euere Präservative.

Erstes Stadium.

Man erblickt ein Mädchen. Es wird Einem, man weiß nicht, wie. — Rothwerden und Niederschlagen der Augen. — Seltsame Träume. — Einige Unruhe. Man hält alle Mädchen für Engel und eines für einen Gott. (Erstes Symptom der Verstandesverwirrung.) Man sieht das Haus an, worin sie wohnt, und geht oft vorbei. — Man geht oft in Gesellschaften, wo man sie findet; man will sie anreden, und ist stumm, wie ein Fisch. — Zufällig berührt man ihren Arm und hält sich für überglücklich.

Zweites Stadium.

Man beschwört den Schneider, die Kleider ja nach der neuesten Mode anzufertigen. — Man läßt sich frisiren und tragt, wenn es möglich ist, einen Schnurrbart. Man knüpft das Halstuch á la morbleu. Man wechselt mit dem Mädchen zwei Worte, und ist vergnügt. Man wagt es, ihr einmal die Hand zu drücken und ist selig. (Zweites Symptom der Verstandesverwirrung.)

Drittes Stadium.

Man kauft sich eine Guitarre, und singt eine Romanze von Strauß. — Man miethet ein Philisterpferd und courbettirt vor Liebchens Fenstern. Der Schlaf bleibt aus. — Man will Verse machen, und ist wüthend, wenn sie nicht gelingen wollen. Man hört auf zu arbeiten, man vernachläßigt sein Geschäft, man geräth endlich auf den Gedanken, daß es ohne sie kein Glück auf Erden gebe. (Drittes Symptom der Verstandesverwirrung.)

Viertes Stadium.

Die Symptome werden immer bedenklicher. Man gräbt Liebchens Namen in Bäume und in Sand. — Sie läßt eine Rose, Schleife u. dgl. fallen, man hebt es auf, besingt es in schlechten Versen und trägt es im Busen. — Man guckt in den Mond und macht Sonette. — Die Geliebte sieht uns einmal freundlich an, man bildet sich ein, sie sey sterblich in uns verliebt. Mordgedanken, wenn Liebchen mit einem Anderen spricht. (Dieß ist das vierte Symptom der Verstandesverwirrung.)

Fünftes Stadium.

Große Fieberhitze bei 33 Grad Kälte. — Anfälle von Mondsucht und Nachtwandeln. Man nimmt den Muth zusammen, übt die neuesten Pas ein, und wirft sich zu Liebchens Füßen. (Fünftes und gefährlichstes Symptom der Verstandesverwirrung.)

Krisis der Krankheit. — Erster Fall.

Liebchen fängt an zu lachen. — Man spricht von Gift und Dolch. — Liebchen giebt einen Korb. — Man wird sehr aufgebracht, verflucht Weiber und Mädchen und schwört, das falsche Geschlecht ewig zu hassen. (Beweis, daß der Verstand schon gelitten hat.) Man jagt ein Pferd zu Tode. — Spuren von gelindem Wahnsinne. — Man überlegt, auf welche Weise man sich in die andere Welt expedirt. Der Narr ist fertig!

Ende der Krankheit: Der Patient schießt sich entweder todt, oder hängt sich — an eine Andere.

Zweiter Fall.

Liebchen ist sehr gütig und freut sich. Man sinkt einander in die Arme. Verlobung. Man küßt sie auf offener Straße. Man jubelt und umarmt Alles, was Einem in den Weg kommt. Man hält sich für einander geschaffen und glaubt, daß man sehr glücklich in der Ehe leben werde. — (Beweis, daß der Verstand schon sehr gelitten hat.) Man wird sehr eifersüchtig und zankt sich mitunter mit Liebchen. Schnelle Versöhnung. Man wird sehr poetisch, macht viel dummes Zeug, schwärmt und seufzt, lacht und weint, Alles in einem Athem. — Der Narr ist fertig.

Ende der Krankheit: Der Patient macht Hochzeit; nach 4 Wochen ist er total genesen.

An S. B.

Sonett.

Es hüllte Schwermuth mir den dunklen Schleier
Erbebend um das tiefbewegte Herz;
Es freute selbst der Freunde froher Scherz
Mich Düst'ren nicht; stumm hing die treue Leier.

Da flog empor in nächtlich stiller Feier
Der kühne Geist und trug mich himmelwärts. —
Verschwunden ist mir jetzt der heiße Schmerz;
Die liebekranke Brust, sie athmet freier.

Im schönen Traum war sie mir nah gewesen,
In ihrem blauen Auge konnt' ich lesen.
Sie sah mich an so sanft, so engelmild.

Und blick' erwacht die Holde nun ich wieder,
Da tönen hoffend meiner Minne Lieder
Nun ihrem vielgeliebten, theurem Bild.

M . . . . s.

Auflösung der Charade in Nro. 7: Ort, Dort, Tort, Wort, Port, Fort.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern, als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

// Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 11. Mittwoch, 5. Februar 1834.

Man ergründet die Weiber nicht, weil sie sich selbst nicht kennen lernen. Gelegenheit weckt ihre Gefühle und entscheidet über sie. Kleinigkeiten leiten ihre Entschlüsse in Halssachen und das Auge ist immerdar der Rathgeber ihres Verstandes.

Der Deutsche in Neapel.

(Erzählung von Wilhelm Fischer.)

(Schluß.)

Signora Anna war bereits zwei Tage in Neapel, ohne daß ihr Bruder und ihre Nichte etwas davon wußten. Oglione hatte sie bis auf den vierten Tag vertröstet; er wollte noch manches in Ordnung bringen, wollte den alten Pellini und Arabella, endlich auch Julia vorbereiten: der eigentliche Grund aber war der, daß er erst das Bildniß seiner Geliebten besitzen wollte, und dies sollte Paolo Guardi heut von Erduin erhalten. Der Künstler hatte sich mit dem Portrait Arabella's so sehr die Gunst ihres Vaters erworben, daß er ihn oftmals seinen Sohn nannte; er bot ihm sein Haus an, und machte sich dabei nur die Bedingung, daß ihm Erduin Alles, was er künftig erschaffen würde, überlassen sollte. Der Künstler hatte dies gütige Anerbieten zurückgewiesen; er war trauriger als je, denn seine Liebe zu Julia wuchs mächtig, und trotz der großen Hoffnung, die ihm Oglione's Worte, die ihm Anna's Theilnahme eröffnet, schien ihm sein Streben doch verkehrt. Er hatte Julia seit jenem Tage, wo er in ihrer Gesellschaft in Ischia war, nicht gesehen; er war zwar im Hause Pellini's gewesen, aber weder Arabella, noch Julia ließen sich blicken, ja es hatte den Schein, als mieden Beide absichtlich seine Gesellschaft. Oglione that gegen ihn so geheimnißvoll, und Paolo Guardi war so heiter daß Erduin verdrießlich wurde so oft er ihn sah. Es that ihm jetzt in der That leid, daß er jenem das Bild Arabella's kopirt hatte; er wurde gegen den Sicilianer mißtrauisch, und unzufrieden mit sich und seinen thörichten Wünschen, glaubte er, daß sich Alle gegen ihn vereinigt hätten, um mit ihm ihren Scherz zu treiben. Dagegen empörte sich sein Herz, und er faßte den Entschluß, der Sache, möchte sie nun ausfallen, wie sie wolle, ein Ende zu machen.

In dieser Stimmung durchschritt er hastig sein Zimmer; der Abend nahte sich, und er erwartete den Sicilianer, welcher sich das versprochene Bild abholen wollte. Guardi erschien, und seine Freundlichkeit war ein Dolchstich in Erduin's Herz. Das vollendete Portrait Arabella's, in der Größe eines Octavblattes, stand auf der Staffelei, und zwar so, daß es dem Sicilianer sogleich in die Augen fallen mußte. Dies geschah auch wirklich, und als Guardi eingetreten und Erduin herzlich gegrüßt, stellte er sich vor das Bild, bückte es einige Zeit sprachlos an, sank dann auf die Knie und bezeugte demselben eine fast abgöttische Verehrung.

Erduin störte ihn nicht; er beobachtete den Sicilianer mit düsteren Blicken, konnte ihm aber nicht zürnen, denn er wußte, welche Gefühle ihn beseelten. Guardi erhob sich, ging auf Erduin zu umarmte ihn und rief mit Begeisterung: „Nächst Arabella und meiner Geliebten bin ich Euch am meisten verpflichtet, Signor. Ich schwur Euch, daß Ihr wegen dieser mir geleisteten Gefälligkeit keine Unanehmlichkeiten haben solltet, und ich wiederhole hier meinen Schwur und setze hinzu, daß Euch die nächsten Tage von der Wahrheit meiner Worte überzeugen sollen."

„Ich danke Euch, Signor, entgegnete Erduin mit erzwungener Freundlichkeit, und wünsche Euch Glück zu Eurer Liebe. Darf man den würdigen Gegenstand wissen, dem Ihr Eure Neigung geschenkt?

„Uebermorgen werde ich die Ehre haben, Euch meine Braut vorzustellen," sprach Guardi. — „O, Signor, ich bin sehr glücklich! ich habe sie wiedergefunden, der mein Leben angehört und angehören wird; alles Leid ist vergessen, und der fürchterliche Schmerz, der mich Wochen lang folterte, ist in namenlose Freude umgewandelt worden!" Guardi schwieg einen Augenblick, dann fuhr er in ruhigem Tone fort: „Darf ich dies Bild als mein Eigenthum ansehen, so erlaubt mir, daß ich mich jetzt entferne. Ich unterlasse es nicht, Euch nochmals meine Dankbarkeit auszusprechen."

Mit diesen Worten ergriff Guardi das Bild und eilte davon. Erduin's Stimmung wurde immer düsterer; er beneidete den Sicilianer wegen seines Glücks, er beneidete Oglione, verwünschte den Tag, an welchem er nach Neapel gekommen, und verfiel so aus einer Ungerechtigkeit in die andere. Sein Zimmer wurde ihm zu enge; da es völlig dunkel geworden war, ging er fort. Das Wetter paßte ganz zu dem Zustande seiner Seele; es war neblicht und trübe, ein feiner Staubregen vermehrte die Dunkelheit. Erduin eilte durch die Straße Toledo nach dem Hafen; er stand jetzt vor dem Hause Pellini's und sah zu den erleuchteten Zimmern hinauf; er bemerkte, wie sich eben mehrere Gestalten hin und her bewegten, täuschten ihn seine Augen nicht, so waren es Julia und Arabella. Mehrere Male kam ihm der Gedanke ein, hinaufzugehen, aber ein Gefühl, das er sich selbst nicht erklären konnte, hielt ihn zurück; es behielt die Oberhand, und er wandte sich langsamen Schrittes nach dem Hafen.

Während sich Erduin dem schlechten Wetter aussetzte, beseelte Oglione die innigste Freude. Er hielt Arabella's Bild, das ihm Guardi so eben gebracht, in den Händen und konnte sich nicht satt sehen an den schönen Zügen. Daß ihn Arabella liebe, hatte ihm ja Julia mit den heiligsten Worten versichert; doch auch Julia wollte er glücklich sehen, und mit diesem Entschlusse begab er sich in das Gemach Anna's.

„Die Stunde, wo Ihr Julia wieder in den Armen halten werdet, Signora, rückt näher heran," begann Oglione. „Ich will Eure Tochter und Euren Bruder auf dies Glück vor-

bereiten, und deßhalb bitte ich um Euer Bildniß. Noch heute weede ich zu Pellini fahren und Alles einleiten."

Freudig überreichte ihm Anna ihr Portrait, und eilend begab er sich nach dem Hause Pellini's. Der Zufall begünstigte Oglione, er traf Arabella mit ihrem Vater allein. Sein plötzliches Erscheinen übereaschte Beide sehr angenehm. Nach kurzer Entschuldigung wegen seines späten Besuchs hielt Oglione Anna's Bild Pellini und seiner Tochter hin und fragte: „Erkennt Ihr dies Bild?"

„Das sind die Züge meiner Schwester!" rief Pellini. — „So ist es, Signor!" entgegnete Oglione; „ich bitte Euch, hört mich an." Er eezählte Beiden, was sich zugetragen, und schloß mit den Worten: „seit zwei Tagen harret Eure Schwester in meinem Hause des Augenblicks, in dem sie ihre Tochter wiedersehen wird."

Pellini und Arabella zerflossen in Thränen; die Freude hatte zu mächtig auf sie gewirkt. Oglione hatte Arabella nie weinen gesehen; sie erschien ihm wie ein Himmelswesen Raphael's, und er konnte dem Drange seines Herzens nicht gebieten; vor ihr das Knie beugend, ergriff er ihre Hand und preßte sie an seine Lippen. Sie entzog ihm die Hand nicht, sondern beugte sich zu ihm herab und flüsterte kaum hörbar: „Mein trauter Theobaldo!" und verschloß mit glühenden Küssen seine Lippen. Der alte Pellini zog ihn an seine Brust und rief: „O, mein Sohn, wie glücklich hast Du mich gemacht!" Mehr sprach er nicht, auch Arabella und Oglione konnten nicht sprechen; Beide fühlten, daß ihr Glück zu groß sey, um es mit Worten auszudrücken. Jetzt trat Julia in's Zimmer; ihr Blick fiel auf Anna's Bild, das auf dem Tische lag. „Heilige Maria!" rief sie schmerzlich, „wo kommt dies Bild her?" Sie ergriff es und drückte es an ihre Lippen. Arabella konnte es ihr nicht verschweigen, denn ihr Herz war zu voll; sie erzählte Alles, und Julia sank ohnmächtig zusammen.

Wäheend Pellini und Arabella sich bemühten, sie in's Leben zurück zu rufen, war Oglione fortgeeilt, und noch ehe jenen dies gelungen, war er mit Anna zurückgekehrt. Sie sank sprachlos an ihrer Tochter nieder, und als Julia erwachte, lag sie in den Armen ihrer Mutter.

Es herrschte eine tiefe und feierliche Pause; da erschien der Diener und meldete Signor Paolo Guardi. — Julia schrak heftig zusammen, als aber der Sicilianer in's Zimmer trat, eilte sie ihm entgegen und führte ihn zu ihrer Mutter.

„Dieser edle Jüngling," speach sie mit bedeutender Stimme, „hat mir sein Herz geweiht, als ich die Tochter des Fischers Filippo war, ihm verdanke ich die Entwickelung meines Geistes, ihm, ich schäme mich nicht, es zu sagen, die Hülfe aus dem drückendsten Mangel. Jetzt bin ich glücklich, und soll ich es ganz seyn, so muß ich meinem Paolo auf ewig angehören."

Julia hatte ihren Arm um Guardi geschlungen, gleich als befürchte sie, daß sie ihn verlieren würde. Alle waren erstaunt, und Anna und Arabella beklagten Erduin. Indeß man sah nur zu bald, daß Julia von Erduin's Liebe zu ihr keine Ahnung hatte, daß Paolo's Ansprüche gerechter und heiligee wären, und so segnete man die Liebenden. Jetzt wagte es Guardi, Arabella den Betrug zu entdecken, durch welchen er Erduin zum Kopiren ihres Bildnisses veranlaßt. — Sie zürnte mit Oglione, daß ee mit ihr selbst nicht zufrieden sey und noch ihr Bildniß haben müsse; aber ihr Zorn war so reizend, daß sie der Jüngling gar nicht zu besänftigen suchte.

Der alte Pellini hatte heimlich einen Diener an Erduin geschickt. Diesee fand den Maler, und machte die Einladung so dringend, daß sich Erduin entschloß, sogleich mitzugehen. Ee hatte keine Ahnung von dem, was ihm bevoestand, und so trat er unbefangen in das Gemach, wo die Glücklichen versammelt waren. Der alte Pellini hatte es übernommen, ihm den Heegang der Sache mitzutheilen. Dies geschah, und Erduin hoete ihn schweigend an. Als Pellini geendet, seufzte er tief auf, umarmte Oglione und Guardi, wandte sich dann an den Vater Arabella's und sprach: „Eure Tochter und Nichte werden Euch bald verlassen, und Ihr seyd dann allein; Ihr habt mich Euren Sohn genannt, so nehmt mich denn dafür. Meine Geliebte ist die Kunst, und ihr allein will ich fortan treu bleiben!"

Er verbeugte sich und ging, von Allen bewundert.

Kränzel Märtchen.

(Novelle von Emmy ....)

(Fortsetzung.)

Sein Freundschaftsbund mit Dohlenburg war gebrochen im heftigen Zwist, wie der Blitzstrahl zwei verschlungene Zweige trennt mit gewaltiger Macht; da stieg doch endlich bange Sehnsucht, und der Ahndung Gespensterlarven, wie schwarze Schatten in Mariens Brust empor, aber schweigend und geduldig trug das schuldlose Lamm den tiefen unendlichen Schmerz, das heiße Liebesweh, der Mutter finstere Blicke, mit frommer himmlischer Ergebung, doch im Innern zernagte das stille Leid wie ein giftiger Wurm die blühende Rose. Zum Madonnenoval ward das runde Apfel-Gesichtchen, der Wangen Granatenblüthen-Schimmer, zum Schein der vergluhenden Abendröthe, der schönen dunkeln Augensonniger Glanz zum bleichen Licht verlöschender Sterne. Aber strenger als sonst foederte Frau Jutta nun von ihr des Fleißes Zoll, entsank gleich oft die kunstreiche Schöpfung den müden Händen. Bete und arbeite, eiferte die Mutter, auf daß die Seele dir genese, so wird auch der Leib wieder gesünder. Aber Marie genas nicht, sie wurde mit jedem Morgenlicht bleicher und stiller; lächelnd aber müde neigte die holde von den Engeln dee Liebe und Seeligkeit verlassene Lilie, das liebliche Haupt dem Cherub mit der gesenkten Fackel entgegen, zum Schattenbild verwandelt, wankte das blühende fröhliche Kind umher, und ruhte oft von Fieberfrost und Gluth durchzogen, auf dem harten Lager in herber Pein. Und die Monden flohen hin im raschen Lauf; der Schnee zerschmolz, die Knospen und Gräser keimten im Gärtchen, Bäume und Sträucher trieben glänzende Aeuglein, welche aufzubrechen begannen im hellen Smaragdenschmuck, da saß am Morgen des heiligen Ostertages die arme bleiche Marie am Tisch im reinlich aufgeschmückten Stübchen, unendlich müde, von schmerzlicher Wehmuth umsäuselt, denn sie fühlte ja, daß sie still schlafen gehen müßte, wenn ihre Schwestern, die Blumen, erwachen; schweigend und duldend stützte sie das liebliche Köpfchen in die zarte, durchsichtig schimmernde Hand. Kirchenlieder singend, putzte Frau Jutta den Hausaltar mit Veilchen und Schneeglocken, Lisbeth saß wie immer zu der Schwester Füßen und spielte mit den Blüthen, deren Ueberfluß die Mutter dem Liebling gespendet hatte; da pochte es an die Thür, und ein Diener im reich veebrämten Rock ein verdecktes Körbchen tragend trat ein. Gehe ich recht, Mutter, sprach er, sich an die Matrone wendend, ich soll die vielgerühmte Kränzeflechterin Marie Dietrich suchen. Ganz wohl, erwiderte Frau Jutta, freundlich wie Honigseim, da seyd Ihr vor die rechte Schmiede gegangen, mein Töchterlein, das Ihr hier vor Euch seht, ist die, so Ihr zu sprechen sucht, und nicht umsonst wird ihre Kunst gerühmt weit und breit. Man hat auch viel Vertrauen zu Euch, Jungferchen, fuhr der Diener fort, Ihr sollt auf Befehl der Freifrau von Rothensee die Ehrenkrone für das edle Fräulein Braut ihres Sohnes winden. Seht den Myrtenzweig, und die köstlich duftenden Orangenblüthen, weiß und grün, Unschuld und

Fremde, die zwei Bäumchen, deren Sprößlinge dem Fräulein aus Wälschland gesandt worden, hat Hochdieselbe mit eigener Hand gezogen und gepflegt:-mit den flimmernden Jubelen, die man Eurer Ehrlichkeit wohlgezahlt vertraut, wird der Kranz durchflochten, und ein Sträuschen gemeinen Rosmarin sollt Ihr selbst dazu geben. So, meine Botschaft ist ausgerichtet, Gott befohlen, Leutchen, bewahrt die fremden Blumen im Keller, daß sie hübsch frisch bleiben, und seyd pünktlich morgen komme ich, es abzuholen. Eilig entfernte sich der Redselige, ohne zu beachten, daß seine Worte Marien zum Leichenbild verwandelt hatten, und daß der Matrone des Abschieds Wort auf den Lippen stockte. Das ist also das Ende vom Lied, und deiner blinden Lieb' und Treue schnöder Lohn, sprach sie bitter, daß du die Braut des Herzliebsten an ihrem Ehrentag schmücken mußt, mit deiner Hande blutiger Arbeit, o Kind! hattest du geglaubt und gehorcht, du könntest jetzt des wackeren Ulrichs Gattin, ein frohes glückliches Weib seyn, und wie dürften beide das herbe Leid nicht tragen. Mutter! rief das Mädchen, indem sie sich heftig schluchzend in ihre Arme warf, o verbirg mich, hilf mir, diese Perlen sind meine Thränen, diese Blumen die gebrochenen Blüthen meiner schönen Hoffnung, meiner süßen Liebe, o weh weh! — Du armes Mägdlein, klagte Jutta gerührt, indem ihr endlich das Herz in Wehmuth brach und hielt das Mädchen, das zu vergehen drohte, da flog plötzlich der lichte Strahl einer himmlischen Glorie über der Jungfrau Gesicht; Vergib, Mutter, meinem Ungestüm, sprach sie sanft, sich aus ihren Armen emporrichtend, zürne mir nicht ich bin ja auch wieder ruhig, ich will die Arbeit geduldig vollenden meine letzte Prüfung, dann wird es Frieden, setzte sie hinzu. Kind, rief die Alte, lege dir nicht zu schweres auf, zu solchem Walten ist mehr Muth und Kraft vonnöthen, als du arme Taube hast. Aber kopfschüttelnd setzte sich Marie, und begann mit zitternden Fingern und fliegender Brust Perlen und Blumen zu vereinigen; wie in zarter schuldloser Liebe, kosend küßte der Myrthe grünes Laub die südlich verwandte Orangenblüthe, und der Jubelen Glanz durchfunkelte die kindliche Knospe wie mit thauigem Schimmer, aber als sich der Kranz zum Ringe bog, und die Vollendung das liebliche Werk krönte, da wich die Kraft der holden Schöpferin, die überspannten Saiten bebten in schmerzlichen Klagetönen; sie stützte auf das ärmliche Ruhekissen die heiße brennende Stirn, ihr Herz war gebrochen, und ihre Sinne schwanden, bunte, phantastische Bilder umgaukelten sie in wachen Träumen, und zerflossen wieder zu formlosen Nebeln, alle Sehnen zuckten, denn die Vernichtung kämpfte mit dem Leben, und als ihr Liebling der holde Abendstern, durch's nied're Fenster sah, da barg sie das schöne Haupt zum süßen Schlummer in des Todesengels Schoos.

Und die Nacht verging, und es röthete und vergoldete sich der Morgen. Da pochte es wieder so wie gestern, leise an die Thüre, aber kein Diener, zwei Frauengestalten traten ein, die Eine schlicht und mägdlich, die Andere vornehm in ein Gewand von Rosenatlas gekleidet, schön und lieblich, wie der Lenztag draußen, das von hellblonden Locken umschwebte Haupt vom schwarzsammtnen Barette mit der weißen nickenden Reiherfeder beschirmt; ein Kreuzlein hing an der Jubelenschnur auf dem stolzem Busen. Widerlich berührte der trüben Oellampe Schimmer, welche an Mariens Sarge brannte, mit dem goldnen Sonnenlicht vermahlt, des Fräuleins Auge, das staunend und wehmuthig auf dem alabasternen weißgeschmückten Engelsbilde ruhte, an dessen Blumenlager zum Haupt, ein junger Mann in tiefen Schmerz verloren saß, mit Blatt und Griffel Worte zeichnend, die seine Thränen wieder verlöschten. Es war Ulrich Regenbogen, der ein Klagelied schrieb auf seine entschlafene Liebe; zu den Füßen kniete ein Mägdlein schön wie die Verklärte. Es war die arme Lisbeth, in deren Gehirn der Schmerz wie eine überirdische Macht mit des Wahnsinns Dunkel rang im wilden Kampf.

Ich bin zur bösen Stunde gekommen, Ihr guten Leute, hob die Fremde mitleidig an, Ihr tragt großes Leid, da ist Euch eine frohe Braut keine willkommene Erscheinung im Trauerhaus, die ihren Ehrenkranz selbst zu hohlen kommt, Ihren schönsten Schmuck. Seyd Ihr das Fräulein, das an den gottvergeßnen Junker Ihre Hand verschenken will? rief Frau Jutta, bleich wie eine gespenstische Erscheinung der Jungfrau entgegen schreitend. Was habt Ihr Frau, rief Sigismonda entrüstet, was ficht Euch an, daß Ihr meinem Bräutigam, bald meinen Herrn und Gemahl, schmäht mit kühnen Worten? Aber da strömte es unaufhaltsam über die von Schmerz und Wuth zuckenden Lippen der Matrone, wie der böse Junker mit Trug und Schmeichelei den Taubensinn des frommen Kindes gewonnen habe, daß Ihr sein Wort für heiligen Schwur, seine Lügen für sonnenklare Wahrheit gegolten, wie er die Braut böslich verleugnet, und dem armen Kränzel-Märtchen Bilder voll von Glanz und Hoheit vorgegaukelt, wie ihn das Mägdlein so unendlich geliebt, daß ihr das arme Herz gebrochen, als er sich plötzlich von ihr gewendet, kalt fremd und stolz, daß sie aus allen ihren Träumen erwachte, und als sie gestern, schloß die Alte ihre Rede, den Hochzeitskranz flechten mußte für Euch, Fräulein, für die Braut des Treubrüchigen, da ward es ihr zu viel, da erbarmte sich der liebe Gott und löschte das wankende Flämmchen aus mit seinem Hauch." Vergib Mutter, sprach Ulrich sanft, auf daß dir einst auch vergeben werde.

Aber erschüttert im Innersten, selbst bleich wie Schnee der Blüthen, lehnte sich Sigismonda an die Zofen, und ihr Stolz versank in namenloses Weh. Allmächtiger, klagte sie leise, was muß ich hören, welche Kunde berührt mein Ohr, Theobald falsch und treulos, Theobald schuldig und strafbar. Warum wirst du denn so blaß, fragte Lisbeth, sie bei der Hand anfassend, ach sieh doch meine Rose an, die war schön und hold wie du, aber lange lange schläft sie schon, und spricht nichts mehr und lächelt nicht, und der Thau, der sie oft beträufelt, ist vertrocknet, und wenn ich das Röslein küssen will, ist es so kalt; ach ich muß weinen, denn die Blume hat mich gewiß nicht mehr lieb, weil sie so still ist, und sieh, fuhr sie fort, da thut es mir gar so weh im Kopf, es ist mir oft plötzlich, als sey die Blume, Jungfrau, und das schmale Bett ach weh, weh, ein Sarg, aber nein, so ist es doch nicht, es ist nur meine süße weiße Rose, die auf Moos und welken Blätter ruht. Nehmt, was Euer ist, Fräulein, sprach jetzt Frau Jutta, in dem zierlichen Körbchen den Kranz hereinbringend, schmückt Euch mit dem Herzblut der Unschuld und seyd glücklich. Bebend und mit zitternden Händen nahm Sigismonda die Krone, und schwankte zur Bahre, und knieend an dem Blumenbeet der holden Leiche, legte sie den Kranz auf ihre Brust. Der Gram der Liebe hat dich getödtet, lispelte sie mit gefalteten Händen — vergib ihm, den du liebtest, den ich liebe, die Schuld an deinem Tod, nimm, du verklärter Engel den irdischen Brautkranz, der meine Locken schmücken sollte, mit in die stille kühle Gruft, und grüße mich einst als Schwester, wenn ich auch gestorben seyn werde, am gebrochenen Herzen so wie du. Und leise betete sie andächtig, und erhob sich dann, nachdem sie noch einen Kuß auf die bleiche Stirn gedrückt, und verließ das Haus der Klage."

Fröhlich trieb sich indeß das bunte festliche Leben im Hause der Freifrau von Rothensee, Treppen auf und nieder; der Gäste Schaar versammelte sich im Erdgeschoß des weiten prächtigen Hauses im bilderreichen Familiensaale, wo die hohen Spiegel, von schweren purpurseid'nen Vorhängen umwallt, den zierlich geputzten Frauen ihr prunkendes Bild wieder gaben. Aengstlich harrten die ungeduldig trippelnden Zofen auf des bräutlichen Fräuleins Heimkehr vom frommen Kirchengang, sie sollten ja

die Liebliche bekränzen und schmücken zum Tag ihrer schönen Feier. Die edle Hausfrau, welche heute das aschgraue Matronenkleid mit farbigem Putz vertauscht hatte, mit goldenen Stangen und dem schimmernden Halsschmuck, suchte dem glänzenden Kreis der stattlichen Herren und Edeldamen die säumenden Stunden zu kürzen, welche verrollten ohne das Erscheinen des hochzeitlichen Paares; und oben im stillen mütterlichen Gemach harrte Theobald strahlend wie die Sonne im Silber und himmelblauen Sammt fruchtlos auf die holde Braut, sie einzuführen in der Verwandten Mitte.

Aber er war nicht freudig und fröhlich, er war bleich und stürmisch bewegt, denn er hatte die Kunde von Mariens Tod vernommen, und das wimmernde Sterbeglöcklein rief als ein rächender Engel alles bessere Gefühl seines Herzens wach; die entschlummerte Liebe für das holdselige schuldlose Kränzel-Märtchen erwachte mit zauberischer Gewalt, und in wilden Klagen zogen vergebliche Sehnsucht und Reue durch seines Herzens Saiten. Da erschien endlich Frau Mathilde das zögernde Brautpaar zu ermahnen, daß es sich nicht zieme, edle Freunde und hohe Gäste so lange harren zu lassen; aber sie fand Sigismonda nicht, und des Sohnes verstörte Miene schrieb ihr mütterlicher Sinn der Ungeduld über des Bräutchens Säumniß zu. War es doch nie des frommen Kindes Sitte, so lang am Putztisch ihre Zeit zu vertändeln, schmollte die Freifrau, das Haupt unmuthig wiegend. Laßt sie, Mutter, sprach Theobald, vielleicht ahndet es ihr, daß dieser Tag sie keinem Heil entgegen führt. Staunend wollte Frau von Rothensee Erklärung seiner räthselhaft klingenden Worte fordern, da öffnete sich die Thüre, und das Fräulein schwankte leise schwebend herein. Aber kein hochzeitlicher Schmuck erhob ihre jugendliche Schönheit, ein weites nonnenhaftes Kleid umfloß die hohe Gestalt; schlicht wallte das blonde Haar der Jungfrau hernieder, vom Lilienduft des zartgewobenen Schleiers umflossen, in der Hand hielt sie das Bild des Welterlösers. Sigismonda, was soll das heißen, rief Theobald erblassend. Um Gott meine Tochter, tönte es im Schreckenslaut von Mathildens Lippen, was ficht dich an, was willst du beginnen? Aber ohne zu antworten und mit hohem Ernst auf den Bräutigam zuschreitend, sprach sie, das Sinnbild der höchsten Geduld fest an ihre Brust drückend, ich schwöre es, daß ich nie die Eure werden kann, Herr von Rothensee, mein Brautkranz ruht auf Mariens kalter Brust, auf dem Herzen, das Eure Schuld gebrochen. Die Blumen, welche ich erzogen und geliebt, die vertrauten Gespielen meiner Sehnsucht, meiner Liebe, gehen mit der zerknickten Rose zu Grabe, ich kann nicht an eurer Hand durchs Leben wandeln, denn Ihr habt mich schmerzlich getäuscht, und Mariens bleicher Schatten schwebt trennend zwischen mir und Euch. Sigismondas irdische Brautkrone wird in der finstern Gruft vermodern, die himmlische will ich mir in die Locken flechten. Lebt wohl setzte die Jungfrau von namenloser Wehmuth beklommen hinzu; gedenkt meiner, wenn ich für Euch in der dunkeln Zelle bete, und du Mutter, zürne mir nicht, rief sie, in heftiges Schluchzen ausbrechend, und warf sich in Mathildens Arme. Die Hände vor die Stirne gepreßt, stand Theobald, die Worte auf seinen Lippen, und zum schmerzlichen Segen breitete die Freifrau ihre Arme über die Braut im Schleier aus. Wie soll ich dir, du Schuldlose grollen, flüsterte sie, sich zu ihr herabneigend, dir, der die Seelenreinheit aus den thränenvollen Augen strahlt, o sprich, mein Theobald, was hast du gethan, das Glück an dieses Engels Seite zu verscherzen? Ich habe geliebt, Mutter, entgegnete er finster, geliebt und vergessen im flüchtigen Sinn, doch mein Mägdlein vergaß mich nicht, sie härmte sich, und verblich, und nahm meinen Frieden mit hinüber zum Licht. Ich war Mariens treuer, herzinniger Liebe nicht werth, und Fräulein Sigismonda thut recht, nimmer ihre Hand in die meine zu legen, aber ich muß fort, in dieser Stadt ist mein Weilens nicht länger, wo der Bräutigam ohne Braut zum Kinderspott wurde, ich muß fort hinaus in die Schlacht, in Kampf und Schrecken, in den blutigen Tod, der des Lebens Schuld bezahlt, ich gehe von Euch, um nimmer wiederzukehren, fuhr er bewegt fort. Sigismonda, heftet nicht die Augen an den Boden, laßt sie versöhnt auf mir ruhen. Mutter, Vergebung dem Reuigen. Weinend schloß Mathilde den Liebling in ihre Arme, und trauernd aber, mit himmlischem verzeihendem Lächeln bot ihm die Jungfrau ihre schöne Hand. (Beschluß folgt.)

Würzburger Theater.

Robert der Teufel v. Meyerbeer. Wir haben in der letzten Zeit oft gehört, daß durch die traurige Stellung deutscher Künstler und die wenige Einheit in deutschen Kunstbestrebungen überhaupt die Ausbildung eines Nationalcharakters in den Kunstleistungen wegfiele. Wir wollen nicht das für und gegen dieser Meinung aufwägen, glauben aber behaupten zu dürfen, daß in der Musik der Deutschen denn doch ein eigenthümlicher Charakter zu finden sey, und daß gerade das Vereinzelt-Leben talentvoller Tondichter ihnen jene Muße verschafft, welche, um wirklich Schönes zu Tage zu fördern nöthig ist, und zugleich verhütet, daß eine eigentliche Mode die Ueberhand über die Kunst gewinnt. Der Künstlerehrgeiz, der Grund und Hebel so vieles Großen, wird solcher Weise von jenen traurigen Excessen abgehalten, welche aberwitzige Enthusiasten meistentheils mit dem schönen Titel „originell“ schmücken. Es leben in Paris jetzt Auber, Rossini, Pacc, Caraffa, Halevy und Meyerbeer anderer gar nicht zu gedenken; bei der Wuth nach Neuem mußte eine unendliche Masse Flaches und Armseliges zu Stande kommen, aber eine solche Erscheinung wie vor zwei Jahren Meyerbeer auf die Bühne brachte, ist in der musikalischen Welt etwas Unerhörtes. Es galt freilich einen Rossini in Melodie, einen Auber in Originalität (bei diesem Componisten nicht mit Unrecht gefunden) zu übertreffen. Früher erwarb sich Meyerbeer einigen Ruhm durch seinen Crociato, man glaubte in dem Zöglinge Voglers und dem Mitschüler Webers ein Talent zu finden, welches zu schönen Hoffnungen berechtigte, endlich nach jahrelangem Schweigen trat Robert der Teufel hervor. In Deutschland haben feile Journalreferenten sich nicht geschämt, diese Oper als den Ausbund aller Kunst zu preisen, aber der erkünstelte Enthusiasmus ist verbleicht, und jetzt dürfen wir ungescheut das Urtheil fällen: nie ist ein scheußlicheres Produkt der Musik, ein häßlicherer Wechselbalg zur Welt gekommen.

Der Diabolismus, das Gespenstige, welches Weber mit so viel Effekt zu behandeln wußte, das durch so viele neuere Opern hindurch geht, das gewissermaßen als krankhafte Stimmung unserer unnatürlichen verrenkten, verzerrten Zeit gelten kann, das sich in der Literatur durch Seherinnen aus Prevoest und dergleichen Mystisches zeigt, ist hier nicht bis zum Gräßlichen hinaufgesteigert, wohl aber zum Absurden hinabgeknetet worden. Man gebe den Dichtern, welche den Text lieferten, nicht die Schuld; Meyerbeer hat sich diesen allem Anscheine nach scenenweis bestellt, so daß man gezwungen war, als Programm auf dem Zettel den innern möglichen Zusammenhang mitzutheilen. Doch nun zur Musik. Nach einer kurzen Ouvertüre, worin sich, die Nebeninstrumente, Horn, Fagott, Serpent und Pauke sehr breit geltend machen, gedankenlos und einem schülerhaften Exercitium gleich, beginnt ein Chor, der beste in der Oper, der einiges Leben zeigt und die schlechte Romanze Raimbauds einleitet; der Glanzpunkt, das Lied: das Geld ist eine Chimäre, ist nichts anderes als eine triviale Nachahmung des Trinkliedes im Freischütz, und verliert den diabolischen Charakter, wenn man das Vehikel wegnimmt — die Piccoli. Der Componist hat sich schein't's sehr gefreut, daß er diesen Gedanken aufgriff, deßhalb zum Ueberdrusse sein Ideenkörnlein zerstampft und zermalmt, daß man sich gratulirt, wenn die Gardine fällt. Das ist noch der beste Akt gewesen, und wenn solches vom grünen Holze gesagt werden muß, was soll man vom dürren sagen? Dem ersten Chor des zweiten Aktes ist die Supplikantenhaltung, schlotternd und jammervoll, nicht abzusprechen und wäre der süße Schwan von Pesaro nicht gewesen, woher hätte der Componist die Arie der Prinzessin genommen? Aber er stahl ein Küchlein unter dem Flügel jener fruchtbaren Mutter hervor, und gibt dessen angeerbte Melodie als Werk eigener Fabrik mit der Stirne des unverschämtesten Plagiariers dem Publikum um Genusse hin. (Forts. folgt.)

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern, als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne
oder
Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 12. Sonntag, 9. Februar 1834.

Die Frauen vermögen alles, denn sie beherrschen die Männer, die alles übrige beherrschen. Es giebt keine Intrigue von Bedeutung, keine Angelegenheit von Wichtigkeit, an welchem eine Frau nicht Theil nehmen sollte. Ein Mann weißt einen andern mit Härte zurück; einen Augenblick darauf führt den Zurückgewiesenen eine Frau in das Kabinet des erstern ein. Die Frauen öffnen alle Thüren, sie dringen in die tiefsten Geheimnisse. In ihrer Gegenwart verliert sich das ernste Aeußere, die Miene des Geheimnisses. Fürsten, Minister, Staatsbeamte, legen das Gewand der Verstellung, den erborgten Anstrich der Repräsentation ab, und zeigen sich im Stande der Natur. Man wird schwach, scherzhaft, zuweilen selbst kindisch; statt mit Bedacht abgemessene Worte, sagt man, was einem einfällt, und spricht wie andere Menschenkinder. Den erhab'nen Sentenzen, welche das Geschick der Welt entscheiden sollen, folgt süßes und zärtliches Geschwätz. Der Geist, durch ernstes Nachdenken ermüdet, sucht Erholung, das verschlossene Herz öffnet sich und athmet wieder frei.

Kränzel Märtchen.

(Novelle von Emmy ....)

(Schluß.)

Schon durchlief unheimliches Flüstern die allein gebliebenen Gäste im Familiensaal, als Stunde um Stunde verrann und Niemand erscheinen wollte, bis endlich der treue Guntram, im Dienst des freiherrlichen Hauses ergraut, die Meldung that, das Fräulein Braut sey plötzlich erkrankt, und die Feier somit gestört und aufgehoben. Da verloren sie sich allmählig zu Roß und Wagen, wie sie gekommen waren, und tiefes Schweigen durchzog die weiten Gänge und Hallen.

Schon schwebte über Mariens mütterliches Haus die bleiche trauernde Hore, welche das liebliche Kind zur stillen Kammer geleiten sollte. Klagend und tröstend drängten sich die Trauerleute in dem engen Stübchen, weinende Gespielinnen drückten dem blassen Marienröschen den letzten Kuß der Liebe auf, und schon nahten die Leichenträger in schleppenden schwarzen Mänteln den Todenschrein zu schließen, da wiederstrebte Lisbeth, welche bis jetzt scheu in einen Winkel gekauert dem düstern Treiben zugeschaut hatte heftig ihrem Walten. Ihr sollt mir meine Rose nicht in den finstern Kerker sperren, schrie sie, sich in namenloser Angst über das Engelskind werfend. Hart und gefühllos stieß sie die Rohheit der Söldner des Grabes zurück, aber immer auf's neue, und immer fester umklammerte sie mit stets wilden rollend'n Augen den Sarg, und als man endlich Gewalt brauchte, da ging ihr der Schmerz in grauenvolles Toben über, die lindernden Thränen versiegten, und der Wahnsinn raßte in schauererregender Wuth. Mit todtenbleichen zuckenden Lippen, mit fliegenden Haaren und herzzerreißenden Tönen des Jammers hing sie sich an die Knie der dunkeln Grabgestalten. Riesenstark rang die zarte Jungfrau mit den Männern, welche ihr das Liebste rauben wollten, aber als sie endlich von vereinter Kraft zurückgeschleudert wurde, und die Finsteen nach der Thüre schreiten sah, da stürzte sie mit einem gellenden, durchdringenden Schrei besinnungslos zu Boden.

Aber als Lisbeth erwachte, war es licht. — Sie erkannte die Mutter, sie erkannte Dohlenburg, als er ihr nahte. Der Schmerz hatte mit Allgewalt den finstern Schleier ihres Wahnes zerrissen. Liebe und Erinnerung kehrten ihr zurück in's erhellte Gemüth, aber Mariens Bild schwebte ihr nur in lächelnder Kindesgestalt vor, so wie sie war, als sich ihr Sinn mit Nacht umzog, und als milde, leise Wehmuth berührte sie das Weh, das mit Riesenmacht die Bande ihres Geistes gesprengt hatte.

Und während ihr das neue Leben aus dem Dunkel der Pein hervortauchte, wie aus des Himmels perlenden Thränen, der schimmernde Regenbogen strahlt, während Marien im blauen Fliederbusch die Lerche und die Nachtigall das Schlummerlied flöteten, rüstete sich Theobald zur Reise; er wollte Theil nehmen am blutigen Streit, der fern von der Heimath in wilden Flammen aufloderte. Schon war er bereit sich auf den schnaubenden Falben zu schwingen, und Mutter und Vaterland vielleicht auf immer zu verlassen, als ihm Dohlenburg entgegen trat. Er hatte seinen Entschluß vernommen, und kam, sich innig mit dem Scheidenden zu versöhnen. Dem Leichtsinnigen, der Freundesrath verschmähte, mußte ich zürnen, den tiefgekränkten drücke ich gern und tröstend an das treue Bruderherz, sprach er gerührt ihn umarmend. O Friedrich, rief Theobald heftig bewegt, auf's neue von schmerzlicher quälender Erinnerung ergriffen, o meine Marie! Laß ruh'n die Todten, erwiederte Dohlenburg sanft, sie hat deiner noch im Vergehen freundlich und verzeihend gedacht, denn ihr Leben, wie ihr Ende, war nur reine heilige Liebe; selbst aus ihrer Vernichtung ging ein neuer Stern auf über dem schwesterlichen Haupt. Das Wort der Sibille ist wahr geworden, ein unendlicher Schmerz hat ihr das Licht, die volle Jugendkraft der Sinne wiedergegeben; und eh noch zweimal die Mondscheibe sich füllt, führe ich sie heim als meine liebe Hausfrau. Sey glücklich, Friedrich, sprach Theobald, du bist es werth, du bist viel besser, als ich, lebe froh und beseligt, und sage deiner Lisbeth, sie soll auch für mich beten, wenn ihre Andacht für Marien auf Seraphsfittigen sich erhebt; denn sieh, ich habe bös gefrevelt. Erinnerst du dich der Rede, die ich ausgestoßen, als du, wie mein warnender Schutzgeist mich mahntest dem Recht getreu zu bleiben. Das schnöde Wort ist schrecklich in Erfüllung gegangen, die Rose ist entblättert, und Sigismonda welkt im Nonnenschleier. Schicksals Walten, tröstete Dohlenburg, sey stark, kehre mit Ruhm und Lorbeern geschmückt zurück in unsere Arme, und bringe den verlornen Frieden, den schönsten Frohsinn, der dir sonst eigen war, wieder heim, da pochte es an die Thür, und ein rosiges von gelben Locken unter dem bunten Kopftuch umflattertes Kinderköpfchen sah durch die Spalte. Kauft Blumen, schöne Blumen, ihr edlen Herren, rief die Kleine hereinhüpfend, und erhob ihr zierlich geflochtenes Körbchen, in welchem unter Primeln und Veilchen und Schnee

glocken, ein Sträußlein zarte hochrothglühende Marienrosen hervorschimmerten. Gib, rief Theobaldo, hastig nach den bedeutungsvollen Blüthen greifend, und ließ ein Goldstück unter die Frühlingskinder rollen. Sieh, sprach er, nachdem sich das Mädchen entfernt hatte, diese ihre holden Namensschwestern, diese Blumen, das liebliche Bild ihrer Anmuth, sollen auf meinem Herzen ruhen, so lang es schlägt, und sende ich dir einst Eine dieser Blüthen aus dem fernen Land, dann sey es dir zur Kunde, daß ich nicht mehr bin, und nun lebe wohl. Auf Wiedersehen, rief Dohlenburg. Auf immer entgegnete Theobald, noch einmal den lang Vermißten an die stürmisch klopfende Brust drückend, und eilte hinaus fort in die weite fremde Welt, wo ihm nicht Freundestrost noch süße Liebestöne riefen, wo nur der kriegerisch gerüstete Genius des Ruhmes mit seiner Tuba Klang entbot, und der bleiche Engel des ewigen himmlischen Friedens, in Mariens Gestalt aus dämmernder Ferne winkte.

Schon warf die Natur auf's neue das schneeduftige Leichentuch von sich und schmückte sich in Grün und funkelndes Sonnengold, schon hatte die fromme Schwester Sigismunda Theobaldine, in der Klosterkirche der Ursulinerinnen zu Koblenz den Schleier der himmlischen bräutlichen Weihe empfangen, da trat an einem wunderlieblichen Frühlingsabend, Friedrich Herr von Dohlenburg in das Gemach, wo seine reizende Hausfrau frisch und blühend am Stickramen saß; tiefe Wehmuth ruhte auf seinen Zügen, und ängstlich forschte Elisabeth nach des Gatten Leid, als sie in sein trübes Antlitz schaute. Da umfaßte er die liebliche Getreue, und rief unendlich bewegt, ich habe nun kein Herz mehr als das deine, meine holde Lisbeth, auf der Welt, das liebend für mich schlägt, und einen Flor entfaltete er vor ihren Blicken, dessen dunkle Hülle, eine blutige Schärpe, und die verwelkte Blüthe, als zarte stumme Todesbotin Theobalds, barg. Elisabeth, als der Trauercrepp sich vor ihr entrollte, und sein trübes Geheimniß kund gab, faltete die schönen Hände und eine Thräne bebte in ihrem Auge. Er ist dahin, seufzte Dohlenburg dumpf. O tröste dich, bat die Holde, und zürne mir nicht, wenn ich die Neuvereinten Theobald und Marie, glücklich preise, schweben mir gleich die Theuern nur wie Bilder, aus fernen dunkeln Träumen vor, lebt doch ein inniges Gefühl für die theure neuverblühte Schwester, für des geliebten Gatten Freund in dieser Brust, und dein Schmerz ist stets der meine, aber sieh, wie es schön ist, dort oben im hellen Himmelsgarten, wo der purpurnen Rosen Schmelz und der tief blauen Amaranthen Schmuck auf goldenen Fluren funkeln, wo sie als zwei Engel sich umfassen in seeliger himmlischer Liebe. Da zogen die lispelnden Frühlingslüfte wie Geisterhauch durch der Harfe Saiten, die am offnen Bogenfenster lehnte. Sie umschweben uns! meine Lisbeth, sprach Dohlenburg, hörst du, wie der säuselnde Cherubim im goldenen Saitenspiel flüstert? Und von unaussprechlicher frommer Sehnsucht ergriffen, rief sie, die milden feuchtschimmernden Augen in das glühende Abendroth tauchend, dort wandeln sie unter ewig jugendlichen Palmen, von Glorie umflossen, dort blitzt der Liebesstern in ihren schönen Kränzen; Theobald, Gereinigter, Verklärter, und du, mein himmlisches Marienröschen blicket freundlich segnend auf mich herab.

Die Kunstreiterfamilie.

(Dem Dänischen des B. S. Ingemann nacherzählt von Kruse.)

„Ich habe eine liebe Bekanntschaft aus unserer Schulzeit erneut," schrieb der junge Graf Falkenberg aus dem Gasthofe: der goldene Adler in Berlin, an seinen Freund Helmann in Kopenhagen; „erinnerst Du Dich noch des süßen siebenjährigen Mädchens, das als ein Engel auf der Leiter stand, die der Vater mit den Zähnen trug, und dessen Vorstellungen wir jeden Abend beiwohnten? Kaum war ich hier im Adler abgestiegen, als ich einen Anschlagzettel mit Holzschnittfiguren und großen rothen Buchstaben an dem Thürpfosten gewahr wurde. Es war eine Kunstreitergesellschaft, die ihre Vorstellungen anzeigte. Du weißt, welche Lust und Freude ich immer an solchen waghalsigen Künsten empfunden habe. Die erste Frage, die ich an den Aufwärter machte, war über die Kunstreiter, und wann ich sie zu sehen bekommen konnte. „„Heute Abend, mein Herr, und dazu hier im Hause,"" war die Antwort; „„die Ritter'sche Truppe wohnt bei uns, der hat ihre Bühne in dem leeren Packhause im Hinterhofe."" Ich hatte nur die fliegenden Holzschnittfiguren auf dem Anschlagzettel bemerkt, ohne von dem Namen Notiz zu nehmen; allein da der Name Ritter mir genannt wurde, stieg meine Aufmerksamkeit. Auf meine Anfrage wurde mir der lange, alte Herr, der zugleich den Pierrot so meisterhaft machte, so auch der kleine kurzweilige Bajatz und die taube Madam beschrieben, plötzlich stand die ganze alte Gesellschaft vor meinen Augen. „Und er tragt eine Leiter mit einem Kinde darauf auf den Zähnen, nicht wahr? unterbrach ihn der Aufwärter; „ein sehr schönes Kind?"

„O ja!" gab dieser zur Antwort, „ein recht hübsches Knäbchen aus der Armenschule."

„Jetzt fiel es mir erst ein, daß die kleine niedliche siebenjährige Giastuda jetzt schon funfzehn Jahre alt seyn mußte, und wohl kaum länger auf den Zähnen des Vaters auf der Leiter stehen könne. „Allein ist denn nicht ein junges Mädchen dabei, von ungefähr funfzehn Jahren, mit schwarzen Augen und Haaren?" fragte ich."

„Allerdings, mein Herr. Demoiselle Ritter, die auf dem Stahldraht tanzt, die hübschen Bewegungen auf dem Pferde macht und die Kolumbine spielt. Sie ist es, die jeden Abend volles Haus macht; alle unsere jungen Herren sind in sie vernarrt. Sie mag wohl kaum über funfzehn Jahre seyn, und schwarzes Haar und schwarze Augen hat sie auch."

„Mir sogleich ein Billet," unterbrach ich den Kellner, der schon eine pfiffige Miene machte und mich aufmerksam betrachtete.

„Es ist noch eine gute Stunde bis dahin, mein Herr! Beliebt es Ihnen indessen nicht, einige Erfrischungen zu nehmen?"

„Ja wohl! aber auf meinem Zimmer, doch das Billet zuerst."

Wie ein Blitz war er aus der Thüre, und wenige Minuten hernach trat er wieder vor mich mit einem rothen dreieckigem Billet, das ich sogleich in die Tasche steckte. Noch war ich in Reisekleidern. Mein Bedienter hatte meine Sachen vom Wagen genommen. Ich folgte nun dem Kellner auf mein Zimmer im dritten Stock. Mit einem schlauen Lächeln und vermuthlich auf meine Erkenntlichkeit hoffend, machte er mich darauf aufmerksam, daß ich die schöne Demoiselle Ritter zur Nachbarin habe, und daß nur eine dünne Bretterwand ihr Zimmer von dem meinigen trenne.

Weiter war Falkenberg mit dem Schreiben, das er eines Morgens früh beim Frühstück angefangen hatte, nicht gekommen. Er saß im Morgenanzuge in demselben Zimmer im dritten Stock, das ihm der Kellner im goldnen Adler angewiesen hatte. Es war ihm auf einmal, als vernehme er ein leichtes Geräusch in dem Nebenzimmer, und er fuhr dabei in die Höhe. „Sie ist schon auf," sagte er leise. „Sie ist es — so schwebt keine andere über den Boden hin." Er ergriff sein Lieblingsbuch Corinna, warf sich auf das Sopha in dem Wahne lesen zu können, denn zu schreiben vermochte er nun nicht mehr. Bald vernahm er Stimmen im Zimmer neben an. Ein tiefer männlicher Ton wurde mit einem lieblichen italienischen „guten Morgen," Vater!" von einer klaren weiblichen Stimme erwiedert,

die das Blut in die Wangen des jungen Grafen hinaufjagte. „Es ist doch Unrecht daß ich hier wohnen bleibe, ohne ihnen davon Nachricht zu geben,“ sagte er bei sich, — allein sie ist gar zu liebenswürdig, und es geschieht dem Alten recht: warum ist er so mißtrauisch; kein Wort, das er nicht hören kann, darf man ihr sagen.“ — Durch die dünne Bretterwand konnte er nämlich beinahe jedes Wort, das dort gesprochen wurde, besonders wenn die alte taube Madame Ritter gegenwärtig war, und lauter als gewöhnlich geredet werden mußte, vernehmen.

Schon den ersten Abend seiner Ankunft hatte er bei der Vorstellung die ganze Gesellschaft gesehen und wieder erkannt, die Demoiselle Ritter ausgenommen, deren blendende Schönheit ihn im ersten Augenblick hingerissen, und deren ungemeine Leichtigkeit und Anmuth er sowohl bei dem Tanzen auf dem Seile als unter den reizenden und gefährlichen Stellungen auf dem Pferde tief bewundert hatte, ehe er, und zwar erst in der Pantomine der naiven Kolumbine, das wunderschöne Kind, das als ein kindlicher Engel mit unauslöschlichen Zügen vor seiner Seele stand.

Der junge lebhafte Graf Fritz von Falkenberg war aus einem alten adeligen Geschlechte. Er war der einzige Sohn eines reichen dänischen Grafen und der Erbe bedeutender Güter. Der Vater hatte ihn in die gelehrte Schule in einer der Provinzen durchgehen lassen, wo er im Hause eines alten Verwandten, ganz sich selbst überlassen, und unter der schlechten Schulzucht seine natürliche zu der wildesten jugendlichen Ausgelassenheit ausgebildet hatte. Seine Seele und seine Gesinnungen waren nur auf ein freies, abentheuerliches Leben gestellt; und jedesmal, wo ihm eine reisende Schauspielergesellschaft, oder eine Truppe Kunstreiter und Seiltänzer, die gewöhnlich an den kleineren Orten im phantastischen Ritterpomp mit Trompetenklang durch die Straßen zog, begegnete, hatte ihm das Herz vor Freuden gehüpft, und er war in der größten Versuchung gewesen, heimlich wegzulaufen, um solchen glücklichen Menschen durch die Welt folgen zu können. — Nur mit großer Mühe hatte sein gleichmüthiger und besonnener Schulfreund Helmann ihn bewogen, die Schule ordentlich durchzugehen; kaum aber war er Student geworden und hatte die akademischen Vorlesungen ein Jahr hindurch gehört, als der Vater ihm gestatten mußte, seinen Drang nach Freiheit und Abentheuern durch eine Reise in die Fremde zu befriedigen. Zwar hatte ihm jener einen gesetzten und ernsten Reisegefährten, der so halb und halb sein Hofmeister seyn sollte, mitgegeben, allein Graf Fritz hatte schon sein drei und zwanzigstes Jahr erreicht, und jeder Zwang war ihm unausstehlich. — Die eben nicht rüstige Gesundheit des Hofmeisters konnte die vielen beschwerlichen Fußwanderungen in den schweizerischen Gebirgen nicht ertragen, und von diesen wollte der junge Graf nicht abstehen. Sie trennten sich daher schon im Anfang der Reise, und jetzt war der junge Graf nach einem zweijahrigen Aufenthalt in Frankreich, in der Schweiz und in Italien, über Wien nach Berlin gekommen, um von dort aus über Königsberg und Riga nach Petersburg zu gehen, wo er eine untergeordnete diplomatische Stelle übernehmen sollte, zu welcher er durch den Einfluß des Vaters ernannt worden war.

Der Graf gedachte nicht sich lange in Berlin aufzuhalten; allein seine erneuerte Bekanntschaft mit der Ritter'schen Kunstgesellschaft und seine Theilnahme an der Demoiselle Ritter machten ihn seinen Reiseplan und alles Andere in der Welt vergessen. Noch einen Monat wollte die Ritterische Familie sich in Berlin aufhalten und dann nach Italien gehn. Graf Fritz hatte nach der Heimath um Wechsel und um die Erlaubniß länger auszubleiben an seine Vorgesetzten geschrieben. Er hatte eine Unpäßlichkeit, die ihm verwehrte, in den kaltesten Wintermonaten weiter nach Norden zu reisen, vorgegeben. Die Post hatte ihm den Wechsel und die begehrte Erlaubniß gebracht, und er fühlte sich übermäßig froh. Jeden Abend hatte er die Giaunda in den Kunstvorstellungen gesehen und jeden Mittag sie gesprochen und ihr gegenüber an der table d'Hôte gesessen. Er hatte sie an ihre Bekanntschaft als Kinder erinnert und sie sich mit der lebhaftesten Theilnahme darüber gefreut und ihm erzählt, daß sie sich noch recht gut an den Knaben in der braunen Jacken erinnern könne, der ihr jeden Abend Obst gereicht, als sie von der Leiter heruntergehüpft war und dem kleinen Publikum des Städtchens ihr Kompliment gemacht hatte. Sie wußte sich noch in seiner Sprache verständlich zu machen, und das Unbefangene ihres anmuthigen Wesens schien ihm nie hinreißender, als wenn sie mitunter im Scherz einige halbdänische Worte ihm über Tisch sagte. Ihr Vater saß immer bei Tisch an ihrer Seite. Sein langes, erschlafftes, gerunzeltes Gesicht, das als Pierrot verlarvt den Traurigsten zum Lachen zu bringen vermochte, zeigte ausser der Bühne nie ein Lächeln, und bei Tische saß er immer wie in tiefen Gedanken versunken, ohne ein Wort zu sprechen, wenn auch noch so laut um ihn gelacht und gescherzt wurde. Alle wußten, daß er in einem hohen Grade schwermüthig sey, und Niemand redete ihn ohne Nothwendigkeit an, um nicht kurze und ausweichende Antworten zu erhalten. Auf der andern Seite der Tochter saß immer die alte Madame Ritter, die ihrer Taubheit wegen auch keinen Antheil an der Unterhaltung nahm. Ihre Züge trugen ein unverkennbares Gepräge früh verblühter Schönheit. Sie war in ihrer Jugend eine sehr berühmte Seiltänzerin gewesen, dies verrieth noch ihre bewegliche Leichtigkeit. Ihr Geschäft bestand nur noch darin, an der Kasse zu sitzen, und Billete zu verkaufen. Die eigentliche lustige Person der Gesellschaft war ein kleiner, schon bejahrter Mann, mit einem völligen Affengesicht und mit einem solchen Ueberfluß von Heiterkeit und Ausgelassenheit, daß er seine Bajatzrolle überall, sowohl bei Tische, als auf der Bühne spielte.

Sie sprachen alle gewöhnlich Deutsch, doch mit fremder Aussprache und nicht selten mit einem französischen und italienischen Worte vermischt. Vater und Tochter schienen Protestanten, aber die Mutter eine Katholikin zu seyn.

Ihre Art zu leben, so wie die Garderobe und die Dekorationen verriethen einen Wohlstand, der durch den großen Zulauf, den sie in Berlin hatten, täglich vermehrt wurde. Alle jungen Herrn aus der eleganten Welt mußten die Demoiselle Ritter sehen und über sie urtheilen können. Die Kunstkenner, die das Niedrig-Komische nicht gering schätzten, konnten das treffliche komische Mienenspiel des alten Ritters nicht genug bewundern, und die Affenstreiche des nicht sehr karrikirenden Bajatz fanden besonders viele Gönner unter dem Haufen. Ein paar Aufwärter und Reitknechte ausgenommen, machten diese vier Personen die Gesellschaft aus. Wenn die Vorstellung des Abends beendigt war, zogen sie sich immer in ihre Zimmer zurück und nahmen weder Besuche noch Einladungen an. Die Strenge, womit der alte Ritter die Tochter bewachte, war allgemein bekannt. Sie erschien nur an seiner Seite, allein es war, als fühle sie sich nicht dadurch gezwungen; sie sprach mit Allen mild und freundlich, und das Stillschweigen und der strenge Ernst des Vaters legten ihrer lebhaften, oft kindlichen Heiterkeit keine Bande an. Während der täglichen Tischgespräche hat Graf Fritz bemerkt, daß es ihr weder an Geschmack noch Bildung fehlte. Sie war mit den besten und geistreichsten Dichtungen in den mehrsten neueren Sprachen bekannt; allein die reine, anspruchlose Natürlichkeit, womit sie sich frei und offen äusserte, verlieh ihr den größten Reiz. Die Artigkeiten und Schmeicheleien, die sie täglich anhören mußte, wußte sie mit angewohnter Leichtigkeit abzulenken und damit zu scherzen; die vielen zärtlichen Blicke und mitunter eben nicht bescheidenen Aeusserungen, denen sie in ihrer Lage selbst in der Anwesenheit des Vaters blosgestellt war, schien sie entweder nicht zu verstehen oder nicht zu bemerken.

(Forts. folgt.)

Würzburger Theater.

(Fortsetzung.)

Robert der Teufel v. Meyerbeer. Der 3te Akt dieser Oper ist eine wahre Horribilitat. Welcher Gedanke muß einem unbefangenen Hörer wohl aufsteigen, wenn Bertram hervortritt in die wüste Gegend und einen noch wüstern Gesang beginnt? Was sollen die so wurfweise hervorstürzenden Töne denn bedeuten? — Der Zettel sagt, er erwartet seinen Sohn und ist beängstigt, dieser möchte nicht kommen. Wir haben ganz und gar nicht verspürt, daß uns Angst ergriffen hatte, und trotz allem Händeringen Bertrams gehört eine ziemliche Masse Einbildungskraft dazu, um im Entferntesten eine Homogenität dessen mit der Musik herauszufinden. Aliee tritt ein, ringt auch die Hände, singt viel Schweres mit einer erbärmlichen Orchesterbegleitung, die einem Sturme ähnlich wird und in uns lebhaft die Erinnerung an jene Scene im Freischützen erweckte, woselbst das Schwein über die Bühne fährt. Sie sinkt auf die Kniee, gleichsam um die Barmherzigkeit des Publikums anzuflehen und benuzt dazu höchst gemüthlich und naiv Passagen aus Fra Diavolo. Ja wahrhaftig, wenn das wie ein Gebet lautet, so kommt der fatale Bertram nicht zur Unzeit, eben so wenig als der unschuldige Robert, gute Geister lassen sich durch derlei Töne nicht citiren und nun über das begleitungslose Terzett, da wird's einem doch gerade so, als ob eine ganze Schichte Eis um den Leib des Hörers sich legte, wodurch der Magen erkaltet wird, und sich gewaltige Sehnsucht nach warmen Essen und Trinken erhebt. Die Verwandlung der Scenerie in die Ruinen der Rosalienkirche muß diese menschlichen Gefühle wieder zurückdrängen und nun folgt wie Bertram beschwört. Die heraussteigenden verdammten Nonnen werden durch Fagott-Töne ermuntert, die sich füglich mit dem Knarren einer sehr schlecht mit Fett versehenen Kelter vergleichen lassen, und der folgende Unfug wird nur dadurch etwas gerechtfertigt, daß Herrn Johann Strauß zu Wien etliche Walzertakte abgeborgt wurden. Wie sich ein Mensch nun in solcher Gesellschaft kurzweilig finden kann, ist uns unbegreiflich, da sind doch die Verführungsmittel ebennicht einladend, denn eine so tiefe, so gelehrte Musik, und wie die geschätzten Ausdrücke sonst noch heißen, ist doch wahrlich nicht verführerisch. Meyerbeer hat da Accorde konstruirt, von welchen selbst der Meister Sebast. Bach keine Begriffe haben möchte, und ob welchen sich des guten Voglers Perücke neunundneunzigmal wie ein Kreisel um das ernste Haupt gedreht hatte. Ein alter Meister aus Bindana's Schule hat eine sogenannte Signaturtabelle angefertigt, die wohl wenigen unter unsern Lesern bekannt seyn möchte; dem Rec. wurde sie einst vorgelegt in jener Zeit als er noch Generalbaß trieb aus purer Lust, mit dem Bedeuten hier wären alle Accorde zu finden, die nur erdacht werden könnten. Diesem Meister wollen wir es überlassen, Meyerbeer, wenn dieser hinabgestiegen in den Hades als seiner würdig zu umarmen, denn Meyerbeer hat den Ruhm jenes Namenlosen und wie billig längst Vergessenen nicht nur sich angeeignet, sondern er übertrifft ihn in jeder Beziehung. Robert nimmt den Rosalienzweig viel zu spät, und wahrscheinlich nur aus Verzweiflung und erdrückender Langweile. Wir erstaunten, als das große Duett im 4ten Akte unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es ist einiges Gefühl und richtige Deklamation darinnen, es ist zwar nichts weniger als ausgezeichnet aber wem sollte nach solch musikalischer Zuchthauskost nicht etwas Vernünftigeres munden, und obwohl der darauf folgende Chor wieder viel Geschrei und wenig Wolle bent, so betrachten wir diesen Akt doch gerne wie ein leidlich geputztes Frauenzimmer, dessen plumpe Füße durch eine ziemlich nette Taille und gewählte Kleidung unserem Auge entzogen werden. Das Duett im fünften Akte ist so lahm, so gehaltlos, daß augenscheinlich der Componist nur einen fünften Akt schreiben wollte; das Terzett zwischen Alieen, Robert und Bertram ist schwer aber wir überlassen dessen Schönheiten herauszufinden den Musikern ex-professo. Der orgelbegleitete Chor hat gerade so viel Edles wie das oben erwähnte Gebet, und das folgende Brillant-Feuer bei der Trauung ist die armselige Aushülfe der Scenerie, damit das Stück nicht elendiglich sterbe. Wir wiederholen nochmals: Es ist nichts mit größeren Ansprüchen auf die Bühne gekommen, und nichts blieb mit der Erfüllung weiter hinten.

Jedes Streben etwas Tüchtiges zu leisten wird anerkannt, wenn es sich jedoch ereignet, daß der Dünkel allein, ohne irgend eine andere Berechtigung den Wettlauf mit größeren Geistern nach einem Ziele wagt, wenn der Uebermuth den Thersites spornt, sich neben die Achille und Ulysse zu stellen, so verdient er die gehörige Zurechtweisung.

Somit hätten wir unsere Ansicht frei geäußert, verbinden aber nicht die Absicht, den Wunsch eines Sängers hier zu realisiren, der vor der Aufführung sich äußerte: „Wenn heute die Oper nicht ausgezischt wird, so ist dies nie mehr der Fall.“ Zwar hat er ziemlich viel gethan, um dies herbeizuführen und sein Niederknieen bei der Trauung zeigte eben so viel Carrikirtes, als sich seinem Gesange durchweg nicht eine große Nachlässigkeit absprechen läßt. Herr Miedke als Bertram gab uns seine ganze Partie stückweise, von rundem Gesange war nichts zu vernehmen; wir hörten einen Unbekannten während des letzten Aktes sagen, „das ist seine beste Scene, wo er und die Versenkung zusammenspielen.“ Dem. Stern, zu deren Benefice die Oper gegeben wurde, sang so ausgezeichnet, wie wir es an ihr stets gewohnt sind. Dem. Anschütz als Aliee suchte allein aus ihrer Parthie alles zu machen, was sich nur daraus immer machen läßt, die besiegten Schwierigkeiten derselben hätten mehr Anerkennung verdient, als der jungen Sängerin zu Theil wurde; überhaupt verbindet sie mit einer sehr wohlklingenden Stimme, der sie jedoch auch die nöthige Kraft zu geben weiß, ein überlegtes Spiel, und vielleicht ist es andern Städten vorbehalten, ihr den Beifall zu zollen, den das hiesige Publikum ihr versagt. Hr. Körsgen hörten und sahen wir zum letzten Male als Raimbaud. Es war sein Schwanengesang, mehr über ihn zu sprechen, verlohnt sich der Mühe nicht. Wir wünschen aber aufrichtig, daß die Direktion des Theaters uns einen Ersatz gewähre, der uns am Ende nicht gar veranlaßt, eben so sehnsuchtsvoll an den plötzlich Entflohenen zu denken, wie eine Dido an den Aeneas. Das Orchester hat seine Kunst im Forte hinlänglich gezeigt, und soll recht gelobt werden, wenn es einmal crescendo et decrescendo gelernt hat. Die Blasinstrumente Horn, Fagott und Serpent werden einigen Schaden genommen haben, wir träufeln schließlich einigen Mitleidsbalsam darauf.

Liebeserklärung.

Ich hab der einzig Einen
  Mein ganzes Herz vertraut;
Da fing sie an zu weinen,
  Hat still mich angeschaut.

Doch unter ihren Thränen,
  Da gab es laut sich kund,
Es zog ein gleiches Sehnen
  Sie mir an Herz und Mund.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern, als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 13. **Mittwoch, 12. Februar 1834.**

Liebe ist die vollziehende Gewalt des Schicksals, das die Zwergin oft zur Mutter des Riesen macht und sich in der Entwickelung des Bedeutenden und Gigantischen aus dem Bedeutungslosen und Nichtigen zu gefallen scheint; das so oft den unbändigen Geist des Junglings mit einem Madchenwimper, den Willen des Weisen mit dem Busenband einer Thörin fesselt.

Die Kunstreiterfamilie.

(Dem Dänischen des B. S. Jugeman nacherzählt von Kruse.)

(Fortsetzung.)

Graf Fritz hatte eines Tages seine ganze Feinheit und Keckheit verwendet, Giasinda im Beiseyn des Vaters eine verblümte Liebeserklärung zu machen. Der Ton, mit dem sie dieselbe erwiederte, hatte ihm das Blut in die Wangen gejagt, und die Schlauheit, mit der sie ihn seitdem die Lacherlichkeiten solcher Aeßerungen hatte empfinden lassen, während sie sichtbar andern jungen Herrn größere Aufmerksamkeit bezeigte, brachte ihn oft beinahe aus der Fassung, indem er seine Eifersucht durch erkunstelten Gleichmuth verrieth. Er beschuldigte dann oft das Mädchen in seiner Gefallsucht; allein der erste milde Blick, oder ein freudliches Wort, das sie ihm spendete, war genug, sie wieder zu rechtfertigen.

So verirrte er sich täglich tiefer und tiefer in das Labyrinth einer immer wachsenden Leidenschaft, während er selbst noch immer wähnte, ein freier, lustiger Zugvogel zu seyn, der nur auf kurze Zeit Ergötzen daran fand, den Gefangenen zu spielen. Die vielen kleinen Liebeshändel, die er kühn durchgangen war, und die er gewöhnlich schon nach acht Tagen vergessen hatte, benahmen ihm jeden Skrupel über dieses so unterhaltende Verhältniß, das ihn doch schon in dem Grade beschäftigte, daß er einen unwiderstehlichen Drang sich mitzutheilen empfand. Daher hatte er auch diesen Morgen das Schreiben an seinen gesetzten Freund Helmann angefangen, von dem er doch wußte, daß er sich mehr um einen Varianten im Homer, als um alle Liebeshandel in der Welt bekümmerte. Der Brief blieb unvollendet liegen. Mit dem Buche in der Hand, saß Graf Falkenberg wieder den ganzen Vormittag auf seinem Zimmer und hörte Giasinda nebenan tanzen, lachen und singen. Er hatte sich nun vierzehn Tage im goldenen Adler aufgehalten und wußte noch nicht, wie Berlin aussah. Sonst hatte er nur wenige Tage gebraucht, die Denkwürdigkeiten einer fremden Stadt zu besehen und die Bekanntschaft mit allen ihren öffentlichen Vergnügungen zu machen. Alle wunderten sich über diesen sonderbaren Reisenden, der immer zu Hause blieb, während er selbst diese Aenderung seines lustigen Reiselebens nicht zu bemerken schien. Endlich wurde zur Tafel gelautet und er eilte hinunter nach seinem gewöhnlichen Platz. Sobald die Tischgesellschaft sich niedergelassen und die Demoiselle Ritter ihm gegenüber Platz genommen hatte, war er sogleich mit ihr im lebhaften Gespräch. Er redete von der Vorstellung des vorigen Abends, und ohne ein Wort zu äußern, das als Schmeichelei betrachtet werden konnte, lobte er das freie Künstlerleben im Allgemeinen, und ergoß sich in lebendiger Begeisterung über das Glück, die Welt so wie auf einem Lichtstrahl durchtanzen, oder kühn durch die Luft mit der Spitze der Zehe auf dem Rucken eines wildfliegenden Pferdes durchstürmen zu können.

Giasinda gab ihm Recht und warf, der aufrichtigen Lobrede ihrer Kunst sich erfreuend, einen kindlich triumphirenden Blick auf ihren Vater, der schweigend wie vorher den Kopf schuttelte.

„Aber, lieber Gott, Herr Graf!" rief sie unbedachtsam, „haben Sie dergleichen Sachen nie versucht? Es gibt nichts Leichteres in der Welt, wenn man nur rechte Lust und Freude daran hat, und weder schwindlich noch furchtsam ist."

„Als Kind waren solche Uebungen meine größte Freude," versetzte der Graf. „Seit der Zeit habe ich keine Gelegenheit dazu gefunden, und außerdem —" Er war im Begriff, ein Wort von dem, was in seiner Lage unschicklich darin erscheinen könnte, auszusprechen; aber in demselben Augenblick das Verletzende in einer solchen Aeußerung bemerkend, hielt er plötzlich erröthend inne.

„Nun, und außerdem schickt es sich nicht für einen Grafen und vornehmen Herrn, wollten Sie wohl sagen," fiel Demoiselle Ritter heiter ein. „Doch warum nicht? Dürfen nicht Fürsten und Konige auf dem getäfelten Boden tanzen und auf einem wilden Jagdroß galoppiren, ohne ihre Ehre und Majestät einzubüßen, warum denn dieses nicht auf eine leichtere und raschere Weise?"

„Wohl wahr!" rief Graf Fritz eifrig. „Man ist nur gar zu geneigt, sich von den verkehrten Meinungen und elenden Vorurtheilen seiner Zeit zum Sclaven machen zu lassen. Rührte sich noch ächte Kraft und Selbstständigkeit in der Welt, würde es auch nicht so einförmig und langweilig in ihr aussehen; allein es ist ein Jammer! selbst die kühnsten Manner, die mit Stolz von ihrer Freiheit und Selbstständigkeit reden, besitzen nicht einmal Muth über die Straßen zu gehen, wenn sie nicht einen geschmacklosen Filzthurm auf dem Kopfe tragen und als völlige Mißgeburten der Pariser und Londoner Mode- und Schneidertyrannei erscheinen. Es ist nicht daran zu denken, daß Jemand den Muth besäße, auf eine kecke, eigenthümliche Weise für sich zu leben, oder den Lebensplan durchzusetzen, den er, seiner Natur und Anschauung des Lebens gemäß, als den schönsten und angemessensten erachten muß. Man will kein Aufsehen machen, heißt es, man will nicht für einen Thoren gehalten werden, und so schleicht man als der größte Thor so langweilig wie möglich in dem geschmacklosesten Spießbürgerkostüme durch die Welt, und darf keinen kleinen Sprung ausser dem beschränkten Kreise der Konvenienz machen, um nicht von der großen uns umgebenden Menge derjenigen, welche sich zu Sclaven des Schicklichen hingegeben haben, ausgelacht zu werden. Darum freut es

mich immer, wenn ich Menschen sehe, die sich kühn von diesen langweiligen Formen losgerissen haben und als freie reisende Künstler, die das Privilegium besitzen das ganze Leben nach eigenem Gutdünken einzurichten, die Welt zu durchwandern, und eben so gut auf dem Kopfe als auf den Füßen stehen können, ohne daß Jemand ein Recht hat, daran Anstoß zu nehmen."

„Bravo, Bravo! das hat er von mir gelernt," rief Bajatz, der an seiner Seite saß und während seiner eifrigen Rede Gelegenheit gefunden hatte, sich seiner Flasche zu bemächtigen. Er leerte nun den Rest von dem Rheinweine des Grafen fröhlich mit einem recht zufriedenen Privatlächeln aus. „Ha! ha!" fuhr er fort. „Das war ächter Rebensaft. Eure Worte in Ehren, Herr Graf! Zum Henker mit diesen kleinlichen Schicklichkeitsgesetzen; ich mache mit dem größten Vergnügen so viele Sprünge als es Ihnen beliebt ausser dem beschränkten Kreise der Konvenienz, der nicht größer ist als der Umkreis eines dieser kleinen grünen Gläser."

„Bravo, Herr Bajatz!" rief Graf Fritz und verlangte eine neue Flasche, während er mit den Uebrigen lachte und sich mehr als alle bei seinen gewöhnlichen Bajatzstreichen ergötzte.

Aber an der Stirne des alten Ritters vervielfachten sich die tiefen Furchen. „Auf meine Rechnung," winkte er dem Kellner zu. „Spare diese Art Witz für die Bretterbude auf, Pietro! dort können wir ihn gebrauchen," fuhr er mit einem tiefen Seufzer zu seinem lustigen Kunstbruder fort, und versank wieder in sein gewöhnliches Hinbrüten.

Es war eine so große Seltenheit nur ein Wort von dem alten wunderlichen Possenreiser zu vernehmen, daß eine allgemeine Stille am Tisch entstand, allein Bajatz machte zu der Zurechtweisung ein so langes und feierliches Gesicht, daß er bald ein Gelächter erregte und die stockende Unterredung wieder in den Gang brachte.

„Was geben Sie mir, Herr Graf, wenn ich Sie in acht Tagen alle meine Künste lehre?" sagte er zu seinem aufgeräumten Nachbar. „In dem Hauptprincip sind wir schon einig: Freiheit, die goldene Freiheit ist die Amme aller edlen Künste; dann kommt die Courage, und daß einem nicht bangt eine Dummheit zu sagen, wenn er bezahlt ist um Witze zu reißen; die größten Dummheiten sind eben die besten Witze, wenn sie nur von einem aufrichtigen Herzen zu kommen scheinen; denn das muß man der edlen Menschennatur zur Ehre nachsagen, es ist nicht die Klugheit anderer Leute, sondern unsere eigene, die uns in der Welt am meisten zum Lachen bringt, und man fühlt sich nie klüger, als wenn man zu entdecken glaubt, daß andere honnette Leute nicht ganz pferdedumm sind.

„Darin kann ich Ihnen nicht beistimmen," versetze Graf Fritz; „man kann eben so gut die eigenen Thorheiten als die anderer Leute belachen. Um auf eine künstlerische Weise die Dummheit dem Gelächter der Einfältigen Preis zu geben, muß man wohl obendrein ein Talent besitzen, das sich nicht durch Studium erlangen läßt; und vermöchten Sie auch mir in acht Tagen ihre ganze Theorie von der Bajatzrolle einzulernen, müßten Sie mir zugleich Ihren Humor und Ihr Gesicht leihen, wenn ich auf Ihre Weise auch nur einen einzigen zum Lachen bringen sollte."

„Sie schmeicheln, Herr Graf," entgegnete Bajatz; „meinen besten Humor schöpfe ich, wie der Kellner weiß, aus der grünen Flasche; und die Aehnlichkeit mit dem behenden Geschöpf, das der Teufel erschaffen haben soll, um uns Menschen zu parodiren, ist ein Vorzug, der eben nicht schmeichelhaft ist. Aber wie ich Ihnen sage, Herr Graf, ich will mich dazu verpflichten, in acht Tagen einen so guten Bajatz, wie irgend Jemand verlangen kann, aus Ihnen zu machen, insofern Sie wirklich die Ehrfurcht fur unsere höchst treffliche Kunst besitzen, wie Sie es uns glauben machen wollen, und des Edelmanns nicht unwürdig finden, auf dem Kopfe zu stehen, wo alle übrigen wohlmeritirten Honoratiores sich nur ihrer Füße bedienen."

(Fortsetzung folgt.)

Amor und Momus.

(Novelle von J. Loser.)

Der Blumenstrauß und die schönen Zähne.

I.

Als ich vor einigen Tagen in den eleganten Laden der Arnold'schen Buchhandlung in Dresden trat, um mir die hübschen Kupfer der Hell'schen Penelope zu betrachten (die Meister Retsch und Rensch haben wieder einmal treffliche Sachen geliefert), gerieth mir unter andern auch ein schlecht und recht broschürtes Büchlein in die Hände. — Ich liebe von Hamburg her ein solches schlichtes Kleidlein in littera, maßen mein dortiger Herr Verleger, Hoffmann und Campe, wie bekannt, seinen Börne und Haine also ausgestattet in die Welt sandte, und (wie ihm selbst bekannt) sehr wohl dabei fuhr. — Aber mit Schauder — ja mit Entsetzen warf ich das Büchlein in der Arnold'schen Buchhandlung aus den Händen, als ich den Titel desselben gelesen hatte, welcher lautete: „Das Ganze der Blumensprache, jungen geistreichen, witzigen und gefühlvollen Leuten gewidmet. Quedlinburg, bei Gottfried Basse."

Fern sey es von mir, den Verlagsartikeln des Herrn Gottfried Basse Uebles nachreden zu wollen, — im Gegentheil! ich habe von frühester Jugend eine besondere Vorliebe für selbige gehegt, und sogar schmähliche Prügel darob erduldet; wenn ich, statt über dem Mensa her zu seyn, das rachende Gespenst, oder das wandernde Gerippe, den Fernando Lomelli, und den großen Lips Tullian studirte — aber ärger und mehr als alle Prügel machte mir die verdammte Blumensprache zu schaffen, und daher mein Abscheu vor dem Büchlein.

Man urtheile, ob ich Unrecht habe.

Ich war 18 Jahre alt und Primaner! — o lieber Leser, wenn Du nicht selbst wenigstens schon 18 Jahre alt gewesen bist, so bitt' ich Dich, nicht weiter zu lesen; warst Du aber auch sogar Primaner, dann lies fort, und komme an mein brüderliches Herz, das zwar kein Primanerherz mehr ist, aber doch noch recht gut nachzuempfinden vermag, wie ein Primaner empfindet, dies wundervolle, in drängender Ahnung lebend, und webende, blüthendufterfüllte, patriotisch-aufgeblasene — schillerisirende, flegelhafte Wesen.

Ich war 18 Jahre alt und Primaner! folglich war ich ein eben so großer Held wie Arminius, folglich machte ich eben so gute Verse wie Schiller und Göthe (ich stahl sie nämlich von Beiden), folglich stand ich in der Redekunst dem Cicero nicht nach — meine Abgangsrede handelte von dem Nutzen der christlichen Religion — folglich hatte ich einen Gott, einen Fürsten, ein Vaterland und eine holde teutonische Maid, die ich anbetete. — Hedwig war erst 15 Jahre alt, aber in vieler Hinsicht schon bedeutend klüger als ich, indessen, mit vielen ihrer Mitschwestern verglichen, dennoch sehr unschuldig und nebenbei auch sittig; so zwar, daß sie, obschon sie mir gar nicht gram war, dessen ungeachtet es nicht wagte, den ersten Schritt zu unserer gegenseitigen Annäherung zu thun — und ich — o ich war so blöde — dazumal — daß ich gewiß bin, sie würde mich jetzt nicht wiedererkennen, wär' ich auch in den 10 Jahren um keinen Zug verändert.

Unsere stille Liebe währte dergestalt fast ein Jahr, und ich war daran, aus einem „Herrn Primaner" zum „Bursch,"

kurz und gut zu avanciren. Vier Wochen sollte ich noch in meiner Vaterstadt verleben; die Zeit wurde mir lang und kurz. Lang in Erwartung des fidelen Lebens, kurz, wenn ich an den Abschied von Hed'chen dachte. Kurz gestimmt (i. e. wehmüthig) gehe ich eines Tages zu ihr — versteht sich unter dem Vorwande, ihre Aeltern zu besuchen — ich treffe sie im Garten — wir wandeln eine Zeit lang schweigsam neben einander her, endlich nehm' ich das Wort und rede — was? hab' ich vergessen. — Sie hört mir sinnig zu — ihre Wangen glüh'n, ihr schönes Auge leuchtet — und mit zauberischem Lächeln reicht sie mir ein Blumensträußchen, welches sie im Gehen zusammengepflückt und gebunden hatte. — Entzückt küß' ich ihr die Hand, und will so eben in überschwänglichen Reden ausbrechen, da schlägt die Glocke 4, und ich muß fort zum alten Justizrath Entrich, welcher meinem Onkel versprochen hatte, ein hübsches Stipendium für mich auszuwirken, weil er meinte, ich hätte viele Anlagen zu einem unerhörten Genie. —

Der Justizrath Entrich war der dickste Mann in ganz Kleinjacobsheim, aber seine Tochter Emmeline übertraf ihn noch um Einiges an Körperumfang und Gewicht, obgleich sie erst 27 Jahre alt war. — Haben Sie die dicke Polin gesehen? Gerade so sah Fräulein Entrich aus, nur daß sie außerdem noch etwas kupferig im Gesichte war. — „Ach, lieber Theodor! was haben Sie da für einen schönen Blumenstrauß!" rief sie mir entgegen, als ich in's Zimmer trat und nach dem Herrn Papa mich erkundigte — das war ein Dolchstoß für mich, der ich wußte, daß man Fräulein Emmeline zur ewigen Feindin hatte, wenn man ihr etwas nicht sogleich offerirte, wenn sie Wohlgefallen zu äußern geruhte — wider Willen mußte ich also des Stipendiums wegen meinen lieben Blumenstrauß nach der Speckseite werfen — „er ist für sie bestimmt, gnädiges Fräulein," stotterte ich — huldvoll nahm sie mir ihn aus der Hand, und ich ging in des Papa's Arbeitszimmer, der mich sehr gütig empfing, und zu morgen eine günstige Resolution versprach. — Am andern Morgen aber bekam mein Onkel ein grobes Billet: „Der Mossiö Theodor wären ein unverschämter Bube, und sollten sich keine Hoffnungen auf ein Stipendium machen; übrigens würden der Herr Justizrath sich vorbehalten, ihn für die Frechheit, dem Fräulein Emmelinen eine Liebeserklärung zu machen, insbesondere zu züchtigen!" — ich erstarrte! forschte nach — schreckliches Licht! Hedchens Blumenstrauß, der mir gegolten, bildete eine Liebeserklärung, ich Unglückseliger verstand die Blumensprache so wenig, wie Sanskritt! daher alles Unheil, denn Emeline verstand sie eben so gut, wie Hedchen. — Sie hatte sich dem Papa Justizrath zu Füßen geworfen, und um seinen Segen für sich und den angehenden Studiosus juris gefleht. — Papa Justizrath gab ihr seinen Fluch — ich bekam kein Stipendium — o Jammer! mußte es vor meiner Abreise noch erleben, daß Hedchen, die mich für einen Verräther hielt, sich mit einem jungen Ja- (Raths-) Herrn verlobte — jetzt ist sie Frau Bürgermeisterin von Kleinjacobsheim, und ihr ältester Junge ist neun Jahre alt, ich aber bin noch immer Junggeselle und Maler, denn ohne Stipendium studirt sich's schlecht die Rechte — und ehrlich gesagt, ich hatte von jeher zu viel natürliches Rechtsgefühl und Poesie zum Advocaten.

II.

„Eine geistreiche Freundin schrieb mir vor einiger Zeit: „Obgleich ich noch ein kleines Mädchen war, als Du von R*** fortgingst, entsinne ich mich doch noch recht gut, wie Du aussiehst: Du bist nicht groß, blond, und eben nicht schön." — Wer mich kennt, wird der Wahrheitsliebe meiner hübschen Freundin alle Gerechtigkeit widerfahren lassen; denn, obschon ich eine tüchtige Portion Eigenliebe besitze, so muß ich mir's doch selbst gestehn: ich bin nicht im geringsten schön, au contraire! meine wirklich schönen Zähne ausgenommen, wüßte ich nicht, was irgend einem Menschen auch nur als hübsch an mir gefallen könnte — aber, wer einmal Unglück haben soll, dem bringt es selbst das etwaige Gute; so mir meine Zähne; denn eben ihre Schönheit, in Verbindung mit meiner blassen Gesichtsfarbe, macht mich zum Abscheu der Schönen, denen ich mit Anbetung mich nahe — hier ein Pröbchen von derlei Geschichten: — Ich hab' eine Oper geschrieben, und nachträglich zur Oper eine Arie für die Primadonna, Signora Evelina. Il Compositore hat ebenfalls sein Möglichstes gethan, so daß es wirklich ein kleines Meisterstück geworden ist, und Signora, dies wohl erkennend, ist entzückt und genießt schon im voraus ihren neuen Triumpf. Signora ist schon, ich brauch' also nicht erst zu sagen, daß ich bis zum Sterben in sie verliebt bin, daß ein Kuß von ihr mir hundert Jahre im Fegefeuer versüßen werde. Man denke sich also meine Wonne, als sie mir erlaubt, sie besuchen zu dürfen. Ich fliege zu ihr, sie läßt mich auf dem Sopha neben sich Platz nehmen; wie schwatzen, lachen, so bricht der Abend herein, und die Astrallampe mit dem rosenfarbenen Schirm macht die Scene immer traulicher und lieblicher. Signora's Partie liegt auf dem Tische, sie blättert drin herum, und als sie an die Arie kommt, deutet sie mit ihrem zierlichen Zeigefingerchen darauf, sieht mich dankbar an, und flüstert, indem sie das schöne Köpfchen zu mir beugte: „o che bello!" — Ich halte mich nicht mehr, wonnebebend ergreif' ich ihre Hand, und beschwöre sie um einen Kuß — lächelnd beugt sie das Köpfchen zurück und schließt die Augen halb — ich küsse sie — aber, o verdammt! unwillkürlich muß ich dabei lächeln über die seltsame Situation und über das Publicum, dessen Applaus ich es verdanke, das schönste Mädchen küssen zu dürfen — da fährt Signora erschrocken und todtenblaß zurück, und indem sie das Gesicht in ihren Händchen verbirgt, kreischt sie: „o maledetto Vampyro!" und ich mag bitten, beschwören, wie ich will — sie hört nicht; mein verdammtes ironisches Lachen, meine schönen Zähne, meine bleiche Gesichtsfarbe — ich muß ein Vampyr seyn! Halb wahnsinnig renne ich fort, und wäre mir an jenem Abend ein Barbier begegnet, hol' mich der Teufel! ich hätte mir alle Zähne ausziehen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Perioden der Ehe.

Wenn ein Liebender sich durch alle Stürme und Klippen der Liebe, von dem Leuchtthurme Hymens zurechtgewiesen, in den Hafen der Ehe hat lootsen lassen und sicheren Anker geworfen, so entstehen eine Menge anderer Krankheiten, die weit schwerer zu heilen sind, als die der Liebe. Im Allgemeinen fassen wir sie unter dem Namen des Ehefiebers zusammen, und berichten Allen, welche daran leiden, die verschiedenen Zustände dieser entsetzlichen Krankheit.

Erste Periode.
Dauert circa vier Wochen.

Die Krankheit tritt unmittelbar nach dem „Ja" am Altare ein, und äußert sich zuerst in einer Ueberreizung der Gehirnorgane. — Man taumelt halb wahnsinnig mit dem Kleinod seines Lebens von Freude zu Freude, von Wonne zu Wonne. — Es entsteht ein entsetzlicher Jubel. — Man kauft sich Schillers Glocke und lernt den Vers auswendig: „Wer

ein holdes Weib errungen ꝛc." Man führt Frauchen alle Tage spazieren und dreimal wöchentlich zum Ball, wenn's Winter ist. — Man leidet keinen Schleier auf ihrem Gesichtchen. — Man wundert sich, wie andere Männer ihre Ehehälften verlassen können, um eine Partie Billard zu spielen. — Man ärgert sich über die gefühllose Männerwelt, und declamirt pathetisch die Würde der Frauen. — Zuweilen tritt ein Delirium ein, in welchem man sich morden möchte, wenn Einem eine Andere besser gefällt, als das Ideal unseres Herzens, sintemal es Frevel sey wider den heiligen Geist der Treue. — Man vergiftet Frauchens Kätzchen, damit kein anderes Wesen sie liebe. Man überredet Jedermann, bald zu heirathen, da der Ehestand der Himmel auf Erden sey. Summa summarum. Man ist total verrückt!

Zweite Periode.
Dauert zwei bis drei Jahre.

Man wacht eines Morgens auf und macht ein sehr nüchternes Gesicht. — Man berechnet die Ausgaben der ersten Monate, und ist verdrießlich, wenn Frauchen einen neuen Hut verlangt. — Weibchen fängt an zu schmeicheln, man wird gerührt und sinkt ihr zu Füßen. — Das dauert aber nicht lange, — die Raserei kühlt sich schnell ab, und man findet, daß man mit dem Prädikat „Engel" zu freigebig gewesen ist. — Man studiert das Büchlein „Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte" und empfiehlt es der Gattin zu Nutz und Frommen. — Sie wirft es lachend bei Seite, und man wird wüthend. — Der Hausfreund wird abgeschafft, und die Correspondenzen der Frau werden aufgebrochen. — Drei Tage langes Schmollen und feurige Versöhnung. — Bekenntniß des eigenen Unrechtes. — Man macht Tugenden zu Fehlern und Fehler zu Tugenden. — Man findet mit Erstaunen Schwachheiten an Frauchen, die man früher nicht bemerkte. — Man wird entsetzlich eifersüchtig, wenn die Gattin von einem Unbekannten gegrüßt wird, macht ihr das Leben sauer und bittet sie mit Thränen um Vergebung. — Summa summarum: Jeder Zoll ein Narr!

Dritte Periode.
Dauert ein Jahr.

Man wird sehr gleichgültig. — Jeder geht seinen eigenen Weg. — Man geht auf die Jagd, oder legt eine Schmetterlingssammlung an. — Frauchen entrirt Caffeevisiten und fährt mit alten Freunden des Mannes ungehindert ins Theater. — Man geht in Caffeehäuser, und wirft sich leidenschaftlich auf Politik. — Man kommt nach Hause. — Frauchen hat Hühner gekauft, man freut sich über ihren Häuslichkeitssinn, und legt eine Einnahme- und Ausgabecontrole an. — Man spielt vor Langerweile mit Weibchen Ecarté, und findet darin eine sehr geistreiche Unterhaltung. — Rechthaberei auf beiden Seiten, und Meinungsverschiedenheiten über Pädagogik und Kinderzucht. Summa summarum: Man ist nicht kalt noch warm, und befolgt das flaueste Juste-Milieu.

Vierte Periode.
Dauert ein Jahr.

Am Ehestandshimmel ziehen sich Wolken zusammen. — Große Zwistigkeiten wegen unnützer Dinge. Frauchen weint bitterlich, und trauert um die verlorne Jugend. — Man wirft sich einander vor, daß man sich unglücklich gemacht habe. — Man spielt den Haustyrannen, und schwört, die Frau verbittere uns das Leben. — Man trennt die Schlaf- und Wohnzimmer und behauptet, die Weiber wären von Haus aus ein verwerfliches Geschlecht. — Die Dame vom Hause wird eigensinnig und herrschsüchtig. — Ein guter Freund will heirathen, man beschwört ihn, kein Esel zu seyn, und es bleiben zu lassen. — Alle Tage Zank und Streit, — man verfeindet sich mit Gott und der Welt und kommt spät nach Hause. — Man duellirt sich mit dem besten Freunde, weil er bei unserer Gattin sich des Schlittenrechts bedient hat. — Man wird melancholisch und hypochondrisch. — Das Gewitter entladet sich endlich mit Donnern und Krachen; der tödtende Blitzstrahl heißt — Schridung!

Krisis der Krankheit und fünfte Periode.
Erster Fall.

Das Gewitter schlägt ein! — Die Scheidung geht vor sich. — Die Frau legt ein Stift an, wird eine Betschwester und erbitterte Feindin der Ehe. — Der Mann wird liederlich, treibt ein wüstes, rohes Leben, und stirbt geringgeschätzt und vergessen in der Blüthe seiner Jahre. — Sein einziger Arzt ist — das Grab.

Zweiter Fall.

Das Gewitter zieht glücklich vorüber, und hat die schwüle Luft der Ehe gereinigt. — Das unschätzbarste Kleinod, die Vernunft, kehrt zurück, und man kommt beiderseitig zu der Einsicht, daß man ein Narr war. Aechte und wahre geläuterte Liebe und Freundschaft tritt an die Stelle des falschen Wahnsinntaumels, und an der Hand der Liebe und Treue bietet das Leben manches Blümchen der Freude, welches der rasche Fuß des Rasenden früher unbemerkt und schonunglos zertrat. Es ist die erhabenste, die heiligste Periode des Ehestandes eingetreten, es ist das Himmelreich auf Erden!

Die Honigschlange.

Ich kenne eine Schlange,
Sie lockt mit Honig-Gift;
Sie lockt, sie zielt so lange,
Bis uns ihr Giftzahn trifft.
Sie sticht die unbewachte Brust.
Wie heißt die Honigschlange? — Lust. —

v. Eckart.

Viersylbige Charade.

Wenn in dem heißen Afrika
Die beiden Ersten Dich erreichen,
So ist Gefahr und Tod Dir nah',
Der Tapfre selbst wird da erbleichen.
Zwar nenn' ich Die's in fremder Zunge,
Doch ist's auch Deutsch ein schönes Wort,
Als Namen trägt es mancher Junge
Und mancher Mann noch fort und fort.

Das erste Zeichen stoße ab,
Von beiden letzten und Du findest
Ein Gut, das die Natur uns gab,
Wenn Du was Du denkst verkündest.
Auch sie sind fremd in unsrer Sprache
Im Ablativo steh'n sie da
Hast Du errathen, Leser, sage
Liegt hier die Lösung nicht ganz nah?

Das Wesen, das das Ganze nennt,
Es ist die Wonne meines Lebens
Mein Herz kein höh'res Glück erkennt
Als Es, Es ist mein Ziel des Strebens
Ihm ist mein Herz in treuer Minne
Geweiht auf dieser Erdenbahn;
Und wenn ich's einst für mich gewinne,
So bin ich ein beglückter Mann.

R . . :

(Von der Mnemosine erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 14. Sonntag, 16. Februar 1834.

Amor und Hymen beherrschen zwei große Reiche, die durch eine Bergkette von einander getrennt werden: südlich Amors Gebiet, ein heißes Klima, nordlich Hymens Land: immer kuhl; südlich: viel Sonnenschein und bunte Blüthen; nördlich: viel Nachtthau und vertrocknete Früchte. Dennoch klimmt und keucht Alles die Berge hinan, um in Hymnens Reich hinab zu stolpern, aus dem keine Ruckkehr möglich ist.

Die Kunstreiterfamilie.

(Dem Dänischen des B. S. Ingeman nacherzählt von Kruse.)

(Fortsetzung.)

„Diese Lage Ihres thatigen Lebens war es eben meine Meinung nicht, besonders auszuheben," gab der Graf, heiter das Glas ausleerend, zur Antwort; „sie würde mich gar zu sehr geniren, und eben das Ungezwungene und Kühne bei den equilibristischen Künsten ist es, was mir gefällt. Wollte Demoiselle Ritter meine Lehrerin seyn, sollten Sie erfahren, daß ich ihr dankbarer und lehrwilliger Schüler würde. Ich habe nämlich nie etwas recht aus dem Grunde von Männern lernen können, und ich hatte nie das Alleingehen oder sprechen gelernt, wenn sich die Damen meiner nicht angenommen hätten."

„Schade, Herr Graf," nahm Giasinda das Wort, „daß ich mir Ihr schmeichelndes Vertrauen nicht aneignen und mich mit Ihrem Kindermädchen messen darf, sonst könnte ich große Lust haben, Ihre Lehrbegierde und Anstelligkeit auf die Probe zu stellen."

Die Wangen des Grafen glühten; mit lebhafter Begeisterung war er bereits im Begriff, das halb im Scherz gemachte Anerbieten anzunehmen; allein indem seine Blicke die heitere Giasinda suchten, um herauszufinden, ob er diese Aeusserung für Neckerei oder Ernst halten dürfte, begegnete ihm ein so tragischer Zug in dem bleichen, runzlichtem Gesicht des Vaters, daß er erstaunt verstummte; denn der Ausdruck, womit der alte Komiker ihn betrachtete, bildete einen so grellen Gegensatz zu dem lustigen, kühnen Leben, von dem die Rede war, und zu dem heitern Leichtsinne der Tochter, daß es ihm schien, als könne hier ein flüchtiges, unbesonnenes Wort die Unseligkeit eines ganzen Menschenlebens zur Folge haben. Die Stockung in der Unterredung, die dadurch eintrat, benutzte der alte Ritter, um sich zu erheben. Alle verließen nun bald den Tisch; man begrüßte sich flüchtig, wie gewöhnlich, und Jeder ging in sein Zimmer.

Bei der Vorstellung desselben Abends war Graf Fritz wieder anwesend. Giasinda war diesen Abend noch schöner in seinen Augen als je vorher. Wenn er sich nun, ihr gerade gegenüber auf dem zitternden Seile und mit derselben Leichtigkeit wie sie, so mit ihr in der Luft schwebend, dachte, schien ihm keine Lage in der Welt reizender und schöner. Als sie in der glänzenden Mameluckentracht, mit den niedlichen Zehenspitzen auf dem Sattelkissen, an ihm vorbeijagte, träumte er sich gleichfalls an ihre Seite und die Bühne drehte sich mit ihm um. Er sah noch immer nur sie, wenn Bajatz durch sein lächerliches Reiten alle Lungen in Bewegung setzte, und der alte Ritter mit unvergleichlicher Festigkeit und Sicherheit Beide übertraf, indem er als wilder Jäger in einem Wirbellauf, dem das Aug kaum folgen konnte, mit dem Fuß auf dem bloßen Rücken eines schwarzen schnaubenden Hengstes wie festgenagelt in dem Kreise herumfuhr. Endlich erblickte der Graf die schöne Zauberin als Kolumbine wieder und beneidete den Bajatz, der sie an der Hand fassen, sie umarmen durfte. Als nun auch der alte Ritter als Pierrot auftrat, und im komischen Mienenspiel sich selbst zu übertreffen schien, indem er allen Zuschauern ein unendliches Gelächter abnöthigte, vergaß Graf Fritz ganz den sonderbar ängstlichen und fast Entsetzen erregenden Eindruck, den dasselbe, jetzt komische Gesicht am Tische auf ihn gemacht hatte. Er spendete ihm lauten Beifall, und verließ wie berauscht mit den frohlärmenden Zuschauern den Saal.

Den nächsten Morgen saß Giasinda schon zu den Reitübungen angezogen, mit einer Mondoline in der Hand, in ihrem Zimmer, und sang leise ein heiteres Lied. Ihr Vater in einem feinen Morgenanzug, saß vor einem Schreibtisch voll Papiere und Bücher, in welche er so vertieft schien, daß er von Allem, was um ihn vorging, nichts vernahm. Bajatz stand an einem großen Schranke, und half der tauben Madame Ritter Garderobe und einige Dekorationsstücke nachsehen, bei welchem Geschäft er sich viele ausgelassene Possen erlaubte.

„Meine Amorjacke muß auch zum Schneider, Madame!" sagte er, und warf ein seidenes Jäckchen mit einem Paar bunter Federflügeln auf den Stuhl — „sollten wir Amor und Psyche wieder geben, und ich wieder nach Olymp das Tau entlang hinauf reiten, darf ich doch die Flügel unterweges nicht verlieren. Und unser Mond, ach, der ist in einem kläglichen Zustande, wie soll ich vor einem lumpigen Monde seufzen können, wie schön auch Kolumbine sey! Der Mond muß auch zum Schneider."

„Das ist ja der alte Mond der Mutter, Pietro," sprach Giasinda; „wenn du für mich seufzen sollst, werde ich mir den neuen ausbitten."

„Als dieser Mond neu war, Kinder!" sagte die stille bleiche Frau seufzend; „da war es eine glückliche Zeit; damals saß ich nicht an der Thüre bei der Kasse, damals saß der Vater nicht so schweigend und düster, die Ausgaben berechnend; da flog er mit Leib und Seele als ein wirklicher Amor vom Olymp herab, und holte sich seine Psyche — nun ist es anders!" Sie legte den kleinen, silberflorenen Lappen sorgfältig zusammen und kehrte sich ab, während sie heimlich eine Thräne aus den schwarzen, eingefallenen Augen drückte.

„Das war vor meiner Zeit, Madame! entgegnete Bajatz. „Nun ja! eine solche Mondscheinszeit kann auch nicht ewig

dauern; allein darum wollen wir den Kopf nicht hängen lassen. Werden Sie und Herr Ritter nie mehr froh und lustig, so steckt es auch mich an, fürchte ich, und ich werde ein miserabler, melancholischer Bajazz; wie wird es dann mit der Lustigkeit und mit der Einnahme aussehen? Signora kann zwar wohl noch ein Dutzend Jahre die jungen Gimpel, und unser Alter die soliden Honoratiores in's Haus locken, allein der Plebs, Madame, der hochgeehrte Plebs, gehört mir; schrie ich nicht Janhagel in's Haus hinein, würde der ganze dritte Platz leer stehen, und der ist doch der größte. Singen Sie, singen Sie doch, damit die Mutter die alten Geschichten vergesse," fügte er halb leise hinzu, während er einige alte Garderobstücke hervorzog und ihre Gebrechen untersuchte.

„Die arme Mutter!" seufzte Giasinda, „sie ist dieses Lebens satt, und es ist doch so unendlich ergötzlich. Ich sehe es wohl ein, wenn man sich nicht länger geltend machen kann, muß es langweilig seyn, allein es ist doch tausend Mal besser, als in der Scheune in Florenz zu sitzen und mit der abscheulichen Mosaik sich abzuquälen."

„Florenz" wiederholte Madame Ritter, die nur dies Wort vernommen hatte, „sehnst auch Du Dich nach Florenz, mein Kind? Herr Gott! kannst Du Dich dessen noch erinnern? Du warst doch nur fünf Jahre alt, als wir von dannen zogen. Ja, Du hast Recht, dort war es, selbst in unserm großen Elend und in unserer Armuth besser. Dort saßest Du als ein kleiner Gottesengel bei uns in der armseligen Spelunke und betrachtetest die Mosaikarbeit; und erkanntest Du dann ein Heiligenbild oder die göttliche Jungfrau, so faltetest Du fromm und schön die kleinen Hände und betetest zu ihr. Aber dann mußten wir hin, um die fremden Seiltänzer zu sehen."

„Ach ja, Mutter! das vergesse ich nie;" unterbrach sie Giasinda; „es war mein Glück."

„Gott bessere es, das saubere Glück, mein Kind," fuhr die Mutter fort. „Das Glück habe ich nie gekannt, ehe Du geboren warst; mögest Du es nie so kennen lernen!"

„Allein warum sind wir denn nicht in Florenz geblieben, Mutter? ich bin gewiß Schuld daran gewesen; ich habe Dich gewiß Nacht und Tag gequält, bis mir gestattet wurde, tanzen und reiten zu lernen?"

„Nein, mein Kind! Du trägst die Schuld nicht; die alte Lust wachte wieder auf, es war als hätte uns die Tarantel gestochen, damit wir die Welt durchtanzen und Dich zu den unglückseligen Künsten erziehen mußten. Wären wir in Florenz geblieben, hättest Du nun still und ehrbar im Kloster gesessen, statt dessen Du jetzt als ein leichtfertiges Weltkind alle Tage das Leben auf's Spiel setzen mußt, um für die Eltern Gold und für Dich selbst verderbliche Schmeichelei und Bewunderung einzuernten. Noch bist Du unschuldig und froh; allein der Himmel behüte Dich, Kind! selbst mußt Du alle Tage die Verderber hundertfältig um Dich herlocken."

„Aber liebe, gute Mutter! Du hast ja selbst mit Lust und Freude die nämliche Kunst ausgeübt; und Du bist ja doch immer so gut und fromm; warum sollte denn ich schlecht und verdorben dadurch werden?"

Die Mutter schwieg plötzlich. Giasinda bemerkte nicht, daß ein bitterer, unmuthsvoller Blick des alten schweigenden Vaters jene getroffen hatte.

„Setzen Sie doch der Signora Giasinda solche Grillen nicht in den Kopf, Madame!" sagte Bajazz, „Sie kann immer früh genug den Muth und zugleich die Heiterkeit verlieren, und dann mag der Henker länger salto mortale machen, besonders wenn sie so fortfährt meine gute Laune auf die Probe zu stellen und bei meinen züchtigen Liebeserklärungen und täglichen Kniefällen zu lachen, welche mir im letzten Jahre circa zehn Paar theure Pantalons von Diablementfort gekostet haben."

„Ist es denn nicht genug, Pietrochen, daß ich jeden Abend Deine zärtliche Liebhaberin auf den Brettern bin? soll ich es nun auch ausser der Bühne seyn, mußt Du mir hübsch gestatten unerbittlich zu bleiben. Alles, was ich für Dich thun kann, ist, daß ich Dir ein weiches Kniekissen nahe, auf welchem Du mit weniger Mühe und Kosten den Korb vor meinen Füßen empfangen magst. Bringe nun die Mutter auf andere Gedanken und laßt uns froh seyn." Darauf begann Giasinda ein lebhaftes und heiteres Accompagnement zu spielen, wozu der kleine Pietro tanzte und salto mortale machte. Giasinda sang:

Herrliches Wagespiel.
Schwebe empor zum Ziel
Heb' Dich im raschen Schwung
Salto mortale-Sprung.

Noch in der Wieg' ich sah
Strahlend die Fee mir nah;
Zeh'spitz' auf Flügelroß
Schnell sie vorüberschoß.

Hoch in dem Wolkensaal
Sah ich den Silberstrahl,
Fein auf des Glückes Rad
Schien mir gewiekt der Draht.

Fest er am Himmel stand;
Flügel an Fuß und Hand,
Zu Gottes Engelein
Tanzte ich fröhlich ein.

Noch in dem Wolkensaal
Winkt mir der Silberstrahl,
Stahldraht im Fackelglanz
Zittert beim luft'gen Tanz.

Bricht mir das Leben bricht,
Erde berühr' ich nicht.
Hell glänzt der Himmelssaal
Tanz' ich in luft'ger Hall'.

Kaum hatte sie das Lied geendet, als es an die Thüre klopfte. Pietro öffnete sie, und im glänzenden Kunstreiter-Kostüme, mit einem Federhut in der Hand und einer goldgestickten Schärpe um das dunkelblaue seidene Wams, trat ein großer junger Herr in's Zimmer und begrüßte die erstaunte Familie, die Hände kreuzweis auf die Brust gelegt, eben so, wie jene gewöhnlich das Publikum von der Bühne begrüßte. Trotz der Maskeradetracht und des angekleisterten Stutzbarts erkannte Giasinda sogleich den Grafen, und errieth sogleich den Grund seines Besuches und des sonderbaren Kostüms.

„Ei, Graf Falkenberg!" rief sie ihm entgegen, „Sie nehmen mich beim Wort, wie ich sehe, und wollen bei mir in die Schule gehen. Bravo! Ihr Auftreten ist glänzend und das Kostüm geschmackvoll. Sie müssen mich aber entschuldigen; ohne die Genehmigung des Vaters darf ich aus diesem Scherz keinen Ernst machen; und sollten Sie bei dem ersten Versuche den Hals brechen, würde es mir in der That leid thun."

„Wozu dieser Scherz, mein Herr!" sagte nun der alte Ritter, sich erhebend. „In unserm häuslichen Kreise spielen wir nicht Komödie. Es ist eine eigene Weise, auf die es Ihnen beliebt, uns und unserm Metier Ihre Achtung zu bezeugen, indem Sie sich zu dem Gebrauch und den Manieren unsers Farcenlebens herablassen, und in unsere Zunft mit allen unseren Pfauenfedern hineintreten. Diese Vertraulichkeit, mein Herr! ist so weit entfernt mir zu schmeicheln, daß ich sie für einen bit-

tern, höhnischen Spott halten würde, wenn Ihr Leichtsinn und Ihre Ausgelassenheit mir nicht die Ueberzeugung gewährten, daß Sie nicht daran gedacht haben, Andere, als sich selbst zu compromittiren."

Dieser Empfang stimmte den Grafen plötzlich sehr ernst, er vergaß allen Scherz und die lustige Weise, auf die er gedacht hatte, sich als Dilettant dem Künstlerverein vorzustellen.

„Entschuldigen Sie, Herr Ritter!" begann er fast betreten, „wenn ich so unglücklich gewesen bin, Sie zu verletzen. Ich komme in der That in der ganz ernstlichen Absicht, mir Ihre Leitung in der Kunst zu erbitten, die ich so wenig gering schätze, daß ich meines Vergnugens wegen Willens bin, sie gründlich zu erlernen. Mit Freude werde ich soviel darauf verwenden, daß Sie ohne Verlust mir täglich in vierzehn Tagen, oder so lange Sie sich hier aufhalten, einen zweistündigen Unterricht geben können."

In vierzehn Tagen glauben Sie also das gründlich erlernen zu können, worin ich, nach dreißigjähriger Uebung mich noch nicht als Meister erkenne?" entgegnete Ritter düster. „Ich muß gestehen, entweder hegen Sie sehr hohe Gedanken von Ihrem equilibristischen Genie, oder auch Sie sehen das Ganze für eben so leicht an, wie auf Stelzen zu gehen."

„Einige Fertigkeit und Uebung besitze ich schon," versetzte Graf Fritz eifrig; „von meiner Kindheit an habe ich einen leidenschaftlichen, beinahe unbändigen Drang zu solchen Dingen empfunden. Ich erkenne Sie und Ihre Tochter als die größten Meister dieser, der freiesten und verwegensten aller Künste, und ich würde mich Ihnen unendlich verpflichtet —;" er hielt plötzlich inne, und sah den Alten mit Erstaunen an. Ueber das bleiche, tief gerunzelte Antlitz zog ein flüchtiger Ausdruck von wilder Freude und bittern verzehrenden Schmerzes; ein jugendliches Feuer funkelte aus den dunkeln Augen; allein das plötzlich aufflammende Leben verschwand wie ein Blitz, indem er dem jungen lebensfrohen Grafen starr und durchdringend in die Augen schaute. „Ja, ganz recht," sprach er dumpf vor sich hin, „so habe auch ich einst ausgesehen, so stand auch ich vor meinem alten Meister und dachte in den Himmel hinaufzuspringen, als ich in den tiefen, unermeßlichen Abgrund versank. Laßt uns allein, Kinder!" fuhr er zu den Andern hingewandt fort. „Setzen Sie sich, Herr Graf, wir müssen mehr miteinander sprechen. Wollen Sie mein Schüler seyn, will ich Ihnen auch zeigen, wohin die freieste und herrlichste aller Künste führt."

(Fortsetzung folgt.)

A m o r u n d M o m u s.

(Novelle von J. Lofer.)

(Fortsetzung.)

Zurück oder nichts?

„Wenn Du Deine Jugend begräbst, warum noch leben?" — Byron.

Heute wurde meine Cousine zwanzig Jahre alt. Armes Mädchen! nun sind die Jahre nicht mehr fern von Dir, von denen jedes Mädchen, wenn auch nicht sagt (denn keines spricht gern von seinen Jahren) doch denkt: „Sie gefallen mir nicht."

Arme Tina! — Ich mußte lächeln, obwohl ein wenig trübe, als sie diesen Morgen vor dem Spiegel stand und hineinsah; erst freundlich, dann ein wenig nachdenklich, und zuletzt mit einem langen — langen Abschiedsblick (für die nächste Viertelstunde) sich abwendend.

Ich hätte ihre Gedanken wissen mögen!

Es wäre leicht, darüber zu phantasiren.

Vielleicht dachte sie aber auch gar nichts? — Wer weiß! Sie wendete sich vom Spiegel ab und kehrte sich zu mir.

„Heut' ist Dein Geburtstag, liebe Tina!" begann ich feierlich. —

„Ganz recht!" fiel sie mir freundlich ein, und trat einen Schritt näher." „Was hast Du denn, lieber Vetter?" —

Ich muß hier anmerken, daß ich wirklich ein ganz lieber, charmanter Vetter bin, indem ich noch nie unterließ meiner Cousine bei festlichen Gelegenheiten etwas zu schenken. — So denn auch heute!

Ich zog ein goldnes brennendes Herzchen an einem zierlichen Kettchen hervor, Cousinchen griff danach, und ein Kuß dankte dem galanten Herrn Vetter.

„Wie alt bist Du denn heute? Tina!" fragte ich. Sie stand schon wieder vor dem Spiegel, und paßte sich das Halskettchen um — und die Antwort lautete: „Achtzehn Jahre."

„Nicht doch!" berichtigte ich etwas boshaft. — „Du bist ja nur um fünf Jahre jünger wie ich, und ich wurde den 4. October 25. Folglich bist Du 20."

„O Jesus!" seufzte Tina, und wurde feuerroth.

Ich. „Arme Tina! Gelt, Du möchtest wieder vierzehn Jahre alt seyn?"

Tina. „Vierzehn? nein."

Ich. „Oder fünfzehn?"

Tina (Nach kurzem Besinnen:) „Nein!"

Ich. „Oder sechzehn?"

Tina (Mit einem herzlichen Seufzer: „Ach Gott ja!"

In der That! es ist dies ein interessantes Alter, und ich werde es keinem Mädchen verdenken, wenn sie es sich zurückwünscht. Früher werden sie in der Regel von ihrem eigenen Geschlechte nicht für vollwichtig angenommen.

Später — o weh ihnen! wenn sie dann noch nicht Bräute sind.

Aber XVI! das ist ihre goldene Zahl! in diesen Jahren haben sie die liebenswürdigsten Launen, die unschuldigste Coquetterie, das meiste Gefühl für wahre Liebe, und NB! NB! NB! (ganz natürlich) die meisten Anbeter — XVI!

Armes Geschlecht! daß Du Dir diese Blüthenzeit nur zurückwünschen kannst!

Wahrlich! alle Sünden und Untugenden der Weiber, so viel deren sind, werden durch diesen einzigen nicht zu erfüllenden Wunsch bitter — bitter abgebüßt.

Aber Ihr! Männer! wenn Ihr Euch Eure Jünglingsjahre zurückwünscht — über Euch lächle ich nicht — Euch beklage ich nicht. — Euch lach' ich aus.

Goldne Jugendträume! herrliche Floskel! Mann! kannst Du wünschen noch einmal zu träumen, nachdem Du erwacht bist? Weib, wenn Du es kannst! — Ich hab' es nie gewünscht, und werd' es nie wünschen, obwohl meine Träume schön waren, und mein Erwachen schrecklich.

„Aber wenn ich meine gemachten Erfahrungen in jene Zeit mit hinüber nehmen könnte?"

Bist Du ein entnervter Schwächling, dann kein Wort mehr zu Dir! Sonst aber laß Dir's gesagt seyn: Die Erfahrungen des Mannes taugen nicht für den Kopf des Jünglings. — Ueberhaupt, kein Rückschritt in der Schöpfung und im Leben.

Frühling des Lebens? — Va! Männer sind keine Greise! Sommer heißt das Gebiet des Mannes. Herbst und Winter sind noch — ob wir sie erwarten wollen, steht bei uns.

Was mich betrifft — ich will meine Jugend nicht zu Grabe geleiten. Sommer! der Epikuräer geht mit Dir!

„Amo!"

Horion, in Jean Paul's „Hesperus," verliebte sich in jedes schöne Mädchen das er fand; und oft auf recht bizarre Weise, wie z. B. in die schöne Dummina.

Aber seine Verliebtheit verpuffte wie die Schamblässchen des Champagners, sobald er seine fixe Idee einmal wirklich und wahrhaftig geküßt, und somit das ungebratene Gänschen in ihr erkannt hatte.

Ich muß laut auflachen wenn ich daran denke; es könne mir je in den Sinn kommen, mich für einen zweiten Horion zu halten. — — Aber — aber was das Verlieben betrifft, da geht mir's denn doch gerade so wie dem schwärmerischen Doctor.

Daß aber solch ein Verlieben bei mir ganz andre, himmelweit verschiedene Wirkungen hervorbringt, wie bei Jenem, das brauch' ich wohl Niemanden zu sagen, der mich auch nur halbwege kennt.

Er (der gute Bekannte) weiß es, wie ich mich alsdann in den absonderlichsten geistigsten Sprüngen herumtummle und überschlage, ohne jedoch total überzuschnappen — im Gegentheil! — :

Ist es wahr, und muß ich mir's gestehen, daß ich mich verlieben muß, wenn ich bei einem Mädchen auch nur eines jener hübschen Dinge finde, als da sind:

1) schöne Augen, 2) schöne Hände, 3) ein rosiges Mündchen, 4) schönes schwarzes, braunes oder blondes Haar (NB! kein Pariser oder Wiener Seidenfabrikat!) 5) Musik! —

Ist es wahr, sage ich, daß ich mich in so ein holdes Kind verlieben muß — so dient dieser holde Wahnsinn bei mir doch nur dazu, um am Ende noch etwas ganz Gescheides zu Tage zu fördern; denn so gern ich mich auch durch Horions Mittel von meinem „holden Wahnsinn" befreien möchte, d. h. so gern ich küsse so geht das doch nicht immer, und oft da am allerwenigsten an, wo ich's am allerliebsten möchte. Daß meine (freilich etwas sehr lange) Nase dran Schuld seyn sollte, glaube ich nicht mehr, seit ich Proben vom Gegentheil habe — Hedwig! — Aber genug: ich darf nicht küssen, und so hauche ich denn meine Liebessehnsucht in gar schmachtenden Liedern aus. Will ich es aber schneller zu Ende haben, wenn ich merke, daß meine Liebe anfängt mich zu langweilen: so verliebe ich mich auf etliche Stunden im vollsten Ernst, setze mich hin, und male mir das Bild meiner Göttin, aber immer so, daß im Bilde irgend ein schöner Zug sichtbar wird, welchen das Original nicht hat. Z. B. der allzu Junonischen gebe ich einige Sanftmuth, der allzuschalkhaften einen leisen Anstrich von Sentimentalität, und einem unbedeutenden Gänschen Geist. — Probatum est! — :

Denn nun verliebe ich mich dreimal stärker — in ihr Bild; und der Verleger jubelt über meine schönen Lieder, und ich über meine Gallerie schöner Mädchengesichter, und — und das ist die Hauptsache! — mein Herz ist in salvo — — —

„Amo!"

(Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

Ein Vorfall, der sich kürzlich zu Philadelphia ereignete, giebt einen neuen Beweis von dem Verstand und der Treue des Hundes. In einem Hause, das eine ältliche Dame mit ihren Söhnen bewohnte, hatte man seit einiger Zeit mehrmals einzubrechen versucht. Die Bewachung des Hauses wurde daher des Nachts einem alten Hühnerhunde von erprobtem Muthe anvertraut. In einer Nacht um 2 Uhr wurde plötzlich einer der Söhne dadurch aus dem Schlafe geweckt, daß der Hund mit aller Gewalt an seinem Betttuch zerrte. Er sprang auf und folgte dem Thier, das ihn in das Schlafzimmer der Mutter führte, deren Bett in vollen Flammen stand. Es war gerade noch Zeit, die schlafende Frau zu retten und des Feuers Meister zu werden. Die Dame hat seit einiger Zeit, da sie unwohl war und des Nachts hin und wieder Medizin einnehmen mußte, eine Lampe an ihrem Lager und war mit dem Bett der Flamme zu nahe gekommen.

Ueber die zu erwartenden Kometen.

Nachstehende Bemerkungen über die Rückkehr der Enkeschen und Halleyschen Kometen sind von der Sternwarte in Prag ausgegangen. Im Jahr 1834 wird kein Komet erwartet; dagegen werden im Jahr 1835 deren 2 in die Sonnennähe zurückkehren und zwar der Enkesche und der Halleysche. Der Enkesche Komet kommt im Jahr 1835 im August in die Sonnennähe wird aber wegen seiner ungünstigen Stellung selbst mit sehr guten Fernröhren schwerlich irgendwo aufgefunden werden können. Der zweite Komet, der im Jahr 1835 erscheinen wird, ist der Halleysche, der bereits in den Jahren 1456 — 1531 — 1607 — 1682 — 1759 beobachtet wurde und die Erdbewohner durch seinen prächtigen Schweif damals in Erstaunen setzte. Er wird in der ersten Hälfte des Oktobers in die Erdnähe kommen, jedoch bei seiner Annäherung an die Erde noch 31/2 Millionen Meilen von ihr entfernt bleiben, daraus wird wohl begreiflich, daß jede Furcht von einer schädlichen Einwirkung dieses Kometen auf die Erde und deren Bewohner ganz ungegründet sey.

An Lina.

Sonett.

Wer deutet mir das wonnevoll' Entzücken,
Das stürmend jetzt die trunk'ne Brust durchbebt,
Und tief in's Herz die schönsten Bilder webt,
Die mich in stiller, süßer Lust beglücken?

Der Liebe Macht nur konnte mich entrücken
Zu solcher Wonn' die mir im Busen schwebt;
Der gold'ne Freudenstrahl, der in mir lebt,
Entströmte, Lina, Deinen Zauberblicken.

Was träumend einst in ahndungsvollen Stunden
Im Tiefsten meiner Seel' ich hab' empfunden:
In Deinem Himmelsbilde steht's vor mir.

Nun woget mir die Brust in Freud' und Schmerzen,
Begeist'rung wohnet im bewegten Herzen:
Sie schuf der ewig neue Drang nach Dir.

M....

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 15. Mittwoch, 19. Februar 1834.

Wenn Frauenzimmer sich den Wissenschaften widmen, werden sie doch nie das Geschlecht verleugnen; in der Mechanik werden sie das perpetuum mobile erfinden wollen, in der Botanik wird ihnen keine Blume mehr gefallen, als Jelängerjelieber, in der Dichtkunst werden sie den männlichen Reimen den Vorzug vor den weiblichen geben, und dieß wird der nämliche Fall in allen Zweigen der Wissenschaften seyn.

Die Kunstreiterfamilie.

(Aus dem Dänischen des B. S. Ingeman nacherzählt von Kruse.)
(Fortsetzung.)

„Halten Sie sich brav, Herr Graf!" flüsterte Giafinda, indem sie, das Zimmer verlassend, die Mandoline ergriff, und ihn freundlich begrüßte. „Was der Vater auch sagt, liebt er doch nichts in der Welt so sehr als unsere freie und frohe Kunst." Sie machte einen Griff in den Saiten, und sang leise, während sie leicht wie ein Vogel aus der Thüre schwebte.

„Hell glänzt der Himmelssaal
Tanz ich in luft'ger Hall."

Graf Fritz stand vor dem Lächeln und der süßen Stimme des holden Mädchens bezaubert da, und schien ganz den alten Herrn vergessen zu haben, der ihm gerade gegenüber stand und mit einem mitleidigen Ausdruck in den finstern Zügen ihn scharf betrachtete. Erst nachdem Giafinda die Thüre nach sich zugezogen hatte, und der Graf mit dem Vater allein blieb, fuhr er auf, wie einer, der plötzlich aus einem schönen verfliegenden Traum emporgerissen wird, als der Alte seine knöchernde Hand auf seine Schulter legte, und mit einer tiefen, beinahe klanglosen Stimme sprach: „Schauen Sie in dieses Antlitz, junger Mann, und lernen Sie vor dem Glück, von dem Sie träumen, schaudern. Es gibt kein elenderes Geschöpf auf der Erde, als ein ausgebrannter Enthusiast, der für einen Gegenstand, den er verachten gelernt, und von dem er doch, um das arme Leben zu erhalten, sich nicht trennen kann, geschwärmt hat."

„Und das sagen Sie? Herr Ritter!" unterbrach ihn der Graf, hielt aber, von dem Grauen ergriffen, den sein Anblick in ihm erregte, wieder inne.

„Ja lesen, lesen Sie nur in diesen Zügen," versetzte jener, „und sehen sie selbst, wie es um meine Gauklerlarve steht, wo ein Künstlergriff zu Grunde gegangen ist. Auch ich stand einst froh und zuversichtlich wie Sie, und ließ mich von dem gaukelnden Schein hinreißen. Der Gedanke eines freien, abentheuerlichen Lebens riß mich hin, und eine heftige jugendliche Leidenschaft gab mir Kraft und Muth, der ganzen Welt zu trotzen. Bezaubert von der berühmten Seiltänzerin, die Niemand mehr in meiner Frau erkennt, verließ ich eine ehrenvolle Stellung in der Welt, und der Bettelstab wurde mein Loos. Ich wagte einen einzigen verwegenen Sprung über die Gränze des von mir gehaßten und verachteten Konvenienzlebens, und wurde für das ganze Leben ein Sklave der Freiheit, die ich vergötterte. Meine Leidenschaft war ein Blendwerk, wie alle Leidenschaften. Die Kunst, die ich bewunderte, übe ich nun mit einem Grauen aus, das mich zum Entsetzen über mich selbst bringt, und mich zu einem bizarren, höllischen Widerspruch meines eigenen Wesens macht. Mit zerrissenem Herzen muß ich Gelachter rings um mich hervorrufen, und wenn ich am glücklichsten in meinen Darstellungen bin, wenn Alle bei meinen Luftsprüngen, meinem verzweifelten Reiten jauchzen und klatschen, wenn das Haus von Lachen bei meinem Mienenspiel widerhallt, dann nagen tausend Schlangen an meinem Herzen, und es ist mir, als hörte ich das Hohngelächter der Hölle über mein verscherztes Leben."

„Das ist Krankheit, lieber Herr Ritter! Hypochondrie, von der ein Arzt Sie herstellen kann, die aber keinen wirklichen Grund in Ihrer glücklichen, beneidenswerthen Lebensweise hat. Wie können Sie ein Leben verscherzt nennen, das Sie zur Freude und zum Ergötzen so vieler Menschen verwenden? Wie können Sie eine Kunst verachten, die, so wie Sie dieselbe ausüben, sich hoch über die geringe Stufe erhebt, die beschränkte, einseitige, vorurtheilsvolle Leute ihr angewiesen haben? Der Mann ist kein Gaukler, der mit Leben und Begeisterung die Menschenkraft in ihrem kühnsten und verwegensten Flug durch die Körperwelt darstellen, und mit Wahrheit die niedere geistige menschliche Natur in ihrem lächerlichen Gegensatz zu dem Götterbilde, von dem sie entartet ist, abspiegeln kann. Wer das vermag, strebt auf seiner Weise nach dem gemeinsamen großen Zwecke jeder schönen und edlen Kunst, der lebendigen Darstellung des Wahren und Schönen!"

„Höre ich recht!" rief der alte Ritter, während ein Nachschein jugendlichen Feuers aus seinen Augen strahlte, „so gibts doch noch einen Menschen, der so im Ernst meine verachtete Kunst beurtheilt, und ich bin nicht der einzige Wahnsinnige, der sie so betrachten möchte. Es sey, ich will noch glauben, daß etwas an dem Streben ist, dem ich mein Leben hingab. Etwas Großes und Erhabenes, so wie ich früher wähnte, mag es wohl nicht seyn; aber etwas ganz Verächtliches kann doch das nicht seyn, das einen jungen Mann, wie Sie, dahin bringen kann, sich der allgemeinen Meinung zu überheben. Es sey! Sie haben das Bild meiner schwärmerischen Jugend in meine Seele zurückgerufen. Ich möchte doch gern noch ein Mal die alten lieben Träume wiederträumen, ehe es mit allen Träumen hienieden vorbei ist. Auf mein Wort, Herr Graf! seyn Sie vierzehn Tage lang mein Schüler; doch unter einer Bedingung: Sie dürfen mir weder Lohn noch Geschenk dafür anbieten. Ihre Liebe zu meiner verhöhnten Kunst ist mir der schönste Lohn; und soll ich mich darob erfreuen, muß unser Verhältniß durchaus frei und ohne Eigennutz seyn. Ich weiß, daß Sie ein reicher Mann sind und nie, wie ich, nöthig haben werden, mit Ihrem Besitzthum zu wuchern und eine freie Kunst zum Erwerbzweig zu erniedrigen; versprechen Sie mir aber erst heilig und theuer, daß Sie nie in Ihrem Leben, in welche Lage Sie auch gerathen

mögen, den unglücklichen und verzweifelten Entschluß ergreifen wollen, Ihr und Anderer Daseyn von einer Kunst, die Sie nur, wenn Sie ganz frei um ihrer selbst Willen ausgeübt wied, achten und lieben konnen, abhängig machen."

„Das kann ich mit völliger Sicheeheit versprechen," gab der Graf zur Antwort, „obgleich ich in Ihrer Lage mich kaum unglucklich fuhlen wüede. Meine Lebensbahn ist nun einmal abgebrochen, und ich habe keinen Grund, es anders zu wunschen. Ich ehre Ihr Zartgefuhl, was die erste Bedingung betrifft, obgleich sie mich zu Ihrem beständigen Schuldner macht. Wir fangen also heute an. Herr Ritter, nicht wahr? und — Ihre Tochter nimmt doch Antheil an den Uebungen, und lehrt mich den Tanz auf dem Stahldraht? Auf einem gewöhnlichen Seile gehe ich schon mit ziemlicher Sicherheit, und bei den mimischen Uebungen darf ja Ihre Tochter als Kolumbine mitauftreten; ohne weibliche Ermunterung gelingt mir nichts."

„Ja so!" sagte der Alte und betrachtete ihn mit einem scharfen, argwöhnischen Blick; „die Anleitung meiner Tochter ist Ihnen vielleicht wichtiger als die meine; aber nein; Geaf Falkenberg! Ihre Züge tauschen nicht, und ich will Sie nicht verkennen. Ich halte Sie fur einen Mann von Ehre, der auch weiß, was er Anderer Ehee schuldig ist. Die gewöhnlichen Artigkeiten welche Sie hin und wieder meiner Tochter gesagt haben, wissen wie, sie sowohl als ich, nach ihrem Werthe zu schätzen. Allein, die Wärme, mit der Sie oft von unserer geeinggeschätzten Kunst gesprochen, giebt mie die Ueberzeugung, daß Sie hier keinen Anlaß zu einem leichtsinnigen Abentheuer suchen. Wenn es so wäre, würde doch Ihee Muhe vergeblich seyn. Daß die Gegenwart meiner Tochter Ihnen wünschenswerth sey, kann ich begreifen; ohne weibliche Ermunterung habe auch ich Nichts gelernt, was das Gewöhnliche übertraf. Doch auch in dieser Rücksicht eine eenstliche Vorherbedingung: fühlen Sie, daß Ihr Antheil an meiner Giasinda auch im allerkleinsten Grade die übersteigt, die Stand und Verhaltnisse hier in dieser Welt zwischen uns eehoben haben, so versprechen Sie mir auf Ehre und Gewissen, augenblicklich eine Bekanntschaft abzubrechen, die Ihnen vielleicht, aber nie mir noch meiner Tochter gefahrlich werden könnte; denn es gehöet auch zu den Eigenthümlichkeiten unseres Standes, daß wir unsere Ehre als Menschen nicht in dem Urtheil anderer Menschen über uns, sondern nue in unserm eignen suchen müssen."

Die Offenherzigkeit und stolze Zuversicht, womit der Alte dies sagte, jagte das Blut in die Wangen des jungen Geafen, denn er konnte sich selbst nicht verhehlen, daß die Hoffnung auf ein näheres und traulicheres Verhältniß zu der schönen Giasinda das Haupttriebwerk seines abentheuerlichen Unternehmens war. Seine Antwort wae etwas verworren; allein er gab dem Vater sein Ehrenwort darauf, daß er keinen Augenblick länger dessen Haus besuchen wolle, als es mit dem, was er der Familie und sich selbst schuldig war, bestehen könne.

Mit einer Lebhaftigkeit und Freude, welche seine Umgebung sich nicht erinnern konnte an dem Alten bemerkt zu haben, führte er seinen neuen Schüler in den großen Packraum im Hinterhofe, dessen er sich sowohl zur Bühne, als zur Reitbahn bediente, und wo die Familie sich jeden Vormittag hintee verschlossenen Thuren ohne Zuschauer einübte. Pietro und Giasinda waren beide überraschte, erstaunte Zeugen des eesten equilibristischen Versuches des behenden, anstelligen Geafen, wodurch er schon eine ziemlich feste Haltung und frühere Uebung an den Tag legte. Allein seine Neigung, sein Eifer und seine fue einen Anfänger ungewöhnliche Kühnheit erfreuten besonders den Alten. Bei den mimischen Uebungen unternahm der Geaf Pierot's Rolle, die er oft in der Schule seinen Jugendgefahrten vorgespielt hatte, und es gelang ihm bereits bei dem ersten Versuch, selbst dem ernsten Ritter ein herzliches Lachen abzulocken, eine Seltenheit, die Pietro und Giasinda noch nicht erlebt hatten; denn wie oft der Alte auch Andere zum Lachen gebracht hatte, schien er selbst doch kein anderes Lächeln als das, welches aus Bitterkeit und Verachtung des Lebens und ihrer Freuden entstand, zu kennen. Giasinda war seelenfroh über die Veränderung, die mit ihrem schwermüthigen Vater vorgegangen zu seyn schien, und als die Uebungsstunden voeüber waren, dankte sie dem Grafen herzlich für den glücklichen Einfall, wodurch der Vater wie verjüngt geworden war.

Alle Tage wurden nun diese Uebungen fortgesetzt und Giasinda lehrte den Grafen sich mit Leichtigkeit auf dem stahlernen Drathe bewegen. Noch nie hatte Graf Fritz glücklicheee Tage erlebt. Die schwankende Gesundheit des alten Ritters verbesserte sich sichtbar, und zur allgemeinen Verwunderung redete er jetzt oft bei Tisch lebhaft und heftig. Von Morgen bis Abend wae nun Geaf Falkenberg ganz wie ein Mitglied der Ritter'schen Familie. Er kam sonst nirgends hin und die Tage verschwanden ihm wie Stunden. Für den alten Kunstreiter hegte er eine Ehrfurcht, die ihm selbst auffiel, und er empfand eine Art Furcht ihm zu mißfallen, die er sich selbst nicht erkläeen konnte. Wie oft ee auch bei dem komischen Mienenspiel des Alten gelacht hatte, konnte er sich doch kein Antlitz denken, das Zorn und Verachtung grauenhafter auszusprechen fahig sey. Von seinem Leben und seinem Schicksale sprach Ritter nie; allein seine Ansichten vom Leben im Allgemeinen waren oft der Gegenstand seiner Abendunterredungen, wenn er nicht mit lebhafter Begeisterung von Wissenschaft und Kunst speach, für welche er allein in dieser Welt Liebe und Achtung zu hegen schien. Mit stolzer Verachtung, ja selbst mit Hohn betrachtete er beinahe alles blos Herkömmliche, sowohl in wissenschaftlicher als bürgerlicher Beziehung, und ließ oft den Grafen seinen Unmuth darüber erblicken. Zum großen Theil dachte dieser unbändige Abentheurer so wie er, nur mit dem Unterschiede, daß er mit jugendlichem Frohsinn die Pedanterie und alles Kleinliche belachte und sich ergötzte, während der alte Melancholiker ernst und bitter dagegen eiferte. Das Verhältniß zwischen Ritter und seiner Frau blieb dem Grafen ein Rathsel; denn obgleich er eine gespannte Theilnahme jedes Mal, wenn Ritter laut wurde, und einen Ausdruck von zurückgedeängter Freude, wenn er lebhaft und aufgeregt erschien, an der blassen, tauben Frau zu bemerken glaubte, hatte ee sie doch fast nie ein Woet miteinander wechseln sehen. Geaf Fritz wandte die Rede oft an Madame Ritter, ohne daß es ihm je gelungen war, sie in ein Gespräch zu veewickeln.

Dies that indessen seiner begeisterten Unterredung mit Vater und Tochter keinen Abbruch. Oft wurden sie, ohne sich jedoch daran zu kehren, von dem kleinen Pietro unterbrochen und parodirt; es gab vielmehr Anlaß zum Lachen und da fühlte sich letzterer sehr glucklich. Allein der glücklichste von Allen war doch der junge Geaf; so wie er nun täglich Giasinda sah, schien sein eigenes Leben mit der ganzen übrigen Welt aus seinem Gedächtnisse verschwunden zu seyn. Eine Woche folgte der andern, und ein ganzer Monat war so hingegangen, in welchem weder Ritter noch der Graf an Abreise und Trennung zu denken schienen.

(Fortsetzung folgt.)

A m o r u n d M o m u s.

(Novelle von J. Lyser.)

(Fortsetzung.)

A n g s t s t u n d e n e i n e s V e r l i e b t e n.

Dasmal innig p h a n t a s t i s c h verliebt, und n i e wieder! — Nie wieder? Ho ho! guter Freund, nicht so hastig! Wa-

rum nie wieder? Etwa weil auch hier Dich der Fluch des Lächerlichen dermaßen verfolgte, daß Du trotz alles Aergers doch am Ende gezwungen warst mitzulachen, und zwar recht herzlich. — Etwa darum? — Nein ich will nichts verschwören! — ich will, dem Schicksal zum Trotz, mich nun erst grimmig verlieben! und da ich den leidigen Abend überstanden habe, will ich ihn mir sogar zur Gemuthsergötzung noch einmal recapituliren (versteht sich nur in Gedanken.) Aber Du, unerfahrner Jüngling, der Du dieses liesest, beherzige, indem Du meine Selbstverleugnung bewunderst, die mich Dir Alles ohne Hehl erzählen läßt — o beherzige wohl die bittern Erfahrungen eines fünf und — zwanzig jährigen Greises, und benutze sie zu Deinem Besten, damit Dir's nicht ergeht, wie Ihm, denn, traute Seele! es ist eine große Frage, ob auch Dir die Gabe ward: zu lachen bei solchem Liebesmalheur, wie — ich.

Meine Art mich zu verlieben, ist dem günstigen Leser aus meiner letzten Mittheilung zur Genüge bekannt: auf solche Art geschah es denn nun, daß ich mich im Sommer des verflossenen Jahres in ein junges Mädchen vergaffte, nachdem ich sie nur ein einziges Mal, und noch dazu in der Abenddämmerung gesehen.

Ich setze von Dir voraus, lieber Leser, daß Du so viel Gemüth und poetische Gesinnungen besitzest, um hierbei nicht an das famöse Sprichwort zu denken, demzufolge alle Katzen bei Abend grau, das ist verdollmetschet: daß in der Dämmerung jedes Mädchen hübsch genug zum Verlieben sey. Daß mir besagtes Sprichwort, nur aus Furcht, daß es Dir einfallen könne, in den Sinn kam, kann ich heilig und theuer versichern. Wie es aber um meine poetische Gesinnung beschaffen war, magst Du ungefähr aus all den schönen Liedern abnehmen, welche ich in jener Zeit dichtete, und die ich gewiß schon hätte drucken lassen, wenn nur ein Hund von Verleger sie hätte annehmen wollen.

God dam! der Ritter Toggenburg, empfindsamen Andenkens, liebte nicht treuer wie ich, denn wer wenigstens den Trost hat, sein Liebchen alle Morgen und Abend im Negligé zu sehen, und wohl zu merken, kein andres Mädchen — wahrhaftig! für den ist es keine Kunst treu zu seyn — sans comparaison, wie ein Pudel — recht bestialisch treu!

Dagegen stellte man sich meine Lage vor: vom 12. Juli bis zum 24. Januar erblickte ich meine Göttin mit keinem Auge — nachdem ich, wie gesagt, sie nur einmal im Zwielicht gesehen hatte. Dafür sah' ich — Gott weiß wie viele! andere schöne Frauen und Mädchen, deren es in Hamburg genug giebt, und unter diesen mehrere, welche schon ganz andere Köpfe, als den meinigen, verrückt haben — ich nenne nur vom hiesigen Theater die liebenswürdige Mad. Devrient, die kleine niedliche Mademoiselle Le Gage, und vor Allen Fenella-Schröder — mort de ma vie! und zuletzt gar die Cousine meiner fixen Idee: Agnes! — bei Gott ich begreife nicht, wie es möglich war, daß ich mich auch nicht in diese verliebte; aber wie ich gesagt: ich blieb meiner unbekannten Göttin treu, und opferte nicht, wie die Kinder Israel in der Wüste, einem goldenen Kalbe.

Heute Abend aber (am 24. Januar) besuche ich meinen Freund Heinrich (den Bruder der Cousine), ich verspäte mich was weniges, und eh' ich's mir versehe, werde ich von der Schwester in das Speisezimmer invitirt, um mitzuessen. — Wir begeben uns hinunter, die Thüre des Zimmers öffnet sich, und — Maria ist der erste Gegenstand, den ich erblicke, als ich mit einer mißrathenenen Verbeugung eintrete.

Heinrich — wie fast alle Vettern, seiner schönen Cousine nicht eben günstig, und sie fur nicht schön halten, deutet meine Verlegenheit für Folge getäuschter Erwartung und schaut mich an mit einem satanischen Triumphgelächter. Ich werde noch verlegener.

Jetzt muß ich essen, und o Du mein Schöpfer? wie?! hält man mich denn für einen Feldkümmel, für einen Paul Butterbrodt, oder wie sonst die großen Eßkünstler geheißen haben, deren Namen ich nicht weiß, und vor deren Gemeinschaft mich Gott bewahren möge — und ich esse aus Verzweiflung wie Ehren Claurin, als er in Hamburg war, wovon die Aufwärterjungen in Unbescheidens Austerkeller, hinter'm breiten Giebel, noch bis auf diesen Tag zu erzählen wissen.

! ! !

Wahrlich, diese drei Ausrufungszeichen stehen nicht umsonst da! denn nun war mein Verderben gewiß! — aus Aerger nehmlich stürzte ich mein Weinglas immer auf einen Zug hinunter, und 1 — 2 — 3! steigt mir der Wein zu Kopfe. —

Damit ich zum Ueberfluß ja ganz außer Fassung komme, setzt Heinrichs Schwester sich an den Flügel, und klimpert erst was weniges aus ihren Lieblingsstücken, plötzlich aber beginnt sie die Ouvertüre aus der Stumme von Portici, die mich immer in die größte Begeisterung versetzten. Ich war ganz hingerissen, stampfte den Takt mit den Füßen, brummte die Melodien mit, gestikulirte mit den Armen, kurz geberdete mich wahrscheinlich wie ein Wahnsinniger.

Da hört die Kleine auf zu spielen, und ich komme wieder ein wenig zu mir — ich habe sogar so viel Muth, sie zu fragen, wann sie mir wieder zu ihrem Bilde sitzen wolle, um bei dieser Gelegenheit auch meiner Göttin meine Kunstwenigkeit anzubieten.

Zwar merke ich gar wohl, daß es mir vorkommt, als ob sämmtliche vier Wände des Zimmers um mich herumwalzten — aber konnte ich denn glauben, daß der Satan mir mit drei Gläser Wein den Garaus machen würde? — Leider sollt ich es nur zu bald erfahren!

Ich will nach Hause, aber Heinrich will, ich soll mit ihm und Marien gehen, die den nämlichen Weg hat — ob ich einwilligte? — O, hätte ich nicht eingewilligt!! —

Marie war ins Nebenzimmer gegangen, um dort ihren Mantel umzuthun und den Hut aufzusetzen — sie kehrt jetzt zurück. Ich will ebenfalls meine Mütze holen, ich gehe nach der Thüre, da sitzt Heinrichs Onkel mit vor sich gestreckten Beinen; ich, die Augen auf Marien geheftet, stolpere über seine Füße — erschrocken will ich mich entschuldigen, und stoße hart mit Agnes zusammen. — „Um Vergebung!" stottere ich, taumle einen Schritt zurück, und trete Marien mit meinen eisernen Absätzen auf die zierlichen Füßchen. — O, so schlagen mich alle tausend Donnerwetter in die Erde, das ist zu viel! — Aber noch nicht genug! — Marie, das sanfte Himmelskind verbeißt großmüthig ihren Schmerz und wir gehen.

Ich bin wenigstens so klug, ihr meinen Arm — nicht zu bieten, sondern dieses Glück dem Heinrich zu überlassen, und so geht es denn ganz leidlich, bis vor meine Hausthür. Schon jauchzte ich im Innersten meiner Seele: „Gottlob!" — mein Fußtritt konnte allenfalls für ein Zeichen meiner Zärtlichkeit gelten, wenn er auch etwas forcirter gerieth, als gerade von Nöthen; daß ich mich so verlegen benahm, wird sie mir gewiß nicht übel deuten, denn sicher merkte sie, daß sie die alleinige Ursache davon war, und so etwas schmeichelt einem Mädchen immer."

Also denkend, nehme ich flüchtig Abschied von Heinrich — reiße die Mütze ab, und sie zierlich gegen Marie schwenkend, will ich mit einem graziösen Seiten-Pas in die offen stehende Hausthür springen — aber o Jammer! meine verfluchten Absätze glitschen von der glattgefrornen Schwelle ab — die Mütze fliegt mir aus der Hand, Marien gerade an den

Kopf, und ich selber stülpe auf die schnödeste Art von der Welt.

Wie der Blitz war ich wieder auf den Beinen, und in einer Secunde auf meinem Kämmerlein; aber was ich geflucht habe, möge mir Gott vergeben.

Hier sitze ich nun, und notire mir Alles getreulich zusammen. Die Uhr, welche auf dem Tische vor mir liegt, und eine Stunde zu spät geht, zeigt auf XII, und aus meinem Glase habe ich so eben den letzten Rest des Hofmannschen Salamandertranks hinuntergeschlürft. Es wäre daher recht gut an der Zeit, vernünftige — i. e. nüchterne Morgenbetrachtungen anzustellen. Ich könnte z. B. sagen: „Was mag nun wohl das schöne Mädchen von Dir, mein werther Jean Pierre, denken? muß sie Dich nicht für einen über alle Maßen ungehobelten und ungeleckten Bären halten? und zwar von Rechtswegen, mein Süßer! Oder könntest Du wirklich so dumm seyn, mein Vortrefflicher! und Dir einbilden: daß ein Madchen es Dir je als Verdienst anrechnen wird, wenn Du sie — ohne es ihr zu sagen, für rein weiblicher achtest, als sie ist? — Bist Du so verrückt mein Holder! zu glauben, daß Du mit Deiner genialen Curtoisie à la Hoffmann-Kreisler — die ein schönes Mädchen mit einem, tiefe Liebessehnsucht athmenden, lang angehaltenen Ton verglichen, aber auch umstümpelten zu Zeiten — je so weit kommen wirst, wie dieser oder jener täppische und läppische Junge, der aber doch tanzen kann? Geh, geh, guter Jean Pierre! Verrücktester aller Nachfolger Callot's! — Lies einige Nummern aus dem Don Giovanni, und dann leg Dich schlafen, damit Du morgen fein munter bist beim Stundengeben."

Sapperment! wäre nur der Salamandertrank nicht schon zu Ende, ich wollte eine Antwort schreiben — eine schöne lange Antwort! — — —

Aber die kann ich auch kürzlich also hersetzen:

Wie das Leben selbst — wenigstens das meinige, (welches allerdings wohl ein verfehltes zu nennen) — also: Wie das Leben selbst, so erscheint mir auch die Liebe (oder doch das, was man hier Liebe nennt) nur als ein ironisirtes Possenspiel — es endet, und nichts bleibt zurück.

Aber um dessen willen, was in meinen besten Stunden mit hoher, heiliger Gluth meine Brust durchzuckt — um jenes Gefühls willen, das mich in einer Welt voll Sclaven und Narren es erkennen laßt: „Es giebt eine Freiheit — es giebt eine Kunst! und wer sie haben will, der hat sie! — um dieses einen großen Gedankens willen trag ich das ganze übrige Leben, und Alles, was es bringt. — Und eben, weil ich recht gut weiß: wie aus dem Verfehlten alles Andere verfehlend sich gestaltet — tret' ich keck in die Schranken — scheue nichts — und lache selbst da, wo Andere verzweifeln möchten.

* *

Und ob denn der heutige Vorfall sogar tragisch war? Wenn ich am Ende doch noch Mariens Bild gewönne, mit einem schönen Zug, welchen das Original nicht hat? — ich wüßte schon einen — — —

Hol' mich der Teufel! sie muß mir morgen sitzen! . . .

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der Engländer Whitaker berichtet über ein Stück unter dem Titel die Erschaffung der Welt, das er auf dem Theater zu Lissabon spielen sah, Folgendes: „Bei unserm Eintritte fanden wir das Haus von einem gut gekleideten Publikum ziemlich gefüllt; die vordere Logenreihe war von prächtig und geschmackvoll gekleideten Damen besetzt, deren in Flechten geordnetes, mit künstlichen Blumen geschmücktes und durch keine Kopfbedeckung verhülltes Haar von Diamanten strahlte, was einen glänzenden Anblick gewährte. Die Schauspielergesellschaft ist gut und das Theater ist wohl des Besuchens werth. Als der Vorhang aufging, stieg Gott Vater, mit langem weissem Bart, in einer Wolke herab, von Engeln und Lichtern umgeben, und ertheilte seine Befehle zu Erschaffung der Welt; über seinem Haupte schwebte ein gleichschenkeliger Triangel als Sinnbild der Dreieinigkeit. Die nächste Scene stellte vor, wie Eva von der Schlange verführt wurde, den Apfel zu speisen, und um sie dazu zu vermögen, verschwendete Se. höllische Majestät, der Fürst der Finsterniß, die übertriebensten Lobpreisungen ihrer Schönheit an sie. Sobald sie sich bewegen lassen und auch Adam überredet hatte, ein Gleiches zu thun, erhob sich ein furchtbarer Sturm mit Donner und Blitz, unter welchem die höllischen Geister, den Teufel in der Mitte, der schwarz gekleidet war, rothe Strümpfe trug und einen goldbortirten Hut aufhatte, einen Tanz aufführte. Während dieses Tanzes rief eine tiefe feierliche Stimme hinter der Scene den Namen „Jesus," und augenblicklich verschwanden die Teufel in einer Rauchwolke. Hierauf fuhr der himmlische Vater, sehr erzürnt und ohne alle Begleitung, vom Himmel herab und entbot Noah zu sich, der, beiläufig gesagt, in einer Gestalt erschien, in welcher wir ihn uns bisher nicht dachten. Diesem eröffnete Gott Vater, wie sehr es ihn betrübe, so undankbare Bösewichter erschaffen zu haben, und wie er entschlossen sey, sie sämmtlich von der Erde zu vertilgen. Noah legte nun eine Vorbitte für die Menschen ein, und endlich wurde ihm gestattet eine Arche zu bauen, zu welchem Ende er den Befehl erhielt, sich nach den königlichen Werften zu Lissabon zu begeben, wo er den Baumeister Joao Gonsalvez finden werde, den er, Gott Vater, allen französischen und englischen Baumeistern vorziehe. (Dieß wurde lebhaft beklatscht.) Der ewige Vater stieg dann wieder zum Himmel empor, und Noah ging, um den erhaltenen Weisungen Folge zu leisten."

Sylben-Räthsel.

Ich saß mit Lottchen in der Laube,
Mit ihr verlobt seit einem Jahr,
Schon seit vier Stunden, wie ich glaube,
Wenn's nicht die zweite, dritte war.

Wir meinten beide es so treulich;
Mir ward ein Kästchen 1 und 4,
Und ich versicherte ihr heilig,
Sie sey 5, 6, als Alle mir.

Als endlich fast der Morgen graute,
Beschloß ich fortzueilen doch;
Da Lottchen freundlich an mich schaute,
Und sprach: Bleibst du 2, 3 nicht noch?

Und ich darauf, der Hochbeglückte,
Rief: 1 bis 6, jedoch getrennt,
Und von dem nahen Busche pflückte
Ich ihr, was Euch das Ganze nennt.

Sylben-Räthsel.

Die erste Sylbe macht der Schneider,
Die letzten macht der alte Wein;
Gar mancher pflegt das Ganze leider!
Sich selbst zum Schaden oft zu seyn.

Auflösung der Charade in Nro. 18: Leo (n) ore Leonore.

(Von der Mnemosine erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 16. Sonntag, 23. Februar 1834.

Es giebt eine Zeit, wo uns jedes Mädchen gefällt. Dies ist ein Unglück. Man wählt eine Geliebte, ohne zu wissen, warum, bloß, weil man es wünscht, und weil man zu jung ist, um zu sagen, man will nicht. Weil man einen innern Trieb fühlt, ein Liebesverständniß anzuknüpfen, und weil die Intrigue, die zum ersten zum Ziele führt, die beste zu seyn scheint. Man ist eine Weile verliebt, endlich öffnen sich die Augen, man entdeckt, welche Wahl man getroffen hat, man fühlt Langeweile, erröthet und verläßt die Geliebte.

Die Kunstreiterfamilie.

(Aus dem Dänischen des B. S. Ingeman nacherzählt von Kruse.)

(Fortsetzung.)

Eines Tages hatte der Alte seinen Fuß leicht verletzt und konnte bei den Uebungsstunden im Packraume nicht zugegen seyn. Pietro und Giasinda befanden sich diesmal mit dem Grafen allein. Pietro war noch immer auf der Bühne der glücklichste und ausser derselben der unglückliche Liebhaber, ohne darüber seine frohe Laune zu verlieren; allein er glaubte nicht ohne Grund bemerkt zu haben, daß, seitdem der Graf ein festes Mitglied der Familie geworden war, er als Bajaz ausser der Bühne eine immer unbedeutende Rolle spielte und trotz seiner witzigen Einfälle von dem lustigen Grafen verdunkelt wurde. Er hatte einigemale, und zwar nicht auf die feinste Weise, ja selbst bei den öffentlichen Darstellungen, bei welchen der Graf seinen Platz unter den Zuschauern in einem der Bühne ganz nahen Winkel hatte, seinen überlegenen Nebenbuhler lächerlich zu machen versucht. Das Gerücht von dem fremden jungen Herrn, der immer dort als ein unveränderlicher Anbeter der Demoiselle Ritter seinen Platz behauptete, hatte schon das Ohr der meisten Zuschauer erreicht, und Bajaz schien oft, sich eine schadenfrohe Freude daraus zu machen, ihm, wie aus Versehen, Puder in die Augen zu werfen, oder die Bajazmütze auf seinen blonden Kopf hinabfallen zu lassen; allein der Graf lachte immer selbst am meisten dabei und traute dem kleinen lustigen Pietro keine Bosheit zu. In der Abwesenheit des Herrn sollte nun Pietro den Meister in dieser Uebungsstunde machen; allein er gewahrte bald mit Demüthigung, daß er ganz überflüssig sey, denn der Graf und Giasinda lachten nicht einmal bei seinen Einfällen und hatten nur Augen und Ohren für sich selbst. Bei den Reitübungen ließ Pietro dem Pferde seinen Unmuth empfinden; aber je stärker das Thier lief, je kühner und rascher stand der Schüler aufrecht auf seinem Rücken, und Giasinda klatschte vor Freude in die Hände. Als sie endlich Beide in einem zierlichen Pas de deux auf den parallelen stählernen Drähten nebeneinander schwebten, und Pietro dabei den Takt auf der Trommel angeben sollte, kam es diesem vor, als wechselten die jungen Leute mit größerer Freiheit als zuvor Liebesblicke; in seiner Eifersucht warf er die Trommel zur Seite, machte einen Sprung und stieß, wie aus Versehen, die Balancierstange gegen den Stahldraht, auf welchem Graf Fritz im siebenten Himmel zu schweben schien; sein glücklicher Nebenbuhler verlor das Gleichgewicht, und war nahe daran, auf den Kopf hinunter zu stürzen; doch nun hatte Pietro den Aerger, zu erblicken, wie Giasinda ihn aufrecht erhielt und ihre Arme ängstlich um ihn schlug, wodurch Beide in eine zärtliche und vertrauliche Stellung kamen. Pietro machte noch in seiner launigen Verzweiflung ein salto mortale, wobei er sich verletzte. Er hinkte aus der Reitbahn, und schlug die Thüre mit Geräusch hinter sich zu.

„Der kleine Pietro ist heute recht bös,“ sagte Giasinda lächelnd. „Warum haben wir ihn auch so viele Possen vergeblich machen lassen; wenn man nur darüber lachen will, ist er der gutmüthigste Thor von der Welt.“

„Indessen würde es ihn doch erfreut haben, mich hinunter stürzen zu sehen,“ sagte der Graf. „Es schien ihm recht ärgerlich zu seyn, daß Sie meinen Fall verhinderten. Meinen Sie nicht, liebe Giasinda, daß er lieber gesehen hätte, ich hätte den Hals gebrochen, als wäre so gerettet worden?“

Giasinda erröthete. — „Gewiß nicht, lieber Falkenberg!“ entgegnete sie, „er hat sich ja recht herzlich mit uns über das unbegreifliche Wunder erfreut, das Ihre Freundschaft für uns und Ihre Theilnahme für unsere Kunst an dem Vater bewährt hat. Allein thun wir nicht am besten auch fort zu gehen?“ fügte sie in sichtbarer Unruhe hinzu. „Es schickt sich wohl nicht, daß wir uns hier ganz allein üben. Auch läugne ich nicht, daß mir der Schrecken in das Blut gefahren ist, und ich stehe nicht ganz sicher auf dem Seile.“

„Ist es möglich, Giasinda!“ rief Graf Fritz entzückt, indem er ihre Hand ergriff und sie leidenschaftlich drückte. „Selbst die gefährlichste Stellung flößt Ihnen keinen Schrecken ein, und um mich sind sie so ängstlich geworden! hätte ich wirklich den Hals gebrochen, hätte man mich doch nicht bedauern können.“

Graf Fritz half Giasinda das Seil entlang zur Leiter hin, und empfand, wie ihre Hand in der seinigen bebte. Sie stand nun sicher auf der obersten Stufe der Leiter, und stützte sich an die lange Balancierstange, die aufrecht an der Leiter lehnte, während der Graf durch Hülfe seiner eignen Balancierstange sich von dem Seile hinunterschwang. Als er nun auf dem Boden stand und die Augen zu ihr erhob, die in kindlicher, jungfräulicher Schaam ihre ganze Kunst und Geschicklichkeit vergessen zu haben schien, war es ihm plötzlich wie damals, da er sie zum ersten Mal als Kind gesehen hatte. „Ja ich sehe wieder, Du, mein Engel auf der Himmelsleiter!“ rief er entzückt und nahte ihr mit ausgebreiteten Armen. „Komm, komm, Du ewig Gesegnete, komm, laß mich Dich zu mir auf die Erde herunter ziehen, und dann seelig mit Dir durch alle Deine Himmel fliegen.“

„Um Gotteswillen, Graf Falkenberg!“ äußerte sie mit bebender Stimme, „Sie vergessen sich und unsere Verhältnisse — lassen Sie mich allein hinabsteigen.“

Er trat bescheiden ein paar Schritte zurück; allein von der

lange verhehlten Empfindung, die jetzt mit gleicher Stärke aus Beider Busen hervorgebrochen war, überwältigt, wurde ihr auf der Leiter schwindlich, sie wankte; der Graf sprang hinzu, er empfing sie mit hoher Wonne in seine Arme und der erste Kuß der Liebe bestätigte, was auszusprechen ihnen Worte fehlten, aber was sie schon Beide sich aus den Augen gelesen hatten.

„Bravi, Bravi!" klang in diesem Augenblicke die Bajatzstimme des kleinen Pietro's. Erschrocken fuhren sie auseinander und richteten ihre Blicke auf eine kleine Lücke oben an der Decke, woher dieser unglückliche Bravoruf zu kommen schien. Dort gewahrten sie nicht allein den kleinen Possenreisser, der, die Narrenmütze schief auf dem Affenkopfe, ihnen grinsend und triumphirend Gesichter schnitt, während er höhnisch in die Hände klatschte; sondern neben ihm erblickten sie auch ein Antlitz, das mit seinem düstern, furchtbaren Ernst wie ein versteinerndes Medusahaupt auf die Liebenden einwirkte. Es war der alte Ritter, dessen Züge nie vorher einen so entsetzlichen Ausdruck bittern, menschenfeindlichen Grolls und tiefen tragischen Kummers ausgesprochen hatten. Giasinda brach in heftiges Weinen aus und verbarg das glühende Gesicht in beide Hände, während sie aus der Thüre eilte und den entsetzten Grafen allein ließ. Es war ihm, als wäre er an dem Eingange eines seligen Paradieses bei diesem grauenhaften Anblick in einen Abgrund hinuntergestürzt. Er hatte die Augen vor den zerschmetternden Blicken des Alten niedergeschlagen. Er stand wie an den Boden gewurzelt, ohne zu wissen, was aus Giasinda, was aus ihm selbst geworden war. Als er wieder zur Besinnung kam, sah er sich allein in dem leeren Raume. Die Thüre stand offen, die Lücke war wieder zugeworfen. Er wagte kaum hinaufzusehen; der schadenfrohe Bravoruf des Narren klang noch in seinen Ohren und das schmunzelnde Affengesicht mit der Bajatzmütze schwebte ihm noch immer vor den Augen als ein schneidender Gegensatz zu dem drohenden Ritterantlitz, dessen anklagende Blicke wie ein Blitz in seine Seele gedrungen waren.

Verwirrt und niedergeschlagen ging Graf Fritz auf sein Zimmer. Er horchte an der Wand des Nebenzimmers, dort aber herrschte Todtenstille. Er riß sich das Kunstreiterkostüm heftig vom Leibe und zog sein gewöhnliches Kleid an. Er sann nur auf eine Aussöhnung mit dem Alten, dessen Zutrauen er so unbesonnen getäuscht hatte. So wie er nur erst seine Verhältnisse, seine Lage, und wie Alles gekommen war, erwog, kehrte allmählig seine Ruhe zurück, und er wurde bald mit sich selbst einig. „Sie liebt mich," flüsterte er, „dann muß sie auch meine Gattin werden, mögen die Verwandten und die ganze Welt sagen was sie wollen, ich bin volljährig und mein eigener Herr; ich will nicht mit meiner und ihrer Glückseligkeit scherzen."

(Fortsetzung folgt.)

Amor und Momus.

(Novelle von J. Lotte.)

(Fortsetzung.)

Niemand kann seinem Schicksal entgehen.

I.

Ganz Gimpelstädt war in freudigster Bewegung, und mein Hauswirth, der Herr Großhändler Preller, versuchte, trotz seiner ansehnlichen Korpulenz, einen Freudensprung über den andern, trank, wie an hohen Festtagen, eitel alten Mallaga, und kniff die flinken Hausmädchen in die rothen Backen, daß sie ach und weh schrieen.

Ich aber hätte mögen aus der Haut fahren vor Unmuth und Aerger und Gram, und dem süßen Himmelsöhl de Cäcilie, der blühenden 16jährigen Tochter des Herrn Preller ging es nicht besser; denn ach! — was ganz Gimpelstädt mit Entzücken und Enthusiasmus erfüllte, drohte für uns Beide eine Quelle unsäglichen Elends und trostlosen Jammers zu werden. Jede schöne Leserin wird wohl ohne weiteres merken, daß Cäcilie und meine Wenigkeit einander liebten, daß wir uns Treue bis über's Grab hinaus geschworen hatten, und uns heirathen wollten, lieber heute denn morgen! — Bis soweit standen die Sachen recht schön, aber nun trat der dicke Papa dazwischen und der Stadtphysikus Heyn, und da begannen die Sachen schief zu stehen, sehr schief! und das ging also zu:

Herr Preller war ein Phönix unter den Großhändlern. Er war reich — wurd' es noch täglich mehr; denn seine enorme Dummheit schien die Dame Fortuna unauflöslich an ihn gekettet zu haben — dabei war er aber, was in der Regel nur wenig enorm-dumme Menschen sind, eine kreuz-ehrliche und gutmüthige Haut, und ohne seinen verdammten Wipps hatte er Cäcilien und mir seinen väterlichen Segen sicher nicht versagt, wenn wir ihm recht schön zu Füßen gefallen wären, und rührend gebeten und was weniges dazu geweint hätten. — Aber so!

Unter seinen unzähligen Narrheiten stand die oben an, daß er sich nicht nur für einen gewaltig klugen Mann hielt, sondern auch für einen geistreichen, kunstsinnigen und gemüthlichen. Deshalb hatte er sich mit großen Kosten eine herrliche Bibliothek angeschafft, worin die Klassiker Shakspeare, Calderon, Cervantes, Ariost, Tasso, Göthe, Schiller u. s. w. prangten, obschon er nichts las als Räuberromane, Geistergeschichten und Taschenbücher. Eben so hielt er sich alle Zeitschriften, obgleich er nur den Gesellschafter und die literarischen Mohnblätter benutzte. Daß ich Maler war, verschaffte mir Zutritt in sein Haus, und endlich um ein Spottgeld ein herrliches Logis im 2. Stocke; er beschäftigte mich fleißig und zahlte gut — kurz ich stand auf dem Punkt, mich ihm zu entdecken, als er mir zuvorkam, und auf einmal alle meine Hoffnungen zertrümmerte. Er eröffnete mir nämlich eines Tages seelenvergnügt bei einem Glase Tokayer: „daß die Stadt Gimpelstädt gegenwärtig einen der größten deutschen Dichter in ihren Mauern hege und pflege, daß er (Herr Preller) das Verdienst habe, besagten großen Dichter zuerst nach Verdienst erkannt, gewürdigt und durch weislich gespendeten Beifall ermuntert zu haben; daß dieser große Dichter Niemand anders sey als der Stadtphysikus, Herr Heyn, sein alter Freund und Gevatter; daß der Zeitpunkt nahe, wo selbiger vor aller Welt sein Licht werde leuchten lassen, und daß er (Herr Preller) den lorbeerbekrönten Dichter Cilli's Hand feierlichst zugesagt habe."

Da saß ich unglückseliger, verliebter Maler halb todt vor Schreck und Entsetzen. Papa Preller hielt es aber für eitel ehrfurchtvolles Erstaunen, und fügte schmunzelnd hinzu: „Ja Männchen, da sehen Sie nun, was ich für ein gescheidtes Kerlchen bin! einen großen Dichter zum Schwiegersohn, der nebenbei noch Doctor ist, und Mosen und die Propheten hat! O, ich bin klug! ich bin klug —"

Ich stürzte aus dem Zimmer, auf dem Vorsaal fiel mir Cäcilie weinend um den Hals — sie hatte an der Thüre gelauscht. Wir weinten Beide und waren unaussprechlich unglücklich. Indeß, ehrlich gesagt, das schöne weinende, hingebende Mädchen im Arm, hätt' ich mein Unglück um Vieles nicht vertauscht.

II.

Wie ein kalekutscher Hahn stolzirte der Stadtphysikus Heyn über den Marktplatz auf Prellers Haus zu, ein dickes

Manuscript rag'e aus der Busentasche hervor, er warf den Kopf rechts und links und blinzelte nach den Fenstern, aus denen die Gimpelstädter schauten, mit Stolz und Freude auf iheen großen Poeten.

Er trat ins Haus, und bald darauf Lisetle, das hübsche Stuben-Mädchen, in mein Zimmer, mit einer Empfehlung vom Herrn Preller, und ich möge ihm doch die Ehre geben, die Vorlesung des Herrn Stadtphysikus mit anzuhören.

Das fehlte noch! — allein was war zu machen? den Alten durft' ich nicht vor den Kopf stoßen, und dann war ich doch auch begierig zu sehen, was es denn eigentlich mit dem neuen großen Dichter für eine Bewandtniß habe. „Gut, ich werde die Ehre haben," versetzte ich — Lisettchen machte einen Knix und empfahl sich. Bald darauf trat ich in Herrn Peellers Stube.

Here Preller empfing mich mit gewohnter Gutmüthigkeit, und des Heren Stadtphysikus Antlitz erglänzte vor Wonne und Stolz. Mich bei Seite ziehend, flüsterte er: „Ich weiß, mein Verehrtester! Sie versuchen sich auch dann und wann, wiewohl pseudonym, als Schriftsteller. In der Residenz sagte mir der Redakteur des „Langmüthigen" davon, — Sie können auf mich rechnen, und ich hoffe, ich auf Sie desgleichen! — Eine Correspondenznachricht von Ihrer geschätzten Feder würde jedem Redacteur willkommen seyn — Sie verstehen mich! z. B. in den Blättern für Geist und Herz — odee in den literarischen — ich werde Mitglied der Dreizehn."

Ich murmelte unvrrständliche Worte; der Dichter hielt es für Eingehen in seine Vorschläge, und drückte mir gütig die Hand.

„Nun, Gevatter! Ihr könnt loslegen!" krähte Papa Preller, und deutete schmunzelnd auf das Sopha; davor stand ein Tischchen, mit Flaschen und Gläsern geziert. Preller, Cäcilie und ich setzten uns auf das Sopha, der Dichter nahm uns gegenüber in einem Lehnsessel Platz, und nachdem das erste Glas geleert war, begann er die Vorlesung folgendergestalt:

„Niemand kann seinrm Schicksale entgeheu!
„Bürgerliches Drama in 2 Acten, mit Musik und lebenden
„Bildern, nach Ernst von Houwald frei bearbeitet von
„Dr. Willibald Alexis Heyn, Stadtphysikus zu Gim-
„pelstädt an der Spree."

Ich fiel aus den Wolken, und dem günstigen Leser wird es nicht besser ergehen, wenn er erfährt, daß der große Dichter Willibald Alexis Heyn, Houwalds allerliebste Posse gleiches Namens zum erschütternden Schicksals-Melodram umgearbeitet hatte.

Er fuhr fort in seiner Vorlesung, — der Unsinn war fast so arg als in Willibald Alexis Härings „verwunschenem Schneidergesellen," nur mit dem Unterschiede, daß wirklich komische Stellen (weil sie ernsthaft gemeint waeen) drin vorkamen.

Papa Preller applaudirte fortwährend, und rief: „göttlich! himmlisch!" — dazu trank er ein Glas Portwein nach dem andern, so daß er zu Anfang des zweiten Akts sanft entschlief. Der Dichter aber las erhitzt weiter, so daß Cäcilie und ich ihn kaum zu beachten brauchten. Als er endete, applaudirten wir pflichtschuldigst; Papa erwachte, rieb sich die Augen und stimmte mit ein.

Der Dichter verbeugte sich mit freudefunkelnden Augen, und eröffnete uns dann: daß übermorgen dir erste Aufführung seines Werks auf der Hofbühne Statt finden wurde.

Das ging denn doch etwas über meinen Horizont, und ich konnte mich nicht ruthalten zu fragen; „ist's möglich? auf der Hofbühne?"

„So ist's!" versetzte Willibald Alexis Heyn selbstgefällig, „zwar hat es Mühe, Zeit und Geld gekostet, denn das Talent findet bei seinem ersten Auftreten immer Neider, aber, Gottlob! ich bin durchgedrungen. Sie müssen nämlich wissen, ich habe in der Residenz einen guten Freund an dem reichen Ledeefabrikanten Riem, dessen Schwägerin beim Hoftheater engagirt ist, und naiv-tragische Rollen spielt; für diese habe ich meine Bürgermeisterin eigends geschrieben, und ergo muß mein Stück gegeben weeden; für den Beifall ist mir dann nicht bange — denn: „Niemaud kann seinem Schicksal entgehen!"

Cäcilie und ich sahen uns an, und wurden wieder melancholisch.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die englischen Blätter theilen Nachstehendes als das Neueste über Lander und seine Reise mit: Richard Lander war am 21. Julius 1833 in Atta und genoß einer kräftigen Gesundheit. Er traf Vorbereitungen, um in Gesellschaft des Lieutenants Allen und eines Arztes den Fluß in dem Dampfboot Alburka hinaufzusegeln. Er machte seine Reise von der Küste aus in einem Kanot, und bedurfte dazu 32 Tage. In einem Brief an seinen Bruder, vom nämlichen Datum, erzählt er Folgendes: „Du weißt, daß bei unserm hiesigen Zusammenseyn Abucco, der Häuptling von Damuggoo, schon mehrere Jahre mit seinem Bruder, dem Herrscher von Atta, in Zwist lag. Als ich von der Küste aus an ersterem Ort ankam, fand ich zu meinem Leidwesen die beiden Brüder, sammt ihren gegenseitigen Unterthanen, noch in dem kleinen, aber mit jener Hartnäckigkeit und jenem wilden Trotz geführten Kriege befangen, wodurch er sich Anfangs bemerklich gemacht hatte. Entschlossen, wo möglich eine Versöhnung zwischen ihnen zu bewirken, vermochte ich es über unsern alten Freund Abucco, mich nach Atta zu begleiten, indem ich ihm das Versprechen gab, ihn bei seinem Brudrr einzuführen, und mit meinem Leben seine Sicherheit verbürgte. Die Zusammenkunft fand am 22. statt, und war von hohem Interesse. Unsrre Leute, voraus Jowdin und einige Trommler, wurden in einen großen viereckigen umschlossenen Raum geführt. Der Häuptling saß auf seinem Throne, ringsherum alle seine Mollams und eine Menge seinee Begleiter. Seine Weiber hatten unter einer Veranda Platz genommen, von der mehrere hübsche türkische Tapeten herunterhingen, die als Schirmdach dienten. Als Abucco sich dem Throne näheete, wich er instinktartig zurück, allein ich ergriff ihn bei der Hand und führte oder vielmehr riß ihn seinem Bruder entgegen. Jetzt schien ihn sein Vertrauen gänzlich verlassen zu haben; sein Haupt hing auf die Brust, und ich konnte fühlen, wie heftig er zitterte. Während ich meine Geschenke an den Häuptling von Atta zurecht legte, merkte ich, wie er mehrmals einen hastigen und unzufriedenen Blick auf seinen Bruder warf, der sich von meiner Hand losgemacht hatte und auf dem Boden saß. Obgleich ein Zeitraum von 7 Jahren seit ihrem letzten Zusammentreffen verflossen war, sprach doch keiner derselben ein Wort. Nachdem ich die Neugerde des Häuptlings von Atta einigermaßen befriedigt, lenkte ich sogleich seine Aufmerksamkeit auf seinen Bruder, indem ich ihm großes Lob ertheilte, das Abucco in der That auch veediente. Ich drückte dann mein Bedauern aus über die Bestätigung der schlimmen Wirkungen des Mißverständnisses, das seit so vielen Jahren zwischen ihnen herrschte, bestand auf der Nothwendigkeit, daß Brüder in Eintracht und Frieden mit einander leben, und sagte, ich sey entschlossen nicht von der Strlle zu weichen, bis rine vollständige Versöhnung unter ihnen stattgefunden. Der Häuptling war in

äußerster Verlegenheit, erwiederte jedoch nichts. Ich forderte nun Abucco auf, sich zu erheben, und indem ich ihn seinem Bruder entgegenführte, ergriff ich die Rechte beider, drückte sie fest in einander, schüttelte die Hände herzlich und sagte „Ihr seyd nun Freunde, und Gott erhalte euch so.“ Diese Rührung ergriff sie, und noch mehrere Sekunden lang kam keine Sylbe über ihre Lippen. Jedes Antlitz strahlte vor Entzücken bei dem glücklichen Ausgange der Zusammenkunft, und lautes, anhaltendes und allgemeines Freudengeschrei war der Ausbruch der frohen Gefühle der Menge. Ich selbst, ich vermag nicht die herzliche Zufriedenheit zu schildern, die in diesem Augenblicke mich erfüllte. Doch dieß ist nicht das einzige Gute, das ich hier als das demüthige Werkzeug in der Hand der Vorsehung zu bewirken vermochte. Seit unvordenklicher Zeit war es Gewohnheit der Herrscher Atta's, an freudigen Tagen oder bei öffentlichen Gelegenheiten Menschen zu opfern. Bei der Zusammenkunft, die ich dir gerade geschildert, wurden zwei arme Geschöpfe vor uns gebracht, um geschlachtet zu werden, und mit ihrem Blute dann den Hof zu besprengen. Ich schauderte bei dem Vorschlag, und forderte mit Ernst, daß Alles der Art unterbleibe. Ich versicherte dem Häuptling, er würde Gott einst Rechenschaft zu geben haben von jedem Leben, das er leichtsinnig vernichte; machte ihm bemerklich, daß obgleich nach dem Tode sein Leib in Staub zerfiele, seine Seele ewiglich lebe, und Glück oder Unglück sie träfe, je nachdem er Gutes oder Böses in dieser Welt bereits gethan oder noch thun würde. Sichtbar machten meine Worte tiefen Eindruck auf ihn, er ließ die beabsichtigten Opfer losbinden und aus dem Hof entfernen. Hierauf gab er mir ein feierliches Versprechen, die Menschenopfer aufhören zu lassen. Sobald diese Erklärung den Mollams und den im Hofe versammelten Dienern zu Ohren kam, erhoben Alle ihre Hände zum Zeichen der Billigung und brachen in Freudengeschrei aus. Es sind nun 7 oder 8 Monate, seit mir dieses Versprechen abgelegt ward, und ich habe das Glück sagen zu können: es ist mit Gewissenhaftigkeit gehalten worden.“

Germania.

Ernst und festlich, wie im Schattenreiche
Lethe durch die dunkeln Thäler schleicht,
Langsam, wie um Mitternacht der bleiche
Silberhalbmond aus Gewolken steigt,
Bis er endlich bei des Monats Neige
Seiner Erdenrunde Ziel erreicht, —
Hat mein Mund den Namen ausgesprochen,
Und der Busen hört nicht auf zu pochen.

Großes Wort: „Germania“! Es beben
Meine Lippen bei des Wortes Schall;
Hermanns hochverehrte Manen schweben
Um die Telyn wie mit Geisterhall,
Und ich sehe Barden sich erheben,
Jauchzen ob der Freiheits-Räuber Fall,
Und frohlockend schauen uns're Ahnen
Auf die frische Blüthe der Germanen.

Deutsches Blut durchströmet unsern Busen,
Deutschlands Heil sey unser höchstes Gut;
Daß wir frei auf freier Erde fussen,
Das gibt uns des Herzens starker Muth.
Alle deckt der gold'ne Schild der Musen,
Alle fühlen der Begeist'rung Gluth.
Darum kling' in Friedens Glück die Leyer,
Schwingt das Schwert mit Kraft im Schlachten-Feuer.

Edles Vorbild, das zum Ziel uns leitet,
Körner, blicke mild auf uns herab:
Jeder schwört; nur für Germania streitet
Der Germane bis in's kühle Grab.
Wenn nur einstens eine Thräne gleitet
Auf des treuen Freundes Wang' hinab:
Es ist süß, für's Vaterland zu sterben,
Und des Holden Siegerkranz zu erben!

Du, Germania, wirst uns beschirmen,
Wenn im Streit der Arm ermattet sinkt,
Wenn in Freiheits-Kampfes-Wetter-Stürmen
Uns der Stahl ins heiße Herze dringt.
Muth! Wir werden Leich' auf Leiche thürmen,
Weil das Schwerdt in uns'rer Rechten blinkt:
Wenn des Todes Schauer uns umwehen
Werden wir, wie Meeres-Felsen stehen.

Doch es lachet uns der gold'ne Friede
Und der Liebe zaubereiche Lust;
Darum wollen wir in hohem Liede
Sie besingen, Minneglücks bewußt:
Jeder singe, wem das Auge glühte
An der Trauten liebdurchwärmten Brust:
Hoch soll leben jedes Deutschen Schöne,
Brüder! uns'rer Liebchen Hoch! ertöne!

An — — a

Als ich Oberon gelesen hatte.

Du, deren Nam' wie Harmonie der Sphären,
Wie Weihgesang der Liebe von Zytheren,
Mein Herz in Götterlust berauscht;
Amanda sey mir, die der Liebe Genuß
Zur Huldin mir erkohren, als ich Kuß um Kuß
Von Deinem Rosenmund getauscht.

Kurz nur war der Liebe Glück; ach Deine Farme!
Ist Schuld, daß ich nun ferne von Dir athme,
Ist Schuld an unser'n Leiden. — —
Wie Hüon nicht Amanden treu gefunden,
So hält die Treue auch mein Herz umwunden
Wird mich zu Dir zurückgeleiten.

— n. n.

Palindrom.

Wie heftig und ohne Bestand ich geliebt,
Und was ich dabei für Chikane geübt,
Und wie sich darüber erbost meine Frau,
Das Alles erzählen die Dichter euch schlau.
Verkehrt ihr mich, bin ich das festeste Band,
Das Keiner bis jetzt zu zerreißen verstand.

Auflösungen der Charaden in Nro. 15: a) Jelängerjelieber. b) Saumselig.

... wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 17. Mittwoch, 26. Februar 1834.

Ach wir spähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüste starrt um uns're Bahn;
Und am finstern Eingang dieses Lebens.
Harret schon auf uns der Wahn.

Christph. Aug. Tiedge.

Die Kunstreiterfamilie.

(Aus dem Dänischen des B. S. Ingeman nacherzählt von Kruse.)
(Fortsetzung.)

Fest entschlossen, einen entscheidenden Schritt zu thun, verließ er das Zimmer und klopfte rasch und zuversichtlich an Ritters Thüre; allein sie war verschlossen und Niemand öffnete. Er klopfte immer stärker und machte es zuletzt so toll, daß die Bedienung hinzueilte, in der Meinung, er wolle die Thür aufsprengen. „Sie sind alle aus, mein Herr," versicherte der Kellner; „sie haben seit wenigen Minuten das Haus verlassen; allein die Mittagsstunde ist schon da, sie werden gewiß bald zurückkehren."

Der Graf ging wieder auf sein Zimmer. Kurz nachher wurde zur table d'hôte geläutet. Falkenberg nahm seinen gewöhnlichen Platz ein, doch die vier Stühle in seiner Nähe blieben unbesetzt; die Ritter'sche Familie erschien nicht. Unruhig und ängstlich stand er vom Tische auf, ehe die Mahlzeit noch beendet war. Er griff nach seiner Reisemütze, ohne selbst zu wissen, was er beginnen würde. Sie in der großen fremden Stadt aufzusuchen, war ein lächerlicher Gedanke, und ruhig auf seinem Zimmer ihrer Rückkehr zu harren, war ihm unerträglich. Er besann sich plötzlich warf die Reisemütze weg, schrieb schnell an den alten Ritter ein Billet und siegelte es zu. Dann befahl er seinem Bedienten sich an des Ritters Thüre zu stellen, nicht von der Stelle zu weichen, und diesem das Schreiben eigenhändig bei seiner Rückkehr zu übergeben. „Es braucht keine Antwort," fügte er hinzu; „morgen früh spätestens werde ich sie selbst abholen." Nun ergriff er die Mütze wieder und stürmte hinaus in die ihm ganz fremde Stadt, die er noch nicht gesehen, obgleich er sich mehr als sechs Wochen in derselben aufgehalten hatte. Es war ihm, als wäre er in einem bezauberten Schlosse gewesen und die ganze Welt ausser dessen Mauern ihm fremd geworden. Um sich des betäubenden Gedanken zu entschlagen und seine Unruhe zu bezwingen, eilte er von Straße zu Straße, ohne sich umzusehen oder auf den Weg zu merken. Es wurde dunkel und er wußte nicht, wo er sich befand. Da erblickte er ein großes, hell erleuchtetes Gebäude gerade vor sich. Viele Leute strömten dort hinein; er folgte mechanisch dem Strome. Er stand im Vorsaale des Opernhauses, griff in die Tasche, löste ein Billet und trat hinein. Es wurde eine Zauberoper dargestellt, in welcher ein unglücklicher verliebter Prinz durch vielfache Verwandlungen und Zaubereien die entführte Geliebte suchte, bis er endlich, selbst in einen Greis verwandelt, sie in der Gestalt einer häßlichen Zauberin wiederfand. Er liebte sie och und umarmte sie mit Jugendfeuer; nun offenbarte sich eine wohlthätige Fee und verjüngte die treuen Liebenden wieder, die sich fest umschlungen hielten.

„Ach Giasinda, Giasinda!" seufzte der Graf, während er aus dem Opernhause herausstürzte. „Seh ich Dich diesen Abend noch nicht, werde ich Dich vielleicht nie wiedersehen. Gott im Himmel, wenn sie schon fort wären! Ist es vielleicht meine eigene unglückliche Geschichte, die ich gesehen? soll ich sie erst wiedersehen, wenn wir Beide alt und grau geworden sind? wo bleibt dann die wohlthätige Fee, die unsere Jugend und Freude zurückrufen könnte?"

Mit einer Unruhe und Aengstlichkeit, die ihn beinahe der Besinnung beraubte, schwankte er durch die große Schaar der Zuschauer, die über die Darstellung lachten und scherzten. Es war ihm unmöglich, den Weg zu finden. Er warf sich in einen Miethswagen, und ließ sich so schnell wie möglich nach dem goldenen Adler führen.

Als endlich der Wagen still hielt, war es schon spät. „Sind Ritters zu Hause gekommen," fragte er beinahe athemlos den emsigen Kellner, der ihm mit einem Lichte in jeder Hand entgegentrat, und wie vor Schrecken versteinert erfuhr er nun, daß sie durch Pietro ihre ganze Habe hatten abholen und die Rechnung bezahlen lassen, in der Absicht, nicht mehr zurückzukehren. Der Bediente des Grafen trat in demselben Augenblick mit dem versiegelten Billet hinzu, das er nicht, dem Befehl gemäß, eigenhändig dem alten Ritter hatte übergeben können, und daß er nicht gewagt hatte, dem kleinen Pietro anzuvertrauen.

„Aber, mein Gott, wo sind sie denn geblieben?" rief der Graf fast taumelnd, während er das Schreiben zerriß.

„Man erzählt allerlei, entgegnete der Kellner achselzuckend. „Es muß nicht Alles richtig mit ihnen zusammenhängen; es wird von einem falschen Namen gesprochen, das ist hier hoch verpönt; auch flüstert man von politischen Umtrieben. Der gute Herr Ritter, meint man, ist Spion oder Mitglied des Tugendbundes, oder gar noch etwas Schlimmeres gewesen. Die Polizei soll Lunte gerochen und die schöne Familie über Hals und Kopf, ohne Visirung des Passes, die Stadt verlassen haben. Sie soll im Zwielicht aus dem Hamburger Thore gefahren seyn."

„Postpferde, sogleich," rief Graf Fritz. „Da nehmen Sie meinen Paß und verschaffen sie mir ihn visirt. In einer Viertelstunde muß ich in dem Wagen seyn. Lauf und packe ein, Johann!"

„Es wird schwer halten, Herr Graf! den Paß so spät visirt zu bekommen," wandte der Kellner ein; „allein ich werde Alles versuchen. Darf ich fragen, auf welchen Ort er visirt werden soll?"

... wegen. Johann entschuldigte sich nach ...

„Auf welchen Du willst! auf die ganze weite Welt — zu dem Hamburger Thor hinaus.“

„Also nach Hamburg?“

„Jawohl, nach Hamburg, wohin Du willst, nur schnell!“ Der Kellner schüttelte den Kopf und ging. Eine halbe Stunde hernach rollte Graf Fritz in stockfinsterer Nacht, ohne selbst zu wissen wohin, aber in der Stimmung eines Fieberkranken, der unter wilden Phantasien seinen Wärtern entlaufen ist und Postpferde genommen hat, um seine Traumbilder in der weiten Welt aufzusuchen, aus dem Hamburger Thore.

Zwei Monate nach diesem Ereignisse zeigten der Altonaer Merkur und der Hamburger Correspondent an, daß der reiche Graf Fritz Flemming von Falkenberg des Todes verblichen sey und ein sehr großes Vermögen hinterlassen habe. Es war der Vater unsers jungen Grafen.

Ein halbes Jahr, nachdem Graf Fritz Berlin verlassen hatte, wurde er in seinem Vaterlande von seinen Verwandten und Freunden fröhlich empfangen. Schon seit langer Zeit hatte man nichts von ihm gehört und war höchst unruhig seinetwegen gewesen, bis man endlich durch einen Reisenden erfuhr, daß er gefährlich krank in Hamburg daniederliege. Seine Krankheit hatte lange gedauert, wozu auch noch die Zeitungsnachricht von dem Tode seines Vaters nicht wenig beigetragen hatte. Sein Diener, der im Anfange der Krankheit ihn gepflegt, war von derselben angesteckt worden und in Hamburg gestorben. Auf Verlangen des Grafen Fritz war ein Gesuch wegen seines Abtretens von der diplomatischen Stelle in Petersburg, zu der er sich nicht geneigt fühlte, eingereicht worden. Wichtige Privatangelegenheiten riefen ihn nun nach der Heimath zurück. Als Universalerbe bedeutender Güter lag eine so ausgebreitete Privatthätigkeit vor den Augen des jungen Grafen, daß es ihm darum zu thun war, nur darauf sein Leben und seine Kräfte verwenden zu können. Das lange hitzige Fieber, das er in Hamburg durchgemacht hatte, schien ganz den Anlaß seiner Krankheit bei ihm in Vergessenheit gebracht zu haben, und keiner von seinen Freunden ahnete das Mindeste davon. Das Andenken an Glasinda und den alten Ritter war zwar nicht ganz in seinem Herzen erstorben, allein die abgerissenen Erinnerungen daran, wie an seinen ganzen Aufenthalt in Berlin, schwebten ihm fern und nebelhaft wie Schattenbilder eines wunderschönen und doch entsetzlichen Traumes vor, von dem er nicht wußte, in wiefern er ihn wirklich erlebt, oder was in demselben zu seinen verschwundenen Fieberphantasien gehörte. Als er seine Vaterstadt und die alten Freunde wieder sah, trugen seine blassen, abgemagerten Züge noch Spuren der Krankheit. Ueber den größten Theil seiner Reise hatte er eine Art Tagebuch gehalten, das zwar nur flüchtige und abgebrochene Bemerkungen enthielt, allein durch welche er sich doch das Meiste von dem, was er auf der Reise erlebt hatte, ins Gedächtniß zurückrufen konnte. Sobald er sich völlig hergestellt fühlte, und seine gewöhnliche Lebhaftigkeit und Heiterkeit zurückgekehrt waren, zog er sein Reisebuch hervor und erfreute oft seine Freunde durch die vielen lustigen Abentheuer, die er während seiner Reise bestanden hatte. Sein Vetter Staal, ein kühner, muthiger Husarenoffizier, fand am meisten Gefallen daran; allein der gelehrte, besonnene Helmann, der in der Abwesenheit seines Freundes Magister und Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften gewesen war, fragte nur nach dem Soliden, und welche Früchte sein Aufenthalt auf mehreren Universitäten getragen habe.

„Was hast Du Dir denn in Berlin vorgenommen? Du hast Dich ja dort mehr als einen Monat aufgehalten,“ fragte er eines Abends und nahm ihm das Reisebuch aus der Hand. „Laß doch sehen, was Du von der Universität und den [illegible] berühmten Gelehrten aufgezeichnet hast.“

guten Tag,“ gab Graf Fritz zur Antwort; „wenn Du wissen willst, wie viele Bettelbriefe auf gelehrten Rang und Würden binnen Jahr und Tag ausgefertigt, und wie viele nahmhafte Gelehrte von den wissenschaftlichen Zunftmeistern gestempelt werden, wirst Du es wohl in einem oder dem andern Buche, das kein Mensch liest, finden. Doch mit den wissenschaftlichen Instituten kann ich Dich vielleicht bedienen.“

Ausgelassen ergriff er Reichards Passagier, der auf dem Tische lag, und fing feierlich zu lesen an: „Die 1808 gestiftete Universität, die Académie militaire, die Vieh-Arzneischule“ u. Er zählte noch ein Dutzend Akademien und Gymnasien auf und hielt endlich bei dem „Irrenhaus“ inne.

„Dabei bist Du doch nicht stehen geblieben?“ unterbrach ihn Helmann. „Hast Du wirklich das Alles besehen?“

„Ich konnte das und noch viel mehr gesehen haben, wenn ich es nur gewollt hätte, und doch nicht klüger geworden seyn.“

„Aber es steht ja kein Wort von Berlin in dem ganzen Buche,“ versetzte Helmann verwundert; „nicht einmal von Deinen dummen Streichen dort. Vielleicht bist Du nicht einmal dort gewesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Amor und Momus.

(Novelle von J. Loser.)

(Schluß.)

III.

Es war zu arg! —

Freilich hatt' ich mich als Schriftsteller versucht, und hatte mir auch mancher Freund wohlmeinend gerathen, mein Talent nicht zu zersplittern, und hübsch bei der Staffelei und dem Zeichenbrette zu bleiben, hatten auch die Recensenten mich gebührendermaßen gerissen, und R — — der große Recensent, Gift und Galle gesprudelt über meinen ersten Roman — dennoch konnt' ich's nicht lassen, wozu der Geist mich trieb. Ich schrieb fort, und Verleger und Redactoren druckten meine Sachen lustig drauf los, und das Publikum las sie, und manches schöne Extra-Honorar ward mir von schönen Lippen für meine süßen Lieder.

Ehrlich gestanden! für einen großen Dichter hatt' ich mich nie gehalten, und werd' es auch — so Gott mir mein bischen Geist erhält, nie. In der Regel hab' ich meine Sachen vergessen, sobald ich sie gedruckt gelesen habe, und behalten Andere sie länger im Gedächtniß, so ist's nicht meine Schuld. Aber ich hatte ein Lustspiel geschrieben, worauf ich mir etwas zu gute that, da ein mich scharf kritisirender Freund es als gelungen bezeichnet hatte. Ich schickte dieses Lustspiel an die Intendanz des Hoftheaters mit einem submissen Schreiben. Ich erhielt nach einem halben Jahr langen Hoffen und Harren weder eine Antwort noch mein Manuscript zurück — (Bühnendichter werden die Residenz errathen!) und nun sollte auf der nämlichen Bühne Willibald Alexis Heyns Unsinn dargestellt werden — das war wirklich zu arg! —

Der Schicksals-Morgen brach an — wie gesagt: ganz Gimpelstädt war in freudigster Bewegung, denn da die Residenz nur etwa sechs Stunden entfernt war, so schickten sich fast sämmtliche Honorationen an, die Reise zu machen, um das Meisterwerk ihres Göthe aufführen zu sehen.

Papa und der Dichter hatten mich eingeladen, in ihrem Wagen mitzufahren. Beide waren schon früh um 5 Uhr an den Beinen gewesen, und um sieben wurden sie von dem Comtoir-Diener, etwas angetrunken, in den Wagen gepackt. Cäcilie und ich saßen auf dem Rücksitz, freudenvoll und leidenvoll

Papa aber und der Dichter sprachen fortwährend dem wohlgefüllten Flaschenkorb zu, und johlten und krähten um die Wette, und gebehrdeten sich in den Wirthshäusern so über alle Maße burschikos, daß alle Schenkmädchen rebellisch wurden.

Die Fahrt ging rasch, und schon zu Mittag, nach der Residenz-Rechnung — trafen wir dort ein.

Wo ist der Comödienzettel? war des Dichters erste Frage — er wurde gebracht, und mit verklärtem Gesichte reichte er ihn dem Schwiegervater in Spe — die beiden Alten umarmten sich, lachten und weinten und lallten endlich dem harrenden Marqeur ein: „Champaguer!" — entgegen.

Die Korkstöpsel knallten an die Decke, der Don Juan unter den Weinen sprudelte und braufte in unangemessener Fröhlichkeit — immer dythirambischer wurde das Lallen und Jubeln der Alten, bis sie endlich aufstolperten, um bis zur Theaterzeit ein kleines Schläfchen zu machen.

Ich hatte große Lust, die günstige Gelegenheit zu benutzen, und Cäcilie zu bereden, mit mir davon zu laufen — zum Glück bedachte ich aber: was kannst du armer Maler dem Mädchen bieten, wenn nicht der Vater nebst seinem Segen auch einige Geldsäcke euch mitgiebt? — So etwas vorher bedacht, hat niemals Leid gebracht! Da aber mein süßes Lieb gar zu sentimental da saß, das schöne Auge voll Thränen, so brach mir fast selber das Herz — ich wurde ebenfalls sentimental, und, wie gewöhnlich — fielen wir uns um den Hals, und weinten ein Duett, daß die Steine auf der Straße hätten erweicht werden können.

Derweilen orgelten und schnarchten der Papa und der Dichter im Nebenzimmer, bis es halb 6 schlug, da mußten wir sie wecken.

Etwas wüst, und noch nicht ganz nüchtern, packte ich sie in eine Droschke, folgte in einer andern mit Cäcilien, und fort ging es dem Musentempel zu. Der Dichter hatte für schweres Geld eine ganze Loge gemiethet. Der Theatersecretair, ein junger artiger Mann, bewillkommte ihn lächelnd auf dem Corridor. Der Dichter stellte uns ihm vor, und auffallend war es mir, daß er sich meinen Namen zwei-, dreimal wiederholen ließ, und dann mit einer kurzen Verbeugung rasch sich entfernte.

Wir traten in die Loge, das Haus war drückend voll, der Dichter lehnte sich weit über die Brustlehne hinaus — nickte nach dem Parterre, den Logen und dem Orchester, wo eben der Lampenanzünder sein Geschäft verrichtete.

Die Simphonie begann, endete, und der Vorhang flog auf. — „Ein kleines Stübchen, Putzarbeit verstreut auf den Tischen und Stühlen, am Fenster sitzt Giacinta, mit einem Maskenanzug beschäftigt —" — hilf Himmel! was ist das? M e i n Lustspiel wurde aufgeführt!

Der Dichter war nicht weniger verwundert denn ich! er guckte verdutzt auf den Komödienzettel — freilich da stand's: „Vorher: Giacinta, Lustspiel in einem Akt von Luca fa Presto."

„Mein Drama kommt nachher!" sprach er, und lehnte sich beruhigt in die Ecke zurück.

Bald aber sollte diese Ruhe in etwas gestört werden; die Schauspielerin, welche die Giacinta darstellte, war allerliebst, ganz wie für die Rolle geschaffen, und spielte, wie alle übrigen Personen, meisterhaft. Schon nach den ersten Scenen begann der Beifall, der sich von Scene zu Scene steigerte, als aber endlich die Entwicklung sich nahte, wollte das Applaudiren nicht enden, unter ungeheurem „B r a v o!" fiel der Vorhang, sämmtliche Schauspieler wurden gerufen, und als sie erschienen waren, und Giacinta mit einem artigen Compliment auf den Dichter hindeutete, begann der Tumult aufs neue, man rief den Dichter — Mir schwindelte! — da ergreift mich plötzlich Jemand beim Arm — es ist der Theater-Secretair! und eh' ich mich wehren kann, haben Giacinta und der Darsteller des Ludovico mich bei den Händen gefaßt, und führen mich auf die Bühne, wo ein Beifallssturm mir entgegen braust, und künstliche Blumen, welche die Damen in den Logen sich von den Hüten reißen, mir, in Ermanglung natürlicher, an den Kopf fliegen.

Halb todt vor Schrecken und Freude komm ich in die Loge zurück. — „Ist's möglich? Sie der Verfasser des herrlichen Lustspiels!" ruft Papa Preller, und Cäcilie schaut mich glühend an, der Theatersecretair bejaht es an meiner Statt, wünscht dem Willibald Alexis Heyn einen gleichen Erfolg und empfiehlt sich.

„Hm! nur einen gleichen?" spricht der Dichter naserümpfend — „Ich denke, ich habe etwas Apartes! Niemand kann seinem Schicksal entgehen."

Wohl war dem so! das zweite Stück begann, bei und nach den ersten Scenen Todtenstille, am Schluß des Acts einiges Gelächter und Fußpochen. — „Aha, sie fangen schon an warm zu werden!" rief der Dichter, und trank viel Punsch. —

Beim zweiten Act erst Lachen, dann einige böse Zischlaute, endlich aber ein so entsetzliches Pfeifen, Pochen und Brüllen, daß der Vorhang fallen muß, bevor das Stück noch aus ist.

Unglücklicher Willibald Alexis Heyn! da saßest Du jetzt in der Loge, heulend und zähneklappernd, während Papa Preller Dich aushunzte und meine Wenigkeit zu dem Himmel erhob, da saßest Du jetzt — niedergedonnert von Deiner Höhe, ausgepfiffen von der halben Residenz, und Gimpelstädts Honoratioren waren Zeugen Deiner Schmach.

„Trösten Sie sich!" sprach der in die Loge tretende Secretair — „Trösten Sie sich mit Ihrem Namensvetter, Willibald Alexis in Berlin, dessen sämmtlichen Trauer- und Lustspielen ein Gleiches widerfuhr — nicht Jeder ist so glücklich, wie Luca fa Presto, und „Niemand kann seinem Schicksale entgehen."

„Fort! — fort!" rief der Dichter, packte mich beim Arm und zog mich aus der Loge, aus dem Theatergebäude nach dem Gasthof; Papa Preller und Cäcilie folgten.

„Anspannen!" donnerte er, im Gasthofe angelangt. — „Niemand kann seinem Schicksale entgehen!" lachte der Kellner und sprang davon. Wir wollten ihn beruhigen, aber er bat um Gotteswillen: wir sollten mit ihm zurückkehren, — wir mußten nachgeben.

Der Wagen fuhr vor, wir stiegen ein. — „Nun, fahr' zu was Du kannst!" rief er dem Kutscher zu. Dieser trieb die Pferde an, und en carière ging es durch die Straßen dem Thore zu.

„Halt! Tausendsackerment-Himmeldonnerwetter-Schockschwerenoth! — ist das eine Manier, so durch die Straßen zu jagen bei pechdunkler Nacht? Zehn Thaler Strafe, oder Pferd und Wagen confiscirt." Also die furchtbare Stimme der Thorwache.

Preller schimpfte wie ein Rohrsperling, der Dichter rasete, der Kutscher brummte und schnaubte mit seinen Pferden um die Wette; aber nichts half es, die Strafe mußte gezahlt werden. „Niemand kann seinem Schicksal entgehen!" hohnlachte der Thorschreiber, indem er das Geld einstrich.

Das war ein Dolchstoß für den armen Dichter! Langsam fuhren wir zum Thore hinaus, und draussen, in Gottes freier Luft, wollte Willibald Alexis Heyn seinem gepreßten Herzen Luft machen, indem er den Kutscher zur Rede stellte, seines unvernünftigen Jagens wegen. Johann entschuldigte sich nach-

Kräften, vergaß aber unglücklicher Weise darüber den Wagen zu lenken, und eh' wir es uns versahen, lagen wir in einem Graben am Wege.

Das war zu viel! Papa Preller spie Feuer und Flammen, denn seine Nase, worauf er viel hielt, blutete stark und war bedeutend geschunden. — Der Kutscher hatte einen Fuß verrenkt, der Wagen zwei Räder gebrochen, der Dichter hatte eine fürchterliche Brausche an der Stirne bekommen, nur Cäcilie und ich verspürten außer einigen leichten Quetschungen keine bösen Folgen. — „Niemand kann seinem Schicksal entgehen! ächzte der Kutscher — wir kehrten in die Stadt in den Gasthof zurück.

Im Gasthofe fand ich eine Einladung auf morgen, zu dem General-Intendanten der Schauspiele — beigefügt war ein kostbarer Brillant-Ring, nebst einem gnädigen Allerhöchsten Handschreiben von Sr. Durchlaucht dem Fürsten in schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßt. —

IV.

Und nun, denkst Du Dir's wohl, schöne Leserin, daß Papa Preller mit dem verunglückten Schicksalsdichter kurz und gut brach, mir seine volle Gunst zuwandte, und daß Cäcilie und ich ein seliges Pärchen wurden, und dermalen schon tüchtige Jungen und Mädchen auf dem Schooße wiegen?

Gehorsamer Diener! —

Freilich brachen Preller und Willibald Alexis Heyn mit einander, freilich wandte mir der Alte seine vollste Gunst zu, und meine Liebe war treu wie ein Pudel und ächt wie Gold — aber, aber! — „Niemand kann seinem Schicksale entgehen!" —

Der General-Intendant machte mir vortheilhafte Anträge für künftige Arbeiten; ich sagte zu, und blieb einige Zeit in der Residenz. Ich machte mit den Schauspielern Bekanntschaft, und lernte auch die schöne Rosabella kennen, die meine Giacinta dargestellt hatte. — Daß ich ihr ein wenig die Cour gemacht habe, will ich nicht leugnen, aber hol' mich der Teufel! in allen Ehren.

Böse zischelnde Zungen indeß hatten meiner Cäcilie allerlei tolles Zeug zugewispert, und als ich nach 4 Wochen nach Gimpelstädt an der Spree zurückkehrte, um mir ihr Jawort zu holen, hatte sie aus Aerger den ersten besten Ladenschwengel geheirathet. — Ich aber bin übel dran, wenn nicht eine schöne Leserin durch mein unverschuldetes Unglück gerührt wird, meine Schulden bezahlt und mich heirathet. Parole d'honneur! sie bekäme den liebenswürdigsten Mann auf Gottes Erdboden!

Verminderung der scheinbaren Sonnenscheibe.

Zu den verschiedenen Erscheinungen, welche auf eine Abweichung der Erde von der Sonne schließen lassen, gehört auch die bedeutende Verminderung des Durchmessers der Sonne. Die alten Aegyptier haben nach ihrer Angabe die Sonne doppelt so groß gesehen, als sie uns jetzt erscheint. Die Astronomie der Chinesen liefert eine ähnliche Sage. Die genaueren Beobachtungen, die wir seit 1700 Jahren besitzen, liefern eine nicht geringe Verminderung. Der scheinbare Durchmesser der Sonne war in ihrer mitilern Entfernung von der Erde:

im Jahr	140	nach	Ptolemäos	32′ 18″
„ „	1646	„	Riccioli	31′ 56″
„ „	1670	„	Piccard	31′ 42″
„ „	1673	„	Flamsted	31′ 40″
„ „	1719	„	Halley	31′ 36″
„ „	1740	„	Cassini	31′ 35″
„ „	1800	„	Herschel	31′ 30″
„ „	1820	„	Piazzi	31′ 20″

Wenn so die Scheibe der Sonne um eine Sekunde in 5 Jahren in unsern Augen kleiner wird, wie aus diesen zuverlässigen und nicht schwierigen Beobachtungen von Riccioli bis Piazzi hervorgeht, so muß diese Verminderung während 6000 Jahren 20 Minuten betragen haben, und es darf uns nicht mehr unmöglich scheinen, daß die alten Aegyptier, die wir in ein sehr fernes Zeitalter hinaufsetzen können, die Sonnenscheibe beinahe in der Größe eines ganzen Grades gesehen hätten.

Setzen wir aber hingegen diese beständige Verminderung um 6000 Jahre voraus, so finden wir, daß dann die Sonne von der Erde aus nur noch in der Größe eines Drittels ihres jetzigen Durchmessers, oder etwa eines Achtels ihrer jetzigen Fläche gesehen werden wird. Wenn sie dann auch nur ⅛ der jetzigen Wärme auf die Erde ergießt, so wird es keine guten Weinjahre mehr geben. Die ganze Erde wird alsdann auf einer Entfernung von 600 Millionen Meilen von der Sonne, eben so wie jetzt schon die beiden Pole, mit ewigem Eise bedeckt seyn. Nach 4500 Jahren, wo die Erde sich in der jetzigen Bahn des Uranus befinden kann, wird sie den Durchmesser der Sonne auf die Hälfte und ihre Fläche auf beinahe in Viertel der r jetzigen Größe vermindert sehen. Wenn diese Verminderung nur etwa mit der Verminderung der Wärme ein Verhältniß steht, so wären 2600 Jahre hinreichend, die Erde ganz unfruchtbar zu machen.

Schmitz.

Sylben-Räthsel.

Als neulich an der Themse Strand
Ging eine 1 spazieren,
Die mit Geschick und Kunst verstand
Die Kelle zu regieren,
Sah sie ein Schiff, aus welchem man
Die Ladung schon genommen,
Die nur aus Thee und Porzellan
Bestand, und das gekommen
War von den Sylben 1 bis 4.
Der Schiffsherr stand am Lande,
Erblickte 1, sprang hin zu ihr;
Es waren bald die Bande
Der Jugendfreundschaft schon erneut;
Ein Jeder trug Verlangen,
Zu wissen, wie es seit der Zeit
Dem Andern sey ergangen.
Dem Schiffsherrn ward die größte Gunst
Des Glückes sonder Zweifel;
Doch unsre 1, troß ihrer Kunst,
Blieb sie ein armer Teufel.
Der gute Schiffsmann sprach, um ihr
Sein Mitleid zu beweisen;
Nach 1 und 2, und nach 3, 4
Werd' ich bald wieder reisen.
Als ich zuletzt in 3, 4 war,
Mußt' ich zufällig hören,
Man trug' schon länger, als ein Jahr,
Nach einer 1 Begehren.
Dort strahlt vielleicht ein Glücksstern dir;
Gern nehm' ich zum Gefährten
Dich an; drum Freundchen folge mir:
Sollst 1, 2, 3, 4 werden.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 18. Sonntag, 2. März 1834.

Geflügelt sind die Freuden; schnell
Entweichen sie auf Flügeln.
Auch Lust und Lied und Liebesreiz
Sind flüchtige Momente.
Ein schwerer oder leichter Traum
Entfloh mit jedem Alter.
Erwachend reibet man die Stirn.
Und spricht es waren Träume.

Joh. Gottfr. v. Herder.

Die Kunstreiterfamilie.

(Aus dem Dänischen des B. S. Ingeman nacherzählt von Kruse.)
(Fortsetzung.)

„Diese Lücke in meinem Leben vermag nur ein Narr oder ein Tollhäusler auszufüllen,“ erwiederte der Graf ernst; denn ob ich wirklich dort gewesen, darf ich nicht beschwören, und doch ist es mir, als sey es der einzige Ort in der Welt, wo ich wirklich gelebt habe; allein, wenn ich daran denke, kehren mir alle unsinnigen Fieberphantasieen zurück, und es ist mir, als sey ich der Prinz eines Mährchens, der eine wunderschöne Prinzessin aufsuchen, und sie erst alt und eingeschrumpft, wenn ich erst selbst alt und grau geworden bin, wiederfinden soll, und ich weiß es, es ist nur Thorheit. Es ist mir, als hätte ich dort Schauspiele gesehen, die schönsten Zauberspiele von der Welt, und mitunter kommt es mir vor, als hatte ich selbst mitgespielt, mich mit einer Fee oder Göttin durch die Lüfte geschwungen, und als wäre ich nie, nie in meinem Leben glücklicher gewesen. Doch wie Berlin eigentlich aussieht, kann ich nicht sagen, sollte es auch das Leben kosten. So viel kann ich mich doch besinnen, daß ich zuletzt aus einem Thore gefahren bin, welches das Hamburger Thor genannt wurde, allein in stockfinsterer Nacht und mit einem Gesumse im Kopfe, als wäre ich berauscht gewesen.“

„Gewiß hast Du schon die Krankheit im Körper gehabt,“ äußerte Helmann. „Kannst Du Dich aber nichts Vernünftiges von einer so denkwürdigen Stadt, die der Hauptsitz der norddeutschen Wissenschaft und Kultur ist, erinnern, so gebe ich keine Pfeife Taback für die Schauspiele und anderen Thorheiten, die Du gesehen und wieder vergessen hast.“

Zwei Jahre waren schon nach der Heimkehr des Grafen Falkenberg vergangen. Es war der Abend vor Johannis. Um diese Zeit nimmt in seiner Vaterstadt eine Art von Volksfest den Anfang, das eigentlich in einem schönen, mehr als eine Meile von der Stadt entfernten Buchenwalde, unfern einer in frühe-ren Zeiten, wie die Volkssage erzählt, wunderthätigen Quelle begangen wird, und mehrere Wochen dauert. Auf einer reizenden Ebene mitten in diesem Walde, der den Namen des königlichen Thiergartens trägt, in der Nähe der Quelle, ist eine große Menge Zelte aufgeschlagen, und nicht weit davon erheben sich viele Bretterbuden, worin Merkwürdigkeiten und Künste gezeigt werden. Hier finden sich zu dieser Zeit an jedem schönen Tage mehrere tausend Menschen aus allen Ständen zusammen, die, theils um zu schauen und beschaut zu werden, sich umeinander bewegen, theils an den verschiedenen Belustigungen Antheil nehmen, die Zelte, welche Erfrischungen darbieten, besuchen, oder in größern und kleineren Kreisen, so wie die Gesellschaft der Familie groß ist, sich in das Gras in entferntere Theile des Waldes niederlassen, und ein mitgebrachtes Mahl im Freien verzehren. Der Weg von der Hauptstadt dahin ist unaufhörlich mit Fußgängern, Reitern und einer Anzahl von Wagen besetzt, von welchen letzteren eine Menge, die nur in dieser Zeit in Anspruch genommen, und obgleich von ziemlich demüthigem Ansehen, doch von fast allen mittleren Ständen benutzt wird, mit dem allgemeinen Namen: Quellenwagen bezeichnet ist. Unter diesen Fuhrwerken, die, in dicke Staubwolken gehüllt, nach dem Thiergarten hinrollten, befand sich ein kleinerer, schmaler Korbwagen, mit grünen, besprengten Kissen, der von zwei kleinen Bauerpferden gezogen und von einem flinken, aufgeschossenen Bauerknaben gelenkt, so schnell, indem er wie im Wettlaufe alle übrigen Wagen sausend hinter sich ließ, vorüberfuhr, daß man kaum diejenigen, die im Wagen saßen, erblicken konnte; man hörte nur die Peitsche knallen, und drei kräftige männliche Stimmen ein heiteres Lied aus der Staubwolke herausssingen.

Ehe das Lied noch geendet war, hielt der Wagen auf einem grünen Platz im Thiergarten stille. Mit einem leichten Sprunge stand schon einer von der Gesellschaft im Grase. Es war ein junger, schlanker Mann, eine Gestalt, wie Johann Bologna's schwebender Merkur. Er nahm den Strohhut von dem blonden Tituskopf und wischte den Staub von einem Antlitz ab, das von Gesundheit und übermüthiger Lebenslust glänzte. Es war Graf Fritz, der wegen seines heitern, ungezwungenen Wesens und seiner häufigen Uebertretungen der Konvenienz, gewöhnlich der tolle Graf Falkenberg genannt wurde.

„Ich habe den Mund voller Staub bekommen,“ sprach er, „und wenn ich so wie ihr Andern aussehe, könnte ich gleich vor einem hochgeehrten Publikum als Pierot auftreten und brauchte nicht des Kostüms wegen mich erst mit Mehl überschütten zu lassen. Bürstet mich ab, Jungens!“ rief er den kleinen savoyardähnlichen Burschen zu, die gleich bei der Hand waren. Er warf eine Hand voll kleiner Münzen unter sie, und sie machten sich sogleich mit seinem kurzen blauen kasimirnen Oberrock zu schaffen.

der weiß wie eine Müllerjacke war, und in welcher er mit seinen weißen Pantalons dem Pierot nicht unähnlich war. Bei einem seiner Begleiter blinkte eine glänzende Husarenuniform durch die dichte Staubhülle. Er hatte ein jugendlich kühnes Kriegergesicht mit hervorkeimendem Knebelbarte und einem feinen Zweckelbart in der Kinnlücke. Das war der Vetter Staal. Der dritte von diesen Quellengästen war Magister Helmann; er stieg zuletzt und nicht ohne Unbehülflichkeit vom Wagen. Er schien der am wenigsten Aufgeregte in diesem lustigen Vereine, und in seinem ruhigen Gesichte schien noch keine Leidenschaft Spuren nachgelassen zu haben. Er zog ein reines, zusammengelegtes blaugewürfeltes Taschentuch hervor, um sich damit abzuwischen, steckte es aber aus Sparsamkeit wieder in die Tasche, ohne es auseinander zu falten, zog die Handschuhe langsam aus und suchte mit den Händen den alten, etwas altmodischen schwarzen Frack, und die kurzen Beinkleider, die sich in ein Paar schwarzer wollener Strümpfe endigten, vom Staube zu reinigen.

„Es ist ein großes Glück, daß uns Niemand wegen des Staubes erkennet," sagte Helmann, „so auch, daß wir nicht den Hals gebrochen oder Jemanden überfahren haben. Mache ich viele solche Excursionen mit Dir, Graf Fritz, werde ich schwerlich je dazu gelangen, eine Stelle in der Fakultät zu bekleiden."

„Nun, das Unglück wäre wohl nicht so groß," entgegnete sein lustiger Freund. „Glaube mir, es thut Dir gut, daß Du einmal mitunter die Pedanterei abschutteln kannst; wie ich merke, ist doch noch ein wenig freie Natur in Dir zurück, welche die Gelahrtheit nicht vermocht hat zu unterjochen; und wurde ein Mephistopheles aus mir, könntest Du vielleicht noch mein Faust, oder wenigstens sein guter, fleißiger Schuler werden."

„Da sey Gott vor!" entgegnete Helmann. „Du hast Dich recht in alle wilde, phantastische Schwärmereien verliebt, Fritz! glaube mir, das taugt nichts!"

„Fangt Ihr nun wieder an, von Faust zu disputiren?" fiel Staal ein. „Laßt uns lieber von hier wegkommen, ehe die Leute uns an dieser hübschen, standesmäßigen Equipage erkennen! Hätte ein honetter Fußgänger mich erkannt und einen Laffen gescholten, was doch leicht hätte geschehen können, hätte ich ihn ja, trotz meines Unrechts, zusammenhauen müssen, wenn ich nicht morgen in den Augen der ganzen Garnison so unehrlich wie ein Nachrichter angesehen seyn wollte. Wenn man sich mit Dir, Fritz Wildfang, herumtreibt, sollte man immer civil angezogen seyn."

„Aber vielleicht nicht civilisirt, meinst Du wohl? Nun ja, ein bischen ausgelassen bin ich zwar; aber was ist denn Böses darin, ein wenig rasch in einem Quellenwagen zu fahren? Und Ihr seyd ja eben so toll wie ich gewesen. Nun lustig, Genossen! da haben wir schon einen Bajatz.

„Eine Trompete schmetterte von einem der nächsten Zelte, und vor diesem auf einer Erhöhung von Brettern stand ein Bajatz in seiner gewöhnlichen weißen leinenen Tracht mit der weißen zuckerhutformigen Mütze. Nachdem er dreimal in die Trompete gestoßen, sprach er das Publikum folgendermaßen an: „Mit königlicher allergnädigster Genehmigung werd Herr Brandt und Familie die Ehre haben eine Vorstellung zu geben aus physikalischen, mechanischen und magnetischen Künsten mit Karten, Uhren, Ringen, Dosen, Samen und Sand bestehend, die alle nie fruher in der Welt gesehen worden, und gewiß den Beifall eines kunstliebenden Publikums gewinnen werden; nach diesem werden equilibristische Künste, Balanciren auf dem Seile und Tanz auf der Leiter gezeigt; zum Schluß eine Pantomine: Kolumbine in den Krallen des Teufels oder Harlekin als Teufelsbeschwörer. Unser Streben geht nur darauf hin, die Zufriedenheit eines achtbaren Publikums zu gewinnen. Kourage, Kourage! meine Herren. Um sechs Uhr präcis der Anfang."

„Hört Ihr! equilibristische Künste und Pantomine!" rief Graf Fritz. „Gehen wir, es ist wohl nicht viel daran."

„Es sind dieselben Gaukler, die wir in der Schule gesehen," bemerkte Helmann; „irre ich nicht, ist es wenigstens derselbe Bajatz."

„Was sagst Du? dieselben, die wir in der Schule gesehen, mit dem wunderschönen Kind auf der Leiter," rief der Graf hochglühend. „Nein, das ist nicht möglich! Sie heißen ja nicht Brandt; wie heißen sie nur?"

„Dessen erinnere ich mich nicht!" versetzte Helmann! „allein ich erinnere mich wohl, daß es mir um das arme Kind leid that, womit sie herumzogen, das sie zu Grunde richteten, und in das Du Dich so vergafft hattest, daß Du beinahe mit ihnen entlaufen wärest."

„Also Deine erste Liebe? Falkenberg!" rief Staal. „Ei nun, die Liebe kenne ich auch, und daruber sollte man spotten? Unser ganzes übriges Leben hat kaum eine so reine und schöne Empfindung als solche kindische Liebeshändel sie haben."

(Fortsetzung folgt.)

Der Blutbecher.

Novelle aus dem Magyarischen.

Die blutige Schlacht bei Rosgony war geschlagen; Carl Robert siegte, und befestigte dadurch auf seinem Haupte die Krone Ungarns, die des unerschütterlichen Mathias von Trentschin Tapferkeit ihm schon dreimal entrissen hatte. Sein war nun die Königsmacht; aber weder die Milde seiner Regierung, noch die Schmeicheleien seiner Höflinge vermochten die geheime Gluth zu löschen, die in den Herzen seiner empörten Gegner fortglomm, und immer mehr um sich griff. Diese ermangelten zwar nicht dem übermachtigen Sieger Ergebenheit und Huldigung zu heucheln; aber rastlos nahrten sie Groll und Rache in geheim, und mancher edle Held fiel, ein Opfer ihrer Rotten.

Unter andern bot auch jener Gebirgszweig, welcher Abauj und Zemplin scheidet, den aufrührischen Burgherrn jener Zeit sichern Aufenthalt auf seinen waldigen Höhen. Dort hauste Petenuch, der Gespan von Zemplin und Mathias getreuer Freund, und brütete Groll und Haß unter Purustyans dunklen Mauern. Unter bitterer Verwünschung scholt er gar oft die Harte des Schicksals, das die heilige Freiheit seines Vaterlandes der Willkühr Roms Preis gegeben, stürmte nicht selten bewaffnet in's Thal hinab, und erfullte die Grenzgegenden der nachbarlichen Gespanschaften, wie ein drohendes Ungewitter, mit Angst und Schrecken. Es fehlte seinem unruhigem Geiste nicht lange an Theilnehmern; gar Mancher seiner Nachbarn gesellte sich zu ihm, vor allen traten Omode's Söhne Nikolaus und David auf seine Seite, und brachten eine Menge Gesindel unter seine Fahne. Als aber mit dem Tode des, wirklich bis an sein Ende furchtbaren Trentschiners der letzte Hoffnungsstrahl der Aufrührer erlosch, da fanden es die meisten Herrn unter demselben rathlich, vom alten Kampfe und den langst geschlagenen Wunden endlich einmal auszuruhen, und den Empörer seinem Schicksale zu überlassen. Petenuch blieb unerschuttert, gleich dem Sturme einer Eiche, durch deren Wipfel Sturm und Hagel brausen. Doch endlich sandte der König und die Großen des Reichs ein mächtiges Heer gegen Purustyan; Petenuch sah sich überwunden, und in die Wildniß seiner Burg Ztropkou zurückgedrängt.

„Hat mein Leben dich endlich einmal ermüdet? feindseliges Schicksal! O! deine Streiche können mich nicht fällen!" Also rief er einst, voll des bittersten Unmuths, in seiner wüsten Abgeschiedenheit aus, indem er seinen Säbel, den er in mancher Schlacht mit tapferer Hand geschwungen hatte zu den Waffen seiner

Vater hing. „Ruhen mag nun des Helden edle Wehre, da Kraft und Manneswürde dem Zwerge zum Spiele wurden." In dieser Stimmung zog er sich immer mehr von aller Welt zurück, und Düsterniß umfing seine Stirn, wie das undurchdringliche Nebelgewölk die Zinnen seiner Berge.

Hedwig, seine mutterlose Tochter, war noch das einzige Wesen, das seine Kummertage einiger Maßen aufzuheitern vermochte. In der Blüthe der Jahre und in der Fülle der höchsten Schöne prangend, zauberte sie ihm zuweilen, wie ein beglückender Genius, der Jugend heitere Träume vor die Seele. Oft murrte er gegen das Schicksal, das ihm keinen Sohn gegeben, in dem er den Erben seiner glühenden Rache erziehen könne. Aber bald verwandelte sich sein Unmuth in heiße Liebe, als er in seinem Kinde Anlagen zu echt männlichem Muthe entdeckte. Jede Regung, jede Empfindung Hedwigs gab die ihr inwohnende lebendige Feuerseele kund, die allen gemeinen Schranken trotzend, kräftig und kühn nach Großthat und Wagniß den Fittig zu regen schien. Mit treuer Sorgfalt nährte der frohe Vater diese ihre Anlagen, indem er die Natur ihres zarten Geschlechts dadurch gegen die Stürme der Aussenwelt sicher zu stellen hoffte. Zuweilen sah er ihr auch manch ungestümmen Ausbruch von Leidenschaft schonend nach, denn er glaubte, daß ihr Gemüth sich dadurch von selbst verwahren würde, den Schwächen des entarteten Zeitalters zu huldigen. Freude glänzte in seinen Blicken, wenn er sah, wie rüstig sich die Jungfrau auf seinen wiehernden Renner schwang, und wie sie durch Berg und Thal dem Wilde nachjagte, bei Sturm und jedes Gewitters Ungestüm gleich muthig und gewandt. Froh seiner Erwartung vertrauend, hoffte er in solchen Augenblicken mehr als jemals, der Jüngling, den er einst für sie zu wählen gedächte, würde an der Seite solch einer heldenmüthigen Gattin nie zum Weichlinge entarten können. Vaterlandsliebe war der höchste aller Zwecke, für den er das so empfängliche Gemüth seiner Tochter rastlos zu begeistern strebte; aber mit diesem Gefühl schüttete er zugleich die ganze Fülle seiner unversöhnlichen Rache in ihr Herz, und bald bewältigte unbändige Glut ihr Wesen, das die Natur für sanftere Empfindungen geschaffen hatte. Im Innersten gestört durch diese widernatürliche Erziehungsweise, schwankte das mannhafte Mädchen, mit Wahn und Wirklichkeit im Kampfe, auf ungewissem Pfade dahin, wo Empfindung und Wille jeden Ruhepunkt verlor, die sanften Regungen ihres Geschlechts irre und ängstlich verstummten, und Wahn und düstere Ahnungsträume ihre, einst so heitere Seele, träumten.

Eines Tages ruhte Hedwig, ermüdet von heißer Jagd, einsam auf einem buschlosen Waldeshügel aus. Längs demselben zog sich der nahe Heerweg hin, auf welchem die Arbeitsleute des Gaues unter Gespräch und Gesang friedlich nach Hause eilten. Aber ein stilles Paar blieb von den Andern zurück, und schien ernst und nachdenklich die Blicke der frohen Waller zu meiden. Hedwig bemerkte beide, rief sie beide zu sich hinan, und fragte nach der Ursache ihres Kummers. Treuherzig vertraute ihr der Jüngling, daß er das Mädchen liebe; daß ihr Herz auch ihm gewogen sey; da er aber kein Vermögen besitze, ihr Vater ihre Verehlichung nicht erlaube. — „Ihr liebt euch!" rief Hedwig. und ein ihr noch unbekanntes Gefühl erwachte in ihrem Busen. Schnell löste sie die goldene Perlenspange von ihrem Halse, und schenkte sie den Klagenden. Dankbar fielen die Liebenden der Wohlthäterin zu Füßen, und eilten hocherfreut von dannen. Hedwig versank in tiefe Gedanken, während der Scheideblick der Sonne durch die Zwischenräume der Zweige sich auf ihrem holdseligen Angesichte wiegte.

Bald störten nahende Pferdestritte das geheimnißvolle Schweigen, und ehe die schöne Schwärmerin den Blick erhob, trabte ein fremder Jüngling zu ihr hinan. Süßer Schauer durchbebte sie, als sie den staunenden Fremdling bemerkte. Bei der Blicke strahlten von höherer Glut und seltsame Regung durchzuckte ihren Busen. Der schöne Ritter grüßte sie mit gar holder Rede, der Reiz seines Antlitzes und der süße Wohllaut seiner Stimme nahm so wunderbar ihr ganzes Wesen ein, daß sie darüber beinahe den Inhalt seiner Rede überhörte. Doch bald faßte sich die schüchterne Jungfrau zu freundlichem Verständniß; der Jüngling stieg vom Pferde, schritt vertraulich zu ihr hinan, pries das schöne Glück ihrer Bekanntschaft, und nannte sich mit Worten, die eben so viel Geist als hohe Bildung verriethen, ihren überglücklichen Nachbarn, nachdem er von ihr den Namen ihres Vaters vernommen hatte. Indessen erschallten nahe Hüfthörner, und Hedwigs Jagdgefolge nahte. Flehend fragte nun der Jüngling, ob er je wieder auf freundliches Wiedersehen hoffen dürfe? Ein sanfter Flammenblick, der ihm in die Tiefe des Herzens drang, war die Antwort. Hedwig schwang sich auf's Pferd, und verschwand.

Akos sah ihr erstaunend nach. — An Carl Roberts Hofe aufgewachsen, voll Ruhmverlangen in der Brust, und durch ansehnliches Vermögen zu großen Hoffnungen berechnet, ward er schon frühe zu einem hohen Berufe bestimmt; dabei machte ihn sein gefälliges Aeussere, wie auch sein aufgeregter Geist, sehr bald zum Abgotte des schönen Geschlechts. Erst kürzlich war er in diese Gegend seiner ausgedehnten Besitzungen gekommen, welche sein Vater Mychk, zum Lohne wichtiger, dem Herrscherhause geleisteter Dienste, vom Könige erhalten hatte. Die unerwartete Begegnung, Hedwigs Schönheit und der ungemeine Liebreiz, der über ihr ganzes Wesen verbreitet war, entzückten, und das heftige Verlangen, die Tochter jenes stolzen Petenuch, welchen man bei Hofe weit mehr fürchtete, als haßte, zu erobern, entflammte ihn ganz und gar. Die Dämmerung mahnte den Zögernden zum Aufbruche.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingesandt.) Am 22. Febr. ereignete sich in Grettstadt, Herrschaftsgerichts Sulzheim ein sehr tragischer Fall. Der Hr. Kaplan allda, Karl Joseph Keller, geboren aus Amorbach büßte auf eine eben so merkwürdige, als schauderhafte Weise sein junges Leben ein. Er wurde frühe 9 1/2 Uhr am Altare vom Blitz erschlagen. Hr. Pfarrer Euchar Mühlfeld von Grettstadt hielt zu jener Stunde am Hochaltare einen Jahrtag, während Hr. Kaplan Keller am rechten Nebenaltar eine Stillmesse las. Es wurde sehr finster, und schwarze Wolken umhüllten das Haus Gottes. Hr. Keller war gerade im Begriffe, vor der Verwandlung die Hände über die Hostie und den Kelch auszustrecken, da entlud sich plötzlich die Atmosphäre durch einen fürchterlichen Blitz und Donnerschlag, und der opfernde Priester stürzte sogleich besinnungs- und leblos zu Boden. In dem Augenblicke, wo er mit ausgestreckten Armen seinen Gott und Herrn herabziehen wollte auf den Altar, rief der Herr den Geist seines treuen Dieners hinauf zu sich in die Wohnung der Seeligen! — Der Allerhöchste wollte, daß der Tod, welcher in jenem Augenblicke über Hunderten schwebte, die in der Kirche versammelt waren, sich mit diesem einzigen, vielleicht dem würdigsten Opfer begnügen sollte! Kaum 27 1/2 Jahr alt erreichte ihn sein Tod in einem Akte und einer Situation, wie es vielleicht noch wenigen Priestern je vergönnt war zu sterben, im priesterlichen Ornate, am Altare, und in einem Moment, wo sein ganzes Wesen mit Gott und dem vorhabenden h. Opfer beschäftigt war. Wie hoch dieser junge Mann in der Achtung der ganzen Umgegend gestanden, das bewies die außerordentliche Theilnahme bei seinem Tode und seiner am 24. Febr. vollzogenen Beerdigung. Mehr als 3000 Menschen aus allen Ständen und den umlie-

genden Ortschaften waren um seine Bahre und sein Grab versammelt, und es war ein Schluchzen und Weinen zum Erbarmen. „Magnus autem factus est fletus omnium, — dolentium maxime in eo, quoniam amplius faciem ejus non essent visuri. Act. Apost. XX, 38.“ Er wurde ausser dem Hrn. Pfarrer von Grettstadt von noch 10 Geistlichen zu Grabe begleitet, und der Funeralakt wurde auf eine würdevolle Art gefeiert. Friede seiner Asche! —

Der Verstorbene wollte schon einige Tage lang vor seinem tragischen Ende stets einen Geruch von Schwefel und Pulver um sich verspürt haben, und unmittelbar vor seiner letzten h. Messe sagte er den Altardienern, sie sollten heute nur recht auf die brennenden Kerzen am Altare acht geben, es könne einmal ein Unglück geschehen.

Weder am Thurme, noch an der Kirche, sowohl innen als aussen, ist irgend eine Spur von Verwüstung und Zertrümmerung, oder nur überhaupt vom Anstreifen des Wetterstrahls zu entdecken, und doch hat das morsche Gebälke im Thurme, gleichsam wie von selbst, langsam angefangen zu brennen. Die Glocken sind unbeschädigt, und kein Schieferstein auf dem Thurm, und auf dem Kirchendach ist verrückt. Ja man findet weder an der Decke der Kirche, noch an den Mauern, noch an den Fenstern irgend eine Oeffnung, wo der Blitzstrahl durchgefahren wäre.

Der Hochaltar befindet sich gerade unter dem Glockenthurme, an diesem Altare stand der Pfarrer Mühlfeld, der von dem ganzen Vorfalle nichts weiter bemerkte, als den Knall. Die beiden Ministranten am Nebenaltare, dicht hinter dem Hrn. Kaplan Keller wurden nur unbedeutend beschädigt. Aber desto gräßlicher war dieser Priester zugerichtet; sein Haar versengt, das Gesicht und die rechte Hand schwarz, die ganze Vorderseite des Ober- und Unter-Leibes verbrennt, und am linken Fuß der Strumpf ganz verkohlt, indessen der Stiefel unverletzt ist, bis auf einige kleine runde Löcher, gleichsam als wäre ein Schrotschuß darauf gefallen. Hemd, Weste und Beinkleider sind jämmerlich zerfetzt, jedoch der schwarze Talar, wie auch der priesterliche Ornat sind unversehrt, nicht einmal die Borden am Meßgewande sind angelaufen oder geschmolzen. Die Hostie ist schwarzbraun gefärbt, jedoch noch ganz und in gehöriger Gestalt; der Kelch hat mehrere Verletzungen, wie von einem Schrotschusse. Unten am Rande des Kelchs sind gegenüber an 2 Seiten etwa zollbreite Scharten, die vom Electrum hineingeschmolzen. Wunderlich aber ist, daß alle Verletzungen des Kelchs von innen nach aussen getrieben erscheinen. Der Kelch übrigens blieb fest an seinem Orte stehen, und der Wein war noch darin. Am Holzwerk, den Leuchtern ıc. ist nicht das geringste beschädigt. Das über den Altar gespannte Wachstuch ist unverletzt, und sonderbar, die unter dem Wachstuch befindlichen wollenen Altardecken sind gleichsam von vielen Schroten durchlöchert, und noch jetzt herrscht dort ein starker Schwefelgeruch.

Die Augen der Geliebten.

I.

Will fliehen aus dem trocknen Alltagsleben
Dein Geist zu hoher Wonne Lichtgefild;
Soll düst're Sorge, die Dein Herz umhüllt,
Von trunk'nem Hochgefühl der Lust entschweden.

Dann eile schnell den trüben Blick zu heben
Nach Liebchens treuem Aug' und steh' gestillt
Wird bald Dein Schmerz. Vom Freudenstrahl erfü t.
Wird Seligkeit [illegible] freie Brust durchbeben.

Führt nun des schwarzen Auges Feuerschein,
Des braunen Glanz zu höh'rer Freude ein?
Wer möchte dieses zu entscheiden wagen?
Doch wenn aus blauer Augen Himmelslicht
Zu mir ein Blick der reinsten Liebe spricht,
Dann fühle stets das Herz ich rascher schlagen.

II.

Drum laßt die blauen Augen mich besingen,
Aus denen kein verzehrend Feuer sprüht,
Wo nur zarte Liebesflamme glüht,
In reinen Blicken, die zum Herzen dringen.

Es reißt mich fort auf Adlersschwingen,
Wenn so ein Blick die frohe Brust durchzieht;
Begeistert laß' ich dann in kühnem Lied
Der Liebe kühn'res Hoffen wiederklingen.

Wie Liebessterne sich vom Himmels neigen,
So winken blaue Augen, klar und mild,
Der reinsten Seele schönstes Ebenbild;
Und ewig sie dem holden Blümchen gleichen,
Das sich am Rand des Silberbaches wiegt,
Und liebend Dir zur..ft: Vergiß mein nicht!

3.

Logogryph.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.
Ha! wer sollte nicht Fluch zurufen dem grausamen Weibe,
Das für üppigen Tanz fordert des Edelsten Haupt?
Doch es umfasset sein Nam', im Buch der Geschichte gebrandmarkt,
Nach der Worte gar viel ernsten und fröhlichen Sinn's.

6. 4.
Königstochter zuerst, dann eines Gottes Geliebte,
Drauf wahnsinnige Kuh, endlich als Göttin verehrt.

3. 2. 1.
Sieh, im schattigen Wald heut' munter es hüpfet und springet;
Morgen zum gastlichen Mahl bringt es des Jägers Geschoß.

6. 5. 7.
Kennt ihr den Namen des Berg's, der Zeus hat verborgen, den Knaben?
Deutschlands herrliche Maid zieret der Name gar oft.

2. 4. 8.
Wälder und Thaler noch ruh'n, doch fleugt schon gen Himmel die Lerche,
Wenn mit goldenem Schein' herrlich die Höh'n sie bekränzt.

1. 2 3. 7.
Einst ein vergöttertes Bild von weiblicher Laune und Streitsucht;
Asiens mächtige Stadt fiel dem beleidigten Weib.

2. 3. 6. 8
Wo die Zänkische herrscht, da wohnt nicht himmlischer Frieden.
Ihre Geschenke selbst bringen Verderben und Tod.

1. 2. 3. 5.
Freundlich winket er uns, wenn draußen des Sturmes Geheul tönt.
Oder der flockige Schnee Fluren und Felder bedeckt.

3. 2. 6. 8.
Nennt euch die körnigte Frucht, die mächtige Völker ernähret,
Ihnen auch giebt ein Getränk, stärker als feuriger Wein.

2. 3. 4. 8.
Kennt ihr das Götterkind, dem Zeus sich beuget, der Starke?
Heute beglücket es uns, morgen zu quälen es freut.

1. 4. 3. 7.
Dieser wünscht sie zurück, da jener vorüber sie wünschet;
Manchen währt sie zu lang, andere schelten sie kurz.

3. 4. 8. 2.
Schmücket der Frühling die Au'n mit dem Farbenschmelze der Blumen.
Unter den Schwestern alsdann siehst Du als Königin mich.

1. 7. 5. 2. 3.
Liebende trennet er oft und Freunde auf wenige Stunden;
Mit 2. 3. 6. 8. findet er immer sich ein.

. . . . . . i.

(Von der Anemone erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 19. Mittwoch, 5. März 1834.

Stets vor, und nicht lang säumend stille stehen,
Nicht hinter sich mit Stolze sehen,
Nicht auf dem Wege sich im Kreise drehen:
Darauf kommt's an, ihr Söhne meines Vaterlands!
Steil ist wohl hier und da die Bahn.
Den Felsenberg hinan;
Doch wer steigen konnt' und stieg, der fand's.

F. G. Klopstock.

Die Kunstreiterfamilie.

(Aus dem Dänischen des B. S. Ingemann nacherzählt von Kruse.)

(Fortsetzung.)

Der Graf war wunderlich gestimmt worden. Das Andenken an das wunderschöne Kind auf der Leiter trat wieder klar mit dem ganzen Leben seiner frühesten Jugend vor seine Seele, und schien sich mit den Träumen und Fieberphantasieen zu vermischen, wofür er noch immer die halbvergessenen Erinnerungen von seinem Aufenthalte in Berlin, der ihm ein sonderbares, halb ausgewischtes Blatt in seinem Lebensbuche war und verblieb, ansah.

„Es scheint Dir derselbe Bajatz zu seyn?„ fragte er wie träumend; „er, der ein so entsetzliches Bravo? Nein, nein! das habe ich ja nur so geträumt. Hinweg jetzt mit allen Träumen, wir wollen lustig seyn. Wie viel ist die Uhr?" fragte er, und zog die seine schnell hervor; „halb sechs; also in einer halben Stunde, denn dahinein müssen wir jetzt. Laß uns bis dahin ein Zelt besuchen und den Staub mit einem Glas Rheinwein hinunterspühlen. Die Luftspringer müssen wir sehen, jetzt reizt mich nicht mehr das Gewimmel auf dem Berge, nicht die anderen Thorheiten."

Bald saßen die drei Freunde in einem der prächtigsten Erfrischungszelten um einen kleinen Tisch, mit Wein und Gebackenem besetzt. Sie waren zufällig ganz allein, und eine herzliche, trauliche Stimmung war unter ihnen entstanden, indem gemeinsame Geschichten aus ihrer Kindheit und aus der Schule der Gegenstand ihres Gespräches geworden waren.

„Gedenkst Du noch des Morgens, Helmann!" fragte Graf Fritz, „als Du in Deiner Herzensunschuld an Deiner hebräischen Grammatik kauend, da saßest, und mit einer ehrbaren Miene: „Freu' Dich des Lebens," als wenn Du es thätest, pfiffst.

„Dessen muß ich wohl gedenken," lachte Helmann. „Der Konrektor, in der Meinung, das ich gepfiffen habe, fuhr ja wie ein Sturmwind auf mich los, und ich glaubte in der That, er sey plötzlich von Sinnen gekommen. Allein ich erinnere mich auch, wie Du mir noch vollen Ersatz für die Prügel gabst, als ich mit seiner Perücke zu Schaden kam und —"

„An dem Unglück warst Du ja auch schuldig," unterbrach ihn Fritz. „Wer konnte wohl von einem so gelehrten Jungen wie du einer warst, verlangen, daß er das Licht halten sollte, während der Lehrer eine classische Stylübung korrigirte, und sich zugleich um eine moderne Konrektorperücke bekümmere! Es war auch mehr zu meinem eigenen Vergnügen, als um Dich zu retten, daß ich die Beleuchtung komplet gemacht, und mit meinem Lichte die westliche Ornamente des Castells ansteckte."

„Eine ähnliche Schulzucht hat wohl auch nie in einer Schule stattgefunden," bemerkte Staal, „wir waren ja ärger als ein Haufen Räuberjungen. Daß ein ordentlicher Mensch aus dieser Schule hervorgegangen ist bleibt mir unbegreiflich."

„Aus solchen Schulen gehen eben die besten heraus," nahm Graf Fritz eifrig das Wort, „ich möchte des tollen Lebens nicht um vieles entbehrt haben. Nun weiß ich, wie es bei den Wilden in dem Naturzustande oder in einer völligen Anarchie zugeht. Das natürliche Recht des Stärkeren, Muth und Kraft, List und Geschicklichkeit, Treue und Falschheit, alle Mittel gelten, jeder hält sich und seine Freunde wie er es am besten vermag, man balgt sich, droht sich, schließt Frieden, lernt sich zu verschanzen, wird Staatsmann und General, ehe man noch lesen kann, und alle Talente müssen sich entwickeln, und in der Eile geltend machen. Das nenne ich mir die rechte Schule für Naturentwickelung und Menschenkenntniß; was sind alle Schulen der Welt und alle Erziehungsanstalten gegen eine solche gesegnete zügellose Freistätte von Jungen?"

„Auch wenn wir Trinkgelage hielten," wandte Staal ein, „und Niemand von uns ausser Helmann nüchtern war? oder wenn wir dem Lehrer der Quarta entflohen, und von den Gipfel der Lindenbäume herab mit ihm über die kleinste Anzahl Buckelschläge kapitulirten! oder wenn wir mit unsern Schneeballen honetten Leuten die Schulstraße unzugänglich machten, oder wenn wir an den Abenden der Markttage den Bauerpferden Flecken und Sterne an die Stirne malten und die betrunkenen Bauern sich nachher wegen ihren verwandelten Mähren prügelten?"

„Frische lustige Knabenstreiche!" entgegnete Graf Fritz. „Welch großes Unglück geschah denn wohl? ein blaues Auge und einen gewärmten Rücken setzte es wohl ab; allein die jungen Kräfte entwickelten sich; und entstände heut oder morgen ein Aufruhr im Lande, brächen alle Sklaven und Diebe aus den Zuchthäusern aus, brauchte man sich nur mit einem von diesem Schlage zu berathen, um Vertheidigungsmittel auszufinden. Eine solche Schelmenschule ist wichtiger für den Staat, als irgend einer davon träumt. Nun, woran denkst Du denn, Helmann? Du betrachtest ja Dein Glas als wäre es ein Gebetbuch."

„Ich denke daran," gab Helmann zur Antwort, „daß wir Gott danken müssen, daß wir uns nicht jetzt in einem höheren Entwickelungsinstitut für Schelme und Diede unserer herrlichen freien Naturentwickelung rühmen, oder daß Du Dich jetzt nicht als ein elender, verächtlicher Gaukler in der Welt herumtreibst."

„Dazu könnte ich noch Lust haben," gab der Graf aufgeregt zur Antwort, „nur um Dir und allen Spießbürgern zu zeigen, daß ich mehr Respekt vor einem raschen lebendigen Gauklerleben, als vor dem todten, langweiligen achtungswerthen Treiben in Eurer abgemessenen Honettitätssphäre hege. Doch ich werde heftig, glaube ich. Noch ein Glas auf unsere alte Freundschaft. Die Erinnerungen aus unserer Kindheit und die Träume aus unserer Jugend sollen leben! Aber hört! nun stößt Bajatz draussen wieder in die Trompete. Bezahle hier Helmann, ich laufe voraus und verschaffe uns einen guten Platz."

Mit einem Sprunge war er aus dem Zelte. Staal und Helmann blieben noch eine Weile sitzen und redeten mit Theilnahme und nicht ohne Sorge von dem gemeinsamen Freund, der trotz seiner Lustigkeit ihnen doch seit seiner Reise ins Ausland ganz sonderbar vorkam, besonders wenn er von dem Theile seines Reiselebens sprach, welcher der Periode seiner gefährlichen Krankheit am nächsten stand und gleichsam aus seiner Seele herausgefallen war, und sich in lauter Träumereien und verworrene Bilder aufgelöst hatte. Seine Lustigkeit und Ausgelassenheit kamen ihnen nicht immer recht vor, sondern schienen ihnen aus dem Bestreben, jene gefährlichen Träumereien zu verbannen und zu vergessen, hervorzugehen. Da hörten sie wieder Trompeten ausserhalb des Zeltes schmettern und eilten nun, den ausgelassenen Freund in der Bretterbude der Kunstreiter aufzusuchen. Dort saß er ungedultig auf der ersten Bank und betrachtete die zerrissene Gardine, die eine kleine Bühne im Hintergrunde der engen Reitbahn verbarg. Ein paar Diener liefen hin und wieder und machten die Zubereitungen zu den angezeigten Künsten. Ihre Bekleidung und ihr Aussehen verriethen Armuth und Mangel, und die schlecht dekorirte Bühne versprach nichts von Bedeutung.

„Sie können es doch unmöglich seyn," sprach der Graf verdrießlich; „die Truppe war ja wohlhabend, und wenn wir in das alte Reithaus hineintraten, wurden wir immer durch Pracht und Schimmer überrascht. Oder sollten sie später verarmt seyn? sie genossen ja einen großen Ruf."

„Nicht Alles, was wir damals bewunderten, würden wir jetzt bewundern," bemerkte Helmann. „Die Art von Ruf kann in zehn Jahren mit dem alten Flitterstaate leicht verschossen seyn. Die Franzen am Vorhange scheinen freilich einst goldene Faden gewesen zu seyn, und erinnerst Du Dich nicht des Knaben, der Seifenblasen blies? Seh ich recht, steht der Kopf und anderthalb Beine von ihm noch auf den Flicklumpen zwischen den Bäumen da."

„Ja, Du hast Recht!" rief der Graf fröhlich; „auf dem Vorhange stand ein schöner Knabe, der Seifenblasen blies — sollten das noch Ueberreste von ihm seyn? soll ich sie doch hier wiedersehen? sollte man nicht besser ihr Verdienst geschätzt, und sie so haben verarmen lassen."

Er faßte unwillkührlich mit der Hand nach seiner Brieftasche, die voll von Banknoten war, und ging schnell hinaus. Als er zuruck kam, war er leichter ums Herz und in der Tasche; denn er hatte seinen Reichthum in der Hand einer alten Frau, mit einem großen, das Gesicht bedeckenden Hut, die neben dem düstern Eingang an der Kasse saß, ausgeleert. Es waren nur wenig Zuschauer; man zögerte mit dem Anfang, während Bajatz unaufhörlich von dem bretternen Gerüste in die Trompete stieß, um die Quellengäste zu locken, diese einzigen Künste zu sehen. Indessen wurde den Zuschauern die Zeit lang und sie fingen ganz unbändig zu pochen an.

Endlich trat ein unansehnlicher, ärmlich gekleideter Mann hervor, den weder der Graf noch seine Freunde je gesehen hatten, und suchte vergebens durch einige oft gesehene Taschenspielerkünste mit Karten, Uhren, Sand und Grütze der Versammlung Beifall abzulocken. Aus Mitleid klatschten einige Zuschauer; sie wurden aber vom Zischen übertäubt.

„Jämmerliche Posse!" bemerkte Staal, „laßt uns gehen!"

„Ich muß mich doch geirrt haben," meinte Helmann, „die Truppe macht ja auch keine Taschenspielerkünste."

„Nein! sie sind es nicht;" sagte der Graf kleinmüthig, und starrte wie träumend den Vorhang im Hintergrund an; laßt uns dennoch bleiben, und auch die Reitkunste ansehen.

Der Taschenspielertisch wurde nun weggenommen, und ein mageres Pferd herausgezogen. Eine große dünne Gestalt trat in einem verschossenen elenden Ritterkostüme, mit einem langen, furchtbar ausgezehrten Gesicht, dem ein schwarzer angehefteter Bart vergebens ein kräftiges Aussehen zu geben strebte, hervor. Nur mit Beschwerlichkeit bestieg er das Pferd. Er war schwach und steif, und die einfachsten equilibristischen Künste kosteten ihm Anstrengung, und stellten ihn der sichtbarsten Todesgefahr blos; welches man auch einem paar ängstlichen Gesichtern, die hin und wieder aus dem Bühnenvorhang im Hintergrunde hervorguckten, ansehen konnte.

Bajatz, der nun auch hervorgetreten war, zeigte sich als einen kleinen hinkenden Mann mit einer großen falschen Nase von Pappe. Er stand in der Mitte mit der Peitsche knallend, und suchte vergebens durch die gewöhnlichen Sprünge und Witzworte das Publikum zu ergötzen, und die eigene Aengstlichkeit um seinen alten schwachen Herrn zu verbergen. Als endlich der Kunstreiter auf dem Sattel stehend durch die Tonnenreihe springen sollte, kam das Pferd aus dem gewöhnlichen Takt heraus, und der Alte stürzte auf den Kopf herunter. Bajatz stellte sich, als sollte es so seyn, und machte einen Purzelbaum, um dem Meister Zeit zu lassen, sich wieder aufzuheben und das Pferd zu besteigen, allein der Alte blieb ohne Lebenszeichen liegen, und nun vergaß Bajatz seine Rolle und warf sich jammernd über ihn nieder.

In demselben Augenblicke stürzte ein junges schönes Mädchen im halben Mamelukenkostüme und mit fliegenden schwarzen Locken hinter dem Theatervorhange hervor und sank mit einem lauten Wehruf an der Seite des Alten nieder; und beinahe in demselben Moment stand Graf Fritz neben ihr und betrachtete sie mit einem erstaunten glühenden Blick. Sie stieß einen dumpfen Schrei aus, als sie ihn erblickte, doch verließ sie den Alten nicht, und alle drei trugen den ohnmächtigen Kunstreiter aus der Reitbahn.

Eine große Unruhe entstand nun unter den Zuschauern. Die meisten empfanden Mitleid mit dem Alten; die Frauen beklagten ihn laut, und gaben die kleine Münze, die sie bei sich hatten, der alten Frau am Eingange, die ruhig sitzen blieb, und was vorgefallen war, weder zu bemerken, noch sich darum zu bekümmern schien. Allein der Theil des Publikums, der die hintersten Bänke füllte und aus der niedrigsten Volksklasse bestand, murrte laut, daß es nichts anders als einen armseligen Reiter, der vom Pferde fiel, für sein Geld zu sehen bekommen hatte. Neue Zuschauer strömten, aus Neugierde wegen dieses Tumults, ein, und bald waren alle Bänke noch dichter, als zuvor, besetzt. Die Mehrzahl, die nichts von dem Vorgefallenen gesehen, allein kurz vorher am Eingange bezahlt hatte, verlangte mit Geräusch und Pochen, daß man doch anfangen solle. Helmann und Staal, die nur des Grafen harrten, um die Bretterbude zu verlassen, suchten vergebens die neuhinzugekommenen Zuschauer durch den Bericht von dem Unfall des Künstlers zu beruhigen. Man hatte bezahlt, hieß es, und wollte nicht wieder weggehen, ohne etwas gesehen zu haben. Es entstand ein fürchterlicher Lärm.

Endlich hinkte Bajatz hervor, machte statt aller Entschuldigung ein salto mortale und versprach, daß man sogleich wieder anfangen würde. Sein Herr, sprach er, sey nur von einem kleinen mädchenhaften Herzklopfen befallen worden, das bald vorübergehen werde, und während nun das Pferd, das einer der Aufwärter wieder herausgezogen hatte, in dem Kreise herumgeführt wurde, gelang es dem kleinen Bajatz, das Publikum mit einigen glücklichen Einfällen zu unterhalten, indem er ein Rad schlug, oder einen Purzelbaum machte, sobald eine ungeduldige Stimme sich hören ließ.

Endlich trat ein junger wohlgebildeter Mann in dem Ritterkostüme des Alten hervor, aber sein Antlitz war mit allerlei Farben so bemalt, daß Niemand dessen Grundfarbe, und ob er ein Europäer oder ein tatowirter Amerikaner sey, erkennen konnte. Er schwang sich mit Leichtigkeit auf das galopierende Pferd und vollführte mit der größten Kühnheit und Geschicklichkeit die schwersten equilibristischen Künste.

(Fortsetzung folgt.)

Der Blutbecher.

Novelle aus dem Magyarischen.

(Fortsetzung.)

Hedwig fand bei ihrer Nachhausekunft ihren Vater ernst und in Gedanken vertieft, welches ihr um so lieber war, da sie dabei ihre Einbildungskraft ungestört mit dem holden Jünglinge beschäftigen und sich in die sanften Träume ergeben konnte, worin sie des Abends milder Dämmerstrahl zu wiegen schien. Nach längerem Schweigen befahl Peteunch Licht zu bringen, und rief die glückliche Träumerin an seine Seite. Hedwig! sprach er zu ihr in zutraulichem Tone, — „heute war dein achtzehnter Geburtstag, und du bist nun reif, meine Absichten in Betreff deines künftigen Schicksals zu vernehmen. Meine Lebenstage eilen zu Ende, drum wähle ich, für dein Heil besorgt dir einen Gatten. Hedwig erblaßte. — „Tolyd's, meines werthen Freundes Sohne, bestimmte ich Deine Rechte. Befreunde Dich mit dem Gedanken, liebe Tochter, daß du für die Zukunft sowohl meiner Nähe, als deiner bisherigen Freiheit entsagen mußt. In einigen Monden wird dein Bräutigam hier seyn; ich hoffe meine Wahl soll dir genügen. Bleibe ihm getreu. — Deine Mutter war es mir nicht!" Bei diesen Worten verfinsterte sich seine Stirne, sein Auge erglühte von wildem Feuer, und wie von einem plötzlich erwachenden, wüsten Nachgefühle überrascht, öffnete er einen Schrank, und nahm einen vergoldeten Becher daraus hervor, indem er sprach: „Nimm diesen Becher zum Erinnerungspfande dieser Stunde. Deine Mutter trank den Tod daraus."

Mit zitternder Hand griff Hedwig nach dem Becher. Aber Peteunch fuhr in seiner Rede fort: „Wisse das Ereigniß! Du warst noch kaum zwei Jahre alt, als ich mit meinen Waffen gegen die Verräther auszog, die unser Vaterland dem Carl feilten. In dieser Gegend lebte einst ein Mann, der die lebhafteste Theilnahme an unserer Angelegenheit heuchelte, aber, wie seine Enthüllung in der Folge zu erkennen gab, der neapolitanischen Partei auf's Innigste angehörte. Dieser entbrannte von heftiger Leidenschaft für meine Gattin. Er schlich sich, während ich ferne war, in mein Haus, und siegte durch teuflische Schmeichelkünste — siegte über die Tugend des Weibes, und die Bethörte fiel in seine Schlinge. Schadenfroh kehrte der Bösewicht zurück; aber heftige Reue ergriff die Unglückliche, und als sie Kunde von meiner nahen Ankunft vernahm, überwältigten Scham und Rache ihr Gemüth, daß sie Gift aus diesem Becher trank. Ich fand nun mehr ihr Grab. — Möge ihr schreckliches Beispiel vor ähnlicher Verirrung dich bewahren."

„Es wird es! theurer Vater," rief Hedwig mit Entschlossenheit, und hoch braunten ihre Wangen. — Werde ich aber den wohl lieben können, den du mir bestimmtest?" und gleich, wie in einem Traumgesichte, trat des Jünglings Gestalt ihr vor die Seele. Dem Drange ihres Gefühls nachgebend, verrieth sie, fast wider Willen, die heutige Begegnung. Aber in heftigen Zorn brach der Vater aus, als sie ihm den Jüngling nannte. „Zur Hölle mit diesem Namen!" brüllte er vor Ingrimm. „Es ist jenes gottlosen Verführers Sohn, nach dessen Besitze du trachtest." Mit einem gräßlichen Fluche strebte seine Wuth sich zu entladen, und er tödtete das Wort auf seinen Lippen.

Tief erschüttert begab Hedwig sich auf ihr Zimmer. Bei später Nacht noch stand sie unter schmerzlichen Vorgefühlen an ihrem Fenster, blickte nach der Gegend hin, wo Akos ihr erschienen, und als der früheste Morgen zu dämmern begann, zog die Macht ihre Gefühle gleichsam zu jenen Gefilden hinaus. Auch Akos eilte auf den Flügeln der Sehnsucht dahin, und die erste Neigung wurzelte tief und mächtig in des Mädchens Herz. Dort sah sie ihn noch öfter, indem sie vorsichtig vor ihrem Vater ihre Glückseligkeit verbarg, welche eben unter dieser Hülle desto höhern Reiz gewann. An einem heitern Tage eilte Hedwig rasch zum Thore der Burg hinaus. Ihr Vater erblickte sie und rief ihr nach; aber die Glückliche hatte eben kein Ohr für seine Stimme: Peteunch ahnte das für i..n schreckliche Geheimniß, und folgte sogleich ihren Tritten.

Im Walde, auf einem dicht umlaubten Rasenhügel, fand Hedwig ihren Geliebten. Süß erklangen der Nachtigall Lieder um sie her, und eben so wonnig schien die ganze Natur Liebe zu athmen, wie sie in Hedwigs Busen waltete. Im Tausche der seligsten Neigung entschlief jede Besinnung allgemach; Himmel und Erde schmolzen von ihren Blicken in Eins zusammen, und Herz und Seele, von der Fülle unsäglichen Wonnegefühls bewältigt, erwachten aus allzukurzem Traum in wiegenden Liebesarmen. „Dein auf ewig!" stammelte sie mit schwärmerischem Flammenblick; aber plötzlich sauste ein Wurfspieß hart an beiden vorüber. Mit einem Schrei des Entsetzens fuhr Hedwig empor und schmiegte sich, Schutz suchend, an Akos Busen. Ihr Vater stand hinter ihnen. „Ha! Schändlicher!" rief er mit Donnerstimme aus, griff mit wuthgleichem Haß nach seiner Waffe, und sank seinen herbeieilenden Dienern leblos in die Arme. Seine Tochter in des Verhaßten Umarmung zu sehen, empörte seine ganze Leidenschaft, und der gebrechliche Greis erlag der Gewalt seines Aufruhrs. Lautlos starrte Hedwig auf ihren entseelten Vater hin, und sank ohnmächtig auf seine Leiche nieder. Nachdem sie allgemach sich wieder erholt hatte, wandte sie sich schmerzlich zu dem Jünglinge, der in tiefer Bestürzung ihr zur Seite stand. „Nun" — sprach sie mit leidvoller Hingebung — „nun bin ich ganz dein Eigen, oder ich folge meinem Vater ins Grab." — Die Leiche ward auf die Burg gebracht, und Hedwig folgte dem Zuge mit grauenvollem Schweigen nach.

Trauer verbreitete sich über Ztropkous Gefilde, und weithin erklangen die Glocken, den plötzlichen Tod des mächtigen Burgherrn zu verkünden. Bald eilte die Nachricht von Mund zu Munde, Aberglaube und Volkwahn malte sie zu schauerlicher Mähre aus, und eine zahlreiche Menge strömte von allen Seiten zum Todtenmal herbei. Mit stummer Wehmuth sah Hedwig die Vorbereitungen zur Leichenfeier, aber unter grauser Ahnung und Entsetzen sträubte sich ihr Herz gegen die geheime Stimme der Natur, aus dessen Zurufe sie den drohenden Vorwurf des Vatermordes zu vernehmen glaubte. Wohl strebte die erste wilde Leidenschaft diese qualvolle Regung zu übertäuben; aber nimmer vermochte sie ihres kindlichen Herzens, und des verletzten Gewissens Qual zu beschwichtigen. Sprach- und

thränenlos hing sie, jeden Besuch verbietend, und in ihre Kammer eingeschlossen, ihrem Grame und Kummer nach.

Spät am Vorabende des Leichenbegängnisses weckte klägliches Getön die einsam Trauernde aus ihren schmerzlichen Träumen. Es waren Todtengesänge der Mönche, die bei dem Begräbnisse ihre Andacht zu verrichten kamen, und ihre Weisen mit den dumpfen Harfentönen begleiteten. Grimme Schmerzen tobten in Hedwigs Busen, ihre Kraft erlag dem Drange, und sie sank in Ohnmacht hin, als sie das nahende Trauergeleit erblickte. Der Gedanke ewiger Trennung, und der mahnende Vorwurf, den ihr Gewissen ihr zuzuflüstern schien, zwangen sie mit unwiederstehlicher Macht, vor ihres Vaters Leiche hinzuknieen, und um Verzeihung zu flehen.

Rings herrschte tiefes Schweigen um sie her. Die Pforte des Waffensaales wich der leisen Berührung der Hand; die schmalen gothischen Fenster, obschon regungslos, zitterten gleich Geistergestalten beim flackernden Schimmer der düstern Lampen und schauerlich blitzten die zum Leichenschmuck gereihten ähnlichen Harnische und Schilde an den schwarz behangenen Wänden. Kalt wehte der Mitternachtwind durch die Gewölbe, und Hedwig wähnte die Geister ihrer Väter heranschwanken, und über sie Gericht halten zu sehen. In des Saales Mitte, auf einem düstern Prachtbette lag der Todte, dessen Gesichtszüge noch die Miene des Zornes bezeichneten. Neben ihm prangte, mit einem Eichenkranze geschmückt, sein Schwert über seinem gewaltigen Schilde. In der Fülle ihrer Schmerzgefühle sank Hedwig auf die Kniee: „Vermag der Fluch auch reine Liebe zu ertödten?" so seufzte sie: „und du mein Vater, der du mich selbst und zugleich alle Empfindungen und Gefühle meines g   nden Herzens pflegtest, o, winke Segen aus deiner Fried   eimath auf mich herab! Akos! Akos!" — —

Die   stand nahe, die Jammernde zu trösten. Ueber den langen Kampf seines Zweifels, ob er bei dem Leichengeleite erscheinen solle, siegte endlich der inhaltschwere Gedanke: dein ist alle Schuld des ungeheuren Verlustes der bedauernswerthen Waise! Ich bin hier, arme Leidende, rief er, deinen Schmerz zu theilen und zu lindern.

„Akos!" rief das aufgeschreckte Mädchen, „du hier und allgemach wieder der liebevollen Neigung gehorchend", ergriff sie die Hand des Jünglings. „Hier bin ich," erwiederte dieser; „um zur Stunde auf dieser heiligen Stätte den Eid der Treue zu siegeln." „Dein ist meine Liebe, dein bin ich mit Leib und Seele," entgegnete Hedwig, und indem sie das traurige Erinnerungsmal ihrer Mutter, den Becher, hervorzog, erzählte sie ihm dessen Schicksal, und schloß mit den Worten: „Ein gleiches Loos treffe den Meineidigen!" Eiskalte Schauer durchbebten den Jüngling, und jede sanftere Empfindung trat erstarrend in sein Inneres zurück.

Peteunch ward zu seinen heimgegangenen Vätern bestattet. Hedwig aber hüllte sich in tiefe Trauer, vermied aller Welt Augen, als eben so viele gezückte Dolche, die die Wunden ihres Herzens aufzuwühlen droheten, und beweinte ihren Vater mit inniger, schmerzlicher Reue. Allgemach jedoch milderten die wohlthätige Trösterin Zeit, und die Liebe ihrer Leiden. Mit stolzer Zuversicht, hielt sie sich von nun an für des Jünglings Braut, nahm ohne ängstliche Rücksicht Theil an seiner Gesellschaft und seinen Vergnügungen, lustwandelte Arm in Arm mit ihm durch Feld und Wald, durch ihn und in ihm allein ihr Heil suchend, ihm selbst Alles zu seyn, und durch die Liebe unauflösliche Bande ihm auf immer anzugehören. Dieß war für ihre bezauberte Schönheit und grenzenlose Liebe keineswegs unempfindlich, und der frohe Stolz, womit sie sich als seine Braut betrachtete, zog ihn sogar inniger an, je mehr er seiner Eitelkeit schmeichelte. Glücklich, so lange er noch des Mädchens süße Neigung zu erwiedern vermochte. Aber ein dunkles heimliches Vorgefühl, das bei kälterer Ueberlegung in ihm erwachte, wollte diesem Bunde keine ewige Dauer verbürgen.

So sehr indessen auch Hedwigs Liebe mit jedem Tage zunahm, so vermochte sie doch die Schwermuth, ihres Gemüths, nicht zu zerstreuen. Dem Jünglinge bangte ingeheim vor der heftigen Leidenschaft, womit sie nach seinem Besitze strebte. Es schien dieselbe ihm desto bedenklicher, je mehr ihm das Maß seiner Neigung zweifeln ließ, solche befriedigend erwiedern und die unauflöslichen Bande, die sie ihm bereitete, ertragen zu wollen. Da er jedoch sein Schicksal an jenes des Mädchens gebunden sah, so fügte er sich in das Verhältniß, so gut er konnte.

Also standen die Dinge, als plötzlich in Dalmatien Krieg ausbrach. Der König schickte ein mächtiges Heer nach Venedig, um die Stadt Jadra, welche unter dem Schutze der erstern von ihm abgefallen war, der ungriechischen Krone wieder zu erwerben. Der Adel des Reichs ward nachher zu den Waffen aufgemahnt. Der Ruf des allgemeinen Aufgebots erweckte heißes Ruhmverlangen in Akos Busen, und schnell war sein Entschluß gefaßt, dem Heeresrufe zu folgen. Hedwigs Liebe war zu erhabener Natur, als daß sie den Jüngling vom Ziele der Ehre abgehalten hätte. Der Wunsch, ihn mit höherem Verdienste prangen zu sehen, vermochte die Jungfrau, ihn noch mehr für die Sache des Vaterlandes zu begeistern, ja; sie selbst war nur mit Mühe von dem Vorhaben abzubringen, an Akos Seite sich in die Gefahren des Krieges zu wagen.

(Schluß folgt.)

Sylben-Räthsel.

Jüngst saß die schöne 2 und 3
Beim Rade in dem Stübchen,
Und dachte zwar so nebenbei
Auch an ihr fernes Liebchen.
Doch war der Armen überhaupt
So nicht recht wohl zu Muthe:
Es qualte arger, als ihr's glaubt,
Die 2 und 3 die Gute.
Und draußen war die 1 dabei
Weit heftiger geworden;
Es zeigte Sylbe 1, 2, 3
Geradeswegs auf Norden.
Von Schmerz ergriffen, schrie sie laut,
Es sank der Faden nieder,
Vor Frost bekam sie Gansehaut,
Es bebten ihre Glieder;
Doch da ward plötzlich aufgethan
Die Thür von ihrem Stübchen,
Es trat herein ein junger Mann:
Kein andrer, als ihr Liebchen.
Er reiste spät, er reiste früh,
Von Liebesgluth getrieben,
Und um zu überraschen sie,
Hatt' nichts er ihr geschrieben.
Er reichte 2 und 3 ihr dar,
Die er im letzten Städtchen
Gekauft, und die schon selten war,
Umschlang sein holdes Mädchen,
Und drückte sie in seinen Arm,
Und ließ den Kuß sich munden;
Und ihr, ihr war so wohl und warm
Und aller Schmerz verschwunden.

Auflösung des Palindroms in Nro. 16: Zeus, Suez, Landenge.
Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 17: Cochinchina.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 20. Sonntag, 9. März 1834.

Uns adelt nur ein edler Geist,
Und nicht ein schimmernd hoher Strand,
Nicht ein vergüldetes Gewand,
Noch daß man groß genennet werde,
Von Lippen feiler Schmeichelei
Und einem Winkel weiter Erde
Bekannt und furchtbar sey.

Joh. Peter Uz.

Die Kunstreiterfamilie.

(Aus dem Dänischen des B. S. Ingeman nacherzählt von Keuse.)
(Fortsetzung.)

„Mein Gott! das ist ja Graf Fritz," flüsterte Helmann erschrocken zu Staal.

„Um Gotteswillen still!" raunte ihm dieser ins Ohr; „ich habe ihn sogleich erkannt. Wenn nur Niemand es erfährt, hat es nichts zu bedeuten; mit ihm hat es keine Gefahr, wenn nur das Thier Schritt hält."

Jetzt stellte er sich in den Sattel auf den Kopf, und es ging gut. Durch die Tonnenreihe sprang er mit Leichtigkeit; zuletzt schwang er sich unter stürmendem Beifallsrufen mit einem salto mortale von dem Pferde hinab und eilte ohne Gruß und Dank hinaus.

Nach einem kurzen Zwischenraum, der mit Musick ausgefüllt wurde, rollte der Vorhang der kleinen Bühne in die Höhe. Das junge Mädchen, das früher im Mamelukenkostüme erschienen war, und sich wahrscheinlich auch zu Pferde hatte zeigen sollen, trat nun als Kolumbine in einem einfachen, aber zierlichen weißen Kleide auf. Zwar schien sie etwas unruhig und verwirrt, doch ging die naive Einleitungsscene zu der Musik des „Ei Du lieber Augustin" mit Bajatz, der mit schwarzer Halbmaske als Arlecchino erschien, recht glücklich von statten. Dann trat mit langen, schleichenden Schritten eine lange, weiße Gestalt in dem gewöhnlichen Pierotskostüme und mit gepudertem Gesicht hervor; sie stellte den stupiden, gaffenden Pierot mit außerordentlichem Glücke dar, und als sie in der folgenden Scene Arlecchino's Zauberstab auf dem Boden fand, und einen Zauberer oder Teufel, in dem das Publikum den Lichtputzer erkannte, ohne sein Wissen hervorrief, war ihr Entsetzen so groteskläcberlich, daß sie jauchzenden Beifall einerntete.

„Mein Gott! das ist ja wieder Fritz," flüsterte Helmann dem Freunde zu; „das hat er uns schon in der Schule vorgemacht. Ist er denn ganz toll geworden? was werden die Leute sagen!"

„Wenn wir nur selbst schweigen können," flüsterte Staal wieder, „wird keinem Menschen in der Welt von dieser Thorheit träumen."

Pierot hatte sich nun wieder ermannt und war stolz und übermüthig wegen seiner unerklärlichen Gewalt über den Teufel, der auf seinen Befehl Kolumbine entführte. Sie wurde wieder von Harlekin, der seinen Zauberstab zurückerhalten hatte, gerettet; damit war die Pantomime aus, und Pierot schloß das Stück mit einem höchst possierlichen Ausdruck von getäuschter Freude und Furcht, selbst in die bedrohlichen Krallen des Teufels zu gerathen. Unter stürmischem Beifall rollte der Vorhang herab und die Zuschauer zerstreuten sich.

Helmann und Staal blieben noch eine gute halbe Stunde in der leeren Bretterbude allein zurück, des Freundes harrend.

„Nun könnte er sich doch wohl leicht gewaschen und wieder angezogen haben," sagte endlich Staal; „laßt uns hinter den Vorhang gehen und sehen wo er bleibt."

Helmann fand das für unschicklich; sie warteten noch eine Viertelstunde, Fritz kam noch immer nicht. Ungeduldig eilte endlich Staal hin und zog den Vorhang zur Seite; es war aber Niemand zu sehen, die ganze Bühne war düster und leer.

Durch die schlecht zusammengefügte Bretterwand gewahrten sie ein Licht in dem Zelte hinter der Bretterbude. Staal bemerkte eine Pferdedecke, die den Eingang verbarg; er zog sie zurück, aber vor Entsetzen standen er und Helmann wie in den Boden festgewurzelt und wagten es nicht, in das matt erleuchtete Zelt einzutreten, wo eine feierliche Todtenstille herrschte, und wo sie den Freund in einem ihnen unbegreiflichen Verhältnisse zu der unglücklichen Familie erblickten.

Ein Mann, in dem sie den erbärmlichen Taschenspieler erkannten, verließ so eben mit einem Medizinglase und einem langen Zettel in der Hand, von einem der tüchtigsten Aerzte der Stadt begleitet, das Zelt. Auf einer Art Feldtisch brannten zwei Lichter zwischen mehreren Tassen und Gläsern, die zu einem Aderlasse gedient zu haben schienen.

Der alte Kunstreiter lag todtenbleich mit verbundenem Kopfe auf einer Strohmatte, mit einer zerrissenen Pferdedecke bedeckt. Zu seinen Füßen saß auf einer Trommel die alte Frau, die sie früher bei dem Eingange bemerkt hatten. Sie hatte den großen Hut abgenommen, und sie gewahrten nun ein altes, noch schönes, jedoch von Gram verwelktes Antlitz, das starr und unbeweglich nach dem Kranken hingerichtet war. Mit dem Rücken gegen sie gewandt, lagen zwei Gestalten vor dem Lager des Alten auf den Knieen. Es waren die schöne Kolumbine und Graf Fritz, der noch halb als Pierott vermummt war. Auf einem Koffer im Winkel des Zeltes saß der kleine Bajatz, ohne Larve mit dem alten Affengesicht, die traurige Gruppe anstarrend, während er bedenklich den Kopf schüttelte, und hin und wieder eine Thräne aus den Augen drückte.

Endlich unterbrach der kranke Alte das allgemeine Stillschweigen. „Lärmen und schreien sie noch draußen?" fragte er, „mußt Ihr noch springen und gaukeln, um mir Ruhe zu verschaffen? Nein, jetzt ist es aus. Graf Falkenberg," fuhr er, diesen anstarrend, fort, „ja, Sie leben, Sie sind's, ich habe Sie wohl erkannt, und Sie haben sich um meinetwillen dem Spotte blosgestellt. Sie wollten mir Ruhe verschaffen, und ließen mir das brüllende, entsetzliche Gelächter wieder vernehmen, das so oft meine Qual, obgleich nie so entsetzlich wie in dieser Stunde, mich gehöhnt und verspottet hat. Als ich Sie und Giasinda das letztemal zusammen sah," versetzte er nach kurzem Schweigen, „beschloß ich, daß Sie uns nie mehr auf dieser Welt erblicken sollten. Nur zu früh mußte ich glauben, daß dieser Entschluß auch der des ewigen Richters sey. Ich las Ihren vollen Namen unter den Todesanzeigen in einer Zeitung; ich zerriß das Blatt und schwieg."

„Der ewige Richter wollte es anders," erwiederte der Graf. „Mein Vater trug denselben Namen, der mir geworden ist."

„Der ernste Tod ward ein peinlich versöhnender Vermittler zwischen uns!" fuhr der Alte langsam und abgebrochen fort. „Allein Giasinda's Heiterkeit war verschwunden, und mit uns ging es zurück. In Ihrem Vaterlande wurden wir am schonendsten behandelt. Giasinda glaubte Sie in Petersburg. Sie wünschte noch einmal das Land zu sehen, wo sie als Kind Sie zuerst erblickt hatte; ich gab der kindischen Grille nach und hier mußten Sie uns in unserer größten Demüthigung und im Elende wieder erblicken." Er verbarg die Augen in seine Hände und hielt inne.

„Fassen Sie sich, bester Herr Ritter," sprach der Graf bewegt. „Werden Sie nur wieder gesund und erfüllen Sie meine Bitte, dann ist alles Elend vorüber, mein Vater! Ach warum sind sie mir in diesem Augenblicke entflohen, wo ich mein Leben, mein Glück in Ihre Hand legen wollte. Ich war dem Grabe sehr nahe, ich verlor das Bewußtseyn, den einzigen Zeitpunkt meines Lebens, worin ich gelebt habe. Nun ist es zurückgekehrt; das wichtige Blatt in dem Buche meines Lebens, das verwischt und zerrissen war, ist wieder ganz ausgefüllt. Legen Sie, verehrter Vater, Giasinda's Hand in die meinige und machen Sie uns Alle so glücklich. Ich bin mein eigener Herr. Nur Gott allein bin ich Rechenschaft über mein Leben schuldig, und mit Giasinda werde ich der reichste und glücklichste Mann in der Welt seyn!"

„Darf Graf Falkenberg eine herumtreibende Gauklerin heirathen?" fragte der Alte bitter. „Soll der letzte Ueberrest meiner Ehre mir am Rande des Grabes benommen werden? Soll ich ein Kuppler oder Verführer gescholten werden? der hierher gekommen ist, um Sie in eine verderbliche und entehrende Falle zu locken, soll meine Tochter unter den verächtlichen Geschöpfen, die ..."

„Vater! Vater! was sagst Du," unterbrach ihn Giasinda sich erhebend. „Ich kann, ich will ja nie die Seinige werden, es ist unmöglich, ich weiß es. Allein ich habe das Land wieder gesehen, wo er geboren ward, wo mein Auge ihn zuerst in unserer frühen Jugend erblickt, ich habe ihn selbst gesehen und ich weiß —" sie stockte. „Auch will ich mich nicht länger darauf besinnen, was Du in jener schrecklichen Stunde von mir verlangtest. Sprich nur den Eid aus, ich will ihn nachsagen, wenn auch mein Herz bricht."

„Da sey Gott vor! welchen Eid? Giasinda!" rief der Graf, heftig aufspringend und sie in seine Arme schließend. „Ich verlasse Dich nie mehr in der Welt. Will Dein Vater nicht hier bleiben, folge ich Dir und ihm bis an das Ende der Welt. Ich werde ein freier und muthiger Kunstreiter wie er; dann machen Stand und Lage keinen Unterschied zwischen uns. Ein glückseligeres Leben giebts doch nicht, als sich der freiesten und herrlichsten aller Künste hingeben, und mit Dir in Lust und Freude über die Erde gen Himmel zu fliegen!"

„Ein elenderes Leben giebts unter der Sonne nicht!" unterbrach den Grafen der Alte düster und bitter; es war, als gebe die heftige Spannung seiner Stimme die alte Kraft. „Vielleicht ist diese Stunde meine letzte. Junger Mann! mache mich nicht auf's Neue wahnsinnig und sage mir nicht in meiner Sterbestunde, daß ich ein Künstler gewesen. Ein Gaukler war ich, das weiß ich nun, allein ich war es vom Grunde aus, und daher soll auch nicht der Stab über mich gebrochen werden. Gaukler sind wir doch alle, der Kaiser auf seinem Throne, so wie der Narr in der Bretterbude! Auch Du, Falkenberg, auch Du bist ein Thor wie ich, aber Du bist es auch von Herzen, daher achte ich Dich, Du hast für dieselbe elende Kunst, die mich hingerissen, geschwärmt. Du hast, so wie ich, Dein Leben und Dein Glück auf einen Liebestraum, der doch einmal verschwinden wird, gestellt." Hier begegnete sein starrer Blick der stillweinenden Frau am Fuße des Lagers, die seine Worte zwar nicht vernahm, allein ihn doch mit einer so schmerzlichen Theilnahme betrachtete, daß es ihm wie ein Dolch durch die Seele schnitt. „Doch nein," verbesserte er, ihr die bebende Todtenhand hinreichend, „Du hast an dem Traume festgehalten, wie elend er auch Dich gemacht hat; ich war es nur, der Dich und mich mit einer Empfindung täuschte, die Niemand wieder herbeirufen kann, wenn sie einmal verschwunden ist. Betrachte dies Antlitz, Falkenberg! Wenn Giasinda so vor Deinem Sterbelager stünde, und Du, alt und ausgezehrt, so wie ich, darauf lägest, dann würdest Du vielleicht das Herz nicht haben, das auszusprechen, was jene dort doch nicht vernehmen kann, aber in Deinem Herzen würdest Du doch dasselbe meinen."

„Giasinda!" sagte der Graf bewegt, und sah ihr in die schönen, thränenerfüllten Augen. „Gieb Du Antwort statt meiner! würde ich dasselbe meinen?"

„Nein, nein, Vater!" rief Giasinda, seine Hand mit ihren Thränen benetzend; „Du meinst es auch nicht, Du kannst es nicht meinen."

„Gut, Kinder! Es sey!" versetzte der Alte mit immer schwächerer Stimme. „Mein letzter Augenblick naht, und wenn ich todt bin, will ich scheidend noch zwischen Euch treten. Es ist doch Alles zusammen nur Tand und Gaukelei, was die Menschen vereint und trennt. Da ich aber sehe, mein Sohn, daß Du fest und unerschütterlich in Deiner Thorheit bist, so will ich sie doch in den Augen der Welt mildern, ich will Dir und der Tochter ein Geheimniß anvertrauen, von dem die Alte dort nur weiß. Das elfenbeinerne Kästchen, Frau!" rief er mit einer Anstrengung, die beinahe alle seine Kräfte erschöpfte, während er sie fest anstarrte und ihr einen kleinen goldenen Schlüssel, den er in einer Kapsel an dem Busen trug, vor die Augen hinhielt.

Sie schien seine Worte nicht verstanden zu haben; als sie aber den Schlüssel in seiner Hand erblickte, nickte sie mit dem Kopfe und eilte nach dem Koffer hin. Schnell kehrte sie mit einem kleinen elfenbeinernen Kästchen zurück, und ein flüchtiger Ausdruck von Freude belebte die leidenden Züge.

„Franzesco, Franzesco!" sagte sie mit bebender Stimme und einem Tone, dessen leiser Vorwurf in überquellende Liebe verschmolz, „darf ich nun wieder den alten lieben Namen nennen? Soll ich Dich nun einmal wiedersehen, so wie Du das letzte Mal vor mir standest, als Du mir dies Kästchen, das Grab Deines Namens und Deiner Liebe hinreichtest. In zwanzig langen Jahren bist Du nicht Franzesco gewesen. Werde es nur auf einen Augenblick wieder, und ich will glauben, daß Du mich geliebt habest. Nur einen Blick von dem alten Franzesco, und ich will glauben, daß die zwanzig unglücklichen Jahre ein Traum gewesen sind, und daß Du noch und auf ewig derselbe bist."

„Allgütiger Gott, erbarme Dich meiner!" rief der Alte heftig und richtete sich mit ausgebreiteten Armen halb empor. „Agnese! meine Agnese! stehst Du doch wieder vor meinen Augen, so wie in jener Stunde, als ich wonneselig meinen Namen und meine Ehre begrub, um Dir zu folgen! bist Du es, der ich mein Unglück vorwarf, bist Du es, die ich mit meiner Reue und mit meinem Gram quälte, Du, die Du von dem barmherzigen Gotte Blindheit und Taubheit herabflehtest, um den verwandelten Gatten weder zu sehen noch zu hören! Nur halb wurde Dein Flehen erfüllt: gehört hast Du nicht, welch Ungeheuer bin ich gewesen; doch hast Du es alle Tage in meinen Zügen gelesen, und dennoch hast Du mich geliebt. Meine Quälgeister hast Du nicht gekannt; es war nicht gekränktes Ehrgefühl, nicht Hochmuth und Verachtung gegen die Menschen, die Dich aufrieben. Es war nicht getäuschtes Vertrauen in Dich selbst, und das Treiben Deines Lebens, es war getäuschte Liebe, die Dich elend machte, und ich, ich war Dein Quälgeist. Ach, kannst Du, kannst Du verzeihen?"

Die alte unglückliche Frau vernahm kein Wort von Allem, was er sagte, aber sie las es in seinen Blicken, seinen Zügen, und fiel ihm mit einem lauten Freudenschrei unter einem Strome von brennenden Thränen um den Hals.

„Nein, nein! das war doch kein Traum," flüsterte der Kranke matt, sie an sein Herz drückend, während er die halbgebrochenen Augen gen Himmel erhob. „Der allerbarmende Gott sey gelobt! die Liebe kann lange, lange schlummern — allein sie stirbt dennoch nicht. Der Fürst kann ein Gaukler werden und dennoch selig sterben. Gott segne Dich, meine Agnese, Gott segne Euch, meine Kinder — mein Reich ist nicht mehr von dieser Welt."

Mit diesen Worten lehnte er sich kraftlos zurück, seufzte tief und sank zusammen.

Blaß und entseelt lag der Vater Ritter auf dem Lager ausgestreckt. Giasinda weinte und rang die Hände. Graf Fritz suchte sie zu beruhigen und zu trösten. Der kleine Pietro saß noch immer auf dem Koffer, die Bajazzmütze tief über die Augen herabgezogen, die Ellenbogen auf den Knieen und den Kopf in den beiden Händen, und schluchzte laut. Aber die alte taube Mutter schloß die großen, gebrochenen Augen des Alten still zu, küßte zärtlich die eingetrockneten Lippen und betete leise und inbrünstig, während eine sonderbare, selige Freude aus dem Schmerze in ihren tiefliegenden schwarzen Augen hervorstrahlte.

Staal und Helmann waren unter dem letzten Auftritte in das Zelt getreten. Sie schlossen sich mit inniger Theilnahme an die trauernde Familie, obgleich keiner von Beiden das vertraute Verhältniß des Grafen zu diesen Unglücklichen recht begreifen konnte.

(Schluß folgt.)

Der Blutbecher.

Novelle aus dem Magyarischen.

(Schluß.)

Allein banges, unheimliches Vorgefühl erschwerte ihr den Kampf der Trennung. Eine heiße Thräne entrollte ihrem Auge, und mit stummem Schmerze wischte sie dieselbe von ihrem Busen weg. Akos nahm Abschied! Schweigend begleitete ihn Hedwig in jenen Wald hinaus, der ihrer Liebeswonnen und des Todes ihres Vaters vertrauter Zeuge war. Unter dem heftigsten Drang der Gefühle sank sie hier in des Jünglings Arme, und rief „Akos! Vernichtung waltet im Schatten dieser Stätte. Grimmig hält sie ihren Mond umklammert; aber über die Liebe vermag sie nichts. Hier, hier ward meines Schicksals Knäul geschlungen. — Lebe wohl!" — Schmachtend sehnte sie sich seiner Wiederkunft entgegen; aber Ruhmbegierde herrschte mächtig in des Jünglings Brust, und zog ihn in die Ferne.

Schon war der Adel auf dem Felde Rakos versammelt und zum Aufbruche bereit, als Akos mit seinen Reitern bei Pesth eintraf. Nun weilte das wackere Heer nicht länger; rasch zog es seinem Ziel entgegen, und drang sehr bald in Dalmatien ein. Durch einige Treffen ward der Aufruhr gebändigt, und Venedig wünschte freundlichen Vergleich. Akos, der schon auf dem Schlachtfelde sich wacker hervorgethan, zeichnete sich auch bei den Friedensverhandlungen rühmlich an der Seite seines Vaters aus, welchen der König, nachdem der Frieden geschlossen worden war, zum Stadthalter von Illyrien ernannte, indem er dessen Sohn zugleich mit einer goldenen Ehrenkette belohnte.

Aber ein ganz anderer Lohn wartete des jungen Helden auf Visegrad. Die Königin, bei der er, als ihres werthen Tavernicus Sohn, sehr wohl in Gnaden stand, wünschte ihn mit der schönen Olivie, Philipp Drugeths, damaligen Palatins, Enkelin, zu verbinden. Der Jüngling erschien im Strahlenkreise der Herrlichkeit ihres Hofes, und ward von Bewunderung hingerissen. Wie eine sich erschließende Rose an Reiz und Anmuth ihre Blumenschwestern überbietet, so prangte Olivie am Hofe der Königin. Der heiterste Frohsinn mit jungfräulicher Sanftmuth gepaart, glänzte ihr aus Blick und Geist hervor, wie die Glut der holden Liebesblume desto feueriger zu flammen scheint, wenn des Thaues milde Perlen ihren Busen schmücken. Akos nahte sich ihr mit den Gefühlen der Verehrung, doch bald wurde ein Wunsch in ihm rege, und beider Herzen schlugen in liebevollem Einklange. Golden lächelte dem thatendurstigen Jünglinge die Zukunft entgegen, und Hoffnungsträume ohne Zahl trugen den entzückten Schwärmer auf bunten Fittichen zum Himmel seiner Ideale empor. Wohl trat zuweilen Hedwigs düsteres Bild ihm vor die Seele; aber Oliviens holdes Wesen hielt ihn mit Zauberbanden an die süße Gegenwart gekettet, und zerstreute alle Düsterniß seiner Erinnerung. Versuchte er auch manchmal einen Vergleich anzustellen, so fand er nur an Olivien Genüge, und der Schimmer des Hoflebens drängte das Bild der Entfernten allgemach ins Dunkel der Vergessenheit zurück. — Der Jugend rege Flamme findet nur am Reize des Neuen und Seltsamen Befriedigung; der Mann strebt nach Wirklichkeit, und diese allein stillt den Aufruhr seines Busens. So auch Akos; nur gedachte er der goldenen Tage, die er einst in Hedwigs Armen verlebt, als eitler Jugendträume.

Der Tag der Vermählung ward bestimmt. Der Ruf des schönen Brautpaares verbreitete sich durch's ganze Land, und gelangte in Kurzem auch nach Ztropkon.

Dies streckte die arme Hedwig zu Boden. — Ihr Blut stockte; nur ein Gedanke zuckte ihr gleich einem Blitze durch die düstere Seele, ein eben so kühner und mächtiger Gedanke, als ihre Liebe war. Sie wünschte selbst Zeugin des Ereignisses zu seyn, das der Ruf ihr verkündete. Schnell brachte sie ihre Sache in Ordnung, und zog mit einem getreuen Diener aus ihrer einsamen Burg gen Visegrad.

Sausend jagten die Winde über Höhen und Tiefen, als die beiden Wanderer die Donau erreichten. Der Strom brauste in wilder Gährung auf, und kein Schiffer wollte sich den empörten Wellen vertrauen. Hedwig blickte schmerzlich zur Berghöhe empor, wo die Königsburg, den Stürmen der Zeit trotzend, ihr stolzes Haupt erhob. Schnell zog sie von der Linken ihre Perlenspange ab, mit deren Gegenstücke sie in ihrer Liebe Blüthenzeit jenes Paar beglückt hatte, — bot sie Einem der nahen Schiffer, und beschwor ihn flehend, sie über den Strom zu fahren. Nach langer dringender Bitte fand ihr Wunsch Gehör; der Kahn stieß vom Ufer, Welle auf Welle schlug der Sturm über ihn dahin; gewaltigen Kampfes trieb das schwankende Fahrzeug durch die

Flut, aber verzweiflungskühn trotzte die Schiffende dem empörten Elemente. Kaum gelandet, eilte sie die Höhe hinan.

Schon hallte die Burgkirche vom Gemurmel des Volks, das von allen Seiten zur Vermählungsfeier herbeiströmte, und bald setzte der festliche Zug sich in Bewegung. In Gold und Silber prangend schritt der Adel voran, während weiß gekleidete und bekränzte Mädchen dem Brautpaare Blumen streuten. Ein Todesseufzer rang sich aus Hedwigs Busen empor, als sie Akos erblickte, wie er im stolzen Hochgefühl an der Seite der, von Freude und Diamanten strahlenden Braut, zum Altare schritt. Auch der König und die Königin fanden sich ein, die Feier des Festes zu verherrlichen. Als aber die allerhöchsten Gäste sich auf ihren reichgestickten Sitzen niederließen, und endlich auch die Geistlichkeit erschien, die Weihe der Trauung zu begehen, da umnachtete finsterer Taumel Hedwigs Blicke, der Boden schwankte unter ihren Füßen, und es war ihr, als wollte ihr das Herz zerspringen. Nur schwer gelang es ihr, die gebrochene, letzte Kraft zu sammeln, um durch das Gewühl hinaus zu dringen. Aber ihres Vaters Geist bahnte ihr einen Weg mitten durchs Gedränge.

Geschlossen nunmehr war das heilige Band, und die frohe Versammlung setzte sich zum Hochzeitmale. Ein lautes Lebehoch! erscholl dem hohen Königshause und dem neuen Brautpaare, und lustige Trommeten schmetterten in den Jubelruf. Da tritt mit einemmal ein alter Diener herein, und bringt dem Bräutigam einen Becher dar. Erschrocken greift dieser nach dem Gefäß, und warmes Blut spritzt aus demselben auf die Tafel und befleckt die schöne Braut. — Akos sinkt zusammen. Die Gäste ergriffen alsogleich den verwegenen Ueberbringer des Bechers; aber Ghombord, der alte Diener führt dieselben zu Hedwig, seiner Gebieterin. Den Busen mit einem Dolche durchbohrt, und eine Papierrolle in der Hand, lag die Unglückliche bei Seite am Boden. Die Aufschrift lautete an Akos: „Nimm diesen Becher. Gift hatte einst die Treubrüchige daraus getrunken; Treue füllte ihn mit ihrem Herzensblute.“ —

Des Petenuch Güter fielen der Krone heim. — Hedwigs Grab ragte einsam am Ufer der Donau empor. Akos wachte aus tiefem Schmerzgefühle seines Verlustes auf — um den Werth seines Gewinnes zu erkennen! —

Lange wurde der Blutbecher als ein trauriges Denkmal unglücklicher Liebe in den Curiositätenkammern vorgezeigt, und die grauenvolle Sage von demselben gelangte von Mund zu Munde wandelnd, aus der düstern Vergangenheit ans Licht der freundlichen Gegenwart herauf.

Das schwimmende Kind.

In der Beschreibung eines Besuchs des Hofes von Siam, in der Singapore Chronicle wird folgendes mitgetheilt: — „Luc-Noi-Nam ist ein kleines Mädchen in einem Alter von drei Jahren; sie konnte schon, als sie Ein Jahr alt war, schwimmen und scheint nur dann glücklich zu seyn, wenn sie sich im Wasser befindet. Wenn sie hineinkommt, so macht sie mehrere Schwenkungen, aber schwimmt nicht wie andere menschliche Wesen, sondern wälzt sich rund und rings herum, und zwar, wie es scheint, ohne die geringste Anstrengung, sich flott zu erhalten, so leicht wie ein Stück Kork. Kommt sie aus dem Wasser heraus, so ist sie ganz unglücklich, schreit und will mit aller Gewalt wieder hinein. Sie kann weder sprechen noch gehen; der einzige Laut, den sie von sich gibt, ist ein gurgelnder Ton in der Kehle, wie ihn etwa Einer, der erstickt, vernehmen läßt. Die Mutter dieses Mädchens ist eine Frau von schönem Ansehen; sie hat vier Kinder gehabt, zwei Knaben und zwei Mädchen, aber die ersteren sind gestorben. Das älteste Mädchen, ist jetzt sieben oder acht Jahre alt. Diese schwimmt gewöhnlich mit ihrer jüngeren Schwester zusammen, oder bewacht sie, um sie vor jedem Unfall zu schützen.' Das „schwimmende Kind“ ermangelt auch des Augenlichts und hat bis jetzt keine andere Nahrung genossen als seiner Mutter Milch.“

Unterseeischer Wald an der Küste Irlands.

Dieses höchst sonderbare Phänomen findet sich an der Ostküste der Insel Aranmore. Die Baumstumpfen sind von verschiedener Länge, von wenigen Zoll bis zu sechs oder acht Fuß über der Sumpfschicht, auf der sie ursprünglich wuchsen. Diese Schicht ist nun unter der Oberfläche der See, und bei hohem Wasserstande befindet sich der ganze Wald sechs bis zwanzig Fuß unter der Oberfläche des Wassers. Wenn die Fluth vorüber, so ist eine beträchtliche Anzahl von Stumpfen sichtbar und scheint aus Sand hervorgewachsen; allein dieser Sand ist nur eine über dem Sumpfe liegende Decke. Mit scharfen Augen kann man die Stumpfen in einer ungeheuren Tiefe unter dem Wasser bemerken. Untergesunkene Wälder entdeckte man an der Ostküste von England und in Schottland. Für ihre Existenz wurden verschiedene Gründe angegeben: man nahm an, das Bett des Meeres habe nun ein höheres Niveau als früher; oder das Land, worauf die Bäume wuchsen, habe sich, in Folge irgend einer Erschütterung, gesenkt. Das Befriedigendste, was man dafür anführen kann, scheint zu seyn, daß sich der Sumpf und die Bäume, die er trug, aus einer höhern in eine niedrigere Fläche senkten, wie dies bei Sumpfen häufig der Fall ist. Dem Ansehen des Landes nach scheint dies wenigstens mit dem unterseeischen Walde an der Küste von Donegal der Fall gewesen zu seyn.

Sylben-Räthsel.

Als ich in der Sommerhitze
Jüngst im Park spazieren ging,
Sah ich, daß bei einem Sitze
1 bis 4 herunterhing.

Also überdeckt mit Schatten,
Traf ihn nicht der Sonnenschein;
Und ich streckte d'rauf die matten
Glieder aus, und schlief bald ein.

Noch nicht lange mocht' ich liegen,
Als mein Lottchen kam herbei.
Sie bemerkte mit Vergnügen,
Daß ich eingeschlafen sey.

Und sie greift mit ihrer kecken
Hand nach 1 bis 4 und bricht
4, den Schlafer zu erwecken,
Schlägt damit mich in's Gesicht.

Ruft mit ihrer hellen Stimme;
1, 2, 3! bei jedem Streich;
Und, nicht gänzlich frei von Grimme,
Werd' ich Sylbe 1 sogleich.

Doch mit Küssen unter Lachen
Wehrte meinem Schmollen sie;
Und was wollt' ich Armer machen?
2 und 3 noch war sie nie!

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 21. Sonntag, 12. März 1834.

Die Menschen sind, was Menschen immer waren,
Gemisch von Schwachheit und von Kraft;
Oft spricht Vernunft und öfter Leidenschaft,
So sind sie seit sechstausend Jahren,
Im Strom der Zeit hinabgefahren,
Und meistens nur wozu der Augenblick sie macht.

Joh. Gottf. Seume.

Die Kunstreiterfamilie.

(Aus dem Dänischen des B. S. Ingeman nacherzählt von Keuse.)
(Schluß.)

Kraft des letzten Willens des Verstorbenen wurde nun das elfenbeinerne Kästchen geöffnet, und Hermann zog ein altes wurmstichiges Pergament mit einem großen wächsernen Siegel und mehreren andern Papieren daraus hervor. Er las die Documente laut, und mit Erstaunen entdeckte man in ihnen die Beweise des hohen Standes und der angesehenen Geburt des alten Ritter. Sein wahrer Name war Franzesco Allori; er war ein florentinischer Principe von altem fürstlichem Stamme gewesen.

„Wenn dem so ist," rief der kleine Pietro aufspringend, so geziemt es mir nicht, hier zu sitzen und um seinetwillen, als wäre er ein einfacher bürgerlicher Hausvater gewesen, zu greinen. So hat mein seliger Herr doch einen glänzenden Abgang erhalten, und so weiß ich nun auch, was dieser Staat zu bedeuten hat." Er begann nun in dem Koffer herumzuwühlen, und zog eine große schwarze Tuchdecke hervor, worauf ein fürstliches Wappen mit Seide gestickt war.

„Seht in den Documenten nach, Ihr Herren!" rief er, ob dies nicht das richtige ist. Ein fliegender Adler im rothen Felde und eine Leiter! Ach ja, die Leiter mußte er auf den Zähnen tragen, der Arme! und der Adler mußte er selber seyn, wenn er auf dem Rücken des Schimmels die Reitbahn durchflog. Aber jetzt soll die Welt doch erfahren, daß wir vornehme Leute sind, fuhr er mit einer stolzen Miene fort, und wickelte sich in das Leichentuch, während er gravitätisch neben der Leiche auf und nieder ging. „Ich bin nicht länger Bajatz, nun bin ich Trabant, und halte die Nachtwache bei dem Paradebette meines hochseligen Herrn und Fürsten.

Während er so, ohne daß man auf ihn achtete, seiner Laune Luft gab, und sich in herzlosem Spott über den tragischen Gegensatz der Fürstenherrlichkeit und des Gauklerlebens zu ergießen schien, welche beide hier in dem nächtlichen, spärlich erleuchteten Zelt, wo der ernste Tod hineingetreten und Alles gleich gemacht hatte, zusammengeschmolzen waren, drückte der Narr doch hin und wieder eine Thräne aus dem Auge, indem er die Bajatzmütze tiefer hinunter zog. Endlich breitete er das fürstliche Leichentuch über den Todten, und zündete alle Reste und Stücke von Kerzen und Lichtern, die er auffinden konnte, an, um so viel wie möglich dem armen Zelte im Thiergarten das Ansehen eines fürstlichen Leichensaales zu geben.

Drei Tage nach dem Tode des alten Kunstreiters schlich in einer schönen Sommernacht ein Leichenzug mit Fackeln durch den Thiergarten. Der Sarg wurde von Bauern getragen, doch war er mit Franzesco Alloris fürstlichem Leichentuch bedeckt. Graf Fritz und seine Freunde folgten dem Sarge, so auch der kleine Pietro und eine ansehnliche Schaar von allen den fremden Marionettenschauspielern und Künstlern aus den Bretterbuden, die es sich als eine Ehre anrechneten, einen so ausgezeichneten Kunstbruder zu Grabe zu begleiten.

Auf dem Dorfkirchhofe, wo das Begräbniß vor sich gehen sollte, standen zwei schwarzgekleidete Frauen an dem Rand der Gruft und warfen Blumen auf den Sarg. Es war Giasinda und ihre Mutter. Die Trauer der alten Frau war ruhig und sanft; Giasinda war heftig bewegt. Von dem Grabe ab führte Graf Fritz Beide in einem geschlossenen Wagen zu einer stillen Familie von seiner Bekanntschaft in der Hauptstadt, wo sie sich aufhielten, bis Giasinda's erster heftiger Schmerz überwunden war, und ihre jugendlichen Kräfte und lebensfrohe Natur ihre Rechte wieder geltend gemacht hatten. Der Graf sah sie alle Tage, und ihre glückliche Liebe wurde bald allgemein bekannt. Das Gerücht von dem alten wurmstichigen Pergament versöhnte die große Welt in etwas mit der Wahl des Grafen. Mit fast fürstlicher Pracht wurde Graf Falkenberg's und Giasinda's Hochzeit begangen. Die Mutter zog mit der Tochter in den Falkenbergischen Pallast ein; allein ein halbes Jahr nachher lag sie schon auf dem Dorfkirchhofe neben ihrem alten Gatten. Der kleine Pietro gehörte gleichsam zur Familie, und fuhr bis in sein hohes Alter fort, die lustige Person in dem Hause des Grafen Falkenberg zu spielen. Er war hinkend geworden, als er seinen glücklichen Nebenbuhler von dem Seile herabreißen wollte. Er war nun in sich gegangen und hatte der albernen Grille entsagt, sein Harlekinsglück als der Geliebte Kolumbinens in der Wirklichkeit begründen zu wollen. Wenn Giasinda später als glückliche Mutter mit ihren Kindern auf dem Arm herumhüpfte und sang:

Herrliches Wagespiel!
Schwebe empor zum Ziel!

gedachte der Graf immer mit Freude der glücklichen Tage im goldenen Adler, und der kleine Pietro machte ein salto mortale. Allein jeden Abend vor Johannis, wenn alle andern sich nach dem Thiergarten hinaus begaben, besuchten sie, ihres protestantischen Glaubensbekenntnisses ungeachtet, immer die kleine dunkle

Kapelle der katholischen Gemeinde am Ende der Stadt, wo sie einem Requiem beiwohnten, das trotz des Mangels an äußerer Feierlichkeit und kirchlichem Glanz, womit es ausgeführt wurde, sie doch stets tief und innig bewegte. Das Requiem hatten sie zufolge des letzten Wunsches ihrer Mutter veranstalten lassen. Zu ihrer Beruhigung hatten sie ihr versprechen müssen, daß alljährlich an dem Todestage ihres unglücklichen Gatten, welcher Tag sie sowohl getrennt als in Wahrheit vereint hatte, in dieser Kapelle eine Seelenmesse für die Seligkeit zweier wiedervereinten Seelen gehalten werden sollte.

Vier Stockwerke.

(Novelle von Ludwig Storch).

An einem stürmischen Spätherbstabende lief ein Matrose eilig in das große Haus des Schenkwirths Peter Stübecke am Heeregrafte in Amsterdam; aber er kehrte nicht in die Schenkstube zur ebnen Erde ein, in welcher es von Holländern, Niederländern und Franzosen, meist Schiffern und Soldaten, wimmelte — Holland war zu jener Zeit durch das Machtgebot des französischen Kaisers mit Frankreich vereinigt — sondern er stieg rasch die breiten steinernen Stufen hinauf, und trat im zweiten Stock auf einen glänzend weißen mit Sand bestreuten Vorsaal, und machte sich hier durch ungestümes Räuspern sogleich bemerkbar. Dadurch wurde auch alsobald ein Diener herbeigezogen, der mit behaglichem Phlegma den Schiffsburschen fragte, was er wolle?

„Ist mein Herr, der Herr Jacob van Delfthuis noch zugegen, oder hat er sich bereits auf das Kaffeehaus zum Vorgebirg der guten Hoffnung begeben und muß ich ihn dort aufsuchen?"

„Du bist wohl ein Bursche von unserem Schiffe Batavia?" fragte der feiste Diener gähnend den eiligen Matrosen.

„Ei freilich," versetzte dieser ungeduldig; ich bin ja der Jonathan aus Oude Wetering. Kennst Du mich nicht?"

„Ach wer wollte Euch Wasserratten alle kennen," gähnte jener wieder. „Gesehen hab' ich Dich wohl, wenn ich den Herrn oder die Frau an die Laag oder aufs Schiff begleitete. Nun was willst Du denn eigentlich vom Herrn?"

„Ei, ich muß selbst mit ihm sprechen, und das sehr schnell, denn es sind höchst wichtige Dinge, die ich ihm zu sagen habe, und er wird mir's Dank wissen."

„So," versetzte der Hausdiener theilnahmlos. „Aber der Herr speist eben mit der Familie, und Du wirst wohl warten müssen, bis er fertig mit Essen ist. Ist's aber sehr nothwendig, so sag's mir, ich will's ihm hinterbringen."

„Ich muß ihn durchaus selbst sprechen und sogleich," sagte der Matrose trotzig und schritt, ohne sich an das phlegmatische Erstaunen des Dieners, noch an dessen zu spät versuchte Einwendungen zu kehren, auf die hohe Flügelthüre zu, faßte keck das blank polirte Schloß und ging hastig durch den Saal in das daranstoßende Speisezimmer, aus welchem ihm Lichtglanz entgegenströmte. An dem gut besetzten Tische saß der Familienvater Herr Jakob van Delfthuis, ein wohlgenährter Mann mit einem runden, glänzenden Gesicht, aus welchem die Gutmüthigkeit herausguckte, ihm zur Seite seine junge Hausfrau, eine schlanke Gestalt von ausgezeichneter Schönheit und gegenüber des Kaufmanns Tochter erster Ehe, die an Wuchs und Schönheit mit ihrer jugendlichen Stiefmutter wetteiferte. Die übrigen Sitze waren von jüngern Kindern, sowohl erster als zweiter Ehe ausgefüllt.

Der Hausherr machte ein etwas ungeberdiges Gesicht, als er den kecken Matrosen mitten in seinem Familienheiligthum gewahrte, dessen Unentweihtheit dem reichen Holländer über Alles geht, und donnerte den grüßenden Burschen an: „Was unterstehst Du Dich, hier herein zu kommen?"

„Der Kaspar meinte, ich solle warten, bis mein Herr gespeist," versetzte dieser unerschrocken, „und das verträgt sich doch nicht mit dem, was ich zu hinterbringen habe. Deßhalb bin ich hereingegangen."

„So sage an, was bringst Du?"

„Der Schiffskoch läßt meinem Herrn sagen, der Bootsmann und der Kapitain wären hart aneinander gerathen, der Kapitain habe sich betrunken, und den Bootsmann geschlagen. Darüber sey die Mannschaft aufrührisch geworden und ein wilder Lärm auf dem Schiffe entstanden, so daß keiner seines Lebens sicher sey. Der Bootsmann aber habe gedroht, den Kapitain an die Franzosen zu verrathen, weil er mit meinem Herrn gemeinschaftlich verbotene englische Waaren heimlich eingeführt. Deßhalb läßt der Schiffskoch meinen Herrn dringend bitten, ja sogleich und ohne Säumen selbst hinauszukommen auf die Laag und Ruh und Ordnung auf dem Schiffe herzustellen und ferneres Unglück zu verhüten."

Der Kaufmann war sichtbar erschrocken, und sagte, indem er vom Tische aufstand: „Du hast wohlgethan, daß Du hereingegangen bist. Dergleichen muß so schnell als möglich abgemacht werden." Während der Herr dem faulen Diener zurief, Hut und Mantel zu bringen, sagte die junge schöne Frau: „Das ist ja der Vetter Jonathan. Ich habe Dich recht lange nicht gesehen. Komm her und trink ein Glas Wein; Du hast Dich durstig gelaufen."

„Ihr seyd sehr gütig, Frau, Euch zu erinnern, daß unsere Väter Brüder waren," versetzte der Matrose mit einem Anstrich von Unverschämtheit und warf unbemerkt einen recht bösen, schadenfrohen Blick auf die reizende Hausfrau. „Euch hat das Glück mit Sonnenschein bedacht, mich mit Sturm. Von uns allen, Verwandten und Freunden, hat es keins so weit gebracht, als Ihr selbst Valentin Kampvorst nicht, und das war doch ein tüchtiger Kopf." Dem lauernden Blicke des Matrosen entging die Verwirrung nicht, welche sich bei Nennung des letztern Namens über das Gesicht der Hausherrin ergoß.

„Wißt Ihr nicht, wo Valentin jetzt ist?" fragte sie, betreten lispelnd.

„Er ist davon gegangen und Niemand hat wieder etwas von ihm gehört oder gesehen. Er wirds auch nicht weiter gebracht haben, als ich, sonst wär er gewiß heim gekommen und hätt' uns das Maul wässerig gemacht."

„Sieh, Jonathan, Du hättest es weiter bringen können," fiel jetzt der Herr van Delfthuis ein, da er mit Ankleiden fertig war, wenn Du's danach gemacht hättest. Obgleich ich ein vornehmer Mann bin, so bin ich doch keiner, der sich der armen Verwandten seiner Frau aus niederem Stande schämt. Du könntest jetzt Lieutenant auf meinem Schiffe seyn, wenn Du es hättest lernen wollen, und Dir die Rumflasche nicht lieber gewesen wäre. Faule Bäuche ernähr' ich nicht, selbst wenn sie die Geschwisterkindsvettern meiner Frau sind. Auf andern Schiffen haben sie Dich nicht einmal haben wollen, weil Du berüchtigt bist wegen Deiner Stänkerei, Händelsucht, Völlerei und Faulheit; und wenn Du nicht meiner Frauen Vetter wärst, ich hätte Dich schon längst fortgejagt. Uebrigens bleibt's fest und unabänderlich bei dem letzten Urtheil, Jonathan; so wie Du Dir wieder etwas zu Schulden kommen läßt, hat der Kapitain vollen Befehl von mir, Dich auf der Stelle fortzuschicken. Dagegen werd ich's aufs beste mit Dir machen, wenn Du Dich besserst, und es freut mich schon, daß Du einen so guten Anfang gemacht hast und herein gelaufen bist, um mir den Lärm auf dem Schiffe anzusagen; denn von Deiner Hän-

delsucht und Prügelnatur zu schließen, vermuthete ich Dich eher mitten drinnen, und Alles aufbietend, die Uneinigkeit zu vergrößern, als zu vermindern und zu unterdrücken. Nun will ich sehen, ob gar nichts davon auf Dein Kerbholz kommt."

„Gewiß nicht, mein Herr," sagte der Matrose trotzig und schickte sich an zu gehen, nachdem er das dargebotene Glas Wein mit einem Zuge ausgetrunken.

„Es wird Dir doch auf dem Schiffe inmitten der aufgeregten Menschen nichts Uebles begegnen, lieber Vater?" sagte die Tochter jezt aufstehend und sich dem Kaufmanne mit besorgten Blicken nahend. „Mir ist so sonderbar bange um Dich."

„Ich bin Ihr Herr und habe ihnen zu befehlen," antwortete Herr van Delfthuis mit Selbstgefühl, und reichte der Tochter die Hand zum Kuß, warf seinem Weibe einen zärtlichen Blick zu und folgte dem boshaft vor sich hin lächelnden Matrosen auf die Straße hinab. Rasch und schweigend gingen sie mehrere Straßen entlang, bis sie hinaus an den Y kamen. Zwischen der alten Stadtherberge und der Kattenburg zieht sich dort längs dem Wasser ein Weg, welcher nach dem sogenannten Laag führt, wo die Schiffe hinter großen ins Wasser eingeramten Pfählen liegen. In düsterm Schweigen lag der Y mit seinen unzähligen Schiffen vor ihnen und der Wald der Masten starrte unheimlich in die spärliche Helle des Himmels, während unten die dichte Finsterniß nichts erkennen ließ. Der Kaufmann beflügelte seine Schritte. Plötzlich hustete der Matrose, und in demselben Augenblick fühlte sich van Delfthuis von hinten gefaßt, während ihn ein tüchtiger Stockschlag von vorne traf. Der erschrockene Handelsherr hatte nicht Zeit, sich aus seinem Mantel zu wickeln, bevor er nicht schon mit mörderischen Schlägen auf Kopf, Brust, Rücken und Arme überladen war. Jonathan aber rief hohnlachend dazwischen: „Wohl bekomm's, Vetterchen! Nehmt dies als Beweis meiner Dankbarkeit für Euern guten Willen, mich zu bessern. Es wird nicht die letzte Verwandtschaftsgefälligkeit seyn, die ich Euch thue."

Der mißhandelte Kaufmann außer Stand, sich zu vertheidigen, schrie aus Leibeskraften nach Hülfe. Dies schien auch das beste gewesen zu seyn, denn er hörte eilige Schritte, Degengeklirr und französisch Fluche in seiner Nähe; dann setzte es gleich tüchtige Hiebe; die Knittelhelden schrien laut auf, und eine weiche Stimme fragte französisch: „Was gibts hier? Wer ist in der Noth?"

„Ein Mann, dem ein Haufen nichtswürdiger Schurken an's Leben gehen will," versetzte van Delfthuis ebenso, „und der Euch Eure Hülfsleistung ewig Dank wissen wird."

„Fort, ihr Hunde!" schrie der Franzos und arbeitete wacker mit seinem Degen. In einigen Augenblicken hatten die Nachtvögel sich zerstreut, und der geprügelte Kaufmann stand seinem Befreier gegenüber, war aber nicht im Stande weiter etwas, als die Körperumrisse desselben zu erkennen.

„Sind Sie verwundet, mein Herr?" fragte der Fremde in seiner Landessprache, „und macht es sich vielleicht nothwendig, daß ich Sie nach Ihrer Wohnung begleite?"

„Ich fühle heftige Schmerzen an Kopf und Schultern, doch werden mich die unverletzten Beine noch bis zu meinem Schiffe tragen, welches nur eine kleine Strecke von hier im Laag liegt und wohin ich Sie bitte mich zu begleiten, wenn es anders ihre Geschäfte erlauben, damit ich dort Gelegenheit haben kann, meinen Retter kennen zu lernen und mich ihm dankbar zu bezeigen, sey es auch auf welche Art es wolle."

„Nicht meinetwegen nehm' ich Ihre gütige Einladung an," entgegnete der Franzose, „sondern weil ich furchte, es möchte Ihnen auf Ihrer einsamen Wanderung ein neuer Unfall begegnen. Doch muß ich Sie bitten, mein Führer zu seyn, weil ich erst seit heute in Amsterdam und mit der Localität hiesigen Orts noch gänzlich unbekannt bin."

„Aber mein Himmel, wie doch kamen Sie als ein Fremder an diesen bei Abend wenig besuchten Ort außerhalb der Stadt?"

„Ich logiere in der alten Stadtherberge, welche nicht weit von hier gelegen seyn muß, und ging in der Abenddämmerung hier auf und ab, um mir eine Unterhaltung zu suchen," versetzte der Franzos lachend, „und hier hat mich zu Ihrem Glücke die Nacht überrascht."

„Gewiß zu meinem Glücke," bestättigte der Handelsherr, „denn sicherlich hätten mich die Schurken mit ihren Knitteln todt geschlagen."

Unterdessen waren sie an den schmalen Damm gekommen, welcher an den einzelnen Schiffen vorüberführte, und van Delfthuis rief einem Matrosen im Nächsten zu, Ihnen bis zur Batavia mit einer Laterne vorzuleuchten. Dies geschah, und beide traten über den Steg in den stolzen Kauffahrer. Die zum Theil anwesende Mannschaft war hoch erstaunt, den Patron in solch dunkler Nacht erscheinen zu sehen; Kapitain und Bootsmann waren in der Stadt, und die munteren Bursche berichteten auf des Kaufmanns Fragen, daß nicht das Mindeste zwischen Beiden vorgefallen sey, vielmehr habe heute der Kapitain zu ihrer Aller Freude den liederlichen und bösen Jonathan fortgejagt, weil er wieder Spitzbübereien getrieben, Verleumdungen angezettelt und sich sehr schlecht bewiesen.

Van Delfthuis befahl einigen Matrosen, ihn nach seiner Wohnung mit Laternen zu begleiten, und wandte sich an seinen Retter mit folgenden Worten: „Mein Herr, ich wage die Bitte an Sie mir in meine Behausung zu folgen und mir dort Gelegenheit zu geben, mich auf irgend eine Weise meines Dankgefühls zu entledigen."

„Was ich that, war Schuldigkeit und vor Allem die Pflicht des Soldaten. Auch mache ich keine Ansprüche an ihren Dank. Da ich aber blutfremd in Amsterdam bin, so bin ich so frei, Ihre Einladung anzunehmen, jedoch nur in der Beziehung, daß ich mich Ihrer nähern Bekanntschaft erfreuen darf."

„Sie gewähren mir unendliche Freude," sagte der Holländer und betrachtete den Fremden, der eben im Licht der Laternen stand. Ein schlanker junger Mann in der französischen Lieutenantsuniform, mit einem Schwarzlockenkopf, ein Paar stechenden schwarzen Augen, einer schönen Habichtsnase und einem dicken stattlichen Schnurbart stellte sich seinen Blicken dar.

Der Zug setzte sich in Bewegung und nach einer Viertelstunde trat der Kaufmann mit dem Franzosen in sein reinliches Zimmer. Hier machte er die erschrockenen Frauen schnell mit seinem Unglück bekannt und stellte ihnen seinen Retter vor. Mutter und Tochter vergossen Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich und als die Erstere sich mit dem Gatten entfernte, um warme Umschläge auf die verletzten Stellen des Kopfes und der Brust zu besorgen, faßte die Letztere des Fremdlings Hand mit Innigkeit und weinte die heißen Thränen ihres Dankes darauf, und konnte nicht Worte finden, ihm ihr Gefühl auszudrücken. Der Franzos betrachtete das reizende Mädchen mit funkelnden Augen, und versicherte einmal über das Andere, daß ein solcher Blick aus ihren wunderschönen Augen ihn vermögen könnte, sich dem Tode gerade in den offnen Rachen zu stürzen.

Das Gebot der Hausfrau besetzte den Tisch bald mit Lebensmitteln, Herr van Delfthuis erschien mit verbundenem Kopf, um seinem Gaste Gesellschaft zu leisten, und der kleine Zirkel überließ sich der Freude, daß Alles noch so gut abgelaufen sey; nur wurde die frohe Stimmung der Frau van Delfthuis oft durch den Gedanken getrübt, daß dieser Unfall ihrem Ge-

mahl durch die Bosheit eines ihrer Verwandten bereitet worden sey.

Die heitre Unterhaltung brachte das offene Gemüth des Kaufmanns dem leichtblütigen, schier ausgelassenen Soldaten, der sich wie ein alter Hausfreund liebenswürdig ungebunden und einnehmend betrug, näher und näher, und veranlaßte natürlich die Frage nach Namen und Verhältnisse, so wie nach Grund und Ursache des Aufenthaltes in Amsterdam.

Der Franzose erzählte denn auch ohne Ziererei, daß er ein Edelmann aus der Bretagne sey, Namens Robert de Beaux, die deutschen Feldzüge unter des Kaisers siegreichen Fahnen mitgemacht, sich bis zum Premierlieutenant emporgeschwungen habe, zuletzt in Spanien eine gefährliche Blessur erhalten, und nachdem er hergestellt, in Paris mit dem kaiserlichen Versprechen einer vortheilhaften Bedienstung bei der Regierung der niederländischen Provinz entlassen worden sey. Am Morgen dieses Tages sey er dann glücklich im Haag gelandet und gleich im ersten nächsten Wirthshause, der alten Stadtherberge, abgestiegen. Seine Briefe hoffte er morgen abzugeben, und sey dann der zugesagten Anstellung gewärtig.

Der Hausherr trank auf günstige Erfüllung aller Wünsche und Hoffnungen seines Gastes und sagte dann: „Wahrscheinlich wird man Sie hier placiren wollen, Herr de Beaux. Sollte man aber auch höhern Orts diese Absicht nicht haben, so werde ich all meinen Einfluß anwenden, daß es dennoch geschieht, und damit ich Sie immer recht in meiner Nähe habe, so werde ich dafür sorgen, daß Sie ein recht anständiges Logis hier im Hause erhalten. Herr Peter Stübecke, der Wirth und Hausbesitzer thut mir schon den Gefallen, Ihnen einige Zimmer im vierten Stock, welchen er immer an ledige Herrn zu vermiethen pflegt, abzutreten.

„Sie sind besonders gütig," versetzte de Beaux, und seine Augen funkelten begehrlich auf Gretchens blühendem Gesicht.

„Im dritten Stock wohnt auch ein Franzos," sagte der Hausherr vertraulich offen; er hat das ganze Stockwerk inne mit Frau und Kind. Ich bitte Sie, machen Sie nichts mit ihm zu schaffen; er gilt hier allgemein für einen Spion, und soll der hiesigen Polizei vorstehen; und wie anders wollte er seinen Aufwand bestreiten? Halten Sie sich zu mir; ich meine es redlich mit Ihnen. Und für diese Nacht nehmen Sie mit unsrer Bewirthung vorlieb. Ihr Lager ist schon bereitet."

De Beaux dankte verbindlichst, und versenkte sich eine Stunde darauf in eine schneeweiße Wolke der weichsten Eiderdunen in einem kostbaren Gemach. (F. f.)

Würzburger Theater.

Faust,

große romantische Oper in 4 Akten, von Bernhard, Musik von Spohr.

Diese Oper des mit Recht gefeierten Meisters wurde, so viel als uns bekannt ist, zuerst in Prag aufgeführt, ohne daß man jedoch in öffentlichen Blättern ihrer erwähnt hätte. Erst nachdem sie im Jahre 1818 in Frankfurt unter Spohr's eigener Direction, und in demselben Jahre auch in Wien aufgeführt worden war, fand sie durch die öffentliche Stimme die verdiente Würdigung. Doch sind die Werke dieses acht-deutschen Componisten, — wer mag es läugnen, — aus dem Repertoir der deutschen Bühnen ziemlich verschwunden. Faust ging bisher gewöhnlich in Frankfurt einmal des Jahres über die Breter, — ebenso Jessonda in Weimar, — und von den übrigen läßt sich gar nichts vernehmen. Den Grund der Seltenheit der Spohr'schen Opern auf den deutschen Theatern glauben wir in der Individualität des Componisten und in dem herrschen Geschmacke zu finden.

Schon die Wahl der Opern-Sujets, welche Spohr vor oder nach Faust setzte, *) beweist seine entschiedene Hinneigung zur romantischen Gattung. — Es läßt sich auch wohl nicht bestreiten, daß das Romantische die eigentliche Heimath der Oper sey. Da ist Freiheit nach allen Seiten, und die Kunst kann fessellos ihren mächtigen Zauber entfalten. Die Romantik unseres Meisters aber ist ernster und schwermüthiger Art. Die elegische Grundfarbe, die sich allen seinen Tongemälden mitgetheilt hat; — die schwärmerische Sehnsucht, die sich in den zarten und süßen Melodien ausspricht, — ist der hervorstechende Zug der Spohr'schen Muse. — Haben auch einmal freudigere Regungen Platz genommen, so läßt es ihn selten bei denselben verweilen, sondern immer sinkt er wieder in jene feierlich — wehmüthige Stimmung zurück, die seine Tongebilde so reizend macht; seine Harmonien sind, obgleich oft künstlich und verwickelt, nie schwülstig und überladen. In seiner Instrumentation verschmäht er leeres Getöse und bringt besonders durch die geschickte Behandlung der Blasinstrumente ganz eigenthümliche und schöne Effekte hervor. — Die Characteristik der handelnden Personen ist bei ihm, besonders in den Ensemblestücken mit eben so viel Schärfe als Wahrheit gezeichnet, — eine Folge seiner tiefen contrapunktischen Kenntnisse, und die würdige Haltung seines Styles streift selbst beim Munteren und Scherzhaften nie an die Grenze des Gemeinen.

Daß Werke von so ernstem Character, wie die Spohr'schen jetzt nicht mehr recht zusagen, wird Jedem begreiflich seyn, der weiß, wie die Componisten des Tages unsern Geschmack durch pikante Kost verwöhnt, — und der die Ingredienzien kennt, woraus eine moderne Oper besteht, und wozu das Recept so ziemlich bekannt ist. Reiner Satz gilt für pedantischen Plunder, — findet man doch bei unseren Heroen Rossini, Auber und Consorten Harmoniegänge, die weder Seb. Bach noch Abbé Vogler zu beziffern vermochten! — Der Text ist eine blos durch das Herkommen nothwendig gewordene Unterlage der Noten, an dessen Sinn man sich nicht zu binden hat, **) den man nach Belieben verändern auch weglassen kann. Kommt ein Wort im Texte vor, wie Tod, Rache, Schmerz, Verzweiflung, — so tritt auch gewiß eine gräßliche verminderte Septime ein mit dem leidigen Gefolge aller Blech- und Messing-Instrumente. Die Chöre gehen der Bequemlichkeit wegen immer unisono, oder accompagnieren mit kurzen Noten die concertanten Stimmen, die sich wiederum mit der lieblichsten Eintracht in Terzen oder Sexten bewegen. Die Gesänge werden so eingerichtet, — daß man sie leicht zu Walzern und Gallopaden verarbeiten kann; von den Instrumenten nimmt man endlich nur die schreiendsten Pikkolflöten (von den Alten flauto rustico genannt) Serpent, ein Heer von Posaunen und Trompeten, Triangel, Piatti, große und kleine Trommel rc., dieß Alles wird tüchtig und so lange als möglich durcheinander gerühet, ***) daß dem Auditorium gleich anfangs Hören und Sehen vergeht, probatum est. — Scheinen wir hierin zu weit gegangen zu seyn, so betrachte man mit Aufmerksamkeit den größten Theil der neuen Opern, die aus Italien und Frankreich zu uns kommen, und man wird unserer Ansicht beipflichten. Doch Beirrungen vom echten Wege bestrafen sich selbst, und sowohl die steifen Opern eines Philidor mit ihren langen und langweiligen Fugen, wie auch die nichtssagenden Machwerke so vieler Componisten, die blos einer frivolen Mode huldigten, — sind der Vergessenheit übergeben, — während die Schöpfungen des guten Geschmackes noch immer glänzen. — Von dieser Digression, die uns der Leser zu gut halten möge, wenden wir uns wieder zum Faust. (F. f.)

*) Es sind folgende: Der Zweikampf mit der Geliebten; Alruna; Pietro von Abano, Zemira und Azor; Jessonda; der Berggeist; und die neueste, der Alchymist.

**) So machte Rossini in der Oper Cenerentola bei den Worten: Come un baleno rapido, auf das Wort rapido eine Roulade von 37 Noten mit einem Halte am Ende

***) In Mayland bekam einmal der Paukenschläger an der Scala, ein noch junger Mann, über einen Wirbel von 200, sage 200 Takten den Blutsturz.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 22. Sonntag, 16. März 1834.

Groß ist das, wovor ich mit dem ganzen Gefühl meiner physischen und moralischen Kraft staunend stehe und sage: das vermag ich nicht.
Joh. Gottfr. Seume.

Vier Stockwerke.

(Novelle von Ludwig Storch).

(Fortsetzung.)

Es war ohngefähr um dieselbe Stunde, als sich die Zechgäste aus den Zimmern im Untern Stockwerke des Hauses allmählig verliefen, vom dicken freundlichen Wirth höflich begrüßt und zur baldigen Wiederkehr eingeladen. Nur zwei junge Gesellen blieben fest sitzen, und wichen nicht von ihren hölzernen Stühlen, obgleich's um sie herum immer leerer wurde und die Lichter fast ganz herabgebrannt waren. Meister Peter Stübecke, der Wirth, hatte sich schon am Abend, gleich nachdem die beiden Bursche, deren einer ein Ränzlein getragen, in die Stube getreten waren, bei dem und jenem erkundigt, wer wohl die fremden hübschen Jungen seyn möchten, aber Niemand hatte ihm auf seine Frage dienen können; und da die zwei jungen Leute die Kleidung der untersten Stände trugen, auch still zusammen in einer Ecke saßen und ihren, sogleich bezahlten Wein tranken, so hatte ihrer weiter Niemand Acht, außer dem Wirth, der sie je zuweilen mit neugierigen Augen von vorne und hinten betrachtete, und aus ihren Gesichtern einen Widerspruch mit ihren Kleidern herauslesen wollte. Denn Meister Stübecke verstand sich etwas auf das menschliche Antlitz, und trieb das Studium in seinen Schenkstuben, seit er seine Küferprofession aufgegeben hatte. Seine Aufmerksamkeit wurde inzwischen dadurch von den Jünglingen abgezogen, daß ein Mann in einem Bedientenrocke hereinkam und durch eine wichtige oder interessante Nachricht, die er zu bringen schien, schnell einen Kreis um sich versammelte. Meister Peter fragte neugierig, was der Jean dort zu erzählen habe, der allgemeinen Theilnahme so würdig, und ein Gast berichtete mit lauter Stimme, aus welcher die Schadenfreude recht unverkennbar hervorleuchtete, daß der älteste Sohn des Herrn von Cloporte von einem niederländischen Pfarrer im Duell erlegt worden sey.

„Das macht gewiß allen Menschen Freude, die ihn kannten," sagte der Wirth leise vor sich hin, und nur halb zu seinem Nachbar gewandt.

„Und dem Teufel ebenfalls," versetzte dieser; „denn der hat ihn doch besser gekannt, als wir alle. Ich glaube sogar, sie standen in einem engen Verwandtschaftsgrad zusammen."

Die Stühle wurden nun leise zusammengerückt; auch fleißig umhergespäht, ob kein verdächtiger Horcher in der Nähe sey und darauf dem gefallenen Franzosen, den alle wohl zu kennen schienen, ein Panegyricus gehalten, dessen kurzer Sinn dahin lautete, daß erwähnter Sohn des Herrn von Cloporte eins der schlechtesten Subjecte der menschlichen Gesellschaft gewesen, und namentlich als Franzosengeißel der Holländer seit König Ludwigs Abzug sich bis zum Abscheu verhaßt gemacht habe. Die Bürger priesen Gottes Strafgericht und belobten den tapfern niederländischen Seelenhirten, der die Waffen so trefflich zu führen verstanden, fragten auch nach dessen Namen, den aber Niemand anzugeben wußte. So leise nun auch diese Gespräche geflüstert wurden, so konnte es doch nicht fehlen, daß einzelnes davon, in der Freude des Herzens vielleicht zu laut gesprochen, zu Ohren drang, für welche diese patriotischen Reden nicht bestimmt waren, und namentlich hörten jene beiden Jünglinge manches, worüber sie sich sehr bedeutsame und beredte Blicke zuwarfen, deren Sprache sie untereinander wohl zu verstehen schienen.

Als nun die Sache gehöriger Weise bürgerlich breit besprochen und von allen Seiten beleuchtet war, wünschte ein Gast um den andern gute Ruhe und des Wirthes neugierige Augen fielen wieder auf die Jünglinge, die er endlich, als nur noch wenig Gäste mehr da waren, anzureden nicht unterlassen konnte.

„Die jungen Herrn sind wohl fremd in Amsterdam?" fragte Stübecke lächelnden Angesichts und rückte, sich zu ihnen setzend, am braunen Lederkäppchen.

„Das sind wir, Herr Wirth," versetzte der eine herzhaft, während der Andere sich schüchtern abwandte.

„Was für Gewerb oder Geschäft, wenn's erlaubt ist?" examinirte der Wirth weiter, und steckte die Hände wohlbehaglich in die Hosentaschen, während er sein scharfes Auge immer auf die Gefragten heftete.

„Wir sind Theerhändler aus einem Walddorfe im Herzogenbusch," versetzte der Aeltere, „und haben bei unsers Vaters Lebzeiten den Absatz in unsrer Gegend gehabt. Nun aber, da er todt ist und die Zeiten schlechter geworden sind, sehen wir uns genöthigt, weiter nach Brod zu gehen, und so bin ich denn mit meinem jüngern Bruder auch nach Amsterdam gekommen, zuzusehen, ob wir uns unter den hiesigen Schiffern keine neue Kundschaft erwerben könnten."

„Daran wird's nicht fehlen," meinte der Wirth. „Ihr habt gewiß deßhalb auch Euer Quartier draussen an der Wasserseite genommen?"

„Wir haben noch gar kein Quartier, und glaubten, Ihr würdet uns auch Nachtherberge geben, Herr Wirth."

„Das kann ich nicht," versetzte Peter Stübecke. „Ich habe nur Bier und Weinschank, aber keinen Gasthof. Das Herbergen ist mir verboten. Ihr thut wohl daran, im Oranienbaum zu übernachten, dort findet Ihr Leute, wie Ihr sie braucht."

„Wir wissen aber keinen Bescheid. Weis't uns doch lieber zur nächsten Herberge."

„Ich will Euch meinen Kellerbuben mitgeben. Habt Ihr gute Pässe? Sonst könnt Ihr in schlimme Händel mit der französischen Polizei kommen."

„Wir sind gut versehen," antwortete der redende junge

Mann und zog aus seiner Brieftasche ein Päckchen Papiere, um dem Wirthe zur Durchsicht darzureichen.

Dieser wehrte aber mit der Hand ab, und sagte: „Ich bin kein Polizeimann und habe gar kein Recht nach Euern Papieren zu fragen. Ich that's blos Euers Besten willen, weil Ihr mir gefallt, Ihr jungen Herrn.“

„So les't doch!“ bat der junge Thierhändler, und warf einen besorgten deutsamen Blick auf zwei Männer an einem entferntern Tische, außer ihnen die letzten Gäste. Dem Wirthe fiel dieser Blick auf, er nahm die Papiere, schlug sie von einander und fing eben an, die Pässe zu durchlesen, als ihm ein Brief in die Hand fiel, auf welchem er zu seiner Verwunderung las: An den Küfermeister und Schenkwirth Peter Stubecke in Amsterdam. Ohne sich lange zu besinnen fuhr der schlaue, entschlossene Mann mit dem Brief rasch in die Tasche, las die Pässe durch, und gab sie mit dem lautgesprochenen Bemerken zurück, daß sie seiner Ansicht nach vortrefflich seyen. Hierauf entfernte er sich, um, wie er sagte, den Kellerbuben zu rufen, kehrte auch gleich darauf zurück und sagte: „der Junge schlaft schon; ich will Euch selbst ein Stück der Straße hin geleiten und Euch das nächste Wirthshaus zeigen.“

„Das könnten wir ja auch, Meister Stübecke,“ sagte einer der letzten Gäste. „Wir wollen ja ohnedies jetzt aufbrechen und gehen denselben Weg, so könnten wir wohl den Burschen Bescheid thun.“

„Ich möchte mit Euch noch ein besonderes Wörtchen zusammen sprechen bei einem frischen Trunk,“ versetzte der Wirth entschlossen. Deshalb bitt ich Euch, noch einige Weile zu verziehen. Ich werde gleich zurück seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Meergeusen,

(Novelle von C. von Wachsmann.)

Der Engel des Todes durchschwebte die Luft
Und hauchte den Feind an mit tödtlichem Duft;
Und das Aug' der Schläfer war starr und war kalt,
Das Herzblut, es hatte zuletzt nun gewallt.

Byron.

Der allgemeine Abscheu, welcher sich in Europa kund gab, die Verwünschungen, die bei Nennung des Namens: Alba, selbst aus dem Munde der eifrigsten Anhänger Spaniens ertönten, bewogen Philipp den Zweiten, jenen Unseligen, der, wie er sich rühmte, achtzehntausend sechshundert Menschenleben auf dem Schaffot verbluten lassen, aus den verheerten Niederlanden abzurufen. Die Abreise des Tyrannen war seinen Thaten angemessen. Obwohl mit zusammengeraubten Schätzen beladen, hinterließ er zu Amsterdam und Brüssel ungeheure Schulden und führte so, indem er wie ein Dieb zur Nachtzeit sich entfernte, den sprechenden Beweis, daß seine Anlagen zum Gauner denen zum Henker, wenn auch nicht gleich, doch wenigstens nahe kämen. Welch ein entsetzliches Bild von Graus und Verödung boten jetzt die Niederlande dar! — Ruinen von Städten, Dörfern, Schlössern, verheerte oder unangebaute Felder, bezeichneten die Wege, welche der Fürchterliche während der Tage seiner Macht genommen. Wie der Todesengel, war er durch diese, sonst so blühenden, Gefilde hingeschritten; unter seinem Tritte war jedes Leben, als wie vom Hauche des Windes der Wüste berührt, verschmachtet. — Don Ludwig de Zuniga y Requesens, Großcomthur des Ordens von Malta, und bis dahin Statthalter von Mailand, war bestimmt, den Dränger der Niederlande abzulösen. Er galt für einen klugen, gerechten und menschenfreundlichen Mann, und wirklich bewies er sich als einen solchen, sobald er den Fuß auf niederländischen Boden setzte. Der Blutrath Alba's, jenes Tribunal, zusammengesetzt aus spanischen und holländischen Lotterbuben, welche mit teuflischer Bosheit, oder viehischer Stumpfheit, seit sechs Jahren in Strömen das edelste Blut vergossen, wurde von Requesens aufgelöst. Der Präsident desselben, der scheußliche Vargas, den sein eignes Vaterland wegen einer an seiner Mündel verübten Greuelthat wie einen Verpesteten ausgestoßen, eilte an der Seite seines Beschützers nach Spanien, dort für den frühern Gräuel Vergebung und für die spätern Schandthaten Belohnungen zu empfangen. Ihn begleiteten del Rio und de la Torre, seine unwürdigen Genossen. Ihre niederländischen Spießgesellen, und unter diesen Jakob Heßelts, jener graue Bösewicht, welcher, gewöhnlich schlafend den Sitzungen beiwohnend und, wenn die Reihe an ihn kam, seine Stimme mit dem Ausrufe: ad patibulum! ad patibulum! (an den Galgen) gebend, über die edelsten Leben abzuurtheln pflegte, verbargen ihre Schmach und ihr Verbrechen in den von den Spaniern besetzten Waffenplätzen. Gern neigte Don Louis de Requesens versöhnenden Maßregeln sein Ohr. Vorzüglich kamen diese aus dem Munde des Staathsraths Viglius van Zuichem ab Ayta, eines redlichen, verdienstvollen Greises. Es war derselbe einer der größten Rechtsgelehrten seiner Zeit, ein Freund des berühmten Erasmus von Rotterdam, und schon unter Karl dem Fünften hatte er die wichtigsten Aemter bekleidet. Die eifrigste Anhänglichkeit an die Monarchie, das festeste Verharren im katholischen Glauben machten ihn zu einer der vorzüglichsten Stutzen der spanischen Herrschaft in den Niederlanden; aber auch die Anhänger der Freiheit achteten ihn wegen seiner Redlichkeit und Milde. Hätte er von dem Schöpfer die Seelenstärke seines Freundes Erasmus empfangen, hätte er es über sich gewinnen können, muthig die Banden des Wahns zu brechen: so würde sein Name genannt werden neben dem des großen Wilhelm's, Hugo's de Groot und Oldenbarnevelts, er würde leuchten in der Geschichte, und die Freiheit, welche er, trotz seinem bessern Wollen, unterdrücken half, würde ihm die Krone der Unsterblichkeit nicht vorenthalten haben. — Fast alle Verwandten des Staatsrathes saßen im Rathe Oraniens, oder fochten in den Heeren der Freiheit. Veranlassung genug, um Versöhnungsvorschlägen Eingang zu verschaffen, denen, bei der Ueberzeugung von Viglius's Redlichkeit und Requesens's Milde, auch die eifrigsten Republicaner nicht mißtrauen konnten. Doch welcher Schöpfergeist hätte dazu gehört, um aus dem durch Alba's Wüthen erzeugten Chaos etwas Festes, Geregeltes zu gestalten! Noch empörten die von jenem Tyrannen begangenen Gräuel alle Gemüther! Noch hatte jede Familie geliebte Todte zu beweinen! Noch irrten Tausende ohne Obdach umher. — Konnte die Nation wohl einer Regierung trauen, die so unsägliches Unglück über jenes so blühende Land gebracht? Zwar ward die Bildsäule, welche sich Alba zu Antwerpen selbst errichtet, niedergerissen, die drückende Steuer des zehnten und zwanzigsten Pfennigs abgeschafft — aber die fremden Truppen blieben in den Provinzen, die Waffen wurden nicht aus der Hand gelegt, die Protestanten zwar heimlicher, doch unausgesetzt verfolgt, und ehe noch der Vorschlag des Statthalters, die Stände zu einer Friedensunterhandlung zu berufen, in Berathung kam, entbrannte der Bürgerkrieg aufs neue. — Schon früher hatte Don Friedrich de Toledo, der Sohn des Herzogs von Alba, als er gezwungen ward, die Belagerung von Alkmaar aufzuheben, den Feldherr, Francesco Valdes nach Nordholland entsendet, um Leiden einen der besten Waffenplätze der Gegner anzugreifen, doch hatte die Erscheinung des Grafen von Nassau an der

Maas es nöthig gemacht, ein großes Heer nach jener Gegend zu entsenden, und Leiden ward für einen Augenblick befreit. Jetzt aber, bei dem neuen Ausbruche des Bürgerkrieges, ward die Belagerung dieser Stadt aufs neue als nothwendig erkannt. Mit siebentausend Spaniern, Deutschen und Wallonen brach Valdes von Utrecht auf, und schon zu Ausgange des Mai's im Jahre 1574 entfalteten sich die spanischen Fahnen zum zweiten Male vor der dem Untergange geweiheen Stadt. —

An einem schönen Juniusmorgen des oben genannten Jahres hatte, in dem geräumigen Vorderzimmer eines zu Leiden, in der Rappenburger Straße, gelegenen Hauses, die Familie des ersten Buergermeisters, Jost van der Weest, sich zum Frühstück versammelt. Die Morgensonne erleuchtete freundlich das weite, mit gelben, altfränkischen Tapeten verzierte Gemach, der Morgen und säuselte kühlend durch die mächtigen Blätterkronen der beide Seiten der Straße und des in der Mitte befindlichen Canals entlang laufenden Linden, aber unter den schönen Schattenbäumen wandelten bleiche, verhungerte Gestalten, und die Hausfrau, ein schneeweiß, reinlich und ohne Pracht gekleidetes Mütterlein, zog, nachdem sie einen Schmerzensblick auf die Straße geworfen, den runden Tisch, auf welchem eine gewürzreiche Morgensuppe in geräumiger Kanne dampfte, weiter in die Mitte des Zimmers. Schweigend nahm der Hausherr, ein kräftiger sechzigjähriger Alter, von hoher Statur, starken Zügen und ächt holländischer Nationalphysiognomie in einem weiten, dachsbeinigen Polsterstuhle, zur Seite des Tisches Platz. Die kräftige Haltung des Mannes, das nur wenig ergraute Haupt- und Barthaar, der feste muthige Blick gaben Kunde, daß die Regierung Leidens nicht in den Händen eines Schwächlings ruhe. Wirklich sprach auch eine, an einer goldenen Kette unter der grossen gefalteten Halskrause bis auf das schwarze Sammetwamms herabhängende Medaille für die Verdienste ihres Trägers. Wahrscheinlich war dieselbe von den Ständen Hollands dem Bürgermeister verliehen worden; wenigstens ließ der aufgerichtete Löwe, der den Stab mit der Freiheitsmütze und der Umschrift: haec libertatis origo: pugno pro patria: in den Händen hielt, darauf schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Vom Genfersee, im Februar 1834.

Es kann nicht anders als angenehm und willkommenn für die Bewohner Würzburgs seyn, zu vernehmen wie einer ihrer Landsleuee sich in fernem Auslande rühmlichst auszeichnet und so seiner Vaterstadt zur Ehre gereicht

In dem ersten der Conzerte, deren die Musikgesellschaft in Morges jeden Winter zu geben pflegt und welches im December 1833 statt hatte, präsentirte sich zum Erstenmale Herr Joseph Schad aus Würzburg als Director dieser Gesellschaft. Er wurde von Frankfurt hierher berufen und zum Nachfolger des würdigen André Späth ernannt, der uns leider verlassen hat und einem ehrenvollen Rufe nach Neufchatel gefolgt ist. Herr Schad, ein junger Mann von 22 Jahren und noch in seiner völligen Jünglingsblüthe hat schon frühzeitig gründliche Studien gemacht bei ausgezeichneten Männern wie Röder, Küffner und Aloys Schmitt und berechtigte so die Stadt Morges zu den schönsten Hoffnungen.

Der geschmackvoll decorirte Saal war angefüllt von Musikfreunden und Neugierigen, die alle gespannt waren auf das Erscheinen des neuen Directors. Als derselbe in schlichter Bescheidenheit in den Saal getreten, wurde er durch ein lautes Beifallklatschen von Seiten des Publicums und des Orchesters begrüßt. Besonders ermangelten die Damen nicht, hierbei herzhaft mitzuhelfen, wozu freilich die imposante Gestalt dieses liebenswürdigen jungen Mannes nicht wenig beigetragen haben mag. Er zeigte nun in der Folge durch seinen Eifer und sein Talent, daß er den Hoffnungen, welche man in ihn setzte, vollkommen entsprechen könne. Mit seltener Geistesgegenwart trat er an seinen Platz und wußte sehr gut beim Dirigiren mit der Genauigkeit Energie und zu gleicher Zeit Grazie zu verbinden. Im Laufe des Conzertes zeigte er sich eines Aloys Schmitt vollkommen würdig, indem er auf dem Piano Variationen von Czerni mit vielem Ausdruck, Gefühl und Präzision durchführte, wobei er von einem Mitgliede der Gesellschaft sehr gut mit der Flöte begleitet wurde. Das Conzert fiel zur allgemeinen Zufriedenheit aus und Jedermann wünschte, daß die folgenden Conzerte dasselbe Resultat haben und daß alle Mitwirkenden ihrem jungen Director mit dergleichen Wärme nacheifern möchten. Man war überzeugt, daß nur wenige Zeit hinreichen würde, um dessen Verdienst, das er sich schon in so kurzer Zeit um den Zustand der Musik in Morges erworben, wahrhaft anzuerkennen und zu würdigen. Dies geschah dann auch. In dem zweiten Conzerte wurden ihm von vielen Seiten Aeußerungen dankbarer Anerkennung gegeben für den Eifer, mit welchem er die einzelnen Stücke hatte einstudieren lassen. Den schönsten Eindruck in diesem Conzerte machten Klaviervariationen zu vier Händen von Hummel, die er mit einer seiner hiesigen Schülerinen vortrug. Welche Geläufigkeit des Spiels, — welch' ein Gefühl in einzelnen zarten und wieder energischen Passagen, — welch' eine wohlgehaltene Wechselwirkung der Piano's und Forte's, — welche rührende Nuancen. Meisterhaftes Spiel, Durchführung mit Eleganz. Beide, Lehrer und Schülerin wurden mit Recht bewundert.

In dem dritten Conzerte, dem Benefizconzerte Schad's, zeigte sich derselbe in seinem Glanzpunkte. Hier führte er uns ein für Musikunkundige etwas schwer zu verstehendes aber musikreiches Meisterstück vor, ein Conzert für Piano von dem berühmten John Field. Eine so schwere und verwickelte Composition, wie die von Field, ohne Director vorzutragen, war keine Kleinigkeit. Schad half aber sich und dem Orchester, das ihn accompagnirte, durch eigene Direction. Er schien dabei sein Hauptinteresse an das taktmäßige Zusammenhalten des Orchesters zu verwenden und zeigte, daß der Vortrag eines so classischen Werkes für ihn nur ein Spiel sey. Sein Spiel, im Sinn der Musik genommen, war brillant, wozu ihm der schwierige Schmitt'sche Anschlag, den er sich vollkommen angeeignet, behülflich war. In einer der Pausen improvisirte er die melodischsten Windungen. Mit der unbegreiflichsten Kunstfertigkeit besiegte er die schwierigsten Stellen und doch hatte dabei sein Vortrag das Gepräge tiefen Gefühls. Herr Schad spielte dieses Stück auf seinem eigenen Clavier, dessen volle Resonanz und die Reinheit der Töne, denen der Harfe ähnlich, hinlänglich zeugten, daß dieses Instrument ein deutsches Meisterwerk sey. Es stammt eben so wie Herr Schad, aus Würzburg und es mag den Herrn Martin Pfister, der der Verfertiger desselben ist, freuen zu vernehmen, daß seine Arbeit in Morges für besser als die Wien'sche gehalten wird. — In demselben Conzerte wurden wir unter Anderm noch durch den Vortrag eines graziösen Stückes erfreut und zwar von Seiten des Herrn Directors und eines der eifrigsten Mitglieder der Gesellschaft; sie spielten nemlich Variationen für Pianoforte und Violine von Herz und Lafont über die so beliebte Barcarole aus Fra Diavolo. Wahrhaft magische Stellen bezauberten die Anwesenden, bald hörte man neckende Piccicatotöne, bald ein Chaos von sich beständig verwandelnden Harmonien, dann wieder Flötentöne der Violine oder es wurden den Tasten des Piano wirkliche Glockentöne entlockt und es schien zuweilen, als wenn Schad durch seinen Anschlag das Clavier in eine Harmonika verwandelt hätte. Das Stück war äußerst schwierig.

aber der Vortrag ließ nichts zu wünschen übrig; man glaubte Herz und Lafont selbst zu hören. Der allgemeine Beifall mangelte auch nicht, es ließ sich ein Klatschen ohne Ende hören, man wollte gar nicht aufhören; doch endlich machten es wohl die Hände erforderlich, die schon zu brennen anfingen, wenigstens war dies bei mir der Fall. —

Auch in seinen übrigen Berufsgeschäften hat Herr Schad günstigen Erfolg. Sein Orgelspiel gefällt allgemein, weil er damit Gefühl und Würde verbindet. Als Musiklehrer ist er schätzbar. Er vereinigt strenge Genauigkeit mit einer faßlichen, unvergleichlich angenehmen und einzigen Lehrmethode. Auf unbegreifliche Weise versteht er die Kunst, Lust und Liebe zum Studium zu erregen, so wie die schlafende Talente zu erwecken, nützlich zu beschäftigen und zu befördern. — Durch seinen soliden, anständigen und wahrhaft männlichen Lebenswandel hat er sich bis jetzt die allgemeine Achtung, durch sein bescheidenes und würdevolles Betragen die Herzen Aller gewonnen. Fürwahr, nicht genug können wir uns glücklich schätzen, einen solchen eifrigen Künstler an unsrer Spitze stehen zu haben, einen solchen achtbaren jungen Mann in unsrer Mitte zu besitzen. Mögen wir ihn recht lange bei uns behalten. Dies ist der sehnlichste Wunsch Aller, die ihn kennen. Und an uns soll es wahrlich nicht fehlen, ihm in Allem aufs Freundschaftlichste und Liebreichste zuvorzukommen, und ihm seinen hiesigen Aufenthalt so leicht und angenehm, als nur immer möglich, zu machen.

F. F. . . . n . . s,
Ehrenmitglied der Musikgesellschaft in Mor[illegible] Kanton de Vaud in der Schweiz.

Würzburger Theater.

Faust,

große romantische Oper in 4 Akten, von Bernhard, Musik von Spohr.
(Fortsetzung.)

So schöne Gelegenheit auch der heimische Mythus von Faust einem gewandten Dichter darbieten konnte, — so ist doch der Text in dieser Oper gleich vielen anderen deutschen ein Gallimathias von aneinander gereihten Scenen, ohne dramatische Haltung und Tendenz, mit einiger Zugabe von Herenspuck und Teufelszeug ausgestattet; und wenn nur Mozarts Genie den livretto-Fabrikanten Schikaneder mit zur Unsterblichkeit hinüberschleppte, — so möchten wir dasselbe auch dem Verfasser des Faust prognosticiren. Auch schadet die zwecklose, weitschweifige Vertheilung des Gedichtes, (das ursprünglich nur auf zwei Akte angelegt war), in vier Akte. Der erste schließt, indem Faust mit seinen fünf Gefährten davon fliegt; der zweite mit der Zerstörung von Gulfs Raubveste; den Schluß des dritten Actes bildet der tragische Ausgang von Hugo's Vermählungsfeier; und der vierte endigt sich, indem Faust von Mephistopheles in den Flammenpfuhl gestürzt wird. — Wir wollen den Leser nicht ermüden mit der Aufzählung aller Theile des vollendeten Kunstwerkes, sondern begnügen uns, nur einige derselben vorzuführen.

Die Ouvertüre beginnt mit einem energischen Allegro im Auftakte, dessen originelles Motiv das unstete, wüste Leben des gottverlassenen Faust und sein gänzliches Versunkenseyn in sinnliche Lust trefflich bezeichnet. Das folgende Andante leitet in Es dur ein; die ernsten, mahnenden Töne der Posaunen und Trompeten deuten an, daß der entscheidende Wendepunkt seines Lebens gekommen ist. Im fugato spricht sich in wehmuthvollen Tönen der reuvolle Rückblick des Unglücklichen auf sein vergangenes Leben und das Streben nach einem bessern aus. Aber gleich zischenden Blitzen zucken die Figuren des ersten Satzes hinein; die dumpfen Töne der Paucken treten dazu, und Alles wird fortgerissen in den brausenden Strom, worin alle besseren Gedanken Faust's untergehen.

Der erste Akt beginnt mit einem Menuett. Im Hintergrunde zeigen sich tanzende Gruppen, Faust und Mephistopheles treten auf und während ihres Recitativs geht die Tanzmusik fort; im darauffolgenden Duo ist die Aufwallung Faust's für das Gute und der teuflische Hohn seines Begleiters trefflich charakterisirt. In dem herrlichen Finale des ersten Aktes hat der sinnige Meister die hohe Poesie seiner Akkorde niedergelegt. Gewiß war es keine kleine Aufgabe für den Componisten, bei der Zeichnung der verschiedenartigsten Leidenschaften, der Liebe, der Rache, des Heldenmuthes, Alles zu einem geordneten, effektvollen Ganzen zu verbinden, ohne den Ausdruck des Einzelnen zu vernachlässigen; eine Aufgabe, die von Spohr jedoch auf die glücklichste Weise gelöst worden ist. Das durch Faust's Zaubergewalt bewirkte Gewitter zieht näher, man vernimmt den Hülferuf der Schloßbewohner und bei der Besiegung Gulf's wendet sich die Musik mit einem prachtvollen Uebergange nach D dur. Nach Faust's Anrede an Gulf: „Der Frevel hast du viel versucht“ beginnt der Chor der höllischen Geister, welche den verzweifelnden Ritter in die Flammen treiben. Herrlich gemalt sind am Ende die verschiedenen Empfindungen der Hauptpersonen, Faust's erwachende Liebe zu Kunigunden, Hugo's und Kunigundens Freude über ihre Wiedervereinigung und Mephisto's Schadenfreude über Faust's aufgeregte Leidenschaft. Wir erwähnen mit Uebergehung des Uebrigen noch der einleitenden Herenscene, originell durch das zerrissene der Rythmen, den öfteren Wechsel der Taktarten $2/4$ u. $3/4$ und durch den im Unisono einherschreitenden Chor. Ebenso einfach und prunklos gehalten, als rührend ist Röschens Cavatine in G moll, bei welcher man unwillkürlich an die Worte des Göthe'schen Gretchens denkt:

„Meine Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer,
Ich finde sie nimmer, und nimmermehr.“

Die Krone des Ganzen dünkt uns jedoch das Finale des letzten Aktes. In keiner Nummer der ganzen Oper sind Kunigunde und Röschen in ihrer Individualität so bestimmt unterschieden; eine klagende Musik bezeichnet Kunigundens leidenschaftlichen in halbem Wahnsinn ausgesprochenen Schmerz über ihren Fall und ihre vereitelte Rache an Faust.

Bei Röschens Auftreten nimmt die Musik einen sanften und unschuldigen Charakter an. So wie Mephisto allmählich die Maske abwirft, wird auch sein Gesang immer gräßlicher und teuflischer. Einigemale wird von G moll nach C dur modulirt und ebenso unerwartet als imposant fallen Trompeten und Paucken ein *) Röschen stürzt in Verzweiflung fort zum Selbstmorde, da der Geliebte für sie verloren ist. Eine Unglücksbotschaft folgt nun auf die andere. Als nun aber auch Kunigunde dem Mörder ihres Gatten flucht, als Mephisto ihn mit teuflischem Hohne niederdonnert, da steigert sich in mächtigen Akkorden die Musik bis zur höchsten Kraft. Nachdem Alles den Faust verlassen hat, tritt in wahrhaft schauerlichem Gegensatze die tiefste Stille ein. Nur ein schwaches Tremolo, bisweilen unterbrochen von einem Schrei der Blasinstrumente deutet Faust's unmächtigen Widerstand und kündigt die erschütternde Katastrophe an, wo dem Mephisto in wahrer Gestalt sich zeigt und während des Allegro furioso mit seinen höllischen Geistern Faust zu ewiger Flammenqual fortreißt.

Was die Aufführung betrifft, so ließe sich wohl Einiges sagen über Hrn. Gulf, der durch seinen flüssigen Vortrag einigemal die Lachlust des Publikums erregte, über das zu schnelle Tempo und den Ireben Vortrag der Polonaise, über einige unheimliche Töne der Trompeten, über zu viele Verzierungen des Gesanges von Seiten des Hrn. Miedke und des oberflächlichen Hinsprechens der Recitative des Hrn. Wagner doch schweigen wir davon und gedenken vielmehr des ergreifenden Vortrages der Dem. Stern d. A. in ihrer großen und schwierigen Arie im ersten Akte so wie in den Ensemble-Stücken; die im Gesang und Spiel gleich ausgezeichnete Darstellung Röschens durch Dem. Galvaani, wofür sie durch ihre angenehme Persönlichkeit trefflich paßt; die energische Aktion und die namentlich in den Recitativen vorzügliche Ausführung des Hrn. Miedke, sowie des lobenswerthen Eifers von Seite des ganzen Personals; Herr Miedke hat sich durch die Verpflanzung dieser Oper auf hiesige Bühne das Publikum sehr verpflichtet, so wie die Wahl derselben als Benefice-Vorstellung seinem Geschmacke alle Ehre macht.

I. P. F.

*) Etwas ganz ähnliches findet man im ersten Allegro der Sinfonia eroica von Beethoven.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 23. Mittwoch, 19. März 1834.

Die Arme des Menschen strecken sich nach der Unendlichkeit aus, alle unsere Begierden sind nur Abtheilungen eines großen unendlichen Wunsches. Alle unsere Affekten führ en ein unvertilgbares Gefühl ihrer Ewigkeit und Ueberschwenglichkeit nach sich — jede Liebe und jeder Haß, jeder Schmerz und jede Freude fühlen sich ewig und unendlich.

Jean Paul (Friedrich Richter.

Vier Stockwerke.

(Novelle von Ludwig Storch).

(Fortsetzung.)

Die Gäste blieben sitzen und die beiden Jünglinge folgten dem Wirthe aus der Stube. Aber nicht auf die Straße führte er sie, sondern faßte sie bei der Hand und zog sie rasch und gewandt durch die Hausflur, über einen mit einer Thüre versehenen Gang, durch einen dunkeln Tuäl bis in eine Kammer, wo ein dürftiges Bett stand.

„Hier müssen Sie für diese Nacht vorlieb nehmen, meine Herren,“ sagte Stübecke leise, für morgen will ich schon weiter Rath schaffen. Legen sie alle Furcht ab. Wer unter Peter Stübecke's Schutz gestellt ist, kann sicher und ruhig schlafen. Es ist eine arge entsetzliche Zeit, und das Franzosenthum liegt uns wie ein schwerer geschwefelter Wein im Magen. Aber es muß auch hinaus. Nur Geduld! Ich gehe, um keinen Verdacht zu erregen. Man darf jetzt nur seinen besten Freunden trauen. Morgen ein Mehres! Gute Nacht!

Der Wirth ging und verwahrte die Thüre von außen mit Riegel und Schloß; hernach verfügte er sich wieder in die Gaststube und begann sogleich mit den beiden Gästen über eine Angelegenheit, auf die er sich so schnell besonnen hatte, zu sprechen und entließ die beiden Leute endlich, nachdem sie sich ein wenig geärgert, daß die Sache, hinter welcher sie sich Wunder was gedacht, so unbedeutend sey, mit herzlichem Gutennachtgruß.

Vorsichtig verschloß er dann die Hausthüre, leuchtete überall umher, ob Alles in Ordnung sey, verfügte sich dann in die Kammern des Gesindes, um sich zu überzeugen, daß Alle zu Bette lägen, verschloß die Thüren und ging endlich in das Schlafzimmer seiner Familie. Doch aus diesem kehrte er nach einiger Zeit zurück; auch hier hatte er blos nachgesehen, ob jegliches in den Federn stecke. Nun löschte er das Licht aus, und fühlte sich im dunkeln sicher und rasch die breite Treppe hinaus. Auf diese Art stieg er leise bis ins vierte Stockwerk, wandte sich links, öffnete eine Thüre, schlich über einen kleinen Vorsaal und klopfte kaum hörbar an eine zweite Thüre. Augenblicklich wurde innen ein Riegel zurückgeschoben und die Thure geöffnet. In schwachem Lichtschimmer stand ein großer schöner Mann in einem langen dunklen Oberrock vor dem aufmachenden Wirthe und fragte: „Ist Alles bereit?“ „Vorn ist Alles leer, Vetterchen,“ versetzte Stübecke, „dahingegen ist's hinten desto voller. Laß uns eilen!“ Und alsobald erfaßte er des langen Mannes Hand und zog ihn im Dunkeln die Stiege hinab, dann und wann vorsichtig horchend, ob sich nichts Verdächtiges in der Nähe vernehmen lasse. So waren sie, ohne weiter ein Wort zu reden, bis in die Hausflur gekommen, und der Wirth führte den Mann denselben dunkeln Weeg, welchen er vorhin die beiden Jünglinge geführt hatte, aber an der Kammer vorüber, worin jene beiden eingeschlossen waren, zu einer zweiten Thüre. Drei Mal wiederholtes, steigend stärkeres Pochen veranlaßte, gleichsam als ein besonderes Zeichen, ein vorsichtiges Oeffnen von innen. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, stand mit einer Blendlaterne dicht an der Thür, und hielt in der andern Hand einen Dolch, dessen blanker Stahl im Strahl des Laternenlichts blitzte.

„Loosung?“ fragte der Verhüllte, und: „Es lebe Oranien!“ versetzte der Wirth und zog seinen Mann schnell nach über die Schwelle und öffnete nach einigen Schritten eine zweite Thür. Heller Lichtglanz strömte ihnen aus einem großen Zimmer entgegen und alle Tische waren ringsum dicht mit Männern besetzt, deren Blicke den Eintretenden neugierig zuflogen. Diese verbeugten sich stumm nach allen Seiten. Eine Grabesstille herrschte im Zimmer. Aber der Wirth räusperte sich schon und begann mit gedämpfter Stimme: „Hiermit habe ich die Ehre, Ihnen meinen Neffen vorzustellen, von welchem ich Ihnen schon vielfältig gesprochen und auf dessen Erscheinen in Ihrer Mitte ich Sie vorbereitet habe. Sie sind zusammen, um seine Aufträge vom durchlauchtigsten Prinzen von Oranien anzuhören und ihm darauf zu antworten. Sie haben mir die Ehre angethan, mein Haus zum Versammlungsort zu wählen, weil wir hier sicherer sind, als in jedem andern Hause der Stadt, und ich danke Ihnen für ihr gütiges Vertrauen.“

„Meister Peter Stübecke,“ redtete jetzt einer der sitzenden Männer mit einem höchst vornehmen Anstand und würdigen Geberden, wir haben das feste Vertrauen in Euch gesetzt, daß Ihr die Rechtlichkeit Eueres Neffen in allen Stücken prüfet, denn in diesen Zeiten der Lüge und des Drangsals schliche sich auch wohl der Wolf in einem Schaafspelze mitten unter die getreuen Lämmer, um sie dem blutdürstigen Tieger desto sicherer zu verrathen. Leider haben Unglückliche gegründete Ursache unsern Brüdern und Freunden nicht zu trauen, bevor sie nicht streng geprüft sind; denn der Verrath hat seine Drachenzähne in unsre Häuser gesä't, die Falschheit umschleicht den patriotischen Oranier auf jedem Schritte und die Machthaber schicken ihre Spione unter mancherlei Gestalt und Verkappung, unsre Pläne und Vorkehrungen zu erforschen. Mehr als je ist demnach die gröste Vorsicht nothwendig, damit die getreue Heerde nicht zersprengt, in den Kerker oder wohl gar zur Schlachtbank geschleppt werde. Ich kann der verehrten Versammlung versichern, daß ich mit der möglichsten Vorsicht bei Prüfung des jungen Mannes zu Werke gegangen bin, welcher hier als heimlicher Abgesandter des Prinzen von Oranien vor uns steht. Meister Stubecke hat mir vorerst alle Papiere desselben vorgelegt, und ich habe sie heute geprüft und richtig befunden, ein Brief des Sohnes unsres Erbstatthal-

ters an mich und alle getreuen Holländer gibt der Glaubwürdigkeit dieses Gesandten den Ausschlag; denn ich habe die Ehre, die Hand des Prinzen von Oranien zu kennen. Uebrigens erwecken noch zwei Umstände Vertrauen für gegenwärtigen Baltin Kampvorst, Gesandten Seiner Durchlaucht, zuerst weil in ihm verwandtes Blut unsres wackern patriotischen Wirths fließt, sodann weil Baltin, damals noch gemeiner Matrose, das Franzosenjoch, welches uns aufgebürdet wurde, nicht ertragen konnte und gleich nach dem Einzuge des Königs Louis nach England entwich, wie viele Andere seiner Kameraden. Dort hat er es durch Fleiß und Talent bis zum Kapitain gebracht, und der Prinz von Oranien, der edle Freund aller Holländer, wo sie auch leben mögen, hat ihm seine hohe Gunst geschenkt. Zuerst werde ich also die Papiere des Kapitain Kampvorst der verehrten Versammlung vorlesen, hernach mag der Kapitain sich seiner Nachrichten und Aufträge entledigen."

„Herr von Hogendorp wolle mir gütigst vorher erlauben, daß ich die verehrte Versammlung mit einer Nachricht von der höchsten Wichtigkeit bekannt mache, redete der Kapitain zu dem Sprecher der Versammlung und dieser winkte gewährend mit der Hand.

„Meine Herrn," fuhr jetzt Kampvorst zu der Menge gewendet fort, „die nächste Veranlassung zu meiner geheimen Sendung ist eine verbürgte Nachricht, entnommen aus Depeschen, welche, Tags vor meiner Abreise ein Schnellsegler von Petersburg an den Hof von St. James brachte, und die kürzlich darin bestehen: das französische Heer befindet sich in Rußland im Zustande gänzlicher Auflösung und geht seiner Vernichtung entgegen. Zwar hat Napoleon Moskau besetzt, aber die Stadt war von den Einwohnern verlassen und fast alle Häuser mit Pulver, Pech und Schwefel, und andern Brennmaterialien angefüllt. Ganz Moskau ist in Flammen aufgegangen, mit ihm sind es Napoleons kühnste Hoffnungen und Entwürfe. Ein großer Theil seines Heeres ist vernichtet, er hat keine bleibende Stätte mehr in Rußland. Tormasow und Tschitschagow sind von Süden und Westen herangedrungen. Wittgenstein von Norden und Kutusow sitzt den Franzosen, die ihren Rückzug bereits angetreten haben, auf der Ferse. Dieß ist Wahrheit, aber Lüge sind Napoleons Bülletins."

Das höchste Erstaunen hatte bis jetzt die Zungen der Versammlung gefesselt. Jetzt jubelten einige Stimmen wild durcheinander, die Männer erhoben sich und stürmische Laute freudiger Ueberraschung wurden bald in einen allgemeinen Chor vereinigt. „Ist's möglich! Sprecht Ihr Wahrheit, Kapitain? Unser Tyrann vom Glück verlassen? gedemüthigt in seinem Uebermuthe?"

Als der Sturm der Freude vorüber war, nahm Herr von Hogendorp wieder das Wort, daß der Prinz von Oranien in seinem Briefe versichere, die Nachrichten des Kapitains seyen nicht zu bezweifeln, sondern vielmehr darauf die Pläne für die Zukunft zu bauen. „Aber sagen Sie uns, Kapitain, fuhr er zu diesem gewendet fort, „wie ist es Ihnen möglich gewesen, uns diese wichtigen Nachrichten von England herüber zu bringen und den Argusaugen der Franzosen zu entgehen?"

„Als holländischer Fischer gekleidet, schwamm ich auf einem Fischerboote den Mündungen des Rheins zu, nachdem mich ein englisches Schiff so nahe als es die Gefahr erlaubte, in der Nacht gebracht hatte. Meine Depeschen waren zwischen die Sohlen meiner Schuhe genäht. In der Nähe meines Geburtsortes Oude Wetering bin ich mit allen Gelegenheiten bekannt. Hier landete ich an einer wenig besuchten Stelle, nahm einen Hamen voll Fische auf die Schulter, und ging keck in das Dorf zu meinem Vetter Andreas Stubecke, Bruder meiner Mutter und dieses wackern Meisters hier, und ein Patriot und Anhänger an das Haus Oranien, wie dieser. Dem Onkel durfte ich mich unter vier Augen entdecken, und er machte meine Eltern mit meiner Ankunft bekannt, jedoch so, daß Alles Aufsehen vermieden wurde. Ich sah die Alten am Abend und empfing ihren Segen, dann fuhr ich mit dem Onkel Andreas auf dessen Boot und gleichsam als Schiffsknecht nach Amsterdam ab. Hier kehrten wir sogleich bei Meister Peter ein; ich entdeckte mich ihm und bezog ein Zimmer im vierten Stockwerk. Dort hab' ich nun schon zwei Tage heimlich gelebt, und wünsche nur durch einen der Versammlung französische Papiere zu erhalten, um gesichert zu seyn, im Fall ich den Augen der französischen Spione dennoch auffallen sollte. Auch sind solche Papiere zu meiner Rückreise durchaus nothig."

Die Gesellschaft berathete über diesen Punkt eine Zeitlang. Endlich nahm Herr von Hogendorp wieder das Wort an den Kapitain Kampvorst, indem er sagte: „Der Versuch Ihnen diese Papiere zu verschaffen, dürfte für uns Alle von der größten Gefahr seyn, nicht zu gedenken der Schwierigkeiten, welche seine Realisirung verursachen würde. Nach unser aller Dafürhalten gibt es einen weit leichtern Weg, auf welchem Sie sich selbst in den Besitz dieser Papiere setzen können. Vielleicht hat Ihnen Ihr Onkel Peter schon gesagt, daß im dritten Stockwerk dieses seines Hauses Herr von Cloporte, ein französischer Particulier, oder vielmehr, wie wir alle wissen, Polizeidirigent und Spion, wohnt. Es ist zu Ihres Onkels, so wie zu unser Aller Sicherheit nothwendig, daß dieser Mann im Hause wohne, um jeden Verdacht der französischen Regierung von demselben abzuwenden. Suchen Sie also auf irgend eine nicht auffällige Weise die Bekanntschaft dieses Mannes und offeriren sich ihm als geborner Holländer zum französischen Spion. Ihre eigene Klugheit wird Ihnen die beste Rolle eingeben. Durch Herrn von Cloporte werden Sie hernach Alles erlangen, was Sie wünschen."

Der Kapitain fand den Vorschlag plausibel, und so wurde denn zum Vorlesen der Papiere geschritten und die Patrioten vernahmen mit hochherziger Freude die an sie gerichteten Worte des geliebten Prinzen. Hierauf wurde beschlossen, so viel als möglich Patrioten zur Verschwörung gegen die französische Herrschaft zu werben, und bei der ersten passenden Gelegenheit einen Aufstand zu erregen. Einstweilen wurde zur Berathung einzelner örtlicher Verhältnisse eine anderweitige geheime Zusammenkunft anberaumt, dann schloß Herr von Hogendorp, als Präsident, die Berathung. Die Lichter wurden verlöscht und leise schlichen die Männer durch das Hinterhaus, vereinzelten sich dort, indem einige durch ein enges Gäßchen gingen, andere einen Kahn bestiegen, welcher an einen nahen Kanal angebunden war. Der Kapitain Kampvorst fand an der Hand seines Onkels wieder sein Zimmer und sagte zu demselben: „Wenn die Elisabeth wüßte, wer in der Mitternacht so nahe an ihr vorübergegangen sey, ich glaube, sie hätte kein Auge zu thun können. Ob sie wohl eine Ahnung von mir im Traum hat? Denn sie liebte mich doch gar zu stark und herzlich; ich weiß es ja. Sie hatte mit mir lieber Kartoffeln und Salzfische gegessen, als die Leckerbissen an ihres reichen Mannes Tische. Aber ich war auch allein dran Schuld, daß sie ihn genommen; denn ich stellte mich ganz wie rasend, als der Mann nur angefragt, und dazu konnte sie ja doch nichts. Ich behandelte sie schlecht und ging über acht Tage nicht zu ihr. Unterdessen war's richtig geworden mit dem Kaufherrn."

(Fortsetzung folgt.)

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

Außer dem Hausherrn und seiner Gattin befand sich noch ein anderes Paar im Zimmer. Die Lebhaftigkeit des Ge-

sprächs, in welchem es, in einer der Fensterblenden stehend, befangen war, gab Kunde, daß die auf der Straße wandelnden Jammergestalten weniger von ihm, als von der Hausfrau bemerkt worden wären. Die eine Hälfte des gedachten Pärchens war eine schlanke Blondine von ungefähr achtzehn Jahren. Das goldige, unter einem Backenhäubchen hervorsehende Haar, die feine Haut, die üppigen Körperformen, ließen auf den ersten Anblick die Holländerin, die Gesammtheit ihrer Gesichtszüge, welche die des Alten und seiner Gattin in sich vereinten, aber die Tochter des Hauses erkennen. Im eifrigen Gespräche mit dem Mädchen befand sich ein junger Mann in spanischer Kleidung. Der schwarze Lockenkopf, das blasse, scharfgeschnittene Gesicht, die dunkelrothe Schärpe (die Farbe von Castilien) bezeugten, daß er der Nation der Beherrscher des Landes angehöre. Hätte nicht schon der Schnitt der Kleidung erkennen lassen, daß er ein Kriegsmann sey, so würde der verwundete und, wie es schien, gänzlich gelähmte rechte Arm, den er in der Binde, am Halse hängend, trug, dennoch darauf gedeutet haben. Die Züge des jungen Mannes, der Ton seiner nur wenig fremdartig accentuirten Rede hatten etwas ungemein Anziehendes, Seelenvolles und schienen auch ihren Eindruck bei der eifrigen Zuhörerin eben nicht zu verfehlen.

„Setzt Euch zu mir, Don Gaetano!“ begann der Hausherr freundlich, doch mit tönender Baßstimme. „Setze Dich, Mutter; auch Du Virginie; beginnen wir den magern Imbiß. — Ihr, Herr Feind,“ fuhr er scherzhaft fort, „indem er eine Suppentasse von chinesischem Porcellain, auf welcher bunt gemalte Störche in allen Richtungen herumflogen, dem jungen Manne darreichte, Ihr werdet freilich die Kost des Hauptquartiers Eures Bruders gewaltig vermissen!“ —

„Etwas vermissen?“ entgegnete freundlich der Spanier; „gefunden vielmehr,“ setzte er hinzu, indem er den Blick an dem hocherröthenden Mädchen vorübergleiten ließ, gefunden habe ich Manches, dessen Andenken mir nicht entschwinden wird, so lange noch ein Pulsschlag mein Herz bewegt! Ja, Herr van der Werft,“ fuhr er einlenkend und ruhiger fort, „es mag wohl ein seltner Fund genannt werden, wenn der zum Tode verwundete Feind, der Bruder des feindlichen Feldherren, dessen Feuerschlünde die belagerte Stadt fortwährend rings bedrohen, in dieser eine Aufnahme findet, wie die ist, welche Eure Menschlichkeit und Milde mir angedeihen laßt.“

„Menschlichkeit! weiter nichts!“ sprach ruhig der Hausherr, indem er seine Morgensuppe schlurfte.

„Ihr habt,“ fuhr feurig der junge Mann, indem er die breite Hand des Bürgermeisters ergriff, in seiner Rede fort, „Ihr habt nicht wie ein Mensch, sondern wie ein rettender Engel an mir gehandelt! — Als ich, nach Erstürmung unserer Schanze vor dem Ruisberger Thore, erschöpft vom Blutverluste und fast bewußtlos am Boden lag, als Eure englischen Söldner mit grimmiger Gier die Kleidungsstücke mir von dem blutenden Leibe rissen, als sie mich, sammt einem Haufen Verwundeter und Todter, über die Brustwehr in den Graben werfen wollten, da verdankte ich, und mancher Andere, Euch allein unsere Rettung. Ihr werdet mir zwar erwiedern; Jeder, in dessen Brust ein Menschenherz schlägt, wird, wenn er es hindern kann, nicht Gräuel dieser Art geschehen lassen, und Ihr mögt Recht haben; aber wie Viele hätten nicht geglaubt, damit der Pflicht der Menschlichkeit Genüge geleistet zu haben! wie Mancher der Geretteten wäre nicht später hülflos verschmachtet! Ihr ruhtet nicht eher, bis Ihr auch dem Letzten unter uns Hülfe gebracht. Mich nahmt Ihr in das eigne Haus. Was Ihr und die Eurigen hier an mir gethan — ich zähle es Euch nicht auf, aber hier oder dort kann es Euch nicht unvergolten bleiben!“ —

„Nun, nun!“ entgegnete der Hausherr, nicht ohne sichtbare Rührung in den starken Zügen. „Ihr macht aus der Sache mehr, als sie werth ist. Ich denke immer: Auf Gott vertraut, brav eingehauen, und hinterher keinen Unterschied gemacht, ob der Verwundete Freund oder Feind ist. Uebrigens muß ich Euch frei gestehen: ich hätte Euch, dieweil Ihr ein Spanier seyd, nicht in mein Haus genommen, und nichts für ungut — bis jetzt habe ich auch dasselbe von Spaniern stets rein gehalten, aber — ich that es um Eures Bruders willen. Obwohl ein tapfrer und gefährlicher Feind der guten Sache, ist er, dem Rufe nach mitten unter Ungeheuern ein Mensch geblieben, weshalb er auch bei Alba eben nicht in Gnaden stand; er hat, wie allgemein bekannt, seine Hände von ungerechtem Gute, vom Schweiße der Nation stets rein erhalten; man sagt: der Oberst Valdes sey im Herzen kein Feind des Volks, nur ungern gehorche er den grausamen Befehlen; auch heißt es, er sey mit einer Holländerin verlobt. — Als ich Euch so hülflos, blutend auf der Erde liegen sah, als ich Euren Namen dann vernommen, seht, Don Gaetano, da fiel mir dies Alles eben ein, und darum beschloß ich, eine Ausnahme zu machen; ich dachte: der Bruder kann doch nicht gänzlich aus der Art geschlagen seyn; ferner gegen unsere gute Sache zu kämpfen, wird ihm sein lahmer Arm wohl auch nicht mehr erlauben — und so nahm ich Euch in meine Wohnung.“

„Ihr sollt es nicht bereuen, Herr van der Werft!“ entgegnete warm der Jüngling. „Ihr wißt es wohl: keine Festung, und wäre sie mit Ketten am Himmel aufgehangen, ist uneinnehmbar. Könnte einst ein Nothfall, wo ich Euch nützlich werden könnte —“

„Danke schön, Don Valdes!“ sprach mit rauher Stimme, doch eben nicht unfreundlich, der Bürgermeister. „Ich nehme den guten Willen für die That. So weit aber sind wir noch nicht, und ich vermeine, daß, ehe der alte Jost zu Kreuze kriecht, Eurem Bruder in seinen Schanzen die Zeit ein wenig langsam vergehen dürfte. — Könnte ich nur aus Amsterdam ein paar dort ungenützt liegende Schiffsladungen Mehl in unsere Mauern zaubern, so sollte mir, ob unserer Vertheidigung, noch lange kein graues Härlein wachsen.“ —

„Und glaubt Ihr im Ernste, Herr van der Werft,“ entgegnete lächelnd der junge Mann, „mit Eurer vom Mangel entkräfteten Bürgerschaft, mit Euern wenigen englischen Söldlingen, denen jede Capitulation willkommen wäre, den Sturm, wenn solcher beabsichtigt werden sollte, mit siegreichem Erfolge abzuschlagen?“

„Warum nicht?“ erwiederte fest der Alte. „Haben sich nicht weniger feste Orte noch längere Zeit gehalten?“

„Und was war die Folge?“ fragte Don Gaetano. „Hat ihr Untergang Eurer Sache denn genützt?“

„Wenn auch nicht unmittelbar,“ entgegnete warm der Alte; „doch durch ihr großes Beispiel. Die Namen: Antwerpen, Harlem, Allmaar wird man nennen, so lange das alte Nordmeer an unsere Küsten brandet! Und glaubt Ihr etwa, der spanische Wortbruch von Zütphen und Naarden sey schon vergessen?“ —

„Einen solchen,“ erwiederte Gaetano, „habt Ihr von meinem Bruder nicht zu fürchten. — Glaubt mir, Niemand kann so sehr, wie er, Euer Volk verehren. Wie oft schon hörte ich ihn das harte Loos verwünschen, das ihn bestimmte, zum Untergange eines Landes mitzuwirken, das ihm seit Jahren theuer war. — Mein Bruder kam, ein Jüngling damals, mit dem Könige als Page in das Land. Als Philipp nach Spanien zurückging, ward Francisco als Lieutenant bei ei-

nem Fähnlein Reiter angestellt. Das Glück begünstigte ihn; er stieg von Stufe zu Stufe. Ungern nur ward er ein Werkzeug der Unterdrückung. Die ruhige Kraft der Niederländer, ihr Heldenmuth im Leiden, ihr edler Widerstand, pflegte er oft zu sagen, habe ihn vom ersten Augenblicke an zu einem Bewunderer der Nation gemacht. Dieselben Gesinnungen flößte er uns ein, mir und der Schwester, als wir vor sieben Jahren, nach dem Tode unsers Vaters, nach Brüssel kamen. O, Ihr könnt kaum glauben, wie oft er jenen Alba verwünschte, der den spanischen Namen bei dem Brudervolke so verhaßt gemacht."

„Und dennoch," sprach der Bürgermeister, „war Alba's Daseyn eine nothwendige Bedingung für das regere Leben, für das Erstarken des Phönix unserer Freiheit. Noth ist das Feuer, in welchem alles Kühne, wie glühendes Gold, geläutert werden muß. Requesens hätte, wenn es keinen Alba gab, das Land beruhigt. Die spanischen Fesseln würden lange noch auf den Niederlanden gelastet haben; so werden sie davon befreit. — Laßt, Hauptmann Valdes, Euren Bruder diese Wälle stürmen; laßt die Mauern in Schutt und Trümmer fallen; laßt die Gebeine derer, die sie vertheidigen, bis zu dem grossen Tage der Vergeltung unter ihnen modern! Niederland wird frei, und seine Söhne werden sagen: Leiden fiel nicht umsonst!"

Die starken Züge des Alten schienen sich während seiner begeisterten Rede zu veredeln, ja zu verklären. Gattin und Tochter weinten still. Der Hauptmann beobachtete ein ehrfurchtsvolles Schweigen. — —

„Seht, Don Gaetano," sprach der Bürgermeister nach langer Pause mit weicherer Stimme: „ich zürne nicht Eurer Nation. Sie wollte den durch lange Jahre des Besitzes zum Eigenthume gewordenen Raub nicht fahren lassen. Ich zürne nicht dem Könige. Das Stiefkind erlangt nur selten die Liebe, die Nachsicht, die es verdient. Ich zürne selbst dem Alba nicht. Er ist ein Werkzeug in der Hand des Höchsten, gesendet, um uns aus dem Schlafe des moralischen Todes, der Unkraft, aufzurütteln. Auch wird nicht bald ein Zweiter wie er erscheinen. Ein Mann wie dieser erscheint vielleicht erst als ein Vorläufer des großen Tages, an dem der höchste Richter kommen wird, den Weitzen von der Spreu zu sondern. Mein Zorn, als Mensch und Niederländer, ergießt sich blos auf jene unwürdigen Söhne unsers Vaterlandes, die um Gold und Ehrenstellen dem Moloch sich verkauften. — Seht, Hauptmann Valdes, Ihr seyd Gefangener; dennoch schmückt Ihr Euch mit jener dunkelrothen Schärpe, und Ihr thut Recht daran. Ihr wißt es, daß alle niederländischen Augen nur mit Haß auf dieses Zeichen sehen; Ihr befindet Euch in Feindes Hand; es ist Euch selbst nicht unbekannt, daß, beim öffentlichen Erscheinen unter der rohen Menge, Ihr deßhalb Mißhandlungen erdulden könntet; weßhalb nun legt Ihr nicht dieses Zeichen ab? — Deßhalb thut Ihr es nicht: weil unverschuldetes Unglück den Krieger nicht herabzuwürdigen im Stande ist; deßhalb tragt Ihr die Schärpe, weil sie das Band ist, das mitten unter Feinden, fern von den Euren, Euch mit dem fernen Vaterlande verknüpft; Ihr schmückt Euch mit der rothen Farbe, weil sie die Farbe Eures Landes ist; und ich und jeder Redliche achtet Euch darum desto höher. — Nun aber, Don Gaetano Valdes, mögt Ihr auch mit mir fühlen, was ich empfinde, wenn ich die Farbe der Unterdrückung, das Zeichen des allgemeinen Hasses, auf der Brust des Niederländers erblicken muß. Ihr, sage ich, müßt mit mir fühlen, was in mir vorgeht, was in der alten Brust mir kocht, wenn ich mein eignes Blut, den Sohn der Lieblingsschwester, den ich als Knabe mehr als mein eignes Kind geliebt, die rothe Schärpe, das Zeichen unsers Todfeindes, sich brüstend um die Schulter schlingen sehe."

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Der unberechenbaren Vortheile ungeachtet, welche die Gesellschaft aus den Journalen zieht, wissen doch vielleicht nur Wenige, daß es die Italiener sind, denen wir diese unterrichtende und unterhaltende Art der Kundmachung verdanken. In England erschien das erste Journal im Jahre 1588; es führte den Titel English Mercury und wurde vom Lord Burleigh redigirt, der die Idee zu seiner Unternehmung von der Zeitung von Venedig entlehnt hatte, dem ersten und einzigen öffentlichen Blatte, das damals existirte. Periodische öffentliche Bekanntmachungen waren indeß auch den Alten nicht fremd, und die Spuren hievon befinden sich abermals in Italien. Tacitus berichtet in seinen Annalen, daß unter Nero ein gewisser Junius Rusticus ein Journal redigirte, das den Titel Acta diurna führte, und man vermuthet, daß dieses Journal schon lange vor der christlichen Lehre bestand. Bemerkenswerth ist, daß man ebenfalls einem Italiener, dem Herzog Andreas Aquaviva, die erste Idee zu einer Encyklopädie verdankt. Was jene Veröffentlichungsweise betrifft, die in unsern Tagen so weit verbreitet ist, nämlich die, auf einander folgende Bruchstücke herauszugeben, so verliert sich ihr Ursprung ebenfalls ins Alterthum.

In einem Schreiben aus St. Petersburg vom 22. Febr. (im Hamburger Korrespondenten) heißt es: „Ein öffentliches Blatt meldet, daß im Jahre 1832 160,105 Soldaten- und Rekrutenkinder auf Kosten der Krone erzogen wurden. In einem Zeitraume von acht Jahren wurden 4,343 zu Schreibern, 2,308 zu Unterwundärzten, 452 zu Landmessern, 586 zu Schiffszimmerleuten und 120 zu Musikanten ausgebildet. — Vor Kurzem war hier in Gegenwart der kaiserlichen Familie eine große Parade aller hier in den verschiedenen adeligen Korps sich befindenden Kadetten, welcher 2600 dieser jungen Leute beiwohnten. Als sie nach beendigter Parade mit ungezwungener Heiterkeit der kaiserlichen Familie sich näherten, und die auf Kosten der Krone erzogenen polnischen Waisen sich um den Kaiser versammelten, sagte dieser zu dem dabei gegenwärtigen französischen Botschafter: Voici, Mr. le Maréchal, les orphelins polonais, dont on dit chez vous que je le les ai mangés en côtelette.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 18:
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. — Herodias.
6. 4. — Jo.
3. 2. 1. — Reh.
6. 5. 7. — Ida.
2. 4. 8. — Eos.
1. 2. 3. 7. — Hera.
2. 3. 6. 8. — Eris.
1. 2. 3. 5. — Heed.
3. 2. 6. 8. — Reis.
2. 3. 4. 8. — Eros.
1. 4. 3. 7. — Hora.
3. 4. 8. 2. — Rose.
1. 7. 5. 2. 3. — Hader.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 19: Windrose.
Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 20: Wachholderstrauch.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 24. Sonntag, 23. März 1834.

Ach! den ewig erschütterten Busen des Menschen stillet nur ein Schlaf, entweder der irdische oder der andere.

Jean Paul (Friedrich Richter.)

Vier Stockwerke.

(Novelle von Ludwig Storch).

(Fortsetzung.)

„Ich weiß ja Alles aus ihrem eigenen Munde," wisperte der Wirth. „Sie hat's mir umständlich erzählt. Alle Welt hat ihr das ungeheure Glück angepriesen, welches ihr als einer so vornehmen Kaufmannsfrau bevorstehe; dann haben sie ihr auch eingeredet, Du liebest Sie gar nicht, sonst bliebest Du nicht weg; Du wolltest sie los seyn, ja man hat ihr sogar Reden hinterbracht, die Du über sie geführt haben sollst und die Arme in Verzweiflung gebracht haben, und in dieser Verzweiflung hat sie dem Zureden ihrer Eltern nachgegeben und den Herrn van Delfthuis geheirathet. Und wahr ist's, sie hat ihre ganze Familie dadurch glücklich gemacht. Einer ihrer Brüder arbeitet mit auf dem Comptoir des Herrn van Delfthuis und zieht ein reiches Salair; ein anderer ist schon Lieutenant auf ihres Gemahls Schiffe, den dritten erhält er auf der hohen Schule, der soll ein Jurist werden und den jüngsten, der noch zu Hause ist, will er die Apothekerkunst lernen lassen. Ebenso gut versorgt er die Schwestern; die Marthe ist an einen Schiffskapitain verheirathet und die Christine mit einem Arzte verlobt. Herr van Delfthuis stattet jede aus, wie seine eigene Tochter. Er ist ein edler und vortrefflicher Mann, der jedes andern Biedermanns Achtung verdient."

„Es freut mich, daß die Elisabeth so sehr gut angekommen ist," entgegnete der Kapitain Kampvorst wehmüthig, „ich hab ihr solch Glück gewünscht, und wünsch ihr noch weit mehr von ganzer Seele. Weiß Gott, mir blutet noch immer das Herz nach vielen langen Jahren von mancherlei Stürmen, aber ich freue mich doch über ihr Glück; ich hätte es ihr nicht so bereiten können. Merkwürdig ist's, daß sie gerade in Eurem Hause wohnt, Vetter."

„Das ist eben kein Zufall. Sie hat ja ihrem eigenen Geständnisse zu Folge ihrem Hausherrn so lange eingeredet, bis er die Bel-Etage eines Hauses miethete, und da er ihr so gewogen ist, so thut er ihr zu Gefallen, womit er sie nur erfreuen kann. Sie behauptete aber, den größten Wohlgefallen an der schönen Straße, an meinem Hause und an dem geräumigen freundlichen Logement insbesondere zu haben. Eigentlich aber wollte sie stets in meiner Nähe seyn, um mich immer nach Dir auszufragen und so oft sie mich sieht, fragt sie jedesmal mit rührender Stimme: Habt Ihr noch immer keine Nachricht von dem armen Valtin, Meister Stübecke? und meist stehen ihr die hellen Thränen dabei in den großen schönen Augen. Und daran sehe ich recht, wie sie Dich noch immer heiß im Herzen trägt, obgleich sie reich ist und einen seelenguten Mann hat. Sie ist ihm wohl nicht gram, aber mit der Liebe hat's auch gute Wege."

„Und wenn sie mich noch mehr liebte; ich darf sie doch nicht wieder sehen," weinte der Seemann. „Ich glaube, ich stürbe vor Schmerz. Und deßhalb bitt' ich Euch um Gotteswillen, Vetter Oheim, verrathet Ihr mit keinem Blick, keiner Sylbe, daß ich im Hause bin. Hört Ihr!"

„I bei Leibe nicht! Das seh' ich ja ein, daß nichts Gutes daraus entstände, wenn Ihr zusammen kämet, und Herr van Delfthuis ist ja so ein braver Mann, an dem wir keine Sünde begehen wollen. Schlag Dir's aus den Gedanken, lieber Junge. Schlaf wohl! Morgen besuch' ich Dich bei Zeiten. Es schlafen die Nacht ein paar junge Leute bei mir, die unserer Hülfe bedürfen. Doch jetzt ist's zu spät, davon zu sprechen. Es ist schon drei Uhr vorüber und der Tag eignet sich besser dazu." Er zog die Thüre zu, die von innen verschlossen wurde und legte sein Haupt, voll mancherlei Gedanken, bald darauf in den weichen Pfühl, und entschlief sanft, wie ein braver gewissenstreuer Mann.

Ehe am andern Morgen Herr van Delfthuis sich auf sein Comptoir verfügte, trat er in die Wohnung des Meister Peter Stübecke. Höflich nahm dieser sein Käppchen ab, sehr erfreut über den vornehmen Besuch, und fragte mit Zuvorkommenheit, womit er die Ehre haben könne, dem Herrn zu dienen.

„Lieber Meister," sagte der Handelsherr, „ich möchte Euch gern einige Zimmer im vierten Stockwerk für einen sehr werthen Freund abmiethen, der mich gestern Abend aus Mörderhänden gerettet hat, wie Ihr noch aus meinem verbundenem Kopfe ersehen könnt."

Auf diese Rede lief Frau und Kind herbei und der Wirth fragte theilnehmend neugierig nach dem Vorfall und pries Gott, nachdem van Delfthuis erzählt, daß es so glücklich und nur mit einigen Beulen abgegangen war.

„Der junge Mann," fuhr der Erzähler fort, „der mich so ritterlich beschützte, gefällt mir ausnehmend wohl, und ich möchte ihm gerne meine Dankbarkeit auf eine absonderliche Art an den Tag legen, und zu dem Behufe im Hause haben. Da ich nun weiß, daß Ihr jetzt leere Zimmer im vierten Stockwerk" — „Gehabt, gehabt, mein Herr van Delfthuis," fiel ihm der Meister in die Rede. „Beide Logements da oben sind vermiethet und besetzt; das eine linker Hand schon vor drei Tagen, das andere rechts erst gestern Abend. Es thut mir sehr leid, daß ich meinem Herrn van Delfthuis nicht dienen kann."

„Das ist mir sehr unangenehm zu hören, zumal ich Herrn de Beaux fest zugesagt habe, daß er bei mir wohnen soll. Und es wird mir sehr schwer werden, mich von diesem liebenswürdigen jungen Manne zu trennen."

„Wenn Sie erlauben, mein Herr," sagte Stübecke, „so würde ich Ihnen den Vorschlag thun, dem Herrn Franzosen, welchen Sie so nahe um sich zu haben wünschen, einige Ihrer hintern Zimmer einzuräumen. Er hat dort die Aussicht auf den Kanal und wohnt bequemer und Ihnen näher als im vierten

Stockwerk. Und Sie werden den Raum jener Zimmer kaum entbehren."

„Ihr habt da einen guten Einfall, Meister Stübecke. Zwar sind dort die Zimmer meiner Tochter; allein sie könnte die daranstoßenden beziehen nach vorne und ihr meine Frau eins abtreten. Ja, ja, es geht. Ich werde mit meiner Frau reden."

Der Kaufmann ging, und Peter Stubecke besorgte ein schmackhaftes Morgenbrod, entstöpselte eine Flasche alten Wein, und trug Alles selbst ins vierte Stockwerk. Oben wandte er sich aber nicht links, wie in der Nacht vorher zum Logis des Neffen Kampvorst, sondern er ging rechts, und begrüßte bald die beiden Jünglinge, die sich für Theerhändler ausgegeben hatten, freundlich im Zimmer.

„Nun, wie gefällt Ihnen meine Wohnung?" fragte der Wirth.

„Sie gefällt uns sehr wohl," versetzte der Aeltere, und Ihre Güte und herzliche Theilnahme an unserm Schicksale verschönert sie uns noch weit mehr; aber sie wurde uns die herrlichste auf der Welt seyn, wenn sie jenseits des Kanals an der englischen Kuste läge."

„Ja, das Wenn!" lachte der Wirth, „dies kleine Wort ist ein Meer, größer als der Kanal, oder eine Mauer zwischen dem Lande unserer erbärmli en Existenz und den bluhenden Feldern unserer Wünsche, höher und größer als die chinesische. Damit ist's nun ein Mal nichts. Nun war's ja gerade kein Ding der Unmöglichkeit, Sie nach einiger Zeit doch nach England hinüber zu bringen, und ich hatte schon Gelegenheit dazu Rath zu verschaffen; aber ich halte es für unnöthig. Es haben sich nemlich uns Aussichten eröffnet, die uns hoffen lassen, daß es über ein Kleines bei uns mit dem Franzosenthum ganz aus seyn dürfte. Das französische Heer ist in Rußland schier vernichtet; und bei uns glüht es furchtbar unter der Asche. Deßhald denk ich, Sie bleiben diesen Winter über bei mir. Wer weiß, was uns der neue Frühling bringt! Ich will Ihnen schon das Stübchen so warm machen lassen, daß Sie sich nicht hinaussehnen. Und für Beschäftigung will ich schon auch sorgen. Da ist der Buchhändler van der Vlie, auch einer von den Patrioten, der hat immer zu schreiben und zu schaffen für einen gelehrten Mann, wie Sie, mein Herr. Ich werde heute noch mit ihm Ihretwegen sprechen."

„Das Alles ist recht schön, Meister Stübecke," sagte der junge Mann, „aber werden wir denn auch sicher seyn in ihrem Hause? Ach, seitdem Sie uns diesen Morgen gesagt haben, daß Eloperte's Vater unter uns im dritten Stockwerke wohnt, scheint uns der Aufenthalt höchst gefährlich. Es ist für uns ein sehr unglucklicher Zufall, daß unser bester Freund und unser Todtfeind in Amsterdam in einem Hause wohnen."

„Dieser Zufall ist so unglucklich nicht für Sie, wie er auf den ersten Blick wohl scheinen möchte. Jedes Ding hat zwei Seiten; wohl dem Menschen, der die lachende nach sich zukehrt! Das ist nun so meine Natur. Sehen Sie z. B. was haben Sie mit dem schlechten Franzosen eine Treppe tiefer zu schaffen? Niemand kennt Sie im Hause, und wie wenig Menschen werden in Amsterdam seyn, die Sie kennen. Und wer in aller Welt wollte auf den Gedanken kommen, daß Sie über dem Schurken wohnen, dessen nichtswürdigen Jungen Sie die Reise in des Teufels Rachen etwas abgekürzt haben. Wer wohl wollte Sie in diesem Aufzuge vermuthen? Und überdies können Sie ja hübsch zu Hause bleiben und die nöthigen Wege kann der kleine Bruder machen. Geben Sie sich also nur zufrieden."

„Es bleibt uns ja weiter nichts übrig," sagte der Aeltere. „Ich habe Muth; aber mein kleiner hier wird von Angst gemartert."

„Schlagen Sie sich's aus dem Sinne." Immer heiter ins Leben geblickt, und wenn's auch aussähe wie eine schwarze Wetterwolke!" rief der joviale Wirth jetzt dem Jüngern zu, jedoch immer mit demjenigen Anstand, wie der Gebildete ihn dem Vornehmen zu zeigen pflegt. „Lassen Sie uns mit Ihrer Erlaubniß ein Glas auf unsre gute und glückliche Hausmannschaft leeren." Er schenkte die Gläser voll; sie stießen an, und Peter Stübecke, so wie der Aeltere der beiden Jünglinge tranken ihr Glas auf einen Zug aus, der Jüngere nippte nur bescheiden an dem seinigen.

„Nun geh' ich, um für Arbeit und Unterhaltung zu sorgen," sagte der Wirth und beurlaubte sich mit freundlichen Blikken von seinen räthselhaften Gästen.

Als er fort war, öffnete der Jüngere den Mund und sagte mit einer weichen Mädchenstimme:

„Der Wirth ist ein recht braver Mann, und das ist's, was mich einigermaßen zu beruhigen vermag."

„Der Maire Blisseke sagte mir gleich, daß wir bei Peter Stübecke am sichersten seyen, und deßwegen gab er mir den Brief an ihn, und nicht an einen Reichen oder Adeligen hier. Die Patrioten haben durch das ganze Land einen Bund, der den scharfen Augen der französischen Spionenpolizei entgeht, und Peter Stubecke gilt als einer der trefflichsten unter ihnen. Das Alles sagte mir der Maire, und führwahr! man sieht's dem Meister sogleich an, daß er ein sehr edler Mensch ist; wir sind also in den rechten Händen. Beruhige Dich demnach, mein süßes Herz und laß uns die Gaben des Himmels genießen, die uns Meister Stübecke so freigebig reicht."

Er schenkte die Gläser voll, sie stießen herzhaft an und tranken. Hierauf schloß der Aeltere den Jüngeren mit Leidenschaft in die Arme, küßte ihn und strich ihm die schönen braunen Locken aus dem edlen blühenden Gesichte. „Laß uns der Liebe vertrauen, sie ist die heiligste und gewaltigste Macht des Universums; sie wird ja ein Paar Herzen schützen, die so ganz ihrer Fahne geschworen haben." Diese Worte mischte der Jüngling unter die Küsse und noch andere süße Namen, wie sie der Geliebte der Geliebten zu geben pflegt, und unter denen sich „meine theure unaussprechlich geliebte Luison" oft wiederholte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

„Ich bitte Euch, Vater," sprach sanft das Mädchen, „laßt diesen Gegenstand; er stimmt Euch immer auf Tage lang so trübe."

„Ich bin," fuhr van der Werft, ohne von dem Bitten der Tochter sich irren zu lassen, fort, „ich bin Katholik, wie Ihr, und wenn ich auch von Inquisition nichts hören mag und, eifriger als ein Calvinist, Granvella sammt seinem rothen Hute zum Henker wünsche, so halte ich doch fest am alten Glauben. Dessen ungeachtet würde mich Niemand toben hören, wenn Weib und Tochter, Kind und Kindeskind, ja Leiden sammt und sonders, protestantisch würde, doch, daß der Sohn der Schwester in den Reihen der Unterdrücker gegen die Freiheit der Niederlande kämpft, das trifft den alten Jost zu hart."

„Ihr sprecht," entgegnete der Spanier, „doch vom Hauptmann Ayta?"

„Ganz Recht! erwiederte der Bürgermeister, indem er die porcellainene Schale mit Heftigkeit auf den Tisch stieß; „von diesem spreche ich. — Der Name Karl Viglius klingt ihm noch allzu niederländisch; der zweite Name: von Ayta, klingt spanischer, darum läßt er sich jetzt bei diesem nennen."

„Da thust Du," sprach das Mütterchen, „das bis jetzt bekümmert geschwiegen, dem armen Karl doch Unrecht, Alter! — Seitdem Du, nach dem Tode Deiner Schwester, — es werden gerade vierzehn Jahre seyn — den Knaben, dem Wunsche seines Oheims väterlicher Seits gemäß, nach Brüssel sendetest, hast Du, so lange er an Dich schreiben durfte, nie von ihm einen andern Namen als jenen: Karl Viglius, gelesen. Auch wüßte ich nicht, daß sein Ohm, der Staatsrath, je anders sich genannt."

„Schweig, Alte, schweig!" rief ärgerlich der Bürgermeister. „Am Ende möchtest Du mich überreden, der Junge — ich wollte sagen: der Hauptmann Ayta — sey überhaupt kein Verräther."

„Allerdings, Alter, möchte ich das, und auch beweisen!" entgegnete freundlich die Gattin, indem sie die Hand des Vorigen in die ihre schloß. „Der arme Karl kam, ein kaum zwölfjähriger Knabe damals, in das Haus des Staatsraths Viglius. Du kannst nicht läugnen, daß der Letztere bei Freund und Feind geachtet ist. Wie oftmals hast Du mir die große Gelehrsamkeit, die hohen Verdienste des Alten angerühmt! Du weißt es, daß er der Einzige war, der sich dem Alba zu widersetzen wagte; daß er dem Grimmigen ins Gesicht gesagt: so müsse man verfahren, wenn man den König auf immer um die Liebe der Niederländer und die Achtung Europa's bringen wolle. Selbst seitdem Ihr Beide gänzlich mit einander zerfallen seyd, habe ich Dich über des Staatsraths Redlichkeit nicht den geringsten Zweifel äußern hören. — Wie also, Alter, kannst Du Dich noch wundern, daß Deines Neffen jugendliche Seele Gesinnungen aufgenommen, in denen ihm der Bruder seines verstorbenen Vaters, ein glanzendee Stern, auf seinem Lebenspfade leuchtet."

„Still, Mutter, still!" rief ärgerlich der Bürgermeister. „Du sprichst wie ein Weib; von solchen Dingen verstehst Du nichts. Der alte Viglius — ich billige nicht sein Benehmen: er hätte an dem Lande halten sollen — ist wohl in einiger Hinsicht zu entschuldigen. — Von Jugend auf im Dienste des Kaisers — des großen Vaters eines kleinen Sohnes — beehrt mit dem Vertrauen seines Herrn, die Sachen betrachtend mit der kalten Ueberlegung des Staatsmannes, konnte wohl der Meinung seyn: man müsse, um näher liegende Uebel zu vermeiden, die alten Ketten geduldig tragen. Auch wird wohl Niemand, und ich am wenigsten, das Zeugniß ihm verweigern, daß er geholfen, wo er konnte. Doch dieser Jüngling — was könnte diesem zur Entschuldigung dienen? Aus schnöder Lust nach Ehrenstellen, um Sündensold, um eine Gnadenkette — vielleicht geziert mit Alba's Bildniß — trägt er die Waffen gegen das Vaterland."

„Verzeiht mir, edler Herr!" sprach Don Gaetano; „Ihr könntet Recht haben, wenn er der Einzige wäre; jedoch bedenkt, wie viele Niederländer auf unserer Seite fechten; wie viele Männer von Rang und Stand. Ich nenne Euch nur: den Herzog von Arschot, den Grafen von Aremberg, Philipp van Noiekarmes, Karl von Barlaiment, und so könnte ich Euch noch Hundert nennen." —

„Und nenntet Ihr mir noch Tausend," rief der Bürgermeister heftig mit dem Stuhle rückend: „so würde ich diese Tausend dennoch für Verräther halten! — Ich würde, wenn alle Welt das Gegentheil behauptete, sagen: das Vaterland, die Nation, ist keine Sache, die einem Einzigen gehören kann! Mein Wahlspruch wird bis zum Tode seyn: Erst Niederland, dann Philipp, dann erst Spanien!" — —

„Verzeiht, liebwerthester Herr Collega, wenn wir Euch ungelegen kommen sollten!" rief eine Stimme zur halbgeöffneten Thür herein, und es erschienen zwei schwarzgekleidete, ziemlich ältliche Männer. Die großen gesteiften Halskrausen, die Gravität in ihrem Wesen und jene Anrede machten sie als Mitglieder des Stadtrathes kenntlich. Bei alle dem schienen sie in der Achtung des Bürgermeisters nicht eben zu hoch zu stehen, und der Empfang war ziemlich trocken.

„Seyd mir willkommen, Herr Bürgermeister van der Kämp; auch Ihr, van Dahlum! sprach der Alte mürrisch. „Ich hoffe, daß Euch etwas Gutes zu mir führt!"

„Vielleicht," entgegnete der zuerst Angeredete, „kann etwas Gutes daraus entstehen. Es ist ein Parlementair mit einer Stillstandsflagge vor dem Knisberger Thore erschienen."

„So hoffe ich," sprach der Bürgermeister, „daß der Viertelsmeister, der dort befehligt, ihm eine Falkonettkugel über den Kopf wegsausen lassen wird, zum Zeichen, daß wir nichts mit spanischen Unterhändlern zu schaffen haben wollen."

„Möchte wohl zu spät seyn, liebwerthester Herr Collega!" entgegnete der Vorige, sich verlegen die Hände reibend. „Wie ich sehe, bringen sie ihn eben die Straße herauf."

„Und wer, beim Teufel, gab Befehl, ihn einzulassen?" rief der Alte zornig.

„Ereifert Euch doch nicht so, mein werther Herr und Freund!" sprach kleinlaut der Vorige. „Ich befand mich eben am Thore und vermeinte" —

„Also Ihr, Herr van der Kämp?" rief aufgebracht der Alte. „Ich hoffe, Ihr werdet vor den Zünften, welche mir den Oberbefehl, nach Bronkhorst's Tode, übertrugen, Euer Betragen zu rechtfertigen wissen. — — Jetzt freilich," setzte er ruhiger hinzu, „muß ich, damit der Feind nicht wisse: es herrsche Zwiespalt in dem Rathe, den Boten vor mich lassen." —

„Dürfte ich Euch bitten, Herr van der Werst," hob Don Gaetano aufstehend an, „im Falle der Parlementair eine Botschaft von meinem Bruder, an mich gerichtet, hätte, solche gütigst anzunehmen und nach Durchlesung mir zukommen lassen zu wollen?"

„Bleibt hier, Don Valdes!" rief der Alte; „bleibt in Gottes Namen hier. — Was der alte Jost mit Niederlands Feinden zu verhandeln hat, kann offenkundig werden vor Gott und den Menschen! Ein: Nein! ist bald gesagt, und dringen, wenn es Gottes Fügung ist, dereinst die Spanier stürmend in die Stadt, so denke ich um meines alten Kopfes willen Eurem Bruder nicht durch Vorstellungen besonders viel lange Weile zu machen." — —

„Der spanische Offizier!" meldete ein Sergeant der Stadtmiliz, ins Zimmer tretend.

„Führt ihn herein!" entgegnete verdrießlich der alte Werst.

Die Thür öffnete sich, und der Erwartete trat ein. Es war derselbe ein junger Mann von hohem Wuchse und stolzer Haltung. Dunkelbraune Locken, nach neuester Mode damaliger Zeit in mehrere Zöpfe geflochten und unter dem geringelten Seitenhaare befestigt, umwallten das hochaufgerichtete Haupt. Die Züge des Fremden waren edel und kühn, doch augenscheinlich niederländischen Stammes, obwohl man im ersten Anblicke, dem Schnitte der Kleidung, dem spitzigen Bärtchen, der rothen Scharpe nach, auf einen Spanier hätte schließen sollen. Der Anzug des jungen Mannes war gewählt, ja fast geziert zu nennen. Das Lederkoller, die Kriegskleidung damaliger Zeit und, außer an Schlachttagen die Stelle des Harnisches vertretend, war eingefaßt mit goldenen Fransen, und die Aermel, so wie die Unterkleider, mit seidnen Schlitzen, von roth und weißer Farbe, reich besetzt. Von dem spitzigen, auf einer Seite aufgeschlagenen Hute, den der junge Mann in seiner Hand hielt, blitzte als Agraffe ein goldner Anker, und drei von ihm zusammengehaltene, mächtige Straußfedern schleiften an dem Boden. — Die Erscheinung des Frem-

den schien auf jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft einen bedeutenden, doch sehr verschiedenen Eindruck hervorzubringen. — Die Augen der beiden Rathsherren ruhten lauernd auf dem Alten van der Werft; eben so hatten Mutter und Tochter, welche beim ersten Anblicke des Eintretenden betroffen aus ihren Sesseln aufgefahren waren, die ihrigen ängstlich auf denselben gerichtet. Don Gaetano schien gleichfalls äußerst überrascht; am meisten aber war dies bei dem Bürgermeister der Fall.

(Fortsetzung folgt.)

Der Cotillon

ist erstens ein heidnischer, zweitens ein strafbarer und drittens ein heilloser Tanz zu nennen, und auf seine Verbannung aus den Gesellschaften hiemit öffentlich anzutragen.

Das polytechnische Journal für moderne Alterthümer, sagt Pag. 777 mit klaren Worten, daß bei den neuerlichen Ausgrabungen von Pompeji und Herkulanum sich ein Almanach für Damen vorgefunden hat, welcher von einem Tanze spricht, der unserm heutigen Cotillon so ähnlich sieht, wie ein Wassertropfen dem andern, nur daß er damals, 79 Jahre nach Erschaffung der Welt, nicht Cotillon, sondern Tunira geheißen habe. Andere behaupten, die Argonauten hätten bereits den Cotillon auf der Insel Colchis getanzt, und zwar aus Freuden den feurigen Drachen um das goldene Fließ geprellt zu haben; auch wäre Medea die erste gewesen, die außer der Tour geholt worden sey.

Dies sind nun zwei ganz unläugbare Gründe, daß der Cotillon ein heidnischer Tanz ist: durch denselben werden aber uns're Schönen augenscheinlich vor der Zeit zu Antiken: er ist also in dreifacher Hinsicht ein **heidnischer** Tanz zu nennen, und da unsere Jünglinge bei demselben oft ihre sehr **hölzerne Göttinnen** anbeten, so bleibt für diese Behauptung nicht der leiseste Zweifel übrig.

Zweitens! Dem Beweise, daß der Cotillon ein sehr **strafbarer** Tanz sey, legen wir Berechnungen zum Grunde. Nimmt man einen Cotillon im Durchschnitt zu 20 Paaren an, und die vortanzenden geschnürten Jünglinge bringen nur 10 Touren in Ausübung, so sind dies 200 Touren, welche abgetanzt werden müssen. Da nun ohne Uebertreibung angenommen werden kann, daß eine Dame, besonders wenn sie bildende Tanzanstalten frequentirt hat, einmal um's andere geholt wird, widrigenfalls sie so zu sagen: einen schlechten Cotillon gemacht haben würde, so wird sie praeter propter 100 Touren tanzen, wozu die 10 noch gerechnet werden müssen, welche sie mit dem Manne ihrer Wahl ex officio tanzt. Ferner die Eröffnungs- und Schluß-Touren, wobei ein förmliches Turnier abgetanzt wird, und endlich die mehrfachen Gast- und Gnaden-Rollen aus Großmuth für die alternde Reserve-Mannschaft, oder aus Wahlverwandtschaft dem zweiten Aufgebot der Kurmacher geschenkt, dies macht in Summa 120 Touren. Ist nun der Kreis des Cotillon 15 Schritte im Durchmesser groß, so hat er nach Euclid 46 Schritte im Umkreise. Zwei Schritte gehören bekanntlich zu einer Walzerdrehung und auf jede Drehung kommen wieder 6 Tritte. Man erhält also folgende Gleichung: $6 : 2 \times 46 = 138$. Dies mit 120 Touren multiplicirt, giebt die Summe von 16,560 Tritte, welche von jeder Dame im Cotillon gemacht werden. Hierbei war angenommen, daß die Dame nur ein Mal herumtanzt. Hat sie aber das Unglück, an einen etwas heißhungrigen Jüngling zu gerathen, der sie in den ersten fünf Minuten nicht wieder losläßt, so geht die Berechnung bis ins Unendliche. Aber wir bleiben bei den actenmäßigen 16,560 Tritten stehen. Hätte sie nun diese Tritte in einer graden Linie gemacht, so würde sie $1\frac{1}{4}$ geographische Meile, deren 15 auf einen Grad gehen, im Hopsen zurückgelegt haben. Nach den neuesten Bestimmungen der Gesundheitsbehörde ist aber bei einem Menschen von der stärksten Constitution die menschliche Lunge nur auf 99 geographische Hops-Meilen berechnet, dergestalt, daß bei jeder Meile $\frac{1}{90}$ Lunge d'rauf, und bei jeder 90sten Meile der Mensch d'rauf, und wie ein Licht ausgeht. Eine Dame setzt folglich per Cotillon $1\frac{1}{4}$ neunzigstel Lunge zu, das heißt: ihre Lunge reicht gerade zu 60 Cotillons aus. Rechnet man nun den Tanz-Winter zu 6 Monaten und alle 14 Tage einen Ball auf dem jedesmal 1 Cotillon getanzt würde — gewiß eine bescheidene Annahme!) so gibt dies 12 Cotillon im Winter, und in 5 Jahren ist die Dame todt. Dabei sind die übrigen lungenangreifenden Fatiguen gar nicht einmal gerechnet, z. B. die differenten Russischen-, Ambos-, Schlittagen- und die indifferenten ordinairen Walzermoden, die sublime Quadrille, und endlich das fleißige Reden mit den Herren, das denn doch bei Damen auch nicht ganz zu übersehen ist.

Bedarf es noch mehr Beweise, um den Cotillon einen strafbaren Tanz zu nennen?

Drittens: Daß der Cotillon endlich ein **heilloser** Tanz ist, kann noch leichter bewiesen werden. Von den zuschauenden Herren und Damen (boshafter Weise die Tapisserie genannt) werden einige geholt, andere nicht. Die Geholten fallen unter obige Berechnung, die Nichtgeholten aber übernimmt der Aerger und sie gehen extra zu Grunde, ohne nur einen Fuß gerührt zu haben. Nach einer äußerst sorgfältigen Zählung will man bemerkt haben, daß wer 36 Cotillons zusah, ohne geholt zu werden, geradezu umfällt und todt ist. Da nun ein Cotillon von 20 Personen gewöhnlich 40 Zuschauer zählt, von denen $\frac{4}{20}$ geholt und $\frac{16}{20}$ nicht geholt werden, so consumirt vielbesagter Tanz per Winter:

1. an mittanzenden Damen	. . . . .	4 Individuen
2. an beglückten Zuschauern	. . . . .	1 „
3. an sich heimlich Erboßenden	. . . .	6 „
	Summa	11 Individuen.

Legt man nun eine Bevölkerung mittlerer Sorte zum Grunde, und berechnet nach Cannabich's Geographie den Schaden nur für Städte erster und zweiter Klasse, so ergiebt sich, wenn die Dezimal-Stellen nicht außer Acht gelassen werden: **daß in unserm blühenden Vaterlande alljährig blos durch Cotillons 3190 Personen in's Gras beißen**; ganz abgesehen von dem Verluste, den die schönere Hälfte der Gesellschaft durch Schnürleiber, Florkleider bei 20 Grad Kälte, kühlende Getränke nach forcirter Hitze u. s. w. erleidet. Das ist doch wohl nicht heilsam! Was nun aber nicht heilsam ist, muß der Analogie nach **heillos** seyn, und folglich ist unsere Behauptung dreifach und vollständig bewiesen.

Würzburger Theater.

Wie früh sich bei einem Kinde bei zweckmäßiger Erziehung Anlagen auf eine auffallende Weise entwickeln können, davon hatten wir vor kurzem ein überraschendes Beispiel. Nämlich bei der am 9. d. M. stattgehabten Aufführung der „Teufelsmühle“ spielte ein Mädchen von kaum sechs Jahren, die Tochter des Hrn. Straßer den **Uriel**. Mit einer außerordentlichen Munterkeit und Unerschrockenheit spielte das Kind seine Rolle und sang seine Parthien mit großer Reinheit und Sicherheit. Wie viel hier Uebung und elterliche sorgfältige Erziehung beitrugen, wird jeder einsehen, und hält die geistige Entwickelung unserer kleinen Sophie Straßer gleichen Schritt mit ihrer körperlichen, so müssen wir sie einst als ausgezeichnete Künstlerin sehen. Schade, daß es wenige Stücke giebt, in denen uns jetzt schon das Kind ergötzen konnte.

(Von der Anemone erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 25. Mittwoch, 26. März 1834.

— — Leben
Das ist der Stein als Speis uns vorgeworfen,
An dem wir funfzig Jahr die Zähn uns stumpfen;
Ein albern Schaugeprang, ein fades Elend;
Ein hohler Sarg um welchen Satyrn tanzen;
Der Garten vollgepflanzt mit matten Freuden,
Von scharfen Reuethränen bald ertränkt;
Ein müder Zirkellauf von kranker Lust,
Und wildem Schmerz und wimmerndem Verzagen,
Ein Räthsel von Verzweiflung aufgelöst;
Der wüste Traum des tollgewordnen Staubes.
Zu leer, als daß man drüber reden möchte,
Zu schwer, als daß man davon schweigen kann;
Ein Seufzer über Gräbern bald verweht;
Ein klägliches, unsäglich bittres Nichts.

Karl Immermann.

Vier Stockwerke.

(Novelle von Ludwig Storch).

(Fortsetzung.)

„Das vom Liebesrausch erröthete Mädchen — denn ein solches steckte unter der Hülle des zarten Knaben — entwand sich den feurigen Umarmungen des Jünglings und sagte: „Man hört es Dir an, Gerard, daß Du den Meßrock für immer ausgezogen und Kerz und Rauchfaß mit Degen und Feder vertauscht hast. Auch daß Du den Franzosen nicht sonderlich zugethan und kein blinder Anbeter des großen Napoleon bist, geht aus Deinen Aeßerungen hervor, welche die Macht der Liebe über die der katholischen Kirche, deren eifriger Priester Du vor Kurzem noch warst, und über die des allmächtigen Kaisers setzen, dessen Unterthan Du eigentlich jetzt noch bist."

„Ich bin nun ein Priester der Liebe, ich bin nun ein Unterthan dieser allein mächtigen Königin. In Deinen Augen aber, mein unvergleichliches Mädchen, hat die Göttin ihren Königsthron aufgeschlagen, von dort aus beherrscht sie mich, wie Jupiter mit dem gezackten Blitz die Welt, aber ihre Blitze sind Deine Blicke, die mein Herz in Flammen gesetzt haben. In Deinem Herzen hat sie ihr Hoflager aufgeschlagen, wie Venus einst zu Amathunt, hier hat sie mich zu ihrem Vasallen beordert, und als solchen mich mit diesem kleinen schelmischen Herzen belehnt, welches für mich aber ein großes weites Königreich ist — ja was sag' ich: die ganze Welt ist mir dies Herzchen mit allen Zauberschätzen, die Wirklichkeit und Phantasie jemals hervorgebracht und geträumt haben." Ein Kuß der kleinen Louison verschloß dem begeisterten Schmeichler den Mund. „Wer Dich reden hört," sagte sie, „muß meinen Leichtsinn entschuldigen, der sich von Dir beschwatzen ließ. Ach, ein so leicht empfängliches gefühlvolles Mädchenherz hört die schönen Worte eines Mannes gar zu gern; und weiß ich denn, wie es kam? Ich glaubte Dich wie einen Heiligen zu lieben, aber wirklich liebte ich Dich schon ganz anders, als ich den Irrthum in meinem Herzen gewahr wurde."

„Es ist kein Irrthum, es ist kein Wahn," versetzte der junge Mann und hing am Halse seines Mädchens, „Du hast vor Gott auch keine Sünde begangen, meine geliebte Louison. Die himmlische und irdische Liebe sind eins, und der Quell aller Liebe ist Gott. Oder vielleicht sind die Wonnen der irdischen Liebe, die unsre Brust durchzittern, nur ein Abglanz des Strahlenmeeres ewigen Entzückens der himmlischen Liebe; aber sicher ist ihr Ursprung einer."

„O Du lieber, lieber Schwärmer!" rief das hocherröthete Mädchen. „Denkst Du denn gar nicht daran, daß Du Dein Herz reinigen mußt von einer schweren Schuld? Ach, Gerard," fuhr sie mit getrübten Blicke fort, Du bist doch recht leichtsinnig. Bedenkst Du denn keinen Augenblick, daß das Blut des Franzosen noch an Deinen Händen klebt? Hast Du denn gar nichts zu bereuen? Ein Menschenleben hast Du geendet."

„Du liebes kindliches Gemüth entgegnete Gerard, „für eine Sünde erklärst Du es, daß ich den verworfenen Eloporte aus der Welt schaffte. War er nicht ein Teufel in menschlicher, in gleißend schöner Gestalt, und rettete ich nicht die schutzlose Unschuld aus seinen gierigen Krallen, Louison, rettete ich nicht Dich, mein Heiligstes und Theuerstes auf der Welt vor diesem Entsetzlichen? Und fiel er nicht im offnen ehrlichen Zweikampf? Nein, Louison, ich habe nichts zu bereuen. Die ewige Liebe bediente sich meiner schwachen Hand zum Werkzeuge, um eine Geißel der Menschheit zu tilgen. Sie hat mir auch den Lohn, den beglückenden Lohn für meine That sogleich auf der Stelle gereicht, Dich mein süßes Kind. Denn so sehr ich Dich auch schon liebte, so wäre ich doch, der Pflicht meines Standes anhängend, niemals in Deinen Besitz gekommen; wenn nicht der lüsterne Franzos Deiner Schönheit Netze gestellt, wenn er nicht so ernstlich versucht hätte, Deine Unschuld seinen Lüsten zu opfern. Die Entrüstung über den Nichtswürdigen, von dem ich zu gleicher

Zeit noch viele andere Scheußlichkeiten erfuhr, drückte mir den Degen in die Faust, mit ihm erkämpfte ich Dich mir, und streckte den Feind an den Boden. Dich im Arme floh ich und änderte meinen Stand."

Ein leises Pochen an der Thüre störte ihre Unterredung. Louison ging, um zu öffnen. Meister Peter Stübecke trat wieder herein. „Ich komme vom Buchhändler," sagte er freundlich, „es gibt Arbeit in Fülle für Euch beide, Ihr wackern Herrn. Der Kleine da kann gleich hingehen und sich von Herrn van der Vlie instruiren lassen. Ich möchte nicht gern, daß Sie selbst über die Straße gingen, Herr van Rigbecke; der Teufel könnte sein Spiel haben, und Sie doch irgend wer erkennen. Die Sache fängt jetzt an und wird ruchbar. Den Kleinen da kennt keine Seele in Amsterdam. Nun so kommen Sie, ich will Ihnen meinen Kellerbuben mitgeben." Louison ging mit dem gefälligen Wirthe. Nach einer halben Stunde trat Sie mit Schreibmaterialien unter dem Arm wieder in das Zimmer, aber bleich und zitternd und mit dem Zeichen des Schreckens.

„Um Gotteswillen, Gerard," rief sie mit angstbeklemmter Stimme, „jetzt eben ist mir der scheußliche de Veaur auf der Treppe begegnet. Vielleicht spürt er uns schon nach."

„Er wird bei Cloporte's Vater gewesen seyn, und diesem genauen Bericht über den Tod seines Sohnes abgestattet haben," tröstete Rigbecke die Erschrockene und suchte seine eigene Bestürzung zu verbergen. „Ich finde sehr natürlich, daß er hier im Hause ist; daß Matthieu de Cloporte und Robert de Veaur die innigsten Freunde waren. Vielleicht hat der Erstere sterbend dem Letzern noch besondere Aufträge an seinen Vater gegeben, deren sich dieser nun entledigt. Er hat Dich doch nicht erkannt?"

„Nicht eines Blickes hat er mich gewürdigt, aber beinahe wäre ich bei seinen Anblick vor Schrecken umgefallen und hätte dann gewiß seine Aufmerksamkeit auf mich gezogen. Vielleicht hatte er mich angesehen, wenn er nicht im eifrigen Gespräche mit einem wohlbeleibten Manne aus der Saalthüre des zweiten Stockwerks gekommen wäre. Dieser Mann begleitete den spitzbübischen Franzosen bis ans Ende der Treppe und drückte ihm oft die Hand."

„Aus dem zweiten Stocke sagst Du? hat uns denn nicht der Wirth gesagt, daß Cloporte im dritten wohnt?"

„So ist's. Wer im zweiten wohnt, habe ich noch nicht gefragt."

„Das macht mich unruhig," bemerkte Rigbecke. „Wenigstens wäre es gut, es zu wissen, damit wir unsere Vorsichtsmaaßregeln darnach einrichteten; denn de Veaur könnte uns allerdings in dem Hause sehr gefährlich werden."

In großer Unruhe brachten die beiden Liebenden bis zu Mittag zu, bis ein eigenthümliches Pochen an der Thüre sie belehrte, daß Meister Peter Stübecke wieder Einlaß begehrte. Er trat, nachdem Louisen geöffnet, mit einem verdeckten Korbe herein, um ihnen die Mahlzeit zu bringen.

„Sagt mir, bester Herr Wirth," redete ihn Rigbecke sogleich an, „wer bewohnt denn das zweite Stockwerk Eures Hauses?"

„Die Bel-Etage hat Herr van Delfthuis, ein reicher und angesehener Handelsherr inne."

„Van Delfthuis!" rief Rebecke. Heißt der Herr mit seinem Taufnamen vielleicht Jacob? Und ist er vielleicht aus dem Herzogenbusch gebürtig?"

„Jacob heißt er allerdings, und wenn ich nicht irre, habe ich auch einmal gehört, daß er aus dem Herzogenbusch stamme."

„Seine Frau ist vor sechs bis sieben Jahren gestorben. Es müssen wohl drei Kinder von ihr da seyn, deren ältestes ein Mädchen, Namens Gretchen, ist. Sagt schnell lieber Meister, ist das so?"

Der Wirth nickte lächelnd bejahend und sagte: „Sie kennen Herrn van Delfthuis, wie ich merke; denn es trifft alles zu. Nur hat er wieder geheirathet, ein schmuckes, herrliches Weib — die erste hab ich gar nicht gekannt — und auch wieder mehrere Kinder mit ihr."

„Und wer ist denn seine zweite Gemahlin?" fragte der junge Mann neugierig.

„Sie ist eines wohlhabenden Schiffers Tochter aus meinem Geburtsorte, Oude Wetering. Ich weiß nicht, ob Ihnen das Dorf bekannt ist; es liegt an der Nordseite des Rheins, und die Schiffe, die von Amsterdam und Haarlem durch Ter Gouw nach Zeeland wollen, werden hier vorüber durch einen Kanal gebracht, welcher aus dem haarlemer in das braassemer Meer geht. Der Schiffer Gruithave war bei der Kanalfahrt bestellt. Herr van Delfthuis fuhr mit einem seiner Schiffe durch und sah die Elisabeth, des Schiffers Gruithave Tochter, vergaffte sich in sie, und führte sie nach einigen Wochen als zweite Frau in sein Haus."

„Davon scheint Herr van Delfthuis unserer Familie nichts gemeldet zu haben, wenigstens ist nichts dergleichen zu meinen Ohren gekommen."

„Und wie käme denn ihre Familie zu solcher Meldung, wenn ich fragen darf, mein Herr?"

„Des Herr van Delfthuis erste Gemahlin war ja meine älteste Schwester, Meister Stübecke."

„Ei so sind Sie der Onkel des schönen Gretchens?"

„Freilich, bin ich's. Nur darf ich's hier nicht laut werden lassen."

„Nun nehm ich ein doppeltes Interesse an Ihnen; denn ich bin dem lieben Gretchen herzlich gewogen. Ach, wenn die das wüßte!" Und der gesprächige Wirth erzählte, während er servirte, von Gretchens frommen Taubensinn und wurde ihres Lobes nicht müde. Endlich trug er auch zum Erstaunen der beiden Gäste das Unglück des Herrn van Delfthuis vom vorigen Abend vor, und nannte de Veaur als Retter des Kaufmanns. Die jungen Leute schüttelten bedenklich die Köpfe und erkundigten sich näher nach diesem Manne, aber der Wirth konnte natürlich keine Auskunft geben.

„Herr Wirth," sagte Rigbecke, „ich bitte Euch dringend, warnt meinen Schwager und das schöne Gretchen vor diesem entsetzlichen Menschen. Er war der Helfershelfer des Matthieu Cloporte und dessen Secundant im Duell; er ist ebensogut ein französischer Spion, wie jener und führt jedenfalls nichts Gutes im Schilde."

(Fortsetzung folgt.)

Sonetten-Kranz
an
Eleonore.

(Nach aufgegebenem Schlußsonette.)

I.

Wenn mein Geist versenkt in Träume sinnet
Ueber die entfloh'ne Kinderzeit,
Preßt mein Herz in unermeßlich Leid,
Und der Sehnsucht heiße Thräne rinnet.

Ach, es waren schöne gold'ne Tage,
Wo der Knab' in süßer Ruhe schlief,
Wo der Tag zu Lust und Freud' ihn rief,
Daß er sie gleich Schmetterlingen jage.

Trägt Erinnerung mich in jene Fluren,
Zeigt mir noch der Kindheit holde Spuren,
O da fühl' mein krankes Herz ich glüh'n;

Alle Hingeschied'nen steigen nieder,
Und ich sehe meine Kindheit wieder
Sehe golden meine Zukunft blüh'n.

II.

Sehe golden meine Zukunft blüh'n.
Aber ach, der rasche Traum verschwindet,
Und die rauhe Gegenwart verkündet:
„Thor, laß ab von eitlem Kampf und Müh'n."

Soll für mich denn keine Blume glüh'n,
Giebt es keine Hand, die Kränze windet,
Und mir um die wunde Stirne bindet
Wird die Zeit mir freudlos ferne zieh'n?

Sieh' da fasset mich ein heißes Sehnen,
Meinem Aug' entfließen Sehnsuchtsthränen,
Und die holden Kinderträume flieh'n.

Reinen Aether wähn' ich da zu trinken,
Andre Freuden seh' ich nach mir winken,
Rosen nur für mich entsprossen glüh'n.

III.

Rosen nur für mich entsprossen glüh'n —
Und sie glüh'n in wunderbaren Farben.
Alle trüben Schreckensbilder starben,
Seit Dein holdes Bild vor mir erschien.

Wie die düstren Nebelbilder fliehn,
Wenn der Morgensonne lichte Strahlen,
Purpurn ringsum Thal und Hügel malen,
Sah' ich alle Leiden ferne flieh'n;

Neue Freuden schwellen meinen Busen,
Alles lacht im neuen Glanz mich an,
Und ich fühle selbst, daß itzt die Musen,

Freundlicher sich mir wie einstens nah'n.
Glücklich bin ich, denn mein Busen minnet,
Und die Thräne hoher Ahnung rinnet.

IV.

Und die Thräne hoher Ahnung rinnet,
Denk ich mir der Zukunft schöne Zeit,
Und der Freuden Fülle, die sie beut
Bleibt dein Herz mir treu und rein gesinnet.

Holde Liebe, Würze unsres Lebens
Himmelstochter, uns von Gott gesandt,
Wer dich nie gefunden, nie empfand,
Ihn bedaur' ich, denn er lebt vergebens.

Holde Göttin, hilf mir kämpfen, ringen,
Führe mich den steilen Pfad hinan,
Laß mein höchstes Streben mir gelingen,

Stütze mich, daß ich nicht sinken kann,
Wenn mein Herz die Theure nicht gewinnet,
Meines Lebens Morgenroth beginnet.

V.

Meines Lebens Morgenroth beginnet
Klarer Morgenhimmel mich umzieht,
Und des Glückes holde Blume blüht,
Goldne Fäden nur die Parze spinnet;

Halt ich einst dich liebevoll umfangen,
Ruhst du treu und rein in meinem Arm,
Kann da bei uns weilen noch der Harm,
Wird nicht alles lieblich um uns prangen?

Lieblich wie des Abends rothe Strahlen,
Purpurn rings des Himmels Räume malen,
Wird des Lebens Himmel uns umglüh'n.

Und wir athmen süße Blumendüfte,
Um uns säuseln ätherreine Lüfte,
Leichte Wölkchen fliegen d'rüber hin.

VI.

Leichte Wölkchen fliegen d'rüber hin,
Mögen sie zu Stürmen auf sich thürmen,
Meine Liebe wird dich rettend schirmen,
Muthig dich zum sichern Ufer ziehn.

In Gefahren wächst der wahre Muth,
Und im Sturm kann sich der Schiffer zeigen,
Darf nicht muthlos wanken und erbleichen,
Floße auch der letzte Tropfen Blut.

Und die Liebe giebt uns Kraft der Riesen,
Jeder Angriff wird zurückgewiesen,
Jeder Feind muß da besiegt entfliehn.

Mag's drum immer ringsum stürmen, toben,
Liebe hält mein schwaches Schifflein oben,
Und ich fühle, daß ich selig bin.

VII.

Und ich fühle, daß ich selig bin.
Seligkeit der rechten Jugendliebe;
Daß sie mir durch's ganze Leben bliebe,
Mög' sie dich wie mich so heiß durchglüh'n.

Einmal nur ist uns das Glück gegeben,
Einmal zieht die Liebe bei uns ein,
Laß die Treue ihr Begleit'rin seyn,
Und du bist beglückt im Erdenleben.

Wo die Treue flieht, da naht der Kummer,
Frißt sich tief ins arme Herz hinein,
Scheucht vom weichsten Lager süßen Schlummer

Füllet es mit namenloser Pein,
Treue nur mein Lebensglück gewinnet
Bis die Parze nicht mehr für mich spinnet.

VIII.

Bis die Parze nicht mehr für mich spinnet,
Will ich dir in Lieb mein Leben weihn,
Füllen wirst du meines Herzens Schrein,
Auch noch wenn das letzte Sandkorn rinnet.

Ruft der Tod, und muß ich von dir scheiden,
Harr' ich liebevoll im Jenseits dein
Dorten bist du dann auf ewig mein
Und selbst Engel werden mich beneiden.

Nimmer kann die wahre Liebe enden,
Mit des Erdenlebens kurzem Lauf,
Wenn die rauhe Wandrung wir vollenden

Geht ins Jenseits sie mit uns hinauf.
Hier und dorten füllst du mir die Brust,
Leonore meines Lebens Lust.

IX.

Leonore meines Lebens Lust,
Werd' ich Theure, bald dich widersehen,
Wird noch lange Zeit vorübergehen,
Ruhst' als Gattin bald an meiner Brust?

Durch die Trennung wächst der Liebe Gluth,
Mächtig trieb's mich hin in deine Nähe
Doch die Pflicht gebeut, ich wiederstehe,
Nur mit Mühe dieser Liebesfluth.

Hier gefesselt hält mich meine Pflicht,
Möcht so gerne zu der Theuren eilen,
Doch der Zukunft Zeiten dulden's nicht,

Sprechen laut zu mir: „Hier mußt du weilen."
Hier erringen muß ich dich für's Leben
Freundin mir zum Trost von Gott gegeben.

X.

Freundin mir zum Trost von Gott gegeben,
Stern, der mir erhellt des Lebens Nacht,
Schutzgeist, der die Kräfte angefacht,
Wenn ich wanken wollt in meinem Streben.

Ros'ge Bande möcht' ich um dich weben
Mit den Schätzen aus der Erde Schacht,
Mit des Meeres, mit der Fluren Pracht,
Möcht ich, o Geliebte! dich umgeben.

Ist mir einst der große Wurf gelungen,
Hab' ich dich, du Herrliche errungen,
O dann lohnst du mir mit Götterlust.

Alles Müh'n und Ringen ist verschwunden,
In dir hab' ich süßen Lohn gefunden,
Innig drück' ich dich an meine Brust.

XI.

Innig drück' ich dich an meine Brust,
Doch im Geiste nur, ach viele Meilen,
Muß zu dir die Sehnsucht rasch durcheilen,
Dennoch bleibst du meines Lebens Lust.

Rasch durchfliegt der Geist die weiten Räume
Eilet dir voll heißer Sehnsucht zu
Schließt mein Auge sich zu stiller Ruh',
Bist du bei mir im Reich der Traume.

Bis ich dich auf meinen Lebenswegen
Sah, da rief es jubelnd laut in mir:
„O du bist, die mir des Ew'gen Segen

„Schuf, daß ich den Himmel finde hier;
„Du von oben freundlich mir gegeben,
Wo du bist erwach' ich neu zum Leben.

XII.

Wo du bist erwach ich neu zum Leben
Und du bist mir immer, immer nah'
Ist dein holder Korper auch nicht da,
Wird dein Geist mich fort und fort umschweben.

Denn der höchste Sporn in meinem Leben,
Ist mir deine Liebe, deine Treu'
Die mich ewig jung und ewig neu,
In dem schwersten Kampfe wird erheben.

Will der Arm im Kampfe auch ermatten
Droht das Unglück mir mit dunkeln Schatten
Sind Gefahren rings um mich herum,

Sieh, da nahest du mit holdem Blicke,
Alle Feinde weichen da zurücke,
Gram und alle Sorgen werden stumm.

XIII.

Gram und alle Sorgen werden stumm,
Wo die Liebe weilt kann Gram nicht weilen.
Alle frühern Wunden werden heilen,
Und das Rad der Zeit fliegt rasch herum;

Ueber Blumenfelder eilt sein Lauf,
Grazien umtanzen seine Spuren,
Schmucken schöner noch die bunten Fluren,
Räumen alle rauhe Dornen auf.

Mag die Zeit auch rasch vorüberschwinden,
Liebe soll sie mich bewahrend finden,
In des Herzens tiefstem Heiligthum.

Nur in dir erblüht mir ja hienieden,
Meines Lebens Glück, mein Seelenfrieden,
Wo du bist ist mein Elisium.

XIV.

Wenn mein Geist versenkt in Traume sinnet,
Seh' ich golden meine Zukunft blühn,
Rosen nur für mich entsprossen glühn,
Und die Thräne hoher Ahnung rinnet.

Meines Glückes Morgenroth beginnet
Leichte Wölkchen fliegen d'rüber hin,
Doch ich fühle, daß ich selig bin
Bis die Parze nicht mehr für mich spinnet.

Leonore meines Lebens Lust,
Freundin, mir zum Trost von Gott gegeben,
Innig drück ich dich an meine Brust,

Wo du bist erwach' ich neu zum Leben
Gram und alle Sorgen werden stumm,
Wo du bist ist mein Elisium.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Wurzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne
oder
Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 26. Sonntag, 30. März 1834.

Gesetze, Zeiten, Völker überleben sich mit ihren Werken, nur die Sternbilder der Kunst schimmern in alter Unvergänglichkeit über den Kirchhöfen der Zeit.

Jean Paul (Friedrich Richter.)

Vier Stockwerke.

(Novelle von Ludwig Storch).

(Fortsetzung.)

„Was Sie mir da sagen, ist mir von der größten Wichtigkeit!" rief Peter Stübecke überrascht. „Wir werden ein Auge auf den Herrn haben und ich werde sogleich Sorge tragen, ihn zu umstellen." Der Wirth entfernte sich mit eiligen Schritten und die Thüre wurde wieder hinter ihm verriegelt.

An demselben Vormittage stieg der Kapitän Kampvorst aus dem vierten Stockwerk in das dritte herab, und ließ sich vom Diener bei Herrn von Cloporte als ein Mann melden, der ihm sehr wichtige Entdeckungen zu machen habe. Er wurde durch das Familienzimmer geführt, wo eine junge interessante Dame eben beschäftigt war, einen Knaben in schwarze Gewänder zu hüllen, wie sie selbst trug. Eine ältere Dame, ebenfalls schwarz gekleidet saß am Fenster und las. Die junge Dame warf dem kräftigen Kapitän einen feurigen Blick zu, welchen der schlaue Holländer nicht unerwiedert ließ, fest entschlossen, Alles zu benützen, was ihn zum Ziele führen könnte. Ein kleiner Mann in halb militärischer Kleidung mit einem lebendigen ausdrucksvollen Gesichte trat ihm entgegen und lugte über der Brille weg, die mehr auf der Nase saß, um das Spiel der Augen zu decouvriren, als demselben behülflich zu seyn.

„Mein Herr!" redete ihn Kampvorst an, „ich habe die Ehre Ihr Hausgenosse zu seyn; ich bewohne seit gestern das vierte Stockwerk dieses Hauses, das ich zu meiner unaussprechlichen Freude so glücklich war auf meine Anfrage zu erhalten; denn allein Ihretwegen bin ich nach Amsterdam gekommen."

„Wer sind Sie?" war die kurze Frage des Franzosen.

„Eine Frage, die mir schwer zu beantworten fällt. Eigentlich bin ich nichts, und bin zu Ihnen gekommen, um etwas zu werden, weil ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß der siegreiche Kaiseradler keines verdienstvollen Mannes vergißt, der sich ihm ergeben und Dienste geleistet."

„Haben Sie dem Kaiser Dienste gethan?"

„Bis jetzt noch nicht. Doch bin ich im Stande ihm große zu thun, und mit dem Vorsatz dazu bin ich zu Ihnen gekommen. Auch Ihr Schade wird es nicht seyn, Gebrauch von meinen wichtigen Diensten zu machen."

„Lassen Sie sich bei mir nieder. Ihr Name, Stand, Vaterland? wenn ich bitten darf."

„Valtin Kampvorst aus Oude Wetering, einem holländischen Dorfe am Rhein, zuletzt englischer Seekapitän."

„Ein geborner Holländer, englischer Seekapitän!" sagte der Franzose stutzig.

„So ist's. Ich hatte alle Ursache mit meinem Vaterlande unzufrieden zu seyn. Ich fand kein Wirkungsfeld für mein Talent. Mit Groll im Herzen verließ ich's, eh' ihm der Kaiser noch seinen Bruder gab. Mehr Zufall als Wille führte mich nach England. Sie werden wissen, was es heißt, in England sich vom gemeinen Matrosen zum Kapitän hinaufzuarbeiten; es gelang mir. Nun glaubte ich einem Stande anzugehören, der mir Ansprüche auf eine vornehme Verbindung ertheilte. Ich hatte die Tochter eines adeligen Hauses lieben gelernt; ich hielt um sie an und wurde mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen. Dieß empörte mich; ich forderte ihren Bruder, der mein Glück vorzüglich hintertrieb. Der Feige zeigte mich an und ich wurde sofort vor ein Gericht gestellt und von diesem meiner Würde und meines Dienstes für verlustig erklärt. Mit kochender Wuth im Herzen habe ich das Land verlassen, wo adelige Hohlköpfe und Schurken mehr gelten, als der talentvolle Mann, und bin in mein Vaterland zurückgekehrt. Sie, mein Herr, sind der Erste, welchem ich mein Schicksal anvertraue und ich bitte Sie um Verschwiegenheit. Mein heiligster Entschluß ist, Gut und Blut dem großen Kaiser zu widmen; und ich will eher keine Anstellung beim Seewesen, bis ich ihm einen sehr großen Dienst erwiesen habe."

„Und welches wäre der? Sie dürfen sich mir ganz anvertrauen, und sind an den rechten Mann gekommen."

„Ich bin mit dem Zustand der englischen Marine sehr genau bekannt und kann alle Mängel derselben angeben. Im Fall der Kaiser entschlossen wäre, sein Schwert gegen England zu kehren, was über lang oder kurz doch geschehen muß, so würde ich Seiner Majestät von größten Nutzen seyn."

„Allerdings! das wäre etwas Bedeutendes."

„Doch das nicht allein. Ich weiß von England aus sicher, daß die englische Regierung und das vertriebene Haus Oranien immer geheime Verbindungen mit Holland unterhält. Da ich nun ein geborner Holländer bin und auch beweisen kann, daß ich englischer Kapitän war, so könnten durch meine Vermittlung jene geheimen Verbindungen ausgeforscht werden."

„Vortrefflich!" rief Herr von Cloporte und hüpfte vor Freuden vom Sopha empor. „Das ist der beste Dienst, den Sie uns leisten können, Herr Kapitän. Haben Sie Ihre englischen Papiere mitgebracht?"

„Hier sind sie." Der Franzose durchblätterte die Atteste und Pässe. „Sehr gut! sagte er denn. Sie werden mir gefälligst diese Papiere überlassen und dafür französische erhalten. Was meinen Sie zu dem Gedanken, wenn Sie sich hier bei manchen Leuten, die ich Ihnen namhaft machen will, für einen geheimen Abgesandten des Prinzen von Oranien ausgäben? Zu Ihren englischen Papieren würde ich Ihnen dann noch einige falsche Beglaubigungsschreiben verschaffen."

„Ich finde den Gedanken vortrefflich."

„Wohlan, lassen Sie uns die Sache überlegen, Herr Kapitän. Sie kommen mir zur gelegenen Stunde. Die verfluchte Hand eines katholischen Pfarrers in Brabant hat mir meinen ältesten Sohn, einen sehr talentvollen Mann, der bereits Kapitan der Infanterie war, umgebracht, und ich habe heute dem ganzen nichtswürdigen Volke Rache geschworen. Vielleicht gelingt es durch Ihre Thätigkeit dem flüchtigen Mörder auf die Spur zu kommen. Aus dem Lande kann er nicht, ohne Pässe, und die fehlen ihm."

„Ich werde keinen Eifer sparen."

„Sie bleiben heute bei mir zu Tische, Herr Kapitän. Lolot, ein Couvert mehr. Eine Flasche Xeres! ich habe die Ehre, Ihnen meine älteste Tochter vorzustellen, Herr Kapitän. Sie ist Wittwe eines Kapitäns, der in Spanien auf dem Feld der Ehre starb. Er war auch nicht von Adel, doch ein tapfrer verdienstvoller Mann, und mir deßhalb ein wertherer Schwiegersohn, als irgend ein Graf. Glauben Sie das, Herr Kapitän."

„So viel Liebenswürdigkeit adelt jedes bürgerliche Blut," sagte Kampvorst, so schwer auch seiner holländisch-englischen Natur die Schmeichelei wurde.

„Du siehst an diesem Herrn, daß weder Tapferkeit noch Galanterie ausgestorben sind, Lolot. Entschuldigen Sie, mein Herr, der Verlust des geliebten Bruders hat sie von neuem hart getroffen. Wenn Sie bekannter in unserm Hause werden, wird sie ihre Gesprächigkeit wieder finden."

„Ich wünsche nichts sehnlicher, als die Fähigkeit dazu zu besitzen," sagte Kampvorst, und warf ihr einen süßfragenden Blick zu. Er wurde sogleich beantwortet, indem sie rief, „Kommen Sie! Wie gefällt Ihnen mein kleiner Geoffroi? Ist er nicht ein allerliebster Junge?" und damit zog sie den Kapitän mit liebenswürdiger Nonchalance in ihr Zimmer, stellte ihn dort der lesenden Mutter als ihren neuen Freund vor, schäckerte dazwischen mit ihrem Kinde, kokettirte mit ihrem Spiegelbilde und schwatzte zehnerlei in einem Athem. Der etwas unbeholfene Kapitän fand sich, so gut es eben gehn wollte in seine Rolle, und spielte sie auch bei Tafel erträglich. Jede Spur von Trauer hatte sich zu ihrer Eltern großer Freude aus Lolots Wesen verloren; sie pfiff, sang und plauderte, und entließ Nachmittags den neuen Freund mit nicht weniger Wohlgefallen als ihr Vater. Dieser aber flüsterte dem Kapitän noch zu; „Stellen Sie sich ja Punkt zehn Uhr diesen Abend ein; ich werde Ihnen einen höchst interessanten jungen Mann zuführen, der auch hier im Hause wohnt, aber guter Ursachen halber sich nicht am Tage zu mir hält; er wird Ihr Freund werden, ich weiß es, und Sie mit Ihren Obliegenheiten genau bekannt machen. Er soll Sie auch in die Gesellschaft Ihrer neuen Kameraden führen; denn Sie müssen wenigstens die Genie's darunter kennen lernen."

Kampvorst empfahl sich, und hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinen Onkel aufzusuchen, und diesem den ganzen Handel mitzutheilen, auch sich zu erkundigen, wer denn noch von diesem guten Schlage im Hause wohne.

„Das ist der Franzos, welcher Herrn van Delfthuis das Leben gerettet," versetzte der Wirth. „Den nimm mir ja recht aufs Korn, ich werde es auch thun."

Beide besprachen sich noch über mancherlei Maaßregeln, zu denen auch die gehörte, in der folgenden Nacht eine Versammlung einiger Patrioten zu halten, um denselben mitzutheilen, was Kampvorst heute erfahren und diesen Abend noch erfahren würde.

„Kaum hatte Kampvorst seinen Oheim verlassen, als dieser den Herrn van Delfthuis um eine kurze geheime Unterredung bitten ließ. Der Kaufmann ließ ihn antworten, daß er ihn in seinem Zimmer erwarte.

„Herr van Delfthuis," begann er hier, „ich weiß Sie sind stets ein guter Holländer gewesen, und haben nie etwas gemein gehabt mit denen, die sich jetzt unsere Herrn nennen, die uns zu Franzosen machen wollen, während doch ehrliches holländisches Blut in unsern Adern fließt. Leben wir auch in bösen Zeiten, so sind wir uns doch gegenseitig Pflichten schuldig, und ich erkenne es vor Pflicht, Sie vor dem Franzosen zu warnen, welchen Sie bei sich aufgenommen haben. Er gehört zur edlen Zunft der Spione, die uns umlauern, und hat keine gute Absicht, indem er sich bei Ihnen eindrängt."

„Meister Peter," lächelte der Handelsherr, „Euer bekannter Patriotismus sieht jede Windmühle für einen feindlichen Ritter an. Herr de Veaur ist ganz neu hier und hat sich nicht eingedrängt."

„Ich fürchte doch. Wenn er so neu ist, Herr van Delfthuis, wie in aller Welt kommt er denn zur genauen Bekanntschaft mit Herrn von Eloporte, die ihm doch wahrlich keine Ehre bringt, und die er Ihnen gewiß verheimlicht hat."

„Wie könnt Ihr Eure Beschuldigung beweisen?" fragte van Delfthuis stutzig.

„Sie sollen diesen Abend mit eigenen Augen sehen, mein Herr. Um zehn Uhr wird de Veaur sich heimlich zu Eloporte schleichen und dort werden Sie über Ihr Verderben brüten."

„Ist's möglich," rief der Kaufmann höchst betreten. „Und Ihr wißt das so gewiß?"

„Wir verstecken uns hinter das Treppengeländer. Was die Augen sehen, glaubt das Herz. Eher verlange ich keinen Glauben von Ihnen. Morgen kann ich Ihnen vielleicht mehr über Ihren Hausgenossen berichten."

Der Wirth verließ den nachdenklich gewordenen Kaufmann mit dem Versprechen, ihn in einigen Stunden abzuholen. Van Delfthuis trat mit möglichst unbefangener Miene in das Familienzimmer und fand dort de Veaur mit Gretchen. Der Franzos umflatterte die Reizende wie ein Schmetterling die Blume, und sang, mit dem Aufgebot all' seiner Liebenswürdigkeit, über sie hingebogen, ein leichtes schelmisches Liebeslied zu den Klängen der Laute, die er im Arme hielt. Als er den Kaufmann bemerkte sprang er auf und rief: „Mein glänzendster Glücksstern hat mich in Ihr Haus geführt, theurer Freund. Ich werde mit Margot Duetts einstudiren aus den neuesten Opern. Das macht mich selig."

Als sich Gretchen bald darauf aus dem Zimmer entfernte, erfaßte de Veaur Delfthuis Hand und sagte: „Mein Herz steht in lichten Flammen, verehrtester Freund; Margot ist ein Engel; ich bete sie an. In diesen Tagen setze ich alle Maschinen in Bewegung, meine Anstellung zu erlangen; werden Sie mir Margots Hand versagen, wenn ich förmlichst um sie anhalte?"

„Darauf muß Ihnen Margots Herz antworten," entgegnete der Vater bestürzt. „Sie wissen, wie viel ich Ihnen schuldige, und wie gern ich zahle."

(Fortsetzung folgt.)

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

In dem Augenblicke, als sich die Thür öffnete, hatte er sich erhoben und um mehrere Schritte der Thür genähert; es schien, als hielte er es angemessen, selbst durch Bewillkommung des Feindes die Gastfreiheit des Hauses zu bewähren. Doch in dem Momente, als der Fremde eintrat, als das Auge des Alten auf den Eintretenden fiel, blieb er erschüttert stehen; ein mächtiges Gefühl schien ihn vom Scheitel bis zu der Sohle zu durchzucken. Die Röthe des Zornes überzog die

würdevollen Züge des Alten; er warf einen durchbohrenden Blick auf van der Kämp; dann ging er, ohne den Fremden zu bewillkommen, an seinen Platz zurück. Auch der Fremde schien heftig ergriffen. Es entstand eine lange ängstliche Pause. — Van der Werft brach zuerst das bange Schweigen. —

„Was bringt Ihr mir, Hauptmann Don Karlos von Ayta?“ fragte er mit vor Zorn und Schmerz zitternder Stimme. —

„Ist's möglich, Oheim? — Dieser Empfang dem Sohne Eurer Schwester!“ rief erschüttert der junge Mann.

„Kein Wort davon, wenn ich bitten darf!“ rief wild der Alte. „Ich möchte über dem spanischen Offizier gern den treulosen Niederländer, der in den Mauern dieser Stadt geboren ward, vergessen; ich möchte über den Gesetzen des Völkerrechts vergessen, daß Leiden das Halsrecht hat, und daß es die Pflicht des ersten Bürgermeisters ist, solches über einen Verräther zusammen zu berufen.“

„Ich bitte Euch, Oheim! nicht diesen Ton!“ rief im Innersten empört der junge Mann. — „Wenn Ihr die Bande des Bluts nicht ehren wollt, so achtet wenigstens die Sitte und das Recht. Noch niemals hat Jemand mit Karl Viglius in diesem Tone gesprochen, und selbst von Alba hätte ich ihn nicht geduldet.“

„Wohl gesprochen,“ rief mit wildem Lachen der Alte. „Jetzt trefft Ihr Eure Rolle. Jetzt beginnt die Schlange zu zischen!“

„Vater! ich bitte Euch!“ rief Virginie, die Hand des Vorigen ergreifend.

„Es ist der Sohn der Schwester!“ sprach mit weicher Stimme die Gattin. — „Bedenke, wie oft Du ihn dereinst auf Deinem Arme getragen, auf Deinem Knie geschaukelt, Deinen Liebling ihn genannt.“

„Also nicht ganz ein Fremdling bin ich in diesem Hause!“ rief gerührt der junge Krieger, die Hände der Frauen wechselsweise an seine Lippen drückend, indem zwei große Thränen über seine Wangen rollten. „Zwei Herzen giebt es noch, die an dem Armen, Verwaisten, Antheil nehmen! — Wohl hatte die sterbende Mutter Recht, als sie mit brechender Stimme sagte: Die Muhme Margarethe wird mich Dir ersetzen, Virginie wird Deine Schwester seyn!“

Van der Werft schien erschüttert; sichtlich suchte er die sich in seinem Innern erhebende Rührung zu bekämpfen.

„Oheim!“ sprach mit weicher Stimme der junge Mann, indem er sanft des Alten Hand ergriff. „Bruder meiner verewigten Mutter! seht mich nicht so mit Hasses Augen an! — O, könnte ich Euch schildern, was ich empfand, als ich die Schwelle dieses Hauses überschritt! — Ach, wie verschwand in diesem Augenblicke das Angedenken jedes harten Wortes, das Ihr nach Brüssel mir geschrieben! Wie lebhaft stand dagegen bei dem Erblicken der alten wohlbekannten Räume jede Erinnerung des Guten, das Ihr so vielfach mir erzeigt, jedes lieben Wörtleins, mit dem Ihr einst den Knaben an Euch gekettet, vor der Seele! — Ach, Oheim, die Hand des Todes könnte mir nicht schmerzlicher, nicht kälter in das innerste Leben greifen, als Eure Worte bei meinem Eintritte.“

Die Worte des Jünglings schienen einen lebhaften Eindruck auf das Gemüth des Alten hervorzubringen. Es war, als wolle er reden, als wolle er seine Hand aus der des jungen Mannes ziehen; doch ließ er sie ihm und — schwieg.

„Oheim,“ fuhr Karl mit gerührter Stimme fort. „Mögt Ihr mir doch Eure Liebe entziehen, aber erlaubt mir doch, daß ich Euch lieben darf, Euch und die Euren! — Ach, ich bin nicht so stark wie Ihr, daß ich Empfindungen, die mit mir groß gewachsen, die ganz mit meiner Seele eins geworden, so ganz mit einem Male mir aus dem Busen reißen könnte, weil Völkerzwist, weil Ansichten uns trennen. Euer fester Sinn, Eure ruhigere Seele kann nicht begreifen, was in dem rascher schlagenden Jugendherzen vorgeht, wenn theuere, geliebte Erinnerungen es bewegen. Seht, lieber Oheim! als ich vorhin die Straße heraufritt, als ich die alten, so wohl bekannten Gegenstände wieder sah, die bunten Brücken, die hohen Häuser, die gothischen Giebelspitzen, als die Blätter der alten Linden mich umsäuselten: da hatte ich vergessen, daß ich mich in einer feindlichen Stadt befände, da war es mir, als wäre es noch wie sonst, als müsse ich die Treppe aufwärts eilen, als müsse ich Euch in die Arme stürzen, als hätte ich den Vorwurf nur zu hören: daß ich so lange ausgeblieben.“

„Fühlst Du das?“ entgegnete gerührt der Oheim. „Nicht ungestraft, nicht ohne innern Schmerz verletzt der Mensch Gesetze, die ihm, ein ewiges Recht, untilgbarer als auf Erz, ins Herz geschrieben sind. — Karl, setzte er mit leiserer Stimme hinzu; „Karl! tritt zurück. — Noch ist es Zeit. Stehe zu der Sache des unverjährbaren Rechts, der edlen Völkerfreiheit; und nicht einmal den Vorwurf: daß Du zu lange geblieben, sollst Du hören!“ —

„Ich kann nicht, Oheim! ich kann nicht!“ rief schmerzbewegt der Jüngling. „O, hättet Ihr früher so väterlich zu mir gesprochen. Damals, ja damals war es Zeit! doch jetzt ist es nicht mehr möglich.“

„Warum nicht möglich?“ entgegnete van der Werft. „Du bist ein freier Niederländer, und wenn auch Offizier des Königs, kann Dir der Feldherr nicht den Abschied weigern, sobald Du ihn verlangst. Größere Männer, vornehmere als Du, Männer, welche unter dem großen Karl der Krone Spaniens wichtige Dienste leisteten, fechten an der Seite Oraniens. — Siehe! die Zeit der blinden Wuth, sie ist, so Gott will, bereits vorüber. Beide Parteien beginnen sich mit hellerem Auge zu betrachten; man fängt an gerecht zu werden. Niemand kann es Dir verdenken, wenn Du offen und ehrlich auf die Seite des Vaterlandes trittst. Zwar kannst Du allerdings nicht hoffen, so schnell, wie auf jener Seite, auf unserer Dein Glück zu gründen, doch so arm ist das Vaterland noch nicht, daß es den würdigen Kämpfer ohne Belohnung ließe.“

„Verkennt mich nicht, mein Oheim!“ rief Viglius in sichtbarer Bewegung. „Nicht Gold, nicht Ehrenstellen sind es, die ich auf jener Seite suche; eben so wenig bin ich fühllos gegen die Leiden der Niederlande; doch — trennen von jener Seite kann ich mich nicht; unauflöslich bin ich an sie gebunden.“

„Dann,“ sprach ruhig und kalt der Alte, „bitte ich Euch, mir den Gegenstand Eurer Sendung zu eröffnen.“

„Er ist,“ entgegnete nach einem Augenblicke schmerzlichen Schweigens der Jüngling, „in diesem Schreiben enthalten.“

Mit fester Hand eröffnete van der Werft den Brief, durchlas ihn aufmerksam und näherte sich einem Pulte, auf welchem er wenige Worte schrieb und dem jungen Manne das Blatt dann offen überreichte.

„Fistula dulce canit, dum volucrem decipit auceps!“ stand auf dem Blatte.

„Dieser Vers,“ setzte van der Werft ruhig hinzu, „ist Alles, was Leiden auf die Aufforderung des Obersten Valdes zu antworten hat.“

„Oheim!“ sprach Karl Viglius; „unmöglich kann ich glauben, daß diese Antwort Euer Ernst sey, und auch der Feldherr wird kaum seinen Augen trauen wollen. Ich bitte Euch, mißkennt nicht Eure Lage! — Seit lange, wir wissen es, wüthet schon der Mangel in der Stadt; auch werdet Ihr nicht läugnen wollen, daß wenigstens die Hälfte der [illegible] die Uebergabe wünsche [illegible]

Eure zerschossenen Wälle, Eure verhungerte Mannschaft, nur eine Stunde den tapfersten Kriegern Europa's widerstehen können, wenn Oberst Valdes den Sturm befiehlt. Stände nicht dieser edle, großherzige Mann, stände Friedrich von Toledo vor Euren Thoren, glaubt Ihr, daß Ihr eine Aufforderung erhalten hättet? Würde Alba's Sohn Euch nicht die blutigsten, die erniedrigendsten Bedingungen vorgeschrieben haben, blos um Euch zum tollkühnen Widerstande aufzureizen, blos um Gelegenheit zu finden, die Gräuel von Zütphen zu wiederholen? — Wie ganz anders handelt Eure großmüthiger Widersacher! Freier Abzug mit Hab und Gut für die, welche Leiden verlassen wollen, für die Zurückbleibenden vollkommene Amnestie, und Ihr — Ihr antwortet dem Edeln mit Spott und Hohn!"

„Verehrtester Herr und Freund," hob van der Kämp, sich die Hände reibend und zu dem Bürgermeister gewendet, an.

„Eure Meinung erbitte ich mir im versammelten Rathe, den ich in einer Stunde zusammenberufen will!" entgegnete der Alte kalt. „Ich verkenne nicht," sprach er nach einer Pause zu Viglius gewendet, „die Großmuth Eures Generals. — „Bei alle dem hat der Niederländer hinlänglichen Grund, nicht eben auf spanische Versicherungen zu trauen; doch auch gesetzt, es sey Don Valdes mit seinem Vorschlage Ernst, wer burgt für seine Truppen? Hat Alba mit seinen Galgen sie im Zügel halten können? Nein! nimmermehr vertraut der alte Jost, so lange sich noch hundert Arme regen, so lange ein Bissen verdorbtes Brod in dieser Stadt vorhanden, Leiden der Großmuth des Feindes an! — Auch irrt Ihr Euch, wenn Ihr uns so gänzlich hülflos haltet. Rückt immer stürmend an; noch lebt der alte Gott! noch lebt Oranien! noch giebt es niederländische Herzen! — Habt Ihr sonst noch einen Auftrag?"

„Auf meine Bitten," entgegnete der Neffe, „erlaubte mir Oberst Valdes, Eure Gattin und Tochter, wenn Ihr es wünschen solltet, aus der Stadt zu führen."

„Wollt Ihr gehen?" fragte van der Werst mit einem gerührten Blick auf Beide.

„Nimmermehr!" riefen die Frauen mit **einem** Munde.

„Ich dachte es wohl!" sprach mit weicher Stimme der Alte. „Auch weiß ich, daß jedes Dringen bei Eurer Liebe vergeblich wäre."

„Meinen dritten Auftrag," sprach Viglius, „sehe ich bereits erledigt. Er lautete: ehrliche, anständige Haft für den Hauptmann Gaetano Valdes."

„Grüßt meinen Bruder!" rief der Genannte, „und sagt ihm: möge jeder Verwundete, Gefangene so liebevoll behandelt werden."

„Oheim!" rief Viglius, in tiefster Rührung beide Hände des van der Werst ergreifend. „Oheim! fast ist es mir unmöglich, so von Euch zu scheiden! besinnt Euch noch."

„Nur der Zweifelnde," entgegnete der Alte, dem Neffen seine Hand entziehend, „kann sich besinnen. Ich kenne meine Pflicht und werde ihr genügen."

(Fortsetzung folgt)

Frühlingslied.

Gottes Odem weht vom Himmel
Nieder auf die stille Flur,
Und der Strahl der Frühlingssonne
Scheucht des Winters letzte Spur;

Gottes Odem, Frühlingssonne,
O, belebet auch mein Herz,
Daß es, frei von Erdensorgen,
Strebe wieder himmelwärts! —

Sieh! schon keimen Erstlingsblumen
Zwischen jungem Laub hervor;
Horch! schon jubeln Lerchenlieder
Zu dem Himmel hoch empor;
O, so keimt auch ihr, ihr Blumen
In dem Herzen, sproßt und blüht, —
Sing' und juble, meine Seele,
Wie die Lerche, die dort zieht! —

O, wie schön ist's, wenn zum Leben
Auferwacht das todte Land, —
Wenn die Blume, wenn die Blüthe
Ihrer Hülle sich entwandt, —
Wenn im bunten Feierkleide
Prangen Wies' und Hain und Feld,
Und die goldne Frühlingssonne
Liebend grüßt die junge Welt!

Da erwachen neue Triebe,
Neue Freud' und neue Lust,
Neue Wonne, neue Liebe
In des Erdenpilgers Brust;
Neue Hoffnung regt sich wieder,
Zarte Liebe schwellt das Herz,
Stärkrer Glaube lehrt uns dulden
Dieses kurzen Lebens Schmerz.

Zwar oft welket, wie die Blumen,
Unsre liebste Hoffnung ab,
Und das Schicksal, unerbittlich,
Gräbt oft früh der Lieb' ein Grab;
Zwar umdüstert oft des Glaubens
Himmelslicht der Zweifel Nacht,
Wie der Nordsturm, rauh und schrecklich,
Dort der Sonne Glanz und Pracht;

Doch das Menschenherz, es gleichet
Der Natur in ihrer Kraft,
Die aus ihrem innern Leben
Immer neues Leben schafft;
Denn es hofft ja, und es liebet,
Glaubet, und verzweifelt nicht,
Wenn das Schicksal aus dem Leben
Blume ihm um Blume bricht.

Und dem Herzen zu vergleichen
Bist du, göttliche Natur!
Liebe hebet deine Pulse,
Liebe giebt dir Leben nur.
Aber, ach! du wirst vergehen
Einst auf deines Schöpfers Wort;
Doch das Herz, es ist unsterblich,
Lebet ewig, ewig fort! —

Schw. J. J. K.

(Wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 27. Mittwoch, 2. April 1834.

Sey ein Mann dich zu ehren und sey ein Mensch dich zu lieben;
Keine Größe besteht, außer auf Menschheit erbaut.

Joh. Gottfr. v. Herder.

Vier Stockwerke.

(Novelle von Ludwig Storch).

(Fortsetzung.)

„Davon ist keine Rede. Ihre gütige Versprechungen haben mir nur Muth gemacht, Ihnen kein Geheimniß aus meinem verliebten Zustande zu machen. Amor hat mich rasch besiegt, und ich möchte mich zur Rache an dem kleinen Schelm [illegible] eben so rasch seiner entledigen und mich seinem Bruder [illegible] in die Arme werfen.

„Ich würde Ihnen rathen, sich nicht zu übereilen. Lassen Sie uns diesen Abend auf dem Kaffeehause mehr darüber sprechen, wohin ich Sie zu begleiten bitte. Hier sind wir ungestört."

„Es thut mir leid; ich habe es einigen Landsleuten auf diesen Abend zugesagt, die ich heute zufällig traf; und es wird Zeit seyn zu gehen. Wir sprechen morgen davon."

„Wie Ihnen gefällig ist!"

De Beaux verließ bald darauf das Haus und Van Delfthuis maß, in finstres Nachdenken versunken, mit langen Schritten die Zimmer.

Kurz vor zehn Uhr stellte sich Stübecke ein. In Mäntel gehüllt postirten sie sich in einen Winkel, von wo aus sie die Treppe und den matt erleuchteten Vorsaal im dritten Stockwerk übersehen konnten. Dort wurden Sie von den Strahlen der Lampe, welche die Treppe erleuchtete, nicht erreicht.

Sie waren noch nicht lange in dem Versteck, als sie schnelle leichte Tritte hinter sich vernahmen. Ein Mann, dicht in einen dunklen Mantel gehüllt, mit einer Pelzmütze hinter den Ohren, hüpfte herauf, und zog an der Schelle. Der Wirth stieß den Kaufmann leise an. „Das ist er ja nicht," dachte van Delfthuis. „Er ist ja ohne Mantel ausgegangen und mit dem Tschako." In dem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet, und eine Frauenstimme flüsterte: „Sind Sie's, de Beaux?"

„Ich bins," versetzte der Mann. „Wie gehts Ihnen, Lolot? Seit gestern Abend wohne ich mit Ihnen in einem Hause und habe Ihnen noch keinen Besuch gemacht. Meine Sachen gehen [illegible]lich. Nun will ich Alles nachhohlen." Er umarmte sie; Küsse rauschten. Die Thüre wurde verschlossen.

„Welch ein Schurke!" sagte van Delfthuis erbittert.

„Sie sollen noch mehr erfahren," versetzte Stübecke, und [illegible] schienen.

Gleich darauf stieg Kampvorst aus dem vierten Stock in das dritte herab. Auch ihn empfing die schöne Wittwe an der Thüre, und führte ihn mit Liebkosungen in das Zimmer. Hier machte Cloporte die beiden Herrn mit einander bekannt, der [illegible] wurde noch ausführlicher besprochen und de Beaux bestürmte, entzückt über die neue glückliche Acquisition, den eben gewonnenen Freund, ihn diesen Abend noch in die Gesellschaft der Spießbrüder zu begleiten, und Kampvorst ließ sich dazu bereitwillig finden. Sie gingen. De Beaux wußte herrlichen Bescheid in den Straßen, und stieg mit Kampvorst in eine Barke, deren Führer er zu kennen schien, um sich durch einige Kanäle fahren zu lassen. An einem Hause hielten sie. Lauter Lärm schallte Ihnen entgegen. Der Franzos zog den Holländer nach, und nach einigen Minuten standen sie in einer hellerleuchteten Stube voll muntrer Zecher. „Hier kannst Du Dich geben, wie Du bist, Kamerad," sagte de Beaux im Eintreten. „Ohne Rückhalt."

„Hier bring ich Euch neuen Zuwachs, ihr Schelme!" rief er dann zu den Andern gewandt, und beide waren in wenig Minuten umringt und wurden mit vollen Gläsern und Fragen bestürmt. Kaum hatte die Gesellschaft den Namen des neuen Kumpans vernommen, als sich Kampvorst bei der Hand gefaßt sah; ein stämmiger Kerl hatte sich an ihn gedrängt und rief: „Ei, grüß Gott, Valtin, lieber Landsmann und Schulkamerad! mich freut's Dich unter uns zu sehen! Das ist Dir ein lustig Leben. Du wirst's nicht bereuen. Wie hat's gegangen zeither, Bruder?"

„Seh' ich recht?" rief der Kapitän. „Das ist ja Jonathan Gruithave, mein Landsmann."

„Ja freilich, und der Vetter Deiner Braut, der Elisabeth. Es hat mir leid gethan, daß wir nicht verwandt wurden. Ich hätte sie Dir wahrlich lieber gegönnt, als dem reichen Vollmondsgesicht. Na, Bruder, ich verschaffe Dir sie noch. Ich geb' Dir mein Wort! Denn sieh, ich hab eine ganz desperate Freude, daß Du zu den Unsrigen gehörst."

„Wie willst Du das anfangen, Jonathan?" fragte Kampvorst, und verbarg allmählig die große Verlegenheit, welche beim Anblick des schlechten Matrosen über ihn gekommen war, zum Glück von dem berauschten Burschen so wenig bemerkt, wie von den Andern, die de Beaux in der Mitte hatten und sich von ihm erzählen ließen.

„Oho!" lachte Jonathan, „das soll mir ein leichtes seyn. Ich habe ohnedies auf mein Vetterchen einen gewaltigen Spitz, und wenn ich Dir, Bruderherz, vollends einen Gefallen thun kann, so soll er bald dafür büßen, Dir die schöne Elisabeth vor der Nase weggeschnappt zu haben. Da sieh unsern Freund de Beaux; der erhält das Gretchen, Delfthui's älteste Tochter. Ein fetter Bissen! Ein allerliebstes Leben! Na, wer hat ihm dazu verholfen? Ich ganz allein. Du sollst die Elisabeth aus meiner Hand erhalten; denn ich bin Dir gewogen, Bruder."

„Aber so erzähle mir doch! Ich kann noch gar nichts begreifen."

„Sollst Alles hören, Herz. Sieh, der Schurke, der Vetter Delfthuis maltraitirte mich immer und verlangte Gott weiß was von mir, ohne mir mehr zu geben, als jedem andern Matrosen. Nicht als leere Vertröstungen und Chikane; ich hatte es satt, mich an der Nase geführt zu sehen, und ließ mich von den Franzosen bei einer guten Gelegenheit zum Spa..r werben. Es war Matthieu de Cloporte, damals noch Lieutenant, nachher Kapitan und als solcher nach Brabant versetzt, wo er sich eines Mädchens halber von einem Pfaffen hat todt stehen lassen, er war's, der mich anwarb. Ich blieb nach wie vor auf dem Schiffe. Die Herrn Franzosen führen nun ein genaues Verzeichniß aller reichen Mädchen und Erbinnen im Lande um sie wegzukapern; darauf stand auch Gretchen van Delfthuis und Cloporte hatte sie unter der Aufsicht. Er gönnte sie seinem Jugendfreunde de Beaur. Dieser kam hierher, besah sich das Terrain, reiste dann zu Matthieu, um ein Plänchen zu machen und leistete dem Freunde Beistand in der letzten Stunde. Als er ihn begraben hatte, kam de Beaur nach Amsterdam zurück; aber nun war guter Rath theuer. Die Mädel werden ja hier zu Lande eingeschlossen, wie die wilden Bestien; es war nicht anzukommen. Da verschaffte ich Rath und kühlte mein eignes Müthchen dabei. Van Delfthuis hatte befohlen mich sogleich vom Schiffe zu jagen, wie ich nur wieder muckste. Ich fing's gestern schier darauf an, denselben Tag, wo de Beaur zurück war. Vom Schiffe jagten sie mich, ich lief zu de Beaur ins Wirtshaus, schnell waren einige unserer Kameraden beisammen. Nun rannte ich zu meinem Vetterchen und machte ihm weiß, auf dem Schiffe seyen sie an einander gerathen und es ging drunter und drüber; er müsse schnell mit heraus. Er lief mit. Nicht weit von der Stadtherberge lag de Beaur mit den Kameraden im Hinterhalt, als wir kamen, risch! über den Vetter her und ihn abgeprügelt; als er satt hatte, kommt de Beaur angelaufen, zieht den Degen, versprengt uns und spielt den Retter, daß es eine Art hat. Delfthuis nimm ihn mit heim, überströmt ihn mit Dankbarkeit, gibt ihm ein paar Zimmer und in einigen Wochen die Grete. Gib Acht, so wird's Bruder; und ich hab' ihm das Glück verschafft."

„Du bist ja ein schlauer Fuchs; das hätte ich Dir nicht angesehen," schmunzelte Kampvorst, während ihm der heilige Zorn am Herzen fraß.

„O es wird noch was großes aus mir!" rief der Matrose, wandte sich an de Beaur und fragte vertraulich: „Nun wie weit sind Sie mit Gretchen?"

„Mit vollen Segeln fliege ich dem Hafen zu," versetzte dieser. „Wenn ich Euch nicht auf heute Abend bestellt hätte, um Euch zu belohnen für Euern Dienst von gestern Abend, so wär ich vielleicht heute schon mit dem feisten Holländer fertig geworden. Lange dauerts aber nicht; das Kind ist wie närrisch in mich verliebt."

„Glück zu! Laßt uns eins trinken auf schnelles Gelingen! Stoßt an! Auch Du Baltin. Es ist Dein Schade nicht. Denn siehst Du — im Vertrauen — Dein Glück gründ' ich so neben her. Sobald de Beaur die schmucke Grete hat, liegt ihm dran, auch das Erbtheil zu haben — versteht sich! Ich aber habe dem Hunde schon lange den Tod geschworen. Siehst Du, da klapse ich gleich drei Fliegen mit einem Schlage. Erstlich befriedige ich meine lang gehegte Rache, zweitens verhelfe ich dem Brud.r de Beaur zum Erbtheil seiner Frau, und drittens verschaffe ich Dir die Elisabeth, die ja mit ihren Kindern den größten Theil des Reichthums erhält. He, was sagst Du dazu, Brüderchen?"

„Wie willst Du denn aber Deinen Vetter aus dem Wege schaffen, Jonathan?"

„Das ist mir gleichviel. Der kürzeste Weg, der beste. Ich denke, wir locken ihn mit Gelegenheit auf ein französisches Schiff und werfen ihn über den Bord, daß er im kalten Bad seine hochmüthige Seele sitzen läßt."

„Du hast Dir's gut ausgedacht, lobte der Kapitän den Matrosen innerlich schaudernd. Aber er hatte denselben Abend noch Gelegenheit genug zu schaudern; denn er saß in der Mitte schändlicher Spione, die sein armes verrathnes Vaterland mit Polypenarmen umklammert hielten, um es auszusaugen und sein Blut dann dem großen Kaiser zu spenden. Und da u der Spott das Hohnlachen die niedrigen Scherze, die ekelhafte Ruhmrednerei, welche Kampvorst aus dem Munde dieser Elenden hören mußte, das Alles erfüllte seine blutende Seele mit Nacht und Grauen. — Er war froh als die saubere Gesellschaft auseinander ging.

Auf seinem Zimmer fand er den Onkel Stübecke seiner harrend, und bei ihm entladete er sein erbittertes Gemüth, indem er ihm Alles mittheilte, was er bei Cloporte und in der Spionengesellschaft erfahren hatte.

Der patriotische Wirth hatte in der Frühe des folgenden Morgens nichts Eiligeres zu thun, als Herrn van Delfthuis das schändliche Gewebe womit er umsponnen war, zu enthüllen. Der Kaufmann war starr vor Entsetzen, und außer Stand weder zu handeln noch zu überlegen, wie er ohne Aufsehen und auf eine geschickte Weise des Spions los werden möchte, den er mit so viel Zuvorkommenheit in sein Haus aufgenommen hatte. Die Sache hatte ihre große Schwierigkeit; denn auf der einen Seite wollte Stübecke geschont seyn (von seinem Vetter sagte er dem Kaufmann gar nichts), auf der andern befürchtete van Delfthuis, daß Gretchen den schelmischen Franzosen lieben lernen möchte. Stübecke wußte selbst keinen Rath, fing aber zu ahnen an, daß er mit seiner eilfertigen Liebe für Herrn van Delfthuis seinem Neffen einen schlimmen Dienst geleistet habe, und zog sich zurück, um sich die verwickelte Lage reiflich zu überlegen und mit seinen Maßregeln auf die schlimmsten Fälle einzurichten.

Um möglichen Unglück vorzubeugen, entdeckte der Kaufmann seiner Tochter, deren junges Herz wirklich schon Feuer gefangen hatte, das gefährliche Komplott auf sie und ihres Vaters Leben. Diese Unterredung bezweckte, das unschuldige Mädchen von dem Verführer zurückzuschrecken, sie bewirkte aber noch mehr, indem sie Gretchen durch die Last des Entsetzens über den grausigen Abgrund, an dessen Rande sie unbekümmert gestanden, und von dessen Scheußlichkeit ihre reine Seele noch gar keinen Begriff gehabt, schier in eine Marmorstatue verwandelte. Van Delfthuis hielt es auch für Pflicht, seiner Frau die bösen Erfahrungen mitzutheilen, und gleich darauf sollte die Familie mit dem Menschen frühstücken, der sie mit dem empörendsten Leichtsinn alle unaussprechlich unglücklich zu machen beabsichtigte. So sehr nun auch Delfthuis beide ermahnte, sich zu verstellen und nicht zu verrathen, so war es ihm doch selbst nicht möglich seine frühere fröhliche Unbefangenheit zu erheucheln. Die beiden Frauen aber saßen wie steinerne Gäste. Der schlaue de Beaur merkte sogleich, daß etwas Wichtiges vorgefallen seyn müsse, und zog den Kaufmann bei Seite, um mit ihm ernstlich über seine Verbindung mit Gretchen zu sprechen. Van Delfthuis half sich glücklich, sagend, er habe diesen Morgen bereits mit seiner Tochter darüber gesprochen, zu seinem großen Erstaunen aber von ihr vernommen, daß sie ihr Herz ohne sein Wissen bereits einem jungen Manne geschenkt habe und durchaus fest darauf beharre, keinem Andern ihre Hand zu geben. Aus dieser Unterredung solle er sich auch die Verstimmung erklären, welche über der Familie liege.

So geschickt van Delfthuis dem Franzosen ausgewichen und denselben dadurch aus seinem Hause zu entfernen glaubte, so pfiffig sah de Beaur, daß hier ein falsches Spiel walten müsse, indem er Gretchens Benehmen gegen ihn von gestern mit dem heutigen zusammenhielt, und sein scharfer Verstand fiel sogleich

auf Kampvorst. Zwar war er klug genug gewesen, demselben nichts anzuvertrauen, doch war dieser ja gestern bei Cloporte gewesen und am gestrigen Abend hatte er ihn viel mit dem versoffenen Matrosen Jonathan sprechen sehen. Vielleicht konnte er durch den Einen oder den Andern etwas vom Plan auf Gretchen erfahren und dem Kaufmanne gesteckt haben. Rasch entschlossen, seinen Gedanken zu verfolgen, warf er leicht gegen van Delfthuis hin, er hoffe mit der Zeit jeden Nebenbuhler zu besiegen und sich erst ganz in Besitz von Margots Herzen zu setzen, eh' er ihre Hand begehre, und doch beides bald zu besitzen. Hierauf kleidete er sich an, verließ das Haus und suchte den liederlichen Jonathan auf, um diesen vorab zur Rede zu stellen; denn vor Nachts wagte er sich nicht, zu Cloporte zu gehen. Der Matrose schlief noch am Rausche der verwichenen Nacht und hörte die Flüche des vornehmern Kameraden und dessen kurzen Bericht mit Dehnen, Augenreiben und Gähnen an. Dabei erinnerte er sich aber doch, daß er seinem Landsmanne in der Freude seines Herzens alles das verrathen hatte, was de Beaur fürchtete, hütete sich aber wohl, dies jetzt einzugestehen, sondern fragte blos: „wo wohnt denn der Valtin Kampvorst."

„Im vierten Stocke desselben Hauses, wo Cloporte und ich wohnen."

„Alle Donner Wetter!" rieß jener die Augen auf. „Das Haus gehört ja dem Meister Stubecke, Oheim des Kampvorst, und Stubecke ist anrüchig als ein heimlicher Oranier. Ferner war die Frau Elisabeth van Delfthuis, die Frau Ihres Freundes, sonst seine Geliebte, und ich glaube, sie sind sich noch immer gewogen. Der Valtin wird doch nicht des Teufels gewesen seyn — — — Wahrscheinlich steht er mit seinem alten Schatze auf gutem Fuß und hat ihr was geplaudert. Er ist verdächtig. Stecken Sie diesen Abend Herrn von Cloporte die Sache und bestellen Sie Polizeisoldaten in unser Trinkbureau. Ich lock' ihn wieder dorthin. Dort nehmen wir ihn fest und knieen ihm aufs Leder, bis er gesteht. Sobald wir ihn sicher haben, thun wir einen Schreckschuß beim Wirth, sehen an dessen Benehmen sogleich, ob dieser mit Valtin oder van Delfthuis zusammenhängt. Hernach fordern Sie den Letztern auf, sich fest zu erklären, sprechen von schändlicher Verläumdung, dringen darauf, daß Ihnen Ihr Verläumder genannt wurde, verdoppeln Ihre Zärtlichkeit gegen Gretchen, und suchen so allen Verdacht zu entfernen, während ich auf meiner Seite schon bemüht seyn will, unser Werk endlich doch noch zu krönen. Das wäre ein schlechter Stümper, der sich durch ein solch Hinderniß irre machen ließe."

(Fortsetzung folgt.)

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

„Gott ist mein Zeuge!" rief Viglius; „Gott ist mein Zeuge, wie gern ich Euch nützlich werden, meine Liebe auf irgend eine Art beweisen wollte! O, könntet Ihr mir etwas nennen!"

„Kannst Du es vermeiden," sprach van der Werft mit Rührung, „so kämpfe nicht gegen Deine Vaterstadt."

„Nie werde ich das!" entgegnete der junge Mann. „Der Oberst Valdes ist großmüthig genug, dies von mir nicht zu fordern; auch habe ich mit der Belagerung nichts zu schaffen; ich befehlige die Ruderflotille auf dem harlemer Meer."

„So laßt uns scheiden!" sprach der Alte.

„Wann werden wir uns wiedersehen!" rief schmerzhaft der Jüngling.

„Dort!" rief der Alte mit starker Stimme, die Hand gegen Himmel hebend. Die Frauen weinten. Der Jüngling stürzte nach stummem, erschütterndem Abschiede aus dem Zimmer.

Es war in den Nachmittagsstunden desselben Tages, als der spanische Befehlshaber, Oberst Don Franceseo Valdes, an der Seite zweier jungen Damen, in einem Wäldchen, das den hintern Theil eines Gartens ausmachte, und der von dem vordern durch ein ziemlich geräumiges Lusthäuschen getrennt war, spazieren ging. Das Hauptquartier des Befehlshabers war das freundliche Haag, damals gewöhnlicher Gravenhagen genannt, und die Villa, in welcher wir ihn finden, war dicht vor dem genannten Orte, seitwärts der Straße nach Leiden hin, gelegen

Das Aeußere Don Franceseo's war stattlich, doch mehr kriegerisch als schön zu nennen. Es war der Oberst ein Mann im kräftigsten Lebensalter, von hohem Wuchse und starkem Baue. Züge, Gang und Haltung verkündeten den Spanier. Auf der breiten Brust des Mannes ruhte, gehalten von einer breiten, vielfach verschlungenen Ordenskette, eine goldene Schaumünze, welche auf einer Seite die bekannten Züge Philipps des Zweiten, auf der andern aber die Thürme des Wappens von Castilien zeigte. Der Oberst schien eben in einem scherzhaften, doch lebhaft geführten Streite mit einer seiner schönen Begleiterinnen begriffen, deren Persönlichkeit für den Verfolg dieser Erzählung zu bedeutend werden dürfte, um dieselbe ganz übergehen zu können. Aurelie Stratenburg war eine lebhafte Brunette von einigen zwanzig Jahren. Glichen ihre Züge auch im Allgemeinen denen ihrer ältern Schwester Anna, der Verlobten Don Franceseo's, jener zweiten Dame, die der Oberst am Arme führte, so war doch der Ausdruck, welcher sich in dem Antlitze beider Schwestern aussprach, sehr verschieden. Aus Anna's sanftem Auge leuchtete ein lieblicher, still schwärmerischer Zauber, Weichheit und jungfräuliche Schüchternheit. Aureliens brennende Blicke, das Selbstbewußte, Feste in denselben, der kecke Ausdruck der regelmäßigen Züge, der kleine, trotzig aufgeworfene Mund, Alles dies schien zu deuten, daß Männerliebe und Herrschsucht nicht ohne Widerstand des Sieges sich erfreuen werde.

„Sagt, was Ihr wollt, Aurelie!" sprach in neckendem Tone der Oberst, „und, wie es schien, beflissen, den Streit noch weiter auszuspinnen, sagt, was Ihr wollt! Ihr vertheidigt nicht mit unbefangenem Herzen Euren Clienten."

„Und wäre dies," entgegnete ärgerlich und nicht ohne etwas zu erröthen, das Fräulein; „wer wollte etwas dagegen haben?— Wahrhaftig! es fehlte blos, daß unsere spanischen Herrn ein Tribunal errichteten, vor welchem wir jeden Abend die Gedanken, die uns des Tages über eingefallen, zu Protokoll bekennten."

„Wäre gar so übel nicht!" neckte der Oberst weiter. „Ich suchte dann die Erlaubniß zu erhalten, die Gedanken meiner künftigen, gar überaus rebellisch gesinnten Schwägerin zu erforschen. -- O!" schloß er lachend; „o, hätte ich doch bereits heute diese Gewalt, ich dächte schon herauszukriegen, welchen Platz der Hauptmann Viglius von Ayta in einem gewissen männerfeindlichen Herzen einnimmt!"

„Ich bekenne Euch dieses," entgegnete Aurelie, um deren Mund ein spöttisches Lächeln schwebte, „ohne daß Ihr zu den Proceduren der Herren Vargas, del Rio und wie die Edlen, womit uns Spanien beschenkte, noch weiter heißen mögen, erst schreiten dürft, ganz freiwillig und ohne Zwang! — Viglius, den ich wegen seiner Tapferkeit und adeligen Sitte achten, doch als Niederländer, welcher sein Vaterland zu Boden treten hilft, hassen muß, steht in meinem Herzen auf jener Stufe, auf welcher Haß und Achtung sich begegnen."

„Also," rief neckend der Oberst.....Man vernahm

zwischen Beiden! auf dem leeren Plätzchen, auf welchem sich nichts, als etwa — die Liebe, festsetzen könnte?"

„Ich glaube, Don Francesco," sprach Aurelie, das dunkle Auge stolz auf den Obersten richtend, „daß es Euch nicht schaden könnte, etwas — ritterlicher von Frauenliebe zu denken. — Die meinige wird nimmer sich einem Manne weihen, der in der Noth das Vaterland verläßt, noch Einem, der das letzte Fünkchen Freiheit von der Erde vertilgen hilft."

Das Mädchen hatte die letzten Worte in einem unbeschreiblich bittern Tone gesprochen, und der Oberst schwieg betroffen. Während die kleine Gesellschaft dem Lusthause zuwandelte, trat Viglius aus der Thür des letztern.

„Eure Sendung war umsonst?" rief der Oberst Valdes ihm entgegen.

„Leider!" entgegnete der Hauptmann, indem er den offenen Zettel, den van der Werft ihm zugestellt, überreichte. „Es scheint, die Gräuel von Zütphen und Naarden haben jede Aussicht zu friedlichen Verhandlungen verdüstert."

„Die Unglücklichen!" sprach Don Francesco, indem er das Blatt in seiner Hand zusammendrückte; „so bleibt uns nichts mehr übrig als Sturm mit Tagesanbruch. — Mein Bruder?" fragte er weiter.

„Er ist im Hause meines Oheims!" entgegnete der Hauptmann. „Er bat mich, Euch zu sagen, daß er sich wohl befinde."

„Euer Oheim macht von der ihm gebotenen Begünstigung keinen Gebrauch?" fragte Valdes weiter.

Die Frauen wollten ihn nicht verlassen;" entgegnete Viglius.

Ein Bedienter kam in diesem Augenblicke eiligst den Gang herab.

„Eine Deputation der sämmtlichen Regimenter," meldete er, „ist im Pallaste. Sie bitten um Gehör. — Wie Oberst Guevara sagte, gedenken sie, Euch ihre Wünsche zu Eurer Verlobung darzubringen."

„Dann, theure Anna," sprach der Oberst, „gewährt Ihr mir wohl den dringenden Wunsch, begünstigt wohl die Eitelkeit, den alten Kriegsgefährten den Gegenstand der Wahl, die mich so glücklich macht, zu zeigen."

„Wenn Ihr es wünscht, Francesco!" entgegnete das Fräulein schüchtern; „doch werde ich entsetzlich linkisch mich benehmen; ich stand noch nie vor solcher Menge spanischer Krieger; auch spreche ich nur mangelhaft die Sprache Eures Landes."

„Auch ohne Worte," versetzte der Oberst mit spanischer Galanterie, „spricht Euer liebliches Antlitz zu aller Männerherzen! — Ihr, Hauptmann Ayta," fuhr er, zu Viglius gewendet, fort, „habt wohl die Güte, zum Mahle hier zu bleiben? — Fräulein Aurelie!" schloß er neckend; „theilt doch Eurem Landsmanne den Inhalt unsers vorigen Gespräches mit!"

Rasch eilte nun der Oberst, die Verlobte am Arme, der Villa zu.

Anfangs schien es, als wollte Aurelia den Abgehenden folgen; dann besann sie sich und ging an des Hauptmanns Seite, langsam und schweigend, den dunkeln Baumgang abwärts.

„Darf ich wohl," hob Viglius nach einer Pause an, „mich der Erlaubniß des Feldherrn bedienen und nach dem Inhalte Eures Gespräches fragen?"

„Warum nicht?" entgegnete Aurelie. „Wir sprachen," setzte sie mit einem festen Blicke auf ihren Begleiter hinzu, „von den Verpflichtungen jedes edlen Menschen gegen sein Vaterland."

Viglius schwieg betroffen. Das Gespräch stockte. Sie gingen schweigend weiter.

„Aurelie!" hob nach langer Pause der Hauptmann an; „nur selten vergönnet die Pflicht des Dienstes mir, auf einen Augenblick in Eurer Nähe zu weilen. Wir sind allein. Würdet Ihr mir wohl eine Frage, an welcher meine Seelenruhe hängt, beantworten wollen?"

„Redet!" entgegnete das Fräulein, den Hauptmann fest ins Auge fassend.

„Ihr kennt," sprach Viglius, die Hand der Widerstrebenden ergreifend, „seit lange schon die Gesinnungen, welche mein Herz erfüllten. — Als ich neulich, in einem der seltnen seligen Augenblicke, in denen Hoffnung und Vertrauen das öde Herz zu ihrer Wohnung machen, als, sage ich, ich mich hinreißen ließ, Gefühle auszusprechen, die, wenn auch zurückgewiesen, mindestens Schonung finden sollten, was konnte Euch, deren Edelmuth ich seit Jahren kenne, was konnte die Gespielin meiner Jugend, die Schwester der sanften Anna, Virginiens Freundin, bewegen, Worten, Empfindungen, wie solche dem heißen Herzen, der glühenden Seele entrungen, den kältesten Hohn, den eisigsten Spott entgegen zu setzen? Beantwortet mir," sprach der Hauptmann mit vor Schmerz zitternder Stimme, „diese Frage; bei dem Andenken der entschwundenen schönen Kindertage beschwöre ich Euch darum!"

„Nehmt die Frage zurück, Hauptmann Ayta!" entgegnete Aurelie in einer heftigen Bewegung, die sich in allen Zügen des Mädchens aussprach. „Nehmt sie zurück! Ihr beschwört den Schatten Samuels herauf!"

(Fortsetzung folgt.)

Doctor's Abschied. *)

Theologen. Willst Dich Doctor treulos von uns wenden,
weil die Cholera mit gier'gen Händen
zum Cocytus starre Opfer schickt?
Wer wird künftig Exegese lehren,
Hiob lesen und die Genesis erklären,
wenn Du mit Manschetten Dich gedrückt?

Doctor. Theure Freunde stillet Eure Thränen!
Nach Nordhausen steht mein feurig Sehnen:
heißt's doch: weit davon ist gut vor'm Schuß.
Nicht ansteckend sey sie, schrei'n nur Spötter;
ach! nicht Thee, Flanell, noch Chlor wird Retter,
reißt sie mich hinab zum stygschen Fluß.

Theologen. Nicht mehr lauscht man Deiner Rede Schalle
einsam steht Dein Auditor in Halle.
Stückwerk bleibt Dein Moses-Commentar.
Du wirst hinziehn, wo die Viehmast blühet,
Branntweinduft hin durch den Aether ziehet, —
doch wie wird's mit unserm Honorar?

Doctor. Wollt doch nicht an die Paar Thaler denken,
in der Lethe Strom mögt Ihr sie senken;
fordert drum mein Leben nicht!
Horcht! der Schwager bläst schon vor der Thüre;
lebet wohl! wer toll ist, der krepire;
der Professor stirbt in Halle nicht.

*) Diese Parodie des Schiller'schen Gedichts „Hectors Abschied" von einem Halleschen Musensohne, wurde vor 2 Jahren durch die plötzliche Abreise eines berühmten Professors, der in den ersten Wochen des Semesters vor der Cholera floh, veranlaßt, u. scheint uns der Mittheilung nicht unwerth.

[illegible] Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 28. Sonntag, 6. April 1834.

Wenn uns die Menschen verlassen oder verwunden, so breitet ja noch immer, die Erde und der kleine bluhende Baum seine Arme aus, und nimmt den Verletzten darin auf, und die Blumen drücken sich an unsern wunden Busen an, und die Quellen mischen sich in unsre Thränen, und die Lüfte fliegen kuhlend in unsre Seufzer.

Jean Paul (Friedrich Richter.)

Vier Stockwerke.

(Novelle von Ludwig Storch).

(Fortsetzung.)

De Beaur ging und trieb sich mißmuthig umher, war aber bei Tische wieder der heitre galante Mann und legte es darauf an, sich beiden Frauen recht liebenswürdig zu machen, gleichsam als sey gar nichts vorgefallen. Hierauf zog er sich auf sein Zimmer zurück und verließ gegen Abend wieder das Haus.

Vor der Thüre desselben begegnete ihm Jonathan. „Jetzt hol' ich ihn," sagte der Kerl und huschte ins Haus. Meister Stübecke machte große Augen, als er den Matrosen in das Gastzimmer treten sah, Jonathan kehrte sich aber nicht daran, sondern trat ihm frech mit den Worten entgegen: „Meister führt mich doch zu Eurem Neffen, meinem lieben Landsmann und Jugendfreund Valtin Kampvorst. Ich weiß sein Logument nicht, auch keinen Bescheid in Eurem Hause, und es fängt schon an zu dunkeln."

Der Wirth bemerkte etwas Unheimliches in des bösen Buben Gesichte, auch fiel ihm die Nachfrage auf. Er nahm sich also vor, erst seinen Neffen von dem Begehr des Jonathan zu unterrichten, und antwortete daher: „Er ist ausgegangen, wird aber bald wieder kehren. Setze Dich und trink einmal mit mir, wenn Du Zeit hast, ihn zu erwarten."

Dies freundliche Anerbieten machte hier wiederum den Matrosen argwöhnisch; er trank vom dargebotnen Wein, setzte sich und sprach mit Meister Peter, seinen Augen entging aber die Unruhe in des Wirthes Gesicht nicht, auch fiel ihm auf, daß dieser öfter heimlich befragt und weggeholt wurde.

Stübecke schlich zu seinem Neffen, da aber ein Theil der Oranier diesen Abend zusammen kam, um Kampvorst's Mittheilungen zu vernehmen, so konnte dieser unmöglich mit Jonathan sprechen, von dessen Besuch Beide ohnedies nichs Gutes ahneten.

Der Matrose hatte einige Stunden ungeduldig gewartet, argwöhnte, daß er hintergangen sey und empfahl sich mit der Aeußerung, daß er nun nicht länger warten könne und lieber Morgen am Tage wieder kommen wolle. Draußen schlich er aber, wie ein Kater, die Treppen hinauf bis ins vierte Stockwerk, fühlte sich hier weiter, und horchte an einer Thüre. Nur schwach vernahmen seine scharfen Ohren eine weibliche und männliche Stimme abwechselnd, und in der Ueberzeugung, es sey Kampvorst, der vielleicht mit Elisabeth hier seine Schäferstunde feiern und nicht gestört seyn wolle, ging er wieder, um sich von de Beaur Verhaltungsregeln auszubitten.

Als er in die Hausflur kam, bemerkte er, wie der Wirth dicht vor ihm einen verhüllten Mann nach hinten führte. Er wollte nachschleichen, verlor aber im Dunkeln die Spur und konnte sich selbst nicht mehr herausfinden. Als er nun umhertappte und nach der kurz vorher passirten Thüre suchte, hörte er sich wieder von der Stimme des Wirths angeredet, die ein kräftiges: „Wer da!" donnerte.

„Ach, lieber Meister und Landsmann," winselte der Matrose, ich bin Jonathan. Ein Bedürfniß führte mich hierher und nun weiß ich gar nicht wohin ich gerathen bin."

„Willst Du fort hier, böse Sieben," eiferte Stübecke, erfaßte ihn beim Arm und schleuderte ihn durch die geöffnete Thüre auf die Hausflur.

Nun erst ärgerte sich der Wirth, daß er ihn freigelassen, indem er bedachte, daß der Bube etwas bemerkt haben könnte; denn daß er auf der Lauer gelegen, war klar, daß er mehrere Verschworne, die hier vorübergegangen, bemerkt, war wahrscheinlich. Er fand also für gut, dies schnell den bereits Versammelten anzuzeigen. Es wurde auch sofort ein andrer Versammlungsort bestimmt und Stübecke versprach, seinen Neffen dahin zu bringen. Hierauf gingen die Verschwornen wieder still auseinander, und der Wirth verfügte sich zu seinem Neffen um diesen abzuholen. Sie unterredeten sich eine kleine Weile über Jonathans verdächtiges Benehmen, und stiegen dann die Treppe herab. Schon waren sie bis an das erste Stockwerk gekommen, als sie unten die von einer fremden, Stimme gesprochenen französischen Worte vernahmen: „Im Namen des Kaisers! hier darf Niemand hinaus."

„Wir sind verrathen!" flüsterte Kampvorst heftig.

„Schnell hier hinein!" rief der Wirth und zog mit wilder Heftigkeit an der Schelle an van Delfthuis's Saalthüre. Erschreckt über diesen Ton, kam die Hausfrau, um zu öffnen, weil ihr Mann und der Bediente ausgegangen waren. „Retten Sie ihn! Verstecken Sie ihn!" kreischte ihr Stübecke mit heiserer Stimme zu, warf ihr den Kapitän in die Arme und zog die Thüre wieder zu. Hierauf eilte er die Treppe hinab. Unten wurde er eben gesucht. Ein Offizier trat auf ihn zu mit den Worten: „Es wohnt ein junger Mann im vierten Stockwerk Ihres Hauses, der mein Gefangener ist. Ich weiß schon, daß er sich zu Hause befindet, zeigen Sie mir den Weg."

„Der ist nicht schwer zu finden, immer gerad aus."

„Korporal," rief der Offizier einem der Soldaten zu, „Sie durchsuchen unterdessen alle Gemächer des Hinterhauses. Auch Sie, Herr Wirth, sind mein Gefangener."

Der Offizier stieg mit drei Soldaten die Treppe hinauf ins vierte Stockwerk.

„Im Namen des Kaisers!" rief er vor der ersten Thüre, die ihm beim Strahl seiner Laterne in die Augen fiel, „Aufgemacht! Oder die Thüre wird eingetreten." Man vernahm

einen Schrei. Dann wurde die Thüre geöffnet und Rigbecke trat dem Offizier entgegen.

Die Soldaten ergriffen ihn und der Offizier nahm die Papiere des Buchhändler van der Blie in Beschlag. Und rasch ging's hinab. Hier mußte Stübecke alle Zimmer öffnen, als man aber nirgends etwas Verdächtiges fand, wurde der Meister wieder auf freien Fuß gesetzt, und die Schaar zog mit dem Gefangenen ab.

Luison war vor Angst und dem Willen ihres Geliebten getrieben, schnell unter das Bett gekrochen. Hier raubten ihr Schrecken und Schmerz, als ihr Geliebter abgeführt wurde, die Sinne, und nur die Kälte, die ihre Glieder erstarren gemacht hatte, weckte sie aus der Ohnmacht empor Sie wandte sich aus ihren Versteck hervor, um sich im Bette zu erwärmen. In dem Augenblicke trat eine junge schöne Frau mit einem Licht in die Thüre. Es war Lolot, die von Neugierde getrieben, sich umsehen wollte, ob sie nicht im Zimmer des Kapitän etwas ausfindig machen könne, was zu seiner Befreiung diene; denn sie hatte nichts Geringeres als des Kapitäns Rettung beschlossen, nachdem sie die Ueberzeugung erlangt, daß er ihr Geliebter sey und sie aus Lieb und Dankbarkeit nachher heirathen werde. Sie hatte es deßhalb auch gar nicht ungern gesehen, daß ihr Vater auf de Veaur's Anzeige diesen Abend so schnell des Kapitäns Arretirung beschlossen; denn dadurch erhielt sie ja Gelegenheit, etwas Großes für den Geliebten zu thun, kannte ihre Gewalt über den Vater, und wußte, daß Kampvorst frei war, so bald sie es nur ernstlich wollte. Nebenbei aber freute sie sich sehr, daß der geliebte Kapitän ihr zu einer so schönen Rache an de Veaux verholfen, indem er diesen um das reiche Gretchen gebracht. Denn sie hatte sich geschmeichelt, de Veaux werde sie heimführen, und sah sich nachher betrogen.

Das große Interesse, welches Lolot an dem gefangnen Kapitan nahm, dem sie jenen schön gespielten Streich gar nicht für ein Verbrechen anrechnen konnte, wie de Veaux und ihr Vater, trug sie denn auch sogleich auf den kleinen frierenden Diener desselben über — denn dafür hielt sie die leis wimmernde Loni on.

„Komm mit herab, armer Junge," sagte sie mitleidig und streichelte ihr die blasse Wange; „ich will Dich pflegen und wärmen," und damit führte sie das jammernde Mädchen in das dritte Stockwerk herab in ihr Zimmer. Louison mußte hier essen und trinken, und erholte sich allmählig von dem furchtbaren Schrecken. Lolot hatte sie verlassen, und nun kam der Unglücklichen erst die Frage in die Seele, in welchen Händen sie sich wohl befinden möchte. Es war ihr unmöglich, sich zu erinnern, ob sie mit der Dame, die ihr wie ein Engel in ihrer größten Noth erschienen, ein oder zwei Treppen herabgestiegen war, weil sie aber aus des Wirths Munde von dem guten, sanften, lieben Gretchen van Delfthuis gehört hatte, so bildete sie sich ein, der Himmel habe ihr Gretchen zugeführt. Dieser Gedanke wuchs fest in ihrer Seele. Als darum Lolot nach einer Viertelstunde zurückkehrte und sie zutraulich fragte: „Sage mir, lieber Knabe, hat denn Dein Herr nicht oft von mir gesprochen? Hat er Dir nicht anvertraut, daß er mich liebt?" so versetzte Louison zugleich: „Ei ja wohl, er sprach oft von Ihnen, und freute sich sehr, Sie zu sehen. Ich, wußte wohl, daß Niemand anders als Sie so großen Antheil an ihm nehmen konnte, und deßhalb will ich mich Ihnen auch ganz entdecken. Ich bin kein Knabe, sondern ein Mädchen und seine Geliebte. —"

„Wie?" schrie Lolot auf, und Wuth leuchtete aus ihren Blicken, „Du bist ein Mädchen und seine Geliebte? Und wagst mir dies so frech ins Gesicht zu sagen, abscheuliche Dirne! Er hat mich betrogen, der schändliche Mann, der Falsche! Er soll nun aber auch im Kerker schmachten und eine Kugel soll sein Loos seyn. An seiner Todesqual will ich mich weiden. Und Du, Schandbalg, fort aus meinen Augen, eh' ich Dich züchtige, oder ich laß Dich auch in ein kaltes Gefängniß werfen, wo Dir die Liebesbrunst aus dem Leibe frieren soll. Fort! sag' ich Dir, fort! Mit diesen Worten erfaßte sie das abermal zum Tode erschrockene Mädchen beim Arme und schleuderte sie aus dem Zimmer, über den Vorsaal und die Treppe hinab, die Unglückliche mit den abscheulichsten Schimpfnamen belegend. Kläglich aufschreiend flog Louison die Treppe hinab, und stand plötzlich vor einer andern weiblichen Gestalt, welche den Stufen herauf stieg.

„Was fehlt Dir, Kleiner?" fragte diese. „Weßhalb ist die Französin da oben so erbittert auf Dich?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

„So wenig also," rief Viglius, „gilt Euch meine Ruhe? so wenig die Erinnerung der schönen Jugendzeit?"

„Nun wohl! Ihr wollt es," erwiederte das Mädchen. „Erlaubt vorher mir aber eine andere Frage! Was führte Euch heute nach Leiden?"

„Der Auftrag meines Feldherrn;" entgegnete Viglius verwirrt. „Er befahl mir, die Stadt zur Uebergabe aufzufordern."

„Und Ihr," sprach heftig und mit blitzendem Auge das Mädchen, „Ihr gingt nicht lieber in den Tod? Ihr verbargt nicht lieber Eure Schande im tiefsten Schooße der Erde? Ihr wagtet vor Euern Oheim, jenen kriegerischen Greis, zu treten, ihm zuzumuthen, die Fahne der Freiheit von den Thürmen Eurer, meiner Vaterstadt zu reißen? Wie? Ihr wollt helfen, Brüssels Schaffote nach dem Marktplatze von Leiden zu verpflanzen? vielleicht noch zuzusehen, wenn das ehrwürdige Haupt des Bruders Eurer Mutter, des Mannes, der Euch gehegt, gepflegt, an seinem Busen groß gezogen hat, dahin rollt in den Staub?"

„Ich bitte Euch, Aurelie, haltet ein!" rief Viglius heftig erschüttert.

„Ihr werdet mir entgegnen," fuhr Aurelie in mächtiger Aufregung fort, „Ihr werdet sprechen: es ist ein sanfteres Regiment jetzt eingetreten. Wer aber, frage ich, bürgt dafür, daß Alba, oder sonst einer der Schergen des Tyrannen, nicht wiederkehre? Wer, wenn Leiden sich den Spaniern ergibt, kann Philipp zwingen, die Capitulation zu halten, die Requesens bewilligt? Konnt Ihr die hingewürgten Edlen sodann durch Klagen ins Leben rufen, Ihr, der zu ihrem Morde aus nichtigem Ehrgeize, aus eitlem Haschen nach Ehrenstellen beigetragen?"

„Ich staune," sprach Viglius, „dies Alles aus Eurem Munde zu vernehmen, in einem Augenblicke zu vernehmen, wo ein spanischer Krieger Eure Schwester den Gefährten als seine Verlobte darstellt."

„Ich," sprach das Mädchen mit stolzer Haltung, „bin nicht meine Schwester! Die sanfte Anna mit ihrem weichen Herzen bedarf des Stabes, der Stütze. Dennoch theile ich ihre Meinung nicht und habe die meinige nie verhehlt. Auch läßt die Liebe Anna's sich noch entschuldigen. Das Herz des Gatten ist des Weibes Heimath, sein Haus ist ihre Welt. Mag Anna einst dem Gatten nach Spanien folgen; wo dieser lebt, ist sie daheim. Auch kann Don Valdes mit ruhigem

Herzen die Pyrenäen heimkehrend überschreiten. Kein Vorwurf ist ihm zu machen. Er, ein geborner Spanier, kämpfte für König und Vaterland gegen die von Spanien abgefallenen Niederlande. Was auch für Gräuel auf diesem Boden Statt gefunden, seine Hand ist rein; rein führt er die Erwählte in sein Vaterland; sie kann in Freude und Ehrfurcht auf den geachteten Gatten blicken. Wohin, Don Carlos von Ayta, denkt Ihr dereinst die Eurige zu führen?"

Das Mädchen hatte die letzten Worte in einem Tone gesprochen, welcher dem Hauptmanne wie ein schneidendes Schwert durch die Seele drang. Er war nicht eines Wortes mächtig.

„Nehmt an, daß die Sache der Freiheit siege," fuhr heftig Aurelie fort; „wo ist dann Eure Heimath, Euer Vaterland? Mag die Großmuth der Niederlande, mögen schützende Verträge Euch auf diesem Boden dulden; würde der Abgefallene es wagen können, noch ferner ein Auge zu erheben? Wollt Ihr dem Heere nach Spanien folgen, so könnte ein kärglicher Sold, ein Pergament, eine Ehrenkette wohl Euch zu Theil werden, doch mißtrauisch wird jedes spanische Auge auf dem Manne ruhen, der um schnöden Lohn sein Vaterland bekämpfte. Sprecht, Hauptmann, nicht von denen, welche, so wie Ihr, unter spanischen Fahnen das Land der Freiheit in Fesseln schlagen wollen; die Einen leitete ihr böses Herz, die Andern Ehrgeiz, die Meisten Schwäche. Ich nenne Euch Euren Oheim, den Staatsrath Viglius. Mit Stolz sieht Eure Partei auf ihn. Er gilt für einen der wichtigsten Männer im Senate; er ist die mächtigste Stütze des Thrones und der Tiare in diesem Lande; seine Redlichkeit steht über jedem Zweifel; dennoch hält nichts als Schwäche ihn auf jener Seite. Ihm ist, wie Euch, die böse Sache gerecht, weil sie ihm Pflicht scheint. Seine Seele ist nicht stark genug, die edle Sache, für welche Egmont, Hoorne und tausend Helden schon verbluteten, für welche Oranien kämpft, mit Feuer zu ergreifen, und glaubt es mir, die Geschichte wird dem Manne, der, anstatt zu prüfen, mit Kraft das wahr Erfundene zu vertheidigen, den breiten, bequemen Weg der sogenannten Pflichterfüllung wandelt, den Kranz versagen. Einst, Hauptmann Ayta, wird die Nachwelt zu Gerichte sitzen; König Philipp, Alba und dessen Schergen werden als Beklagte vor ihrem Throne stehen und Völkerstimmen werden die Kläger seyn; seyd Ihr der Meinung, daß die strenge Richterin säumen werde, das Schuldig! über Jene auszusprechen, die den heiligen Boden der Freiheit um Judaslohn verkauften?"

„Ich bin nicht fühllos," sprach Viglius tief bewegt, „gegen die Klagen bei den Leiden unsers Landes. Oftmals, wenn die begangenen Gräuel mich empörten, war ich entschlossen, dem Feldherrn meine Entlassung einzureichen; dann aber fiel mein Auge auch auf die Ausschweifungen der andern Seite, ich bemerkte, wie Adel und Volk dem angestammten Herrscher trotzten, wie Jedes dazu beitrug, das glimmende Feuer zur lodernden Flamme anzuschüren, und beschloß, den ebenen Weg der eingewohnten Pflicht nicht zu verlassen."

„Und wißt Ihr," entgegnete das Fräulein heftig, „wohin dieser ebene Weg Euch führen kann? Er kann Euch zu einer Höhe leiten, auf welcher Ihr, ein geborner Vertheidiger des Vaterlandes, ein Warnungszeichen jedem Niederländer in der Geschichte dasteht. Was wolltet Ihr erwiedern, wenn der Feldherr, Eure Kenntniß des Locals benutzend, beim morgenden Trauerspiel Euch eine wichtige Rolle überträgt, die Stadt sodann im Sturme übergeht, und nach Jahrhunderten die Geschichte spricht: Ein Niederländer, in Leiden selbst geboren, richtete mit höllischer Umsicht die Feuerschlünde der Spanier gegen seine Vaterstadt; seinem Blutdurste, seinem Ehrgeize erlagen die edlen Vertheidiger bis auf den Letzten, und unter diesen sein eigner Ohm. Gräuel, fürchterlicher als alle, die vorhergegangen, wurden in der mit Sturm genommenen Stadt verübt. Dieser Niederländer hieß Viglius ab Ayta!" — —

„Ihr setzt Fälle, die unmöglich sind!" erwiederte der Hauptmann schaudernd. „Niemals forderte der edle Valdes etwas, solcher Unthat ähnlich, und auch diesmal wird er es nicht. Alles würde ich eher über mich ergehen lassen, als in ein Verlangen wie dieses willigen. — „Aurelie!" fuhr er nach einer Pause mit schmerzlicher Bitterkeit fort; „Aurelie, vielleicht täuscht Ihr Euch selbst, doch mich, mich täuscht Ihr nicht! Ich will Euch glauben, daß Ihr mit ganzer Seele an der Sache des Landes hängt, doch dies ist nicht der Grund allein, warum Ihr meine Bewerbungen zurückgewiesen, warum Ihr seit längerer Zeit dies Herz, das seit den Kinderjahren mit Liebe für Euch schlug, in Staub getreten. Ich kenne noch einen andern. Als Ihr, die spanische Sache verdammend, dennoch vorhin die Liebe Eurer Schwester zu einem Spanier in Schutz nahmt, da fiel die Decke von meinen Augen! Glaubt Ihr, ich habe es nicht gemerkt, wie Don Guevara Euch seit Monden schon umschwärmte? ich hätte es nicht gefühlt, daß, wenn Ihr für den Jugendgespielen kaum einige arme Worte hattet, wenn Ihr meine Gegenwart zu meiden schient, der spanische Oberst immer ein freundliches Wörtlein fand? Aurelie! Ihr sprecht ja so häufig von Offenheit; warum seyd Ihr hier nicht offen? warum sagt Ihr, anstatt mich zu zertreten, nicht geradezu: Ich liebe Guevara und fühle nichts für Euch!"

Schweigend ließ das Fräulein in langer Pause das große dunkle Auge auf dem Jünglinge ruhen; dann sprach Aurelie mit ruhigem Tone: „Schmerzhaft ist es mir, den Jugendfreund hassen zu müssen; nur ungern möchte ich ihn verachten!" und kehrte Viglius den Rücken.

Obgleich beide Sprechende sich unbemerkt geglaubt hatten, war dies dennoch nicht der Fall. Während der Gegenstand ihres Gesprächs sie Alles um sich her vergessen ließ, war ein spanischer Offizier aus dem Eingange des Lusthauses getreten, hier einen Augenblick stehen geblieben, dann hätte er sich in einen Seitengang gewendet, welcher nach einer Geißblattlaube führte, die nur durch eine dichte Buchenwand von den Sprechenden geschieden war. Der Fremde war von mittlern Jahren, schwächlicher Statur und unangenehmen, doch nichts weniger als geistlosen Zügen. Wahrscheinlich hatte er in dieser Nähe, von Aurelien und Viglius unbemerkt, die letztere Hälfte ihres Gespräches mit angehört, doch schien die unbefangene Miene, mit der er ihnen hart am Eingange des Pavillons entgegen trat, nicht hieranf zu deuten.

„Endlich also," sprach der Spanier, „finde ich Euch, Fräulein Aurelie! auch Euch, Don Carlos Ayta! Die Gäste, welche der Feldherr zu seiner Verlobungsfeier geladen, sind sämmtlich bereits versammelt; Aller Augen suchten die schöne Gästin des Hauptquartiers, und als Don Valdes mir aufgetragen, Euch zum Mahle zu führen, flog ich hierher mit Windeseile."

„Ihr sagt, das Mahl sey schon bereit, Herr Feldzeugmeister?" fragte Aurelie, den mit spanischer Grandezza und unter tiefer Verbeugung dargebotenen Arm des Spaniers annehmend. „Ist es denn so spät?"

„Das eben nicht;" erwiederte vorwärtsschreitend der Gefragte. „Don Valdes denkt nach eingenommenem Mahle die Obersten der Regimenter Alle zu einem Kriegsrathe zu versammeln, in dem die Unternehmung des morgenden Tages zur Sprache kommen soll. — Auch Ihr, Don Ayta," sprach der Spanier, zu Viglius gewendet, mit einem eigenthümlichen Lächeln, „werdet dabei seyn. Ich, als Befehlshaber des Geschützes, habe

längst daran gedacht, wenn es dereinst zum Sturme käme, mir Euch vom Feldherrn auszubitten; ich denke, Euch eine Rolle zuzutheilen, die Euren Namen im Laufe dieses Krieges berühmt machen soll, und welche Leute Eurer Art am besten auszuführen im Stande sind."

„Entschuldigt mich, Oberst Guevara!" entgegnete Viglius, sichtlich zusammenschreckend. „Der Dienst der Ruderflottille —"

(Fortsetzung folgt)

Untergang des Philhellenencorps im Jahr 1822.

(Aus dem Tagebuch des Dr. Elster, Arzt des Bataillons.)

In der Nacht vom 15. zum 16. Juli trat der Vollmond ein und in seinem Zauberlicht, das er über die ganze Gegend ausgegossen, schimmerten die wohlbekannten Gegenstände der Ebenen still und feierlich zu uns herauf. Noch ruhten fast alle Philhellenen in tiefem, süßem Schlummer und sogen aus ihm Stärkung für das große Tagewerk, das ihnen bevorstand, da öffneten sich die Thore von Arta und hervorquollen die gedrängten Schaaren der weißschimmernden Albanesen. General Normann wachte und weckte nun die anderen, ermahnte sie festzuhalten an der selbstgewählten Loosung, rühmlichen Sieg oder Tod zu erkämpfen. Dann bestieg er sein Roß und hielt den Umritt zu allen Posten. — Die Feinde zogen sich längs den vor uns liegenden Hügeln nach der Strasse von Kamdorti und erfüllten diese mit großen Abtheilungen. Andere lenkten ihren Marsch an den Ufern der Arta gegen Ploka hin. Um zwei Uhr, als der Tag zu dämmern begann, waren fast alle Hügel und Ebenen vor uns schon mit Feinden bedeckt. Endlich kam die Sonne und in ihren glühenden Strahlen funkelten die Waffen der Unseren und der Feinde. Alles war still ringsumher, aber desto lauter schlug jedem das Herz an die Brust. Nach und nach entwickelten sich die Massen der Feinde zu der Gestalt eines Halbmondes, der die gewaltigen, weitgreifenden Arme um den Hügel von Peta zu schlagen begann, indem er langsam und sicher dem Dorfe nahte. — Gegen vier Uhr kam das feindliche Fußvolk bis auf 60 Schritte an die Vorposten der Philhellenen heran und schoß unter großem Allahgeschrei seine Gewehre gegen den Fuß des Berges ab, deren lange Rohre die Kugeln wohl in solche Entfernung tragen konnten. Da aber die kurzen Büchsen (Karadiner) der Philhellenen nur in der Nähe die gehörige Wirkung thun konnten, so blieb der erste Gruß des Feindes unerwiedert. Dieser stellte daher verwundert auf einige Augenblicke sein Allahrufen ein; dann aber, vermuthlich in der Meinung, daß der untere Berg nicht besetzt sey, weil unsere Felsenschanzen sich freilich auf dem sonst felsigen Abhang nicht unterscheiden ließen, drang er mit verstärktem gräßlichem Geschrei weiter vor. Sichtbarlich bewegten sich die größeren Streitmassen gerade der Gegend zu, wo die Philhellenen standen. So kamen die Türken bis auf hundert Schritte herbei; aber in dem Augenblicke, da sie den Fuß des Berges betreten wollten, empfing sie aus allen Schanzen ein mörderisches Feuer, das in einem Nu Hunderte zu Boden streckte und eine große Verwirrung unter ihren Reihen anrichtete, während die Philhellenen ihr verwüstendes Kreuzfeuer auf das lebhafteste fortsetzten. Die Angreifenden zogen Verstärkungen an sich, so daß der zweite, wüthende Anfall auf unsere Schanzen mit zwei bis dreitausend Mann geschah. Der Oberlieutenant Schmidt, der die erste Division in der vordersten Schanze befehligte, wurde von einer feindlichen Kugel zu Boden gestreckt. Seine Division zog sich auf die nächste Schanze zurück und vereinigte sich unter einem andern Anführer. Tod und Verderben verbreiteten die Philhellenen mit geringem Verlust unter den dichtgedrängten Türkenhaufen, die jede Handbreit Raum mit vielem Blute und unzähligen Todten erkaufen mußten. Jetzt wälzte sich die ganze Macht des feindlichen Fußvolks gegen unsern steil aufsteigenden Felsen, der aber fortwährend mit kaltblütigem Muth und desto verderblicherer Hartnäckigkeit von den Philhellenen vertheidigt wurde. Schon war der ganze Fuß des Berges mit Todten der Türken bedeckt und noch hatten sie nicht den geringsten Vortheil errungen. Da unternahmen sie einen Angriff auf die Seite des Berges, wo selbst Chauvassaigne, Adjutant Sous Offizier, ein zwanzigjähriger Jüngling, der früher Lieutenant unter der französischen Garde gewesen war, mit seiner Division eine einzelne Felsenspitze besetzt hielt. Es war der einzige Punkt, der auf dieser Seite vertheidigt wurde. Daher beschloß Chauvassaigne, je größer die Macht der auf ihn andringenden Feinde war, seinen Platz eben deshalb bis auf den letzten Mann zu behaupten. Der Fahnenträger der Feinde sprang, wie gewöhnlich, so auch diesesmal, mehr denn hundert Schritte voran, um die Fahne als zu behauptendes Heiligthum in den Boden zu stecken. In dem Moment aber, da dies geschieht, streckt ihn eine Kugel aus der Schanze nieder, springt Chauvassaigne tollkühn von seiner Felsenspitze herab, ergreift den Halbmond und ist mit seiner Ehrenbeute schon wieder zu seinem Posten hinangeklettert, ehe noch die nachdringenden Feinde über den unerhört verwegenen Raub zur Besinnung gekommen. Die ganze Masse hatte voll Erstaunen und Bewunderung, wie gefesselt, plötzlich Halt gemacht und sich nicht weiter zu bewegen vermocht. Endlich ertönte, einem wüthenden Geheul mehr als menschlichem Geschrei gleich, der Allahruf der Menge, die nun in rasendem Anlauf gegen den Felsen heranstürzte. Ohne gewünschten Erfolg. Der erste Angriff wird zurückgeschlagen. Der zweite erfolgt mit verdoppelter Wuth, indem die Türken Tritte bilden aus den Leichen der Gefallenen. Die Philhellenen weichen keinen Schritt. Zweimal erklimmen die Feinde den Felsen, zweimal tapferer stürzen sie die Unseren mit ihren Bajonetten hinunter. Aber aus jedem getödteten Türken scheinen sich zehn neue zu erheben. Noch steht Chauvassaigne, schon blessirt, in der einen Hand die eroberte Fahne, und vertheidigt sich mit der rechten Faust, die den Säbel hält, wie ein Verzweifelter. Denn schon ist mancher seiner tapferen Gefährten gesunken in das Grab, das ein jeder sich aus vielen um ihn niedergestreckten Feinden bereitet hatte. Noch steht Chauvassaigne. Er wird umgangen und ein Haufe Türken will ihm die Fahne entreißen; er aber schlägt mit dieser selbst wüthend um sich, bis ein Messerschnitt ihm die Sehnen des Armes zerschneidet und gleichzeitig ein Säbelhieb den Kopf trifft. Er stürzt, aber vorwärts und begräbt im Fall den eroberten Halbmond mit seinem verstümmelten Leichnam.

(Fortsetzung folgt.)

Palindrom.

Ich war einst des wackern Paulus Begleiter,
Im Kampfe für Wahrheit ein tüchtiger Streiter;
Es irrt sich die kirchenhistorische Welt,
Wenn sie mich für Lucas, für Tertius hält;
Doch schlagt nur auf die Apostelgeschichte,
Verkehrt ihr mich, schuf ich gar schöne Gedichte.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 29. Mittwoch, 9. April 1834.

Wem Liebe Rosen bricht, die Freundschaft Kränze flicht,
Der ist den Göttern gleich und braucht den Himmel nicht.

Franz v. Kleist.

Vier Stockwerke.

(Novelle von Ludwig Storch).

(Fortsetzung.)

„Ach ich weiß es nicht! jammerte Louison. „Ich habe sie für Gretchen van Delfthuis gehalten, aber wie Sie sagen, ist sie ja eine Französin, und gehört also wahrscheinlich zu Cloporte's Familie."

„Das ist wirklich der Fall. Was aber willst Du denn von Gretchen van Delfthuis?"

„Ach, Meister Stübecke hat sie so gut und hold geschildert, und weil sie Rigbecke's Nichte ist, so hoffte ich Schutz bei ihr zu finden."

„Rigbecke's Nichte? Knabe, wer bist Du? Wie kommst Du zu diesem Namen, der meiner seligen Mutter gehörte; denn wisse, ich bin Gretchen van Delfthuis."

„O so erbarmen Sie sich eines durch die Liebe zu Ihrem Oheim höchst unglücklich gewordenen Mädchens! Ich bin kein Knabe; ich heiße Louison Gaumasin, und Ihr Onkel ist vor einer Stunde von den Polizeysoldaten abgeführt worden."

„Welche Räthsel!" rief Gretchen erstaunt. Schnell hier herein und auf mein Zimmer." Und rasch zog sie die Zitternde hinter sich her, und die Thüre wurde verschlossen.

Frau van Delfthuis erkannte den Kapitän nicht, als er in ihre Arme stürzte, selbst als er ihr zuflüsterte: „Um des Himmels Willen, Elisabeth, rette mich! die Franzosen sind mir auf den Fersen, und wenn sie mich finden, bin ich des Todes," selbst jetzt noch raubte ihr die heftigste Bestürzung die Erinnerung, und nur wie liebe sonst vernommene Klänge schlug der Ton seiner Stimme an ihr Ohr. Unwillkührlich zog sie den Mann in ihr Zimmer, an allen Gliedern zitternd, doch nun war es auch mit ihrem Rettungsversuch zu Ende, sie wußte nicht, was sie ferner beginnen sollte. Hier aber fielen die Lichtstrahlen in sein Gesicht, und mit Erstaunen erkannte sie ihren sonst so heiß, ach! und noch immer geliebten Valtin.

„Valtin, Du bist's!" rief die schöne Frau. „Wie kömmst Du hierher?"

„Alles später," entgegnete er eilig, „nur jetzt ein Versteck," und ohne ihre Antwort abzuwarten, schlüpfte er in das nächste Zimmer, und durch dieses in das Schlafzimmer der Hausfrau. Elisabeth stand einen Augenblick ohne Ueberlegung, endlich dämmerte ein Gedanke an die hohe Gefahr ihrer Lage in ihrer Seele auf. Was kümmerte sie es, wo Valtin hergekommen, genug er war da, schwebte in Lebensgefahr und es galt, ihn zu retten; aber auch ihren eigenen Ruf mußte sie auf alle Fälle zu wahren suchen, und wie leicht konnte nicht eine Magd, die zu Hause seyn mußte, herein und in das Schlafgemach kommen und wie verdächtig wäre es gewesen, ihr den Zutritt zu verwehren. Zu einiger Beruhigung diente es ihr, daß das Dienstmädchen nicht in der Nähe gewesen zu seyn schien, als die Glocke so heftig gezogen wurde, sonst hätte sie gewiß die Thüre geöffnet. Aber eine zweite Dienerin, mehr Kammermädchen als gemeine Magd, war mit Gretchen ausgegangen, um sie aus einer Gesellschaft zu begleiten. Hatte Elisabeth nicht diese, hatte sie nicht ihre eigene Tochter, ihre übrigen Kinder, ihren Gemahl zu fürchten? Valtin mußte wenigstens den Blicken derer entzogen werden, welche der Zufall in das Gemach führen konnte. Aber auch die Verfolger konnten ja hineindringen und ihn finden, ein schrecklicher Gedanke! Mit beflügeltem Schritt eilte sie ihm nach und sprach: „Rasch in meine Garderobe, Valtin!" Sie schob ihn in den Schrank und zog den Schlüssel ab. Hierauf wurde sie allmählig ruhiger und ging, um die Magd auszuforschen. Diese aber war eben von einem Geschäft fern gehalten worden und wußte nichts von dem Vorgefallenen. In Fürchten und Bangen verstrich eine Stunde. Da kehrte Gretchen zurück. Der befangenen Hausfrau wurde neues Staunen bereitet, als sie die Stieftochter mit geheimnißvollen Geberden einen schönen Knaben hereinziehen sah. „Beste Mutter," flüsterte Gretchen, „dies verkleidete Mädchen ist unseres Mitleids werth. Wir werden Dinge von ihr hören, die höchst wichtig für uns, vorzüglich für mich, sind. Aber wir wollen sie schnell in Ihr Schlafzimmer führen, eh' der zudringliche Franzos kommt. Dorthin kann er sich doch nicht drängen."

„Aber Gretchen!" — — sagte die verlegene Mutter.

„Bedenken Sie, daß ein sehr naher Verwandter, der Bruder meiner seligen Mutter, mein Onkel in sehr großer Gefahr schwebt! Vielleicht können wir etwas für ihn thun. Ich weiß es ja selbst noch nicht. Kommen Sie nur, ich beschwöre Sie! und lassen Sie das liebe arme Kind uns erst vom Stand der Dinge unterrichten." Die zaudernde Frau wurde mit fortgerissen. „Selbst die Zofe weiß nichts von der Kleinen," fuhr Gretchen fort; sie plaudert noch unten mit Frau Stübecke, und diese fand ich auf der Treppe, eben als sie von der abscheulichen Französin oben schlecht behandelt wurde. Gewiß steckt de Veaux mit darunter."

„De Veaux!" rief Louison. „Ist dieser entsetzliche Mensch auch hier? O dann lassen Sie mich vor diesem Ungeheuer fliehen, so weit ich vermag! denn sieht er mich, so bin ich verloren."

„Kennst Du ihn auch?" fragte Gretchen mit einer gewissen Freude. „Er soll Dich nicht finden. Im Nothfalle ret-

ken wir Dich in die Garderobe der Mutter. Nicht wahr liebe Mutter?"

Diese hatte nicht Zeit zu antworten; denn die Schelle wurde gezogen, die Thüre von der Magd geöffnet, und man hörte die Schritte der Zofe. Auch ließ sich dieselbe schon also vernehmen: „Herr de Beaux ist da, um Ihnen gute Nacht zu wünschen." Und in demselben Augenblicke vernahmen die erschrockenen Frauen die Schritte des verhaßten Franzosen.

„Die Garderobe ist verschlossen," flüsterte Gretchen heftig, „Mutter um Gott! wo haben Sie den Schlüssel?" Diese hatte schon das Licht ergriffen, um de Beaux entgegen zu eilen, von dessen Frechheit sie befürchtete, er möchte in das Schlafzimmer kommen, und jetzt, als Gretchen sie mit einem wahren Verzweiflungston um den Schlüssel der Garderobe anging, nahm sie denselben in halber Geistesabwesenheit aus dem Busen, wo sie ihn verborgen hatte, und reichte ihn der Tochter. Diese öffnete im Dunkeln den Schrank und stieß die zitternde Louison hinein, ihr zuflüsternd: „Verhalte Dich hier ruhig; ich erlöse Dich nachher." Darauf verschloß sie den Schrank und eilte durch das anstoßende dunkle Zimmer in das erleuchtete, wo de Beaux mit der Mutter war.

Diese aber hatte eben auf dessen Frage, in ihrer höchsten Verwirrung geantwortet, daß sie sich zu Bette gelegt, in der Meinung, die Tochter werde im Schlafzimmer bleiben. Nun trat diese in gleich großer Verwirrung herein und die Mutter verlor alle Fassung. Beider Gesicht war mit hohem Purpur übergossen, und die Augen flogen in irrer Glut auf den Boden, und Gretchens Mund stammelte unverständliche Worte, während Frau Elisabeth ganz schwieg.

„Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich störte," sagte de Beaux mit festem forschendem Blicke auf die Frauen: „ich bin blos gekommen, um mich zu erkundigen, ob Ihnen der Schrecken nichts geschadet."

„Welcher Schrecken?" fragte die Frau noch bestürzter, ihr Geheimniß schon verrathen wähnend.

„Ich hörte, daß man einen jungen Mann im Hause arretirt hat, welchen man für einen Spion hält. Haben Sie nichts von dem Lärm gehört?"

„Ich war nicht zu Hause, sondern bei einer Freundin in der Abendgesellschaft;" versetzte Gretchen.

„Nicht das Mindeste habe ich gehört, erwiederte die Mutter. „Wer war der junge Mann?"

„Ein Neffe des Wirths, Namens Valtin Kampvorst. Er soll englischer Seekapitän seyn," sagte der Franzos und durchbohrte die Frau mit seinen Blicken. Aber es ging weiter keine Bewegung in ihrem Gesichte vor, und sie sagte gleichgültig, „O den hab ich früher gekannt; er ist ja ein Landsmann von mir. Und wohin hat man ihn gebracht?"

„Auf das Polizeibureau. Dem ist die Kugel gewiß."

„Haben Sie ihn selbst gesehen, Herr de Beaux?"

„Zu dienen, Madame; ich sah ihn auf der Straße, wie er an mir vorübergeführt wurde; ich fragte den Offizier nach dem Namen des Gefangenen und er wurde mir Valtin Kampvorst genannt."

Elisabeth schwieg betroffen; aber Alles war ihr natürlich unbegreiflich.

Jetzt kehrte auch Herr van Delfthuis vom Kaffeehause zurück. De Beaux begrüßte ihn geschmeidig und erzählte den Vorfall noch ein Mal, bedauernd, daß er nicht zu Hause gewesen, um die Frau van Delfthuis zu trösten. Hernach empfahl er sich, nicht ohne lauernde Blicke auf die beiden Frauen.

Auf dem Vorsaale ließ er sich nicht vom Bedienten, wie sonst, Licht geben, sondern von der Zofe, die eben aus der Thüre kam, und das war dem faulen Kaspar recht. In dem Augenblicke, wo das Mädchen ihm das Licht reichte, drückte er ihr ein Goldstück in die Hand, indem er ihr zuflüsterte: „Nur ein paar Worte!" Die Zofe folgte.

„Sag mir, liebes Kind, begann er vertraulich und nahm noch einige Goldstücke spielend in die Hand, „hast Du eben jetzt nichts an Deinen beiden Herrinnen bemerkt? Du kannst mir's anvertrauen; und noch drei Napoleond'ors sind Deine; sieh ich habe sie hier in der Hand."

Das Mädchen brannte ohnedieß schon vor Begierde, ihre Wahrnehmung mitzutheilen, und hätte es umsonst gethan, nur um das Geheimniß los zu werden. „Recht gern, mein Herr," erwiederte sie. „Als ich vorhin in das mittlere Zimmer trat, um die Frau im Schlafzimmer aufzusuchen, sah ich im Blick eine männliche Person dort. Die Frau schoß wie toll an mir vorbei; Gretchen war aber noch im Schlafzimmer, und ich schlich naher hinzu. Da hörte ich, wie sie den Burschen in den Garderobeschrank steckte und ihm etwas zuflüsterte. Drauf rannte auch sie an mir vorüber."

„Schon gut. Ich zahle Dir zehn Napoleon, Mädchen und verspreche Dir die beste Versorgung, wenn Du Deine jetzige Herrschaft verlieren solltest; laß die Thüre, welche vom Vorsaal zu Gretchens Zimmer führt, nur angelehnt. Es führt doch auch eine Thüre aus Gretchens Zimmer in das Schlafgemach der Frau?"

„Ja wohl! wenn Sie mich nicht verrathen, will ich's wohl thun."

„So gehe!" Das Mädchen ging und er warf sich unruhig in einen Lehnstuhl. — Sobald Mitternacht vorüber war, schlich er hinaus, und fand die Thüre offen. Kein Licht in den Zimmern; das seinige zeigte ihm den Weg; Gretchens Bett war noch unberührt. Durch die Thüre aus der Hausfrau Schlafzimmer drang ein Lichtschein. Er verbarg sein Licht, legte das Ohr an die Thüre lauschte. Geflüster von weiblichen Stimmen; endlich ein männlicher Laut — wieder einer. Er ging zurück, drückte die Thüre leise in das Schloß, und verfügte sich sofort nach dem Schlafgemach des Herrn van Delfthuis, welches er nicht verschlossen fand. Er trat hinein und weckte den schlafenden Mann. „Mein würdiger Freund," redete er den erschrockenen Kaufherrn an, der ihn mit großen Augen anstarrte, „ich weiß, daß eine schändliche Zunge, mich um ihre Gunst beneidend, mich Ihnen verdächtig gemacht hat; ich werde den Verläumder zur gebührenden Strafe ziehen. Um Ihnen aber zu beweisen, wie sehr ich Ihnen ergeben bin, wie ich nicht allein mein Leben wagte, um das Ihrige zu erhalten, bevor ich Sie kannte, sondern auch um Ihre Ehre rein und mackellos zu erhalten, seit ich Sie kenne, so mögen Sie wissen, daß sich im Schlafzimmer Ihrer Frau ein schöner Jüngling befindet, welcher einstweilen heimlich in den Garderobeschrank versteckt worden ist." —

„Sind Sie wahnsinnig, Herr!" schrie der Kaufmann.

„Ueberzeugen Sie sich selbst!"

Van Delfthuis warf zitternd die Kleider über, und beide gingen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

„Laßt mich nur sorgen, werther Freund!" lächelte boshaft der Spanier. „Der Dienst der Flotte wird schon beachtet werden; auch ist der Auftrag, den ich Euch geben will, so recht für einen Seeoffizier, der Kunde von der Gelegenheit des Ortes hat, geeignet. Ihr werdet, wenn sich Gelegenheit bietet, Euch auszuzeichnen, dieselbe nicht von Euch weisen

wollen. Ganz abgesehen von Eurer Pflicht, würde Euch dies die Ehre schon nicht erlauben. Doch laßt's nur gut seyn! Ich kenne schon den Grund von Eurer Weigerung; die niederländischen Herren in dem Heere machen es Alle so; sie glauben, das Decorum beachten zu müssen; man weiß dies schon. Auch pflegte Herzog Alba oft zu sagen: wo spanische Herzen sich erweichen ließen, da sende ich meine niederländischen Freunde hin, und ich halte mich überzeugt, die schonen das Kind im Mutterleibe nicht! Gewiß, Don Ayta, gehört auch Ihr zu den starken Seelen, die nichts erschüttert."

Ohne den Hauptmann zum Worte kommen zu lassen, fuhr mit der freundlichsten Miene der Spanier fort, die Schrauben der geistigen Folter, auf welche er Viglius gespannt, immer heftiger anzuziehen. Gern hätte Letzterer dem Grimme, der in seinem Busen kochte, Thür und Thor geöffnet, aber mit ruhiger Fassung wußte Guevara, wenn ein Ausbruch zu befürchten war, den Dolchstichen seiner Worte einige Lobeserhebungen, als lindernden Balsam, folgen zu lassen; auch hielten die Banden der militärischen Subordination den Hauptmann in den Schranken. In jener Zeit, wo Feldherren, so ganze Heere befehligten, nur den Titel eines Feldobersten erhielten, war der Abstand eines Befehlshabers über ein Fähnlein, welchen Rang Viglius ungefähr in der Landarmee bekleidet haben würde, noch allzugroß, als daß der Letztere es hätte wagen können, mißfällige Worte, die dem Munde des Commandirenden der Artillerie des Heeres etwa entschlüpften, anders als mit Stillschweigen hinzunehmen. Blaß vor Zorn, doch ohne ein Wort zu erwiedern, folgte der Hauptmann dem Obersten und seiner schönen Begleiterin nach der Villa. Nur selten erhob er sein Auge zu Aurelien; die Aufmerksamkeit derselben ließ ihn nicht zweifeln, daß keines der Worte Guevara's unbeachtet geblieben, obwohl das Mädchen mit keiner Sylbe an dem Gespräche Theil nahm. So traten sie in den Saal. Viglius war wie vernichtet.

Eine zahlreiche Gesellschaft befand sich im Eßsaale bereits versammelt. Offiziere aller Waffengattungen, unter diesen vorzüglich die Commandirenden der Regimenter hervorragend, wogten bunt durch einander, und immer statteten noch Neueintretende dem Obersten Valdes und seiner Verlobten ihre Glückwünsche ab. Nur zwei oder drei Niederländer befanden sich unter ihnen, und die Stacheln von Guevara's Worten wühlten aufs neue in des Hauptmanns Brust, als er in diesen allerdings ein Paar der verabscheutesten Schergen Alba's wiedererkannte. Endlich nahm Alles an der reich besetzten und glänzend geschmückten Tafel Platz. Francesco Valdes saß an der Mitte des Tisches. Ihm zur Rechten befand sich die Verlobte; zur Linken eine ältliche Anverwandte beider Mädchen. Seit der Belagerung Leidens hatten diese bei der im Haag wohnenden Muhme ihren Aufenthalt genommen, und gern theilte die Verwandte, die ohnehin nur von der Unterstützung der reichen Erbinnen lebte, seitdem ihre kleine Wohnung mit denselben. Aurelie saß, nach des Wirthes Anordnung, an Guevara's Seite. Da Viglius, als schon Alles Platz gefunden, noch immer wie ein Träumender in einer Fensterblende lehnte, so blieb ihm nur der einzige noch offene Sitz, in der Mitte der beiden Niederländer, Aurelien schräg gegenüber. Schweigend nahm hier der Hauptmann Platz. Sehr einsylbig bewegte sich anfangs das Gespräch und größtentheils betraf es die Feier des heutigen Tages. Alle Zungen priesen das Glück des Obersten, der, wie ein dicker Oberstlieutenant der Reiterei bei der Madonna del Pilar von Saragossa schwor, den Niederlanden den einzigen Schatz, um welchen sie ein Spanier beneiden könne, entführe. Die Galanterie des Befehlshabers, welche vorzüglich von den Offizieren seines Regiments als ungemein treffend und fein bemerkt gefunden wurde, entzündete nun die der Uebrigen auf solche Weise, daß längere Zeit stets eine Hyperbel die andere jagte, und man Guevara's Behauptung: „daß nun das alte Sprichwort von Sevilla's Wundern als erloschen anzusehen, indem dasselbe in Spanien bei jedem Orte, wohin Donna Anna die Füße setzen würde, bald anzuwenden," als eine der gelindesten betrachten konnte. Kaum konnte Viglius, bei dem Aufruhre in seinem Innern, es über sich gewinnen, wenigstens Anstands halber, der Verlobten einen Glückwunsch herzustammeln. Er wünschte ihr: daß es ihr bald gelingen möge, in dem schönen Spanien und an der Seite des geliebten Gatten ihr altes Vaterland zu vergessen! — Mit freundlicher Neigung des Hauptes und einem theilnehmenden Blicke dankte das Mädchen unserm Freunde: Guevara aber bemerkte mit einem spöttischen Lächeln: er könne die Erfüllung dieses Wunsches als um so leichter zur Ausführung kommend betrachten, da ihm mancher Niederländer bekannt sey, welcher Holland vergessen habe, ohne jemals seinen Fuß auf fremden Boden zu setzen! Bald fingen die Becher an zu kreisen, und freier bewegte sich das Gespräch. Vorzüglich drehte sich dasselbe um die Bestürmung Leidens, als welche entschieden für die Arbeit des morgenden Tages angesehen wurde. Jeder trug nach dem Maße, wie etwa Mars oder Bacchus ihn regierte, seine Meinung mehr oder minder geräuschvoll vor. Am wenigsten sprach Don Francesco Valdes. Fräulein Anna schien von dem zu erwartenden blutigen Schauspiele, welches Mehrere der Tischgenossen mit besonderer Vorliebe auszumalen strebten, so ungemein erschüttert zu werden, daß es den Hauptmann bedünken wollte, als bemühe sich das Mädchen, einige über die Wangen rollende Thränen zu verbergen, und sichtlich suchte der Oberst die Verlobte zu beruhigen. Auch Aurelie mischte sich wenig in die Unterhaltung, doch was sie sprach, zeugte von der ruhigsten Fassung. Am häufigsten richtete sie ihre Rede an ihren Tischnachbar, den Obersten Guevara. Ganz unbefangen unterhielt sie sich mit diesem über die Vorbereitungen zu der furchtbaren Unternehmung des folgenden Tages, und Viglius staunte über die Richtigkeit ihrer für das höchste Interesse und die genaueste Localkenntniß sprechenden Bemerkungen. Unmöglich konnte der Jüngling das, was er hörte, mit Aureliens frühern Worten zusammenreimen. — War es erkünstelter Gleichmuth, war es Verstellung, was aus dem Mädchen sprach? — War jene Wärme, jener patriotische Enthusiasmus, mit welchen sie vor wenig Minuten zu ihm gesprochen, nur eine Maske, um seine Bewerbungen ein für allemal abzulehnen? Vielleicht gar ihre Neigung für Guevara darunter zu verbergen? — und sie, dachte der Jüngling, und das Herz wollte ihm brechen, sie ist es doch, deren Bild mich, wenn die auf Niederlands Boden begangenen Gräuel mich forttreiben wollten in Oraniens Lager, allein hier festhielt! — sie ist es, aus deren Nähe mich weder die Mahnungen des Gewissens, die Stimme der Meinen, der Ruf des Vaterlandes, der Anblick der bedrängten Vaterstadt fortreißen konnte! — Und wie sie vor mir stand! peinigte er sich weiter; wie sie, das Bild eines zürnenden Cherubs, mich mit dem blitzenden Auge musterte! wie sie mit flammenden, tief in das Mark des Lebens dringenden Worten mich zermalmte! — Und Alles dieses also war nichts als Täuschung! — Ha! wie mag sie des Thoren lachen! wie tief ihn gesunken glauben, da sie sich nicht einmal die Mühe gibt, die Täuschung zu bemänteln! —.

Immer lebendiger ward indessen das Gespräch, immer lebhafter, lärmender tönten die Trinksprüche, hurtiger kreisten die Becher. Auch der Hauptmann, sonst ein Feind jedes Trinkgelages, leerte den seinigen häufiger als gewöhnlich. Er glaubte, den Aufruhr in seinem Innern betäuben und der

Stolzen, Falschen gegenüber zeigen zu müssen, die Wunde, so sie ihm geschlagen, sey nicht so tief, als sie in ihrem Triumphe etwa meinen könne. Aber der Geist der Fröhlichkeit, den er, ihm zu dienen, herbeizwingen wollte, wohnte so wenig im Becher wie in seinem Herzen, und Guevara's Fragen: welches Ereigniß ihn denn heute allein zu einem stummen Gaste mache? verdarb seine Laune nur noch mehr. — Endlich ward die Tafel aufgehoben. Die Offiziere der untern Grade zerstreuten sich, und eben wollte auch der Hauptmann nach seinem Hute greifen, als Don Francesco Valdes die Commandeurs der Regimenter einlud, ihm zu einer Berathung in den Gartenpavillon zu folgen. „Auch Ihr, Hauptmann Ayta," — schloß der Feldherr, — werdet uns begleiten; Eure anerkannte Tapferkeit und Geschicklichkeit dürfte gleichfalls in Anspruch genommen werden!" —

Viglius war eben im Begriffe, dem Obersten durch eine stumme Verbeugung zu antworten, da fiel sein Auge auf Aurelien; es wollte den Jüngling bedünken, als ruhe das ihrige angstvoll fragend, warnend auf ihm. — Zerreiße die Banden, womit dich die Falsche noch immer umgarnt hält! sprach sein erbittertes Herz: und — „Freudig, mein Feldherr," rief er mit erkünstelter Munterkeit, „folge ich stets Eurem Rufe zur Pflichterfüllung!" — Das große Auge in Thränen schwimmend, eilte Aurelie aus dem Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Untergang des Philhellenencorps im Jahr 1822.

(Aus dem Tagebuch des Dr. Elster, Arzt des Bataillons.)

(Fortsetzung.)

So wurde hier, so wurde aus allen Schanzen mit gleichem Heldenmuth, doch nicht mit gleichem Unglück gefochten. Spiro, der gleichfalls mit seiner Schaar an der vordern Seite der Philhellenen tapfer gekämpft hatte und, als schon ein großer Theil der Seinigen gefallen war, fortwährend Stand hielt, mußte endlich doch der Uebermacht weichen. Jetzt erst griff das Regiment mit Vorsicht, aber mit unerschrockenem Muthe an, und die Kartätschen, welche Werndly aus seinen Geschützen zu schleudern begann, rissen ganze Reihen der Feinde auseinander und nieder. Der Kampf und die Wuth, mit welcher gekämpft wurde, stieg immer mehr. Schon waren auch von den Unseren viele gefallen, aber noch warfen die Philhellenen mit Feuer und Bajonetten jeden erneuerten Angriff zurück. Es wankte endlich der linke Flügel der Türken, das Regiment that Wunder der Tapferkeit, Siegeshoffnung flammte mit der Lust, die gefallenen Brüder zu rächen in uns auf. Wir standen in der That als Sieger auf dem Platze; die Vertheidigung verwandelte sich in Angriff und die Philhellenen schickten sich an, mit dem Bajonett in den linken, weichenden Flügel der Türken einzubrechen, da rückten 2000 Mann Kavallerie auf den Engpaß an und Gogo — gab das Zeichen zur Flucht. Vergebens schlägt Marko-Botzaris, vergebens schießen die Seinigen zuerst auf die fliehenden Griechen, um sie zum Stehen zu bringen; — Gogo führt dieselben auf einen Hügel und läßt auf seine eigenen Landsleute Feuer geben. Zwar unternahm jetzt Marko allein die Vertheidigung des Engpasses; aber es war zu spät; schon war die türkische Kavallerie eingedrungen und warf nun leicht die Handvoll Sulioten, die sich entgegenstellte, über den Haufen. Jetzt brach sie aus dem Hohlweg hervor und schnitt, ehe man sich dessen versah, die Philhellenen von dem Regiment und den Kanonen, ja von dem ganzen griechischen Heer, ab. — Noch fochten die Philhellenen siegreich am Fuße des Berges, als sie plötzlich im Rücken angegriffen wurden. Auf der Stelle vereinigen sie sich und wenden sich in gemeinsamem Angriff gegen den neuen Feind. Tarella, dessen Regiment von eben demselben mit einem großen Verlust an Offizieren zurückgedrängt worden war, bemerkt nun, daß wir abgeschnitten sind und beschließt sogleich, zu uns durchzubrechen und die Verbindung mit uns herzustellen. Er macht einen Bajonettangriff auf die Türken, den diese zurückschlagen, und in dem Augenblick, da er die Seinigen zur Erneuerung desselben anfeuert, durchbohrt eine Kugel ihm die Brust. Er fällt und das Regiment, seines Führers beraubt, tritt den Rückzug an. Da erscheint Graf Normann, der an diesem Tag, wie ein Kriegsgott, das Schlachtfeld nach allen Richtungen durchflog und überall war, wo am hartnäckigsten gefochten wurde. Auch jetzt stellte er sich an die Spitze des Regiments und führte es, hoch den Säbel schwingend und mit dem Ruf: „Mir nach, tapfere Soldaten! Mir nach! Zur Rettung der Philhellenen! Sieg oder Tod!" — noch einmal gegen die Türken. Das Regiment greift mit verdoppeltem Eifer an, es gelingt ihm, den vordersten Haufen zu werfen, da trifft eine Kugel Normanns Brust und raubte ihm für den Augenblick die Besinnung. Er mußte zurückgetragen werden. — Die Bestürzung, von welcher das Regiment, da es den zweiten Anführer, die Seele der Schlacht, verloren glaubt, ergriffen wird, benutzt der Feind, dringt auf's Ne.. vor und zwingt dasselbe zur Flucht. Mittlerweile hatten sich die Philhellenen einen Weg zum Dorfe gebahnt, um sich darin festzusetzen. Allein hier angelangt, finden sie es von den Türken schon eingenommen. Es erhebt sich ein gräßlicher Kampf, jedes Haus wird zur Festung, die Straßen werden mit Leichen angefüllt; endlich müssen die Türken weichen, da Werndly aus seinen Kanonen ein ununterbrochenes Kartätschenfeuer ihnen in Flanke und Rücken schickt. So furchtbar die unter den Türken hiedurch angestellte Niederlage war, so ließen diese dennoch nicht vom Kampfe ab, vielmehr unternahmen sie es jetzt, den Berg, auf welchem die Kanonen standen, zu erstürmen. Gerade in diesem entscheidenden Augenblicke stürzte Werndly, der schon vor der Schlacht krank gewesen, von der anhaltenden, heftigen Anstrengung erschöpft, leblos unter sein Geschütz. Zwar eilte v. Ludlow mit der dritten Kompagnie herbei und hielt eine Zeit lang den Sturm der Feinde ab; aber derselbe ward endlich gezwungen, sich wieder an sein Regiment anzuschließen und die Geschütze ihrem Schicksale zu überlassen. Die Mannschaft, welche dieselben bediente, war bereits, bis auf zwei Mann, gefallen. Unter den noch Lebenden befand sich Teiß, ein 17 jähriger Jüngling aus Weimar. Er, an Tapferkeit und Unerschrockenheit dem versuchtesten Kriegshelden gleich, fuhr mit Hülfe des einzigen Kameraden fort, die Geschütze zu bedienen. Zweimal dringen die Feinde heran, zweimal wirft er sie durch eine wohlgerichtete Ladung Kartätschen auseinander und zurück. Erst, als der letzte Kamerad gefallen, gibt es Teiß auf, was ihm ohnedieß nicht mehr gelingen konnte, das Feuer zu unterhalten; aber ehe er seinen Posten verläßt, versucht er noch das letzte Mittel, den Vortheil des Feindes zu mindern und seinen Verlust zu vergrößern. Er vernagelt die Kanonen und stürzt dieselben, da der Feind beinahe die Anhöhe erstürmt hat, auf seine hastig heraufdringenden Rotten hinab. Während diese also aufs Neue auseinander gerissen, zerquetscht, gerädert werden, ergreift Teiß die Flucht und gelangt, als trüge ein Gott ihn auf schützenden Armen, unversehrt zu den Reihen des Regiments. (Forts f.)

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 30. Sonntag, 13. April 1834.

Die Phantasie verlästert allezeit die Gegenwart und nur die Vergangenheit oder Zukunft spricht sie selig.

Ernst Raupach.

Vier Stockwerke.

(Novelle von Ludwig Stoech).

(Fortsetzung.)

Als Louison sich in die Ecke des Scheankes drücken wollte, berühete sie den Kapitän und fast hätte sie laut aufgeschrieen.

Um unsres Heils willen, seyen Sie ruhig, flüsterte Kampvorst, „wer Sie auch seyn mögen.“ Und vor Angst und Furcht fast sterbend zog sich das Mädchen in die andre Ecke zurück. Auch der Kapitän befand sich nicht in der besten Lage, und zerbrach sich veegeblich den Kopf, wer mit ihm wohl gleiches Loos theilen möchte. Die Neugierde trieb ihn endlich leise zu fragen: „Wer sind Sie denn? Und wie kommen Sie hierher?“ Bei diesen Worten näheete er ihr sich etwas mit dem Kopfe.

„Ei, mein Herr,“ versetzte Sie. „Beantworten Sie mir doch erst dieselben Fragen. Ich bin ein Mädchen und schreie laut auf, so wie Sie mir nahe kommen, mag auch daraus entstehen, was da will.“

„Ich werde ruhig seyn, thun Sie dasselbe,“ sagte Kampvorst. „Wir werden uns, so Gott will, schon näher kennen lernen.“ — Wieder verging eine Stunde in der peinlichsten Lage; endlich wurde der Schlüssel des Schrankes gedeeht, die Thüre ging auf, Lichtschimmer deaug herein, und Kampvorst und Louison standen vor Elisabeth und Gretchen. Die Letztere sprang entsetzt zurück, — sie wae es, die den Schrank öffnete, — auch noch einen hohen Mann zu sehen, den sie nicht kannte; doch die Mutter bedeutete sie mit den Worten: „Es ist der englische Kapitän, von dem de Veaux sagt, daß er gefangen abgeführt sey. Ich habe ihn hierher gerettet, doch ist das Werk nur halb gethan.“

„Es ist ganz gethan von Deiner Seite, Elisabeth,“ versetzte der Kapitän. Laß mich nur hinaus, dann will ich mir schon weiter helfen.“

„Verziehe nur noch eine kleine Weile bis erst Alles im Hause fest schläft, und erzähle mir, wie Du hierher gekommen bist.“

„Ach, daß wir uns wieder sehen müssen, Elisabeth! das Leben hat mich um meine schönsten Hoffnungen betrogen.“

„Es blühen auch wieder frische Kränze. Wir dürfen uns nun nicht angehören auf dieser Welt, und Gott weiß, daß ich nicht Schuld daran bin. Ich habe einen edlen, braven Mann, und wenn ich ihn auch nicht so lieben kann, wie Dich, so muß ich ihn doch hochschätzen und ihm die geschworne Teeue bewahren. Gedacht habe ich aber immer an Dich, Valtin, und Dir alles Gute gewünscht. Ja ein Wunsch ist mir bei dem Gedanken an Dich nie aus der Seele gewichen — sie sprach hier ganz leise — Du möchtest nemlich noch unvermählt seyn und zu uns kommen und unser Gretchen lieb gewinnen, die Tochter meines Mannes, die dort mit dem verkleideten Mädchen plaudert. Denn Dir gönne ich diesen lieben sanften Engel. Sie ist schön und gut, besitzt ihres Vaters, wie meine ganze Liebe und hat ein bedeutendes Vermögen von ihrer Mutter und ihrem Vater.“

„Es wäee in der That originell genug in meiner Lage auf Freiwerberei zu denken, und Dich, nachdem Du mich kaum dem Tode entrissen, um eine gütige Füespeache bei Deiner Tochter zu bitten, da ich die geliebte Mutter doch durchaus nicht haben kann.“

„Wer weiß, was Gottes Wille ist! Doch erzähle mir nun schnell etwas von Deinen Schicksalen. Ich will das Meinige bei Gretchen thun.“

Wäheend Valtin der ihm theuern Frau sein Leben von dem Augenblick, wo er sie verlassen bis zu dem, wo er in ihre Arme gestürzt, erzählte, ließ sich Gretchen von Louison ihees Oheims Geschick berichten, und als eifrige Protestantin fand sie gar nichts an seiner Liebe zu tadeln, so daß sie vielmehe den Gegenstand derselben in die Arme schloß, als Louison versicherte, sie wollten beide Protestanten werden, wenn ihr Geliebter nur aus dem Gefängniß befreit sey, wozu nun freilich gar keine Hoffnung vorhanden, weil die Rache des Vaters Eloporte nur mit dem Tode des Schuldigen sich legen werde. Gretchen suchte die Thränen des unglücklichen Mädchens zu trocknen und die sie übermannende Verzweiflung aus ihrer Seele zu verscheuchen. Freilich war der einzige haltbare Trost, den sie Louison geben konnte, der, daß Rigbeeke — wie jetzt klar war — statt Kampvorst verhaftet worden sey, und dieser Umstand ihn vielleicht retten könne.

Gretchen wandte sich hierauf an ihre Mutter und den Kapitän und erzählte mit wenig Worten, daß ihr junger Oheim vor Kurzem eine Pfarrerstelle in einem großen brabantischen Dorfe erhalten, dort die Tochter eines verstorbenen Beamten kennen und lieben gelernt habe, jedoch erst da er zur Erkenntniß seiner Liebe gekommen sey, als ein französischer Hauptmann der in dem Dorfe gelegen, sie habe verführen wollen. Dies sey der berüchtigte Matthieu de Eloporte gewesen, sein Helfeeshelfer aber de Veaux. Der Pfarrer van Rigbeeke habe als Edelmann den Hauptmann de Eloporte gefordert und im Duell erlegt. De Veaux sey Eloporte's Sekundant gewesen. Der Maire des Orts, ein Patriot, habe Rigbeeke einen Brief an Meister Stübecke mitgegeben, nebst Pässen als Theerhändler, damit sie sich von hier aus nach England überschiffen könnten.

Kampvorst gab den Rath, daß sein Onkel Meister Stübecke den Gefangenen so schnell als möglich, als Theehändler reclamieen solle, vorausgesetzt, daß Rigbeeke sich nicht schon selbst verrathen habe. Dann wollten sie versuchen, zusammen nach England entkommen.

Noch waren sie in der Unterhaltung über diesen Gegen

stand begriffen, als sie ein starkes Pochen an der Thüre des vordern Zimmers vernahmen. Der Schrecken lähmte ihre Zungen; Louison sprang schnell in den Schrank, Kampvorst wurde nachgeschoben, Gretchen verschloß die Thüre, und ergriff ein Buch. Die Mutter aber fragte auf das wiederholte Pochen, wer ihre Ruhe störe? „Dein Mann ist es, mein Schätzchen,“ versetzte Delfthuis, „und ich bitte um gütigen Einlaß.“

Elisabeth öffnete; Delfthuis trat herein, und verfügte sich, ohne ein Wort zu reden, in das Schlafzimmer seiner Frau. Hier fand er zu seiner Verwunderung Gretchen; denn von dieser hatte ihm ja de Beaur nichts gesagt. „Was machst du denn hier nach Mitternacht?“ fragte er die Betretene.

„Ich habe der Mutter ein sehr interessantes Buch vorgelesen,“ stammelte sie verwirrt.

„Zeig doch her! Sehr interessant. Ein Kochbuch. — Elisabeth,“ wandte er sich jetzt zur Frau. „Schließe mir doch Deine Garderobe auf; ich habe einen sehr wunderlichen Traum gehabt vom Inhalt derselben.

Da erbleichten Mutter und Tochter. „Ich — habe — den — Schlüssel — nicht!“ stammelte Elisabeth bebend.

„So werde ich mir wohl ohne Schlüssel öffnen müssen.“

„Hier ist er.“ rief Gretchen mit Festigkeit. „Sie können auch wissen, was dieser Schrank enthält.“

Van Delfthuis öffnete, und fuhr erschrocken zurück, zwei Männer, statt einem zu finden. „Ha!“ rief er bitter mit einem verächtlichen Blick auf Frau und Tochter, „seh ich recht? Also vereint habt Ihr Euch im schamlosen Bunde, mich zu betrügen? Seht doch, Ihr habt die Buhlen hübsch beisammen und Keine braucht vor der Andern zu erröthen.“

„Vater! Vater! Um Gotteswillen! Sie sind in einem furchtbaren Irrthum begriffen!“ stammelte Gretchen, aber er kümmerte sich nicht um sie, sondern rief zur Thüre hinaus: „Kommen Sie herein, Herr de Beaur, arretiren Sie diese beiden Schänder meiner Gatten- und Vaterehre und überliefern Sie sie dem Gesetze.“

„Herr van Delfthuis,“ rief Kampvorst, „Ich beschwöre Sie bei Gott dem Allmächtigen!“ — —

De Beaur's Eintritt unterbrach ihn. Die Reihe zu erschrecken war nun an diesen gekommen. „Was!“ rief er, „ist das kein Blendwerk der Hölle?“ Dieser Mann ist ja der Kapitän Kampvorst, der gefangen auf die Polizei abgeführt worden ist, der ehemalige Liebhaber Ihrer Frau, Herr van Delfthuis.“

„Also die alte Flamme!“ höhnte der Kaufmann seine Frau, „Und mein sittsames Töchterlein will mir doch aufbinden, ich sey in einem ungeheuren Irrthum befangen? O barmherziger Gott, ist alle Zucht und Sitte Schein, lügen denn alle die heiligsten Anzeigen höherer Weiblichkeit? Diese beiden sich zur Sünde zu verbinden! O es wird mich zum Wahnsinn treiben!“

Elisabeth sank laut jammernd zu ihres Gatten Füßen und suchte seine Knie zu umklammern; dies aber nahm er für Bekenntniß ihrer Schuld und stieß sie zurück. Gretchen schrie verzweifelt: „Sie sind blind; aber es wird schrecklich um Sie tagen. Sie machen uns alle unglücklich und sich dazu.“ — Kampvorst beschwur den wüthenden Mann in einem fort, ihm nur einige Augenblicke Gehör zu geben, aber de Beaur verhinderte es; Louison wimmerte und schrie dazwischen. De Beaur brüllte: „Im Namen des Kaisers! Ihr seyd meine Gefangene,“ knöpfte den Oberrock auf und ließ die Uniform eines französischen Polizeihauptmanns sehen.

Da wurde die Schelle heftig an der Saalthüre gezogen. Alle nutzten. Noch ein Mal tönte die Glocke. „Das ist Polizeiwache!“ sagte de Beaur triumphirend. „Sie kommt, um den Herrn Kapitän Kampvorst abzuholen. „Aber keine Wache, sondern Meister Stübecke trat mit Rigbecke herein. Louison flog auf den Letztern zu und umarmte ihn. De Beaur starrte ihn an und rief: „das ist ja der Pfarrer Rigbecke, Cloporte's Mörder, wie? und dieser Jüngling! Ist's nicht Demoiselle Gaumaßn. Auf Ehre! Wie kommen Sie hierher?“

(Schluß folgt.)

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

Die militärische Versammlung trat in das Lusthaus, und Alle nahmen, von Don Francesco Valdes eingeladen, im Kreise Platz. —

„Ihr Herren!“ hob der Feldherr an, „der Grund, welcher mich veranlaßte, die tapfern Führer des Heeres, welches die Gnade des Königs mir anvertraute, zu versammeln, ist die Berathschlagung: ob wir Leiden mit Tagesanbruch stürmen, oder durch Verwandlung der Belagerung in eine Blokade durch Hunger zwingen sollen. — An friedliche Uebergabe, auf welche ich fast mit Sicherheit gerechnet hatte, ist nicht zu denken, seitdem mir Hauptmann Ayta diese Antwort zurückgebracht. — Er übergab Guevara ein Blatt Papier.“

„Nun wahrhaftig!“ rief dieser überlaut lachend, indem er dasselbe im Kreise herumgehen ließ; „diese Spießbürger sind toll geworden! — Auf den Knieen und mit Dankesthränen hätten sie Bedingungen annehmen sollen, die ihnen, wenn ich an Eurer Stelle gewesen wäre, wohl schwerlich geboten worden! — Bei alle dem ist es so besser. Klingt das Pfeifchen des Vogelstellers, wie sie sagen, ihnen allzu süß, so dürfte der Ton der Trommeln und Trompeten, wenn sie zum Sturme schmettern, den Pfahlbürgern herzhaft genug in die Ohren tönen.“

„Ob wir,“ fuhr Don Francesco weiter fort, „auch ohne das Belagerungsheer im Rücken gefährdet zu sehen, zu einem immerhin gewagten Unternehmen schreiten können, darüber erwarte ich Nachrichten, welche jedoch erst mit Anbruch der Nacht hier anlangen dürften. Oranien hat, wie ich gewiß weiß, eine ansehnliche Macht bei Amsterdam versammelt, und concentrirende Bewegungen sind dort vorgenommen worden. Definitiv werde ich mich bei deren Eingange erst entscheiden.“

„Bei alle dem wäre es gut,“ entgegnete Don Martin Ayata, einer der Befehlshaber der Infanterie, „für den Fall des Sturmes einen festen Plan zu fassen.“

„Allerdings!“ entgegnete Don Valdes. „Alles muß darauf vorbereitet werden. Meine Meinung ist, daß, falls die Nachrichten günstig lauten, wir sofort das Werk beginnen. Müßten wir indeß besorgen, im Rücken angefallen zu werden; so nehmen wir Position gegen den anrückenden Feind und setzen strenge Blokade fort. Oranien kann in wenigen Stunden hier seyn. Zugleich mit ihm zu schlagen und zu stürmen, sind wir zu schwach, wenn er so stark ist, wie man behauptet.“

„Das ist auch meine Meinung!“ sprach Don Ayata. „Auch, glaube ich, fehlt es uns noch an Wurfgeschütz, und eine gute Anzahl Canoniere könnte uns nicht schaden.“

„Dafür, mein tapferer Freund,“ entgegnete Guevara lächelnd, „habe ich bereits gesorgt. — Auf meine Vorstellung hat Don Francesco Befehl ertheilt, die Hälfte der Canoniere der harlemer Flotille heranzuziehen und unter der Anführung des Hauptmanns Ayta zu meiner Disposition zu stellen. Mehrere Prähme, welche man wohl schwimmende Batterien nennen könnte, habe ich gleichfalls herrichten und mit so viel Schiffsgeschütz, desgleichen mit einigen Mörsern bespicken lassen, daß ich mir getraue, Euch eine Fackel anzuzünden, die gar nicht übel zu Eurem Siege leuchten soll.“

„Verzeiht, mein Feldherr! verzeiht, Ihr Herren!" sprach Viglius in entsetzlicher Verwirrung, „wenn ich mit einer Bitte, die mich, den Unbedeutenden, betrifft, Eure Berathungen unterbreche. — Ich bitte Euch dringend, Don Francesco, das mir bestimmte Commando einem Andern zu übertragen. Viel geübte Geschützmeister sind bei dem Corps. Jeder Andere würde diesen Posten besser als ich versehen. Ihr kennt die Gründe, die mich veranlassen, diese Bitte an Euch zu thun!"

„Ich kenne sie nicht, Hauptmann Ayta," versetzte Valdes mit scharfem Tone, „und will sie auch nicht kennen. — Was sollte aus dem Dienste des Königs werden, wenn jeder Subaltern es sich einfallen ließe, Aufträge anzunehmen oder Befehle abzulehnen, wie solche eben seinen persönlichen Verhältnissen zusagen möchten, oder nicht? — Von Eurer Flotille sind die Seeleute, die hier erwartet werden; Schiffsgeschütz, mit welchem der Landsoldat weniger umzugehen weiß, ist auf den Prahmen. Ein Seeoffizier nur kann auf den halbverschlammten Canälen mit Vorsicht die schwimmenden Batterien leiten; Ihr seyd der Einzige hier von dieser Waffe und kennt des Orts Gelegenheit. Meint Ihr, daß ich um Eurer Verwandtschaftsverhältnisse willen, oder aus einer unzeitigen Nachsicht, das Leben tapferer Soldaten, die Ehre unserer Waffen, des Königs Dienst aufs Spiel setzen werde?"

Die Augen der ganzen Versammlung ruhten auf dem Hauptmanne. Die Spanier betrachteten ihn mit Verwunderung; Guevara lächelte boshaft; die beiden Niederländer zuckten die Achseln und zischelten sich in's Ohr. — Viglius schwieg betäubt.

Viel ward noch über den beabsichtigten Sturm unter den Anführern hin und her geredet. Jeder theilte seine Ansicht mit; doch hatten die wenigsten Meinungen den Beifall des Befehlshabers, wie er meinte, bei Ermangelung einer praktikablen Bresche ein Erfolg nur mit ungeheurem Blutverluste zu erkaufen sey. — Guevara hatte bis jetzt geschwiegen. Still vor sich hinlächelnd hob er nur dann und wann die Punkte heraus, welche den eben besprochenen Plan unausführbar machten, doch vergaß er niemals durch einige schmeichelhafte Worte die Kenntnisse oder den Eifer des eben Sprechenden zu erheben. Endlich kam auch die Reihe zu sprechen an ihn.

„Ihr Herren!" hob er mit tiefer Verbeugung an, „als Befehlshaber des Geschützes habe ich längst mir einen Plan entworfen, welcher, so mangelhaft er ist und so gern ich solchen des Feldherrn und Eurem bessern Ermessen unterordne, mir ganz geeignet scheint, ohne viel Blutverlust, und selbst wenn auch Oranien zum Entsatze schon auf dem Marsche wäre, die Stadt in wenigen Stunden in unsere Gewalt zu bringen. — Obschon ich weiß, daß eine bedeutende Menge der Einwohner Leidens die Uebergabe wünscht, obwohl mir auch nicht unbekannt, daß eine bedeutende Partei im Rathe derselben Meinung ist: so kenne ich doch auch die Kraft des alten Knaben, der in der Stadt befehligt. So lange der alte Werft an ihrer Spitze steht, werden diese Käsehändler sich immer noch gut genug vertheidigen, und Schade wäre es um jeden Tropfen spanischen Blutes, der in einem Sturme unnütz vergossen würde. — Werde ich, wie ich nicht zweifle, von meinen Untergebenen gehörig unterstützt, so unterwerfe ich die Stadt durch kurzes Bombardement und ohne Sturm. — Ihr lächelt, Don Francesco, und schüttelt ungläubig das Haupt, aber hört mich erst an, und Ihr werdet gestehen müssen, mein Plan sey ziemlich angelegt. Wie Ihr wißt, kann man, des tiefen sumpfigen Geländes willen, fast nur von dieser Seite mit schwerem Geschütz der Festung nahen; auf der entgegengesetzten, von Gouda her, ist, wie bekannt, fast Alles überschwemmt, wozu der unaufhörliche Regen beiträgt. Aus diesem Grunde hat van der Werft, wie ich durch meine Spione erfahren, die sämmtlichen Pulvervorräthe in die Grüfte der dort gelegenen Aegidienkirche bringen lassen. Obwohl dieselbe nicht bombenfest, war er der Meinung, daß solche dort am besten der Wirkung unsers schweren Geschützes entzogen wären. Der Transport des Pulvers geschah überdies so vorsichtig, blos zur Nachtzeit, daß manchem der Bewohner Leidens dieser Umstand verborgen blieb. Hierauf nun gründe ich meinen Plan. — Auf dem großen Canale, der von der Seite von Voorburg herkommt, liegen die mit schwerem Geschütze besetzten Prähme. In der kleinen Schanze, dicht am Canale, ließ ich in Eil mehrere Ofen für glühende Kugeln rasch erbauen. — Merkt Ihr nun bald, worauf ich ziele? — — Sobald Don Valdes das Zeichen zum Angriffe giebt, gehen die schwimmenden, mit Brustwehren von Wollsäcken beschützten, Batterien den Canal hinab, legen bei der gedachten Schanze an und eröffnen, dort, wo alle Anstalten getroffen, mit erstem Tagesgrauen ein fürchterliches Feuer auf die Stadt. Die Mörser werfen blos glühende Kugeln, alle gerichtet nach jener Kirche, und hat dann nicht der Böse die Rebellen in seinen besondern Schutz genommen, so fliegt nach den ersten fünfzig Schüssen der Pulvervorrath, und mit ihm der vierte Theil in die Luft."

„Der Plan ist nicht übel!" rief Martin Ayata.

„Man kann aber," meinte Don Jose Zorraquin, „aus jener Schanze nicht die Aegidienkirche sehen; sehr viele hohe Häuser liegen vor. Sehr schwer wird es für unsere Geschützmeister seyn, die Richtung nicht zu verfehlen."

(Fortsetzung folgt.)

Untergang des Philhellenencorps im Jahre 1822.

(Aus dem Tagebuch des Dr. Elster, Arzt des Bataillons.)

(Fortsetzung.)

Nun wurden aber auch die Philhellenen im Dorfe wieder mit stärkerer Gewalt angegriffen und dasselbe zu räumen genöthigt. Sie zogen sich, nur noch siebenzig Mann stark, auf den Gipfel des Felsenberges zurück. Erst als sie diesen erreicht hatten, wurde es ihnen zur Gewißheit, daß sie völlig abgeschnitten und von Allen verlassen waren. Sie erkannten, daß es nur noch darauf ankomme, sich wo möglich durchzuschlagen oder doch Blut und Leben aufs Theuerste zu verkaufen. Die aus vielen Wunden blutenden, mit Pulverdampf bedeckten Krieger bedurften einige Rast, aber sie konnten sich nur wenige Augenblicke gönnen, so wenige, daß keine einzige Wunde verbunden werden konnte. Von allen Seiten von Feinden umdrängt, begannen sie aufs Neue den verzweifelten Kampf. Ein jeder Einzelne hatte mit ganzen Haufen zu kämpfen. Chevalier ward an der Spitze des Restes seiner Compagnie von einer Kugel getroffen, und indem er fiel, tödtete und verwundete er noch andringende Feinde. Lasky, Nagel, Wolf, Diezelsky, Moritz Fels thaten Wunder der Tapferkeit. Da fiel auch keiner der Unseren, der sich nicht unter vielen Leichen selbstgemordeter Feinde begraben hätte. Denn furchtbar und grausam wütheten die Bajonette der Unseren und entsetzlich war das Jammergeschrei ausblutender Türken. Das Ungeheuerste, was wir in alten Heldensagen als Ausgeburten einer riesenhaften Phantasie anstaunen, wurde hier vollbracht. So rang unser Fahnenträger Teichmann mit unzähligen Türken in langem, ungleichem Kampf, um die Fahne des Bataillons zu retten. Schon rann sein Blut aus vielen Wunden und netzte den Boden um ihn her; er stand und hielt und vertheidigte sie; doch das Tuch der Fahne ward endlich in hundert Stücke zerfetzt, er aller Waffen beraubt und

so wehrte er sich noch mit dem Stab des Banners, bis er endlich verstümmelt und entseelt zu Boden sank. Jetzt erhoben mehrere Deutsche über seiner Leiche den Kampf, in welchem sie den schon eroberten Bannerstab den Türken wieder entrissen. — Mignac, der schon stark blessirt war, wurde von fünfzehn Türken angefallen und begann mit ihnen den Kampf. An einen Baum gelehnt, der ihm einigermassen den Rücken deckte, fällte er Alle bis auf Einen, als ihm der Säbel sprang und ein in demselben Augenblick von hinten nahender Türke ihm mit seinem langen Messer den Kopf vom Rumpfe trennte. Immer beschränkter und enger wurde unser Kampfplatz, der schon reichlich mit Blut getränkt war und wieder drangen neue Türkenhaufen den Berg herauf. — Da kam der alte Dannia mit Mizewsky herbei, überzählte und sammelte auf einen Augenblick den Rest der Philhellenen und sprach also zu ihnen: „Kampfgenossen, Brüder im Leben, so im Tode! Dorthin ist Gogo's Heer geflohen, der uns an die Feinde seines Vaterlandes verrathen. Kein Weg ist offen mehr, als der zum Himmel! Leonidas focht und fiel mit dreihundert Spartanern gegen eine Million, dem alten Hellas und der Welt ein ewiges Vorbild. Wir rühmen uns nicht der Abkunft von jenen Helden, aber wir sind ihnen gleich an Muth und Tapferkeit. Laßt uns ihren entarteten Nachkommen und allen Christen ein Beispiel geben, wie man heute noch für Freiheit und Christenthum kämpfen und sterben soll. Dieser nackte Felsen selbst, der unser Blut getrunken und unseren Tod gesehen, wird ein ewiges Denkmal unserer Ehre, unseres Ruhmes seyn und die späte Nachwelt wird bei seinem Anblick sich erzählen: Hier haben einst hundert und sechzig Philhellenen für die wiederauflebende Freiheit Griechenlands den Heldentod errungen. Wohlan denn, Philhellenen, noch einmal: Sieg oder Tod!" Die letzten Worte rief der Alte mit so gewaltiger Stimme, als sollten sie alle rettenden Geister des Krieges herabbeschwören. Wir alle aber wiederholten in wild kriegerischem, dumpfem Ton: Sieg oder Tod! — Kaum aber hatten wir uns wieder gegen den Feind gewandt, da zerriß eine Doppelkugel Dannias Brust. Er sank vom Pferde und mit dem im Fallen wiederholten Ruf! Philhellenen, Sieg oder Tod! strömte sein Leben hin. Bald eilten Türken herbei und schnitten ihm den Kopf ab. So war sein Wunsch, in Griechenland ein ehrenvolles Soldatengrab zu erkämpfen, erfüllt! — Auch Mizewsky eilte jetzt seinem Verhängniß entgegen. „Mir nach! rief er, Landsleute, tapfere Polen! Mir nach in Sieg und Tod!" Sechzehn Polen folgten seinem Ruf und griffen unter seiner Anführung noch einmal das Dorf an. Ueberrascht und verwundert wichen die Feinde den Wüthenden aus, sie dringen bis zur Kirche des Dorfes vor. Hier entwickelt sich der hartnäckigste Kampf der ganzen Schlacht. Einige Polen fallen; der Rest dringt in die, durch die Kartätschen sehr beschädigte Kirche und vertheidigt sich an den Fenstern derselben auf das Nachdrücklichste. Die Munition geht ihnen aus, aber die Feinde lassen nicht von ihnen ab. Sie müssen sich auf's Dach der Kirche zurückziehen. Ziegel, Sparren, Gebälk, Steine, Alles wird auf die Türken hinabgeschleudert und tödtet eine bedeutende Anzahl derselben. Die Türken versuchen die Kirche in Brand zu stecken; es gelingt nicht. Endlich ersteigen sie in Masse den Dachboden der Kirche und nun wird der Kampf blutiger, denn je zuvor, fortgesetzt. (Schluß f.)

An den gefeierten Verfasser der Ostereyer und vieler geschätzten Jugendschriften.

(Eingesandt.)

Wenn ich deine Werke, edler Mann durchgehe,
Wird mir leicht und wonniglich zu Muth;
Stiller Friede träufelt nieder, denn ich sehe:
Für die Jugend ein unschätzbar Gut.

Jesus Worte: „Laßt die Kleinen zu mir kommen!"
Seine Liebe für der Menschheit Glück,
Hast du, treuer Jünger, in dein Herz genommen,
Reich an Früchten giebst du sie zurück.

Allen, wessen Alters sie auch immer seyen,
Sprichst du edeln Sinnes zum Gemüth;
Doch der Jugend willst du ganz die Sorgfalt weihen,
Die den Gärtner hin zum Bäumchen zieht.

Säh'st denn du zum reichen Lohne: wie die Kleinen,
Durch dein Wort vom Tugend-Werth durchglüht,
Bei verkannter Unschuld stille Zähren weinen,
Und sich freuen, wenn das Laster flieht.

Wär'st denn du oft Augenzeuge: wie die Kleinen
Sich erheitern an dem reinen Licht',
Das du stille leuchten lässest von dem Reinen,
Das bekehrend auch zum Sünder spricht.

„Das die Kindesliebe zu den Aeltern nähret,
„Und im Feinde auch den Bruder liebt;
„Das dem Neid' und Haß', der Rachsucht Waffen wehret,
„Und der Eintracht süßen Frieden giebt.

„Das den Sinn für Fleiß und Redlichkeit entzündet,
„Reichen Lohn zeigt der Genügsamkeit;
„Dem Betrug, dem Müßiggang sein Loos verkündet,
„Glanzen laßt das Loos der Biederkeit.

„Das dem Müden in des Lebens grausen Stürmen,
„Wenn vertrauend er zum Himmel blickt,
„Seine guten Engel sendet, ihn zu schirmen,
„Und den Frieden in die Brust ihm schickt.

„Das dem Armen, von des Schicksals Last gebeuget,
„Süßen Trost bringt in das bange Herz,
„Und dem Reichen mit der Rührung Sprache zeiget,
„Was die Liebe schaffet mit dem todten Erz'.

„Das die Wahrheit siegend schmückt mit ew'gen Kronen,
„Und die Lüge in den Abgrund stürzt;
„Das der Glaubensmeinung weiht das zart'ste Schonen;
„Reich das Leben mit Erfahrung würzt.

„Das der Schöpfung Pracht mit herrlichen Farben malet
„Und die Freuden schildert der Natur;
„Das im Donner, Sturme, wann die Sonne strahlet
„Immer zeigt der Weisheit Segensspur."

Aus dem Herzen strömen deine Vaterworte,
Das Gefühl wird mächtig angeregt!
Was vom Herzen kommt, geht ein zu jenem Orte
Wo es reine, süße Früchte trägt.

Möchte die Vergeltung, Edler! schon hienieden
Mit des Lohnes Fülle dich umzieh'n;
Möchte deines Lebens Abend dir im Frieden,
Wie des Frühlings Wonnetage, blühn!

Betet, o ihr Kleinen! zu dem ew'gen Sohne:
Schirme, Heiliger, den theuren Freund!
Führ' ihn jetzt nicht ein zu deinem Sternenthrone:
Daß sein reines Licht noch ferner scheint,

Frickenhausen am Osterfeste 1834. Bestlen.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

[N]o. 31. Mittwoch, 16. April 1834.

— Den Frauen ist die Liebe
Das Leben selbst, doch eine Zuthat nur
Zum Leben, die es würzt, ist sie den Männern.

Ernst Raupach.

Vier Stockwerke.

(Novelle von Ludwig Storch.)

(Schluß.)

„Kinder!" rief jetzt der Wirth, Meister Stübecke dazwischen, „der entscheidende Augenblick Eures Lebens ist da. Jetzt gilts rasch und klug zu handeln, wenn wir nicht alle verloren seyn wollen. Die Hauptsache ist, daß wir diesen Vogel dort nicht aus der Schlinge lassen, in welcher er jetzt steckt. Und dafür soll gesorgt seyn." Mit diesen Worten zog er eine Pistole aus der Tasche und hielt sie dem Franzosen unter die Nase. „Herr," so wie Sie sich regen, schieß ich Sie auf der Stelle todt. Du Valtin, und Sie Herr van Rigbeke, trommelt den Schurken Cloporte heraus, setzt ihm ebenfalls ein Gewehr auf die Brust und zwingt ihn, Euch Pässe auszuliefern für uns Alle, denn es ist sonnenklar, wir müssen alle fort nach England, müssen in dieser Nacht fort, sogleich zur Stelle. Auch Sie müssen mit, Herr van Delfthuis; denn morgen schon säßen Sie im Kerker, weil Sie diesem französischem Spitzbuben, diesem geheimen Polizeispion ihr Töchterlein versagt haben und weil Ihre Frau einen Abgeordneten unsres verehrten Prinzen von Oranien an die Patrioten der Wuth seiner Verfolger entzogen hat."

„Wie?" fragte der Kaufmann, „einen Abgeordneten des Prinzen von Oranien?"

„Ich beschwör' Euch, Meister Stübecke," flehte Elisabeth, „klärt meinen Mann auf. Er hat den Valtin mit diesem Mädchen, die er für den Buhlen meines Gretchens hält, so wie den Valtin für den meinigen, im Schranke hier gefunden, wo wir beide hier versteckt hatten."

„Ich bin schon aufgeklärt!" rief van Delfthuis und umarmte seine Frau. „Vergib, der schlechte Franzos machte Dich mir verdächtig. Nun begreif' ich. Aber wie kommt mein Schwager Rigbeke hierher?"

„Sie sollen Alles erfahren," entgegnete dieser, „sobald wir in Sicherheit sind. Genug ich wohnte als ein Flüchtling unter fremden Namen seit zwei Tagen im vierten Stockwerk dieses Hauses, um mit erster Gelegenheit nach England zu fliehen, weil ich den Sohn des Herrn von Cloporte, der dieses liebliche Mädchen verführen wollte, im Duell erlegt hatte. Diesen Abend wurde ich arretirt und auf die Polizei geführt; doch hörte ich gleich aus den ersten Fragen, daß ich ein englischer Spion und Neffe des Meister Stübecke seyn sollte. Dreist behauptete ich nun ein Theerhändler zu seyn; die Papiere des Buchhändlers, für den ich schrieb, enthielten zum Glück lauter ökonomische Gegenstände, und endlich wurde mir sein Matrose gegenüber gestellt, der sogleich aussagte, ich sey der rechte nicht. Es müsse eine Verwechslung vorgegangen seyn. Augenblicklich wurde ein Offizier mit drei Mann Wache nebst dem Matrosen fortgeschickt, um den rechten zu holen. Nach einiger Zeit kehrten sie mit Meister Stübecke zurück. Dieser sagte aus, daß sein Vetter Abends ausgegangen, und nicht wieder gekommen sey, er könne auch den Aufenthalt desselben nicht angeben. Ueber mich befragt, sagte er ebenfalls aus, daß ich ein Theerhändler sey, den er seit Jahren kenne und zeigte meine Pässe vor. Hierauf wurde ich in Freiheit gesetzt und eilte mit Meister Stübecke hierher. Wir fanden Louison nicht und vermutheten, daß sie sich hier herein geflüchtet haben möchte."

„Nun eilt! die Zeit verrinnt!" rief Stübecke. „Verschafft Euch Pässe von Cloporte. Dieser hier ist festgebannt."

„Nehmt ihn lieber mit und geht auch Ihr mit uns, Onkel," sagte Kampvorst.

„Auch gut. So sieht Herr von Cloporte gleich, daß es unser Ernst ist. Bewaffnet Euch nur Alle, und ladet die Gewehre. Eilt nur, eilt! Ihr Frauen rüstet Euch zur Flucht. Nehmt nur das Nothwendigste mit; wir kehren, so Gott will, bald wieder. Weckt die Kinder, zieht sie an; ich will's mit den meinigen nachher auch so machen. Nur schnell! Jede Minute ist ein Leben von uns werth."

Kampvorst, Rigbeke, Delfthuis und Stübecke gingen mit geladenem Gewehr, in ihrer Mitte trotzig schweigend der Franzos. Durch Schellen und Pochen wurde ein Diener herbeigezogen, welcher die Thüre öffnete. Diese besetzte sogleich Delfthuis, so daß Niemand hinaus entwischen konnte. Die drei übrigen rückten dem Herrn von Cloporte vor das Bett, und thaten ihm mit vorgehaltenen Gewehrmündungen ihr Verlangen kund. Als der Oberspion seinen Untergebenen, Helfer und Freund in solchen Umständen sah, fiel ihm das Herz.

„Thun Sie nur, was die Herren begehren," sagte de Beaur mit Hohn; „die Rechnung wird sich schon ausgleichen lassen."

„Hoffe nicht zu viel, Schurke," erwiederte der Wirth, „sonst zerschmettert Dir die Kugel meiner Pistole augenblicklich den Kopf."

Cloporte sträubte sich nicht; er fertigte die Pässe aus. Alle wurden darin als französische Polizeispione bezeichnet, welche in England gebraucht werden sollten.

Als die Reihe an den jungen Ex-Pfarrer kam, sagte er: „Mein Name ist Gerard de Rigbeke, ich war katholischer Pfarrer" —

Die Feder entsank dem geheimen Polizeimann. „Was?" fuhr er auf, „der Mörder meines Sohns?" „Er ist's!" sagte de Beaur kleinlaut.

„Und ihm soll ich einen Paß ausfertigen. Nimmermehr."

„So fertigen wir Dir eine Kugel aus," sagte Stübecke kaltblütig und spannte den Hahn seiner Pistole. Eloporte schrieb zähneknirschend.

Die Pässe waren unterschrieben und besiegelt; da ergriff Stübecke das Licht und sagte: „Jetzt meine Herrn, haben Sie die Güte, sich mit mir herab zu bemühen."

Alle gingen, neugierig zu erfahren, was nun werden sollte. Die beiden Franzosen in der Mitte, die Andern mit Lichtern und Gewehren versehen, stiegen sie in dem mitternächtlich stillen Hause bis in das erste Stockwerk hinab. Stübecke führte sie in die Gaststube, aus welcher die Thüre in die weiten und tiefen Keller des Hauses ging.

„Nun," sagte er lächelnd, „wollen wir als gute Freunde den Valetrunk zusammentrinken," und entfernte sich, kehrte auch bald darauf mit einem Krug Wein zurück, schenkte ein und reichte die Becher scherzend herum. Aber kaum hatte man getrunken, als die beiden stämmigen Kellerknechte des Wirths in die Stube traten, sogleich de Eloporte und de Beaux ergriffen, ihnen Knebel in den Mund steckten, und Hände und Füße mit Stricken banden. Stübecke und Kampvorst griffen ebenfalls mit zu, und als die andern Beiden sahen, worauf es ankam, blieben sie auch nicht müßig. Die Franzosen hatten zum Schreien keine Zeit; denn eh' sie sich versahen, waren sie geknebelt.

„Meine Herrn," sagte Stübecke jetzt, „es wäre uns ein Leichtes gewesen, Ihnen das Lebenslicht aus zu blasen, und wir hätten vielleicht in jeder Hinsicht besser gethan; aber wir wollen kein Menschenblut vergießen. Sie werden also nichts weiter zu dulden haben, als den Rest dieser Nacht und vielleicht einen bedeutenden Theil des morgenden Tags in einem sehr schönen Weinkeller zuzubringen. Sobald Sie erlöst sind, mögen Sie den trefflichen Inhalt dieser Keller, so wie überhaupt des ganzen Hauses und das Haus selbst als ein Geschenk von mir annehmen, jedoch auf Wiederschenkung; denn ich hoffe zu Gott, es wird nicht lange dauern, so werde ich wieder kommen um es wieder in Besitz zu nehmen. Für diese reichlichen Geschenke werde ich mir aber etwas weniges von ihrem Eigenthum zueignen, Herr de Eloporte, was ich Ihnen aber später auch erstatten will, ich meine Ihre Frau, Ihre Tochter und Ihr Enkelchen. Diese werden mit uns die Reise nach England machen. Sollte es Ihnen einfallen, uns zu verfolgen, so sind alle drei dem gewissen Tode geweiht. Merken Sie sich das, Herr de Eloporte. Nun wünsche ich Ihnen wohl zu leben." Auf seinen Wink packten die Kellerburschen die beiden stummen Franzosen und trugen sie in den tiefen Keller hinab, kamen dann wieder und brachten nicht lange darauf auch den Diener und die Magd, ebenfalls geknebelt. Hierauf wurde der Keller verschlossen.

Stübecke hatte Frau und Kind ermuntert und ihnen befohlen sich rasch anzukleiden; van Delfthuis eilte hinauf in sein Logis, da standen Frau und Kinder, Zofe, Magd und Diener reisefertig. Stübecke ging in das dritte Stockwerk, die zitternde Lolot und ihre Mutter zu bedeuten, womit sie sich allein das Leben retten konnten. Die furchtsamen Weiber fügten sich in seinen Willen.

Es schlug drei Uhr. Da banden die Kellerknechte den Kahn auf dem Kanal hinter dem Hause los, und die Gesellschaft, an zwanzig Köpfe stark, stieg hinein. Stübecke und van Delfthuis hatten beide bedeutende Geldsäcke in das Schifflein getragen. „Es ist doch gut, wenn man sich was gespart hat," sagte der Wirth zum Kaufmann, „Alles Andere müssen wir hier lassen; aber wir sind gewiß bald wieder da, um's in neuen Besitz zu nehmen." Hier verrammelte er von hinten das Haus, vorn war es gar nicht geöffnet worden, und nahm Abschied davon. Schier alle Hände arbeiteten im Kahn; er flog durch den Kanal in den Y, und legte in wenigen Minuten an der Batavia, van Delfthuis an. Eine Viertelstunde darauf wurden die Anker gelichtet. Am Ausgang des Hafens legte der Kapitan die Pässe seiner Passagiere vor. Der Polizeioffiziant machte große Augen und ließ den Herrn eine glückliche Reise wünschen.

Als der Tag aufstieg, schwammen sie auf dem hohen Meere.

Gerade ein Jahr später landete die Batavia mit den Schiffen in Schevelingen, welche den Prinzen von Oranien und sein Gefolge an die holländische Küste trugen. Den zweiten December 1813. hielt der Prinz seinen feierlichen Einzug in Amsterdam. In seinem Gefolge waren auch die Passagiere der Batavia; van Delfthuis mit seiner Frau Elisabeth, der Kapitän Kampvorst mit seiner Frau Gretchen, der Kaufmann van Rigbecke, seines Schwagers Kompagnon, mit seiner Frau Louisen, und der wackere Peter Stübecke ebenfalls mit Frau und Kindern. Lolot war mit ihrem Sohne und Mutter schon lange nach Paris. Die wackern Leute zogen mit Sang und Klang in ihr Haus ein, welches die Franzosen geräumt hatten, Peter Stübecke mit Frau, Kindern und Knechten in das erste Stockwerk, Jakob van Delfthuis mit Frau, Kindern, Zofe und Mägd in das zweite, Valtin Kampvorst mit Gretchen in das dritte, und Gerard van Rigbeeke mit Louison in das vierte. Und also schön besetzt blieben lange die vier Stockwerke.

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

„Laß das nur meine Sorge seyn, mein wackerer Freund," entgegnete lächelnd Don Guevara; „auch dafür habe ich gesorgt, und meine Rechnung kann nicht fehlen, da ich den rechten Mann hierzu gefunden habe; dies ist der Hauptmann Don Carlos Ayta."

„Er, gebürtig aus Leiden, kennt jeden Fleck, jedes Haus in dieser Stadt. Von seiner Geschicklichkeit im Bombenwerfen hat er schon Proben abgelegt. Darum bat ich den Feldherrn, den Hauptmann unter meinen Befehl zu stellen. Er wird die Prähme den Canal abwärts führen: er leitet in meinem Beiseyn das Geschütz. Es müßte schlimm seyn, wenn er nicht in weniger als einer Viertelstunde den vierten Theil seiner Mitbürger gen Himmel sendet. Laßt ihn nur machen und den Leidenern wird sein Name in Andenken bleiben, wie den Romero's den Einwohnern von Zütphen. — Daß, wenn der Plan gelingt, die Stadt sogleich die weiße Fahne aufpflanzt, darf ich Euch wohl nicht erst sagen."

„Nimmermehr!" rief Viglius im Innersten empört und von seinem Sitze aufspringend; „nimmehr vollführe ich diesen Auftrag, der meinem Namen ewige Schande bringen, ihn zum Fluche der Niederländer machen müßte!" —

Alles erhob sich; alle Blicke waren auf Viglius gerichtet.

„Mein ist der Plan! — ich habe ihn erdacht!" — entgegnete Guevara mit höhnisch stolzem Blicke. „Wird er genehmigt, so führt Ihr aus, was ich befehlen werde."

„Nimmermehr!" rief der Hauptmann, immer heftiger werdend; „nie biete ich meine Hand zu Gräuelthaten dieser Art!"

„Ei seht doch!" sprach Guevara, boshaft lachend. „Hab Ihr etwa, als Ihr zur Fahne schwort, noch ein besonderes Pactum abgemacht? etwa Euch vorbehalten, den Dienst nach Gutdünken zu vollziehen, oder zu unterlassen?"

„Alles, was nicht wider Ehre und Gewissen ist, vollzieh' ich; doch nichts Anderes!" rief Viglius. „Gräuel dieser Art kann nicht der König wollen."

„Das ist die Sprache des Rebellen!" entgegnete Guevara.

„Ruhig!" sprach Don Francesco Valdes, näher zum Hauptmann tretend. — „Don Carlos Ayta!" fuhr er mit strengem Blicke fort; „der Dienst erlaubt nicht diese Sprache gegen Euren Vorgesetzten. — Don Guevara, eingedenk Eurer sonstigen Verdienste, wird Euch Entschuldigung Eures tadelnswerthen, dienstwidrigen Benehmens verstatten.

Mit höhnisch stolzem Lächeln musterte Guevara den Jüngling. Viglius schwieg empört.

„Ihr seht ja, Don Francesco!" sprach der Erstere kalt, „der Herr hier hält jede Entschuldigung für überflüssig. — Dahin kommt es endlich mit der Subordination, wenn man Menschen solchen Schlages noch länger im Heere duldet!"

„Welchen Schlages? Herr! ich frage Euch: welchen Schlages?" rief Viglius höchst erbittert.

„Solche, sprach Guevara kalt, von denen man nicht weiß, ob sie Rebellen sind, oder Königliche; solche, die nicht kalt, nicht warm sind; die, so da befehlen wollen, ohne gehorchen gelernt zu haben; zweiächslerische Niederländer, die sich mästen von des Königs Gnade und seinem Solde und in allen Taschen Entschuldigungen haben, wenn es gilt, Dienste zu leisten zur Ehre Spaniens."

„Dienste solcher Art," rief der Hauptmann immer heftiger, „entehren Spanien! — Eine Stadt, die in wenig Tagen durch Hunger fallen muß, nutzlos zu vernichten, Unterthanen des Königs, von denen viele ihm noch eifrig zugethan, zu Hunderten in die Luft zu sprengen, zu einem Plane dieser Art bietet nur ein Verworfener die Hand, und nur ein Ungeheuer konnte ihn entwerfen!"

Ein heftiges Murmeln lief durch den Kreis der Offiziere. Valdes wollte sprechen; doch in diesem Augenblicke trat Guevara hart an Viglius.

„Mir das?" schrie er; „mir, Eurem Chef? — Ihr seyd Arrestant! Gebt mir Euer Schwert! —"

Nie hatte der Hauptmann noch Verhaft gelitten; bis jetzt hatte er es für unmöglich stets gehalten, daß ihn dergleichen treffen könne. — Die Ueberraschung, jener Streit, vielleicht auch der, heut häufiger als sonst genossene Wein, steigerten seinen Zorn fast bis zur Besinnungslosigkeit.

„Euch mein Schwert?" rief er wüthend. „Nimmermehr soll Eure Hand es besudeln! — Dem Feldherrn will ich es übergeben! Grimmig riß er es vom Gehenke."

„Ich bin Euer Commandeur!" schrie Guevara. „Den Degen her!" — — Rasch griff er nach dem Letztern.

Wie ein Rasender faßte Viglius den Obersten Guevara bei der Brust. Die Ordenskette desselben fiel zerrissen zur Erde. Wüthend schleuderte Viglius den Degen in den Saal.

„Ergreift den Unsinnigen!" donnerte Valdes in den Lärm, und von allen Seiten drangen die Umstehenden auf den Hauptmann ein; man trennte ihn von Guevara.

„Unglücklicher!" sprach Valdes; „was habt Ihr begangen! Eine Kugel erwartet Euch!"

„Ihr Herren," sprach kalt Guevara, „seyd sämmtlich Zeugen des Benehmens, so der Hauptmann Viglius von Ayta, ein sonst von mir sehr geachteter Seeoffizier, sich gegen mich erlaubte. Er hat nicht blos mit Worten, welche, als höchst subordinationswidrig, die härteste Strafe verdienten, sich an mir, seinem Chef, vergangen, er hat sich thätlich an mir vergriffen, die Kette des Alcantaraordens mir von der Brust gerissen. Ich kann kaum sagen, wie wehe es meinem Herzen thut, auf die Zusammenberufung eines Kriegsgerichts zu dringen."

„Don Torrealta!" sprach Oberst Valdes zu einem jungen Offizier. „Bringt den Hauptmann nach einem Zimmer jenes Nebengebäudes und laßt durch einen Rottmeister und zwei Wallonen ihn bewachen!"

Der eben geschilderte Auftritt begab sich im Laufe so weniger Minuten, Alles war so rasch auf einander gefolgt, daß als Viglius, der wie ein Träumender, seinem Begleiter gefolgt war, auf seinem Zimmer ankam, er oft den bärtigen, mit gezogenem Säbel wachhaltenden Reiter ansehen mußte, um sich zu überzeugen, das Vorgefallene sey kein Traum. Nur auf eifriges Dringen gestattete der den Hauptmann begleitende Offizier, daß die Schildwache außerhalb der Thür aufgestellt werden dürfe, und ließ dann den Gefangenen allein. Längere Zeit verging, ehe es Viglius gelingen wollte, ruhig über sein Schicksal nachzudenken, und erst dann, als jene Erschlaffung, welche gewöhnlich den heftigsten Gemüthserregungen folgt, eintrat, war er es im Stande. Langsam in dem weiten leeren, nur mit einem Stuhle und einem Tische versehenen Gemache ging er auf und ab. Alle die peinigenden Scenen des heutigen Tages zogen nochmals seinem geistigen Auge vorüber. Er sah seinen Oheim mit der Ruhe des festen Selbstbewußtseyns, mitten in der von innern und äußern Feinden, Hunger und Seuchen bedrängten Stadt, im Kreise der Seinen, geliebt und liebend, und stolz verachtend die drohende Gefahr. Er sah den tapfern Alten freundlich, ja väterlich auf den Gefangenen, den Spanier, den Bruder des feindlichen Feldherrn, blicken, und er, der Sohn der Schwester, dereinst der Liebling des kriegerischen Greises, hatte wie ein Gerichteter vor ihm gestanden; nicht offene Arme, nicht fröhlicher Händedruck hatte ihn, wie einst, empfangen, nur Blicken des Mitleids war er beim Abschiede begegnet! Was, fragte er sich bitter, habe ich denn begangen? Bin ich nicht auf der Bahn der Ehre stets gewandelt? Was kann sie so erheben über mich? was sie berechtigen, mich so von sich zu stoßen? Und eine Stimme aus seines Busens Tiefe antwortete ihm; es war das Gefühl des ewigen Rechts! jene Empfindung, die sich nicht täuschen läßt durch hohle Worte, durch Ueberredung, glänzende Sophismen, die sich nicht erkämpfen, erringen läßt, die mit uns lebt und stirbt, die eingeschläfert, nur desto lebendiger erwacht! Und Aurelie, die Freundin meiner Jugend, fuhr er, sich quälend, fort, sie, die ich seit meinen Kinderjahren in meines Herzens Tiefen stets getragen, die ich verehrte wie eine Gottheit, um die ich nicht eher zu werben wagte, bis mein Name im Heere gekannt, geachtet wurde, auch sie, sie konnte mich so schmerzlich, so grausam zu Boden treten! Und hatte sie, ließ die vorige Stimme in seinem Innern sich vernehmen, hatte Aurelie etwa unrecht, als sie, die Tochter eines alten niederländischen Geschlechts, beglückt mit Schönheit, Reichthum und Geistesschätzen, berechtigt, unter den Edelsten ihres Landes zu wählen: die vernichtenden Worte sprach: Wohin wollt Ihr die Gattin führen? Ihr habt kein Vaterland!

„Vaterland!" rief aufspringend von seinem Sitze der Hauptmann; „muß dies Wort mich denn ewig mahnen? Ist's nicht genug, daß weder Ruhm noch Ehrenketten, nicht Glück, nicht Beförderung mich erfreuten? O! nicht ungestraft verläßt, ja vergißt nur der Mensch das Vaterland!"

So quälte, so peinigte sich Viglius fort und fort. Die Sonne war schon untergegangen, die Schatten verlängerten sich, noch hatte Niemand nach ihm gefragt. Er konnte es sich denken, daß seinetwegen Verhandlungen gepflogen, Beschlüsse gefaßt würden; das Resultat derselben beschäftigte ihn ungemein. Wird man mich diese Nacht noch vor meine Richter stellen? fragte er sich: vielleicht schon mit Tagesanbruch den Richterspruch vollziehen? wird man mich als Gefangenen nach Brüssel schleppen? Betrachtungen dieser Art stürmten unaufhörlich auf ihn ein. Jeder Schritt des wacht-

habenden Soldaten erregte seine Aufmerksamkeit, jedes Geräusch steigerte seine Erwartung. Endlich dröhnten rasche Schritte den Corridor entlang. Der Offizier, welcher den Hauptmann hierher begleitet hatte, trat ein. (Forts. f.)

Untergang des Philhellenencorps im Jahre 1822.

(Aus dem Tagebuch des Dr. Elster, Arzt des Bataillons.)

(Schluß.)

Nicht mit Säbeln, Bajonetten, Dolchen allein vertheidigen sich die Polen mehr, Fäuste, Nägel, Zähne werden zu Hülfe genommen. Mizewsky fällt und schon auf dem Rücken liegend vertheidigt er sich noch. Die Polen eilen ihm zu Hülfe; er richtet sich empor und es entsteht auf's Neue ein gräßliches Getümmel. Plötzlich fliegt eine Staubwolke von der Zinne der Kirche auf, aus welcher ein allgemeines Schreien vernommen wird — und die Helden liegen sammt ihren Feinden unter den Trümmern der eingestürzten Kirche begraben. Unterdessen hatten die auf dem Berggipfel zurückgebliebenen Philhellenen, nur noch vierzig an der Zahl, ihre Vertheidigung unerschrocken und unermüdlich fortgesetzt. Endlich wurden sie gewahr, daß eine schroffe und ganz felsige Stelle des Abhangs von den Türken unbesetzt geblieben sey. Diese mußte erreicht werden, um die immer noch nicht aufgegebene Vereinigung mit dem Regiment, das in vollem Rückzuge begriffen war, durchzusetzen. Zwei Mann hoch und mit gefälltem Bajonett greifen sie daher die sie zunächst einschließenden Haufen an. Die Albanesen, über den nochmals erneuerten Angriff außer Fassung, öffnen ihre Reihen und lassen uns durch. Keiner wagt es anfangs, uns aufzuhalten. Erst, als wir uns einige hundert Schritt weit Bahn gebrochen, wird wieder von beiden Seiten auf uns gefeuert. Unter einem wahren Kugelregen setzen wir unseren Marsch eifrig fort und verlieren fast mit jedem Schritt einen Kameraden. So gelangen wir an den Fuß einer Anhöhe, die von Griechen besetzt war. In der Absicht, uns mit denselben zu neuem Kampfe zu verbinden, steigen wir hinan, werden aber von oben herab mit einem heftigen Feuer begrüßt. Es war des Verräthers Gogo ruchlose Schaar, die auf der Höhe stand. Wir mußten also weiter ziehen. Da war es, als dem Adjutanten Fedihann einfiel, er habe des General Normanns Schatulle bei Peta gelassen und die müsse er noch holen. Vergebens beschworen wir ihn, von einem so erfolglosen Unternehmen abzustehen. Er kehrte mit dem Säbel in der Faust in die Schlacht, nicht aber wieder zu uns zurück. Wir hatten nun noch einen Wald zu durchbrechen, es wird von dem kleinen, schon auf fünfundzwanzig Mann geschmolzenen, Häuflein unternommen. Ein Berg muß erklettert werden, um endlich dem noch immer uns erreichenden Feuer der Feinde zu entgehen; auch dies geschieht. Aber ehe wir den Gipfel erstiegen, stürzte noch mancher der Unseren vom verderblichen Blei durchbohrt in das Thal zurück. Jetzt schlugen wir, mit Wunden und Blut bedeckt, und in dumpfer Stille den Weg nach Languada ein, wo wir doch noch einen und den andern geretteten Freund zu treffen hofften. Die Ermattung zwang uns, einen Halt zu machen, um von der heftigen Anstrengung des fürchterlichen Kampfes auszuruhen. Wir befanden uns an einem Orte, von welchem wir das Schlachtfeld, das Grab unserer Brüder, und die Gegend umher übersehen konnten Erfüllte uns jener Anblick mit Trauer, so erweckte es Entsetzen, zu bemerken, wie die Türken zu wüthen fortfuhren, alle Wälder und Schluchten mit großen Hunden durchsuchten, um jeden Verwundeten und sonst Zurückgebliebenen aufzufinden. Wer will es tadeln, wenn die Haufen erschlagener Türken, welche Hügel und Thäler und Ebenen bedeckten, einigen, obwohl schwachen Trost in diesen schrecklichen Momenten gewährten? — Da verkündete plötzlich der Kanonendonner von Arta's Wällen den Sieg der Türken und jeder Schuß hallte dumpf und schmerzlich in unserm Innern wieder. Wir rafften uns auf, ergriffen unsere Waffen und eilten, diesen verhaßten Tönen zu entgehen, die wie höllischer Jubel über Verrath und Meuchelmord unser Herz zerrissen. — Nach einem beschwerlichen Marsche durch die Gebirge erreichten wir das Lager Maurocordato's. In einer Fronte von achtzehn Mann, dem letzten Rest des ganzen Korps, marschirten wir vor dem Feldherrn auf, der sechs Stunden seitwärts vom Schlachtfelde geblieben war. Er mußte schon von unserm Schicksal, das uns griechischer Verrath bereitet, unterrichtet seyn, und in unseren ernsten und düstern Blicken, mit denen wir ihn in's Auge faßten, mochte er jeden Vorwurf lesen, der ihn und seine Landsleute traf. Er war nicht im Stande, ein Wort zu sagen; heiße Zähren strömten über seine Wangen herab; Todtenstille herrschte ringsum, wie im Reiche der Schatten. Nach und nach sammelten sich noch einige Zersprengte von Tarella's Regiment, welches gleichfalls bedeutend gelitten und den größten Theil seiner Offiziere verloren hatte. Nur der General Normann fehlte noch. Der Schuß, den derselbe auf die Brust empfangen, war nur ein Prellschuß gewesen und er hatte sich bald davon erholt und das Kommando des Regiments aufs Neue übernommen. Seiner eben so besonnenen, als unerschrockenen Leitung hatte es das Regiment zu verdanken, daß ein großer Theil desselben dem Feinde entgangen war. Als der Rückzug angetreten wurde, stellte er sich in den letzten Reihen, so oft es nöthig war, dem Feind entgegen. Wie nach dem Treffen von Kamboti, so war er auch diesmal der Letzte, welcher im Lager anlangte. Auf seinem fast zu Tode gerittenen Pferde stürzte er endlich herein und rief: „Wir haben Alles verloren, Prinz, nur unsere Ehre nicht!“ Wiederum hatte der Feldherr nur Thränen zur Antwort. Man verweilte noch zwei Tage im Lager zu Languada, um alle Versprengten, die sich etwa noch einfinden möchten, zu erwarten. Nur wenige kamen an, unter denen sich aber Gouvernatis, Obristlieutenant des Regiments, befand, der durch Schlauheit der Gefangenschaft entgangen war. Dann wurde der allgemeine Rückzug angetreten. Ihm schlossen sich die wenigen Philhellenen, die der Wuth des Feindes und der Tücke der Freunde entgangen waren, unter Anführung Hannay's und Hellmann's an. Sie waren die ältesten der übrig gebliebenen Offiziere, beide schwer verwundet, jener in der Brust, dieser im Arme. Aus der Mitte des kleinen Häufleins, des traurigen Schattens der ganzen errichteten Schaar, ragte der wieder eroberte Bannerstab, an welchem sich, statt der blauen, mit weißem Kreuz geschmückten Fahne, die lustig unserem Auszuge aus Corinth vorangeflattert war, ein schwarzer Flor herniedersenkte.

Logogryph.

Wer nennt mir wohl die Kleidung,
Die keinen Herren ziert,
Und die zu einer Münze,
Streicht man ein Zeichen, wird?

(Von der Aremorypne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 32. Sonntag, 20. April 1834.

Viele durchhüpfen mit eilendem Fuß das zephyrsche Leben,
Viele winden gebeugt sich durch Felsen dahin;
Aber beide erwartet ein Ziel am Ende der Wallfahrt,
Schlummer und ewige Ruh' birgt sie in düsterer Gruft.

A. Kuhn.

Der Gadmen.

(Novelle von. Fr. Seybold.)

Das Gastzimmer im Hospitz des Sct. Gotthard war gedrängt voll. Draußen fiel der Schnee in großen Flocken. An verschiedenen Tischen umher saßen die Gäste. Es herrschte unter ihnen ein auffallendes düsteres Schweigen, und sie schienen sich gegenseitig zu beobachten, wie in Zeiten bürgerlicher Gährungen der Fall ist, wo man an öffentlichen Orten seine Gesinnungen nur mit Vorsicht zu äußern pflegt. Einer der Tische war von Landleuten aus Unterwalden besetzt, welche sich sichtbar zusammenhielten und heimlich miteinander flüsterten; an andern saßen Saumthiertreiber und andere Reisende, welche theils aßen und tranken, theils mit Karten spielten, und blos ihres Gewerbes wegen da zu seyn schienen; gegenüber von der Tafel der Unterwaldner, die gegen einem Dutzend Gäste fassen mochte, stund ein kleiner Tisch, um den drei Männer saßen, deren Züge und Kleidung sie als Bewohner der italienischen Schweiz bezeichneten; auf einem Stuhle am Ofen hatte sich ein Kapuziner niedergelassen, welcher in tiefes Nachdenken verloren und sich um die Anwesenden gar nichts zu bekümmern schien.

Der Genuß des Weins machte nach und nach die Gäste belebter und weniger vorsichtig. Einer der Saumthiertreiber trat an den Tisch der Unterwaldner und fragte mit lauter Stimme: „Nun, ihr Männer von Unterwalden, wie steht's in dem guten Flecken Stanz?" Die Italiener hoben erwartungsvoll die Köpfe, um die Antwort zu vernehmen. Eine bedenkliche Stille trat ein. Endlich erhob einer der Unterwaldner die Stimme und erwiederte frei und kalt: „Wie wird es stehen? Sind wir nicht Altgläubige und ächte Schweizer? Das „Büchlein" ist in den Bann gethan und mit dem Feuer der heiligen Kirche verbrannt worden." — „Es lebe der heilige Franciscus Remigius!" rief der Fragende aus. — „Hoch ertönte es plötzlich aus dem Munde der sämmtlichen Unterwaldner, „und abermals hoch!" — Viele Gäste an den andern Tischen stimmten mit ein. Die Italiener schwiegen. Mehrere der Unterwaldner warfen feindselige Blicke an ihren Tisch hinüber. Sie schienen keine Notiz davon zu nehmen und blieben ruhig.

Plötzlich erhob sich der Mönch, wie aus tiefem Sinnen erwachend, und trat in die Mitte des Zimmers. Seine Augen sprüheten ein irres Feuer; er erhob die Hände gen Himmel, athmete lang und tief und begann dann in hohlem Tone: „Merket auf, ihr rechtgläubigen Christen, und höret auf meine Worte! Gleichwie Paulus den Timotheus gewarnt vor den Schlingen und Fallstricken der Irrlehrer, also warne ich euch vor dem „verruchten Büchlein", dessen höllische Lehren euch hier zeitlich und dort ewig ins Verderben stürzen würden. Laßt euch nicht bethören von den gleissenden Worten dieser ketzerischen Neuerer, denn sie sind eitel Lug und Trug! Sie werden nur Kirchen plündern, nur rechtgläubige Hirten ermorden, die Klöster aufheben und das Heiligthum schänden, wie sie in allen Ländern gethan haben, wohin der Zorn des Himmels, der uns um unserer Sünden willen heimsucht, ihre gottlosen Waffen geführt hat. Das „höllische Büchlein" ist von dem heiligen römischen Stuhle verworfen und verdammt, als gottlos ärgerlich und abtrünnig. Wo es regiert, wird es das Gebäude unserer heiligen Religion über den Haufen werfen, der Frechheit, Ungerechtigkeit, Raub und Mord Thür und Thor öffnen. Darum hat der heilige Mann, Franciscus Remigius Durrer, wohl daran gethan, es den Flammen der Verdamniß zu übergeben. Folget ihm nach! Stehet auf für den alten Glauben und das alte Vaterland!"

Einer der Unterwaldner, ein Mann von mittleren Jahren, erhob sich langsam von seinem Sitze, kniete vor den Pater hin, zog ein Crucifix aus der Tasche, küßte es andächtig und rief: „Fort mit dem „höllischen Büchlein!" Nieder mit allen seinen Anhängern!" Tumultuarisch stimmten die übrigen in den Ruf ein. Die Italiener schwiegen und blieben ruhig sitzen. Einer von ihnen, ein junger Mann von etlichen zwanzig Jahren, schlug den herabhängenden Hut in die Höhe, warf einen düstern Blick auf die Scene, und ein Lächeln der Verachtung spielte um seine Lippen. Einer der Unterwaldner, der es bemerkte, trat an den Tisch, fixirte den Italiener und sprach mit Bedeutung: „Fort mit dem „höllischen Büchlein!" Nieder mit allen seinen Anhängern!" — Der junge Mann erwiederte nichts, und stund auch nicht auf. Höhnisch blickte der Unterwaldner auf ihn. Da erhob sich der eine seiner Gefährten, ein Mann in vorgerückten Jahren, in dessen Wangen der Gram tiefe Furchen gezogen hatte, ohne jedoch die Glut seiner Augen zu mildern — „Ruhig Guilielmo!" rief ihm der Jüngling warnend zu. — „Ich bin kalt wie das Grab," entgegnete dieser in einem ruhigen Tone, dem das wilde Flammen seiner Augen widersprach, „aber diese fanatischen Halbmenschen, von heillosen Priestern bis zur Unvernunft erhitzt, sollen nicht triumphiren vor meinen Augen." Er wendete sich gegen den Unterwaldner, der mit verschränkten Armen, gleichsam herausfordernd, vor dem Tische stund, zog eine dreifarbige Kokarde aus dem Busen, küßte sie und sprach mit Nachdruck: „das ist der Heilige, den ich verehre. Fort mit dem Priesterthum und allen seinen Anhängern! Ich glaube an eine einzige Constitution, mit Freuden empfangen in dem Schooße aller Patrioten der Schweiz, geboren aus der Freiheit, welche gelitten hat unter der Oligarchie, von ihr gekreuzigt worden und hinabgefahren in die Hauptstadt

der Schweiz, aber nach drei Jahrhunderten wieder auferstanden von den Todten, hinaufgefahren in die Herzen der unterdrückten Schweizer, von dannen sie kommen wird, Rechenschaft abzufordern von den Tyrannen ihrer Mitbürger. Ich glaube an eine Gemeinschaft aller freiheitsliebenden Schweizer, an die Aufhebung aller drückenden Abgaben, die Auferstehung der Menschenrechte und eine ewige Freiheit und Gleichheit. Amen!"

Ein steigendes Murren begleitete dieses revolutionäre Credo des Italieners. Als er geendet hatte, ging es in ein drohendes Geschrei über. Mehrere Unterwaldner stürzten über ihn her. „Packt den Gotteslängner!" rief ihnen der Capuziner ermunternd zu. Schnell blitzte ein Dolch in des Welschen Hand. Seine Gefährten traten ihm helfend zur Seite. Der Jüngling schlug den Mantel zurück und legte ruhig die Hand an eine der Pistolen, die er im Gürtel führte. Die Parteilosen warfen sich zwischen die Streitenden, um den Frieden zu vermitteln. Eine Minute lang blickte der Jungling auf den tobenden Haufen, ernst und entschlossen, doch ohne herausfordernden Trotz. Dann wendete er sich langsam der Thüre zu. „Kommt!" sagte er. Seine Begleiter folgten ihm.

Schweigend gingen die drei Welschen, auf unsicherem nächtlichem Pfade, durch den Schnee und Eis der Wildniß. Nach einer langen Pause sagte Guilielmo fragend: „Du schweigst, Antonio?" — „Was soll ich reden?" erwiederte gelassen der Jüngling. „Fruchtlos ist die lehrende Zeit über dein Haupt hingegangen. Die Jahre haben dich nicht weiser gemacht. Ist deine Thorheit darum geringer, als die des fanatischen Mönchs, weil du einen edleren Zweck verfolgst? Thoren reden, wo Reden nichts fruchtet. Der Mann schweigt und handelt." — „Du magst Recht haben," entgegnete Guilelmo; „aber deine Weisheit ist noch so jung; siehe zu, daß sie nicht zu Schanden werde unter den Schlägen des Schicksals! Mir ist nur das Andenken an einen Augenblick des Glücks geblieben, dem eine lange, lange Reue folgte. Jetzt lebe ich nur noch für das Vaterland." — „Und eben hast du dieses Leben, das dem gemeinen Wesen geweiht ist, in nutzlosem Streite ausgesetzt!" erwiederte der Zögling im Tone des Vorwurfs. — „Laß uns nicht hadern!" sprach Guilielmo gelassen. „Ein Herz, an dem der Geier nagt, ist reizbar." — Sie verfolgten schweigend ihren Pfad.

Aus der Ferne schimmerte der schwache Schein einer Flamme. Bald loderte sie hell auf, bald schien sie wieder dem Erlöschen nahe. Rüstig schritten die Wanderer darauf los. Unter einem vorspringendem Felsen brannte ein Feuer, um das sich die Gestalt eines Mannes bewegte. Sie traten grüßend hinzu. Der Mann dankte durch eine Beugung des Kopfes, ohne ein Wort zu erwiedern. Die Reisenden betrachteten ihn und die Gegenstände umher: Sein Haar war grau und seine Züge tief gefurcht, aber seine Gestalt noch voll Kraft und Leben. Unter starken Wimpern blitzten schwarze Augen, finster und menschenfeindlich, hervor. Sein Anzug war gering und deutete auf einen armen Hirten des Gebirgs. An den Füßen trug er Holzschuhe aus konkav gehöhlten Sohlen bestehend und durch Lederriemen über den Fuß geschlungen. An der Felsenwand lehnte seine Jagdflinte; im Gürtel führte er ein langes Waidmesser; zu seinen Füßen lag eine getödtete Gemse. Er holte schweigend einige Schnitten frisches Wildprett aus seiner Jagdtasche, bestreute eine derselben mit Salz, steckte sie an ein zugespitztes Stück Holz und fing an sie über dem Feuer zu rösten. Die Fremden lud er durch Winke ein, seinem Beispiele zu folgen. — „Wer bist du?" fragte ihn Antonio? — „Eßt und ruht!" entgegnete kalt und kurz der Jäger. — Sie folgten seiner Weisung. Nachdem der Jäger gegessen hatte, rückte er seine Jagdtasche an das Feuer, legte den Kopf darauf und war bald eingeschlafen, ohne das geringste Mißtrauen gegen die Fremden zu verrathen. Sie gaben sich durch Zeichen zu verstehen, daß einer von ihnen abwechselnd wach bleiben und das Feuer unterhalten solle, und legten sich zur Ruhe nieder. Als sie am andern Morgen erwachten und sich zur weitern Reise anschickten, sagte Antonio zu dem Jäger: „Du hast ruhig und ohne Mißtrauen in unserer Mitte geschlafen. Dein Leben war in unsere Hand gegeben." Er schüttelte bitter lächelnd das Haupt und erwiederte: „Mein Leben! Das ist sicher vor dem Schwerte der Menschen und vor dem Zahn der Thiere des Waldes. Es ist sicher auf den Wellen des wogenden Sees, wenn der brausende Fön aus den Felsen bricht; unversehrt schreite ich durch die fallende Lawine und über das brechende Eis des Glätschers. Ich kenne den Schlund, der mich verschlingen wird, aber noch hat er seinen gähnenden Rachen nicht geöffnet."

Unter einem hochgewachsenen Nußbaume, der vor der Thüre einer ländlichen Wohnung, im Mühlithal, stund, saß ein Mädchen, mit weiblicher Arbeit beschäftigt. Sie war in der Blüthe der Jahre, und heitere Unschuld thronte auf ihrem schönen Gesichte und strahlte aus dem sanften Schimmer ihrer blauen Augen. Lange blonde Flechten hingen über ihren Rücken hinab; ihre Kleidung war ländlich, aber reinlich und wohlgeordnet; ein enges Mieder umschloß ihren schlanken Leib; der kurze Rock zeigte einen niedlich geformten Fuß und die aufgestülpten Ermel des schneeweißen Hemds ließen einen runden, durch die Sonne ein wenig gebraunten Arm sehen. Bald blickte sie auf einen Knaben, der zu ihren Füßen saß, bald auf den rauhen Pfad, der von den Felsen, unter denen der Gadmen braust, aufwärts zum St. Gotthard und höher hinauf in die Regionen des ewigen Eises führt. „Er kommt noch nicht," seufzte sie. „Ihm ist nur wohl im öden Hochgebirge, im Kampf mit allen Schrecken der Natur, ferne von seinem heimathlichen Dache, ferne von den Felsschlünden des Gadmen. O, konnte ich die Geister der Geopferten versöhnen, damit der Unglückliche nimmer ihr Rufen vernehme, das ihn unwiderstehlich hinabzieht in die Tiefe!" fügte sie, mit einem Blicke gen Himmel, hinzu und milde Zähren benetzten ihr Auge. — „Warum weint Elsi, und wo ist Vater?" fragte der Knabe. — „Er jagt die wilde Gemse im fernen Gebirge," erwiederte die Jungfrau und trocknete ihre Thränen. — „Dort oben," fragte lebhaft der Knabe, „wo die weißen Berge sind?" — „Ja mein Kind, sagte Elsi traurig, „dort oben, wo ewiger Schnee den Boden deckt." — „Warum bleibt der Vater nicht lieber hier," fragte der Knabe weiter, „unter dem Nußbaum und auf den grünen Matten?" — Die Jungfrau seufzte und schwieg. — „Gemse ist bös," fuhr der Knabe fort, „hat den armen Werni vom Felsen gestoßen, daß er todt gefallen ist." — „Armes Kind! rief die Jungfrau heftig und hob den Knaben weinend zu sich empor; „dieser Tod ist Deinem Vater nicht bestimmt; die Geister der Verangegangenen winken ihn zu sich hinab in die Tiefe des Gadmen; und auch Du und ich werden unser Ende in den rauschenden Wellen finden, bis keiner unseres unglücklichen Stammes mehr übrig ist."

(Fortsetzung folgt.)

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

„Fröhliche Botschaft, Don Carlos Ayta!" rief der Ankommende. „Eure Sache nimmt eine bessere Wendung! Sobald der Kriegsrath beendigt war, trug Don Francesco Eure Angelegenheit den Befehlshabern vor. Zwar müßtet Ihr, sprach er, strenge Strafe leiden, aber die volle Strenge der Gesetze hier anzuwenden schiene ihm ungerecht. Mit vielem

Lobe erwähnte er Eurer geleisteten Dienste, dann Eurer Jugend, und wenn er auch, wie er meinte, Euer Benehmen damit nicht entschuldigen wolle, so müßten diese Rücksichten doch die Strafe mildern. Auch habe der Feldzeugmeister, wie er mit eignen Ohren angehört, sich während des Mahles gegen Euch einige Bemerkungen erlaubt, die nicht eben geeignet gewesen wären, von einem Manne von Ehre leicht vergessen zu werden. Nach langem Hin- und Herreden — und ich kann Euch versichern, daß manchem von den Obersten man es ansah, wie sie dem Ränkeschmiede es gönnten, daß Ihr ihm etwas an den Leib gerathen — nach langem Hin- und Herreden ward beschlossen, Euch die Wahl zu lassen: ob Ihr bei Guevara Euch entschuldigen und zwei Monat als ein Verhafteter auf Ehrenwort nach Alkmaar gehen, oder ob Ihr den Dienst verlassen wolltet. Erst wenn Ihr diese Nachsicht nicht erkennen und Euch zu keiner Wahl entschließen würdet, soll von der Sache Notiz genommen, und diese einem Kriegsgerichte übergeben werden. So ein Thor aber werdet Ihr natürlich nun nicht seyn."

„Und was, Don Torrealta," sprach ruhig lächelnd der Hauptmann, welcher schweigend bis dahin auf den Boden geblickt; „was meint Ihr, daß ich thun soll?"

„Wie könnt Ihr Euch noch einen Augenblick besinnen?" rief lachend der Offizier. „Was ich und jeder der jüngern Offiziere thun würde, werdet Ihr gleichfalls thun! Euch bei dem sonnenklaren Ausspruche der Gesetze vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen, da müßtet Ihr toll geworden seyn. Daß Ihr, ein Hauptmann von einigen zwanzig Jahren, Befehlshaber einer Abtheilung der Flotte, der Neffe eines der mächtigsten Männer im Staate, Euren Abschied fordern, allen glänzenden Aussichten, in Brüssel auf der Bärenhaut liegen, oder bei Oraniens Heere Euch über die Achsel ansehen lassen solltet, ist gleichfalls nicht zu denken. Man braucht deßhalb also eben kein Oedipus zu seyn, um zu errathen, daß Ihr heut Abend noch, der einmal hergebrachten Form zu genügen, dem miserablen Guevara einige leere Entschuldigungen stammeln, morgen mit Tagesanbruch aber nach Alkmaar reisen, dort zwei, eben nicht unangenehme Monden in Freud' und Ruhe verbringen, dann aber, lachenden Muthes und dem Tückebolde ein Schnippchen schlagend, zurückkehren und bei Eurer Geliebten, der schönen niederländischen Donna, aufs neue Hahn im Korbe seyn werdet, denn gesteht es nur, was Jeder ohnehin weiß, Guevara hat darum einen Zahn auf Euch, weil Ihr ihm bei jener Dame im Wege steht."

„Wenn Ihr," entgegnete Viglius erröthend, „das Fräulein Stratenburg im Sinne habt, so ist dasselbe nicht meine Geliebte, wohl aber eine Dame, die ich achte und nur auf achtungsvolle Weise in meiner Gegenwart erwähnt wissen will. Dessen ungeachtet dürftet Ihr, Don Torrealta, fuhr Viglius ruhig fort, meinen Entschluß nicht allzurichtig errathen haben."

„Jedenfalls muß ich Euch bitten," sprach der Offizier, indem er zur Thüre hinaus nach einem von einem Soldaten herbeigebrachten Schreibzeuge langte, „dem Feldherrn Eure Entschließung schriftlich mitzutheilen, besonders wenn Ihr, wie es scheint, noch Nebenbedingungen zu machen habt."

„Viglius nahm ein Blatt Papier, auf welches er wenige Zeilen schrieb und es dann offen dem Spanier überreichte.

„Seyd Ihr besessen, Don Ayta?" rief der Offizier. „Ihr fordert Eure Entlassung? Mit einem Federzuge werft Ihr Rang, Glück und Ehrenstellen von Euch? Bedenkt Euch! Es ist unmöglich; Ihr dürft nicht aus dem Dienste scheiden."

„Ich fürchte," sprach der Hauptmann schmerzlich lächelnd, indem er das Papier zusammenfaltete, „ich fürchte, ich bin schon zu lange darin gewesen!"

„Wie meint Ihr das?" fragte befrembet der Spanier.

„Laßt's gut seyn, Torrealta!" entgegnete freundlich der Hauptmann. „Befördert meine Erklärung zum Feldherrn und bittet in meinem Namen, mir bald möglichst den Abschied auszufertigen. Daß er dazu ermächtigt, ist mir bekannt. Der Boden brennt unter mir; schloß er bitter. Ich bin nicht gewohnt, Gefangener zu seyn!"

„Das seyd Ihr nach dieser Erklärung auch nicht mehr, Don Ayta!" erwiederte der Andere. „Ich bin beauftragt, falls, wie zu vermuthen, Ihr eine Wahl treffen würdet, die Wache abgehen zu lassen. Desgleichen werde ich für alle Bequemlichkeiten, die ihr verlangen möget, sorgen."

„Eine Decke zum Lager," sprach der Hauptmann, „ein Glas Wasser, einen Bissen Brod ist Alles, was ich verlange. Doch meine Bitte, um Beschleunigung der Sache, berücksichtigt Ihr vor Allen!"

„Da Ihr es durchaus so haben wollt!" entgegnete der Spanier kopfschüttelnd und verließ mit freundlichem Händedruck das Zimmer.

Bald nach dem Abgange des Offiziers erschien die Wache, belastet mit einer Menge Geräthschaften; ein kleines, doch schmackhaftes Abendbrod dampfte auf dem Tische; Wein blinkte in einer schöngeschliffenen Flasche, und der Rattmeister, nachdem er sich nochmals nach des Hauptmanns Befehlen erkundigt, entfernte sich mit seinen Untergebenen. Viglius war allein.

So einladend aber auch das kleine Mahl dem Hauptmanne winkte, so feurig auch der edle Xeres in der Flasche leuchtete, es winkte und leuchtete vergebens. Jetzt erst fühlte er sich allein, getrennt von Allem, was ihn sonst mit so viel an Niederlands Boden gefesselt hatte. „Fort!" rief er, „fort mit Tagesanbruch! Auf Englands oder Frankreichs Boden finde ich vielleicht ein anderes Vaterland!"

Es war beinahe Mitternacht. Die Kerzen waren tief herabgebraunt; ein düsteres Halbdunkel herrschte im Zimmer. Viglius bemerkte es nicht. Versunken in schmerzliche Betrachtungen, saß er am Tische, das Haupt auf die Hand gestützt. Da berührte leise etwas seine Schulter. Der Jüngling fuhr aus seinen Träumereien auf. Aurelie stand vor ihm.

„Ist's möglich? Aurelie, Ihr?" rief er aufspringend, und indem er kaum seinen Augen traute.

„Ich komme Abschied zu nehmen!" entgegnete das Mädchen mit unaussprechlich sanftem Ausdrucke.

„Ihr denket mein? Noch eine Seele giebt es, die Antheil an dem Ausgestoßenen nimmt?" sprach mit halb von Schmerz erstickter Stimme der Jüngling.

„An wem sollte ich wohl größern Antheil nehmen, als an dem Jugendfreunde?" erwiederte Aurelie freundlich.

„Und Eure Härte seit langer Zeit?" fragte schmerzlich bewegt der Hauptmann.

„Sie galt dem Feinde des Vaterlandes! Jetzt seyd Ihr demselben zurückgegeben."

„Zurückgegeben?" sprach bitter lächelnd der Jüngling. „Sagtet Ihr nicht selbst: ich hätte kein Vaterland? Das erste Schiff bringt mich nach Frankreich oder England."

„Wie? hör' ich recht?" sprach tiefbewegt Aurelie. „Der Sohn der Freiheit, der Nachkomme eines alten niederländischen Geschlechts, der Träger eines in des Vaterlandes Annalen berühmten Namens will im Auslande den Glücksritter, den Abenteurer machen? Wie? Ihr, der tapfere, von Allen, die ihn kennen, hochgeachtete Krieger, wollt Eure Jugend, Eure Thatkraft ausländischen Fürsten für schnödes Gold verkaufen?"

„So will ich mich," sprach Viglius, „zurückziehen in die

Einsamkeit; dort will ich den Boden der Väter bauen und das Urtheil der Welt verlachen."

„Und weiter," sprach Aurelie heftig, „soll das Vaterland nichts von Euch zu hoffen haben? Wie? ein Niederländer, gebildeten Geistes, edel, voll Sinn für Völkerfreiheit, sollte die Hände müßig in den Schooß legen wollen, während das Vaterland, aus tausend Wunden blutend, dennoch gegen den Unterdrücker kämpft? Rührt, erhebt Euch das Beispiel Eures Oheims, des heldenmüthigen Vertheidigers von Leiden, nicht? Er, der Katholik, kämpft muthig für die protestantische Gewissensfreiheit. Von Tag zu Tage rückt der Untergang ihm näher; doch nichts vermag, den stolzen Nacken ihm zu beugen. Ihr, der junge, in vollen Lebenskräften blühende Mann, wollt wie ein Schwächling entsagen, da Ihr, ein Starker, erschaffen könntet?"

„Was soll ich thun?" fragte kopfschüttelnd Viglius.

„Dahin Euch wenden!" rief Aurelie feurig, „dahin, wo die Fahnen der Freiheit wehen! Wie? seyd Ihr ein Sklave des Verhängnisses, oder seyd Ihr frei? Reißt Euer besseres Ich empor, wenn es in diesem Sturme zu Boden sinken will. Könnt Ihr erliegen, wenn Ihr das schöne Ziel, des Vaterlandes Rettung, fest in's Auge faßt? Freilich, ich kann es mir denken, gibt's Augenblicke im Menschenleben, wo auch der Kräftige, der Starke, Edle sein besseres Selbst im Spiele der Wogen, auf dem Meere des Zufalls wähnt, dann aber nimmt er die letzte Kraft zusammen, mit mächtigem Arme theilt er die Brandung, und so erreicht er festen Grund. Ermannt Euch, Viglius, und werft sie von Euch, die feige Resignation! Stellt Euch auf den Platz, der Euch gebührt, neben die Besten Eures Landes!"

„Soll ich," entgegnete der Hauptmann, „gegen die Truppen kämpfen, die ich sonst in den Kampf geführt? soll ich gegen meinen gesetzlichen, wenn auch mißleiteten Herrscher streiten?"

„Es ist mir, erwiederte Aurelie, „nicht unbekannt, daß nach altem Brauche im spanischen, wie im französischen Heere, der Offizier nicht um seinen Abschied bittet, sondern daß er ihn gibt; er thut es wie und wann er will. Dies habt Ihr heut gethan, und darum seyd Ihr frei; fremd ist Euch das spanische Heer; Ihr seyd ein Niederländer, und Niemand hat einem solchen noch zum Verbrechen es gemacht, wenn er im Heere des Gegners Dienste genommen. Für Eure zweite Bemerkung haben die Niederlande nur eine Antwort; sie lautet: Philipp ist nicht Souverain auf diesem Boden; er herrsche, wie sein Vater, nach den beschworenen Verträgen, bricht er den Eid, so löst er auch die Bande des Unterthans."

„Ich könnte es nicht ertragen," sprach der Hauptmann nach einigem Sinnen, „wenn, angekommen bei Oranien, man Mißtrauen in mich setzte; dies aber würde man unstreitig."

„Ihr habt nicht Unrecht!" entgegnete Aurelie nach einer Pause. „Dessen ungeachtet weiß ich dafür ein Mittel, das seine Wirkung auf Oraniens edle Seele nicht verfehlen könnte. Ich würde selbst an den Fürsten schreiben, und diese Zeilen würden Euch legitimiren."

„Ihr, Aurelie?" sprach lächelnd und erstaunt der Hauptmann.

„Ich!" entgegnete fest das Mädchen. „Ich behaupte nichts, von dessen Gewißheit ich nicht überzeugt bin. Viglius!" fuhr warm Aurelie fort; „Ihr seyd ein Mann! Ha! wäre ich an Eurer Stelle! Könnte ich mein heißes Wollen in Thun verwandeln! Doch Ihr, Ihr könnt es. Blickt auf dies niederländische Volk, wie es so einfach ist, so still im Handeln und doch so edel, so voll Kraft! Seht, wie es Jahre lang sein Joch so still getragen, und wie es, unentwürdigt durch lange Sklavenzeit, stolz seine Fesseln brach und edel dasteht vor Europa's Augen. Welche Heldennamen zählt schon die Geschichte dieses Kampfes! Namen, die unvergänglich in den Annalen des Landes glänzen werden! Geht! reihet den Euren jenen an! Oranien, so sagt man überall, bereitet eine große Unternehmung. Das seeländische Hülfsgeschwader unter Boisot Wilhelmson und Jost de Moor verließ bereits Rotterdam. Leichte Schiffe dieser Flotte sollen recognoscirend bei Katwyk op Zee gesehen worden seyn. Auch in der Gegend der Gränze von Delft und Schieland will man Bewegungen wahrgenommen haben; eine Schanze in jener Gegend ward angegriffen, doch der Angriff abgeschlagen. Man behauptet, sie hätten einen Damm durchbrechen wollen."

„In der Gegend von Delft und Schirland, sagt Ihr?" fragte Viglius mit großer Aufmerksamkeit. „Das Unternehmen bezweckt den Entsatz von Leiden."

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Als jüngst auf einer Reise
Durch Nordamerika
Dem Städchen erste Sylbe
Bis vierte ich kam nah,
Das an dem Fluß, die erste
Bis 4 gelegen ist,
Der eine Bay da bildet,
Wo in das Meer er fließt;
Da lockte mich zum Bade
Die Sylbe 1 bis 4:
Verdoppelnd meine Schritte,
Kam ich bald nahe ihr.
Ich legte meine Kleider
Hin auf die 4 verkehrt
Und 1; doch ward ich plötzlich
In meinem Thun gestört,
Es naht' sich eine Schlange,
Und eh' ich mein Gewehr
Noch zweite Sylbe erste
Und setze mich zur Wehr,
Werd' ich von ihr gebissen
In 3 und 1 mit Hast,
Von den gelenken Ringen,
Des Ungethüms umfaßt.
Nun war die vierte, erste
Nicht mehr von Gegenwehr;
Da kam zum Glück die erste
Bis vierte schnell daher.
Der brave Indianer,
Kühn, wie man stets sie trifft,
Erschlug das Thier, und heilte
Mich durch ein Gegengift.
Ich dankte ihm mit Thränen
Und lobte sein Geschick;
Doch alles Lob und jedes
Wies er von sich zurück.
Er nannte einen Götzen,
Der mir entfallen zwar,
Doch war er ihm, was 2, 4
Dereinst dem Römer war;
Der hätte ihm geholfen
Zu jeder andern Zeit,
Wär' gnädig ihm gewesen
Bei seiner That auch heut.
Laßt, Christen, diesen Wilden
Euch stets ein Vorbild seyn;
Bei allen Thaten gebet
Die Ehre Gott allein.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne
oder
Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 33. Mittwoch 23. April 1834.

Schiffe nur muthig durch Nacht, du eilst dem Hafen entgegen,
Wird dir der irdische nicht, nimmt dich der himmlische auf.

Karl Grumbach.

Der Gadmen.

(Novelle von. Fr. Seybold.)

(Fortsetzung.)

„Dort kommt Vater,“ rief der Knabe fröhlich, und deutete auf den Fußpfad, von dem man vier Männer in das Thal herabsteigen sah. Der Knabe sprang ihnen jauchzend entgegen. Elsi blieb stehen und blickte kummervoll auf die Nahenden. Finster schweigend reichte ihr der Vater die Hand, legte die Gemse, die er auf der Schulter trug, auf den Boden nieder und sagte eintönig: „Elsi, hier sind Fremde. Uebe die Gastfreundschaft unseres Hauses. Dieß ist meine Wohnung; Ihr seyd willkommen unter meinem Dache,“ sprach er einsilbig zu den Fremden, wendete sich und ging langsam das Mühlithal hinauf, scheu auf die Klippen blickend, unter denen der Gadmen sich brausend herabwälzt. Verwundert sahen ihm die Fremden nach. Die Tochter seufzte und schwieg.

Der schöne Morgen lockte Antonio früh vom Lager. Er ging einsam das Mühlithal hinauf. Immer enger und wilder wurde das Thal. Seitwärts, aus nächtlicher Walbung, stürzte der Gentelbach hervor; in der Tiefe zerrissener Felsen rauschte der Gadmen. Nackte Felsblöcke standen gegen Ost und West; in der Ferne schimmerten die hohen Eisberge. Finstere Tannenwälder, auf hohen und steilen Berghängen, bekränzten die Ufer; vom Sturze der Lawinen niedergerissene Bäume und herabgestürzte Felsstücke lagen auf beiden Seiten zerstreut umher. Auf ärmlicher Weide stunden einsam einzelne Fichtenstämme. Kein Grün der Wiesen erheiterte die Schrecken der wilden Landschaft. Als er um die Krümmung eines Felsen trat, lag eine niedere Hütte vor ihm. Tief unten rauschte der Gadmen. Das Wehklagen einer menschlichen Stimme schien sich mit seinem Brausen zu vermischen und in ihm zu verlieren. Antonio stand horchend stille. „Es zieht mich fort von hier und zieht mich unwiederstehlich in deine verderbende Nähe,“ jammerte, in abgebrochenen Sätzen, die Stimme ... „Ruft Ihr mich, Ihr Geister, aus den Fluthen der Tiefe? ... Ist meine Zeit um? Sind meine Tage gezählt? ... Soll ich mich zu den Vorangegangenen gesellen? ... Soll ich hinabsteigen in das Grab, das die Meinigen verschlungen hat? ... das sie Alle, Alle verschlingen wird, bis Keiner mehr übrig ist ... Soll ich Ruhe suchen unter den Todten? ... Was grinsest Du, furchtbares Gespenst, und zeigst Deine offenen Wunden? ... Ich komme ja, ich muß ja kommen ... Sie haben Dich erschlagen, ich weiß es wohl ... Ich war es ja nicht ... Du schüttelst das blutige Haupt ... Mein ganzes Geschlecht muß verderben!“ — Immer leiser wurden die Töne und erstarben zuletzt in dem hohlen Brausen des Waldstroms. Antonio stund von Entsetzen ergriffen. Sein Haar sträubte sich empor, unwillkührlich wendete sich sein Fuß zurück und, wie von Furien gepeitscht, eilte er das Thal hinab.

Elsi, einen Handkorb tragend, kam ihm entgegen. Sie sah seine verstörten Blicke und Thränen drangen in ihre Augen. „Mädchen,“ sagte er zu ihr, „welche geheimnißvolle Schrecken walten in diesem Thale? Du kennst sie, ich sehe es an Deinen thränenvollen Blicken. Sprich, theile mir das unselige Geheimniß mit. Wenn menschliche Hülfe retten kann, hier steht ein Mann vor Dir, entschlossen, Alles zu wagen.“ Sie schüttelte traurig das Haupt und sprach: „Guter Fremdling! Menschliche Hülfe vermag nichts gegen das Walten des Schicksals. Was in seinem ewigen Buche geschrieben ist, muß erfüllt werden. Habe Dank für Deinen guten Willen.“ — „Enthülle mir wenigstens dieses furchtbare Geheimniß,“ bat Antonio. „Vielleicht ist Rettung möglich.“ — „Hier ist kein Geheimniß,“ erwiederte die Jungfrau gelassen. „Das ganze Thal kennt die unglückliche That und das Loos, das unser wartet. Verweile hier, bis ich zurückkehre. Dann sollst Du die Geschichte unseres Elends hören.“ — „Aber um Gottes willen, Mädchen, wer ist denn der Unglückliche, dessen furchtbare Jammertöne selbst das Brausen des tobenden Stroms überbieten?“ — „Es ist mein Vater,“ versetzte eintönig die Jungfrau und ging langsam ihres Weges. Mit inniger Theilnahme blickte ihr der Jüngling nach und setzte sich dann bewegt auf ein Felsstück, ihrer Rückkunft wartend.

Elsi kehrte zurück, setzte sich unbefangen neben dem Fremden und erzählte mit jener Ruhe, die das Ergeben in ein unabwendbares Geschick bewährt: „Vor vierzig Jahren wohnte mein Großvater in der niedrigen Hütte, die du am Ufer des Gadmen gesehen. Er war ein armer Holzhauer und lebte schlecht und recht unter den Männern des Mühlithals. Eine Kuh und einige Gaisen, die der spärliche Ertrag der Weiden um seine Hütte her nährte, waren sein ganzer Reichthum. Plötzlich verließ er seine ärmliche Hütte, siedelte sich unten an, wo das Thal sich erweitert, kaufte Wiesen und Matten, baute das Haus, in dem wir jetzt wohnen, und sein Senn trieb eine stattliche Heerde zu Berge. Die Nachbarn sprachen unter sich: „Der alte Kuoni hat einen Schatz gefunden oder ein Erbe jenseits der Berge gethan,“ denn ihr einfacher Sinn ahnte nichts Arges. Aber der Frohsinn wohnte nicht in dem Hause mit den großen Fenstern; die Stirne meines Großvaters war umwölkt, und nicht der Anblick der grünen Matten und der spiegelglatten Heerde, die er sein eigen nannte, vermochte sie zu erheitern. Oft saß er einsam auf den Felsenklippen des Gadmen und schaute hinab in die brausende Tiefe. Dann schien ein böser Geist über ihn zu kommen. Er rief laut hinab in die Klüfte, als ob er unten mit Jemand spräche; jetzt ballte er die Hände drohend hinunter, dann erhob er sie wieder flehend gen Himmel; jetzt

bog er sich mit halbem Leibe über die Klippen hinab, als wollte er sich in die wüthenden Fluthen stürzen, dann fuhr entsetzt zurück, warf schreckenvolle Blicke hinter sich und floh von den Ufern des Gadmen, die er eine Zeit lang nicht wieder betrat, bis er, wie durch geheime Zaubergewalt, dahin zurückgeführt wurde. Die Hirten sahen ihn auf den Felsen sitzen und betrachteten sein Thun mit Schaudern. Sie erzählten unter sich: Eine furchtbare Stimme habe aus der Tiefe der Gewässer gerufen: „Herab, herab, Kuoni von der Hintermatt, herab in Dein nasses Grab!" Zugleich seyen ein Paar Riesenarme aus den Wellen emporgestiegen, deren lange Finger sich nach ihm ausstreckten, um ihn in die Tiefe zu ziehen. Schaudernd wendet er sich auf die andere Seite, da erhebt sich ein blutiges Haupt aus dem Gewässer und starrt ihn mit sterbenden Augen an. „Laß mich, laß mich!" ruft er vernichtet aus, „ich will dir das Liebste geben, das ich habe!" Da ruft es von unten mit drohendem Hohn: „Dein Liebstes sollst Du mir geben, das Du hast. Dann kommst Du selbst, Kuoni von der Hintermatt! Dein nasses Grab ist bereitet."

So verstrichen mehrere Jahre. Die Wangen meines Großvaters waren eingefallen, seine Augen stier und seelenlos; sein Haar wurde bleich und sein Rücken krümmte sich, nicht unter der Last der Jahre, sondern des Kummers. Da stürzte, zur nächtlichen Stunde, sein ältester Sohn über die Klippen des Gadmen hinab. Sein Leichnam wurde nicht gefunden. Verzweiflungsvoll wälzt sich sein Vater an den Ufern des Waldstroms und ruft mit lauter, gräßlicher Stimme den Namen seines Erstgebornen. Die Hirten erzählten: Ein schallendes Gelachter habe ihm aus der Tiefe geantwortet. Da sey er aufgesprungen im Wahnwitz und habe in vollem Laufe die Klippen erstiegen, Willens, sich hinabzustürzen. Aber auf dem höchsten Gipfel habe ihn eine unsichtbare Hand zurückgehalten und aus der Tiefe der Gewässer eine höhnende Stimme gerufen: „Erst gibst Du mir Dein Liebstes, dann kommst Du selbst."

Einige Jahre darauf stürzt meines Großvaters zweiter Sohn rettungslos in den Gadmen. Seine einzige Tochter endet, bald darauf, freiwillig ihr Leben in den Wellen des Waldstroms. Nur allein mein Vater ist noch übrig. Mein Großvater vergoß keine Thränen mehr. Wunderbar richtete sich seine gebeugte Gestalt auf und in den Augen glänzte wieder das alte Feuer Er nahm seinen Stab und ging in das Gebirge. Hirten sahen ihn die Grimsel hinaufsteigen, wo in einer abgelegenen Kluft ein frommer Einsiedler wohnte, dem das Volk den Besitz übernatürlicher Kräfte zuschrieb. Spät am andern Abend kehrte er zurück, umarmte meinen Vater, sein einziges noch übriges Kind, unter Thränen und schloß sich in sein Schlafzimmer ein. Am andern Morgen war er verschwunden. Die Wellen des Gadmen trugen seinen zerschmetterten Leichnam an das Ufer. Hirten hatten ihn in der Frühe, ehe noch die Sonne des Mühlithals beschien, dem Strome zueilen sehen. Sie erzählten, daß er schnell und entschlossen, eine Klippe bestiegen und sich unter dem Rufe hinabgestürzt habe: „Ich komme, ich komme, ehe Du mir mein Letztes nimmst." Hohnlachend habe es aus der Tiefe geantwortet: „Du kommst, und sie kommen Alle nach, bis Keiner Deines Geschlechtes mehr übrig ist."

Mein Vater machte sich auf ins Gebirge und kam zu der Hütte des Waldbruders. Dieser erzählte ihm die grausenvolle Geschichte: „Vor vierzig Jahren kam ein welscher Handelsmann der sich verirrt hatte, Abends an die einsame Hütte, in der mein Großvater allein mit seinen Kindern wohnte, denn sein Weib war gestorben. Vertrauensvoll legte er das Gold in seine Hände, das er mit sich führte, um eine ferne Messe zu besuchen, denn die Redlichkeit der Schweizer Hirten war allgemein bekannt. Die Versuchung war stark, mein Vater unterlag ihr. Der Fremdling wird im Schlafe ermordet und sein Leichnam in die Felsschlünde des Gadmen geworfen. Als er ihn aber hinabstürzen will, öffnet der Sterbende zum letztenmal die Augen und blickt den Mörder starr an; sein rechter Arm erhebt sich krampfhaft und seine gekrümmten Finger scheinen ihn zu winken. Entsetzt läßt er den Leichnam in die Tiefe fallen und flieht. Aber der furchtbare Anblick weicht nicht von seiner schuldbewußten Seele. In der Stille der Nacht steht das blutige Gespenst vor seinem Lager, die Wunden klaffen, das Blut fließt, die Augen starren fürchterlich; der Mörder, in Angstschweiß gebadet, fährt jäh vom unruhigen Schlummer auf — dann winkt der Geist und schwindet. Von nun an war die Ruhe vom Mörder gewichen. Er flieht die Ufer des Stroms, und es zieht ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an sie zurück. Er ist festgebannt an die Stätte seines Verbrechens. Als er den zweiten Sohn verliert, als die Tochter durch Selbstmord endet, faßt er einen raschen Entschluß. Er legt das Geheimniß im Busen des Eremiten nieder. Dieser soll es nach seinem Tode zur Warnung verkünden, denn er ist der einzige Schuldige. Vielleicht wird sein Tod den zurnenden Schatten versöhnen, daß er nicht der Opfer mehr verlange. Vergebens weißt ihn der Einsiedler an den Trost und die Hülfe, welche die heilige Kirche gewährt. Er geht und vollbringt das Opfer."

Diese Geschichte vernahm mein Vater aus dem Munde des Waldbruders. Er fragt ihn, ob jetzt, durch seines Vaters freiwilligen Tod, der göttliche Zorn abgewendet und der zürnende Schatten gesühnt sey. Der Eremit schließt sich in seine Zelle ein, um durch Gebet den Rathschluß des Himmels zu erforschen. Nach mehreren Stunden kehrt er zurück und gibt diesen Spruch: „Ruhe hat der Geist des Ermordeten durch den freiwilligen Tod des Mörders, bis Du fünfzig Jahre zählst. Ist er dann nicht versöhnt, so wirst Du Dein Leben in den Fluthen des Gadmen enden." Mein Vater zählte fünf und zwanzig Jahre. Seine Jugend, die lange Frist, erfüllten ihn mit Hoffnung; er schied vergnügt von dannen und begabte den Eremiten reichlich. Er nahm ein Weib und lebte in fröhlicher Ehe. Je älter er ward, je näher das Ziel rückte, um so mehr furchte sich seine Stirne, und der heitere Sinn wich von ihm. Er verlor das Weib, das er liebte. Von da an stieg sein Tiefsinn von Tag zu Tag. Es trieb ihn von den Ufern des Gadmen weg und zog ihn wieder an, wie meinen Großvater. Er verließ unsere heitere Wohnung und lebte in der einsamen Hütte am Ufer des braußenden Stroms. Bald streift er in das Gebirge auf die Gemsenjagd, spottet der Gefahren, die er auf Klippen und Gletschern zu bestehen hat, und sucht sie auf, denn er weiß, daß nur der Schlund des Gadmen ihn verschlingen kann; bald kehrt er in seine Hütte zurück und jammert einsam auf den Klippen des Stroms. Noch ein Jahr — und die Zahl fünfzig ist erfüllt.

Die Jungfrau schwieg, ihre offenen Augen starrten vor sich hin, als ob sie am fernen Himmel Rettung und Hülfe suchten, und unwillkührlich flossen ihre Thränen. Bewegt ergriff der junge Mann ihre Hand und sagte tröstend: „Bezwinge diesen Wahn, liebes Mädchen, und suche das Selbstvertrauen Deines Vaters zu wecken. Die Rathschlüsse des Himmels sind verborgen, und er schließt sie keinem Sterblichen auf. Der geläuterte Geist jenseits des Grabes, frei von Wahn und Leidenschaft, fordert keine Rache, und der Himmel ist zu gerecht, sie zu gewähren." „Ich weiß es wohl," erwiederte das Mädchen, und meine Seele ist rein von jeder Schuld. Wenn ich zum Himmel aufblickend, frage: „Sollte ich ein Verbrechen büßen, das ich nicht begangen?" so ergießt sich eine wunderbare Ruhe und Heiterkeit über mein ganzes Wesen. Das Vertrauen kehrt in mein Innerstes zurück. Wenn ich aber dann wieder den Vater da sitzen sehe, wie er die finstern Blicke an den Boden heftet und in herzzerreissenden Tönen vor sich hin sagt: „die Sünden der

Väter sollen heimgesucht werden bis in's dritte oder vierte Glied," so ergreift mich eine unendliche Angst und eine dunkle Ahnung der Zukunft. Ach! wie gerne würde ich sterben, könnte ich dadurch meinem gepeinigten Vater die verlorne Ruhe wieder geben' — „Fesselt Dich denn nichts an das Leben, holde Jungfrau? Kennst Du die Gewalt der Liebe nicht?" fragte der Jüngling in einem Tone, der eine Verneinung seine Frage zu wünschen schien, und betrachtete das reizende Geschöpf, doppelt schön in ihrer Trauer, mit trunkenen Blicken. — Sie schaute ihm offen und unbefangen in's Gesicht, erröthete ein wenig, als sie seine Blicke sah, zog ihre Hand zurück und erwiederte: „Ach! unser Haus ist verlassen. Kein Jüngling des Thals sucht das Mädchen, auf dessen Geschlecht der Fluch des Himmels ruht." — „Verlassen!... Du, liebliches Wesen!" rief der Jüngling begeistert aus; ‚ wenn Alles von Dir weicht, ich will Dich nicht verlassen." — „Du bist ein Fremdling..." begann die Jungfrau verlegen und blickte zur Erde. — „Ich bin ein Fremdling in diesem Lande," erwiederte der Jüngling, aber einem edlen Herzen, wie das Deinige ist, möchte ich nicht fremd seyn. Kannst Du mir vertrauen... ich vertraue Dir, ich vertraue der Unschuld Deiner Züge... mein Herz ist frei... ich bin Herr meiner Hand... Könntest Du mich lieben?..." — Er ergriff feurig ihre schwach wiederstrebende Hand, faßte sanft das runde Kinn und kehrte das erröthende Gesicht der Jungfrau gegen sich. Sie blickte ihm verwirrt in die brennenden Augen, zuckte mit der Hand, als wollte sie ihm entfliehen, und sank, gleichsam unwillkührlich, in seine Arme. Eine Minute ruhte sie an seine pochende Brust und erwiederte seine glühenden Küsse. Dann riß sie sich gewaltsam empor, rief mit angestrengter Stimme: „Nein! Nein! ich will Dich nicht in das Verderben meines Hauses flechten," und eilte mit der Schnelle des gejagten Rehes das Thal hinab. Antonio blickte ihr lächelnd nach und sagte: „Du bist mein, holdes Wesen! Vergebens suchst Du mir und Deinem eigenen Herzen zu entgehen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

„O, wäre dies der Fall!" rief schwärmerisch Aurelie. „O, würde die theure Vaterstadt gerettet! Würde sie durch Euch gerettet! Könnt' ich Euch einziehen sehen in das befreite Leiden; sehen, wie die Erlösten, Freudenthränen weinend, ihren Errettern entgegeneilen! Wie glänzend hättet Ihr Alles wieder gut gemacht! Ich sehe Euren alten ritterlichen Oheim, alle, alle die Euren, Euch freudetrunken entgegen eilen, höre sie jubelnd Euch begrüßen, sehe ihre Arme zum Empfange des lang Vermißten ausgebreitet! Mögt Ihr doch über die Schwärmerei lächeln; schloß endlich das Mädchen hoch erröthend; es liegt im Herzen des Weibes, den Mann, der uns theuer ist, alle Andern übereagend, von Allen hochgeehrt zu wünschen."

„Darf ich," rief heftig der Jüngling, indem er Aureliens Hand ergriff, „mir Eure Rede deuten, wie sie das hoffende Herz mir auslegt?"

„Ich schäme mich," sprach Aurelie tief bewegt, „meiner Gefühle nicht. Den Jugendfreund habe ich hochgeachtet, den Feind des Vaterlandes mußte ich hassen, den Kämpfer für die Freiheit würde ich lieben!"

„Dann," rief entzückt, des Mädchens Hände an seine Lippen drückend, der Jüngling, „dann werde ich Euch erkämpfen, oder unter den Fahnen der Freiheit tapfer streitend fallen! Ich bin entschlossen! ich gehe zu Oranien!"

„Gott sey gelobt!" rief Aurelie in höchster Bewegung. „Viglius! es sagt mir meine ahnungsvolle Seele, wir sehen uns in Leiden wieder; Ihr werdet der Retter der Euren seyn!"

„Bezweckt Oranien, was ich denke," entgegnete in großer Bewegung der Hauptmann, „und stürmt Don Valdes binnen zwei Tagen nicht die Stadt: so würde ich Mittel finden, die zum Entsatze beitragen könnten."

„So wißt Ihr es nicht?" fragte rasch Aurelie. „Vom Sturme ist keine Rede mehr. Die Bewegungen der rotterdamer Flotte erregten Besorgnisse bei dem Feldherrn; er fürchtet eine Landung. Heute, als er Anna's Betrübniß über die zu erwartenden Schrecken des morgenden Tages gewahrte, versprach er mit echt spanischer Galanterie, die Bestürmung auszusetzen. Die Stadt, meinte er, müsse in wenig Tagen durch Hunger fallen."

„Das würde der Fall seyn," entgegnete Viglius sinnend, „wenn man nicht bald ihr zu Hülfe kommt. Ein Mittel giebt es, sie zu retten, doch sind die Opfer, die es kosten würde, unermeßlich."

„Geht zu Oranien! schlagt es ihm vor!" rief heftig Aurelie. „Seine große Seele wird den Entwurf, je kühner er ist, nur um so lieber dann ergreifen. Eilt morgen zu Valdes. Er stellt Euch Pässe nach Brüssel aus. Ihr wollt Euch zu Eurem Oheim, den Staatsrath Viglius, begeben, sagt Ihr, und morgen Abend seyd Ihr in Rotterdam; denn dort soll, wie man behauptet, Oranien angekommen seyn."

„Und mein Beglaubigungsschreiben?" sprach der Hauptmann lächelnd.

„Es kann Euch nützlicher werden, als Ihr denkt!" entgegnete das Mädchen, nach einer Feder greifend.

„Hier," sprach Aurelie nach einer Pause, in welcher sie einige Zeilen geschrieben. „Hier nehmt! Doch nur in des Prinzen Hände gebt Ihr den Brief; bei ihm nur kann er etwas wirken."

„Jetzt aber laßt uns scheiden!" sprach leise endlich das Mädchen. „Viglius! **wann** und **wo** werden wir uns wiedersehen?"

„In unserer Vaterstadt, oder niemals!" rief der Hauptmann. „Wenn ich falle, werdet Ihr mein gedenken?"

„Ihr werdet **leben**, hier oder dort!" sprach Aurelie mit Mühe einige Thränen unterdrückend.

„Und wenn wir uns auf dieser Erde noch einmal wiederfinden sollten?" fragte der Hauptmann, das Mädchen bei beiden Händen fassend; „werdet Ihr dann mein seyn?"

„Wort, Herz und Hand sind Eins bei mir!" entgegnete Aurelie fest und ernst. „Steht bei dem Lande, dann bin ich die Eure."

Schweigend drückte der Hauptmann die Hände des Mädchens an seine Lippen. Mit raschen Schritten eilte Aurelie den Corridor und die Treppen abwärts.

Im Zimmer auf- und abgehend, Pläne fassend und sie verwerfend, durchwachte Viglius die Nacht. Kaum war die Sonne im Osten aufgestiegen, als er zum Feldherrn sich begab, seine Entlassung und Pässe fordernd. Er fand Don Valdes ernst, doch freundlich. In weniger als einer Stunde war das Geschäft beendigt. Da es in jenen Zeiten nichts Ungewöhnliches war, daß Offiziere, selbst von höhern Graden, je nachdem ihr Vortheil es erheischte, oft im Laufe desselben Feldzuges den verschiedensten Parteien dienten, so würde es den Obersten nicht sehr befremdet haben, wenn auch der Hauptmann ihm offen den Vorsatz, sich unter Oraniens Fahnen stellen zu wollen, dargelegt hätte. Ehe der Mittag herankam, befand sich Viglius auf dem Wege nach Rotterdam.

Während dieser Tage, es waren die letzten des Septembers, stieg die Noth in der belagerten Stadt aufs höchste.

Schon seit Wochen mangelte das Brod; nur Wöchnerinnen erhielten täglich ein halbes Pfund Zwieback. Die ärmere Klasse der Einwohner nährte sich von Baumblättern, zerschnittenem Leder, oder andern, theils unverdaulichen, theils schädlichen Nahrungsmitteln. Pferde- oder Katzenfleisch waren seltene Leckerbissen und nur auf den Tafeln der Reichen zu finden. Das Maaß des Jammers voll zu machen, raffte eine pestartige Krankheit gegen sechstausend Menschen dahin.

Der Mangel erzeugte indeß in der Besatzung, welche, außer einigen wenigen Söldnern, blos aus Bürgern bestand, von Tage zu Tage mehr Zwiespalt, und viele geheime Anhänger der Spanier benutzten die Gelegenheit, einen Theil der Bürgerschaft zur Widersetzlichkeit gegen van der Werft aufzuregen.

Wir finden diesen am zwei und zwanzigsten September früh mit Don Gaetano in freundlichem Gespräche, in dem uns wohlbekannten Zimmer auf- und abgehend. Eifrig suchte der junge Mann den Bürgermeister zu bewegen, die weiße Fahne aufzupflanzen, und wiederholt bewies er ihm die Unmöglichkeit des gehofften Entsatzes.

„Laßt mich hinaus, edler Herr," schloß der Jüngling die lange Rede, „und ich stehe Euch dafür, mein Bruder bewilligt Euch die besten Bedingungen."

„Und die raubgierigen Truppen," entgegnete der Alte, „wählen, mißvergnügt wegen der untersagten Plünderung, und wie sie schon sonst gethan, einen Eletto, verhaften Euren Bruder, und unser Schicksal ist dasselbe, als wenn die Stadt im Sturme übergeht."

Schweigend zuckte der Spanier bei dem unwiderlegbaren Einwande die Achseln.

Ein junger Mann von schönen, offenen, echt niederländischen Zügen trat hastig in diesem Augenblicke ins Zimmer.

„Was bringt Ihr mir so eilig, Viertelsmeister?" rief van der Werft dem Eintretenden entgegen.

„Böse Botschaft, gestrenger Herr!" entgegnete der Gefragte. „Eine Rotte Taugenichtse, fünfzehn an der Zahl, fast lauter bekannte schlechte Gesellen, drangen eben ins Rathhaus; sie behaupten, Abgeordnete von dreihundert Bürgern zu seyn und fordern Lebensmittel, oder die Uebergabe der Stadt. Da sie Euch nicht im Gerichtszimmer fanden, so forderten sie den Bürgermeister van der Kämp auf, sie hierher zu begleiten, und die Rotte kann jeden Augenblick hier seyn."

„Mein Haus," sprach ruhig van der Werft, indem er die Flügelthüren des Gemaches öffnete, „steht jedem Bürger offen."

„Dessen ungeachtet, werther Herr," sprach leise der Viertelsmeister, den Alten bei Seite führend, „bitte ich Euch, dem Gesindel nicht allzu sehr zu trauen. Die Meisten von ihnen sind spanisch Gesinnte, und van der Kämp steht unter diesen oben an."

„Seyd ruhig, Freund!" entgegnete van der Werft mit ruhigem Lächeln. „Sie wagen nichts; ich bin zu sehr im Vortheil; ich habe ein gutes Gewissen."

„Auf jeden Fall sorge ich für Eure Sicherheit!" sprach besorgt der junge Mann. „Ihr traut, bei Gott! den Elenden zu viel."

Kaum hatte der Viertelsmeister sich entfernt, als ein verwirrtes Getöse auf dem Hausflur hörbar wurde und bald darauf ein Haufen Menschen von wüstem, verwegenem Ansehen, der Bürgermeister van der Kämp mitten unter ihnen, ins Zimmer drangen. Ruhig trat van der Werft ihnen entgegen.

„Was wollt Ihr, lieben Freunde und Mitbürger? womit kann ich Euch dienen?" fragte ernst, doch freundlich der Alte.

Die Ruhe des Greises schien dem Haufen zu imponiren. Alles schwieg mäuschenstill. Van der Kamp hob zuerst zu sprechen an.

„Es ist, liebwerthester Herr Collega," sagte er, „eine Deputation der Bürgerschaft, welche —"

„Brod verlangt, oder die Uebergabe der Stadt!" rief ein zerlumpter, mit einer Muskete bewaffneter Kerl, dicht an den Bürgermeister tretend.

„Brod," versetzte ruhig der Alte, habe ich blos für die Kranken und Kindbetterinnen, und die Stadt übergebe ich nicht dem Feinde."

„Ihr müßt, Herr!" schrie drohend der Vorige. „Eins oder das Andere müßt Ihr thun! Ihr freilich habt gut warten! Ihr habt zu essen, während wir Andern hungern!"

„Ich erlaube Euch, in meinem Hause Nachsuchung zu halten!" entgegnete noch immer gelassen der Bürgermeister. „Findet Ihr einen Bissen Brod, oder andere Lebensmittel, so mache ich mich anheischig, die Stadt zu übergeben. Schon seit länger als vier Tagen ernähre ich mich und die meinen von den Wurzeln und Kräutern meines Gartens."

„Sey dem wie ihm wolle," schrie ein Zweiter aus dem Haufen, wir verlangen die Uebergabe! Euch und allen den Reichen bangt für Eure Schätze, darum wollt Ihr uns lieber Alle verhungern lassen. Uns nimmt der Spanier nichts, wenn er auch einzieht."

„Ja!" brüllte der ganze Haufen; „das ist der Grund der Weigerung!"

„Ich will nicht schuldig seyn an dem Tode so vieler Unglücklichen!" hob van der Kämp zu sprechen an; indem er einige Krokodillsthränen vergoß. „So leid es mir thut, mein werther Herr, so muß ich Euch doch sagen, daß ich gänzlich der Meinung dieser edlen Bürger beipflichtend, nicht länger ansehe, daß Eure Hartnäckigkeit die Stadt ins Unglück stürze; deshalb erkenne ich nicht mehr Eure Befehle an, sondern werde die Zünfte zur Berathung der Uebergabe zusammenrufen."

„Eidbrüchiger!" rief zornig van der Werft; „Ihr habt geschworen, die Stadt bis zum letzten Hauche zu vertheidigen! Gebt mir Euer Schwert! Ich verhafte Euch im Namen der Provinzen!"

„Es thut mir leid, mein werther Herr," entgegnete van der Kämp, „daß ich, für diesen vorhergesehenen Fall, mir das Eure ausbitten muß. Ergreift den Gefangenen, Bürger!"

„Lieber todt!" schrie der Alte, das Schwert entblößend. „Wer es wage, der komme heran!"

„So schießt den Gefangenen nieder!" rief van der Kämp, und zwei Bösewichter schlugen ihre Büchsen auf den Bürgermeister an.

Bis diesen Augenblick hatte Don Gaetano ruhig den Auftritt angeschaut, doch jetzt sprang er voll Grimm, wie ein junger Löwe, mitten in den tobenden Haufen. Mit der linken Hand faßte er van der Kämp an der Kehle, mit der rechten setzte er ihm ein rasch aus dem Rocke gezogenes Stilet auf die Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Gleichname.

Wollt Ihr ein Nüßchen knacken
Mögt ihr mir gütigst sagen:
Wer, den man sonst geschlagen,
Wird heut'gen Tags gebacken.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

′

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 34. Sonntag 27. April 1834.

Kleine Freuden laben wie Hausbrod, immer ohne Ekel; große, wie Zuckerbrod, zeitig mit Ekel.

Jean Paul (Friedrich Richter.)

Der Gadmen.

(Novelle von. Fr. Seybold.)

(Fortsetzung.)

In Gedanken verloren ging Antonio das Thal wieder hinauf. Als er in die Nähe der verhängnißvollen Hütte kam, sah er seitwärts einen Mann auf einer Felsenspitze am Ufer des Gadmen sitzen. Er saß unbeweglich, als wäre er in Erz gegossen oder in Stein gehauen, und blickte unverwandt in die tobende Fluth hinab. Schnell stieg Antonio den Felsen hinauf; als er oben war, stund er dicht hinter dem Sitzenden. Langsam wendete dieser sein Haupt. Antonio sah in ein leichenblasses Gesicht — es war Guilielmo. — „Du bist es!" rief der Jüngling verwundert aus; „ich glaubte einen andern zu finden." — „Wen?" fragte Guilielmo mit ungewöhnlicher Aufregung. — „Unsern Wirth," erwiederte Antonio. — „Den suchst Du hier, am Ufer des Gadmen? Kennst Du die Geschichte dieses Hauses?" — Die Tochter des Mannes hat sie mir erzählt. Sie ist kein Geheimniß hier im Thale. Aber von wem hast Du sie erfahren?" — „Von wem?" rief Guilielmo furchtbar aus: Dann sah er sich mit seltsamen Blikken um, als ob er Jemand zur Seite oder hinter sich suchte, und fuhr in unheimlichem, fast irrem Tone fort: „Von wem? Von einer, die da unten liegt... Ich habe sie hinunter gestürzt," fügte er leise hinzu... „Nein, nein!" sagte er weiter, ich that es nicht... Sie hat es ja selbst gethan... Ich war ja ferne von hier, weit, weit weg... Nicht wahr, Antonio, ich bin nicht Schuld, daß sie sich selbst den Tod gegeben hat?... Sie wollte es ja... ich habe es ihr nicht gerathen... ich wollte ja zu ihr zurückkehren... Aber," fuhr er leise fort, „als ich kam, war sie nicht mehr... Sie hatte sich da hinabgestürzt... von diesem Felsen in das Wasser da unten... Das kleine Wesen liegt auch bei ihr... Es war noch nicht geboren... Sie sagen, sie hätte es aus Verzweiflung gethan... Ich glaube es aber nicht... Es war der Geist des Ermordeten, der sie rief... Sie müssen ja Alle da hinunter, Alle, die dem alten Kuoni von der Hintermatt angehören..." — Der Unglückliche stieß ein gräßliches Lachen aus, setzte sich erschöpft auf den Felsen und stierte gedankenlos hinab in die brausenden Fluthen. — Antonio schüttelte ihn und rief ihm laut in die Ohren: „Komme! Komme!" — „Soll ich kommen?" lallte er nach. „Ruft sie mir? Hat sie mir gerufen? Ich komme!" — Er machte eine fruchtlose Bewegung, aufzustehen. — „Weg von hier, weg von dieser Stelle!" rief Antonio. Dein ganzes Wesen geht unter in dieser Zerrüttung Deiner Sinne." Er hob ihn gewaltsam in die Höhe. — Da wurde der Unglückliche wie rasend, stieß den Jüngling mit Riesenstärke von sich und schrie mit mächtiger Stimme, die in den Bergen wiederhallte: „Ich habe sie gemordet sammt der Frucht ihres Leibes... Hier will ich sterben... Laß mich hinunter, hinunter... Käthi! Käthi! Du rufest mich aus der Tiefe... ich kenne Deine Stimme...

Plötzlich trat Elsi's Vater um den Felsen und fragte mit furchtbaren Blicken: „Wer ruft hier den Namen meiner ermordeten Schwester?" — „Ich Mattheo Giovanni," erwiederte Guilielmo furchtlos und blied ruhig stehen. — „Endlich," rief jener mit entsetzlichen Tönen, „endlich finde ich den Mörder," und stürzte wüthend auf Guilielmo los, der weder Miene zur Flucht, noch zur Gegenwehr machte. Antonio sprang mit gezücktem Dolche dazwischen. Elsi's Vater war unbewaffnet, aber mit starker Faust faßte er den Jüngling und warf ihn zu Boden. Gleichsam unwillkührlich hielt Antonio den Dolch vor, und jener sank ächzend in sein Blut. Schaudernd blickte ihm der Jüngling in das erblassende Gesicht und rief schmerzlich aus: „So enden meine Träume einer glücklichen Zukunft. O, Elsi! Elsi! den Dolch, von Deines Vaters Blute geröthet, bringe ich Dir zum Brautgeschenke dar."

Die Schweiz war in unselige Factionen zerrissen. Treu den alten Sitten und Gebräuchen, stieß ein großer Theil der Eidgenossen unwillig die Freiheit zurück, die ihnen auf der Spitze des Schwerdtes geboten wurde. Ein anderer Theil ergriff sie begierig, um entweder zur Gleichheit der Rechte zu gelangen, oder um sich von einem drückenden Unterthanenverhältniß zu befreien. Freiheitsbäume wurden gepflanzt und niedergerissen, um sie her floß Bürgerblut. In diesen Tagen des Unglücks zog eine wohlbewaffnete Schaar von etwa zweihundert Mann, den Gotthard herab, in das Berner Oberland; sie kam von den Ufern der Adda. An ihrer Spitze ging ein finster blikkender Mann von mehr als mittlerem Alter; ein großer Schnurrbart beschattete die stark gefurchten Züge und gab ihnen ein noch düstereres Ansehen, als die Natur, die Jahre und das Unglück in sie begraben hatten; unter dicken Augenbraunen blitzten, aus tiefen Höhlen, ein paar feurige Augen hervor, die den sonst starren Zügen einen Ausdruck wilder Lebendigkeit gaben; die schwarzen Haare, in's Graue spielend, hingen in ungeordneten Locken über Gesicht und Nacken herab; er trug eine Doppelflinte über die Schulter, ein breites Jagdmesser hing an seiner Seite; im Gürtel führte er Dolch und Pistolen. An seiner Seite schritt ein hochgewachsener Jüngling, dessen freundliche Züge und einnehmende Gestalt, obwohl Blick und Haltung festen Muth aussprachen, mit dem finstern Aussehen seines Nachbars einen seltsamen Contrast bildeten. In der Mitte des Haufens flatterte eine dreifarbige Fahne.

Sie zogen unter dem Rufe: „Es lebe die Constitution!" in ein Dorf ein. Die Einwohner, mehr neugierig als theilnehmend, stunden unter der Thüre ihrer Hütten oder blickten aus den Fenstern. Sie hörten den Ruf und wiederholten ihn nicht.

Wenige, deren Aeusseres eben nicht Wohlstand verrieth, schlossen sich einstimmend an die Schaar der Fremden an. — „Du siehst, Guilielmo," sprach der Jüngling zu dem finstern Manne, „daß die Freiheit, welche Du auf diesen Boden verpflanzen willst, hier nicht heimisch ist. Dieses Volk hält an seinen alten Sitten und Gewohnheiten, bei denen es sich wohl befunden hat." — „Sind sie nicht Unterthanen der Oligarchen zu Bern, statt freie Männer zu seyn?" — „Ja," versetzte Antonio aber sie wurden väterlich regiert, und mehr verlangen diese schlichten Menschen nicht." — „Haben sie keinen Sinn für die Freiheit, so muß er ihnen eingeimpft werden," entgegnete Guilielmo bitter; „die Zeit wird das Uebrige thun." — Antonio schüttelte den Kopf und schwieg.

Bald war auf Guilielmo's Befehl der Freiheitsbaum gepflanzt und die Constitution ausgerufen. Die meisten Einwohner strömten neugierig herbei, ohne an der Ceremonie Theil zu nehmen. Viele schüttelten heimlich den Kopf und fragten sich untereinander: „Was ist die Constitution?" — „Das ist das höllische Büchlein," belehrte sie einer, „welches die hochwürdigen Herrn in den Bann gethan haben." — Als sie dieses hörten, kehrten die Meisten in ihre Wohnungen zurück. — „Antonio!" sagte der Anführer, „Du bleibst hier mit fünfzig Männern; ich will die Fahne der Freiheit weiter tragen." — „Siehst Du nicht," erwiederte der Jüngling, „wie wenig empfänglich dieses Volk für Deine Freiheit ist? Laß uns über den Gotthard zurückkehren." — „Du hast Dich verpflichtet, mir zu folgen," entgegnete Guilielmo mit Ernst. „Sey nicht der Erste, der das Beispiel des Ungehorsams gibt, Du, auf den ich das meiste Vertrauen setzte." — „Ich weiß nicht," versetzte Antonio, „welcher böse Dämon mich verleitet hat, an Deinem rasenden Beginnen Theil zu nehmen; aber eine unerklärliche Gewalt zieht mich zu Dir hin und zwingt mich, gegen mein besseres Wissen, Dein Geschick zu theilen." — „Das ist die Stimme der Natur, die aus Dir spricht," sagte Guilielmo sichtbar bewegt. „Bald sollst Du erfahren, welche Bande Dich an mich knüpfen." — Er umarmte den Jüngling und trat, finster schweigend, an die Spitze der abziehenden Schaar.

Antonio stellte Posten aus, vertheilte seine übrigen Leute in einige Häuser und streckte sich ermüdet auf einem Strohlager nieder. Verwirrte Träume, Bilder einer aufgeregten Phantasie, umgaukelten ihn. Er war im Geist auf die Klippe versetzt, wo sein Dolch Elsi's Vater getroffen hatte. Guilielmo stund neben ihm, blickte schaudernd in die Gewässer des Gadmen und rief schmerzlich aus: „Unglücklicher, so mußtest Du enden!" Da legte sich plötzlich eine schwere Hand von hinten auf Guilielmo's Schulter. Entsetzt wendet er sich und der Ermordete steht lebend vor ihm. „Du lebst, Kuoni!" ruft er, halb freudig, halb erschrocken, aus. „Ich lebe," erwiederte Kuoni mit klangloser Stimme, „ich lebe, Dich zu verderben." Er schweigt und deutet mit ausgestrecktem Finger stumm auf die brausenden Fluthen des Gadmen. Da [illegible] sich ein blutendes Haupt aus den Gewässern und ruft grinsend: „Herab, herab, Ihr Alle, Euer nasses Grab ist bereitet!" Eine Riesenhand streckt sich nach ihnen aus, sie über die Klippen hinab in den Strom zu ziehen. Da schwebt eine liebliche Engelsgestalt über die Felsen daher — sie hat Elsi's freundliches Gesicht. Das blutige Haupt und der riesige Arm verschwinden — und die Feinde liegen sich versöhnt in den Armen.

Ein heller Schein blendete die Augen des Schlafenden. Rasch, aus dem leisen Schlafe des wachsamen Kriegers, will er auffahren. Nervige Fäuste halten ihn auf dem Lager zurück. Die schwache Flamme des Wachfeuers zeigt ihm seine Gefährten entwaffnet und gefangen. Vor ihm stund ein Mönch — eine hohe Figur, von den wechselnden Flammen malerisch beleuchtet. Er trug ein Wehrgehänge über seiner Ordenstracht und führte eine lange Flinte in der Hand. In tiefem Tone sprach er zu Antonio: „Das Reich der Gottlosen ist zu Ende. Der Baum der Sünde und des Frevels soll umgehauen und mit Feuer verbrannt werden."

Der Mönch, der an der Spitze des fanatischen Haufens stund, hatte von Einwohnern des Dorfes geführt, Antonio's Patrouille überrumpelt und den größern Theil seiner Schaar gefangen genommen. Die meisten Einwohner des Orts schlossen sich jetzt lärmend an ihn und die Seinigen an. „Nieder mit dem höllischen Baume!" ertönte es aus Aller Munde. Der Mönch winkte stille, legte Flinte und Wehrgehäng ab und zog ein Crucifix aus seinem Busen. Die Landleute entblößten fromm ihre Häupter und knieeten auf die Erde nieder. Hierauf begann der Mönch, indem er wild seine Augen umher rollen ließ, mit gewaltiger Stimme eine Art Predigt, welche die Zuhörer unter großer Andacht, und zum Theil mit Thränen, vernahmen. Als er geendigt hatte, sagte er: „Laßt uns jetzt zur Vernichtung dieses höllischen Baumes schreiten! Wer ein wahrer Gläubiger ist, der lege die Hand an." Der ganze Haufen strömte tumultuarisch auf den Freiheitsbaum los. „Halt!" rief plötzlich eine kräftige Stimme dazwischen. „Die ihn gepflanzt haben, sollen zuerst die Art an ihn legen." Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall. Die Gefangenen wurden herbeigeführt, und ein Landmann bot Antonio eine Art dar. Er stieß sie schweigend zurück. „Nieder, nieder mit ihm!" tönte es aus dem fanatischen Haufen. „Kennst Du mich?" rief der Mönch bedeutungsvoll, und trat vor den Gefangenen. — „Ich sah Dich auf dem Gotthard," erwiederte der Jüngling mit Ruhe. — „Ja," sagte der Mönch mit furchtbarem Ernst, „ich bin der Pater Cyrillo, den der Herr berufen hat, das Heiligthum zu reinigen, das die Abtrünnigen geschändet haben, und diesmal wirst Du mir nicht entgehen." Zum Zweitenmal bot ihm der Landmann die Art dar. Der Jüngling streckte keine Hand aus, sie zu empfangen. „Nieder, nieder mit!" brüllte der ganze Haufen. Ruhig stand Antonio. Der Landmann schwang die Art über seinem Haupte. Er beugte es nicht, und blickte ihm fest in die Augen. „Halt!" rief der Mönch. „Er soll nicht also dahin fahren in seinen Sünden. Thue unsern Willen oder Du mußt sterben," wandte er sich zu dem Jünglinge. Antonio warf einen Blick der Verachtung auf ihn und schwieg. Drohend erhob der Landmann die Art und sah den Mönch mit fragenden Blicken an, stets bereit, sie auf das Haupt des Gefangenen fallen zu lassen.

In diesem Augenblicke fielen mehrere Schüsse. Einzelne Flüchtlinge stürzten in den Kreis. Das Dorf war von Guilielmo's rückkehrender Schaar umringt. Der Haufen stiebte auseinander. Rasch, durch die Verwirrung begünstigt, ergriffen die Gefangenen wieder ihre Waffen. Die Flucht der Ueberraschten wurde allgemein. Antonio packte den Mönch an der Brust und hielt ihn fest. Mehrere andere wurden ergriffen.

(Schluß folgt.)

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

„Wage es, Ungeheuer!" schrie er; „wage es, den Edlen ermorden zu lassen, und so schwach auch dieser Arm noch seyn mag, so hat er doch noch Kraft genug, Dir das Messer bis an das Heft in die Brust zu drücken. Zu Boden mit den Waffen! donnerte er der Menge zu; oder ich bohre die Bestie nieder! Kommt mein Bruder in die Stadt, so schwöre ich es, bei der Jungfrau und allen Heiligen! Ihr sollt hängen, Einer wie der Andere!"

Der Haufen stand unschlüssig, fast regungslos; nach und nach senkten sich die Waffen. In diesem Augenblicke erhob sich ein furchtbarer Lärm im Vorsaale. Athemlos stürzte der Viertelsmeister, eine Muskete in der Hand, herein; ihm folgte eine kleine Zahl bewaffneter Bürger!

„Gott sey Dank, daß wir noch recht kommen!" rief der junge Mann; „Freunde umring die rebellischen Schurken!"

„Zurück, Freunde!" rief von der Werft den Eintretenden zu. „Laßt den elenden Wicht los, Don Gaetano! Mäßigt Euch, meine Mitbürger! Niemand rühre einen dieser Armen, Mißleiteten an!"

Alles schwieg. Beide Haufen standen betroffen. Ruhig stellte sich van der Werft in die Mitte der Rebellen.

„Ich habe," sprach er mit ruhigem Ernste, „dem Vaterlande einen theuren Eid geschworen, und diesen werde ich treu und heilig halten. Hier stehe ich in Eurer Mitte. Wollt Ihr mich umbringen, so mögt Ihr es thun, und es ist mir gleich, ob ich durch die Hand des Feindes oder durch die Eurige falle. Hier ist mein Körper, theilt ihn unter Euch und sattigt Euch davon, so weit er zureicht!"

Die Seelengröße des edlen Republicaners wirkte mit unwiderstehlicher Kraft auf die Gemüther der rohen Menge. Zu Boden geschmettert war der Trotz der feigen Schreier; ein großer Theil schlich stumm und beschämt davon. Begeisterung erfaßte die Anhänger der Freiheit. Mit Thränen im Auge und hocherhabener Hand trat ein Mann, dem silberweißes Haar den Scheitel deckte, aus ihrer Mitte.

„Ihr habt Recht, Herr van der Werft!" rief er aus. „Wir Alle denken so wie Ihr. Noch haben wir einen linken Arm; den können wir verzehren, wenn uns hungert, denn nur den rechten brauchen wir zur Vertheidigung. Lieber übergeben wir die Stadt den Flammen und verlassen die rauchenden Trümmer, eher wir die Tyrannei dieser Henker erdulden!"

„Wir wollen mit Euch leben, mit Euch sterben!" rief der Haufen.

„Begebt Euch in Eure Wohnung, van der Kämp!" hob der Alte zu dem Erbärmlichen an, welcher, seine Pläne scheitern sehend, sich heimlich davon zu schleichen suchte. „Vor mir seyd Ihr sicher; aber Oranien wird Euch richten, wenn er, so Gott will, als Sieger in diese Mauern zieht!"

Eben wollte die Menge den Bürgermeister van der Werft im Triumphe nach dem Rathhause begleiten, als Virginie durch eine Seitenthür fast athemlos ins Zimmer stürzte.

„Seht! Vater, seht!" rief sie, „eine weiße Taube, deren Gefieder zum Theil mit Blut bedeckt war, hoch empor hebend.

„Endlich! endlich!" sprach hocherfreut der Alte. „Es ist die letzte der gefiederten Boten, die ich, ehe die Stadt eingeschlossen wurde, nach Amsterdam gesendet, und richtig! da ist auch der Brief!"

Während der Bürgermeister mit größter Vorsicht, mittelst seines Dolches, einen unter dem Gefieder der Taube befindlichen, fest zusammengefalteten Zettel abzulösen suchte, erzählte Virginie alle Umstände, welche sich bei der Ankunft des niedlichen Boten zugetragen. „Ich sah," sprach sie, „da seit gestern das Schießen wieder einmal nachgelassen, aus dem Fenster meines Giebelstübchens. Das Nestchen des armen Thierchens hier, in dem es, ehe es fortgesendet worden, seit ein paar Jahren gehaust, war leer, wie sonst. Eben will ich das Fenster schließen, da fallen wohl zwanzig Flintenschüsse von der feindlichen Schanze, die man dort oben recht deutlich erblicken kann. Erschrocken, obwohl ich weiß, daß mich in dieser Entfernung keine Kugel treffen könnte, springe ich in die Mitte des Zimmers; da auf einmal ist es mir, als hörte ich in dem Taubenkörbchen, am obern Fensterwinkel, etwas sich bewegen; ich eile hin, und siehe da! es ist unser Täubchen. Wie es scheint, hatte es die Aufmerksamkeit der Spanier erregt, denn in der Stadt ist längst kein Vogel mehr am Leben; sie haben vermuthlich nach dem armen Thierchen geschossen; ein Schenkel ist entzwei."

„Noch blinkt uns ein Hoffnungsstrahl!" hob van der Werft, nachdem er den kleinen Zettel still gelesen, mit gerührter Stimme und einem Blick nach oben, an. „Bringt uns das Täubchen auch nicht den lang ersehnten Oelzweig, so ist es doch der Bringer eines Lorbeerreises aus Oraniens Bürgerkrone, das uns der Held entsendet. Hört seine Stimme!"

„Den Bürgern Leidens Ruhm und ewige Ehre!" las der Alte. „Ermüdet nicht! noch lebt der alte Gott! „Rettung, „gewisse Rettung bringt Euch der nächste Nordwest! „Oranien." — —

„Freiheit oder Tod!" riefen die Bürger, Hände und Waffen erhebend.

„Sucht diese Gesinnungen bei Euren Mitbürgern zu verbreiten!" sprach der Alte gerührt. „Ermuthigt sie zum Ausharren; noch nie hat Oranien sein Wort gebrochen."

Mit freudigem Handdruck entließ er die Fröhlichen.

„Don Gaetano!" hob nach langer Pause der Greis zu sprechen an; „ich glaube nicht, daß eine niederländische Hand fähig gewesen, den Befehl des nichtswürdigen van der Kämp zu vollziehen; dessen ungeachtet erkenne ich in vollem Maße den Adel Eurer Gesinnungen. Erwartet keinen Dank, bestehend in vielen und schönen Worten, doch seyd versichert, daß ich den Mann, der, obgleich Gefangener in diesen Mauern, obgleich ein Spanier, ein Feind des Landes, auf solche Weise handelt, nach seinem wahren Werthe zu schätzen weiß."

„Was ich gethan," entgegnete der Jüngling, mit Wärme des Alten Hand ergreifend, „thäte jeder Redliche in gleichem Falle, und es ist kaum der Rede werth; doch Eins bitte ich Euch dringend: Haltet mich nicht ferner für einen Feind der Niederlande! Dies Land ist mir befreundeter als mein Geburtsland; seit meiner Knabenzeit befinde ich mich darin und liebe es herzlich. Was Spanien mir gab, ich habe es abgetragen mit meinem Blute. Nicht aus Neigung wählte ich den Stand des Kriegers, und für die Zukunft erlaubt mir die Beschaffenheit meiner Wunde ohnehin nicht mehr den Dienst. Längst ist es daher bei mir beschlossen, welche Partei auch das Feld behalten möge, niemals verlasse ich dies Land. Mein kleines Habe ist hinreichend, mich überall zu nähren; ich bleib hier und baue das Land!"

„So begrüße ich," sprach van der Werft, den jungen Mann umarmend, „in diesem Augenblicke den freien Bürger Hollands! Don Gaetano Valdes, Ihr seyd kein Gefangener mehr!"

„Ihr gebt mir Viel und nehmt mir Alles!" entgegnete in unaussprechlicher Rührung der junge Mann. „Ihr stoßt mich von Euch!"

„Wollt Ihr mit uns hungern?" fragte schmerzlich lächelnd der Alte.

„Verhungern wenn es seyn muß!" rief der Jüngling.

Betroffen sah der Alte bald auf Don Gaetano, bald auf Virginien, welche laut schluchzend sich nach dem Fenster wandte.

„Bleibt!" hob der Greis endlich nach langer Pause an; „und Gott möge Alles zum Besten wenden!"

Während die Noth in der hartbedrängten Stadt den höchsten Gipfel erreichte, hatte der unsterbliche Oranien, dem das Schicksal der edlen Kämpfer so sehr am Herzen lag, einen Plan entworfen, dessen Ausführung allein schon hinreichend wäre, diesem Fürsten einen Platz im Pantheon der Geschichte anzuweisen, wenn dies auch nur die einzige That geblieben, welche die Annalen der Niederlande von dem großen, so un-

endlich großen Manne zu erzählen hätten. Die Umgebung Leidens ist rings um die Stadt her von einem Netze unzähliger Gewässer durchschnitten, das die Gewässer des Rheins, der Issel und der Maas mit der Nordsee verbindet. Obgleich die Stadt selbst höher als das sie weiterhin umgebende Gelände liegt, so war doch dieses Letztere, um der tiefen Lage willen, durch gigantische Dämme gegen den Drang der Wogen geschützt, und jene mächtigen Brustwehren des Landes seit Jahrhunderten erhöht und erhalten worden. Diese, gegen die Wuth des Nordmeers erbauten Schranken, so lautete der riesenhafte, den Ständen vorgelegte Plan des Fürsten sollten nun durchstochen, alle Schleusen geöffnet, zehn Meilen Landes, welches der Fleiß der Väter dem Meere entrissen, den Wogen wiedergegeben, und diese letztern gezwungen werden, eine ganze Flotte quer über das jetzt von Fruchtbarkeit strozzende Festland zum Entsatze der geängstigten Stadt zu tragen. Mit einer Beredsamkeit, dem ungeheuren Gedanken angemessen, legte der Fürst seinen Plan den Ständen vor. Er verhehlte ihnen nicht, daß nach vorläufiger Berechnung der Verlust an Früchten, Maierhöfen, Schleusen, Dämmen nicht weniger als sieben Tonnen Goldes betragen werde, ja, daß der Ausgang des ganzen, überaus combinirten und unsichern Unternehmens gewagt und zweifelhaft sey, daß aber dieses dennoch das einzige Mittel bleibe, die heldenmuthige Stadt aus der Gewalt des Feindes zu erretten. Niemand in der Versammlung der Staaten vermochte der Beredsamkeit des Mannes zu widerstehen, der bei unzähligen Gelegenheiten schon bewiesen, bei ihm sey Plan und Ausführung eins und dasselbe. Einmüthig und in einem Sinne, der großen Alten der römischen Vorzeit würdig, beschlossen sie, die Stadt um jeden Preis zu retten, und schnell ward Hand ans Werk gelegt. Nach Delft, Gouda, Rotterdam eilten rasche Boten mit den Befehlen, eine Menge Schiffe auszurüsten und in Bereitschaft zu halten. Gegen zweihundert leichte Fahrzeuge, mit platten Dächern nach Galeerenart gebaut, wurden zusammengebracht und mit Blendungen von doppelten Planken versehen, die mit feuchten Säcken ausgefüttert wurden, um die Wirkung der Kanonen zu schwächen. Eine schwimmende Batterie, auf zwei zusammengefugten Fahrzeugen ruhend und die Arche von Delft genannt, war ringsum mit einer Brustwehr versehen, mit Feuerschlünden besetzt und bestimmt, den Paß über den Fluß Schie zu erzwingen. Zu der Masse der Armada stieß, auf dringendes Begehren Oranien's, das seeländische Hülfsgeschwader unter Boisot Wilhelmsson und Jost de Moor. Es führte hundert Feuerschlünde und war mit achthundert Seeleuten bemannt. Bei Rotterdam lag die ganze Flotte vor Anker.

Kaum vereinigt, ging die Armada, sobald die Dämme durchstochen waren, unter Segel, aber nur nach unendlichen Beschwerden, deren Beschreibung die Geduld unserer Leser ermüden würde, gelangte sie bis über den zoetermeerischen See und legte sich, in der Entfernung mehrerer Stunden von der Stadt, auf einem breiten tiefen Wasser, welches nach Zweeten läuft, vor Anker. — Weiter als bis hierher zu kommen, war unmöglich. Das Fahrwasser war überall zu seicht, die ganze Unternehmung schien zu scheitern. In voller Verzweiflung schrieb Boisot an Oranien: Nur Gott allein, welcher dem Wasser gebieten kann, daß es steige, vermag hier zu helfen!

Und er half, der ewige Helfer! Auf seinen Wink erhoben sich die Wogen des Nordmeers. Sein Engel fuhr auf den tönenden Fittigen des stürmenden Nordwests über die Wasser, zur Hülfe der Unterdrückten. Die Wogen, aufgerührt im tiefsten Grunde, bäumten sich zu Häuserhöhe. Stauend die Gewässer des Rheins, der Maas, der Issel und der Aa, wälzten sie sich wie Berge durch die Dammbrüche über das feste Land. Ueberall, so weit das Auge reichte, erhoben sich die Wasser, dem Auge endlich nur eine milchweiße Schaumfläche, aus der die Gipfel der Bäume und Häuser ragten, darbietend. Jetzt donnerten auf Befehl des Admirals alle Feuerschlünde der Flotte, um den Belagerten das Zeichen zu geben, daß sich die Retter nahten. Dumpf gab das Geschütz von Leidens Wällen die Antwort zurück. Ein lautes: Hussah! ertönte, die Flagge mit dem Pfeilbündel flog am Hauptmaste des Admiralschiffes empor, und ein Kanonenschuß vom Borde desselben befahl dem Vordertreffen, geführt vom Schout by Nacht de Moor, die Anker zu heben. In wenig Augenblicken befand sich die Flotte unter Segel.

Wir finden mit Sonnenaufgang des zweiten Octobers die mit nur wenig Segeln langsam und vorsichtig daher fahrende Flotte durch einen eben erst durchstochenen Damm in den Polder von Meerburg rückend. Ueberall ragten die Kronen einzelner Fruchtbäume oder Linden über die Fläche der Gewässer. Nur ein ziemlich schmaler, baumfreier Wasserweg schlängelte sich durch das Labyrinth, und auf diesem, einem vormaligen Canale, segelte das Geschwader. Dicht hinter einander, in einer langen Linie, fuhr Schiff an Schiff, eins das andere beinahe mit dem Boogspriet am Spiegel berührend. Eine kleine Brigg von zwölf Kanonen schien indeß, zwei Kabeltaulängen voraussegelnd, eine Ausnahme zu machen. Augenscheinlich war das Schifflein der Wegweiser der ganzen Flotte. An den Brassen derselben befanden sich Leute, welche unaufhörlich lotheten. Die Ausrufungen: zwei, drei, vier Faden! tönten fortwährend, und ein junger Mann, wahrscheinlich der Befehlshaber der Brigg, rief dem nächstfolgenden Schiffe, auf welchem eine Admiralsflagge wehte, durch das Sprachrohr das Ergebniß des Lothens, nebst verschiedenen Weisungen zum Steuern, zu. Die lebendige Thätigkeit des jungen Mannes fiel ungemein ins Auge. Bald sprang er vor bis zum Boogspriet, den schmalen Wasserweg überschauend, bald war er am Back- und dann am Steuerbord, eben so geschwind aber wieder auf dem Hinterdecke, seine Ausrufungen laut wiederholend.

Das zweite, in geringer Entfernung folgende, die Admiralsflagge tragende, Schiff war ungleich größer und führte schwereres Geschütz. Ziemlich bedeutend war die Anzahl der Matrosen, die auf dem Verdecke herumliefen, oder auf den Raaen und in dem Tauwerke standen. Furchtbar war das Ansehen dieser Leute. Fast Alle trugen gräßliche Narben, als Denkzeichen der Schlachten, in denen sie gefochten. Diesem fehlte ein Bein, Jenem ein Arm, ein Dritter hatte nur ein Auge. Die Kleidung, die sie auf dem Leibe trugen, war ungemein verschieden und sichtbarlich zum Theil aus spanischer Beute; nur in der Kopfbedeckung herrschte eine gewisse Einförmigkeit. Ihre struppigen Häupter deckten nämlich ungemein große, runde, kegelförmig zulaufende Hüte. Der breite Rand derselben war auf einer Seite aufgeschlagen, und diese Krämpe mit einem kleinen silbernen Halbmond verziert, auf dem man die Inschrift: Lieber türkisch, als papistisch! eingegraben fand.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Palindroms in Nro. 28: Silas, Salis.
Auflösung des Logogryphs in Nro. 31: Livree, Lyvre.
Auflösung des Logogryphs in Nro. 32: Delaware.
Auflösung des Gleichnamens in Nro. 33: Ritter. — Arme. (Ritter), ein Gebäck.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 35. Mittwoch, 30. April 1834.

Das ganze Daseyn ist ein Spiegel,
In den ein bloßes Bild der Zukunft fiel,
Und fort reißt uns die Zeit, mit ihrem raschen Flügel,
Wohin? Ein ewig dort ist ihr entferntes Ziel.

Christph. Aug. Tiedge.

Der Gadmen.

(Novelle von. Fr. Seybold.)

(Schluß.)

„Priester," sagte Guilielmo, in den Kreis tretend, und betrachtete den Mönch mit finsteren Blicken, „wer gab Dir das Schwert in die Hand?" — „Die heilige Kirche, um sie zu rächen an ihren Widersagern und Verächtern," erwiederte der Mönch unerschrocken. — „Wer das Schwert führt, soll durch das Schwert umkommen, entgegnete Guilielmo mit furchtbarem Ernst. — Der Mönch schlug ein Kreuz, blickte fest und ruhig seinem Gegner in die Augen und murmelte vor sich hin: Dixit inimicus, persequar et comprehendam. Dixit se incensurum fines meos et juvenis meos occisurum gladio; infantes meos dare in praedam et virgines in captivitatem. Dominus autem nocuit eum et confodit eum. — „Willst Du Dich an diesem Fanatiker vergreifen?" fragte Antonio. — „Ich bewundere ihn," erwiederte Guilielmo mit Würde. „Solcher Muth wäre werth, einer bessern Sache zu dienen."

Die ganze Schaar setzte sich in Bewegung und zog rückwärts gegen das Gebirge; die Gefangenen führten sie in ihrer Mitte. — „Du hast Deinen Irrthum eingesehen und Deinen Entschluß geändert?" fragte freudig überrascht Antonio. — Bald wirst Du sehen," antwortete Guilielmo ausweichend. — Als sie den Gotthard hinaufstiegen, gewahrten sie einzelne bewaffnete Haufen, die sich bei ihrer Annäherung von Höhe zu Höhe zurückzogen. Guilielmo ordnete seine Schaar zum Angriff. Ein Engpaß und die Felsen umher waren von Feinden besetzt. In Masse drang Guilielmo vor, um sich mitten durch den feindlichen Haufen einen Weg zu bahnen. Schon hatte er ihn durchbrochen und beinahe die Höhe erreicht, als sich ihm eine neue Schaar entgegenstellte. Entschlossen stürzte er auf sie los — da faßte er ihren Anführer in's Gesicht und taumelte erschrocken zurück. „Ich bin's," rief dieser mit furchtbarer Stimme, „vom Grabe erstanden!" In einem Augenblicke waren Guilielmo und Antonio entwaffnet und gefangen. Ihr Haufen floh auseinander.

In der einsamen Hütte am Gadmen saßen die beiden Gefangenen, mit Stricken gebunden, auf einem ärmlichen Strohlager. Vor der offenen Thüre ging eine Wache auf und ab. „Mit dem Grauen der Morgenröthe," begann Guilielmo mit unbewegtem Tone, „ist meine Uhr abgelaufen. Das Leben ist mir eine Last, und mein Tod nicht unverdient." — „O gewiß," tröstete ihn Antonio, „wird er seine Rache nicht so weit treiben, wie schwer Du ihn auch beleidigt haben magst." — „Du kennst ihn nicht," erwiederte Guilielmo mit ruhiger Ergebung; er wird halten, was er geschworen hat, und wenn auch Himmel und Hölle dazwischen träten. Eines nur macht mir den Tod bitter, daß ich von Dir scheiden muß, dem Einzigen, was ich zurücklasse." — Er umarmte den Jüngling mit Wehmuth. — „Bin ich Dir so theuer?" fragte Antonio gerührt. — „Das Schicksal hat meine Brust gestählt," sagte, schnell gesammelt, Guilielmo; „ich will nicht wieder weinen lernen, so ich jetzt zu Grabe gehe. Höre meine Geschichte: Du weißt, daß Philippo Cajetani, mein Vater, von einer Reise, die er in Handelsgeschäften nach Deutschland unternahm, nicht wiederkehrte. Nie konnten wir die mindeste Nachricht von seinem Leben oder Tode erlangen. Sein bedeutendes Vermögen fiel mir, als seinem einzigen Erben zu; ich war damals noch ein Knabe. Meine Erziehung, elterlicher Aufsicht ermangelnd, wurde vernachläßigt; ich wuchs wild auf in den romantischen Thälern, welche die Adda und der Ticino bespülen, ohne Achtung für die Rechte Anderer, ohne Sinn für die Gesetze der Sittlichkeit. Mit mir wuchsen meine Leidenschaften. Als ich zum Jüngling herangereift war, kannte ich keinen Zügel meiner Begierde mehr. Weit umher durchstreifte ich das Land, oft allein, oft in Begleitung eines Dieners, keine Lust verschmähend, die mir der Augenblick bot. Auf einer dieser Fahrten kam ich in das Mühlithal, in die Wohnung des alten Kuoni von der Hintermatt; er übte Gastfreundschaft an mir, wie die Bewohner des Gebirges pflegen. Ich sah seine Tochter Käthi; sie war ein reizendes Geschöpf in der Blüthe der Jahre. Ihre Unschuld widerstand den Schlingen nicht, die ich ihr legte. Leichtsinnig verließ ich die Betrogene. Sie erfuhr nie wieder etwas von mir, da sie mich nur unter dem falschen Namen „Matheo Giovanni" kannte. Bald darauf lernte ich die Tochter einer angesehenen Familie in Bellinzona kennen, und liebte sie. Sie vereinte mit den Reizen des Körpers alle Gaben einer von der Natur begünstigten und durch Erziehung gebildeten Geistes. Ihr ruhiger Blick belehrte sie, daß unter einem rohen Aeußern gute Eigenschaften in mir schlummerten, welche eine schlechte Erziehung versäumt hatte an das Licht zu ziehen. Sie bildete mich zum Menschen und gab mir ihre Hand; ich fühlte ein Glück, wie ich es nie gekannt hatte. Es war nur von kurzer Dauer; die Hand der Nemesis fiel schwer auf den Schuldigen. Nach einem Jahre gab mir mein Weib einen Sohn und starb."

Guilielmo hielt inne, in düsteres Sinnen verloren; aber sein Auge blieb thränenleer. Antonio drückte ihm die Hand in schweigendem Mitgefühl. Jener stieß einen tiefen Seufzer aus und sagte mit fast erstickter Stimme: „Dieser Sohn bist Du.

hinweg über das Wiedererkennen von Vater und Sohn in der Stunde hoffnungsloser Verzweiflung!

„Mein Gram," erzählte Guilielmo weiter, „trieb mich fort von der Stätte meiner Heimath; unstät und flüchtig durchzog ich das Land. Eine dieser Wanderungen führte mich eines Tages, fast unwillkührlich, in die Nähe des Mühlithals. Von einem Felsen erblickte ich die Wohnung meiner verlassenen Geliebten. Das ganze Bewußtseyn meiner Schuld stund jezt vor meiner Seele; ich betrachtete den Tod der heißgeliebten Gattin als die Sühne früherer Verbrechen. Ich wollte fliehen, und mein Fuß war wie festgebannt an den Boden. „Was macht Kathi, Kuoni's von der Hintermatt Tochter?" fragte ich mit verstörten Blicken einen vorübergehenden Landmann." Er sah mich verwundert an und erwiederte: „Seyd Ihr ein Fremdling, daß Ihr die Geschichte nicht wißt? Sie liegt im Gadmen sammt dem Kindlein, das sie unter ihrem Herzen trug, und ihr Vater auch." Verzweiflungs floh ich, und seit diesem Tage habe ich die Ruhe nimmer gefunden." — Der Unglückliche hielt einen Augenblick inne und fuhr dann mit unterdrücktem Seufzer fort: „Das Einzige, was mir auf der Erde übrig blieb, warst Du, mein Sohn. Deine Erziehung sollte Dich vor den Leidenschaften und Verbrechen Deines Vaters bewahren. Ich gab Dich, unter fremdem Namen, in die Hände eines trefflichen Mannes. Ich selbst stürzte mich in den Strudel der Welt; ihre Zerstreuungen konnten mich nur auf Augenblicke betäuben; ich war unglücklich mitten unter ihren Freuden. Ich warf mich in die Stürme der französischen Revolution; ich wollte an dem Glücke des Menschengeschlechts arbeiten helfen, um den Himmel mit meinen Verbrechen zu versöhnen. Meine Gesinnung war aufrichtig, aber ich fühle jetzt in meiner letzten Stunde, daß ich auch hier, wie in meinem ganzen Leben, das Maß überschritten habe. Ich besuchte Dich von Zeit zu Zeit; Du lerntest mich lieben, ohne zu wissen, wie nahe Du mir angehörtest. Dieses Geheimniß solltest Du erst in der entscheidensten Stunde Deines Lebens erfahren. Ich hatte öfters heimlich und verkleidet das Gadmenthal besucht. Ich sah Elsi lieblich heranblühen. Es wurde mein Lieblingsgedanke, sie mit Dir zu verbinden, um dadurch vielleicht die Schatten der Geopferten zu versöhnen. Darum führte ich Dich über den Gotthard in das Mühlithal. Das Schicksal hatte es anders beschlossen. Dein Dolch traf Elsi's Vater, und wir flohen, da wir ihn für ermordet hielten."

Der Jüngling seufzte tief auf. — „O, mein Sohn," rief der Vater bewegt aus, Dein Schicksal allein ist es, was mich betrübt. Für mich ist nur Ruhe im Grabe." — „Ich theile Dein Loos," sagte Antonio, sich ermannend, mag es fallen wie es will." — Beide schwiegen in tiefem Gram.

Kuoni trat unter die Thür der Hütte. Er warf finstere Blicke auf Guilielmo und sagte kalt: „Matheo Giovanni! Deine Uhr ist abgelaufen. Der Morgen graut. Bereite Dich zum Tode." — „Ich bin des Lebens müde," erwiederte Guilielmo ruhig; „doch möchte ich die Manen der Ermordeten versöhnen, bevor ich sterbe. Dieser Jüngling ist mein Sohn. Mein Besitzthum ist groß an Geld und Gut. Gib ihm Deine Tochter zum Weibe; er liebt sie." — „Keiner Deines Namens wird mein Eidam," entgegnete Kuoni kurz und bestimmt. — „Ich denke nicht an Liebe und Ehe in der Stunde, da mein Vater stirbt," fiel der Jüngling ein. „Das Einzige, um was ich Dich bitte, ist, daß Du mich sein Schicksal theilen lassest." — „Du hast nicht an mir und den Meinigen gefrevelt; „Ich tödte Dich nicht," versetzte Kuoni mit Kälte. — „Habe ich Dir nicht den Dolch in die Brust gestoßen?" sagte der Jüngling aufreizend. — Das thatest Du ohne Absicht," erwiederte jener gelassen; „von meiner Hand stirbst Du nicht. — „Wohl" entgegnete Antonio. „Der Ausgang aus dem Leben steht offen." — „Thue, was Du willst," sagte Kuoni kalt; „ich bin nicht der Hüter Deiner Tage." — „Umsonst, mein Sohn," fiel Guilielmo ein, „suchst Du dieses eiserne Herz zu bewegen. Du bist jung, Dein Herz ist rein; ein Leben liegt vor Dir, reich an guten Thaten. Ich bin Dein Vater und befehle Dir, zu leben."

Elsi stürzte athemlos in die Hütte. „Vater," rief sie, „Du hast Gefangene hier und willst sie morden!" — „Wer sagt Dir..." fragte der Vater. — Die Jungfrau blickte scheu um sich und stieß einen lauten Schrei aus, als sie Antonio in Banden erblickte. Sie fiel zu ihres Vaters Füßen nieder und rief mit flehend erhobenen Händen: „Schone ihn! schone ihn!" — Mit Wonne betrachtete Antonio das liebliche Mädchen, und die Lust des Lebens regte sich in ihm. — „Dieser Jüngling wird nicht sterben," sagte Kuoni unbewegt. — „Elsi," rief Antonio schmerzlich; „dieser Mann ist mein Vater; wenn er stirbt, sterbe ich mit ihm." — „Vater! Vater!" bat die Jungfrau in rührenden Tönen, „schone, schone die Beiden!" — Einen Augenblick schwieg Kuoni, dann sagte er entschlossen: „Matheo Giovanni stirbt, so wahr ich lebe. Tief unten im Gadmen ist sein Grab, wo die Vorangegangenen seiner harren. Bald werde auch ich ihm folgen." — Bewußtlos sank Elsi zusammen, denn sie kannte ihres Vaters eisernen Sinn. — „Kuoni," begann Guilielmo ruhig, „Dein Opfer ist bereit. Ich will mein Verbrechen gut machen, so viel ich vermag. Nimm dieses Papier; es enthält meinen letzten Willen, und ist von Werth für Dich und die Deinigen." — „Ich begehre nichts von dem Mörder meiner Schwester," erwiederte Kuoni mit Verachtung. Doch warf er einen Blick auf das Papier, das ihm jener aufgedrungen hatte, und fuhr mit Entsetzen zurück. „Ist das Deines Namens Unterschrift?" fragte er mit bebender Stimme. — „Sie ist's," versetzte Guilielmo; „ich heiße Guilelmo Cajetani; Matheo Giovanni war ein angenommener Name." — „Wie hieß Dein Vater?" fragte Kuoni heftig. — „Lodovico Cajetani aus Giornico." — „O, unbegreiflicher Finger des Schicksals!" rief Kuoni bewegt aus. „Du wirst nicht sterben. Die Rachegöttin ist versöhnt und der Untergang von meinem Hause gewendet. Der da unten liegt im Gadmen, von meines Vaters Hand erschlagen, war Dein Vater" — Rasch zog er den Dolch, durchschnitt die Bande der Gefangenen, ergriff des Jünglings Hand und führte ihn zu seiner Tochter, die eben die Augen wieder aufschlug. Er warf einen fragenden Blick auf Guilielmo, und als dieser freudig bejahend winkte, legte er die Hände der Ueberraschten in einander. — „Des heiligen Mannes Wort ist in Erfüllung gegangen. Das Schicksal ist versöhnt, ehe die Zeit umgelaufen," sagte Kuoni tief bewegt und schloß Guilielmo herzlich in die Arme.

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

Das Ansehen der Offiziere war wenig von dem ihrer Mannschaft verschieden. Fast sämmtlich waren es ältere Männer, und Züge, Sprache und Benehmen derselben ließen schließen, daß weder Geburt noch Gunst ihnen zu dem Range, den sie bekleideten, verholfen habe.

Während die Armada mit nur wenig beigesetzten Segeln langsam ihren Weg durch dieses Wasserlabyrinth verfolgte, gingen am Borde des Zeeduivels so hieß das Schiff, das hinter der Brigg segelnd, die Admiralsflagge trug, zwei Männer langsam vom Vorder- nach dem Hinterdeck. Der Aeltere der-

selbst war ein Mann von ungefähr sechzig Jahren. Er war von untersetztem starkknochigem Baue. Die mit goldenen Fransen besetzte Schärpe, die eben so verzierten weiten Stiefeln, der große, faltige, doch eben nicht allzureinliche Kragen von brüsseler Spitzen, das reich gestickte Wamms von lichtblauem, ziemlich verschossenem Sammet, deuteten auf einen gewissen Rang, den man dem Alten beizulegen indeß wieder Anstand nehmen mußte, wenn man dessen Gesichtszüge und Manieren etwas aufmerksamer betrachtete. Wirklich waren beide ungemein auffallend. Quer über das dunkel gebräunte Gesicht lief eine blutrothe, fast fingerbreite Schmarre. Der furchtbare Hieb, der sie verursacht hatte, war von dem rechten Auge an, die Nase abwärts, bis zu dem linken Mundwinkel gegangen und hatte dort die Oberlippe getheilt. Nur wenig verhüllte der starke graue Knebelbart die furchtbare Verletzung. Die Züge des Mannes waren plump und gemein; doch wären dieselben, etwas erträglicher gemacht durch den freundlichen Blick der kleinen blauen Augen, im Ganzen weniger unangenehm erschienen, hätte der Alte solche nicht durch fortwährendes Kauen eines gewaltigen Tabaksknäuels auf das Entsetzlichste verzerrt. Der Begleiter des Seemanns war ein junger schlanker Mann von ungefähr dreißig Jahren. Seine Kleidung war schwarz, von feinem Tuche und nach der Mode damaliger Zeit.

„Nun, Herr Admiral!" hob der Letztere an, „werdet Ihr bald Zutrauen fassen? Ohne ihn wären wir schon zwanzig Mal sitzen geblieben. Ich, obwohl hier geboren und erzogen, hätte Euch wenig Nutzen schaffen können. Die Gegend ist durch die Wasserfluth bis zum Unkenntlichwerden verändert. Sich hier herauszufinden, dazu gehören Seemannskünste!"

„Recht mögt Ihr haben! aber der Teufel traue!" entgegnete der Seemann, mit vom Tabakkauen ziemlich undeutlich gemachter Stimme.

„Ich wollte," fuhr Ersterer fort, „mit meinem Leben für seine Ehrlichkeit bürgen! Wir waren Schulkameraden, waren Freunde. Das vornehme Wesen in Brüssel hat ihm den Kopf verdreht. Ihr wißt ja, der Staatsrath ist sein Oheim. Als er, das Werft'sche Haus verlassend, nach Brüssel kam, war er ein Knabe noch. Was Wunder, daß Zureden, Ehrenstellen und Aussichten ihn zum spanischen Heere geführt! Wie Viele, die sonst dem Spanier dienten, fechten für die Provinzen!"

„Alles gut, Herr Rathsherr!" erwiederte kopfschüttelnd der Alte, indem er sich mit dem Arme auf eine Kanone lehnte. „In einer Stunde wissen wir, wie wir daran sind. Ich will nicht läugnen, daß mein Zeeduivel, der, im Vorbeigehen gesagt, so lange seine Planken salziges Wasser netzen, noch niemals eine so verfluchte Fahrt wie diese gemacht hat, daß, sage ich, dieser ohne den Jungen längst festgesessen wäre, ja, ich gestehe Euch zu, daß wir heute Nacht ohne ihn wohl zwanzig Schiffe verloren hätten, aber, Herr Wastel, kann dies nicht Alles noch eine Falle seyn? Wie? Kann er uns nicht aufs Glatteis führen wollen, und dann erst, wo an ein Umkehren nicht mehr zu denken ist? Laßt uns nur erst im Bereiche der spanischen Schanze seyn, laßt ihre Vierundzwanziger die Mäuler aufthun, dann wollen wir sehen! Beginnt die Brigg, wie's recht ist, auf Kanonenschußweite zu brassen, lobet sie so ruhig fort wie jetzt, obschon die eisernen Bälle auf dem Wasser tanzen, wirft sie dann Anker und legt sie quer, eine volle Lage auf die Sennores speiend, dann sollt Ihr sehen, wie der alte Joost de Moor mit dem metallnen Orgelwerke des Zeeduivels den Baß zu der begonnenen Melodie bis zu dem Ende des Liedes brummen wird; doch denkt der Junge den Verräther zu spielen, legt er sich unter die Kanonen der Schanze, dann — Gott soll mich verdammen, wenn vom Bord des Schiffes eher eine Kugel auf die Spanier fällt, bis ich die Rippen der Brigg einzeln auf dem Wasser treiben sehe!"

„Ihr seyd auch allzuargwöhnisch, Herr Admiral!" entgegnete der Rathsherr. „Ich, ein Bürger Leidens und Commissarius der Stadt, würde mich nicht für ihn verbürgen, wenn mir der allergeringste Zweifel bliebe. Auch traut ihm der Fürst ganz unbedingt."

„Das ist es eben, was mich wundert;" versetzte der Vorige. „Ich möchte wissen, wodurch es ihm gelungen, sogleich das Zutrauen Oraniens zu erwerben."

„Damit kann ich Euch dienen, Herr Admiral," entgegnete der junge Mann. Nachdem er dem Prinzen seine Lage, den Streit, den er mit einem seiner Vorgesetzten —"

„Schnickschnack!" rief der Alte. „Ein abgedroschenes Mährlein! Er hat es mir auch erzählt, aber mich soll der Henker holen, wenn ich es glaube."

„Nachdem," fuhr ruhig der Rathsherr fort, „er ihm dies Alles erzählt, übergab er dem Fürsten einen Brief von einer jungen Dame, die Oranien kennt und ungemein hochschätzt, und die sich mit Habe und Leben für den Hauptmann verbürgen will."

„Ein Zeugniß von einem Mädel?" schrie der Seemann mit einem Lachen, welches, in Gemeinschaft mit dem in seiner linken Wange befindlichen Tabaksknäuel, seine Züge auf eine erschreckliche Weise verzerrte. „Nun, nehmt's nicht übel, Herr Wastel! wenn Ihr, ein junger Mann, auf solche Bürgschaften etwas gebt, so soll es mich weiter nicht Wunder nehmen, daß aber der Fürst — ha, ha, ha, — nun wenn der auf Zeugnisse dieser Art Beförderungen vornimmt, so werden die Fähndriche und Lieutenants bald mit ganzen Säcken voll angeschritten kommen! Wir alten Meergeusen dürften allein etwa nicht auf besonderes Avancement zu rechnen haben."

„Die Dame, von der die Rede ist, versetzte gereizt der junge Mann, „ist eine patriotische Bürgerin Leidens. Sie, Besitzerin einer halben Million, legte den dritten Theil des Geldes auf den Altar des Vaterlandes, als dieses in höchsten Nöthen war. Das Geld, Herr Admiral, kam gerade zu rechter Zeit; es ward verwendet, um die Mannschaft Eurer Flottenabtheilung zu bezahlen, die wegen rückständigen zehnmonatlichen Soldes auseinander laufen wollte. Dieses Mädchen ist die Braut des Hauptmanns. Ich habe diese Thatsachen aus dem Munde des Fürsten. Niemand als er weiß von der edlen That der Dame. In seine Hände ward das Geld geliefert. Ihr seht, Herr Admiral," schloß der junge Mann mit scharfer Betonung, „daß, wenn Ihr Eure Mannschaft noch beisammen habt, Ihr jener Dame einige Anerkennung ihres Werthes und, sollte ich meinen, auch gebührende Achtung schuldig seyd."

„Hat sie das gethan?" sprach mit freundlichem Grinsen und großem Phlegma der Seemann. „Nun! 's ist hübsch von dem Mädel! dafür soll sie auch einen Seemann haben. Gescheidter aber wär's gewesen, sie hätte sich ihren Zukünftigen unter meinen Meergeusen ausgesucht. — — Herr Rathsherr!" sprach nach einer Pause voll Nachdenkens der Alte; „ein Viertel meines Mißtrauens habt Ihr, oder eigentlich das schnackische Ding, das Mädel, weggeräumt, und wenn ich bedenke, daß auch ich einmal nahe daran gewesen, die spanische Flagge aufzupflanzen, so will ich auch das zweite Viertel desselben fahren lassen, die ganze letzte Hälfte aber schwindet erst, nachdem die Brigg eine volle Lage auf die Sennores gegeben hat."

„Ihr hättet einst in spanische Dienste treten wollen?" fragte der Vorige.

„Wie ich Euch sage!" entgegnete der Admiral;

kauten Tabaksknäuel über Bord schleudernd und einen andern in den Mund stopfend. „Es war ganz nahe daran. Ich war damals Schiffer einer kleinen Brigg, fuhr zwischen Holland und England hin und her und führte mit den Zollbeamten Krieg. Ich trieb so, was man —"

„Den Smuggelhandel nennt!" half ihm der Rathsherr ein.

„Ja! den Smuggelhandel!" sprach ruhig der Admiral. „Nun lag ich gerade mit meiner Brigg in Vliessingen, als der Spectakel in den Provinzen losging. Halt! dachte ich; da ist was Besseres zu thun, als smuggeln! Flugs verwandelte ich mein Handelsfahrzeug in ein Kriegsschiff. Ich hatte lauter verwegene Kerls am Bord; den Teufel hätte ich mit ihnen aus der Hölle treiben wollen! sie hatten sich an den Zollbeamten eingeübt. Alles war fertig; Alles. Nur darüber war ich noch nicht im Reinen: ob ich die Thürme von Castilien, oder den Bettelsack der Geusen im Wimpel führen solle. Am liebsten hätte ich und meine Leute uns für den letzteren entschieden, aber die Aussichten waren noch gar zu schlecht. Endlich bestimmte mich eine Art von Wunder doch noch für den Bettelsack."

„Ein Wunder?" fragte erstaunt der junge Mann.

„Ja, so ein halbes;" fuhr der Vorige fort. „Ich gehe, es war eines Sonntags früh, am Hafen hin und her; da höre ich zwei Matrosen sich ins Ohr raunen, daß in einem Waarenmagazine, so ganz in der Nähe lag, der gottselige Mann, der Domine Panker, Ihr müßt ja von ihm gehört haben, eine Predigt halten würde. Du könntest ja auch hineingehen! dachte ich; und die Zeit wurde mir lang, ich gehe hinein. Seht, Herr Wastel! ich kann Euch gar nicht sagen, welchen Eindruck der Mann auf mich gemacht. Zuerst bewies er Euch ganz klar, daß der Papst der Antichrist sey, und nicht blos der Antichrist allein, sondern auch das Thier mit den neun Hörnern — oder hat es ihrer nur sieben; ich will die Wahl haben! — Dann sprach er: wie Alle, die den Antichrist und seine Helfershelfer, die Spanier, bekämpfen würden, diesseits und jenseits einen überaus großen Lohn davon tragen müßten. Und wie er Euch das Alles so schön auseinander zu setzen wußte! Herr! ich kann Euch gar nicht sagen, welch einen Eindruck es auf mich gemacht; besonders das: von dem Diesseits!"

„Ich kann mir's denken!" bemerkte der Andere trocken.

(Fortsetzung folgt.)

Sylben-Räthsel.

Auf einem Bauernhof im —'nischen
Befanden sich seit Jahresfrist
Die Knechte Hans und Toffel, Menschen,
Die voll von Trug und arger List.

Nie hatten Geld sie in den Händen,
Verthan war bald ihr Arbeitslohn;
Sie waren, Alles zu verschwenden,
Gewohnt seit frühster Jugend schon.

Und da natürlich in den Schenken
Zuletzt auch ihr Credit nahm ab,
Geschah's, daß man zu bösen Ränken
Die Hand sich gegenseitig gab.

Hör', Töffel, sprach vor wenig Tagen
Der Hans, als ab sie luden Mist,
Ich will Dir im Vertrauen sagen,
Wo eine 2 zu machen ist.

Der Nachbar strich, wie ich vernommen,
Zur Kern so manchen Thaler ein.
Wie steht's? von uns'rer 2 aus kommen
Wir bald in seinen Hof hinein.

Dem Hofhund richten wir bei Zeiten
Ein Futter 1, das Tod ihm bringt;
Dann können an das Werk wir schreiten:
Ich glaube, daß es uns gelingt!

Und läßt sich Einer wach erblicken,
Und wenn dadurch Gefahr uns droht,
So wissen wir den Hahn zu drucken;
Doch nur in allerhöchster Noth!

Bevor die Leute sich besinnen,
Und ehe sie das Hülfsgeschrei
Herbei zur Hülfe lockt, gewinnen
Wir schnell die Flucht durch Sylbe 2.

Und Töffel spricht: Mir ist nicht bange;
Das geht schon 1; ich stimme bei!
Und so beriethen sie noch lange
Die bösen Sylben 1 und 2.

Der Abend nah't, es wird vom Hunde
Das gift'ge Fleisch genommen 1;
Er freut sich, schon seit einer Stunde
Dahingestreckt, nicht mehr des Seyns.

Es thut sich nach und nach die Pforte
Jedweden Bauerhofes zu;
Die Nacht bricht an im ganzen Orte
Liegt Alles in der tiefsten Ruh'.

Auch Töffel nicht und Hans vergaßen,
Um auszuweichen dem Verdacht,
Dem Hausherrn, dessen Brod sie aßen,
Zu wünschen eine gute Nacht.

Doch als nun in der zwölften Stunde
Beim Haus der Wächter kommt vorbei,
Zurückgekehrt von seiner Runde,
Ersteigen sie die Sylbe 2.

Sie klettern in den Hof hernieder,
— Es stellt kein Hinderniß sich ein, —
Und dringen als getreue Brüder
Durch Einbruch in das Haus hinein.

Die Stube ist bald aufgefunden,
Erbrochen ist auch schon der Schrank;
Sie greifen gierig nach den runden,
Ersehnten Thalern, nett und blank.

Da war's, als ob Geräusch sich nah'te.
Man löscht die Leuchte aus und horcht,
Und Hans, der gute Ohren hatte,
Rief Töffeln zu; 2, 1! besorgt.

Doch kaum, daß er das Wort gesprochen,
So warf die Sylbe 2 ihn hin.
Schnell hatte Töffel sich verkrochen;
Doch bald entdeckte man auch ihn.

Das trug sich zu auf diese Weise:
Es hatte 1 und 1 verkehrt,
Des Bauers Tochter, die nur leise
Geschlafen, das Geräusch gehört.

Ganz sacht' entschlüpfte sie dem Lager,
Kam bald dahinter, was es sey;
Es eilten Vater, Bruder, Schwager,
Von ihr geweckt, nun schnell herbei.

So ward der 1 und 2 zu Schanden.
Es starb der Hans noch diese Nacht;
Und Toffel ward, mit vielen Banden
Beschwert, in's Hundeloch gebracht.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 36. Sonntag, 4. Mai 1834.

Die reine Liebe ist eine kurze Dichtkunst, wie die Dichtkunst eine lange Liebe.

Jean Paul (Friedrich Richter.)

Der Eingemauerte
oder
die Rache eines beleidigten Ehemanns.

Ungefähr hundert Schritte vor der kleinen Stadt Vendôme liegt an dem Ufer der Loire ein dunkles Gebäude, mit doppeltem schiefergrauem Dache, und mehreren kleinen Thürmen. Es ist rund um von einem Garten umgeben, der sich bis an den Fluß erstreckt — aber man erblickte kaum mehr die Spuren der ehemaligen Anlagen; die Hecken sind wild in einander verzweigt, die Gänge mit Unkraut bewachsen, die seit zehn Jahren nicht beschnittenen Obstbäume vermooset — Alles wüst und verwahrloset.

Doch entdeckt man noch von einem Berge gegenüber, auf dem die Trümmer des Schlosses der alten Herzoge von Vendôme liegen und welcher der einzige Punkt ist, von dem aus man jenen verwilderten Garten zu übersehen vermag, daß in einer nur versunkenen Zeit nichts zu seiner Verschönerung gespart worden war. Man sieht noch Spuren von Lauben, Springbrunnen, Blumenbeeten — man erräth, welch' ein ruhiges, friedliches Daseyn die ehemaligen Besitzer desselben beglückt hat; sanfte, wehmuthsvolle Gedanken beschlichen meine Seele dort und wurden noch durch die Inschrift verstärkt, die einen an der Mauer angebrachten Sonnenweiser umgab:

Fugit hora brevis.

Das Dach des Gebäudes war durchlöchert, die Fensterläden alle geschlossen, zahllose Schwalbennester hingen an allen Vorsprüngen desselben — die Treppe, die zu dem Eingange führte, war mit Gras bewachsen, die Schlösser der Thüren alle verrostet, das Holzwerk verwittert. Tiefes Schweigen herrschte in dem verödetem Gebäude, zu dem nur in der Stille der Nacht, Mäuse, Ratzen und Wiesel einen Zugang finden sollten.

Von der Landstraße aus erblickt man das Schloßthor, in das die Kinder aus der Umgegend viele Löcher gebohrt haben, durch die man in den innern Schloßhof sehen kann. Er ist eben so verwildert als der Garten und mit hohem Grase bewachsen; die Mauern haben große Risse, Epheu und Schlingkraut kriechen allenthalben daran hinauf; der Strang der Glocke, die ehemals den Pförtner herbeirief, ist verfault, die Dachrinnen zerbrochen — und doch keine Spur von Zerstörung durch Menschenhand — die Zeit allein hat hier gewaltet und in dem ganzen Bezirk ist es schauerlich schweigsam, öde und still wie im Grabe.

Dies öde Schloß ist ein Geheimniß, zu dem Niemand den Schlüssel hat. Es heißt: la grande Bretêche und, wie ich später erfuhr, waren seit zehn Jahren die Thore desselben nicht eröffnet worden.

Mir erschien es während meines Aufenthaltes in Vendôme noch anziehender wie eine Ruine; an diese knüpfen sich historische Erinnerungen, Thatsachen, deren Wahrheit man nicht bestreiten kann — aber dies noch stehende, in sich selbst verfallene Schloß war ein Geheimniß, das der Phantasie freien Spielraum zu ihren abenteuerlichsten Schöpfungen gab.

Im Anfange umkreisete ich auf meinen Spaziergängen nur den Garten; bald aber bahnte ich mir durch die Hecken seiner Einfassung einen Zugang zu demselben und beachte nun fast täglich einige Stunden in diesem herrenlosen Bezirk zu. Selbst um den Preis der wahren Begebenheit, die diesem seltsamen Ereigniß zum Grunde lag, hätte ich bei keinem Einwohner von Vendôme darnach fragen und mir dadurch die Freiheit rauben mögen, mir selbst Veranlassung dazu zu träumen. Ich überließ mich in der schauerlichen Einsamkeit dieses verwilderten Gartens allen Entzückungen der Schwermuth und schmückte sie mir mit dem reichsten Zauber der Poesie, den meine Phantasie ihr zu geben vermochte. Diese Einsamkeit war Alles, wozu ich sie machen wollte — sie glich der Stille eines Klosters — der Friedlichkeit eines Kirchhofs — der Abgeschiedenheit einer Einsiedelei — ich habe dort oft Thränen geweint und alle Wonne der Wehmuth so rein und tief wie nie früher durchempfunden. Oft schrack ich unwillkührlich zusammen, wenn in der Abenddämmerung der Flug eines Nachtvogels über mich hinrauschte; der Boden war feucht, es wimmelte in dem Garten von Eidechsen, Fröschen und Kröten, die in aller Freiheit der Wildniß darin umherkrochen; die Sonne war kaum hinabgesunken, so hatte man schon das Gefühl, als senkte sich ein Eismantel nieder, der wie die Hand des Commandeurs im Don Juan genauso auf den Schultern lastete. Vorzüglich erinnere ich mich noch eines Abends, wo mich namenloses Grauen erfaßte; eine alte, verrostete Wetterfahne ächzte im Winde — es klang, als drängen aus dem Schlosse tiefe Seufzer hervor, als solle ein namenloser tiefer Jammer kund werden, in aller furchtbaren Erhabenheit der verhüllten Geisterwelt. — Entsetzt eilte ich nach Hause und saß nach dem Abendbrod, in düstere Gedanken versenkt, in meinem Zimmer, als meine Wirthin zu mir eintrat.

„Gnädiger Herr," sagte sie mit einer geheimnißvollen Miene, „Herr Regnault ist gekommen" —

„Wer ist Herr Regnault?"

„Wie, der gnädige Herr kennen Herrn Regnault nicht? — das ist sonderbar."

Mit diesen Worten entfernte sie sich, und ich sah einen langen, stockdürren, schwarzgekleideten Mann zu mir eintreten mit einem spitzigen Kopf und mit einem Gesichte, das ich mit einem Glase schmutzigen Wassers vergleichen möchte. Sein Rock sah abgetragen aus, aber er trug eine diamantne Tuchnadel und große goldene Ohrringe.

„Mit wem habe ich die Ehre zu reden?" fragte ich.

Er nahm, ohne meine Einladung abzuwarten, einen Stuhl, rückte ihn zum Feuer, legte seinen Hut auf den Tisch und antwortete mir, indem er sich die Hände rieb: „Ich bin der Herr Regnault!"

Ich verneigte mich und dachte: „Il bondo cani! — Such'!"

„Und," fuhr er fort, „der Notarius hier in Vendôme."

„Was steht zu Ihren Diensten, Herr Notarius?"

„Geduld! Geduld!" rief er, indem er zugleich die Hand erhob, als wolle er mir Schweigen gebieten. „Erlauben Sie, gnädiger Herr, erlauben Sie" — hier räusperte er sich und fuhr dann mit angenommener Wichtigkeit fort — „ich habe in Erfahrung gebracht, daß Sie häufig in dem Garten von la grande Bretêche spazieren gehen?"

„Ja, mein Herr, das thue ich."

„Geduld! Geduld!" wiederholte er, — „es ist ein Einbruch — aber ich bin kein Türke und will deßhalb keinen Prozeß mit Ihnen anfangen; ich komme nur als Testamentsvollstrecker im Namen der verstorbenen Frau Gräfin de Maret, um Sie um die Einstellung dieser Besuche zu bitten. Sie sind ein Fremder, mein Herr, und so ist es begreiflich und auch gewissermaßen erlaubt, daß Sie mit den Umständen unbekannt sind, die mich verpflichten, das schönste Schloß in unserer ganzen Gegend in Trümmer zerfallen zu lassen — aber Sie wissen doch, daß unsere Gesetze es unter Androhung schwerer Strafen verbieten, in einen verschlossenen oder geschlossenen Bezirk ohne Bewilligung des Besitzers einzusteigen und daß eine Hecke vor dem Gesetze gerade so viel bedeutet als eine Mauer. Doch dient der jetzige Zustand des Schlosses und des dazu gehörenden Gartens zur Entschuldigung Ihrer Neugierde und ich wünschte nichts mehr, als Ihnen freien Eingang und Zutritt in dasselbe verstatten zu können; aber als ernannter Testamentsvollstrecker der Frau Gräfin de Maret, muß ich mir die Erlaubniß nehmen Sie zu ersuchen, besagten Garten nicht wieder zu betreten. Ich selbst, mein Herr, habe seit Eröffnung des Testaments keinen Fuß wieder in das Schloß gesetzt, welches, wie ich schon die Ehre gehabt habe zu erwähnen, zur Verlassenheit der Frau Gräfin de Maret gehört. Ich habe nur gerichtlich den Status quo der verschlossenen Thüren und Fenster aufgenommen, um dadurch die Abgabe zu bestimmen, die ich jährlich von den Zinsen eines, von der Frau Erblasserin eigens dazu ausgesetzten Capitals zu entrichten habe. Ach, mein werthgeschätzter Herr, Sie können nicht glauben, wie viel dies Testament den Leuten zu reden gegeben hat."

Ich errieth ohne Schwierigkeit, daß die Vollstreckung desselben die wichtigste Begebenheit seines Lebens war, auf die sich sein Ruf und sein Ansehen unter den Bewohnern des Städtchens gründete, und da ich nun doch allen meinen Träumereien, allen meinen selbst erfundenen Romanen entsagen mußte, blieb ich auch nicht unempfindlich gegen die Aussicht, die Wahrheit auf eine gewissermaßen offizielle Weise erfahren zu können.

„Würde es unbescheiden seyn, Herr Regnault," sagte ich ihm, „wenn ich Sie um Mittheilungen der Gründe ersuchte, die die Gräfin de Maret zu diesem Testament veranlaßt haben?"

Bei diesen Worten strahlten seine Züge von dem Vergnügen, das ein Mann empfindet, wenn es ihm vergönnt wird, sein Steckenpferd vorreiten zu dürfen. Mit einem Anfluge von Stutzerhaftigkeit zog er seine Halsbinde in die Höhe, zog dann seine Tabaksdose hervor, öffnete sie, bot mir eine Priese, und bediente sich, da ich sie ausschlug, selbst desto reichlicher. Man glaubt nicht, wie glücklich der Mann in diesem Augenblick aussah.

Wer so unglücklich ist, kein solches Steckenpferd zu haben, kann gar nicht über den hohen Werth eines solchen Besitzers urtheilen. Ein Steckenpferd hält gerade die rechte Mitte zwischen einer Narrheit, und in diesem Augenblick erst bekomme ich einen richtigen Begriff von der Freude, mit der, unter Trim's Beistand, der Onkel Toby sein Paradepferd bestieg und es tummelte.

„Ich war," sagte Herr Regnault, „früher der erste Schreiber im Bureau des Notarius Chodron in Paris, von dem Sie gewiß früher haben reden hören. Da ich nicht reich genug war, um mich in Paris niederzulassen, wo die Stellen im Jahre 1816 sehr im Preise gestiegen waren, ging ich hieher und kaufte meinem Vorfahr seine Stelle ab. Ich hatte hier in Vendôme Verwandte und unter Andern eine sehr reiche Tante, deren Tochter ich heirathete. Uhngefähr ein Vierteljahr nach dem Antritt meines Amts erhielt ich eines Abends, als ich schon im Begriffe war, mich zu Bette zu legen, eine Aufforderung von der Frau Gräfin de Maret, zu ihr nach Schloß Maret zu kommen. Ihre Kammerjungfer, ein braves Mädchen, die jetzt hier im Orte wohnt, hielt in dem Wagen der Frau Gräfin vor meiner Thüre, um mich abzuholen. Doch — einen Augenblick Geduld — ich muß Ihnen ja noch sagen, daß der Herr Graf, einige Monate vor meiner Ankunft in Vendôme, in Paris gestorben war. Am Tage seiner Abreise nach Paris hatte auch die Frau Gräfin la grande Bretêche verlassen und dieses stand so verschlossen und verlassen da, wie es noch jetzt ist."

„In den letzten drei Monaten hatten überhaupt der Herr Graf und seine Gemahlin eine seltsame Lebensweise geführt. Ehemals ging es sehr gesellig im Schloß la grande Bretêche zu; allein in dem letzten Vierteljahre nahmen sie durchaus keine Besuche an; die Frau Gräfin wohnte im Erdgeschoß, der Herr Graf im ersten Stockwerk. Von dem Augenblick an, da die Frau Gräfin allein in Maret war, sah man sie auch nur noch in der Kirche und selbst ihren vertrautesten Freunden, ihren nächsten Verwandten schlug sie es ab, ihren Besuch anzunehmen. Es scheint, als sey sie schon sehr krank gewesen, als sie la grande Bretêche verließ, um in Maret zu wohnen."

„Diese liebe Frau — ich nenne sie so, weil ich diesen Diamant zum Andenken von ihr habe, denn übrigens habe ich sie nur einmal gesehen — war sehr krank und hatte, wie es schien, gleich im Anfang ihrer Krankheit jede Hoffnung genesen zu können, aufgegeben, da sie gestorben ist, ohne irgend einem Arzte den Zutritt erlaubt zu haben. Sie können leicht denken, daß meine Neugierde außerordentlich rege wurde, als ich so ganz unerwartet erfuhr, daß sie mich sprechen wolle; auch war ich nicht der Einzige, den diese Aufforderung zu ihr zu kommen, interessirte; ob es gleich schon spät war, sprach man doch noch an demselben Abend in ganz Vendôme von nichts Anderem. Unterwegs legte ich der Kammerjungfer einige Fragen vor, die sie mir aber sehr ungenügend beantwortete; doch erfuhr ich von ihr, daß ihre Gebieterin im Laufe dieses Tages die letzte Oelung erhalten habe und schwerlich mehr den Morgen erleben werde."

(Fortsetzung folgt.)

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Fortsetzung.)

„Nun seht, Herr Wastel!" fuhr der Admiral fort. „Kaum auf dem Schiffe angekommen, war mein Entschluß sofort gefaßt; ich steche in See, hisse die Geusenflagge auf, und denselben Abend war schon ein von Corunna kommendes, mit Wein beladenes Schiff in unsern Händen. Die Mannschaft ward über Bord geworfen unter uns gesagt: ich habe mir später manchmal ein Gewissen daraus gemacht, aber es geschah so in der ersten Begeisterung und die Nacht darauf hatte

der Domine Pauker ein Faß Vino tinto in seinem Hause. Aber seht einmal! die Brigg hält dort in ihrem Laufe inne."

„Wendet! steuert seewärts!" rief in diesem Augenblicke der junge Führer derselben. Daß es Viglius war, erriethen unsere Leser gleich anfangs. „Ein Theil des Dammes auf der Backbortseite ist, von den Fluthen unterwaschen, in den Canal gestürzt und hat denselben zur Hälfte ausgefüllt! Wendet! Wendet! sonst sitzt Ihr fest!"

Nur mit Mühe gelangte der Zeeduivel über die gefährliche Stelle. Von Schiffe zu Schiffe pflanzte sich die Weisung fort.

„Das war ein Stückchen von dem Glatteise," sprach lächelnd der Rathsherr, als das Schiff wieder in ruhigem Laufe war, „von dem Glatteise, welches Ihr vorhin erwähntet, Herr Admiral! Dort wenn ich mich nicht irre, ragt schon die Schanze von Soeterwoude wie ein Berg am Horizonte empor. Wäre Viglius ein Verräther, so setzte er alle Segel bei und eilte dahin. Zwanzig spanische Böte, mit kühner Mannschaft besetzt, brächten unter seiner Anführung in dieser gefährlichen Enge unsere ganze Flotte in Verwirrung."

„Nun, nun! versteht mich recht, Herr Wastel!" brummte der Alte, indem er seine Blicke oft nach dem voransegelnden Schifflein sendete. „Vorsicht ist einmal in allen Dingen nütze. Dessen ungeachtet bin ich weit entfernt, zu behaupten, daß der Junge gerade ein schwarzer Verräther seyn muß; auch will ich Euch gestehen, daß ich ihn, so auf meine Weise, mit verfänglichen Redensarten zu erforschen getrachtet, und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er hat die Probe gut bestanden."

„Nun, wie machtet Ihr denn das?" fragte Wastel lachend.

„O! Ihr traut es mir nicht zu?" rief gereizt der Alte. „Mich hintergeht man nicht so leicht. Ich bin ein alter Haifisch! Nun, hört mich an. — Als der Fürst zu Rotterdam den Hauptmann in Eid und Pflicht genommen, versammelte er die Admirale und Capitaine. Es war nämlich den Tag vor unserer Abfahrt. Nachdem er uns den Viglius vorgestellt und ihm das Commando des Briggschiffs überwiesen, legte er uns die Angriffspläne vor, erklärte uns die Rolle, die der neue Ankömmling dabei zu spielen hätte und zog sich endlich, nachdem die Audienz beendigt, in seine Zimmer zurück. Kaum wandte der Fürst den Rücken, als der Hauptmann sich dem Oberbefehlshaber, dem Boisot, näherte und sich mit zierlichen Worten in dessen Gunst empfahl. Der nun, Ihr wißt es ja, ist auch so ein Hofmann und speiste ihn gleichfalls mit schönen Worten ab; dann trat der Viglius zu mir. Er sprach nicht viel, aber was er sprach, hatte Hand und Fuß; ich selber hätte nicht besser sprechen können; von der Freiheit, zum Exempel, sprach er und von Thatenfeuer, und daß er dem Vaterlande seine Schuld bezahlen wolle, und sonst noch so Verschiedenes, was ich nicht ganz verstanden habe, was aber ganz passabel klang. Als er aber nun geendigt hatte, da hob ich an zu sprechen; da konnte er merken, wen er vor sich habe, denn da suchte ich ihn gleich zu fangen."

„Ihr macht mich ganz neugierig!" lächelte der Rathsherr.

„Glaub's schon!" entgegnete der Admiral. „Auch ich war neugierig, wie sich der Junge aus der Affaire ziehen würde. Nun hört! Herr Viglius! hob ich an, als er seine Rede geendet; zwei Dinge sind möglich! Die erste dieser Möglichkeiten ist: Ihr seyd ein ehrlicher Kerl! und in diesem Falle werdet Ihr Lob, Ruhm und Ehre, auch großen Vortheil — ich dachte an das Diesseits des Domine Pauker — davon tragen. Die zweite Möglichkeit — hier sah ich ihn mit einem schlauen Blicke an und kniff so das linke Auge zu, seht! ungefähr so! die zweite Möglichkeit aber, sprach ich, wäre die: Ihr seyd ein infamer Schurke, habt Alles, was Ihr jetzt saget, blos in Euren verruchten Hals gelogen und wollt uns ins Verderben stürzen, in welchem Falle ich wünsche: daß Euch der Teufel nächstens holen möge! Damit aber diesem das Geschäft nicht allzu schwer falle, versichere ich Euch, daß, wenn ich das geringste Zeichen von Verrätherei an Euch bemerke, ich keinen Anstand nehmen werde, Euch sammt der Brigg so schnell als möglich in den Grund zu bohren."

„Eure verfänglichen Reden waren deutlich genug!" rief Wastel, aus vollem Halse lachend.

„Ja! und doch wohl überlegt!" entgegnete der Admiral mit schlauer Miene. „Seht! hätte er nun mir seine Ehrlichkeit betheuern, seine höflichen Mienen beibehalten wollen: so hätte mir Niemand ausgeredet, daß der Viglius ein Verräther sey; eben so hätte ich meinen Sinn nicht sehr geändert, wenn er sich zum Ausderhautfahren gebehrdet hätte. Sein Benehmen dabei, ich kann's nicht läugnen, hat mir am allerbesten gefallen."

„Und dieses war?" fragte der Andere.

„Das eines ehrlichen Kerls;" entgegnete de Moor. „Erst schwieg er, mich mit festem Blicke ins Auge fassend; dann trat er einen Schritt näher und sprach mit ernstem, doch bescheidenem Tone: Herr Admiral! Worte entscheiden nichts, bei Euch und mir. Wenn die Flagge mit dem Pfeilbunde vor den geöffneten Thoren Leidens wehen wird, dann wird sich's zeigen, ob Ihr Recht oder Unrecht hattet, mir zu mißtrauen. Laßt Euch nicht irren, daß viele der Matrosen auf dem mir anvertrauten Briggschiffe dienen wollen; die Leute haben unter mir gefochten. Um Eines bitte ich Euch: vergesset nicht, daß sicherer Sieg sehr oft durch Mißtrauen zur Niederlage wurde, und haltet aufs festeste Euch überzeugt, daß, wenn durch eine Irrung, die Gott verhüte, ein Schuß von Eurem Schiffe auf meines fällt, ich augenblicklich mich an ersteres hängen und Feuer in die Pulverkammer meines Fahrzeugs werfen werde. Die Brigg und Euer Zeeduivel, Ihr und Ich, wir fliegen dann gemeinschaftlich in die Luft! — — Seht! mein Herr Wastel! diese Antwort hat mir ganz absonderlich gefallen."

„Deutlich war sie gleichfalls!" lachte der Rathsherr.

„Und so lieb ich's!" rief der Admiral, sich mit der breiten dunkelbraunen Hand an die Lende schlagend. „Ich fürchte den Teufel nicht, Herr, wenn ich nur weiß, wie ich mit ihm daran bin; aber das Scherwenzeln und Spintisiren kann ich nicht leiden. Darum bin ich auch dem alten Ocean so gut; mit dem weiß man sogleich, wie es gemeint ist. Wetter noch einmal! als ich in meiner Jugend Cap Horn umfuhr, die thurmhohen schwarzen Felsen hineinstarrten in die See, die Sturmwinde tobten, der Albatros flog, die Wellen wie Berge sich gegen die schwarzen Mauern wälzten, und der Gischt bis an den Wimpel spritzte! junger Mann! da pochte das Herz des kühnen Fahrers nicht heftiger als jetzt mir an die Rippen, doch weiß der Teufel! trete ich in den Pallast der Staaten, auf Sammet und Seide, wandle ich auf gebohntem Fußboden: so fühle ich alle Pulsschläge bis in die Fingerspitzen. — — Aber jetzt, Herr Wastel! rief mit freudigem Grinsen der alte Moor; blickt einmal dorthin! Macht die Schanze nicht eine ganz stattliche Miene? Geht nun! schloß er; geht in den Raum! Ihr seyd jetzt überflüssig; Euer Geschäft ist aus."

„Keineswegs!" erwiederte fest der junge Mann; „vielmehr beginnt es erst. Der Flotte, oder dem Heere durch meine Ortskenntniß zu nützen, sendete mich Leiden, ehe es eingeschlossen ward, zum Fürsten, und meine Sendung werde ich treu vollführen. Ich bleibe auf dem Deck."

„Nun! ganz wie Euch beliebt!" entgegnete der Alte, die

immer deutlicher zu überschauende Schanze unverwandt betrachtend. „Der Mensch muß seinen Willen haben; ich war auch von jeher ganz curios auf Schauspiele dieser Art, obgleich das Entreegeld öfters ein Arm oder ein Bein ist. Seht! jetzt ist die Brigg schon im Bereiche ihrer Kanonen, und das sind stattliche Bursche; wir werden sie gleich reden hören. Da! Da! Seht Ihr wohl, wie es in der Schanze zu wimmeln beginnt? Sie machen sich fertig. Aha! jetzt geht's los!" — —

Die Schanze lag in diesem Augenblicke auf Kanonenschußweite von der Spitze des Geschwaders. Zwischen ihr und letzterem befand sich ein klarer Wasserspiegel; die Bäume, welche rechts und links zur Seite des Canals gestanden, schienen weggeräumt. Deutlich konnte man die weiten Schießscharten der Befestigung erkennen. Aus zweien derselben stieg in diesem Augenblicke ein leichtes Wölkchen empor; ein Dampfknäuel fuhr aus den Oeffnungen, und es erfolgten zwei Schläge des stärksten Geschützes.

Sausend fuhren die Eisenballen über die Fläche der Gewässer, fielen wenige Klaftern von der Gallion der Brigg in die Fluthen, und der Schaum spritzte empor.

„Hört Ihr sie reden, Herr Wastel?" rief lachend der Admiral; „die Burschen sprechen einen verteufelten Baß! Aber, Hölle und Teufel!" schrie er jetzt; „was soll das heißen? Die Brigg legt bei! Seht! sie steht wie eingemauert. Vorwärts! Hauptmann! vorwärts!" — —

Die Brigg rührte sich nicht. Geschäftig ging ihr Führer auf dem Vorderdecke umher.

„Seyd Ihr des Teufels, uns hier im Feuer aufzuhalten?" schrie der Admiral aufs neue. „Was gibt's denn? Antwort, Herr!"

„Wendet, Jungens!" schrie wüthend der Admiral, „als keine Antwort erfolgte, und auf seinen Wink rief ein Trommelwirbel die Mannschaft an das Geschütz"

„Ich bite Euch! übereilt Euch nicht!" warnte Wastel. „Seht, dort kommt der Hauptmann aufs Hinterdeck."

„Sie haben," rief Viglius herüber, „den Canal mit Baumstämmen verstopft!"

„Alle Wetter!" entgegnete de Moor; „so bleibt uns nichts übrig, als Böte auszusetzen und die Schanze zu stürmen."

„Das scheinen sie eben zu wollen!" entgegnete der Vorige; „darum sparen sie eben ihr Feuer; sie bohren die Böte in den Grund, ehe diese die Schanze erreichen."

„Verfluchter Streich!" rief der Admiral; „dennoch bleibt uns nichts weiter übrig."

„Noch ein Mittel giebt's;" entgegnete Viglius. „An der Backbordseite ist ein Dammbruch; er scheint ihnen entgangen zu seyn, sonst hätten sie ihn verstopft. Kann ich meine Brigg hindurchzwängen, so denke ich jenseits Fahrwasser zu finden."

„Ja!" rief Wastel. „Zwei Faden wenigstens; der Polder ist tief."

„Ich winde mich durch die Bäume," fuhr Viglius fort. „Setzt Böte aus! laßt die Brigg bugsiren. Kann ich die Schanze umgehen, kann ich sie in der Seite fassen: so ist sie verloren; ich bestreiche dann Bank und Brustwehr. Ihr unterhaltet sie indeß mit Feuern."

„Thue das, Junge!" schrie hocherfreut der Admiral. „Thue das, und Du wirst Ehre davon haben! Ans Werk! setzt Böte aus! Nehmt Waffen mit?" — —

Unter lautem Jubelgeschrei wurden die Befehle des Admirals ausgeführt. Mit großer Mühe und nicht ohne einige Mal auf den Grund zu stoßen, passirte die Brigg die Lücke des eingestürzten Dammes und verschwand bald zwischen den Kronen der aus dem Wasser ragenden Bäume. Jetzt begann das Admiralschiff sein Feuer auf die Schanze. Es war fast gänzlich ohne Wirkung. Die Entfernung war zu beträchtlich, auch wurde das Schießen von Seiten der Spanier nur schwach erwiedert. Ein erfahrener Offizier — es war der Oberst Guevara — kommandirte in der äußerst wichtigen Befestigung. Nur zu bald sah er, daß die Gefahr ihm von einer ganz andern Seite drohe. So lange es von der Fronte aus möglich war, den Weg, welchen die Brigg zu nehmen hatte, zu beschießen, regnete es Kugeln rings um dieselbe. Die über die Gipfel der Bäume ragenden Masten boten ein sicheres Ziel, wenn auch das dichte Baumlabyrinth größtentheils das Schifflein selbst verbarg. Endlich trat die Brigg in der rechten Flanke der Schanze aus dem sie bis dahin verhüllenden Verstecke in den offenen Wasserspiegel, und ein entsetzliches Kleingewehrfeuer der Spanier begann. Stolz, wie ein Schwan, und mit eben solcher Ruhe, durchsegelte das Schiff den kleinen Raum. Jeder spanische Flintenschuß erreichte das Verdeck, auf welchem Viglius, seine Befehle ertheilend, auf- und abging. Jetzt fiel der Anker. Stolz schwenkte sich die Brigg am Kettenkabel. Sie legte quer. Die erste Lage ward gegeben. Das Schiff erdröhnte bis in den Kiel.

Die Hoffnungen des Hauptmanns hatten sich nur halb bewährt. Es war ihm zwar geglückt, die Schanze zu umsegeln, er hatte sie in der Flanke oder gar im Rücken fassen können, aber sein erfahrener Gegner hatte während der Zeit, welche die Brigg, um ihren Weg zurückzulegen gebraucht, durch vorräthige Schanzkörbe den unerwarteten Angriffspunkt hinlänglich schützen können. Bald zeigte es sich, daß die Hoffnung des Hauptmanns, jene Schutzwehr, mittelst des schwachen Geschützes des Schiffleins zu zerstören, eine eitle sey. Der Verlust an Menschen auf der Brigg und in den Böten war beträchtlich. Die Spanier erhoben ein Triumpfgeschrei.

„Auf, tapfere Meergeusen!" rief jetzt der Hauptmann; „auf! folgt mir in die Böte! Wir stürmen mit dem Säbel in der Faust!"

Ein donnerndes Hussah war die Antwort. Die Seeleute flogen in die Böte. Bald befanden sie sich am Fuße der Schanze.

Ein panischer Schreck hatte sich indeß der Spanier bemächtigt. Sie waren bis auf den Damm, längs dessen man zu der Befestigung gelangte, zurückgewichen, und letztere befand sich bereits in der Gewalt der Geusen. Nun aber gelang es Guevara, seine Mannschaft zum Stehen zu bringen. Wüthend drangen aufs neue die Spanier bis in die Mitte der Schanze vor, und es begann ein furchtbares Gemetzel. Das Schießen hörte bald gänzlich auf; man focht nur noch mit Schwert und Lanze. — — In diesem Augenblicke gewahrte Guevara den Hauptmann.

„Dort," schrie er, „dort ist der Verräther Ayta! Nehmt Euer Feuergewehr und schießt auf den dort; auf den mit der orangefarbenen Feder! Tausend Piaster dem, der ihn erlegt!"

Mehr als zwanzig Schüsse fielen auf Viglius. Keiner traf. Rasch sprangen die Spanier nach einem Pulverkasten, den Deckel von diesem reißend: sie eilten, sich mit Munition zu versehen. Jeder wollte dem Andern zuvorkommen, die tausend Piaster zu verdienen.

(Schluß folgt.)

Palindrom.

Was für ein Sternkundiger mag wohl entstehn,
Wenn wir einen weiblichen Namen verdrehn?

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 37. Mittwoch, 7. Mai 1834.

Strebe hoch empor, aber die Liebe gebe deinem Streben die Richtung. Reißt das Band entzwei, zwischen dir und der Menschheit, so schwebst du im unendlichen Leeren, ohne Kraft und ohne Ruhe. Der Himmel spricht, du bist nicht mein, denn dein Verstand reicht nicht bis zu mir, und die Erde ruft: ich kenne dich nicht, denn du hast kein Herz zu meinen Kindern.

August Mahlmann.

Der Eingemauerte
oder
die Rache eines beleidigten Ehemanns.

(Fortsetzung.)

Gegen eilf Uhr kam ich in dem Schlosse an; ich stieg die große Treppe mit ihren breiten Stufen hinauf und mußte nun eine lange Reihe hoher, finsterer, kalter Zimmer durchwandeln, eh' ich zu dem Schlafzimmer der Gräfin kam."

„Nach allen den Gerüchten, die von dieser Dame im Umlauf waren — und gewiß, mein Herr, ich würde kein Ende finden, wollte ich Ihnen Alles mittheilen, was man sich von ihr erzählte — dachte ich sie mir als eine schöne, sehr zierliche und gefallsüchtige Frau; aber es kostete mich Mühe; ihrer in dem großen Himmelbette mit Vorhängen und geblümten Damast in dem sie lag, auch nur gewahr zu werden; in dem hohen weiten Zimmer brannte nur eine kleine düstere Lampe, neben dem Bette stand ein kleiner Nachttisch, auf dem ein Thomas à Kempis lag, den ich, beiläufig gesagt, später, so wie auch die Lampe an Madame Regnault geschenkt habe. Außer diesem waren in dem Zimmer nur noch zwei Stühle und ein Schlafsessel für die Wärterin — weiter durchaus nichts — kein Feuer im Kamin — nichts, gar nichts — man hätte das Inventarium von Allem, was in dem Zimmer befindlich, mit zehn Zeilen aufnehmen können."

„Nur mit Anstrengung gewahrte ich endlich, als ich mich dem Bette näherte, die Frau Gräfin. Der schwache Schimmer der Lampe fiel gerade auf ihr Kopfkissen; ihr Gesicht war so gelb wie Wachs — sie hatte ein Spitzhäubchen auf, unter dem ihre reichen, schwarz und weiß gemischten Haaren hervorquollen, und saß aufrecht im Bette, was ihr aber sehr schwer zu werden schien. Ihre großen schwarzen Augen bewegten sich nicht mehr in den tiefen Höhlen, in denen sie ganz versunken lagen, ihr Blick war schon gebrochen, ihre Stirne feucht und ihre Hände sahen, wie die eines mit Haut straff überzogenen Gerippes aus; man sah jede Ader, jede Muskel. Sie soll sehr schön gewesen seyn; aber in diesem Augenblick ergriff mich bei ihrem Anblick ein Gefühl, für das ich keinen Namen habe. Nach dem Ausspruche derer, die sie in den Sarg gelegt und zu Grabe getragen haben, kann ein menschliches Wesen nicht ohne zu sterben zu einer solchen Magerkeit und Leichtigkeit hinschweben — diese Frau war von ihrem Weh' innerlich so aufgezehrt, daß nur noch ein Schatten, ein Hauch, ein Gespenst von ihr übrig geblieben war, als sie starb. Ihre Lippen waren blaß-violett und die Bewegung derselben kaum mehr sichtbar, als sie mit mir sprach."

„Ob mich gleich in Paris mein Geschäft oft an das Sterbebette meiner Clienten geführt hatte, um ihren letzten Willen aufzusetzen, und ich daher an diese Art von Schauspielen gewöhnt war, muß ich doch gestehen, daß nie der Jammer einer Familie, nie ein Todeskampf solchen Eindruck auf mich gemacht hat, als diese einsame, stumme, in dem großen Schloß ganz vereinzelte Gestalt. Ich hörte nicht den leisesten Laut, ich sah nicht einmal mehr die Bewegung des Athemholens bei der Gräfin und blieb unbeweglich und wie erstarrt vor ihrem Lager stehen. — Endlich bewegten sich die großen Augen — sie versuchte die rechte Hand zu erheben, die aber wie todt auf das Bett zurückfiel — die Worte schwebten mit dem leisesten Hauch von ihren Lippen — ihre Stimme war schon keine Stimme mehr."

„Ich habe Sie mit großer Ungeduld erwartet."

Ihre Wangen rötheten sich von der Anstrengung, die es sie kostete, diese Worte hervorzubringen.

„Gnädige Frau"

Sie winkte mir zu schweigen. Die alte Krankenwärterin stand auf und sagte mir leise; „reden Sie nicht; die Gräfin kann nicht das leiseste Geräusch vertragen, und es würde sie zu sehr angreifen, Sie reden zu hören."

Nach einigen Augenblicken schien Frau von Maret alle Kraft gesammelt zu haben, die sie noch besaß, und es gelang ihr, ihren rechten Arm bis zur Höhe ihres Kopfkissens zu erheben — sie ruhete nun einige Minuten aus, ehe sie ein versiegeltes Papier unter demselben hervorzuziehen vermochte — große Schweißtropfen standen auf ihrer Stirne."

„Ich übergebe Ihnen hier mein Testament."

„Mehr sagte sie nicht. — Sie faßte ein Crucifix, das auf ihrem Bette lag, hob es schnell zu ihren Lippen empor und starb."

„Mich schaudert noch, wenn ich an den Ausdruck ihres starren Blickes denke. Sie mußte unendlich gelitten haben."

„Das Testament nahm ich mit. Als es geöffnet wurde, fand sich, daß sie mich zum Vollzieher desselben ernannt hatte. Mit Ausnahme einiger Legate, hatte sie ihr ganzes großes Vermögen milden Stiftungen vermacht; nur über la grande Bretêche hatte sie anders verfügt und mir aufgetragen dafür zu sorgen, daß, von ihrem Todestage an, dieß Sloß fünfzig Jahre lang durchaus so verschlossen bleibe, wie es in dem Augenblick ihres Sterbens sey, daß Jedem, ohne Ausnahme, der Eintritt in dasselbe verweigert, nie die geringste Reparatur daran vorgenommen werde, ja, sie hat sogar ein Capital dazu ausgesetzt, um, wenn es nöthig seyn sollte, einige Wächter zu miethen, die für die unbedingte Ausführung ihres letzten Willens sorgen sollen. Nach Ablauf dieser fünfzig Jahre soll das Schloß mir zu-

gehören, mir oder meinen Erben, wenn die Verfügungen der Erblasserin streng erfüllt worden sind; sonst fällt es an ihre Familie zurück, aber für diese sowohl als für mich mit der Verpflichtung, dann die Bedingungen zu erfüllen, die ein versiegeltes Kodicill enthält, das erst nach Verfluß der fünfzig Jahre eröffnet werden soll."

„Die Erben haben das Testament nicht angefochten, — also" —

Hier sah er mich, ohne den angefangenen Satz zu vollenden, mit einem triumphirenden Blicke an.

Einige Complimente, die ich ihm sagte, machten ihn ganz glücklich. „Sie haben," schloß ich, „durch ihre lebendige Darstellung einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich diese bleiche, sterbende Gestalt, mit den dunkeln, gebrochenen Augen vor mir zu sehen glaube und gewiß diese Nacht von ihr träumen werde. Haben Sie aber keine Vermuthung, wodurch die Gräfin zu diesem seltsamen Testament veranlaßt worden ist?"

„Ich erlaube mir nie," antwortete er mit einer komisch ernsten Zurückhaltung, „ein Urtheil über das Betragen von Personen, die mich bei ihrem Ableben mit einem Legat beehrt haben."

„Eigentlich ist auch der Einfall der Gräfin keineswegs neu," sagte ich nachlässig.

Der Notarius schüttelte hier ärgerlich das Haupt; ich fühlte, daß ich ihn auf seiner schwächsten Seite ergriffen hatte.

„Auf dem Wege von Versailles nach Paris, zwischen Autereil und Point du Jour, liegt ein auf ähnliche Art verlassenes Haus — nur weiß ich nicht, ob es in Folge eines Testaments, oder eines bizarren Einfalls des noch lebenden Besitzers so verödet ist — selten aber bin ich von Versailles nach Paris gefahren, ohne von einem Reisegefährten die abentheuerlichsten Vermuthungen und Bemerkungen darüber zu hören."

Ich erzählte ihm nun einige der sinnreichsten dieser Vermuthungen und löste dadurch allmählig die Zunge des gewissenhaften Notars so ganz, daß er mich nun in alle Gerüchte und Sagen einweihte, mit denen sich die Einwohner von Vendôme in Bezug auf la grande Bretêche herumtrugen. Aber diese Geschichten waren so albern erfunden, so dunkel und widersprechend in sich selbst, und Herr Regnault trug sie nun überdies noch so weitschweifig vor, daß ich, bei allem meinen Interesse an dem Ereigniß selbst, bald darüber eingeschlafen wäre und herzlich froh war, als er sich empfahl.

„Ja, ja," sagte er beim Abschied, „es gibt viele Menschen, die noch gern acht und dreißig Jahre leben möchten, doch" — hier legte er mit einem schlauen Lächeln den Finger an die Nase, als wenn er hätte sagen wollen: „gib nun recht Acht, ich werde etwas recht Witziges sagen — um das zu erleben, muß man nicht schon sechzig Jahre alt seyn."

Dieser letzte Zug, mit dem er selbst unverkennbar höchst zufrieden schien, zog mich wieder aus der Apathie, in die ich versunken war.

Ich rückte nach seinem Weggang meinen Stuhl vor den Kamin, warf mich hinein und begann aus dem, was ich von ihm gehört hatte, einen Schauerroman zusammenzusetzen, als meine Wirthin, eine große, wohlbeleibte, redselige, fröhliche Frau hereintrat.

„Nun, gnädiger Herr, wie steht's?" sagte sie, „gewiß hat Ihnen Hr. Regnault seine Geschichte von la grande Bretêche aufgetischt?"

„Errathen! Madame Debeau."

„Was hat er Ihnen denn eigentlich davon erzählt?"

Ich wiederholte ihr in wenigen Worten, was er mir von der Gräfin und ihrem Testamente mitgetheilt hatte.

Mad. Debeau sah mich während dieses Berichts mit dem, den Gastwirthen eigenen Forscherblick an, der die richtige Mitte zwischen dem Instinct eines Gensdarmen, der Schlauheit eines Spions und der List eines jüdischen Krämers hält.

Sie liebe Mad. Debeau scheinen mir mehr von der Sache zu wissen, und ich vermuthe sogar, daß dies jetzt Sie zu mir führt.

„Nein, so wahr ich eine ehrliche Frau bin und Debeau heiße" —

„Schwören Sie nicht — Ihre Augen sind aufrichtiger als Sie, und verrathen, was Sie leugnen wollen. Sie haben den Grafen Maret gekannt — geben Sie mir doch eine Beschreibung von ihm."

„Ja, sehen Sie, es war ein schöner Herr, 5 Fuß 7 Zoll groß — man mußte ordentlich zu ihm hinaufsehen — er sah sehr stolz, sehr vornehm aus und bezahlte Alles, was er brauchte, immer gleich baar, um mit Niemanden in Streit zu gerathen, denn er war gewaltig hitzig. Bei unsern Damen galt er für einen sehr liebenswürdigen Mann, und das muß er auch wirklich gewesen seyn, da ihm seine Gemahlin allen ihren andern Bewerbern vorgezogen hatte. Die Frau Gräfin müssen Sie wissen, war weit und breit in der ganzen Gegend das schönste und reichste Fräulein. Von der Pracht ihrer Hochzeit erzählen die Leute noch oft — dabei war sie so freundlich und so wohlthätig wie ein Engel. Sie wurde in der ganzen Stadt angebetet."

„War sie denn mit dem Grafen glücklich?"

„Ei nun, so viel man davon erfahren hat, ja, aber Sie wissen wohl, von solchen vornehmen Leuten erfährt unser Eins nicht viel von dem, was sie unter vier Augen mit einander abmachen. Die Frau Gräfin war sehr sanft und hat vielleicht Manches von der großen Heftigkeit des Grafen leiden müssen — aber er war übrigens ein sehr braver Herr, dem Niemand etwas Böses nachsagen konnte und soll die Frau Gräfin sehr lieb gehabt haben."

„Es muß aber doch etwas ganz Besonderes unter ihnen vorgefallen seyn, welches sie veranlaßte, sich zu trennen."

„Ich leugne auch nicht, daß etwas vorgefallen, aber ich weiß nichts davon, gnädiger Herr."

„Und ich bin fest überzeugt, daß Sie es wissen."

„Gnädiger Herr, ich sehe wohl, ich muß Ihnen Alles sagen. Als ich heute Abend Hrn. Regnault zu Ihnen hinaufgehen sah, dachte ich mir gleich, er komme nur, um Ihnen etwas von der Frau Gräfin und von la grande Bretêche vorzuschwazzen, und da kam ich auf den Gedanken, den gnädigen Herrn auch für mich um Rath zu fragen, da Sie viel zu gut sind, um eine arme Frau zu verrathen, die nie irgend Jemandem etwas zu Leide gethan hat und die sogern einen rechtschaffenen Mann um Rath fragen möchte, um Ihr Gewissen zu beruhigen. Den Leuten hier im Orte mag ich mich nicht anvertrauen; sie sind allzumal Klatschmäuler; von den bei mir einkehrenden Fremden hat noch nie einer so lange bei mir gewohnt, als Sie, gnädiger Herr, und ich habe mich auch daher noch nie entschließen können, Einem von Ihnen die Geschichte von den fünfzehn tausend Franken anzuvertrauen."

„Wenn Ihr Vertrauen, liebe Mad. Debeau," unterbrach ich hier den Fluß ihrer Rede, „mich in Verlegenheit bringen kann, so wünschte ich lieber, Sie vertrauten mir Ihr Geheimniß nicht an." —

„Fürchten Sie nichts," antwortete Sie mir, „hören Sie mich an." —

Dieser Eifer, mir das Geheimniß anvertrauen zu wollen, erweckte in mir die Vermuthung, daß ich, trotz ihrer Versicherung, doch wohl nicht der Einzige und Erste seyn möge, dem es mitgetheilt sey, und so nahm ich denn nicht länger Anstand, ihr zuzuhören.

„Als der Kaiser," fing Mad. Debeau an, „einige spanische Kriegsgefangene hierher sandte, erhielt ich einen jungen Spa-

nier ins Quartier, dem ich für Rechnung der Regierung Kost und Logie geben sollte. Er blieb auf sein Ehrenwort hier zurück, da die Andern weiter marschieren mußten, und wurde nur verpflichtet, sich alle Tage bei dem Unterpräfekten zu melden. Es war ein spanischer Grand und ein schöner junger — zwar nur 5 Fuß 2 Zoll groß, aber gut gewachsen, und zu seinem schwarzen lockigen Haaren hatte er ein Paar so glänzende dunkle Feueraugen, daß ich nie schönere gesehen habe. Seine Gesichtsfarbe war blaß, stand ihm aber gut; seine Hände waren klein und wunderhübsch, und seine Wäsche war die feinste, die ich noch gesehen habe, obgleich Prinzen und Prinzessinen bei mir logirt haben. Essen that er freilich nicht viel, aber er war so artig, so freundlich, daß ich ihn, ob er gleich oft des Tages über kaum drei Worte sprach, doch sehr lieb gewann. Bei dieser Schweigsamkeit war er wie in Träumen, immer tief in sich selbst versunken. Alle Tage hörte er regelmäßig des Morgens die Messe und ging eben so regelmäßig in die Vesper. Sein Stand in der Kirche war an einem Pfeiler, kaum zwei Schritte von dem Kirchenstuhl der Frau Gräfin entfernt; da er ihn aber gleich das erste Mal, wie er die Kirche besuchte, gewählt hatte, verfiel Niemand darauf, daß dies absichtlich geschehen seyn könne. Auch sah der arme junge Mann kaum von seinem Gebetbuche auf."

„Alle Abende ging er spazieren und fast immer nach den Schloßruinen. Dieß war sein einziger Zeitvertreib; die Berge hier erinnerten ihn, wie er sagte, an seine vaterländischen Gebirge. Oft kam er erst spät zurück; im Anfang beunruhigte es mich, wenn er um Mitternacht noch nicht da war; aber wir gewohnten uns daran, und da er einen Hausschlüssel hatte, warteten wir auch seine Zuhausekunft nicht mehr ab, um uns schlafen zu legen."

„Eines Abends erzählte einer unserer Stalleute, daß er, als er noch in der Dämmerung die Pferde in die Schwemme geritten habe, den Spanier in der Ferne wie einen Fisch im Flusse habe herumschwimmen sehen. Bei seiner Zuhausekunft bat ich ihn, sich sorgsam vor den Untiefen in Acht zu nehmen; er versprach es, aber es schien ihm sehr unangenehm zu seyn, daß man ihn schwimmen gesehen hatte."

„Endlich, gnädiger Herr, fanden wir ihn eines Morgens nicht in seinem Zimmer; er war in der Nacht nicht nach Hause gekommen. Ich durchsuchte seine Stube und alle seine Sachen aufs Genauste und fand in einem Auszug seines Tisches ein Päckchen mit fünfzig Goldstücken, die man Portugaleser nennt und die 5000 Franken werth waren, und dann noch in einer kleinen versiegelten Schachtel für 10,000 Franken Diamanten. Dabei lag ein Papier, auf dem er geschrieben hatte: das Gold und diese Diamanten sollten unser seyn, wenn er etwa einmal nicht wiederkehren würde; man solle aber dann auch keine weiteren Nachforschungen anstellen, weil sein Ausbleiben beweisen würde, daß er entflohen sey."

(Fortsetzung folgt.)

Die Meergeusen.

(Novelle von C. von Wachsmann.)

(Schluß.)

„Mir ein Gewehr, Ihr ungeschickten Schurken!" rief Guevara, als er den Hauptmann unverletzt sah. Hastig entriß er einem nebenstehenden Soldaten ein Gewehr und sprang auf einen zweiten, noch geschlossenen Pulverkasten, der zur Seite des geöffneten stand.

Ein furchtbarer Knall erschütterte in diesem Augenblicke das Bollwerk bis auf den Grund und warf die Hälfte der Kämpfenden zur Erde. Ein dicker schwarzer Rauch, in dessen Mitte eine Flamme zuckte, deckte die Spanier wie ein dunkler Mantel. In der Höhe von ungefähr zehn Fuß über der Dampfwolke schwebte Guevara in der Luft. Sein Haar flatterte im Winde, die Kleider brannten; krampfhaft schwenkte er noch das Gewehr. Stöhnend in Zuckungen sank er jetzt jenseits der Schanze abwärts und verschwand in den über ihn zusammenschlagenden, von seinem Blute gerötheten Wellen.

Die furchtbare Explosion beider, durch einen unbekannt gebliebenen Zufall in Brand gerathener Pulverkasten endigte, wie mit einem Zauberschlage, den entsetzlichen Kampf. Freund und Feind irrte betäubt durch einander. In Verwirrung flohen die Spanier aus der Schanze, und Niemand dachte daran, sie zu verfolgen. In wenig Minuten wehte die Flagge der Provinzen über dem Bollwerke.

Es war Vormittags am vierten October, als das Geschwader der Meergeusen dicht vor den Thoren des befreiten Leidens in zwei langen Reihen in dem Vliet vor Anker lag. Alle Schiffe flaggten, die Raaen waren bemannt, die Ufer der Canäle, die Vlietbrücke, alle Dächer, Fenster und Balcone wimmelten von fröhlichen Menschen; mit jedem Augenblicke erwartete man den Prinzen von Oranien. Eine Deputation der Bürgerschaft, der Stadtrath, der alte Werft an der Spitze des letztern, harrten des Fürsten an der mit rothem Tuche belegten Landungsbrücke. Endlich begannen alle Glocken zu läuten, die Kanonen des Geschwaders donnerten, und eine schön geschmückte Jacht, welche langsam die von der Flotte gebildete Wasserstraße heraufkam, ward von dem schallenden Hussah! der Matrosen begrüßt. Jetzt betrat der große Oranien das Land. Eine unaussprechliche Rührung zeigte sich in dem edlen Antlitze, als er die blassen Leidensgesichter der Menge von einem Freudenstrahle erhellt sah, als Greise schluchzend auf die Kniee stürzten, Männer Freudenthränen weinten, Mütter ihre Kinder hoch empor hoben, und Alles sich drängte, die Hand, das Kleid, ja nur den Teppich, den der große Mann betreten, zu berühren. Ein rothes Sammetkissen, auf dem die Schlüssel der Stadt lagen, in den Händen haltend, trat van der Werft zum Fürsten. Er wollte eine Rede beginnen. Da gewahrte er die unendliche Rührung in dem Antlitze Oraniens, und die eigene überwältigte ihn; er verstummte.

„Gnädiger Herr!" sprach der Alte endlich nach langer Pause mit zitternder Stimme; „nehmt die Schlüssel der durch Euch geretteten Stadt! Ihr werdet leben in dem Herzen jedes Niederländers, Ihr und das Andenken dieser Stunde!" — — Thränen erstickten des Alten Worte.

„Behaltet die Schlüssel, tapferer Alter!" entgegnete gerührt der Fürst, indem er sie leicht berührte; „nie führte sie noch eine würdigere Hand. Euer Name wird nicht vergessen werden, wenn Holland seine Helden nennt! Auch Ihr, tapfere Bürger, dies seyd versichert, werdet bald erfahren, wie die Provinzen ihre Kämpfer ehren."

„Eine Bitte, gnädiger Herr," sprach van der Werft „erlaubt sich die Stadt durch meinen Mund. Möchtet Ihr geruhen, wenigstens zwei Tage in unserer Mitte zu verweilen!"

„Es ist dies meine Absicht;" entgegnete Oranien gnädig. Manche Wunde ist zu heilen; möchte ich dazu beitragen können!"

„Wir haben," fuhr der Alte fort, „so gutes die Umstände erlauben, den Pallast —"

„In Eurem Hause will ich wohnen, Werft!" unterbrach der Fürst den Sprechenden. „In Eurem Hause wird mir am wohlsten seyn. Doch bringe ich noch zwei Gäste mit,

die Ihr gleichfalls mit aufnehmen müßt; einer von ihnen kommt morgen erst, der zweite aber ist schon da."

Oranien winkte mit der Hand. Aus der Menge der Admirale und Schiffscapitaine, die dem Fürsten gefolgt waren, trat Viglius.

„Hier!" sprach der Fürst; „hier ist der Eine Eurer Gäste; Ihr dürft ihm die Aufnahme nicht versagen."

„Ist's möglich, Karl!" rief, seine Arme ausbreitend, der Alte; „Du fochtest für Dein Vaterland?" — —

„Und aus dem Fundamente, alter Herr!" sprach der Admiral de Moor, den Bürgermeister, der den Neffen umschlungen hielt, aus Leibeskräften auf die Schultern schlagend. „Ich habe es mit angesehen! Ich war immer dicht hinterher, ich und mein Zeeduivel. Ihr erlebt Ehre und Freude an Eurem Neffen, und wenn derselbe für seine Tapferkeit nicht diesseits und jenseits belohnt wird, so wird an ihm ein frommer Mann, den ich nicht nennen will, zum Hundsfott!"

„Das Diesseits übernehme ich!" sprach lächelnd der Fürst; „und wollt Ihr sehen, auf welche Weise, so findet Euch morgen bei mir zum Mahle ein, alter Moor. Ich denke, die Ehre Eures „frommen Mannes" soll sich bewähren."

Jubelnd begleiteten Leidens Bürger den großen Oranien nach dem Hause ihres tapferen Bürgermeisters.

Während der Ueberfluß, den die Proviantschiffe unaufhörlich nach der Stadt brachten, unter die Darbenden vertheilt ward, jede Straße sich zum Freudensaale, jedes Schiffsdeck zum Tanzplatze gestaltete, war auch der Jubel im Werst'schen Hause nicht gering. Die Muhme, dieses fromme Mütterchen, welches den Hauptmann in seiner frühen Jugend wie ihren Sohn gehalten, Virginie, die ihn wie einen Bruder geliebt, flogen in des Jünglings geöffnete Arme. Auch Don Gaetano war hoch erfreut. Unendlich viel hatten Alle zu fragen, zu erzählen; die wunderbare Rettung Leidens dünkte ihnen noch wie ein Traum. Am wenigsten konnte sich Viglius an diesem Tage dem Oheim nahen. Stundenlang befand sich derselbe im Cabinette des Fürsten. Leiden hatte zu sehr gelitten, als daß es nicht der vielfältigsten Mitteln und Maßregeln bedurft hätte, um die durch das erlittene Elend zu Boden geschmetterte Stadt aufs neue zu erheben. Am sichtlichsten aber half jene Hand, deren Wink dem stürmenden Nordwest geboten hatte, die Wellen des Nordmeers aufzuregen. Ein furchtbares Ungewitter, von einem heftigen Südostwinde begleitet, trieb die Wasser aus dem Lande ins Meer zurück, und da, wo noch vor wenig Tagen haushohe Wellen stolze Schiffe geschaukelt, sah man jetzt Land, ein Ereigniß, welches, wenn es sich wenige Tage früher zugetragen, die Rettung der Stadt unmöglich gemacht haben würde.

Erst am Abend des folgenden Tages hatte der Fürst alle, das Wohl der Stadt betreffende Angelegenheiten geordnet. Im Namen des Adels und der Städte Hollands bot er zum Beweise der Anerkennung, welche Leidens Heldenmuth verdiente, den Bewohnern derselben die Zollfreiheit oder die Errichtung einer hohen Schule an. Die hochsinnigen Bürger wählten die letztere. Die Befehlshaber der Flotte, der Bürgermeister und viele der tapfersten Bürger, erhielten je nach ihren Verdiensten goldne Ehrenketten. Auf den Schaumünzen, die an denselben hingen, sah man das Bild des Würgengels, die Spanier verfolgend. Eine Belohnung an Gold, die ihm geboten wurde, glaubte der alte Werst ablehnen zu müssen. Er erbat sich dafür die Begnadigung van der Kämp's, in die der Fürst nur ungern willigte, und der die Stadt räumen mußte.

Endlich hatte der Fürst alle, das Wohl und die Erhaltung der heldenmüthigen Stadt bezweckenden Maßregeln getroffen und trat nun wie ein väterlicher, längst eingewohnter Freund in die Mitte der Familie seines tapfern Hauswirths. Freudig stellte dieser dem großen Manne die Seinen vor. Mit jener Milde, die selbst seine Feinde an ihm bewunderten, nahm Oranien den Hauptmann Don Gaetano Valdes auf. Er freue sich, sagte er, in ihm einen neuen Bürger Hollands zu begrüßen, denn als einen solchen habe ihn van der Werfe bereits bezeichnet. Auch mit Viglius unterhielt sich der Fürst aufs gnädigste.

Die Zeit des Mahles kam indeß heran, und die Admirale und viele Commandeurs der Flotte fanden sich als Geladene ein. Unter ihnen war Jost de Moor. Freundlich schmunzelnd hinterbrachte er dem Fürsten eine geheime Meldung. Augenscheinlich bezog sich diese auf Viglius, denn gleich darauf winkte Oranien den Hauptmann in die Mitte der Gäste.

„Ich habe," hob der große Wilhelm von Oranien zu sprechen an, „nicht eher öffentlich Euch im Namen der Provinzen meinen Dank ausdrücken wollen, bis ich diesen auf eine Art bethätigen könnte, die Eurem Herzen, und auch dem meinigen, die belohnendste erscheinen wird. Kraft meines Amtes, als Statthalter, ernenne ich Euch, für die Dienste, die Ihr bei der Befreiung Eurer Vaterstadt geleistet, zum Capitain und Commandeur eines Kriegsschiffs vom ersten Range; desgleichen ertheile ich Euch diese Ehrenkette. Als einem Mann aber, der an Eurem Geschicke immer den wärmsten Antheil nehmen wird, als Eurem Freunde, gereicht es mir zur Freude, Euch zu einer Belohnung Glück wünschen zu können, die Euch mehr als Ketten und Ehrenstellen gilt! Der Fürst winkte mit der Hand; hastig eilte Admiral de Moor ins Nebenzimmer und kam bald mit Aurelien am Arme zurück.

„Mein Fürst! diese Gnade, dieses Glück," stammelte Viglius.

„Daß ich," sprach Oranien, die Hand des Mädchens ergreifend, „so bald diese Hand in die Eure legen kann, diesen Einfall verdankt Ihr nicht mir. Es ist der Admiral de Moor, der ihn gehabt. Schon gestern, bald nach unserm Einzuge, bat er mich um Erlaubniß, in eigner Person unsere schöne Patriotin aus dem Haag zu holen, und Ihr seht, mit welcher Schnelligkeit, mit welchem Freundeseifer er den Auftrag ausgeführt. Hauptmann Viglius!" schloß der Fürst; „es würde meinem Herzen wohl thun, Euch und Eure schöne Braut zum Altare zu geleiten, aber die Sorge für das Wohl des Vaterlandes gestattet es nicht. Nur selten ist es mir gegönnt, bei Scenen des Frohsinns und des Friedens zu verweilen. Noch heute Nacht verlasse ich Leiden. In acht Tagen folgt Ihr mir nach Amsterdam. Das Vaterland nimmt dann aufs neue Eure Dienste in Anspruch."

Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß jene Tage den Liebenden wie eben so viele Stunden verflogen. Am vorletzten Tage jener seligen Woche legte der Priester auf immer ihre Hände in einander; aber nicht nur Viglius und Aurelie gelobten sich am Altare ewige Treue; auch Don Gaetano und Virginie verbanden sich zur Durchwanderung des Lebenspfades. Van der Werst fand in dem Spanier den Sohn, den ihm das Schicksal versagt hatte. Mit freudigem Stolze blickte er bis an das Ende seines Lebens auf den allgemein geachteten ritterlichen Gatten der geliebten Tochter.

Gleichname.

1, 2, 3 hab' ich meine Lust
Wenn es im Strome treibt;
Doch gern hab' ich es wahrlich nicht
Wenn 1, 2, 3 mich kneipt.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

// Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 38. Sonntag, 11. Mai 1834.

Die Welt ist für den Menschen eine mit Chiffern beschriebene Urkunde; die wenigen Worte, die er davon errathen hat, haben ihn auf den Zusammenhang neugierig gemacht, aber vergebens sucht er nach dem auflösenden Schlüssel.

August Mahlmann.

Der Eingemauerte
oder
die Rache eines beleidigten Ehemanns.

(Fortsetzung.)

„Mein Mann, der damals noch lebte, ging gleich aus, ihn zu suchen und fand, was sehr sonderbar war, die Kleidung des Spaniers auf einem großen Stein in einer Art von Vertiefung, am Ufer des Flusses, nahe bei den Schloßruinen und dem Garten la grande Bretêche gerade gegenüber. Da es noch so früh am Tage war, daß mein Mann keinem Menschen auf seinem Wege begegnet war, verkramten wir, nach Lesung dieses Briefes, die Kleider, und er ging dann hin, um dem Herrn Unterpräfekten das Außenbleiben des Spaniers anzuzeigen. Dieser schickte gleich alle Gensdarmen fort, um ihm nachzusetzen, aber man konnte keine Spur von ihm entdecken. Mein Mann war der Meinung, er habe sich vorsätzlich ersäuft, ich dagegen glaube, daß er auf irgend eine Art in die Geschichte der Frau Gräfin von Maret mit verflochten ist und dies um so mehr, da Mamsell Rosalie, die vertraute Kammerjungfer der Verstorbenen, mir gesagt hat, daß ein Crucifix, welches ihre Gebieterin so werth hielt, daß es auf ihr ausdrückliches Verlangen mit in ihren Sarg gelegt werden mußte, von Ebenholz mit Silber ausgelegt war und ich ein solches Crucifix bei dem Spanier in der ersten Zeit seines Aufenthaltes bei uns, oft gesehen, später aber nicht mehr erblickt habe. — — Entscheiden Sie nun, gnädiger Herr, ob ich unrecht that, die 15,000 Franken zu mir zu nehmen, und ob ich Sie mit gutem Gewissen behalten kann."

„Unbedenklich," antwortete ich, sie sind Ihnen ja geschenkt, und es kann also kein Anderer Ansprüche darauf machen. Haben Sie aber nie versucht, Mamsel Rosalie über diese Begebenheit auszuforschen."

O, wie oft, aber sie ist so stumm wie ein Fisch, ob ich gleich überzeugt bin, daß sie Alles weiß."

Mad. Debeau verließ mich und ich fühlte mich von einer romantischen Neugierde und zugleich von einem Bangen ergriffen, welches ich mit dem schauerlichen Gefühl vergleichen möchte, mit dem wir um Mitternacht in eine Kirche treten würden, aus deren fernsten Gängen uns ein bleiches Licht entgegenschimmert, und nun eine Gestalt in schattenartigen Umrissen uns entgegenschwebt, vor deren geräuschloser Annäherung wir in namenlosem Grauen zusammenschaudern.

La grande Bretêche mit seinen verschlossenen Fensterladen, seinen verrosteten Eisengittern, seinen verwitterten Mauern, seinen öden Gemächern, seinem grasbewachsenen Schloßplatz stand schauerlich phantastisch vor mir da — mir war, als müsse ich in das Geheimniß, das es barg, eindringen und das Gift entdecken, welches drei Menschenleben zerstört hatte.

Mademoiselle Rosalie war nun plötzlich in meinen Augen das interessanteste weibliche Wesen geworden und ich beschloß gleich am nächsten Tage, durch Vermittlung meiner Wirthin, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Es gelang mir, und ich las bei dem ersten Blick in ihren Zügen, daß ein Geheimniß auf ihrer Seele lastete. War sie Mitwisserin oder Mitschuldige des geheimen Frevels, dem ich nachspürte? Ihre Haltung war so einfach, ihr Lächeln so kindlich, ihr ganzes Wesen so sorglos hingebend, daß ich an ihrer Unschuld nicht zu zweifeln vermochte, und mich um so fester entschloß, Vendôme nicht eher zu verlassen, als bis ich das Geheimniß von la grande Bretêche ergründet habe. Rosalie allein konnte mir den Schlüssel dazu geben, und es war nun mein angelegentliches, mein ausschließentliches Bestreben, mir ihr Vertrauen, ihre Zuneigung zu gewinnen.

Vierzehn Tage nach dem Besuche des Hrn. Regnault, glaubte ich mir eines Abends, als ich allein bei ihr in ihrem kleinen Zimmer war, die Bitte erlauben zu können, mir Alles mitzutheilen, was sie von der Geschichte der Gräfin Maret wisse.

Sie erblaßte und bat mich innig, dies nicht von ihr zu fordern; aber ich bat so dringend, so herzlich, daß sie endlich meinen Wunsch erfüllte und mir vertraute, was ich den Lesern in einem gedrängten Auszug aus ihrer Erzählung mittheilen werde:

Die Gräfin von Maret bewohnte in la grande Bretêche ein Zimmer im Erdgeschoß, neben dem in der Mauer ein kleines Cabinet von ungefähr vier Fuß Tiefe angebracht war, das zur Garderobe diente. Ein Vierteljahr ungefähr vor jenem Abend, dessen Begebenheiten ich Ihnen erzählen werde, war die Gräfin so ernstlich krank gewesen, daß ihr Gemahl ein anderes Schlafzimmer, eine Treppe hoch, bezog.

Durch einen jener Zufälle, die außer der Berechnung aller menschlichen Klugheit liegen, kam er an jenem Abend zwei Stunden später als gewöhnlich aus dem Club nach Hause, den er alle Abende in Vendôme besuchte, um dort Billiard zu spielen und die Journale zu lesen. Es war an diesem Abende, bei Gelegenheit eines Ministerwechsels, zwischen den Anwesenden zu einem lebhaften Wortwechsel gekommen — der Graf hatte 40 Franken im Billard verloren; für eine Stadt wie Vendôme, wo alles knausert und die Beschränktheit der Glücksumstände die Reinheit der Sitten und die Einfachheit der Lebensweise beschützt, ein ungeheurer Verlust.

Ob sich gleich Hr. von Maret seit einiger Zeit damit begnügt hatte, Rosalie bei seiner Zuhausekunft zu befragen, ob die gnädige Frau schon schlafe und auf die stets bejahende Ant-

wort dann unmittelbar in sein Zimmer gegangen war, kam er doch an diesem Abende auf den Einfall, noch zu seiner Frau zu gehen, um ihr sein Mißgeschick zu erzählen, und vielleicht auch, um sich darüber trösten zu lassen. Anstatt Rosalie zu rufen, die sich mit der Köchin und dem Gärtner zu einer Parthie Domino niedergesetzt hatte, ging er geradezu nach dem Zimmer seiner Frau. Er trat, wie er gewohnt war, fest und rasch auf und sein Gang war überhaupt nicht leicht zu verkennen.

Schon hatte er die Hand auf die Thürklinke gelegt, als er zu hören glaubte, daß man drinnen die Thüre zu der Garderobe zumachte und doch stand, als er nun eintrat, die Gräfin an dem entgegengesetzten Ende des Zimmers, vor dem Kamin.

Er glaubte anfänglich, Rosalie sey in dem Kabinet; doch ein Argwohn, der ihm wie Glockenschall in's Ohr läutete, erweckte sein Mißtrauen. Er sah seine Gemahlin scharf an und glaubte in ihrem Blick etwas Unsicheres, Unstätes zu entdecken.

„Sie kommen sehr spät nach Hause,“ sagte sie. —

Ihre Stimme bebte, aber so unmerklich, daß es jedem andern Ohr entgangen seyn würde.

Der Graf antwortete nicht, denn in diesem Augenblick trat Rosalie in das Zimmer. Ihr Anblick traf ihn wie ein Blitzstrahl — schweigend ging er mit in einander geschlagenen Armen auf und ab.

„Haben Sie eine unangenehme Nachricht erhalten? sind Sie nicht wohl?“ fragte seine Frau schüchtern, während Rosalie sie auszog.

Er beharrte in seinem Schweigen.

„Geh',“ sagte die Gräfin zu ihrer Kammerjungfer, „ich will mir die Haare selbst aufwickeln.“

Ohne Zweifel las sie in den Mienen ihres Mannes etwas Unheildrohendes und wollte daher mit ihm allein seyn.

Als Rosalie sich entfernt hatte, oder vielmehr, als man sie entfernt glaubte, — denn sie fand es, ihrem eignen Geständnisse nach, für gut in der Nähe der Thüre zu bleiben — trat der Graf gerade vor seine Frau hin und sagte ihr kalt, aber seine Lippen bebten und sein Gesicht war todtenbleich: „in Ihrem Cabinet ist Jemand versteckt?“

Sie sah den Grafen mit einer schrecklichen Ruhe an und antwortete ihm ganz einfach: „Nein, mein Herr!“

(Schluß folgt.)

Der Inquisit.

(Eine Erzählung von G. A. v. Maltiz.)

I.

Solltest du einst, lieber Fußwanderer! wie Freund Seume, der durch die Länder schritt, nicht um nur Post- und Wirthshäuser, sondern um Menschen und Menschenleben kennen zu lernen, deinen Wanderstab auch nach dem hohen Norden von Deutschland wenden, so eile nicht, gleich den Meisten, an einem Ländchen vorüber, das dich ernst aus dunkeln Eichenhainen, und lieblich aus weiten, wallenden Kornfeldern anblicken wird, und sich Ostpreussen nennt.

Diesem Ländchen geht es, wie es stillem Verdienst in dieser Welt stets zu gehen pflegt: Man kennt es nicht, man achtet es nicht. Stiefmütterlich wurde es von jeher geliebt — und stiefmütterlich von Fremden und Reisenden betrachtet; denn es hat ja weder Felsen noch Gletscher, weder glänzende Residenz- noch Handelsstädte rc. rc. aufzuweisen, — und schließt dennoch, bei all' diesem Mangel, so viel Großes, Erhabenes, Kräftiges und Merkwürdiges in sich, als so leicht kein Flecken des ganzen deutschen Vaterlandes. — Müssen denn nur stets Gebirge und Wasserfälle, Museen und Palläste das Einzige seyn, was den Reisenden anzieht? — Der denkende Wanderer sucht sein Vergnügen tiefer; er sucht's im Leben, im Charakter der Völker, die ihm auf seinen Reisen entgegen treten, und freut sich und fühlt sich erhoben, wenn er dort etwas Kräftiges, Großes und Energisches findet. Leider schwindet mit jedem Tage immer mehr und mehr aus dem deutschen Vaterlande, mit dem Stolz seiner deutschen Eichen, auch eben so deutscher Sinn, Nationalität und Volkskraft. Schwach bindet nur noch die Sprache ein Volk zusammen, das schon längst aufgehört hat ein Volk zu seyn, und dessen sich stets widerstrebendes, engherziges Interesse und unglückliche Manie nur Ausländisches anzuerkennen, jeden irgend kräftigen Umriß eines bestimmten Charakters längst verwischt und jeden Keim von Volksthümlichkeit in sich erstickt hat. — Darum, lieber Wander, laß es dir gefallen, wenn dich meine nur selten ganz heitere Muse in ein Ländlein führt, als irgend eines, noch im Stande ist, dir in scharfen, kräftigen Zügen eine Volksthümlichkeit zu entwickeln, die in ihrer originellen Bestimmtheit, in ihrer festen Abgeschlossenheit, sich vor allen Nationen Deutschlands unterscheidet, und an der sich weniger, als an irgend einer anderen, die Spuren eines eigenthümlichen Volkscharakters verwischt haben. —

Der Ostpreuße ist kein Preusse, — kein Deutscher, und eben so wenig weder ein Russe, noch ein Pole. — Es scheint wirklich, als ob die alten Götter: Perkunas, Potrimpos und Pikollos, noch jetzt in den wilden, undurchdringlichen Eichenwäldern herrschten, und eifersüchtig ob ihrer verlorenen Macht, das Volk aus Trotz in seiner Urthümlichkeit zu erhalten suchten. — Denn eben so originell, wie sich dir, lieber Wanderer! das fabelhafte Bernsteinland zeigt dessen schon der Altvater Tacitus gedenkt, und dich in seinen wunderbaren Seen und Burgen aus Heiden- und Ritterzeit, in seinen Hünengräbern und Sumpfforsten anblickt, in denen noch jetzt der Ur und das Elenn in nie betretenen Gegenden haust, eben so originell und eigenthümlich tritt dir auch der Charakter seiner Bewohner entgegen. Ungeschminkte Redlichkeit, Offenheit und tiefes Gefühl für Recht, bezeichnen auf der einen Seite den Ostpreussen eben so: als im Gegentheil auf der anderen: unbeugsamer Wille, Trotz, Widerspruchsgeist und ausdauernder Muth. — Der Ostpreusse kann wohl eine Beleidigung vergeben; aber vergessen nie, und was einst dem Großvater Unrechtes geschehen, erfüllt noch den Enkel mit demselben Haß und läßt solchen nie aus seiner Seele schwinden. —

Diese sonderbare, eigensinnige Charakterfestigkeit findet man nun nicht selten selbst bei den geringfügigsten Ereignissen. So z. B. residirt schon seit undenklicher Zeit kein König von Preussen mehr in der ihm eigentlich allein rechtmäßig angestammten Hauptstadt seines Landes: in Königsberg, und dennoch schreibt sich solche, noch bis auf den heutigen Tag, stets: Haupt- und Residenzstadt Königsberg, und jeder Quintaner weiß zu erzählen: daß der König von Preussen nur Großherzog vom Niederrhein und von Schlesien; Kurfürst von Brandenburg und Herzog von Pommern; aber König — allein von seinem Preussen sey, dessen Hauptstadt und Residenz nicht Berlin, sondern Königsberg heiße, und worin er auch vorzugsweise die königliche Huldigung zu empfangen hätte und eigentlich auch dort nur residiren müsse. — Eben so sonderbar wie sich nun in diesem einen, geringfügigen Zuge der Volkscharakter abspiegelt, eben so spricht sich auch im Allgemeinen dessen Festigkeit bei größeren Ereignissen aus. — Als z. B. 1806 der Ruhm preussischer Tapferkeit auf den Feldern von Jena in den Staub getreten und zum Gespötte geworden war, hielt ihn noch der ostpreussische Arm bei Eilau aufrecht und hätte ihn vielleicht schon damals gerettet, wäre nicht die Eifersucht und der Haß einer fremden Macht — —

das Hinderniß gewesen, und als später 1812 noch Alles in der schrecklichen, dumpfen Ruhe und Furcht vor dem französischen Gewalt-Scepter lag, gohr es schon lange in des Ostpreussen freundlicher Brust und gestaltete sich zuerst in geheimen Verbindungen und Thaten, die, endlich gereift, furchtbar, wie eine Lawine, Alles mit sich zu gleichem Streben fortrissen und Herrscher und Beherrschte zwangen, die Waffen zu ergreifen gegen die Macht, die den unauslöschlichsten Haß in der Brust des kräftigen Völkleins entzündet hatte. —

In gleichem Maaße nun, wie sich so ganz eigenthümlich der Charakter dieses Volkes gestaltet hat, eben so sonderbar hat sich auch dessen Bildung und Intelligenz geformt. Der gemeine Mann in Ostpreussen ist gewöhnlich derb und rauh und nicht selten unwissend; aber dabei, was merkwürdig ist, weder abergläubisch noch bigott. — In dieser Hinsicht steht er weit über dem sonst höher gebildeten Sachsen oder Rheinländer. Auch dem gemeinsten Samländer, Rathunger oder Ermländer ist sein Pastor nichts mehr, als Lehrer. — Zieht er bei schönem Wetter — — seinen Hut vor ihm, so macht er seinen Gruß herzlich, aber nichts weniger als unterwürfig, oder gar bigott-sclavisch. Das Wort fromm findet sich selten in seiner derben Sprache. Er achtet seine Dorfpastoren, wenn sie redliche Leute sind, und geht in die Kirche, nur wenn er Lust dazu fühlt und in seiner Wirthschaft nicht viel zu thun hat. — Dabei ist er ehrlich, offen und gutmüthig; aber auch eben so trotzig, stolz und grob. — Was nun ferner die feinere Bildung des Landes in den höhern Ständen, was dessen Ruhm in Künsten und Wissenschaften anbetrifft, so wird es dich, lieber Wanderer! auch hier sicherlich befremden, wenn dir Männer, wie z. B. Copernikus, Kant, Hippel, Herder, Werner, Hoffmann, Hamann, Friedrich, Krause, Batschko, Reichart u. s. w. entgegentreten, und dir als geborne Ostpreussen treuherzig die Hand schütteln, — und es wird dir bald in des Ländchens dunkeln Perkunas-Hainen, an der fabelhaften Bernsteinküste, auf den Hünengräbern einer riesigen Vorzeit, und auf Hermann von Salza's Heldentrümmern so wunderbar zu Muthe werden, als ständest du auf klassischem Boden, welches denn auch wohl der Fall seyn möchte. — Darum sey nicht ungehalten, wenn ich dir aus jenem Lande ein Geschichtlein erzähle, das, wenn auch höchst einfach und prunklos, dennoch als ein Pinselstrich mehr zu dem Charakterbilde jenes Volkes gehört, das ich dir so eben in einer leichten Skizze zu schildern gesucht habe. Das Geschichtlein soll wahr seyn, und dämmert zu mir herüber, aus fernem, magischem Nebel der frühesten Jugendzeit.

Eduard, ein junger Edelmann, war in der Mitte des Jahres 1790 von der Schule zu Riga, mit der Absicht die Universität zu beziehen, in dem freundlichen Königsberg und zwar erst seit ein paar Tagen angekommen, als er eines Morgens, früher als es sonst der Fall zu seyn pflegte, durch einen mehr als gewöhnlichen Lärm auf der Gasse aus seinem Schlaf gestört wurde. Der Tag war eben angebrochen, als er aus dem Bette sprang und an's Fenster eilte. — Ein freundlicher Sommermorgen strahlte ihm entgegen; voll von Menschen des verschiedensten Standes und Ranges fand er die Gasse gedrängt, und aus weiter Ferne tönte in dumpfen, gehaltenen Schlägen der Ton von gedämpften Trommeln zu ihm hernieder. — „Vermuthlich ein großer Leichenzug irgend einer vornehmen Militärperson," dachte Eduard und lehnte sich weiter zum Fenster hinaus; aber von welchen Gefühlen wurde seine Seele ergriffen, als nun der Trommelschlag immer ernster und schauerlicher durch die Gassen stöhnte; der Zug immer näher und näher kam, und er endlich mit tiefer Erschütterung gewahr werden mußte, daß derselbe kein Leichen-, wohl aber ein Exekutions-Zug war, welcher einen unglücklichen Bruder zu seinem letzten Bestimmungsorte geleitete. — Eduard hatte schon einmal, und zwar in seiner Vaterstadt, ein ähnliches, ernstes Schauspiel zu sehen Gelegenheit gehabt; aber lange nicht so tief, und bis in den innersten Kern der Seele zermalmend, war er damals davon ergriffen worden, als es gegenwärtig geschah. — Dennoch lag der Hauptgrund seiner, diesmal so tiefen, fast fieberhaften, innern Erschütterung, weniger in dem allgemeinen Feierlichen der Ceremonie; in dem ernsten Todtenschlag der Glocken; in dem dumpfen Grabgemurmel der Trommeln; in der so fürchterlich lastenden Stille der Menge, als vielmehr in der, eben so viel tiefes Mitleid heischenden, als Ehrfurcht gebietenden Gestalt desjenigen, der allein das ganze ernste, eben so furchtbare, als erhabene Schauspiel veranlaßte. —

Der Delinquent war bereits ein hoher, siebenzigjähriger Greis, dessen Blick, Haltung und Gang einen mehr als gewöhnlichen Menschen verriethen. — Wenige silberweiße Haare umwallten den ehrfurchtgebietenden Scheitel; ein tiefes, buschiges Augenbraun, dessen Farbe, sonderbar genug, ganz schwarz war, deckten ein mildes, in sanftem Feuer verklärtes Auge und eine Miene, eben so edel, als zufrieden, schien zu sprechen: „Flucht mir nicht! ich sterbe gern." — Eduard konnte sein Auge nicht von der, sein ganzes Wesen in die tiefste Wehmuth auflösenden Gestalt des unglücklichen Greises wegwenden, welcher, wenn auch vom Alter gebückt, dennoch festen, sichern Ganges zwischen den Schranken einherschritt und mit freundlicher, wohlwollender Miene die Umstehenden grüßte, deren Augen alle, alle von Thränen glänzten. —

Da konnte sich Eduard nicht länger halten. Schnell warf er die nöthige Kleidung über, eilte zum Hause hinaus und schloß sich dem ernsten Zuge an, der ihn langsam mit zum Thore hinaus drängte; während er auf jede Frage, so er unterdessen über den Stand und den Namen des Delinquenten an irgend Jemand aus dem Volke richtete, fast immer dieselbe, von Thränen begleitete Antwort bekam: „Ach Gott! es ist der ehrliche Müllermeister Baltrusch; er geht seinen letzten Gang." — So war der feierliche Zug endlich an der ernsten, letzten Stätte angekommen. — Ruhig stieg der ehrwürdige Greis die Stufen des Schaffots hinan. Kein Henker wagte ihn anzurühren. Frei und ungehindert kniete er nieder und betete, wie mit ihm unwillkührlich die ganze Volksmenge. Dann richtete er sich auf, setzte sich von selbst und ohne sich die Augen verbinden zu lassen, auf den kleinen Schämel, und sah den Scharfrichter freundlich an. Dieser zitterte; der Greis nicht. — Im Volke regte sich ein ernstliches Gemurmel, unterbrochen von halblauten Seufzern und tiefen Athemzügen. — Da blinkte plötzlich das breite Schwert in des Nachrichters Händen auf. — Eduard konnte es nicht länger ertragen; mit Entsetzen wandte er den Blick; drängte sich gewaltsam durch die Masse des Volks und war bereits weit von der fürchterlichen Stelle fort, als der entscheidende Streich fiel, der den unglücklichen Greis in die stille, kummerfreie Heimath führte. —

Eduard rannte, wie von Furien gehetzt, durch die öden Gassen. Immer und immer konnte er nicht die bleichen, wehmüthigen Züge des bedauerungswürdigen Mannes los werden. — Immer schmerzlicher traten sie vor seine aufgeregte Phantasie; so daß endlich seine Augen von heißen Thränen überströmten, und er, selbst nicht wissend wie, sich plötzlich auf einer weitentlegenen Promenade der Stadt, auf dem sogenannten Philosophengange befand. Alles um ihn her war öde und stille. — Von dem Thurme der Haferbergischen Kirche tönte es fünf herab und Eduard vertiefte sich immer weiter

und weiter in den schattigen Gängen des noch völlig menschenleeren Spaziergangs. Da wurde es nach und nach auch in seinem Gemüthe ruhiger. Die ganze schreckliche Scene, so er geschaut, kam ihm wie ein schwerer Traum vor, aus dem er plötzlich erwachte. Der schöne Sommermorgen lächelte ihn hold aus tausend Blüthen und Blättern an und sein goldner Strahl, lieblich durch das Dunkelgrün der Bäume zitternd, senkte sich, wie mit sanfter, magischer Kraft in sein aufgeregtes Gemüth. — Eine stille, weit weg von der Hauptpromenade gelegene, einsame Bank ladete ihn zur Ruhe ein. Eduard näherte sich ihr. — Ein alter Mann saß nachdenkend auf derselben. — Der Jüngling grüßte ihn mit leichter Verbeugung und nahm neben ihm auf dem Sitze Platz. Der Alte schien es nicht zu bemerken und verharrte ruhig in seiner Stellung, ohne auch nur den Kopf zu drehen oder durch sonst irgend ein Zeichen von der Annäherung eines Fremden Kenntniß zu verrathen. Nach wie vor saß er regungslos, den Kopf auf beide Hände und diese wieder auf eine Krücke gestützt da, und sah unverwandt vor sich hin. — Der Jüngling bezeugte daher wenig Lust, den sonderbaren Gesellschafter anzureden, dessen ganzes, nichts weniger als ansprechendes Wesen überhaupt schlecht geeignet schien, eine nur in irgend etwas interessante Unterhaltung anzuknüpfen und fortzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)

An den Mai.

Hochwillkommen von der Reise,
Nach der Väter schöner Weise,
Bist du holder Pilger mir!
Schön geschmückt mit bunten Kränzen
Seh' dein Aug' ich heiter glänzen,
Froh sing' ich ein Loblied dir.

Ach! ich fände Stoff zum Klagen
In des Winters Trauertagen,
In der Elemente Kampf':
Wie die Stürme rasend sausten,
Wie die Wasser schreckbar brausten,
Als läg' die Natur am Krampf'.

Nicht die Flur im Silberkleide,
Nicht des Eislauf's kühne Freude
Auf des Strom's krystall'ner Bahn;
Nicht den Flug im raschen Schlitten
Gönnt' Herr Winter, gram den Bitten
Uns in seinem düstern Wahn'.

Doch vorüber sind die Schmerzen
Und die Sehnsucht in dem Herzen
Nach dir, Holder, ist gestillt.
Mächt'ger Zaub'rer! deinem Stabe
Folgt das Leben aus dem Grabe,
Das bis zu den Sternen quillt.

Deine Sänger kehren wieder,
Singen Auferstehungslieder
In der Blüthen süßem Duft';
Rufen, was da lebt, zur Freude,
Sieh! der Gram entsagt dem Leide
Und die Sorge flieht zur Gruft.

Liebe keimt aus allen Zweigen
In der Schöpfung weiten Reichen,
Liebe sonder Raum noch Zahl!
Seh' ich Wesen, zahllos, fliegen,
Und aus Staub' Insekten kriechen:
Eilt zum Weibchen — der Gemahl.

Selbst der kalte Schwimmer tauchet
(Daß er deine Wonne sauget)
Aus dem nassen Element';
Und in seinem Liebesglucke
Grüßt er dich mit schnellem Blicke,
Und verschwindet froh bebend.

Goldne Auen, grüne Fluren
Tragen deiner Liebe Spuren.
Wo dein milder Athem weht:
Weckst du die geheimen Kräfte,
So da geben Frucht und Säfte,
Wann der Erndte Tag ersteht.

Jeder neue Tag giebt Freuden
Aus dem Born der Seligkeiten
Und verherrlicht deine Macht.
Lieder süßer Wehmuth tonen
Von dem Sänger der Camönen
Aus dem Hain' in stiller Nacht.

So im Hain', im Quell und Lüften,
In dem Staub', auf grünen Triften
Ist nur Lust an Lieb' gereiht.
Freiheit! deine Zauber weben
Lieb' und Lust zum schönen Leben,
Wie Natur allein es beut.

Und es strömet Hochentzücken
Deinem Sänger aus den Blicken
Dankvoll nach dem Schöpfer hin;
Mächtig greift er in die Saiten,
Schwingt sich auf der Dichtung Freuden
Hier, wo ew'ge Wonnen bluh'n.

Am 1ten des Wonnemonats 1834.

Besten.

Logogryph.

Ich habe in der neuesten Zeit
Mein Teufelswerk getrieben,
Woruber mehr, als allzubreit,
Gar mancher hat geschrieben.

Ich übte aus die grose Kunst,
Euch offen zu betrugen.
Doch oft war's blos ein blauer Dunst
Der mußte bald verfliegen.

Und wollt ihr hin auf gutes Glück
Ein Zeichen unterschlagen,
So zeigt sich euch ein Kleidungsstuck,
(Das nur die Männer tragen.)
Von Mann und Frau getragen.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 39. Mittwoch, 14. Mai 1834.

Wenn man bei dem Stich der Bienen oder des Schicksals nicht still hält, so reißt der Stachel ab und bleibt sitzen.

Jean Paul (Friedrich Richter.)

Der Eingemauerte
oder
die Rache eines beleidigten Ehemanns.

(Schluß.)

Dies Nein zerriß ihm das Herz, denn er glaubte ihr nicht, und doch war sie ihm nie reiner und frommer erschienen als in diesem Augenblick.

Er wandte sich, um die Thüre des Cabinets zu öffnen — da ergriff sie seine Hand, um ihn aufzuhalten — mit tief bewegter Stimme und mit einem unaussprechlich rührenden und schwermuthsvollen Blick sagte sie ihm: „Bedenken Sie wohl, daß jedes Band zwischen uns zerrissen ist, wenn Sie Niemanden darin finden."

Die Würde ihrer Haltung, ihr Blick und Ton erneuerten in seiner Brust die hohe Verehrung, die er von jeher für sie gefühlt hatte.

„Du hast recht, Josephine," sagte er, ich werde diese Thüre nicht öffnen; dieser Schritt würde uns sowohl in dem einen, als in dem andern Falle unausbleiblich trennen. Ich kenne die ganze Reinheit Deiner Seele, Du würdest selbst Dein Leben nicht durch eine Untreue erkaufen wollen."

Sie blickte ihn starr und wild an. —

Nach einem augenblicklichen Schweigen fing er wieder an, indem er ein Crucifix, das an der Wand hing, genauer betrachtete: „Sie besitzen da etwas sehr Schönes, das ich früher nie bei Ihnen gesehen habe."

Es war von schwarzem Ebenholz, mit Silber ausgelegt und sehr kunstvoll gearbeitet.

„Ich habe es von Duvivier gekauft, antwortete sie, „der es im vorigen Jahre, als der Zug spanischer Kriegsgefangenen durch Vendôme kam, von einem derselben erstanden hat.

„So!" sagte der Graf.

Er hängte das Crucifix wieder an den goldenen Nagel, an den seine Frau es aufzuhängen pflegte und klingelte Rosalien, die nicht lange auf sich warten ließ. Bei ihrem Eintritt zog er sie in die Vertiefung des Fensters, das nach dem Garten ging, und gebot ihr leise, den Maurergesellen Gorenflot zu wecken, der wegen einer im Schlosse vorzunehmenden Arbeit darin übernachtete, und ihm zu befehlen, daß er mit seiner Mauerkelle und anderm Handwerksgeräthe sogleich zu ihm kommen solle. „Sorge aber dafür," setzte er hinzu, „daß Niemand im Schlosse wach wird; sein Glück und auch das deinige ist gemacht, wenn ihr schweigt und gehorcht."

Rosalie ging. Er rief sie noch einmal zurück:

„Da, nimm meinen Hausschlüssel."

„Louis!" rief der Graf mit einer Donnerstimme den Gang hinab.

Louis, sein Diener und sein Vertrauter, kam und erhielt den Befehl, dafür zu sorgen, daß Alles im Schlosse zu Bette gehe und Niemand aufbleibe. Ein Wink gebot ihm näher zu treten: „wenn Alle eingeschlafen sind," setzte sein Gebieter flüsternd hinzu, „aber nicht eher, verstehst Du mich, dann komm' hieher und bringe mir Nachricht davon."

Hr. von Maret, der in dieser ganzen Zeit seine Frau keinen Augenblick aus den Augen gelassen hatte, kam nun ruhig zurück und setzte sich neben ihr vor dem Kamin nieder. Er erzählte ihr die Begebenheiten des Abends, seinen Verlust im Billard, seinen politischen Streit, und als Rosalie zurückkam, fand sie den Grafen und seine Gemahlin traulich mit einander plaudernd.

Der Graf hatte kürzlich die Decken in den Zimmern des ersten Stockes neu mit Gyps bekleiden lassen; er wußte, daß noch eine Tonne desselben vorräthig war, und dies hatte ihn wahrscheinlich auf den Gedanken gebracht, den er jetzt ausführen ließ.

„Gorenflot ist da, gnädiger Herr," sagte Rosalie.

„Laß ihn hereinkommen."

Die Gräfin erblaßte, als sie den Maurer erblickte.

„Gorenflot," sagte der Graf, „im Wagenschuppen liegen Steine; hole so viel davon, als du bedarfst, um die Thüre zu diesem Cabinet zuzumauern. Du kannst Dich des noch vorräthigen Gypses als Mörtel bedienen."

Er zog den Maurer bei Seite. „Diese Nacht bleibst du hier, Gorenflot," sagte er ihm, „morgen früh aber erhälst du einen Paß, um dich nach den Niederlanden zu begeben, und ich werde dir die Stadt bestimmen, wo du dich niederlassen sollst. 6000 Franken gebe ich dir mit, wenn du dich verpflichtest, zehn Jahre im Auslande zu bleiben. Gefällt es Dir in der Stadt nicht, die ich Dir bestimmen werde, so steht es dir frei, dir in den Niederlanden irgend einen andern Wohnort zu erwählen. Du wirst von hier nach Paris gehen und dort auf mich warten. Ich werde Dir eine Verschreibung geben, der zufolge du nach Ablauf der festgesetzten zehn Jahre noch andere 6000 Franken erhalten sollst, wenn du die Bedingungen unseres Contractes treulich erfüllst und über dein in dieser Nacht vorzunehmendes Geschäft das tiefste Stillschweigen beobachtest. — Was dich betrifft, Rosalie, so sollst du 10,000 Franken von mir erhalten, wenn du dich gleichfalls zum Schweigen über die Vorfälle dieser Nacht verpflichtest."

„Rosalie," rief hier die Gräfin, „flechte mir die Haare ein und gib mir meine Nachthaube.

Der Graf ging ruhig im Zimmer auf und ab, kein Blick, keine Miene verrieth ein für seine Frau beleidigendes Mißtrauen, aber er ließ sie, Rosalien und den Maurer nicht aus den Augen.

Gorenflot konnte seine Arbeit nicht beginnen, ohne einiges

Geräusch zu machen; die Gräfin benutzte einen Augenblick, wo der Maurer die herbeigetragenen Steine niedersetzte und der Graf am andern Ende des Zimmers stand, um Rosalien zuzuflüstern: „Hundert Thaler jährlich auf Lebenszeit, wenn er einige Steine blos einsetzt."

„Geh' doch hin, Rosalie," setzte sie laut mit furchtbarer Kälte hinzu, „und hilf ihm, daß er bald fertig wird."

Der Graf und die Gräfin blieben stumm, so lange Gorenflot's Arbeit dauerte. Dies Schweigen war von dem Grafen darauf berechnet, seiner Gemahlin jede Gelegenheit zu entziehen, irgend ein doppelsinniges Wort zu sprechen und sie schwieg dagegen vielleicht aus Klugheit oder aus Stolz.

Als die Mauer, die vor der verschlossenen Thüre aufgeführt wurde, zur Hälfte vollendet war, benutzte der Maurer einen Augenblick, indem der Graf sich abgewandt hatte, um eine von den beiden Glasscheiben der Thüre einzustoßen. — Da gewahrte er auf eine Secunde nur, hinter dem sich dadurch verschiebenden Vorhang, ein bleiches Männergesicht, mit dunkelglühendem Blick.

Die Gräfin hatte es gleich ihm bemerkt — sie winkte ihm mit den Augen zu: „Hoffe!" und es verschwand. —

Gegen vier Uhr Morgens war der Maurer fertig. Louis erhielt von dem Grafen den Auftrag, ihn nicht aus den Augen zu lassen, und dann legte sich der Graf ruhig in dem Zimmer seiner Frau zu Bette.

Als er am andern Morgen aufstand, sagte er mit sorgloser Miene: „Ich muß nur gleich wegen des Passes nach der Mairie gehen."

Seine Frau erbebte bei diesen Worten innerlich vor Freude.

„Er geht zu Duvivier," dachte sie.

Sobald er fort war, schellte sie nach Rosalie. „Um Gotteswillen," rief sie ihr furchtbar zu, „schaffe mir ein Brecheisen — ich habe gestern Gorenflot genau zugesehen, wir werden Zeit haben, das Loch wieder zuzumachen, nur geschwind, geschwind. —

Und sie warf sich nieder und begann mit ihren zarten Händen den Gyps abzukratzen. Rosalie brachte ihr das geforderte Werkzeug und mit einer Heftigkeit, einer Anstrengung, von der nichts einen Begriff zu geben vermag, machte sie sich an's Werk. —

Schon war es ihr gelungen, einige Steine loszubrechen, und eben bot sie alle ihre Kräfte zu einem noch gewaltigen Stoß auf — da erblickte sie ihren Gemahl hinter sich stumm — blaß — drohend.

Sie sank in Ohnmacht.

„Bringe die gnädige Frau zu Bette, ihr ist nicht wohl," sagte er kalt zu Rosalie.

Seine vorgebliche Entfernung war nur ein Fallstrick für seine Frau gewesen, und er hatte sich begnügt an den Maire zu schreiben und Duvivier zu sich bescheiden zu lassen.

Dieser erschien jetzt, als die Unordnung im Zimmer schon wieder beseitigt war.

„Haben Sie nicht" fragte ihn der Graf, „von den Spaniern, die hier im vorigen Jahre durchgingen, einige Crucifixe eingekauft?"

„Nein, Herr Graf."

„Ich danke Ihnen und bitte um Entschuldigung Sie bemüht zu haben."

„Louis," sagte er nach der Entfernung des Juweliers zu seinem Vertrauten, „du wirst heute Mittag hier im Zimmer der Frau Gräfin den Tisch decken; sie ist nicht wohl und ich werde sie vor ihrer völligen Herstellung nicht wieder verlassen.

Vierzehn Tage lang blieb der Schreckliche Tag und Nacht in dem Zimmer seiner Gemahlin, und wenn man in den ersten () Tagen in dem vermauerten Cabinet ein Geräusch hörte und sie ihn um Barmherzigkeit anflehen wollte, ließ er sie nie zu Worte kommen.

„Sie haben mir erklärt, daß Niemand darin sey," war Alles, was er ihr sagte.

Der Inquisit.

(Eine Erzählung von G. A. v. Maltitz.)

(Fortsetzung.)

Der Alte konnte, dem Anschein nach, ein hoher Siebenziger seyn. — Es war ein auffallend kleiner, sehr magerer, fast knochendürrer Mann, in einen bereits etwas aus der Mode gekommenen, braunen Leibrock, mit Perlenmutter-Knöpfen besetzt, gekleidet, welcher jedoch aus sehr feinem Tuche gearbeitet war, und wozu sich seine, weiße, beinahe elegante Wäsche und schwarzseidene Unterkleider gesellten. Das Gesicht des Alten trug ebenfalls, so viel es der Jüngling im Profil wahrnehmen konnte, nichts weniger, als etwas Ausgezeichnetes oder Geistreiches an sich. Der größte Theil des Kopfes, als Nase, Mund und Kinn, verriethen nicht nur etwas Gewöhnliches, sondern beinahe etwas Grobsinnliches, wenn nicht gar Gemeines, und nur die Stirne, welche, wunderbar genug, hoch und majestätisch gewölbt war, schien einem bessern Geiste anzugehören. — Eduard, der in seinem stummen Gesellschafter irgend einen reichen Handwerker oder Fabrikanten zu sehen glaubte, bezeugte daher, wie gesagt, wenig Lust, eine Unterhaltung anzuknüpfen, und saß demnach ebenfalls lange stumm und theilnahmlos neben dem Alten, der ununterbrochen, ohne den Jüngling auch nur mit einem Blicke anzusehen, gedankenvoll vor sich hinschaute. Dennoch vermochte Eduard, sonderbar genug, sein Auge nicht von ihm wegzuwenden. Es war dennoch etwas in dem Wesen des Greises, was ihn unwiderstehlich, nicht konnte er sagen wie und warum, mit geheimer Macht anzog. Die sonderbare, fast monotone Ruhe des Alten hatte etwas merkwürdiges, beinahe unheimliches an sich, und wie auch sein sonstiges ganzes Aeußere etwas Gewöhnliches beurkundete, so lag dennoch wieder auf seiner Stirne eine so ganz eigenthümliche Originalität, beinahe Hoheit, abgeprägt, als Eduard noch nie bei irgend einem anderen Menschen gesehen zu haben sich erinnerte. — Dieses machte denn, daß dem Jüngling das gegenseitige ununterbrochene Schweigen mit jeder Minute unerträglicher und ängstlicher zu werden anfing. Immer unruhiger rückte er auf dem Sitze her und hin, und als auch dieses den Alten aus seiner Ruhe nicht herauszubringen vermochte, faßte sich Eduard endlich ein Herz und redete den Greis von freien Stücken mit den Worten an: „Nicht wahr mein Herr, das nenne ich doch einen schönen Sommermorgen, der das Herz des Menschen zur Freude und Mittheilung stimmt?" —

Der Greis fuhr bei diesen Worten, wie aus tiefen Gedanken plötzlich aufgeschreckt, in die Höhe; sah den Jüngling groß an, und erwiederte: „Ja wohl! Bei jungen Leuten zur Freude, durch Mittheilung; bei Alten, zur Freude, durch Denken," — und somit stand er auf und wollte fortgehen. Doch zufällig entfiel ihm dabei die Krücke. Eduard bückte sich darnach schneller, als es sonst bei ihm der Fall zu seyn pflegte und reichte sie dem Greise hin. Dieser sah ihm darauf lange forschend in das offene, jugendliche Antlitz, lächelte und nickte ihn freundlich an, und nahm, zu nicht geringem Erstaunen des Jünglings und zu dessen Freude, so sich solcher selbst nicht zu erklären vermochte, auf der Bank wieder Platz.

„Ja wohl, mein junger Freund!" fuhr der Alte fort, „ja

wohl ist dieser Sommermorgen schön zu nennen, wie überhaupt die ganze Natur in unserem merkwürdigen Ostpreussen. Die Schweiz und in ihr namentlich die Gegenden des Lauterbrunner Thales, an den Ufern der rothen Lüttschine; wie desgleichen das Münsterthal, in der Nähe des Pierre pertuis, auch die Via-Mala-Kluft bei Chur, das Thal von Wilderswyl, bei den Ruinen von Unspunnen und dergleichen Parthien sind zwar wilder und grotesker; wie anderseits in Oberitalien, die Gegenden in der Nähe von Arretzo, dicht bei dem kleinen Städtchen Cortona, woselbst noch die Ruinen eines alten Bachustempels stehen, und eben so auf demselben Wege von Foligno nach Spoletto, nahe an einem Orte, welcher Vene heißt, und woselbst die Quelle des alten Klitumnus fließt, üppiger und bluhender; aber sonderbar, eine so ganz eigenthümliche, kräftig-hohe, nordische Natur, wie sie unser Ostpreussen darbietet, findet man selten; selbst in dem hohen Schweden, in der Nähe des Mälarsees und seiner vielen Inseln, der mit dem Hielmarsee verbunden ist, findet man zwar die nordische Natur in rauheren, pitoreskeren Formen, aber selten irgendwo zu einem so ernsten und doch so freundlichen Bilde vereint, wie sie sich hier, in diesem wunderbaren Vaterlande des Bernsteins zeigt." —

„„Sie müssen, mein Herr, schöne Reisen gemacht haben,““ sagte der Jüngling erstaunt.

„Ei, mit nichten, mein junger Freund! mit nichten," erwiederte der Greis. — „Ich bin nie aus Königsberg gekommen." — Verwunderungsvoll sah ihn der Jüngling an. Der Alte fuhr fort:

„Man lernt auf Reisen nichts, was man nicht schon vorher gelernt hat. — Das Reisen ist wie die Probe eines Rechenexempels. Ist man schon vorher überzeugt, richtig gerechnet zu haben, braucht man die Probe nicht mehr und das Exempel muß doch stimmen. — Der Mensch lebt auf dieser Welt zu kurz, um von jedem Divisions- oder Multiplications-Exempel die Probe machen zu können. — Er muß sich üben, das Glück seines Lebens auch ohne Probe richtig zu berechnen." —

„„Ach ja wohl!““ seufzte der Jüngling; „„wenn nur nicht die Brüche — wären.““ —

Der Greis sah ihn hierauf groß an. Die Antwort schien ihm zu gefallen: Er fuhr fort: „Da haben Sie Recht, mein junger Freund! Man muß jedoch die Brüche durch die geraden Zahlen der Philosophie zu heben suchen, und die unächten mit edlem Stoycismus von sich werfen. — Dann geht's schon. Doch ich sehe an Ihren Mienen: mein Gespräch ist Ihnen wohl zu ernst?" —

„„Ei behüte!““ erwiederte Eduard erröthend, „„behüte, mein Herr! Im Gegentheil, es thut meinem Herzen wohl. — Was Sie etwa Befremdendes in meinen Zügen finden sollten, ruhrt nur von einem höchst traurigen Schauspiel her, was ich kurz vorher zu sehen Gelegenheit hatte,““ — und somit erzählte er dem Alten, was der geneigte Leser bereits weiß.

Der Greis hörte ihn, während er sein Haupt auf die Krücke gestütz hielt, und ohne ihn zu unterbrechen, gelassen an. Dann, nachdem der Jüngling geendet, fuhr er fort:

„Ja, so etwas ist für den gefühlvollen Menschen ein schreckliches Schauspiel. — Ich kenne die Geschichte des unglücklichen Müllermeisters Baltrusch ganz genau. Die Menschheit wird sich noch so manches Jahrhundert hindurch regeneriren müssen, bevor sie zu der Vernunft kommen wird, einzusehen: daß die Todesstrafe eigentlich keine Strafe ist, sondern nur eine Grausamkeit, so an seinem Nebenmenschen zu vollziehen eigentlich kein Mensch das Recht hat. — Aber freilich hier hat es damit eine ganz eigene, andere Bewandtniß."

„„O erzählen Sie! erzählen Sie, mein Herr!““ rief der Jüngling feurig und ergriff des Greises dürre Rechte.

Der Alte sah ihm lächelnd in's Gesicht. Der junge Mann senkte verlegen den Blick und setzte dann entschuldigend hinzu: „„Sie müssen mir meine Zudringlichkeit verzeihen, mein Herr! ich bin ein Fremder, erst gestern, und zwar zum erstenmale, hier in Königsberg angelangt, und kann nicht sagen, was mich so wunderbar mächtig an dem traurigen Schicksale jenes Unglücklichen interessirt, und was mich noch mehr an Sie, mein Herr! an Ihre ganze Art zu seyn und zu sprechen fesselt.““ — Des Greises helles Auge ruhte bei diesen Worten wie festgebannt auf dem Jünglinge. — Dieser blickte ihn jedoch freimüthig an. — Der Alte lächelte und sprach:

„Ich liebe Offenheit. Sie ist ein Zeichen einer reinen Seele, und da Sie, wie Sie sagen, ein Fremder sind, so möchte Ihnen vielleicht die Geschichte des Müllermeisters Baltrusch einen nicht uninteressanten Beitrag mehr zur Charakteristik der Bewohner eines Landes liefern, in dem Sie sich ja gegenwärtig befinden, und das, wie schon gesagt, in seiner originellen Abgeschlossenheit nicht so leicht mit irgend einem anderen zu vergleichen ist." — Dieses ausgesprochen, begann der Greis ungefähr wie folgt:

„Es mögen jetzt vielleicht zwanzig Jahre her seyn, als die Begebenheit geschah, so ich Ihnen jetzt, mein junger Freund, zu erzählen gedenke, und welche Ihnen einen Beweis mehr für den sonderbar-energischen Charakter des Ostpreussen im Allgemeinen, wie in's Besondere, für ein ihm vorzugsweise eigenes, tiefinnewohnendes, starres Rechtsgefühl liefern soll. —

„Wenn man von hier zum sogenannten Steindammerthore hinaus immer nordwestlich geht, so erreicht man bequem in einem Tag: die an Bernstein reiche Küste unserer vaterländischen Ostsee. Einen nicht uninteressanten Genuß gewährt es dann dem Naturfreunde, wie in's Besondere dem Naturforscher, seine Wanderung unten am Strande, längst den gar wunderbar gestalteten hohen Seeufern, mit ihren Bernsteingräbereien und wilden Erdfällen, mit ihren rauhen Waldschluchten und schroffen Bergwänden, fortzusetzen. Ein ganz eigenes Gefühl des Schauers ergreift den Reisenden, wenn er diese Gegenden der tiefsten, nacktesten Einsamkeit betritt. Auf meilenweiten Strecken begegnet ihm kein menschliches Wesen. Hohe, bald nackte, bald wildbewachsene Seeufer mit weit in's Land hineingähnenden Schluchten, in denen einzelne, kleine Fischerkähne auf kahlem Seesande liegen, ist das Einzige, was er sieht. Hin und her blickt vielleicht ein ärmliches Fischerdörfchen von der sandigen Höhe herab, oder dräut von schroffiger, trotziger Erdwand eine einsame Feuerbake zu ihm nieder. Sonst sieht und hört er nichts, als dann und wann den pfeiffenden Flug der scheu aufstreifenden Möve, oder hie und da einen einsamen Seehund, der sich tief im Meere auf nackten Steintrümmern sonnt. — Alles, was er überhaupt hier sieht, scheint ihn wie mit Augen aus der Fabelzeit des frühesten Urväterthums anzublicken, und er erwartet mit jedem Schritte, den er weiter thut, nichts Geringeres, als daß nun bald ein nackter, riesiger Porusse, mit wilder Keule bewaffnet, aus irgend einer jener furchtbaren Schluchten heraustrete, oder daß ihn aus einer jener riesigen Eichen des drohenden Donnergottes, Perkunas Bild mit zorniger Miene anblicken werde. — Aber Alles um ihn her ruht, so nach wie vor, in ewiger Oede und Stille, und scheint nur zu ihm wie aus dem Grabe eines versunkenen Jahrtausends zu sprechen. Immer kahler und nackter wird die abentheuerliche Gegend, je mehr er sich der äußersten Spitze von Samland, dem schroffen und trotzigen Brustort, nähert; von dessen schwindelnder Höhe zwei riesige Feuerbaken zu ihm herabblicken, und in ihrer schwarzen, warnenden Gestalt an die Gefahr mahnen, die

hier im tiefen, felsigen Grunde des Meeres auf den sorglosen Seefahrer lauert. Doch kaum hat er diese äußerste Spitze erreicht, als plötzlich, wie durch einen Zauberschlag, die ganze Gegend völlig verändert vor ihm da liegt. Die ganze Natur scheint mit einem Male einen ganz anderen Charakter angenommen zu haben. Keine nackte, schroffe Höhe, keine wild herabdrohende Erdwand schreckt mehr das scheue Auge. — Liebliche, sanft ansteigende Ufer von schattigen Buchen- und Eichengrün bedeckt, grüßen mit geheimnißvoll-romantischem Blick den erstaunten Wanderer, und öffnen sich bald hier, bald dort zu kleinen, freundlichen Waldthälern, aus denen gar zierlich gebaute, reinliche Fischerhäuschen hervorschauen, umkränzt von grünen, sonnigen Gärtleins, welche sich sämmtlich an sanften, anmuthigen Höhen hinziehen, aus deren wildbewachsenen Spitzen sich Hunderte von Bächleins wie flatternde Silberbänder herab, weit durch die lieblichen Thäler, in meandrischen Krümmungen ergießen, oder im sanften Gemurmel über bemooste Waldsteine hinweghüpfen.

Hier nun war es, wo, wie gesagt, vor ungefähr zwanzig Jahren an einem heitern Sommerabend der Justizrath von Ehrenfeld langsam, im Anschauen der herrlichen Natur versunken, längst dem schattigen Gestade daherschritt. — Amtsgeschäfte, so ihn öfters in dem nicht fern gelegenen Strand- und Domainen-Amte Groß-Dirschkeim zu seyn nöthigten, waren der Hauptgrund, warum er diese einsamen Gegenden fast jeden Sommer besuchte. Der Justizrath war noch ein junger Mann von höchstens dreißig Jahren, und nur mit besonderer Berücksichtigung seiner ausgezeichneten Kenntnisse, und aus ganz besonderer hoher Protektion, die er zu genießen das Glück hatte, schon so früh in einem so bedeutenden Posten zu Königsberg angestellt worden. Was Wunder, daß ihn Neid und Mißgunst verfolgten, und ihm sein Geschäft, wie überhaupt sein stilles, stets zurückgezogenes Leben zu erschweren und zuwider zu machen suchten.

Der Justizrath sah dies wohl; gehörte jedoch leider nicht zu jenen kräftigen Naturen, welche Philosophie genug besitzen, um sich über Kränkungen und Schmähungen solcher Art leicht hinweg zu setzen. Die Natur hatte ihn mit einem zarten, beinahe zu tief fühlenden Herzen ausgestattet, wozu sich noch ein leiser Anflug von Poesie und Schwärmerei gesellte, — welcher ihn öfters in unangenehme Lagen brachte, und nicht selten sogar Anlaß zu feinen Spöttereien und sarkastischen Bemerkungen gab. — Die Pedanterie der vergangenen Zeit, wie nicht selten noch die der jetzigen, vermochte nun einmal nicht, sich einen ordentlichen Geschäftsmann zu denken, oder an dessen Fähigkeit zu glauben, wenn derselbe das Unglück hatte, irgend etwas noch außerdem entweder zu seinem Vergnügen zu treiben oder zu seyn; das heißt, entweder die Geschicklichkeit besaß, dann und wann einen wohlgebauten Vers machen, ein Musikstück gut vortragen, oder überhaupt in irgend einer Kunst etwas leisten zu können. Demnach stand, wie Sie, mein junger Freund! leicht denken können, der Justizrath von Ehrenfeld nicht gerade im besten Ruf. Des Herrn Kammerpräsidenten gepudertes Haupt schüttelte sich nicht selten mißbilligend, wenn der Herr Justizrath irgend einmal Vortrag hielt, und sein engherzig-pedantischer Sinn wußte stets bei dieser oder jener Relation irgend etwas Formwidriges heraus zu finden; wenn das Ganze auch noch so geschickt und geistreich gearbeitet und zehnmal besser auseinander gesetzt war, als es je des Herrn Präsidenten hohe Weisheit auszuarbeiten im Stande gewesen wäre. —

(Fortsetzung folgt.)

Melancholie im Mai.

Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder: —
Mir ist er abgeblüht.

Schiller.

So kehrst du wieder,
Du holder Mai!
Und deine Lieder
Erwachen neu.
Von Neuem wallet
Dein süßer Duft,
Und labend säuselt
Die milde Luft.

Zum heil'gen Tempel
Wird die Natur,
Und jedes Antlitz
Trägt Wonnespur. —
Für mich, den Armen,
Gibt's keine Lust;
Denn kalt und öde
Ist meine Brust.

Wie freudig schallte
Des Knaben Lied,
Sobald das erste
Maiglöckchen blüht'!
Jetzt schleicht der Jüngling
Mit trübem Blick,
Ihm ist erstorben
Das schöne Glück.

Wohl blühen Blumen,
Wohl weht der West;
Doch schwerer Kummer
Die Brust ihm preßt.
Der Frühling heilet
Manch wundes Herz,
Er steigert oft auch
Den argen Schmerz.

Erscheinst du wieder
In unser'm Thal,
Vielleicht geheilt dann
Ist meine Qual;
Wenn sanft ich schlumm're
In kühler Gruft,
Bis zum ew'gen Lenz' mich
Der Vater ruft. —

Dann hauche, Holder,
Wenn längst ich todt,
Dem trauten Liebchen
Die Wänglein roth,
Und zeig' ihr, wo der
Getreue liegt,
Ein einsam trauernd
Vergißmeinnicht! —

Schbezt.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 40. Sonntag, 18. Mai 1834.

Die Liebe stirbt, wie die Menschen, öfter am Uebermaße als am Hunger; sie lebt von Liebe; aber sie gleicht den Alpenpflanzen, die sich vom Einsaugen der nassen Wolken ernähren, und die zu Grunde gehen, wenn man sie bespreugt.

Jean Paul (Friedrich Richter.)

Ueber den jetzigen Tanz.

„Schlummre mein Püppchen,
Was gackert im Stall?
Heute ist Kränzchen
Und morgen ist Ball!"

Es ist eine goldene Zeit die des Carnevals! Picknicks, Kränzchen, Bälle, Hausbälle, Tanzabende, u. s. w. Da scheint es den Mädchen doch endlich klar zu werden, welchen Endzweck die Schöpfung mit ihnen hat; sie sind geboren, zu leiden und zu walzen; sie sind geboren, um der Welt ein philosophisches Beispiel zu geben, wie man in das Grab hinein tanzt; Da die Mädchen nicht in den Krieg ziehen, so hat die Natur, um ihre Ueberzahl zu verringern, das Tanzen erfunden. Wenn man einen Ballabend hindurch unsere Mädchen tanzen sieht, so muß man wirklich jener Frage geistiger Philosophie beistimmen, nämlich: ob Frauenzimmer auch Menschen sind?

Ich möchte nur so ein Mädchen gern fragen, wieviel bekommen sie für die Stunde? Denn es ist nicht mehr ein Tanzen, es ist ein Rasen, eine Arbeit, ein Frohndienst, ein Gliederzappeln eine systematische Epilepsie, eine St. Veitswuth, eine musikalische Verzuckung u. s. w.

Die Mädchen hören auf Mädchen zu seyn, alle Schönheit erlischt, alle Grazie entflieht, alle Anmuth schwindet, alle Natur entweicht, und vor uns stehen Blocksberg-Candidatinnen in modernen Kleidern, mit triefenden Locken, mit rothgekochten Backen, mit schweißübergossenen Nacken, mit klapperndem Busen, mit keuchendem Odem, mit irrsinnigen Blicken, unvermögend ein Wort zu sprechen, und diese Wesen bilden sich ein, sie gehören zum zarten, zum schwachen, zum lieblichen, zum schönen Geschlecht.

Man hat früher auch getanzt, aber man hat mit mehr Moderation getanzt, die Frauenzimmer blieben immer in den Schranken der Grazie, der weiblichen Decenz, und des feinen, geselligen Anstandes; kurz, es waren immer Frauenzimmer, die es wußten, daß der Tanz erfunden worden zu ihrem Vergnügen, zur Abwechselung. Jetzt aber hört das Mädchen auf zum schönen Geschlecht zu gehören, wie sie anfängt zu tanzen, sie glaubt, sie wäre für den Tanz erfunden worden. Keinen Augenblick der Zwischenruhe, Engagement über Engagement, Austanzen, nebenbei toben, wirbeln wie die Windhosen, hoppeln wie eine Grasmücke, springen wie eine Heuschrecke, galoppiren wie die Mecklenburger Renner, schleifen wie die Wettschlitten u. s. w.

Wozu so viel Arbeit zum Selbstmorde? Da kann man es viel bequemer haben, wenn man in's Wasser springt, das kann man noch mit einiger Grazie thun; aber, meine guten Tänzerinnen, wenn ihr euch nur mit fremden Augen betrachten könntet, während ihr so tanzt, als hätte euch der Gott sey bei uns dazu verdammt, ihr würdet vor euch selbst zurückschaudern und euch als die Mörderinnen aller Weiblichkeit anklagen.

Nur zu so, pflanzt euch himmelhohe Schanzkörbe auf den Kopf, legt euch tausend Faschinen unter das Busentuch, rüttelt euch zusammen wie die schlanken Ausrufungszeichen, hängt euch Puffen und Schleifen an wie die Maibäume, rafft vier Monate vor dem Ball alle Tänzer zusammen, und haltet die doppelte Buchhalterei eures Tanzbüchleins höher als euer Gebetbuch, tanzt von sieben Uhr bis vier Uhr Morgens, daß ihr dampft wie die Dampfschiffe, zertretet eure Schönheit im rasenden Walzer, knicket die Blume eurer Gesundheit im Toben des Cotillons, entblättert die Blüthe der weiblichen Sitte in der sittenlosen Galoppade, entsagt allen Rechten auf Anmuth und Anstand in dem wüthigen Tempête, tanzt wie ein Sternschneuzzen aus mit Abonnement suspendu, thut das Alles, dann geht nach Hause mit Kopfweh, Husten, Schwindsucht, Gliederreißen, Seitenstechen, Wadenkrampf, mit steifem Nacken, mit heiserm Hals, mit rothen Augen, und ihr habt noch obendrein das Bewußtseyn, euch doch keinen Ehemann zusammengetanzt zu haben!

Denn glaubt mir, meine Lieben, man kann sich einen Mann ersprechen, ersingen, erseufzen, erklugen, erschmachten, aber man kann sich keinen Mann ertanzen!

Der Mann, mit dem ihr am wüthigsten in die Reihen hineintanzt, der euch in der Galoppade wie einen Mehlsack am feurigsten von einem Arm in den andern schleudert, der besinnt sich am allermeisten euch zu der langen Menuette des Ehestandes aufzufordern. Gerade derjenige junge Mensch, der von euch sagt: „das Mädel aber tanzt, das ist ein Wettermädel!" gerade dieser betrachtet euch als ein Wetter, das vorübergeht. Glaubt mir's, meine lieben Mädchen, ich bin ein alter Practicus, das Tanzen hat schon mehr Herzen getrennt als verbunden, und mehr Verbindungen zerrissen als geknüpft! Sagt selbst, wie soll ein Mann, der ernst denkt, der das Leben höher nimmt als einen Ball, dem die Liebe mehr ist als eine Ecossaise, dem die Liebe heiliger ist als der Altvatertanz, und die Bestimmung des weiblichen Geschlechts bedeutsamer als eine neue Tour im Cotillon, wie soll ein geistreicher, feinfühlender, zartdenkender und gebildeter Mann sich euch mit Liebe und Achtung nahen, wenn er sieht, daß die Frivolität euch umstrickt hält mit ihren fliegenden Sommerfäden, daß euch ein gewandter Fuß mehr gilt als ein gewandter Kopf, ein leichter Leib euch angenehmer ist als ein treues Herz, daß euch der eitle Geck, der sein tausendräthiges Pfauenrath hohlbrüstend um euch her zieht, euch entzückt und in Transspirationen bringt, daß ihr alle Würde,

alle höhere Charis des schönen Geschlechts mit Füßen tretet, und daß sich durch das Staubaufwirbeln euer Sohlen all' das Geleit der Charitinnen und Huldgöttinnen vor euch aus dem Staube machen! Und ihr, nachgiebige Väter und Mütter, die ihr eure Töchter mit euch herumschleppt, wie abzuschneidende Coupons, die ihr sie sendet auf Messen, Badeorte, auf Carnevals- und andere Bälle, die ihr immer nebenbei einhersteigt, mit dem Auctionshammer in der Hand, und nach den Meistbietenden umschaut, die ihr mit euren Töchtern daherkommt als lebendige Affichen der zu veräußernden Mobiliarien, die ihr sie mit Gewalt hinausschiebt auf dem Präsentirteller der Oeffentlichkeit, die ihr im Herzen vor Freude pumpert, wenn sich um euer Liebesröschen versammelt das Heer der hirnlosen Courmacher und sie überdecken mit Fadaisen und sie überzuckern mit ecklem Gesüßel, und dann forthüpfen, um zu erzählen, wie sie die Gänschen heiß gemacht hätten; bedenkt, ihr thörichten Mütter, daß ihr verantwortlich seyd für das Herz, für das Glück, für die Zukunft eurer Töchter vor dem großen Richter, der euch diese Kleinodien anvertraut hat! Bedenkt, daß die Blume der Liebe und des häuslichen Glückes nur unter dem Glassturze der Häuslichkeit und Eingezogenheit ihre Blätter treibt, aber nicht auf dem großen Geschirrmarkt der übergelaßten, leeren, nichtigen, großen, Welt! Bedenkt, daß der Mann ein Weib für sich sucht und nicht für die Welt, daß er eine Gemahlin sucht und keine Tanzerin, eine Gehülfin und nicht einen Modewaaren-Auslegekasten, eine Gefährtin durch die lange Rosen- und Dornenbahn des Lebens, und nicht eine leichtfüßige, leichtsinnige, leichtherzige und leichtheirathliche Luftspringerin zu einem sechsstündigen Picknick!

Dann, wenn eure Töchter über den verfehlten Zweck ihrer Jugend, über den vergriffenen Plan ihrer Bestimmung, in ihren herbstlichen Tagen zurückweinen in das Rosenparterre ihrer Jugend, dann fallen ihre Thränen wie heißes Blei auf eure Seelen, ihr thörichten Mütter!

Der Inquisit.

(Eine Erzählung von G. A. v. Maltitz.)

(Fortsetzung.)

Dieses Alles nun, verbunden mit einem nicht selten kränklichen Körper, stimmten den Justizrath mit jedem Tage mehr immer ernster und menschenfeindlicher. — Eine höchst unglückliche Liebe in frühester Zeit, welche sich zuletzt mit einem schändlichen Betruge seiner tiefsten, heiligsten Empfindungen geendet, hatte in seinem Innern eine Bitterkeit zurückgelassen, die ihn schon von jener Zeit an den menschlichen, und noch mehr jede Art von weiblichen Umgang ängstlicher fliehen ließ, als es sonst bei Männern seines Alters der Fall zu seyn pflegt. Durch diese strenge Zurückgezogenheit nun ladete er, wie dort durch seinen poetischen Sinn den Haß vieler Männer, so hier den Haß der meisten und besonders der vornehmen Frauen der Stadt auf sich. Sie konnten es dem guten Manne durchaus nicht vergeben, daß derselbe bei so vielen Ansprüchen zu einer zweck- und standesmäßigen Verheirathung, als: Jugend, Titel, Rang und Geld, noch immer unbeweibt sey, wie desgleichen, was ihnen das Aergste war, auch überhaupt wenig Hinneigung zum weiblichen Geschlecht, und noch weniger Achtung vor demselben zu verrathen scheine. — Dieserwegen war denn der gute Justizrath nur auf den Umgang mit sich selbst, der Natur und den Wissenschaften beschränkt, und lebte nur sich, einer stillen, innern Beschauung und jenem Ideal, das ihn in allen Verhältnissen seines Lebens ununterbrochen ewig mild und jugendlich umschwebte, seine einsamen Spaziergänge belebte, seinen Mißmuth milderte und sein wundes, oft verkanntes Herz mit jenem Trost einer süßen, wohlthuenden Ruhe erfüllte, der nur tieffühlenden Seelen bekannt ist. — Daher sah man ihn denn auch außer jenen Stunden, die ihn an sein Berufsgeschäft fesselten, meistentheils allein, auf einsamen Spaziergängen, bald in nahen, bald in fernen Umgebungen der Stadt; was, wie Sie, mein junger Freund! leicht denken können, ebenfalls zu allerlei Spöttereien, Vermuthungen und Bemerkungen Anlaß gab und dem redlichen Manne gar bald den Namen eines Träumers zuzog, der selbst nicht wisse, was er eigentlich wolle. — Dennoch war es in unseres Freundes Innerem nichts weniger als in der Art, wie es sich die allgemeine Stimme dachte, beschaffen. — Er wußte im Gegentheil nur zu gut, was er wollte, und sein zartfühlendes Herz war, wenn auch bei der entschiedensten Abneigung gegen Alles was Weib hieß, dennoch in seiner innersten Tiefe von einer so warmen, heiligen Regung für das höchste Ideal wahrhafter Liebe durchdrungen, um eben deswegen die allgemeine Masse gewöhnlicher Weiber nicht nur allein gering zu schätzen, sondern als wie völlig für ihn nicht da, gleichgültig zu betrachten; indem ihn leider eine mehrjährige bittere Erfahrung zu der Ueberzeugung gebracht: wie stets der, selbst dem besten Menschen schon mitgeborne Egoismus jedes Aufkeimen wahrer, anspruchsloser und uneigennütziger Liebe verhindere und selbst auch in der reinsten Zuneigung des besten Weibes mehr oder minder nichts, als nur höchstens versteckte Eigenliebe oder feine Selbstsucht blicken lasse. — Diese und ähnliche Ansichten hatten ihn nun, wenn auch mit sich selbst fest abgeschlossen und ruhig, dennoch nichts weniger als empfindungslos und hart gemacht. Er fand in seinen Idealen sein Glück, und milderte durch Träume die trockene Wirklichkeit, in der er zu leben gezwungen war. —

Von einer anderen Seite, von der seines öffentlichen Geschäftslebens betrachtet, stand der wackere Justizrath ebenfalls in einem nicht weniger schweren Kampfe mit der Welt und seiner Zeit. Ein seit mehr als einem Jahrhundert eingewurzelter, alter Schlendrian im Justizfache zwang ihn nicht selten, die den Edeln stets mit Undank lohnende Parthei einer energischen Opposition und zwar mit Erfolg zu ergreifen. — Besonders fest und bestimmt erklärte er sich in einer Schrift gegen den üblichen Gebrauch der lateinischen Ausdrucke bei juristischen Verhandlungen und wies nicht undeutlich darauf hin: daß für die Beibehaltung derselben kein anderer vernünftiger Grund aufzufinden möglich sey, als höchstens der, dadurch ungerechterweise den geringeren, weniger unterrichteten Unterthan von der genaueren Kenntniß der Landesgesetze, Formen und Verordnungen abzuhalten und eben dadurch der Prozeßsucht und der Advokaten-Intrigue Thor und Thür zu öffnen. — Nicht minder frei und klar sprach er sich auch in anderen öffentlichen Druckschriften gegen das zu wenig öffentliche Verfahren in Justizsachen; gegen die eben so unberufenen, als ungesetzlichen Eingriffe der Polizei in richterliche Angelegenheiten; gegen die Ungerechtigkeit sogenannter Kabinets-Justiz; wie ingleichen, und hauptsächlich, gegen das eben so barbarische, als widersinnige Gesetz der Todesstrafe, und was dergleichen Gegenstände mehr waren, aus.

Dieses Alles erwarb ihm denn, wenn auch die Herzen aller Besserdenkenden und mit der Zeit Fortschreitenden, doch auch eben so den unauslöschlichen Haß aller jener, die, herübergekommen aus der pedantischen Zeit des vorigen Jahrhunderts, Alles nach wie vor mit Gewalt in jene längst veralteten Formen schmieden wollten, und dieserwegen in dem stillen, ruhigen Justizrath nichts Geringeres, als einen, sich gegen die bestehenden Landesgesetze und gegen das königliche

Ansehen auflehnenden, gefährlichen Menschen sahen, oder doch wenigstens beabsichtigten, ihn vor der Welt in einem solchen grellen Lichte sehen zu lassen.

Dergestalt stand nun, wie Sie, mein junger Freund! leicht von selbst einsehen werden, der wackere Mann nichts weniger als sicher, und man lauerte schon lange im Stillen auf eine Gelegenheit, ihn von den Geschäften zu entfernen. Der Justizrath war jedoch kein Mann, um sich sogleich vor irgend einer Art von Intrigue oder Verläumdung zu fürchten. Er ging, nach wie vor, unerschrocken seinen einmal betretenen, redlichen Weg; lebte still und zurückgezogen und änderte, gestützt auf sein Ansehen und seine Protection in der Residenz, weder seine Ansichten, noch sein, einmal nach reiflicher Ueberlegung gefaßtes Vorhaben. —

So stand das Ganze, mein junger Freund! als unser redlicher Justizrath langsam, in Betrachtungen versunken, längst den wundersam gestalteten Ufern unserer vaterländischen Ostsee einherschritt. —

Eben senkte sich die Sonne hinter die schroffe Spitze von Brustort, als er sich dem, in dunkler, waldiger Bucht gelegenen, malerischen Fischerdörfchen Kleinkuhren näherte. Wer irgend einmal Gelegenheit hatte, diese einsame, den Wanderer mit tiefem, ernstem Sinn ansprechende Gegend zu betreten, wird vorzugsweise bei Erblickung dieser, wie in die stumme, ernste Nacht einer ewigen Einsamkeit begrabenen Waldschlucht, seine Seele von Gefühlen eines ganz eigenen, geheimnißvollen Schauers und einer unaussprechlichen, thränenschweren Wehmuth ergriffen fühlen. — Dies war nun auch der Fall bei unserem einsamen Wanderer. — Still und immer stiller ward es in seiner, wie von süßen Klängen einer innern, heiligen Musikwelt sanft aufbebenden Brust, als sein Blick auf dem originellen Zauberbild dieser Gegend ruhte und gleichsam, als sprächen Stimmen eines goldenen, längst verlorenen Jugendparadieses zu ihm hernieder, so zitterte sein Herz von einer süßen, namenlosen Wehmuth auf, und ihm ward, je länger sich sein Blick in das weite, waldige Grün des friedlichen Thales versenkte, so wunderbar wohl zu Muthe, als träte er hier mit einemmal in das Land aller seiner süßesten Träume, seiner nie befriedigten, heißesten Sehnsucht ein. Mit lautlosem Entzücken folgte er einem Pfade, der ihn tiefer in die Bucht führte. Hohe, waldige Hügel schauten ihn bald ernst, bald wieder wie mit heimisch-lächelndem Blicke an. Kleine, freundliche Fischerhäuschen drängten sich, wie furchtsam, an hohe, schroffe Bergwände hin, und ein klarer, wasserreicher Bach, aus der dunkeln Waldtiefe des Thales kommend, rauschte in leichten Wellen über hohe, moosige Steine hinweg, weit in die ferne, blaue See hinein. — Unser Wanderer setzte sich auf einen der vielen hohen Steinblöcke, welche das Meer an den Eingang der Bucht geworfen hatte, und schaute unverwandt in das stille, Ruhe athmende Thal. — Nichts ließ sich hören und sehen. — Keines Menschen Tritt, keines Hundes Laut belebte diese Einsamkeit. — Da endlich, nachdem er lange so gesessen, tönte plötzlich ein, hier in unserer Gegend allgemein beliebtes und bekanntes Fischerliedchen zu ihm nieder. Er horchte auf. — Eine Weiberstimme sang:

Im Wasser wohnt Kühlung, im Wasser wohnt Ruh'.
Fahr' immer, mein Kähnchen fahr' immer zu!
Tief unter den Wellen, da blutet ein Herz:
Da löschet der brennende, schneidende Schmerz.

Tief unter den Wellen, da lieget ein Grab.
Fahr' immer, mein Kahnchen, fahr' immer hinab! —
Tief unter der Wasser krystallenem Fließ,
Da klingt es so schmerzlich, da klingt es so süß. —

Tief unten, vom Grunde, aus kühlendem Sand,
Da winkt es mit bleicher, mit liebender Hand.
Im Wasser wohnt Kühlung, im Wasser wohnt Ruh'.
Fahr' immer, mein Kahnchen, fahr' immer zu! —

Wunderbar fühlte sich unser Freund von diesem wehmüthigen Gesange ergriffen, und als er sich darauf nach der Gegend hingewendet hatte, von wo aus die Stimme zu kommen schien, bemerkte er plötzlich in einer mäßigen Entfernung, in einer der kleineren Nebenbuchten des Thales, ein Fischermädchen, welches nicht weit vom Seeufer auf einem einsamen Steinblock saß und Netze ausbesserte. Er trat, von ihr unbemerkt, näher an sie heran und blieb sogleich wenige Schritte von dem Orte, wo sie saß, betroffen hinter einem Buchenstrauche stehen. — Das Mädchen schien zwar, was theilweise ihre Kleidung anbetraf, dem Fischergewerbe anzugehören; zeigte jedoch außerdem in ihrem ganzen Wesen so viel Außergewöhnliches, welches schon auf den ersten Blick jeden eine höhere Bildung vorauszusetzen zwang. — Die letzten Töne des Liedchens waren eben im lauen Abendwinde verhallt. — Das Mädchen ließ, wie gedankenlos, die Netznadel sinken und sah starr und schmerzlich in die weite See hinein. Eine leise Kopfbewegung verschaffte dem Justizrath einen deutlichern Anblick ihrer Züge. Es war ein blasses, beinahe bleiches, leidendes Gesicht, aus dem ein dunkles, matterloschenes Auge den herben Schmerz einer versunkenen Freudenwelt zu verkündigen schien. Der Justizrath konnte sich von dem wehmüthigen, sein ganzes Innere in den schmerzlichen Tiefen aufregenden Anblick nicht trennen. Da fielen die letzten Strahlen der sinkenden Abendsonne auf des Mädchens Antlitz. Eine Thräne, heiß und gepreßt, schien in ihrem matten Auge langsam aufzuglühen und dann still die bleiche Wange hinab zu fließen, und ein leiser Seufzer, sanft vom Abendwinde dahin getragen, schlug an das Ohr unseres beobachtenden Freundes. Da konnte sich derselbe nicht länger halten. Bescheiden trat er hervor und bot dem Mädchen einen herzlichen guten Abend. Langsam fuhr selbiges, ohne darüber im geringsten betroffen zu seyn, mit der Hand über ihr Gesicht, und dankte dann mit einem wehmüthig-freundlichem Blick. — Der Justizrath trat nun näher zu ihr heran und versuchte ein Gespräch anzuknüpfen. Das Mädchen gab auf jede seiner Fragen, über die näheren Verhältnisse dieses Orts, wie über die ihres eigenen Hauses und ihrer Familie, eben so bescheidene und freimüthige, als verständige Antworten. Sie erzählte, daß sie die Tochter eines armen Müllers sey, welcher Baltrusch heiße, der durch einen ungerecht verlorenen Prozeß fast sein ganzes Vermögen eingebüßt und nun nicht fern von hier, am Ausgang dieser Waldschlucht, eine kleine Mühle in Pacht habe, wobei er die Fischerei als Nebengewerb betreibe. Dem Justizrath wurde, je länger das Mädchen sprach, er wußte selbst nicht warum, immer wohler und zufriedener um's Herz. Längst begrabene Gefühle eines schönen Jugendtraumes tagten in seiner Seele auf, und je länger er dem Mädchen in das sanfte, wehmüthige Auge blickte, je mehr fühlte er sich mit unbeschreiblicher Sehnsucht zu der holden, von einem ganz eigenen, schmerzhaften Reiz umflossenen Gestalt hingezogen. — Er fragte sie darauf nach ihrem Namen und ihrer Erziehung, und erfuhr, daß sie Maria heiße und früher, nicht fern von ihrem jetzigen Aufenthaltsorte, bei einem ihrer Verwandten, einem Prediger in dem Dorfe Heil. Kreuz, erzogen worden; dann aber, nach ihrer Mutter Tode, wieder zum Vater in's Haus gekommen sey. —

Das Gespräch fing jetzt an, eine ernstere Wendung zu nehmen und lenkte sich unvermerkt auf ihre verstorbene Mutter

und auf ihre Liebe zu ihr hin. Das Mädchen wurde mit jedem Augenblick immer ernster und stiller, und schwieg e. dlich gänzlich; indem sie, wie plötzlich von einer unheimlichen Macht ergriffen, und ohne sich um den Fremden zu kümmern, starr und immer starrer in's Meer hineinsah. — Der Justizrath fühlte wohl, daß er auf eine wunde, vielleicht unheilbare Stelle gekommen sey, und indem er schnell dem Gespräch eine andere Richtung zu geben versuchte, that er so leicht hingeworfen, als es ihm möglich, die Frage: ob sie noch mehrere Geschwister habe. Da aber stürzte plötzlich dem Mädchen ein Strom von Thränen aus den Augen, und am ganzen Leibe fieberhaft zitternd, rief sie unter lautem Weinen: „Ach Gott! ja, mein Herr, noch einen kleinen Bruder; aber warum fragen Sie mich darnach; warum zerreißen Sie mein armes, armes Herz?“ —

Der Justizrath fühlte bei dem herzzerschneidenden Tone, womit das Mädchen diese Worte sprach, sein ganzes Innere erbeben. Lange saß er stumm und regungslos neben der bleichen, leidenden Gestalt, die, er sah es an dem leisen Zucken des blassen, in schmerzliche Wehmuth aufgelösten Gesichts, in einem schweren Leidenskampfe zu liegen schien. — Sein Herz durchschnitt plötzlich ein noch nie so tief empfundenes Gefühl, gemischt aus einem innig-theilnehmenden Schmerz und einer unendlich heißen, Zuneigung zu dem Wesen, das ihn mit einemmale aus der Tiefe seiner Seele anstrahlte, wie das erste, süße Traumbild einer rosigen, längst verwehten Jugendzeit, — und er fühlte sein Auge von einer schmerzlich-wohlthuenden Thräne langsam auszittern. — Mit Wärme ergriff er des Mädchens bebende Hand und sah ihm lange und theilnehmend in das bleiche, abgeweinte Antlitz. Die Leidende schien ihn nach und nach zu verstehen, zu begreifen. — Immer mehr und mehr schwand der unstätt-trostlose Blick aus ihrem feuchten Auge, und endlich rief sie mit der Schmerzensfreude einer Unglücklichen: „Gott! — Gott! — wär's möglich?! — Nach Jahren, Jahren! — ein, ein — mitfühlendes Herz! — Ein, ein theilnehmender Blick! — Eine — mitleidige Thräne!?“ — und der letzte Scheidestrahl der Sonne glimmte auf über des Meeres dunklem Wasserspiegel und leuchtete mit unendlicher Wonne in unseres Freundes Herz, welches ihn plötzlich den schwachen, leise zitternden Händedruck des Mädchens verstehen ließ, der sein Inneres wie mit elektrischem Schlage durchzuckte und den er, ach! nachbebend durch sein ganzes Leben mitnehmen zu müssen fühlte. —

So saßen beide stumm und gesenkten Blickes eine geraume Zeit neben einander, als plötzlich eine rauhe Mannsstimme dicht hinter ihnen ertönte. — Mit den Worten: „Ach! mein Vater!“ sprang das Mädchen heftig erschreckt auf, und plötzlich stand dicht vor dem Justizrath ein untersetzter, breitschultriger Mann, mit braungebranntem Antlitz, in einer kurzen Fischerjacke und mit einem Bootshacken in der Hand; indem er den Justizrath in barschem Tone anschrie: „Was sucht der Herr hier am Strande? — Wie?! — Was will Er bei dem Mädel? hm?“ — Der Justizrath wollte sprechen; der Müller ließ ihn jedoch nicht ausreden, sondern maß ihn mit zornigen Blicken und schrie sogleich und noch heftiger dazwischen: „Halt Er sein Maul! verdammter Federfuchser! ich kenn' Ihn wohl. Er ist der Justizrath von Dirschkeim. Aber Gott verdamm' mich! wenn Ihm der Teufel auch dort das Regiment gegeben hat, hier nicht, sage ich, hier nicht!“ — und somit hob er den Bootshacken auf und trat näher auf den Justizrath ein. Dieser jedoch sah ihn ruhigen und festen Blickes in das wild rollende Auge und schien mit Entschlossenheit und Muth das Aeußerste zu erwarten. — Der Müller ließ darauf den Bootshacken langsam sinken, riß das Mädchen auf die Seite und setzte mit verbissener Wuth hinzu: „mach' Er, daß Er fort kommt! hier am Strande giebt es keine falschen Prozesse und Gerichtsporteln auszufischen. Pack' Er sich! sage ich, denn wenn mir auch meine Eltern, die Gott im Grabe dafür verdamme, nicht soviel haben lernen lassen, um Seine Justizkniffe zu verstehen; aber Justizknochen zu Brei schlagen, habe ich noch gelernt. Drum pack' Er sich! sage ich;“ und mit diesen Worten ergriff er rauh das Mädchen beim Arme, stieß sie wild vor sich hin und rief: „Fort in die Mühle! Hu . . . !“ — und drehte dann trotzig dem Justizrath den Rücken und ging. — Ein thränenschwerer Seitenblick des Mädchens, der zitternd vor Angst und kaum bemerkbar auf den Justizrath fiel, zerschnitt fast dessen Herz in Mitleid. — Unbeweglich stand er da, dem Ganzen wie seiner mächtigen Erscheinung nachstarrend, und — die Sonne sank unter. — —

So waren bereits mehrere Tage seit dieser Begebenheit vergangen, als der damals übliche, sogenannte Gerichtstag für die dortige Gegend herankam, den der Justizrath als Justiziarius des Amtes Groß-Dirschkeim abzuhalten verbunden war. Während dieser Zeit hatte er Alles angewendet, um nähere Erkundigungen über die Verhältnisse des Müllermeisters Baltrusch und seiner Tochter einzuziehen, und demnach erfahren: daß derselbe früher lange in gerichtlicher Untersuchung gewesen; aber trotz dem als ein streng redlicher, in seinem Fach sehr bewanderter Mann allgemein bekannt sey. Ein böser Criminl-Prozeß, hieß es ferner, so ihn fast seines ganzen Vermögens beraubt, und der frühe Tod einer braven Frau, die im zweiten Kindbette gestorben, hatten ihn jedoch so rauh und heftig gemacht, als er jetzt wäre, und ihm jene menschenfeindliche Bitterkeit verliehen, von der sein ganzes Innere erfüllt sey. Besonders stark, hieß es, zeige sich diese bei jeder, auch der geringsten Berührung, mit Leuten vom Justizfache oder anderen, dem ähnlichen, Branschen, wobei sie nicht selten in den heftigsten Jähzorn, ja sogar öfters in eine gewisse Art von wahnsinniger Wuth ausarte, die, den sonst wackeren Mann, schon mehrere Male in die gefährlichsten Injurienprozesse verwickelt, und eben aus diesem Grunde in seinem unglücklichen, fast schon völlig zur fixen Idee gewordenen Zorn immer wieder und noch mehr als vorher bestärkt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Breuer's Aufforderung den Bart wachsen zu lassen.

Ihr deutschen Männer laßt die Haare stehen,
Vielleicht wächst mit dem Bart die alte Kraft.
Wir möchten gern noch einen Christoph *) sehen,
Noch einen Franz, **) der Recht dem Volke schafft.
Auch Simson ließ einst Bart und Haare stehen,
Bis seine Kraft das Schlechte weggerafft
Ihr wollt nicht? — Laßt die Glattlinge gewähren?
Je nun, so laßt euch scheeren! —

Der junge Buchdrucker.

Seht doch den wackern Ehrenmann,
Die halbe Welt entzückt er —
Durch Neuigkeit beglückt er;
Doch sieht er nur sein Weibchen an
Ach! statt zu drucken — drückt er!

*) Christoph von Würtemberg † 1568.
**) Franz von Sickingen † 1523.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 41. Mittwoch, 21. Mai 1834.

Leiden sollen läutern, sonst hat man gar nichts von ihnen. Zurückgeschlagen werden sie nicht von Freuden — diese führen sie nur ergrimmter zurück — sondern durch tapfere Anstrengung und Arbeit. Tragen ist schwerer als Thun, weil eres länger dauert, der Jüngling kann nur dieses, der Mann auch jenes; je vollendeter die Seele, desto mehr trägt sie frei ohne ihre schöne Gestalt zu verdecken, wie ein Gewölbe desto mehr Last aufnimmt, je näher es dem Kreise kömmt.

Jean Paul (Friedrich Richter.)

Der Inquisit.

(Eine Erzählung von G. A. v. Maltitz.)

(Fortsetzung.)

Der Justizrath hörte dem Ganzen dieser Berichte, wie man überhaupt Volksmeinungen solcher Art anzuhören pflegt, ziemlich gelassen zu, und nahm davon so viel, als ihm zum Vortheil des Müllers gut deuchte, ab. Er sollte jedoch bald etwas anderen belehrt werden.

Der Gerichtstag erschien. — Voll von Klägern und Beklagten aller Art war der Gartensaal des Amtsgebäudes gedrängt, und schon waren bereits die meisten Geschäfte beendigt und die Amtssitzung ihrem Schlusse nahe, als plötzlich mit starkem, weit durch das Haus dröhnenden Schritten der Müllermeister Baltrusch in den Saal trat. In rauhen, beinahe ungeziemenden Worten, verlangte er die Beendigung und Entscheidung einer Angelegenheit, welche ihn und die auf seiner Mühle haftende Fischereigerechtigkeit anbetraf. Der Justizrath bedeutete ihn hierauf mit völliger Ruhe und Gelassenheit: wie er kein Recht habe, sich dieserwegen hiesigen Orts zu beschweren, indem Sachen dieser Art nicht vor das Forum des Amtes gehörten, und er darüber zu seiner Zeit von der Kammer zu Königsberg den nöthigen Bescheid erhalten würde. Doch der Müller ließ ihn kaum ausreden. Immer röther und röther färbte sich sein Gesicht; immer finsterer zog sich sein schwarzes, buschigtes Augenbraun zusammen; immer krampfhafter ballte sich die rauhe, sehnigte Faust, und endlich rief er halb unter wildem, entsetzlichen Lachen, indem er gewaltsam seinen Zorn zu bemeistern strebte: „Bescheid? ha! ha! Bescheid?! — Also wieder einen Bescheid! — Gott verdamm' mich! wenn ich nicht schon so viel Bescheide, so viel vermaledeites Justizpapier im Hause habe, als nicht zehn Mühlen aus zehn Säcken Justizlumpen zu mahlen im Stande sind. Herr! was sollen mir die Wische? einer vertröstet mich auf den anderen und die Sache bleibt wie sie ist."

Der Justizrath befand sich während dieser, im brutalsten Ton gesprochenen Worte in nicht geringer Verlegenheit. Die Würde seines Amtes gebot ihm, dem ungebührlichen Schreier die Macht des Gesetzes fühlen, und mit Ernst zur Ruhe und Bescheidenheit weisen zu lassen. — Dennoch hielt er sich. — Ihm war's, als hörte er plötzlich die wehmüthig klagende Stimme des Mädchens wie flehend zu ihm herauf tönen: „Hab' Nachsicht! Ach! hab' Nachsicht mit meinem armen, armen unglücklichen Vater!" und er versuchte abermals, was Gelassenheit und Güte auszurichten vermochten. Er erklärte dem Müller von Neuem: daß er nach Lage der Sache hier völlig außer Stande sey, ihm einen genügenden Bescheid zu ertheilen; jedoch, wenn er es verlange, seine etwanigen Beschwerden und Gesuche zu Protokoll nehmen und an die gesetzliche Behörde gelangen lassen wolle. Da aber lachte der Müller hell auf und schrie in einem fort dazwischen: „zu Protokoll! zu Protokoll! Ih! so könnte man doch gleich des Teufels werden ob dieser jüdischen Metze von Justiz. Also wieder zu Protokoll? — Noch immer zu wenig Sporteln und Gebühren,? Nicht wahr? — Bringt das juristische Schinderhandwerk noch nicht genug ein? — Muß noch mehr Geld mit dem Schweiß des Unterthanen zusammen geschmiert werden? Habe ich durch euch Schröpfhunde noch nicht genug an Ehre und Vermögen verloren? Soll ich auch noch zum Bettler werden, um auch Euern Ranzen zu mästen? Möge Gott Vater und Mutter zu zehnfacher Höllenqual verdammen, für ihren Geiz, mir nichts Ordentliches lernen zu lassen, um Euch und Eure Justizkniffe besser zu verstehen. Ihr solltet, Gott strafe mich! den Müllermeister Baltrusch anders kennen lernen. Drum sag' ich," schrie er den Justizrath an, bring' Er die Sache noch heute zu Ende, oder, Gott verdamm' mich! ich bringe sie auf eine Art zu Ende, die ihm nicht so gut schmecken soll, als Seine Sporteln und Gebühren."

Der Justizrath war, wie schon gesagt, in allen Verhältnissen ein ruhiger, besonnener Mann, und wie nah ihm auch das Schicksal des Müllers anging, so vermochte er dennoch, theils vermöge seines Amtes, theils seiner eigenen, bürgerlichen Ehre wegen, zu solcher Ungebühr nicht länger zu schweigen. Er erklärte daher dem Müller, wenn auch ziemlich gelassen, doch mit Ernst und Bestimmtheit: daß, wenn er nicht augenblicklich schwiege und sogleich den Saal verließe, er sich genöthigt sehen würde, ihn sofort fest nehmen zu lassen. Doch kaum waren diese Worte ausgesprochen, als der Müller wie ein Rasender mit geballter Faust auf den Amtstisch schlug, daß dessen dicke eichene Platte wie Glas in zwei große Hälften zersprang, und dabei wie unsinnig schrie und brüllte: „Was? mich, den Müllermeister Baltrusch will Er arretiren? mich will Er festnehmen lassen? mich, der schon unterm großen König bei Zorndorf focht! bei Leuthen blutete! wo Er Gelbschnabel noch nicht hinter den Ohren trocken war; mich will Er festnehmen lassen? Aber ich merke schon," schrie er den Justizrath an, „ich merke schon, wo Seine Justizkniffe hinaus wollen: den Vater will Er einstecken lassen, um desto ungestörter die Tochter zur Hu . . . machen zu können. Hm! — wie? — verstehe ich mich auf Justizraufe? — Was meint Er? — Versteh' ich mich darauf?" —

Diese letzten Worte brachten denn endlich auch den sonst

stets sanften und milden Justizrath in Harnisch. Heftig erzürnt, befahl er den Amtsboten, den Müller sogleich zu arretiren und ihn gebunden in die Amtsvoigtei zu liefern. Doch kaum machten diese Miene dem Befehl Genüge zu leisten, als plötzlich in des Müllers Faust ein großes Mühlmesser blinkte, womit er wie unsinnig auf den Justizrath eindrang. Von allen Seiten stürzte nun sogleich Alles heran, um ihn an diesem schrecklichen Vorhaben zu hindern, und eben war man im Begriff ihn zu überwältigen, als er plötzlich von selbst wie ein Ohnmächtiger niederstürzte, und sich besinnungslos in epileptischen Zuckungen, gleich einem Wurme am Boden krümmte.

Dieses traurige Ereigniß des unglücklichen Mannes stimmte nun plötzlich Alles im Saale, wie vorzugsweise das Herz des edeln Justizraths, zum Mitleid und zur Vergebung. Zorn und Beleidigung waren mit einemmale bei ihm verschwunden. Er sah jetzt nur zu deutlich und mit schmerzlicher Theilnahme ein, wie bestimmt irgend ein schreckliches Lebensereigniß allein den armen Mann zu einer so entsetzlichen unnatürlichen Aufreizung gebracht haben müsse, und beschloß sogleich bei sich im Stillen, dieser Sache genauer nachzuforschen. Vorläufig erklärte er freimüthig, alle gegen ihn ausgestoßenen Beleidigungen des Müllers für völlig nicht gesprochen, indem, wie er hinzusetzte, ein Kranker nie zu beleidigen im Stande wäre; nahm darauf von dem Amtmann, seiner Familie und allen sonstigen Amtsoffizianten für dieses Jahr den herzlichsten Abschied, empfahl dringend den Kranken der Aufsicht des Kreisphysikus, und reiste schon wenige Stunden darauf, unter den aufrichtigsten Glückswünschen und dem ungeheuchelsten Danke von Allen, die bei diesem Vorfall sein edles Benehmen gesehen hatten, nach Königsberg zurück. —

Wenige Stunden darauf kam der Müller wieder zu sich. Man hatte ihn unterdessen an die freie Luft getragen, und da man bei ihm Zufälle solcher Art schon kannte, der ruhigen Selbsterholung und dem Schlafe überlassen. —

Tiefer Abend war es bereits geworden, als er vor der Gartenthüre des Amtsgebäudes erwachte. Mißgelaunt hob er sich empor, blickte wild und verstört um sich her, und während er die Worte dumpf vor sich hinmurmelte: „Verdammte Krankheit! Verfluchte Höllenplage!" faßte er nach Hut und Stock und wanderte langsam, in einem fort mit sich selbst redend, zum Dorfe hinaus über den Feldweg der Mühle zu. Doch schon auf der Hälfte des Weges verspürte er, was immer nach Zufällen dieser Art bei ihm der Fall zu seyn pflegte, unerträgliche Müdigkeit und Heißhunger. Er bog daher etwas links vom Wege ab, und trat in eine nicht fern davon gelegene Bauernschenke, oder hier zu Lande in einen Krug genannt, ein. — Bei seiner Ankunft fand er eine Menge Amtsbauern, wovon mehrere des Gerichtstags wegen, von Dirschkeim gekommen waren, an einem Tische zusammen sitzen und Brantwein trinken. In ihrer Mitte befand sich der Schulmeister des Amts, welcher ihnen die Zeitungen vorlas und nach seiner Art erklärte. Der Müllermeister, dessen Gewohnheit es sonst durchaus nicht war, Orte dieser Art zu besuchen, setzte sich mürrisch in eine Ecke der Schenkstube und ließ sich ein Stück Fladen und ein Glas Brantwein geben.

Unterdessen perorirte der Schulmeister in einem fort, den die Bauern, ob seiner übermäßigen Gelehrsamkeit, wie ein Wunderthier mit weitgeöffnetem Maule anstaunten. —

„Seht!" sagte der Schulmeister im weiteren Verfolg seiner Doctrung. „Seht, guten Leute! das Alles kann man aber nur wissen, wenn man gehörig Lesen, Schreiben und Rechnen gelernt hat; denn dies allein, Amici! ist die radix omniae sapientiae, das heißt: die Wurzel aller Weisheit, welche allein die res prosperae, die vita commoda, das heißt: das Fortkommen in dieser argen mundus (Welt) bestimmt. Darum sage ich's Euch, und schrei es Euch täglich in die Ohren: schickt die pueri, will so viel sagen, als die Jungens, fleißig in scholam, das heißt in die Schule; denn wer in seiner Jugend das frequentare scholam verabsäumt hat, und nicht gehörig cum baculo, das heißt; mit dem Knüttel, zum Lernen angehalten worden, das ist ein geschlagener homo (Mensch) für sein ganzes Leben." —

„„Da hat Er Recht, Schulmeister! da hat Er bei meiner Seele ganz Recht"" fuhr plötzlich der Müller aus seinem Winkel wild auf, und setzte sich dann neben jenem nieder. „„He da! Frau Wirthin! Noch ein Glas Brantewein für den Herrn Schulmeister und noch eines für mich,"" rief er erhitzter, und horchte gespannten Ohres auf jedes Wort, was der Schulmeister sprach. Dieser setzte das gefüllte Brantweinglas an den zahnlosen Mund, und während er mit pedantischem Kopfnicken ein freundliches gratias mi amice! an den Müller gerichtet hatte, fuhr er mit doppelter Würde in seinem Sermon fort.

„Ja! Nochmals sey es gesagt: das frequentare scholam in der Jugend, ist die radix omniae felicitatis, das heißt: die Wurzel aller Glückseligkeit des späteren Lebens; denn um die Sache ab ovum, das heißt: von Kindesbeinen an zu construiren, will so viel sagen, als klar zu machen, muß man bedenken, daß, wer als Knabe nichts gelernt hat, als Jüngling nichts weiß, und wer als Jüngling nichts weiß, als Mann nichts wird, als Greis nichts taugt und sich eben deswegen, weil er zuerst das A B C nicht ordentlich gelernt hat, bei jeder occasio, das heißt Gelegenheit, vom Ersten Besten ein x für ein u machen lassen muß. Darum sage ich Euch, amici! wird auch unser eins ganz consulto, das heißt absichtlich und blos ex calliditate (aus List) so mager an Speesen und Besoldung gehalten, daß man so dürr und dünn anzuschauen ist, wie quasi eine pertica, das heißt eine Hopfenstange; denn die principes (die Vornehmen) wollen nicht, daß das populus, zu deutsch Volk, klug werde, sondern o diverso, das heißt im Gegentheil, dumm bleibe, dumm, wie quasi ein pecus, das will so viel sagen, wie ein Stück Vieh. — Darum, amici! beschneidet man unser einem das panis, das heißt den Osterfladen, wo man nur weiß und kann, und besoldet die praeceptores populi, zu deutsch Volkslehrer, blos pro forma, will sagen quansweise, so jämmerlich und schlecht, wie quasi die Agssones, zu deutsch: die Eseltreiber." —

„„Da hat Er Recht, Schulmeister! Gott verdamm mich! da hat Er ganz Recht!"" schrie der Müller noch erhitzter als das erste mal auf, und forderte abermals zwei Gläser Brantewein. „„Der Teufel soll mich holen! wenn ich nicht selbst das lebende Beispiel von dem bin, was Er da eben gesagt hat. Ja, ja, so treiben's die vornehmen Hunde, Gott soll mich strafen, so treiben sie's! Aber wie kommt's? — Hätten mir Vater und Mutter, statt des verfluchten Geldsacks, den sie mir hinterließen, etwas Ordentliches lernen lassen, so würde mich jetzt das hundische Pack Federfuchser nicht geschunden und um Ehre und Vermögen gebracht haben. Fluch jenen noch im Grabe dafür! Drum sage Er, Schulmeister,"" setzte der Müller plötzlich heftiger und erhitzter hinzu: „„drum sag' Er mir, wie gehts mit meinem kleinen Jakob? hm? — lernt er was? — wie? — wird er was?"

Der Schulmeister nahm eine Priese, und während er jedes Wort unter dem zahnlosen Gaumen langsam, wie eine Darmsaite, herausdehnte sprach er: „Nun, nun, amico! Eile mit Weile! Eile mit Weile! — wird schon werden. Euer puer noch sehr klein seyn. Kaum sechs Jahre zählen. Nachsicht haben müssen. — Freilich, freilich, noch etwas sehr instabilis, das heißt flatterhaftig seyn; nicht recht Lust zum dis-

cendi studium, will sagen: zum Lernen haben wollen. Aber schon gehen werden, mi amice! schon gehen werden.“ —

„„Was!?““ schrie der Müller wild auf, indem er abermals ein Glas Brantewein hinunter stürzte; „„was sagt Er, Schulmeister? — Der Junge hat keine Lust zum Lernen? — Himmeltausend Element!! — Er soll sie haben! — ich sag' Ihm, er soll sie haben. Zahl' ich darum das viele Schulgeld, und arbeite es mir Nachts an meinen Knochen ab, damit der Balg auch so ein erbärmlicher Kerl bleiben, auch so von jedem Lumpen herumgehudelt und herumgestoßen werden soll, wie ich? — Schlag' Er ihm die Knochen entzwei, Schulmeister, wenn er nichts lernen will. Schlag' Er sie ihm entzwei! sage ich. Besser todt als dumm!““ rief der Müller immer wilder und heftiger, und schrie dabei nach noch mehr Brantewein und stürzte Glas auf Glas hinunter.

Der Schulmeister jedoch schob seinen Antheil ruhig bei Seite, indem er schmunzelnd rief: „gratias! mi amice, gratias! möchte sonst zu viel werden, und es ist schon spät. Auf ein andermal,“ setzte er kopfwackelnd hinzu, und griff nach Hut und Stock. — Der Müller blieb jedoch stumm und finstern Blickes, unverständliche Worte in den Bart murmelnd, in seiner Ecke sitzen; während dem der Schulmeister ziemlich schrägen Ganges, und endlich auch nach und nach die Bauern, die Schenkstube verließen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht mit einem Sclavenschiffe.

Es war eine finstere Nacht; der Constabel Tackletail hatte die Wache. „Läßt sich etwas sehen, Tackletail?“ fragte ich.

„„Das eben nicht, Sir,““ war die Antwort, „„aber ich habe gerade von Ihrem Steward (Hausmeister) Ihr Nachtglas verlangt — doch ist es so stockfinster. — Wie weit sind wir von der Mauerbresche, Sir?““ — Wie weit? Wenigsten 60 Meilen.“ — Die Mauerbresche (Hole in the Wall) ist nemlich ein merkwürdiger Fels in der Durchfahrt der Crooked-Islands, der, wie sein Name andeutet, große Aehnlichkeit mit einer durch die See oder schweres Geschütz eröffneten Mauerbresche hat, und schroff aus dem Wasser sich zu einer Höhe von 40 Fuß erhebt.

„„Dann,““ fuhr Tackletail fort, „„muß ein Segel nahe von uns windwärts seyn.““

„Wo? fragte ich. Geschwind mein Nachtglas her.“

„„Hier ist es schon, Sir, ich habe es in meiner Hand.““

„Laß mich sehen,“ und ich blickte so lange hinein, bis mich die Augen schmerzten. Ich konnte nichts erblicken, und fuhr fort, wie zuvor, auf dem Halbverdecke hin und her zu gehen. Tackletail aber sah unausgesetzt durch das Fernrohr, und als ich einige Minuten später wieder an ihm vorbeikam, sagte er: „Es wird etwas lichter, Sir, und ich sehe den Gegenstand wieder, der mir schon vorhin auffiel.“

„Wie? — Gib mir das Glas.“ Und ich spähte nochmals in der angegebenen Richtung hinaus. „Beim Himmel, Du hast Recht, Tackletail! — Rufe die Leute an ihre Posten! Schnell, die lange Kanone da hinaus gerichtet.“ Alles war einen Augenblick lang voll geschäftigen Lärmens. Ich sah nochmals hinaus, konnte aber nichts unterscheiden, als daß es ein fremdes Segel war; wegen der Finsterniß der Nacht war weder seine Größe, noch sein Takelwerk zu erkennen. Endlich reichte ich das Fernrohr wieder Tackletail hin. Wir segelten um diese Zeit in gerader Richtung, bei gutem Winde und mit einer Schnelligkeit von nahe an neun Knoten, auf das Gestade von Cuba zu.

„Master Tackletail seht nach, ob Alles in Ordnung ist.“

Die lange Kanone war gerichtet, die zwei kleineren Kanonaden waren herausgefahren, und alle drei mit Doppelschüssen geladen und sorgfältig mit Zündkraut versehen worden; die ganze Schiffsmannschaft, funf und dreißig Köpfe an der Zahl, stand an ihren Posten, selbst die überzähligen schwarzen Bedienten meiner drei Freunde Bang, Wagtail und Gelid, die sich an Bord unseres Schooners „The Wave“ begeben hatten, um diesen kleinen Ausflug mitzumachen, waren nicht zurückgeblieben.

„„Ich sehe es jetzt ganz deutlich, Sir,““ sagte Tackletail, „„es ist eine große Brigg; Sie können sie jetzt ohne Glas, mit bloßem Auge sehen.““

Ich sah hinaus, und glaubte auf der Windseite einen auf und ab schwankenden Gegenstand zu erkennen, der wie ein schwarzes großes Gespenst über die Tiefe hineinschritt; weiter vermochte ich aber nichts zu erkennen.

„„Es ist ein großes Schiff, Sir, ganz gewiß, es holt jetzt seine großen Focksegel an und zieht seine großen Bramsegel ein — ha, es fällt quer von unsern Backen ab! — Sir, man hat dort keine Lust, mit uns nähere Bekanntschaft zu machen, darauf können Sie sich verlassen!““ —

„Der Henker,“ sagte ich, und nun sah ich ganz deutlich die Brigg abfallen. „Das Ruder an! Nehmt ihr ein Beting weg! — Langsam! — So jetzt wird es sich thun! — Gebt ihr einen Schuß über die Backen. Master Tackletail und Master Beefpoint stellt die Signale aus.“ — Die Kanone wurde abgefeuert und die Lichter wurden ausgestellt; allein auf der Seite unseres gespenstigen Freundes blieb Alles still und finster. Während dem war das fremde Segel uns in die Windviering gekommen; wir bargen die Segel, während die Brigg, als sie sah, daß ihr Manöver fehl geschlagen war, wieder geradaus steuerte und ihre großen Bramsegel wieder aufsetzte. Sie war nicht viel über Pistolenschußweite von uns entfernt.

„Auf denn!“ rief ich, „gebt ihr eine volle Ladung aus den drei Stücken, weil sie nicht sprechen will — recht zwischen die Maste hinein! — Hört ihr? — Seyd ihr fertig? — „„Alles fertig, Sir.““ — „Feuer!“ — Die Kanonen wurden abgefeuert, wir hörten zugleich ein Krachen am Bord des fremden Schiffes, dem ein gellendes Geschrei folgte, gleich dem Wehruf, den die Neger über der Leiche eines todten Kameraden erheben — und dann ein langes melancholisches Geheul.

„„Ein Sklavenhändler, Sir, und der Schuß hat getroffen,“ sagte Master Handlead, der Hochbootsmann.

„Um so besser,“ dachte ich, „so gibt es eine Kurzweil.“ Kaum hatte ich es gedacht, als die Brigg noch einmal alle Segel barg, und in dem Augenblicke, wo sich das Focksegel hob, sein Bakengeschütz — eins — zwei — drei, auf uns abfeuerte. „„Neun Kanonen auf einer Seite, so wahr ich ein sündiger Mensch bin!““ — sagte Jigmarce, und drei von den Schüssen trafen uns, verwundeten einen armen Burschen tödtlich und ein Splitter verletzte den kleinen Reefy in die Seite.

„Frisch daran, Kinder! Zielt gut! — Feuer!“ und abermals donnerten unsere drei Geschütze; aber unser Freund war uns zu behend, denn schon hatte er wieder die Segel beim Winde angeholt, und sich mit Segeln eingehüllt, so viel er nur konnte. Auch wir setzten so viele Segel aus als möglich; allein er hatte einen Vorsprung, und in weniger als einer Stunde war er in der Dunkelheit der Nacht, gerade windwärts, wieder unsern Blicken entschwunden.

„Haltet auf ihn!“ rief ich, und da ich fürchtete, er möchte uns am Lande hin entkommen, so stieg ich hinab, um nach der Karte zu sehen. Hier fand ich in der Kajüte Wagteil, Gelid und Bang, am kleinen Tische sitzend und Taback rauchend, mit Brantwein und Wasser vor sich.

„„Ha, ha,““ sagte Gelid, „ein kleines Schaarmützel.“ Ist nicht angenehm Abends! — Ja —

„Zum Teufel,“ sagte Aron Bang, „was schießt ihr uns, zu so ungelegener Zeit, die Ohren taub? Doch, zum Henker, — ei seht doch — Gelid — Wagteil.“ — In diesem Augenblicke brachte ein Matrose auf seinem Rücken den verwundeten Mann in die Kajüte getragen und legte seine blutige Last auf den Tisch — Lesern, die mit dergleichen Dingen nicht genauer bekannt sind, diene zur Bemerkung, daß auf kleinen Schiffen, wie der „Wave,“ die Kajüte des Kapitäns oft als Verbandzimmer herhalten muß, — und so war es auch jetzt der Fall.

„Um Vergebung, Herr Kapitän und meine Herren,“ sagte der Wundarzt; „allein ich werde hier eine schwere Operation vornehmen müssen. Ich dächte, es wäre besser, sie gingen auf das Verdeck, meine Herren.“

Nun hatte ich Gelegenheit zu sehen, was für eisenfeste Naturen meine drei Freunde waren. Bang hatte in einem Augenblick seinen Rock ausgezogen. „Doctor,“ sagte er, „ich kann Ihnen vielleicht einigermaßen behülflich seyn; ich verstehe mich zwar nicht darauf — aber starke Nerven — und einen Verband kann ich im Nothfall auch anlegen, obgleich ich kein Wundarzt bin.“ — Gelid sagte gar nichts, war aber am Ende doch der beste Gehülfe eines Wundarztes von allen dreien. Der arme Wiggins, ein schöner junger Bursche, wurde nun auf dem Tische ausgestreckt; er war halb ohnmächtig und bleich, sehr bleich, obgleich noch muthig wie ein Löwe bis zu seinen letzten Augenblick. Es schien, daß die volle Ladung ihm das Bein ober dem Knie zerschmettert hatte. Es war ein Tourniquet um seinen Schenkel angelegt worden und der Blutverlust daher nicht stark. Der Wundarzt schnitt ihm die Hosen auf, und nun bot sich ein wahrhaft grauenvoller Anblick dar. Der Fuß und das Bein, blau unterlaufen und zusammengeschrumpft, hing mit dem Schenkel nur noch durch ein Muskelband von etwa zwei Zoll Breite und einem Zoll Dicke zusammen, das sich gegen das Knie hin zu einem Büschel weißer Flechsen und Sehnen verdünnte, und diese wurden wieder dick, wo sie sich in die Wade des Beines verloren; die Knochen selbst waren am Knie zerschmettert, und aus dem Schenkel oben ragten weiße Splitter hervor, wie unten aus der abgeschossenen Röhre. Der Doctor gab dem armen Menschen eine starke Dosis Laudanum in einem Glas Branntwein, und machte sich dann daran, die Amputation weit oben am Schenkel vorzunehmen. Bang hielt bei den Messerschnitten mit großer Kaltblütigkeit aus, als aber die Säge durch den Knochen raspelte, schauderte er zusammen. Das Schenkelstück war abgelöst und die Arterien wurden mit großer Gewandtheit unterbunden; als aber der Wundarzt das Tourniquet ein wenig lüftete, riß der Faden, mit dem die große Schenkelarterie gebunden war: und ein Schuß Blut zischte daraus hervor, wie aus der Röhre einer Feuerspritze. Der arme Verwundete rief nur noch: „Nehmt die kalte Hand da weg von meinem Herzen!“ als seine Wangen einfielen, das Kinn herabsank und der Puls stockte.

„Todt wie Julius Cäsar, Capitän,“ sagte der Wundarzt. Die Pflicht rief mich auf das Verdeck und ich hörte nichts mehr.

Die Nacht war noch immer sehr dunkel, und von der Brigg, auf die wir Jagd machten, nichts mehr zu sehen; allein ich ließ dennoch mit vollen Segeln in der Richtung hin steuern, die sie muthmaßlich genommen haben konnte, in der Hoffnung, mit Tagesanbruch vielleicht doch ihrer ansichtig zu werden. Endlich wich die unerträglich langsam dahinschleichende Nacht, und die früheste Dämmerung fand mich schon wieder wach und am Schiffsgeländer. Kaum hatten unsere Leute das Verdeck zu waschen begonnen, als wir unsern Freund von der gestrigen Nacht, ungefähr vier Meilen von uns, windwärts erblickten, genau in derselben Richtung wie wir, und dem Gestade von Cuba zueilend, mit so vollen Segeln als es nur halten wollte. Wenn dies seine Absicht war, so waren wir ihm zu schnell gewesen; denn da wir die Strengen und das Tauwerk nachgelassen und es unserm kleinem Schiffe so leicht als möglich gemacht hatten, so war es uns gelungen, ihn so ziemlich zu überfahren, weshalb er, sich vom Lande abgeschnitten sehend, entschlossen auf uns abhielt, sein großes Bramsegel einzog, die untern Segel anholte, eine Kanone abfeuerte und seine große spanische Flagge aufhißte, Alles, wie ein Kriegsschiff in der besten Ordnung.

Ich hatte erwartet, daß mit Anbruch des Tages der Wind sich etwas verstärken würde; allein ich täuschte mich. Gegen sechs Uhr Morgens trat fast gänzliche Windstille ein. Auch gut, dachte ich, so können wir noch ein Frühstück nehmen, und meine Gäste und ich setzten uns zu Tische. Kaum waren wir fertig, als das Rauschen des Wassers hinter dem Piek des kleinen Schiffes und die Stätigkeit, mit der es über die Wogen hinglitt, verkündigte, daß der Wind sich wieder verstärkt hatte. Sogleich kam Taaletail vom Verdecke herab. „Der Wind hat wieder angesetzt, Sir,“ sagte er, „und das fremde Schiff hat ihn stark windwärts gewonnen und kommt lustig auf uns zu.“

„„Alle Leute an ihren Posten, Tackletail! Alle Segel gebogen! Wie steuert sie?““

„Gerade vor uns herab, Sir.“ Ich eilte auf das Verdeck, und zwei Meilen ungefähr windwärts sah ich den Guineafahrer vor mir, ganz zum Kampfe gerüstet, die Verdecke voll Menschen, langsam daher geschoben unter dem einzigen aufgerefften Bramsegel. Ich erkannte Alles deutlich. Wagtail und Gelid waren mir auf das Verdeck gefolgt, und waren zu meiner großen Ueberraschung mit ihren schwarzen Bedienten beschäftigt, sorgfältig ihre Gewehre zu untersuchen. Bang allein war noch in der Kajüte zurückgeblieben. Ich stieg hinab. Bei meinem Eintritte sah ich ihn eben seinen letzten Pisang mit ansehnlichen Schnitten von einer Hammelskeule in den Mund schieben. Bevor ich das Verdeck verließ, war es mir klar geworden, daß ein Kampf unvermeidlich, und nach Ungleichheit der Bemannung zu schließen, der Ausgang ungewiß seyn würde. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß ich in großer Aufregung war. Es war mein erstes Commando: meine künftige Stellung im Dienste hing von meinem jetzigen Benehmen ab, und Gott weiß es, ich war damals noch blutjung und nicht über ein und zwanzig Jahr alt. Eine seltsame unbeschreibliche Empfindung hatte sich meiner bemächtigt, und ich fühlte mich unwiderstehlich gedrungen, mein Herz gegen den trefflichen Mann, der vor mir stand, auszuschütten. Ich setzte mich. „He da, was fehlt Dir Tom?“ sagte Bang, indem er seine Kaffeetasse auf den Tisch stellte. „Du siehst verdammt bleich aus, mein guter Junge.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Doktoren am Billard.

Der Doktor macht den Doktor todt;
Schon schwebt er in der letzten Noth.
Sind Alle in das Loch hinein,
Dann trinken wir den Leichenwein.

Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 35: Anschlag. (Tauben-Schlag.)
Auflösung des Palindroms in Nro. 36: Seni. Ines.
Auflösung des Gleichnamens in Nro. 37: Am Eise. Ameise.
Auflösung des Logogryphs in Nro. 38: Hadill. Habil.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 42. Sonntag, 25. Mai 1834.

Ach, alles verrinnet, ach! alles vergeht,
Was diesseits der Endlichkeit Athem umweht;
Genuß und Erwartung und Hoffnung und Wahn,
Sie eilen zum Ziele die nämliche Bahn.
Wir haben geweinet, wir haben gelacht,
Wir haben getraumet, wir haben gedacht;
Im kreisenden Wechsel von Lust und von Schmerz
Erbebt sich und zittert das menschliche Herz.

W. Ueltzen.

Der Inquisit.

(Eine Erzählung von G. A. v. Maltitz.)

(Fortsetzung.)

Der Müller war jetzt allein. Dumpfen, wüsten Sinnes und wilden Blicks starrte er lange vor sich hin. Fiebernd tobte es ihm im Kopfe; fiebernd durch alle Nerven. Endlich sprang er rasch auf, bezahlte seine Zeche und eilte in's Freie hinaus. Eine düstere, schwüle Gewitternacht umfing ihn. — Er mußte still stehen und sich besinnen, wo er war. Der zu häufige, ungewohnte Genuß des Brantweins hatte ihn wie völlig irre gemacht, und eine nicht zu überwindende Schwäche, als natürliche Folge seines erst am Morgen gehabten Zufalls, wie völlig gelähmt. — Er konnte kaum vorwärts schreiten. Nur mit Mühe fand er den Pfad, welcher quer über's Feld zur Mühle führte, und je länger er auf ihm dahin wandelte, je wilder und furchtbarer tobte es in seinem Innern, in seinem Kopfe. Ihm war zu Muth, als müßte ihn die schwüle, drückende Gewitterluft mit jedem Schritte, den er vorwärts that, ersticken. Mehrere Male blieb er stehen und holte tief Athem, während es in seinen Adern mit einer Fiebergluth brannte, als wolle ihm das Blut aus dem Halse stürzen. Fast besinnungslos schritt er, immer vor sich hinredend, in die stumme, schwüle Nacht hinein, welche von Zeit zu Zeit am fernen Horizont im matten Wetterleuchten aufzuckte. —

„Sollst was lernen, verdammter Bube! sollst was lernen," grollte er dumpf in sich hinein, „oder ich will mein Leben nicht haben. Willst dich auch schinden, auch treten lassen? Bube! — Nichtsnutziger Bube! — Will dich zwingen! werd' dich zwingen! — Sollst, — mußt lernen! Bube! — mußt! mußt!" —

In solcher innern Aufregung hatte er endlich seine Wohnung erreicht. Noch eine drückendere, heißere Luft als draußen, empfing ihn in der Mühlstube. Alles rings um ihn her war öde und stille. — Die Knechte waren bei der Mühle beschäftiget, deren Räder in langsamen, dumpfen Schlägen monoton durch die weite Nacht brausten. Das Mädchen hatte sich längst im obern Stock des Mühlgebäudes zur Ruhe begeben, und sanft schlief der Knabe wie gewöhnlich im Bette des Vaters, welches in der vorderen Mühlstube stand, worin sich jetzt der Müller befand. Wüsten Sinnes warf sich dieser in den Lehnsessel und starrte irren Blicks vor sich hin, während er sich langsam und beinahe bewußtlos auskleidete. Sein Auge fiel dabei zufällig auf den sanft schlummernden Knaben.

„Schläfst Du? nichtsnutziger Bube!" rief er dumpf grollend und halb wie im Irrwahn vor sich hin, indem es dabei von Neuem in seinem Innern und heftiger aufzuckte. „Schläfst Du? — wo Du wachen und lernen, immer lernen solltest, da schläfst Du? — Wart! — ich will Dich zwingen! werd' Dich zwingen: mußt! sage ich, mußt!" und mit diesen Worten riß er heftig den armen Knaben aus dem Bette und zu sich auf den Schooß hin. Dieser jedoch, noch halb schlaftrunken, straubte sich und rief weinend: „„Vater, lieber Vater! laß mich schlafen! was willst Du denn von mir?"" — Der Müller aber faßte ihn hart beim Armgelenk, so daß das Kind laut aufschrie, und während jener in einem fort und immer erhitzter rief: „werd Dir's zeigen! will dir's zeigen! mußt! sollst! — riß er die Bibel vom Gesimse, und verlangte vom Knaben mit zornglühendem Gesicht und barscher Stimme, daß er sogleich buchstabiren solle. Dieser jedoch noch halb im Schlaf und halb vor Schmerz weinend, rief in einem fort: „„ich kann nicht, lieber Vater! bitte! bitte! ich kann nicht."" Doch der Müller schrie immer erhitzter dazwischen: „kannst nicht? — Du willst nicht! willst nicht! nichtsnutzer Bube! aber wart! werd' Dich zwingen! kann Dich zwingen! mußt! sage ich, mußt!" — und somit holte er den Mühlstock aus der Ecke hervor. — Zitternd am ganzen Leibe fing nun endlich das arme Kind zu buchstabiren an, aber noch halb vom Schlafe benommen, ließ ihn theils die Angst, theils die Furcht vor Strafe, beinahe jeden Buchstaben falsch aussprechen. — Immer hitziger wurde der Müller. „Lies richtig, Junge!" schrie er endlich wie rasend, „oder ich schlage Dich halb todt. — Dem armen Knaben schossen die Thränen in Strömen über die zarten Wangen; er strengte seine ganze Aufmerksamkeit an, aber es wollte nicht gehen. Da verließ den Müller endlich die Geduld. Wüthend vor Zorn ergriff er das Kind und schlug es jämmerlich. Dieses schrie hell, vor unsäglichem Schmerze auf, und während es krampfhaft des Vaters Kniee umfaßte, rief es mit dem Laute der Verzweiflung in einem fort: „„ach Vater! lieber Vater! wie schlägst Du mich! wie schrecklich schlägst Du mich! bitte, bitte! laß nach! laß nach!"" und griff halb bewußtlos mit den kleinen Händchen nach dem

Stocke. Doch im selbigen Moment schrie fast außer sich vor Zorn der Müller wild auf: „was? Bube! nichtswürdiger Bube! Bastard, verfluchter! Du hebst die Hand gegen mich auf?“ und augenblicklich sauste ein noch stärkerer Hieb auf das arme Kind hernieder. Doch blinde Wuth hatte ihn geführt, — er traf das Haupt. — Der Knabe lag entseelt zu des Müllers Füßen.

Todtenstille herrschte plötzlich rings im öden Zimmer. — Der Müller riß den Knaben wild von der Erde auf, in der Meinung, daß nur Tücke allein ihn mit einemmale so still und stumm gemacht hätte. Rauh ergriff er ihn beim Arm und schüttelte ihn heftig und immer heftiger. Aber als nun der Knabe noch immer stumm und ohne ein Zeichen von Leben blieb, da stieg es plötzlich heiß in des Müllers Innerem mit einer Angst auf, als er noch nie gefühlt. Immer heftiger und heftiger schüttelte er das Kind; immer starrer und starrer blickte er ihm in das von Thränen gefüllte, gebrochene Auge, und mit einemmale ließ er es schlaff sinken und stand lange und lange stieren und wüsten Blickes da. — Zorn und Rausch waren urplötzlich verschwunden. — Eisig kalt rieselte es ihm mit entsetzlicher Nüchternheit durch Mark und Bein. Stumm, ohne den geringsten Laut von sich zu geben, blickte er rings im Zimmer umher; doch mit einemmale schrie er auf, — auf, in gellend-schneidendem Jammerlaut, daß die Pfosten der Mühle bebten und des Daches Stuhl zitterte: „todt?! — Kind todt?!“ — und wie ein Rasender zum Hause hinausstürzend, schrie er in einem fort: „todt? todt?! — mein Kind ist todt! — Leute! Nachbarn! — herbei! heran! — Mord! — Mord! — Hab' Kind erschlagen! — todt geschlagen! — Bindet mich! rädert mich! — herbei! — herbei! — Müller Baltrusch ist ein Mörder! — ein Mörder! — schleppt ihn vor die Gerichte! rädert ihn! — todt! todt! — und was dergleichen Schreckensrufe mehr waren. —

Der Morgen war eben angebrochen, als dieses Jammergeschrei durch die Gegend erklang. Von allen Seiten stürzten die Knechte der Mühle und die Nachbarn herbei, und nur zu bald wurde ihnen das Schreckliche der That, so hier geschehen, klar. Mitleidig, sie wußten selbst nicht warum, nahmen sie den Müller in ihre Mitte und überlieferten ihn dem Gerichts-Schulzen von Klein-Kuhren. Stumm und starren Blicks, und ohne auf irgend eine an ihn gerichtete Frage Antwort zu geben, blieb Jener während des Ganzen, was um ihn und mit ihm geschah. — Ruhig ließ er sich binden, und nur als plötzlich seine Tochter, einer Rasenden gleich, Wahnsinn im stieren Blick, auf ihn zustürzte und mit dem Ton der Verzweifelten schrie: „Mörder! Rabenvater! wo hast Du mein Kind? — mein liebes, einziges Kind?! — gieb mir mein Kind wieder!“ Da verließen ihn die Kräfte und er stürzte ohnmächtig nieder. — Wenige Stunden darauf befand er sich gefesselt in der Amts-Voigtei zu Dirschkeim.

II.

Hier hielt der Greis, gleichsam wie selbst ergriffen von dem was er erzählte, einen Moment inne. — Eduard, theils von dem Ganzen der Geschichte, theils von der Art und Weise, wie sie der Alte erzählte, aufs Tiefste erschüttert, rief erstaunt: „wie? mein Herr! ihr Kind? — der kleine Knabe Maria's Kind?“ —

„„So ist es,““ entgegnete der Greis. „„Hören Sie weiter:

Der edle Justizrath war kaum in Königsberg angelangt, als er schon wenige Tage darauf das Schreckliche erfuhr, was im Amte vorgefallen, und zu gleicher Zeit auch mit der Untersuchung dieser Sache von Gerichtswegen beauftragt wurde. Mit Gefühlen, Sie können denken wie fürchterlich, mein junger Freund! eilte er nach Dirschkeim. Das erste Schreckliche, und besonders für ihn tief Erschütternde, was er dort erfuhr, war die Aussage des Inquisiten, nach welcher der erschlagene Knabe, nicht, wie man so lange allgemein geglaubt, sein Kind, sondern das uneheliche seiner Tochter war. Mit tiefer, innerer Wehmuth hörte der Justizrath dies Geständniß an. Auch die Abendröthe seines letzten schönen Traumes war dahin, und die alte öde Nacht seines armen einsamen Lebens umgab ihn wieder. — Das letzte Sternlein einer leise aufdämmernden Hoffnung hatte ausgeflimmert. — Er glaubte an nichts mehr, — — und liebte auch nie mehr. — — Dennoch vermochte auch selbst dieser Vorfall die edle Denk- und Handlungsweise des Justizraths nicht im mindesten umzustimmen. — Mitleidig blickte er der armen Maria in das bleiche, verstörte Gesicht; sorgte so schnell als möglich für ihr Unterkommen bei dem ehrlichen Dorfpfarrer zu heil. Kreuz, und begann dann eben so unpartheiisch und besonnen, als mild und menschenfreundlich, die gerichtliche Untersuchung der ganzen Sache.

Die Akten, so ich hierüber, mein junger Freund! zu lesen Gelegenheit gehabt habe, ergeben über die früheren Lebensverhältnisse des Müllers und seiner Tochter ungefähr Folgendes:

Der Müllermeister Daniel Fürchtegott Posinna Baltrusch, von Geburt ein Rathanger, dessen Eltern wohlhabende Leute gewesen, hatte schon in frühester Zeit durch einen ungerecht verlorenen Prozeß und durch die Hinterlist eines feilen Advokaten, fast den größten Theil seines ziemlich bedeutenden Vermögens eingebüßt. Ein eigener, tiefer Groll und Haß, der seit diesem Augenblick sein ganzes Innere zu erfüllen anfing, und womit er Alles, was irgend zu Justiz- oder sonstigen Staats-Behörden seines Landes gehörte, anzusehen sich gewöhnte, trieb ihn schon früh aus seinem Geburtsorte fort. Er pachtete darauf die Amtsmühle zu Dirschkeim und heirathete eine arme, aber brave Frau, welche ihn bei ihrer ersten Niederkunft mit einer Tochter beschenkte, die er, nach dem Namen seiner Mutter, Maria taufen ließ. Doch auch hier sollte der wackere Mann nicht lange der Ruhe genießen, so er, nach so mannichfachem Verlust, in diesem kleinen Besitzthum zu erlangen gehofft hatte. Der damalige Amtmann von G. Dirschkeim war ein eben so hochmüthiger als leidenschaftlicher Mann. Schon gleich nach dem Antritt seiner Stelle warf er einen geheimen Haß auf den Müller, der ihm theils durch seinen noch immer mehr als gewöhnlichen Wohlstand, theils aber auch, und hauptsächlich durch sein freimüthiges, beinahe trotzig-grades Wesen sehr mißfiel. — Dennoch war es zwischen beiden Theilen zu einer offenbaren Feindseligkeit noch nicht ausgebrochen; wie sehr immer auch der Amtmann von seiner Seite keine Gelegenheit vorübergehen ließ, in der er irgend dem Müller zu schaden, oder doch wenigstens eine Unannehmlichkeit zu bereiten im Stande war. —

Da wollte der Zufall, daß Ersterer bei einer Jagdparthie, woselbst ihn ein Unwetter überraschte, in die Behausung des Müllers einzutreten sich genöthiget sah. Er fand selbigen zwar nicht anwesend; wohl aber dessen Frau und Tochter, Maria, ein kaum sechzehnjähriges Mädchen, das erst seit ein paar Tagen von heil. Kreuz zum Besuch der Eltern herüber gekommen war. Der Amtmann, wenn auch verheirathet, dennoch unerlaubtem, sinnlichem Genusse leidenschaftlich ergeben, hatte kaum das, in reinster Unschuld eben aufgeblühte, rosenwangige Mädchen gesehen, als sein unkeusches Feuer mehr als je aufloderte. Nach vielen übersüßen Komplimenten an die Müllerin, empfahl er sich mit einer solchen ausnehmenden Freund-

lichkeit, als jene an ihm zu bemerken noch nie Gelegenheit gehabt hatte, und ritt nach Dirschkeim zurück.

Seit dieser Zeit nun änderte sich das Betragen des Amtmanns zum Vortheil des Müllers und zu dem seines Hauses immer mehr und mehr. Wo Ersterer nur immer Gelegenheit fand, sich Letzterem gefällig zu zeigen, that er es nicht allein mit scheinbarer Freudigkeit, sondern sogar nicht selten mit Aufopferung. Des Müllers redlicher Sinn sah in diesem Allen nichts Arges und erwiederte demnach offen und herzlich jede Gefälligkeit des Amtmanns mit eben so viel Dienstfertigkeit und Freundschaft von seiner Seite. — Da trat denn endlich jener mit seiner wahren Absicht heraus. Nach mehrfachen, fuchsartigen Umschleichungen und Winkelzügen, äußerte er gegen den Müller den Wunsch: dessen Tochter als Wirthschaftsjungfer in den Dienst auf's Amt zu nehmen. Der Müller, welcher sich um die Privatverhältnisse und Neigungen des Amtmanns, wie überhaupt um keine irgend eines Menschen zu kümmern pflegte, und daher auch hier in die geheime Absicht, die diesem Anerbieten zum Grunde lag, nicht einsah, willigte gern in den, unter sehr vortheilhaften Bedingungen gethanen Antrag ein. Die Müllerin, welche in dieser Sache wohl schärfer sehen mochte, schwieg jedoch aus natürlichem Gehorsam und gewohnter Furcht vor dem eisernen Sinne ihres Mannes, wie anderseits vor dem Ansehen und der Macht des Amtmanns, und schon war Alles völlig in Richtigkeit, als sich plötzlich eines Tags der würdige Pfarrer von heil. Kreuz zum Besuch beim Müller ansagen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht mit einem Sclavenschiffe.

(Fortsetzung.)

„„Die ganze Nacht kein Auge zugethan,““ war meine Antwort, „„ich bin sehr müde, wahrhaftig.““

Ich fühlte, daß ein heftiges Zittern in diesem Augenblicke mich vom Kopf bis zu den Füßen schüttelte, und es trieb mich, ich wußte nicht warum oder wie, zu sprechen.

„„Meister Lang,““ sagte ich, „„Sie sind der einzige Freund, auf den ich in dieser Hemisphäre zählen kann; Sie kennen alle meine Verhältnisse, und werden dem Sohne meines Vaters eine Gefälligkeit nicht abschlagen.““

„Was soll es, Tom, mein lieber Junge. Zur Sache, Mann.“

„„Wohlan denn! Ich bin überaus bekümmert, daß ich Sie und Ihre trefflichen Freunde, Wagtail und Gelid, mit in diese Gefahr verwickelt habe; allein ich konnte nicht anders, und mein Gewissen beruhigt mich darüber, weshalb ich nur die einzige Bitte habe, daß Sie hier unten bleiben, und sich nicht unnöthiger Weise einer Gefahr aussetzen. — Und sollte ich fallen — darf ich mir die Freiheit nehmen““ — und unwillkührlich ergriff ich seine Hand — „„sollte ich fallen, und ich zweifle, ob ich die Sonne wieder untergehen sehen werde, da der Feind uns furchtbar überlegen ist.““ —

Lang fiel mir in's Wort:

„Ei nun, ist euch der gute Freund zu stark — warum nicht auf und davon! — Die Segel gefüllt! Havannah ist uns leewärts!“

„„Ich habe tausend Gründe dagegen, mein theurer Herr! Ich bin ein junger Mann und ein junger Offizier; ich muß mein Glück im Dienste machen. Nein, nein, es ist unmöglich! Ein älterer und erprobter Mann könnte dem Gefechte ausweichen, ich aber muß es annehmen.““

„Abermals ein Schuß, Sir!“ rief Tackletail durch das offene Verdeckfenster herab. Alles war in lärmender Bewegung, und wir eilten hinauf. Unser Gegner war eine große Brigg, von wenigstens dreihundert Tonnen, ein langes niedres Schiff, innen und außen schwarz angestrichen; seine Seitenwände waren rund wie ein Apfel, ungeheure Raaen. Es war augenscheinlich übervoll bemannt. Die Sonne stand schon hoch, und die Brigg kam auf dem Rand des von dem Seewinde dunkelbau gefärbten Wassers gegen uns heran. Ich konnte auf der einen Seite zehn Stückpforten und neun Geschütze zählen. Ich sendete heimlich ein Stoßgebeth zum Himmel, daß es kein schweres Geschütz seyn möchte; aber nicht wenig war ich erstaunt, als ich durch mein Fernrohr sah, daß auf dem Verdeck im Vorderkastelle und in der Kampanje, kurz auf allen Posten, Haufen von nackten Negern standen. Daß es ein Guineaschmuggler sey, hatte ich bereits gemuthmaßt, und ich konnte auch beiläufig berechnen, daß er gegen fünfzig Mann Schiffsvolk an Bord hatte; aber ganz unerwartet kam es mir, daß der Kapitän der Brigg die gefangenen Sklaven bewaffnet, und so einen Schritt gewagt haben sollte, der eben sowohl ihm, als uns gefährlich werden konnte; unsere Besorgniß wurde hierdurch noch vermehrt, da er hierdurch den Entschluß an den Tag legte, einen verzweifelten Widerstand zu leisten.

Tackletail stand in diesem Augenblicke mir zur Seite; er hatte seine Jacke ausgezogen, sein kurzes Schwert um den Schenkel geschnallt und seinen Gurt fester angezogen. Die ganze übrige Mannschaft hatte sich auf gleiche Weise schlagfertig gemacht; die Einen hielten ihre Gewehre in der Hand, die Andern waren an die Stücke vertheilt, während die Enterpiken von den Spieren, um die herum sie angebunden zu werden pflegen, losgemacht waren, und die Kisten mit Geschützpfropfen und Kartätschenbüchsen in Bereitschaft gestellt und Alles zum Kampfe abgeräumt war. Der Sklavenhändler befand sich nun auf Flintenschußweite von uns, als er das Steuerruder nach dem Backbord strich, in der Absicht, unter unserem Spiegel wegzugehen. Um nicht der ganzen Länge nach von ihm beschossen zu werden, wie er es durch dieses Manöver im Sinne hatte, mußten wir dicht am Eind auflufen und ihm aus unserer Batterieseite eine volle Ladung geben. Ich konnte die weißen Splitter bemerken, die von seinen schwarzen Planken weggeschossen worden waren, und abermals drang das gellende Geschrei und darauf das klägliche Geheul, wie es schon oben beschrieben worden, zu unseren Ohren.

„Wir haben wieder ein Paar von den armen Schwarzen gekitzelt,“ sagte Tackletail, der sich noch auf dem Verdecke zu schaffen machte, während er im Pulvermagazin seyn sollte, wo sein Posten war. Allein es war nicht lange Zeit Bemerkungen zu machen, denn der Schmuggler gab uns seine volle Ladung mit wohlberechneter Genauigkeit.

„„Das Steuerruder bei! Und laßt ihn herankommen! Recht so, Hochbootsmann! — Quer vorbei an seinem Spiegel! — Die äußern Kinningen vorwärts! — Jetzt halt! — Die andere Kanonade leewärts! — So recht! — Jetzt Feuer, während er in der Windstille liegt — Feuer, Kleingewehr! Und zielt gut! —

Wir lagen jetzt quer vor seinem Spiegel, seine äußersten Spieren keine zehn Ellen von uns, und obgleich er mit seinen zwei Kanonen aus der Constabelkammer nicht faul war, und einen Hagel von Musketenfeuer aus seinem Takelwerke, seiner Kampanje (Hinterschiff) und seinen Cajütenfenstern auf uns losprasseln ließ, so wurden doch unsere Kinningen mit einer Gewandtheit gerojet; und unsere Lage, gerade hinter dem Spiegel, mit einer Genauigkeit gehalten, daß unser Feuer sowohl aus dem Geschütz, als aus dem Kleingewehr, erstere mit Kugeln und Kartätschen geladen, eine furchtbare Wirkung hatte.

Krach! — „Seine große Stenge fällt! — Tüchtig nachgepfeffert, meine Jungen, während sie noch unter den Trümmern

voll Verwirrung sind. Feuer! Dicht an der Gaffel hin! — Laßt nicht nach mit feuern! Die Flagge fiel! — Er hat sie nicht gestrichen! — So recht, meine Jungen! Nun hat er wieder Eins! — Die Vormarssegel-Schoten sind ihm abgeschossen, und er kann nicht mehr unter euch wegkommen."

In diesem Augenblicke erschienen zwei Mann auf der Fockraaspiere des Backbordes, offenbar um die Schoten zu splitzen (die zerschossenen Taue wieder zusammenzuflechten) und die Beschlagleine des Vormarssegels wieder in den Gienblock zu bringen; wäre ihnen dieß gelungen, so würde das Schiff wieder abgekommen und unserm Feuer ausgewichen seyn. Bang und Paul Gelid hatten die ganze Zeit über unter dem Schutze des Backbordbollwerkes, dahinter sie sich verschanzt hatten, dicht am Hackebord, mit mörderischer Genauigkeit gefeuert, wobei ihnen ihre drei Schwarzen an die Hand gingen, die in der Kajüte unausgesetzt die sechs Gewehre luden, während der kleine Wagtail, der kein sonderlicher Schütze war, auf dem Verdecke saß und die Gewehre herauf und hinunter langte.

„„Nun, Mister Bang,"" rief ich um des Himmels willen — und der Himmel vergebe mir diesen Mißbrauch seines Namens! „„Sehen Sie die zwei Menschen dort? — Herunter mit ihnen!"" —

Bang wendete mit aller nur denkbaren Kaltblütigkeit den Kopf nach mir um und sagte: „Was, jene zwei Schlingel dort, auf dem äußersten Ende der langen Stange?" — Er meinte die Fockraastenge des Backbordes.

„Ja, ja — herunter mit ihnen!" — Bang hob langsam sein Gewehr an den Backen, als legte er auf eine Wildente an. „Gelid, mein Junge," murmelte er mit den Zähnen, „nimm Du den hereinwärts!" — „Gut," erwiederte Paul. Sie feuerten und herunter taumelten Beide, flatterten einen Augenblick auf dem Wasser, wie verwundete Wasservögel, und verschwanden dann auf immer; nur eine kleine Blutlache sammelte sich auf der Stelle, wo sie untergesunken waren.

„Nun, Hochbootsmann," rief ich, nun das Steuerruder beigestrichen und Bord an Bord gelegt! — Hierher mit dem Enterhaken — Einen an das Stag, den andern an in die Püttingen der Pardunen! — So wir haben ihn!" — und als wir unter der Gilling uns angestellt hatten, rief ich: „Enterer, mir nach!" Und in der Begeisterung des Augenblicks sprang ich hinüber in den Hauptrust des Sklavenschiffes, acht und zwanzig Mann mir nach. Wir waren eben im Begriff über das Seilnetz zu steigen, als der Feind sich sammelte und uns mit dem kleinen Gewehr eine Salve gab, die vier von meinen Leuten zu Boden streckte und drei verwundete. Wir erreichten das Halbverdeck, wo der spanische Capitän und ungefähr vierzig von seinen Leuten, mit Säbeln und Pistolen in der Hand, uns entschlossen die Spitze boten; wir griffen sie an, sie hielten muthig Stand. Tackletail, der in dem Augenblicke, wo er die Enterer rufen hörte, aus dem Magazin herausgestürzt und mir gefolgt war, spaltete mit einem Hieb dem Capitän den Kopf; mir stand der Lieutenant des Schiffes gegenüber, dem ich den rechten Arm mit einem Säbelhieb lähmte, als er mit der linken Hand sein Pistol abfeuerte und mich durch die linke Schulter schoß. Ich fühlte keinen Schmerz, nur einen Stich, und dann lief es mir wie kaltes Wasser durch den Rücken hinab. Jigmaree stand mir mit einer Enterpike zur Seite, und nun fochten unsere Leute mit einem Muthe, wie es britischen Seemännern eigen ist. Einen Augenblick schwankte der Kampf unentschieden. Endlich wichen unsere Gegner, als ungefähr funfzehn nackte Neger, die mit Flinten bewaffnet im Vorderkastell aufgestellt waren, mit gellendem Geschrei in das Mitteldeck herabsprangen und den Spaniern zu Hülfe kamen.

Ich glaubte, es sey um uns geschehen. Alle unsere Leute bis auf Tackletail und Jigmaree, wichen zurück. Die Spanier sammelten sich wieder und fochten mit neuem Muth, und nun galt es nicht mehr die Ehre, es galt das Leben, das theure Leben, denn abgeschnitten war uns jeder Rückzug, da die Enterhacken, mit denen der Schooner sich an die Seite des Sklavenschiffes angelegt hatte, nicht mehr fest gehalten wurden und daher losgegangen waren; der „Wave" hatte sich inzwischen vorwärts gearbeitet und lag quer vor den Backen der Brigg, recht an der Stelle, wohin er gehörte, mit seinem Fockmast an den Bugspriet des Schmugglers angeklammert, dessen Sprietsegelraa zwischen den Masten des Schooners über unser Verdeck wegragte. Wir konnten uns deßhalb, auch wenn wir gewollt hatten, nicht nach unserm Schiffe zurückziehen, da die Spanier im Besitz des Mitteldeckes und Vorderkastelles waren; allein auf einmal schmetterte eine Ladung Traubenschusse durch das Bugspriet der Brigg herein und warf drei unserer oben erwähnten schwarzen Gegner danieder, während sie ungefähr eben so viel verwundete. Einen Augenblick darauf erschien uns eine unerwartete Verstärkung auf dem Schlachtfelde. Als wir enterten, waren auf dem Schooner nur fünf Schwarze, die Schiffszimmerleute desselben, Aron Bang, Paul Gelid und Wagtail sammt ihren Negerbedienten, und ein schwarzer Matrose, Namens Perle zurückgeblieben. Aber eben dieser unbezahlbare Perle sprang in dem Augenblick, wo ich Alles verloren gab, über das Bugbord herein uber das Verdeck, den Säbel in der Faust und hinter sich die fünf schwarzen Zimmerleute, denen Niemand Geringeres auf den Fuß folgte, als Aron Bang selbst und die drei schwarzen Bedienten, alle mit Enterpiken bewaffnet. Bang schwang einen Augenblick seinen Säbel um den Kopf und schrie: „Nun Perle, mein guter Junge, rufe ihnen koromandelisch zu, rufe." — Und laut scholl die Stimme des schwarzen Seemannes: „Koromantih Scheikh Kokoln kockernony populorum fiz!" was, wie ich nachher erfuhr, in der Uebersetzung lautete: „Seht den Scheikh Kokoln, den großen Straußvogel, mit den Federn gleich einem Palmzweige in seinem Schweife! Für ihn kämpft, ihr Söhne der Hundinnen!" In einem Augenblicke schlossen sich die schwarzen Hulfstruppen der Spanier an Perle, Bang und ihre Neger an und gingen mit ihnen gemeinschaftlich auf die Spanier los, die nun schnell die Schiffstreppe hinabgedrängt wurden, und die Hälfte ihrer Leute todt oder schwer verwundet auf dem vom Blute schüpferigen Verdecke liegen ließen. Allein noch fuhren sie fort, eine verzweifelte Gegenwehr zu leisten, indem sie die Schiffstreppe herauf feuerten. Ich rief Ihnen zu, sich zu ergeben.

(Schluß folgt.)

Das Steckenpferd.

An Herrn Notar X.

Sie tadeln, Herr, mein Steckenpferd?
Mir ist es mehr als Kronen werth —
Das Leben frisch und fröhlich zu durchwandern;
Doch im Vertraun, ich kenn ein Land —
Dort hat der edle Notar-Stand
Bei Gold, bei Rang und anderm Tand
Nicht einmal einen Gaul zur Hand: —
Dort reitet immer Einer auf dem Andern.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 43. Mittwoch, 28. Mai 1834.

Nur das ist ein glückliches Land, wo Feder und Degen treu dienen, nicht wo eins von Beiden nach Willkühr und Leidenschaft herrscht.
Joh. Gottfried v. Herder.

Der Inquisit.

(Eine Erzählung von G. A. v. Maltitz.)

(Fortsetzung.)

Ohne im mindesten den Ankläger oder Verläumder zu machen, versuchte er ihm dennoch den Charakter des Amtmanns von einer solchen Seite zu schildern, als nöthig war, um ihn auf's bestimmteste von dem gefaßten Vorsatz abzumahnen. Der Müller hörte den würdigen Mann mit Aufmerksamkeit und Ruhe an, und als nun selbiger geendet, erwiederte jener: „Hm! — Was Ew. Hochehrwürden mir da sagen, mag schon wahr seyn; auch bin ich weit entfernt, irgend einen Zweifel in Hochdero Wort zu setzen. Die Lage der ganzen Sache hat sich dadurch allerdings in etwas verändert; aber mein Vorsatz nicht. — Ich habe dem Amtmann mein Wort gegeben, und möchte um keinen Preis der Welt, besonders bei dem jetzigen guten Vernehmen, worin ich mit ihm stehe, der Erste seyn, der solches bricht. Das Mädel muß auf's Amt. — Hat sie Tugend und Religion im Herzen, und für das Letztere werden Sie, Herr Pastor, bestimmt gut gesorgt haben, so brauche ich keine Fallstricke, von welcher Art sie auch immer seyn mögen, zu fürchten. Die wahre Tugend bewährt sich nur in der Prüfung, und ich hoffe, meine Maria soll darin bestehen. Drum, Herr Pastor, bleibt das Ganze schon so, wie ich es beschlossen, wie sehr ich mich sonst auch für ihren gut gemeinten Rath mit Dank verpflichtet fühle." —

Der wackere Prediger glaubte nun, bei so bewandten Umständen, dem Müller nichts mehr verschweigen zu müssen, und entdeckte ihm daher ein Geständniß seiner Tochter, um das er und die Müllerin und zwar erst seit ganz kurzer Zeit wisse, und wonach sein Kind das Unglück gehabt, sich durch heiße Liebe für einen, zwar höchst redlichen und achtbaren, aber leidenschaftlichen jungen Mann zu einem Fehltritte hinreißen zu lassen, dessen Folgen, wenn auch nicht vor Gott, doch leider vor den Menschen, noch immer als ein Verbrechen angesehen würden. —

Der Müller, wenn auch sonst ein wilder, jähzorniger, doch auch ein eben so vernünftiger Mann, blieb während der ganzen Erzählung des Predigers völlig ruhig und gelassen, und nachdem derselbe geendet, rief er, wenn auch etwas tief aus schwerer Brust aufathmend und ziemlich finstern Blicks, doch noch männlich gefaßt und schon ganz mit sich einig, aus: „Nun, nun, Herr Pastor! noch ist an Gewissen und Ehre nichts verloren. Schlimm steht die Sache wohl, das ist wahr. Aber, Gott Lob! ein Vergehen ist noch kein Verbrechen. — Mein Kind ist zwar leider durch Liebe zu einem Fehltritte verleitet worden; aber, dem Himmel sey Dank! noch nicht verführt; — denn wen Sie, Herr Pastor, einmal einen redlichen Mann nennen, der ist es auch; drum seyn Sie so gut und sagen mir frei und ohne Rückhalt seinen Namen."

Der biedere Prediger, welcher sich ob dieser edeln, menschenfreundlichen Gesinnungen von Herzen freute, rief nun um so ermuthigter: „Ei, mein lieber Müllermeister! Ihr kennt ihn besser und genauer, als ich, und schätzt ihn bestimmt eben so. Es ist Euer eigner Altgeselle Robert."

„„Was?"" — schrie der Müller plötzlich hochfreudig auf. „„Was?! — mein Altgeselle Robert? — der kluge, gewandte, wackere Bursche? — Nun, so hat der Böse doch einmal aus Schierling Weizen erblühen lassen müssen. Ja, nun kann ich's dem Mädel gar nicht mehr verdenken, und, so wahr ich ehrlich bin, dem Burschen auch nicht. — Freilich, freilich, Herr Pastor!"" rief er im weiteren Verfolg seiner Rede, „„nun muß sich die Sache mit dem Amte ändern. Ja, ja, Sie haben ganz Recht. Jetzt seh' ich's ein,"" — und noch denselben Abend waren die jungen Leute verlobt, und schon den Tag darauf ging der redliche Müller zum Amtmann und zeigte ihm, natürlich mit Verschweigung der Hauptursache, die Verlobung seiner Tochter an; indem er ihn zugleich der, von seiner Seite nicht gehaltenen Zusage wegen, um Verzeihung bat. —

Der Amtmann hörte ihn scheinbar gelassen und freundlich an; that bei der ganzen Sache sehr gleichgültig und entließ den Müller darauf kalt und höflich; aber in seinem Innern brannte es in dem glühendsten Rachegefühl. Er glaubte in dem ganzen Vorfall eine offenbare Verhöhnung seiner Person zu erblicken, in welcher Meinung ihn leider noch ein besonderer Zufall mehr als nur zu sehr bestärkte. Der Müller hatte nämlich vor nicht langer Zeit beim Amte um ein gewisses, längst verjährtes Recht seiner Mühle nachgesucht und solches, auf Vorschlag und Verwendung des Amtmanns, erst vor wenigen Wochen zugestanden erhalten. — Was Wunder, daß dieser der festen Ueberzeugung war: der Müller habe, ihn und seine Schwäche durchschauend, das Mädchen nur als Lockvogel gebraucht, das Gewünschte zu erhalten, um sich dann, nach Erlangung desselben, über ihn und seine Dummheit bei Freund Nachbar lustig zu machen. — Dieses erweckte denn nun in des Amtmanns Brust den alten Haß in dreimal größerer Stärke und er lauerte, in übersüße Freundlichkeit gehüllt, gleich der wahren Rache, nur auf einen günstigen Augenblick, um sie in vollem Maße über den Müller und sein Haus ausgießen zu können. Doch vergebens. — Es wollte sich keine Gelegenheit dazu finden. Schon rückte der Hochzeittag der jungen Leute immer näher und näher heran, und heißer kochte es in des Amtmanns racheglühender Brust. — Da endlich, als sich noch immer nichts Schickliches für seine Zwecke finden wollte, und jede Schikane, jede noch so fein gelegte Falle, an dem redlichen Sinne des Müllers und

Festigkeit scheiterte, schien plötzlich der schreckliche Zufall ihn seinen schändlichen Planen in die Hand spielen zu wollen. —

Die Bernsteingräberei und Fischerei, welche in der dortigen Gegend, als ein Regal, von Staatswegen betrieben werden, und deren Ausbeute damals noch ergiebiger war und überhaupt höher im Werthe stand, als jetzt, unterlag, bei etwanigen Defraudationen, in jener Zeit noch viel härteren Strafen, als heut zu Tage. — Das ganze Geschäft der Bernsteingewinnung an der dortigen Küste stand damals unter dem Dirschkeimer Amte, dessen sogenannte Bernsteinkammer oder Hauptniederlage dieses Products, sich in dem nicht fern gelegenen Orte Palmniken befand. Da verlautete es plötzlich in der Umgegend, daß ein kleiner Sack, angefüllt mit der theuersten Sorte dieses Products und von bedeutendem Werthe, unmittelbar von der Bernsteinkammer entwendet worden sey. — Die strengste Hausuntersuchung wurde demnach dieserwegen von Seiten des Amts in allen umliegenden Ortschaften gehalten und aus derselben Ursache auch in der Behausung des Müllermeisters Baltrusch. Der Amtmann selbst, zwei Strandreiter, der Palmniker Bernstein-Inspektor und vier Amts-Voigte waren zugegen. Der Müller, welchem, seiner streng-redlichen Gesinnung nach, alle Untersuchungen solcher Art schon an und für sich, als eine mehr oder mindere Beeinträchtigung der bürgerlichen Ehre, bis in den Tod zuwider waren, empfing daher die Gäste nicht gerade so höflich, als es sonst seine Art zu seyn pflegte, und versicherte mehr als einmal, daß er mit Hab und Gut für die Treue jedes seiner Hausgenossen einstände. Der Amtmann schnitt ein fuchsartigfreundliches Gesicht, untersuchte aber dennoch das ganze Haus vom Keller bis zum Boden. Nichts jedoch schien sich vorfinden zu wollen, was irgend im Stande gewesen wäre, der Entdeckung auf die Spur zu helfen, und schon wollte sich der Müller, als man sogar die Betten der Mühlknechte zu durchsuchen anfing, über dieses unzarte, beinahe widergesetzliche Verfahren in seinem gewohnten barschen Tone aussprechen, als sich plötzlich, man kann denken zu welchem großen Schreck des Müllers und seiner ganzen Familie, der entwendete Sack mit dem darin bezeichneten Bernstein, tief und heimlich versteckt, im untern Ende der Bettstelle, welche dem Altgesellen Robert zugehörte, vorfand. — Der Müllermeister, wie seine Tochter, standen plötzlich beide wie vom Donner gerührt da. Der Amtmann schnitt ein listiges, katzenfreundliches Gesicht, indem er rief: „Ja, ja! — wie man sich doch so leicht, selbst in seinen treueste Haus- und sogar Familien-Genossen irren kann. Nicht wahr, Herr Müllermeister?" — Der ehrliche Mann stand bei diesen Worten stumm und regungslos, den düstern Blick in die Erde bohrend da und murmelte zwischen den Zähnen: Schurke! Bube! ich durchschaue deinen ganzen Plan."

Der Altgeselle wurde darauf vorgeführt. — Aufs Heftigste ob solcher entehrenden Anschuldigung empört, maß er den Amtmann mit funkelnden Blicken und sagte ihm geradezu und nicht ohne Beziehung in's Gesicht: wie nur ein nichtswürdiger Schurke ihm diesen Streich, irgend einer niedrigen Absicht wegen, gespielt haben könne, und er bereit wäre, einen Eid abzulegen, daß er nicht wisse, wie und auf welche Art der Bernstein in sein Bette gekommen sey. Dann zeigte er mehrere der besten Atteste seiner früheren Dienstzeit, von den verschiedensten Orten und Meistern vor, welche ihn sämmtlich als einen fleißigen, und vorzugsweise als einen streng-redlichen Menschen schilderten, und erwartete solchergestalt, mit trotzig-wildem Blick und krampfhaft zusammengeballter Faust, den Ausspruch des Amtmanns. Dieser verfärbte sich zwar anfangs merklich ob solcher trotzigen Sprache des jungen [illegible] jedoch bald hämisch von der Seite an und sprach: „Nun, nun! mein junger Freund! nicht so hitzig, nicht so vorlaut! — Stehlen ist ja noch kein Majestätsverbrechen und kostet hier zu Lande den Kopf nicht. Wird sich ja Alles finden, Alles finden!" und, indem er sich zum Bernstein-Inspektor wendete, setzte er halb laut, doch so, daß es die Umstehenden hören sollten, hinzu: „Wird wohl dem armen Teufel die Aussteuer des Herrn Schwiegerpapa zu wenig gewesen seyn. Hat ihr wahrscheinlich damit etwa zu Hülfe kommen wollen. Nun, nun, werden ja sehen, wird sich ja Alles finden." Doch noch hatte er nicht die letzten Worte völlig ausgesprochen, als sich der junge Mann vor Wuth nicht mehr länger halten konnte. Mit einem schnellen, festen Griff hatte er den Amtmann gepackt, und indem er wie rasend schrie: „Schurke, verfluchter! Du selbst hast mir, ich weiß es, Du selbst aus Rache die Teufelsfalle gelegt; nur Du, Du selbst bist der Spitzbube!" hatte er ihn auch schon zu Boden geworfen und drückte ihm mit gewaltiger Faust die Kehle zu. Von allen Seiten sprang man hinzu, und unter mehreren selbst der Müllermeister, um den Amtmann aus den Händen des Wüthenden zu retten. Nach großer Anstrengung, gelang es endlich dem Letzteren. Kirschblau im Gesicht von der Faust des Altgesellen, und zitternd vor Wuth, stand der Amtmann da. Völlig ruhig jedoch und gelassen war mit einemmale der junge Mann, welcher sich nun ohne den geringsten Widerstand von den Voigten binden und nach dem Amte abführen ließ. —

Der Prozeß nahm seinen Anfang. Die unglückliche Widersetzlichkeit des jungen Mannes hatte jedoch die Sache sehr verschlimmert, wozu sich noch die feine List und Gewandtheit des Amtsmanns gesellte, um ihm jedes Mittel, was irgend seine Unschuld beweisen konnte, zu nehmen, und ihn solchergestalt völlig dem Verderben zuzuführen. — Aus den streng geführten Verhören ergab es sich nemlich: daß gerade eine Stunde nachher, als der Altgeselle Robert im Amtsgebäude der Palmniker Bernsteinkammer Mehl abgeliefert, der bewußte Sack mit dem Bernstein vermißt worden war; so wie ingleichem: daß außer jenem, an diesem Tage kein Fremder weiter den Saal der Bernsteinkammer betreten, und was dergleichen andere, nicht mit Ungrund gegen die Unschuld des jungen Mannes zeugende Beweise mehr waren.

Der Müllermeister, welcher in seinem Innern eben so fest von der Redlichkeit seines Lieblings, wie von der Tücke des Amtmanns überzeugt war, bot von seiner Seite alles, was er nur konnte, an Geld und Bemühung auf, um Ersteren von dem angeschuldigten Verbrechen zu retten, so wie Letzteren mit seinen schändlichen Planen und Ranken zu entlarven. Aber leider Alles vergebens. — Der Schein war zu sehr gegen den Beklagten, wozu sich noch der bedeutend erschwerende Umstand: die fast mörderische Behandlung des Amtmanns gesellte, und wie auch immer der junge Mann standhaft das Verbrechen des Diebstahls leugnete, er wurde in letzter Instanz zu mehrjähriger Zuchthausstrafe und zur Bezahlung sämmtlicher Prozeßkosten verurtheilt.

Sie können denken, mein junger Freund! welch einen entsetzlichen Eindruck, und zwar in doppelter Hinsicht, — dieser Ausspruch auf den Müller und sein ganzes Haus machte. Der zwiefache, unglückliche Zustand, worin sich das Mädchen befand, und der sich eines Theils — kaum mehr vor den Augen der Welt verbergen ließ, war entsetzlich; denn derjenige, den allein ihr Herz begehrte und liebte, und der allein im Stande war, ihr Ehre und Ruhe wieder zu geben, stand vor der Oeffentlichkeit als ein gemeiner Verbrecher gebrandmarkt da, und wie ihn immer auch tausendfach das treue Herz der Liebe entschuldigte und von jedem Verdacht loszusprechen bereit war, die allgemeine Stimme, welche leider nur zu oft im

ser Welt als allein richtend angenommen wird, urtheilte anders und mußte anders urtheilen, und belastete das arme Herz der Unglücklichen mit jener entsetzlichen Qual, die im Stande ist, auch den stärksten Geist aufzureiben und in sich selbst zu vernichten. —

Der Müller sah den entsetzlichen Kampf und beschloß, zur Rettung seiner und seines Kindes Ehre das Aeußerste zu wagen. Mit Hülfe des Kerkermeisters entsprang der junge Mann, noch vor der Ablieferung in's Zuchthaus, aus dem Amtsgefängniß und gelangte glücklich auf ein schwedisches Schiff, welches in Pillau vor Anker lag und das ihn nach Gothenburg zu einem nahen Verwandten des Müllers bringen und wohin dann das Mädchen, um Aufsehen zu vermeiden, kurze Zeit darauf ebenfalls folgen sollte.

Alles war glücklich von Statten gegangen. Schon war der bedaurungswürdige junge Mann weit in die blaue, freie See hinein, und schon lag die verhängnißvolle Küste Preußens wie ein leichter Nebelstreifen hinter ihm, als ihn, wenn auch keine menschliche Macht mehr, wohl aber noch das Schicksal verfolgte. Im Angesicht von Schweden wurde das Schiff, auf dem er fuhr, plötzlich von einem Sturm erfaßt und weit in's Meer hinein verschlagen. Es scheiterte an der finnischen Küste. Der junge Mann fand in den Alles versöhnenden Wellen der vaterländischen Ostsee seine Ruhe, — sein Grab. —

Im Hause des Müllers war man unterdessen beschäftiget gewesen, Alles zur baldigen und heimlichen Abfahrt der Tochter zu besorgen. Der Bruder der Müllerin, ein ehemaliger Seemann, sollte sie nach Schweden begleiten, als plötzlich die furchtbare Nachricht von dem völligen Untergange jenes Schiffes, auf dem der Geliebte abgefahren war, ankam. Dieser neue Schlag zerstörte nun plötzlich auch den letzten Rest von Glück in der bedaurungswürdigen Familie. — Die Müllerin, welche gerade mit dem zweiten Kinde schwanger ging und eben ihre Niederkunft erwartete, wurde durch diese Nachricht und durch die schrecklichen Folgen, welche sich ihr daraus für die Zukunft zeigten, so mächtig erschüttert, daß sie, die schon lange an einem schwächlichen Körper litt, plötzlich auf's Heftigste erkrankte und endlich, nach den schrecklichsten Leiden, ein todtes Kind zur Welt brachte, dem sie selbst, wenige Stunden darauf, in die ewige Ruhe nachfolgte. Einige Tage vorher war auch das Mädchen, glücklich verborgen vor dem Späherblick der Nachbaren, im älterlichen Hause, in's Geheim von einem gesunden Knaben entbunden worden, und dieser glücklich-unglückliche Zufall, im Verein mit der Verschwiegenheit der Hebamme und der des ehrlichen Pfarrers, rettete wenigstens die bürgerliche Ehre des Hauses. Das Mädchen, hieß es, sey wegen der schrecklichen Nachricht von dem Tode ihres Geliebten, plötzlich erkrankt und die Mutter in ihrem Zustande zwar von einem gesunden Knaben glücklich entbunden worden, aber schon wenige Stunden darauf unter heftigen Leiden gestorben. Die allgemeine Theilnahme an dem Unglück der armen Familie verhinderte glücklicherweise jede nähere Betrachtung dieser Sache und das allgemeine Mitleid blendete diesmal das sonst so scharf sehende Auge der Menge. — Das todte Kind wurde heimlich zur Erde bestattet und der frische, muntere Knabe allgemein für den Sohn des Müllers gehalten. —

Aber eben so heiter, wie dieser in das neue, junge Leben hineinlächelte, eben so düster bewölkte sich nach seiner Geburt das seiner armen Mutter. Mit jedem Tage mehr erfaßten die schwärzeste Melancholie und die tiefste Schwermuth den unglücklichen Geist der armen Maria. Stundenlang saß sie einsam am Gestade der See und starrte Thränenarm und ohne einen Laut von sich zu geben, in die weite Wasserfläche hinein, als wollte sie an den Wellen erkennen, welche von ihnen zunächst das Grab des Heißgeliebten deckten, und nur manchmal, wenn der sanft-lächelnde Blick des Knaben ihr Auge traf, und sie wie mit bekannten Zügen eines einstigen, schönen Jugendtraumes anschaute, flossen sanfte Thränen über die bleiche Wange herab.

Da wurde plötzlich der Müller von Amtswegen gerichtlich vorgeladen und auf den Verdacht, an der Entweichung seines Knechts Antheil gehabt zu haben, scharf inquirirt. — Der brave Mann, der durch die vielen, schnell auf einander folgenden Leiden, die ihn in kurzer Zeit getroffen, schon zu einer, beinahe unmännlichen Weichheit des Gemüths gebracht worden war, hätte bestimmt schon auf die erste, nur mit einiger, die bürgerliche Ehre schonenden Milde und Menschlichkeit an ihn gerichtete Frage von Seiten des Inquirenten, Alles auf's bereitwilligste gestanden; denn was für ein größeres Unglück, welches der bedaurungswürdige Mann nicht bereits erduldet, hätte ihm wohl daraus noch erwachsen können? — Aber Zartgefühl, welches Wort sich schon im Allgemeinen nur selten im Wörterbuche eines Inquirenten findet, war, wie leicht zu erachten, der niedrigen Seele des Amtmanns völlig unbekannt. In dem gewöhnlichen brutalen Ton, den, um sich wichtig zu machen, meistentheils die niedere Klasse der Kriminal-Handlanger an sich trägt, inquirirte er den wackeren Mann auf eine so infame, hämische, seine bürgerliche Ehre bis in die tiefste Tiefe verletzende Weise, daß sich in demselben, empört ob dieser widerrechtlichen Behandlungsart und erbittert über seine Unwissenheit, die ihn nur zu oft den niedrigen Finten des Inquirenten Preis gab, der alte Trotz und Starrsinn von Neuem regte. Er gestand nichts und ließ sich, durch die absichtlich gemeine Behandlungsart des Amtmanns, zu groben Injurien gegen denselben verleiten, welche ihn immer in neue Untersuchungen und Prozesse verwickelten und die herbeizuführen allein des Ersteren schändliche Absicht war. —

Da wurde dieser plötzlich eines Tags tief im Walde von Kreuz, von mehreren Wunden entstellt, ermordet gefunden. — Was Wunder, daß der nächste Verdacht sogleich auf den Müller fiel. Derselbe ward demzufolge augenblicklich gerichtlich eingezogen, auf die Feste Friedrichsburg gesetzt und ein jahrelanger Prozeß begann.

Hatte sich nun solchergestalt schon früher in der Seele des Müllers Groll und Bitterkeit festgesetzt, so geschah es jetzt um so mehr. Fünf volle Jahre saß er im Gefängniß, ohne daß man der Sache näher auf den Grund kam. Die öffentliche Meinung hielt ihn allgemein für den Mörder des Amtmanns und Vieles sprach allerdings dafür, doch auch eben so Vieles dagegen. — Er selbst gestand nichts, wie scharf und hart man ihn auch inquirirte: läugnete Alles und behandelte jeden seiner Inquirenten mit einer so tiefen, niedrigen Verachtung, als sie nur aus dem bittersten, empörtesten Gemüth hervorzugehen im Stande war. —

Da wurde er endlich, nachdem man alle nur erdenklichen Mittel, ihn zum Geständniß zu bringen, vergeblich versucht hatte, ab instantia absolvirt und unter polizeiliche Aufsicht, so wie nur mit dem Beding auf freien Fuß gestellt: nie die Provinz verlassen zu dürfen und sich bei der ersten besten Gelegenheit, die irgend Grund zu einem neuen Verdacht wider ihn liefern würde, vor der richterlichen Behörde einzufinden.

Zerrüttet an Leib und Seele und zerfallen mit sich und der Welt, betrat nun der Müller, nach so vieljähriger Pein und Qual, seine so lang entbehrte alte Behausung, verödet, verfallen und tief verschuldet wieder. — Der letzte Prozeß hatte ihm auch den letzten Rest seines Vermögens aufgezehrt. Er mußte mit großem Verlust die Pachtung der Amtsmühle aufgeben, verkaufte den Rest seiner Habe und pachtete dar-

auf eine kleinere Mühle, in der Nähe des Fischerdörfchens Klein-Kuhren tief in der hinteren Windung des Thales versteckt. — Hier lebte er nun fern von jedem menschlichen Umgang, in bitterem Grolle sich langsam aufzehrend, mehrere Jahre fort, als jener schreckliche Vorfall mit dem Knaben geschah, den ich Ihnen, mein junger Freund! schon erzählt habe, und der den unglücklichen Mann abermals den Gerichten überlieferte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gefecht mit einem Sclavenschiffe

(Schluß.)

„Verflucht," rief Jigmaree, der mir nicht von der Seite gewichen war, „ich höre Hammerschläge! Sie entfesseln die Sklaven."

„„Wenn ihr die Neger loslasset,"" schrie ich hinab, „„so sprenge ich euch in die Luft, so wahr ein Gott im Himmel lebt, und sollte ich mit euch zu Grunde gehen. Haltet ein, Spanier! Bedenkt was ihr thut, Wahnsinnige!""

Indeß dauerte das Feuer von unten herauf fort. „Macht diese Karonade hier los, setzt eine Kartätschenbüchse ein, rollt sie hierher und feuert sie die Schiffstreppe hinab." Es geschah — die Wirkung davon unter den dicht auf einander gedrängten Sklaven war entsetzlich — ein Geheul erhob sich — Gott! Gott! — ich werde es nie vergessen. Dennoch fuhren die wahnsinnigen Schmuggler fort, die Schiffstreppe herauf Feuer zu geben. Noch einmal geladen und abgefeuert!" — Meine Leute waren jetzt wüthend geworden, und fochten mehr wie eingefleischte Teufel aus der Hölle, denn wie Menschen. „Noch einmal die Kanone an die Schiffstreppe gerollt!" — Sie fuhren mit dem Geschütze so wüthend heran, daß das Deckengebälke an der Treppe einbrach, und Kanone, Lafette und Alles mit einander krachend in den Kielraum hinabstürzte. Aus der vordern Schiffstreppe stieg nun ein Qualm von Rauch auf. „Sie haben die Brigg in Brand gesteckt," schrie der kleine Jigmaree, „zurück nach dem Schooner, oder wir werden wie Zwiebelschalen in die Luft fliegen."

Wie groß war unser Schrecken, als wir uns nach dem „Wave" umsahen und ihn wohl auf Kabellänge (120 Klaftern) von uns entfernt sahen; er hatte sich von der Brigg losgerissen und trieb schnell dahin, während Gelid und Wagtail, die auf dem Schooner zurückgeblieben waren, durch Zeichen uns ihre Rath- und Hülflosigkeit zu erkennen gaben; da dem „Wave" die Ruderpinne abgeschossen worden war, so konnten sie ihm weder Leitung noch Richtung geben. „Das Focksegel herab, Kinder," rief ich in der äußersten Noth der Verzweiflung, „herab mit dem Fockhals! — und nun rasch dem Schooner nach oder wir sind verloren!" — Alles wurde mit der Kälte der Verzweiflung in's Werk gesetzt, ich ergriff das Steuerruder und noch einmal befanden sich beide Schiffe wieder Bord an Bord. Und es war die höchste Zeit dazu, denn an hundert und fünfzig Schwarze, denen man die Fesseln abgenommen hatte, stürmten jetzt die Schiffstreppe herauf, und wir hatten gerade noch Zeit genug über Bord zu springen, als sie uns auf den Fersen nachdrangen; und ohne Zweifel würden sie uns, erschöpft wie wir insgesammt waren, ohne Gnade auf dem Flecke niedergemacht haben, um so mehr, als sie das mörderische Kartätschenfeuer die Schiffstreppe hinab zur äußersten Wuth gebracht hatte.

Allein die Flamme war so schnell als sie. Der Qualm erstickenden Rauches, der wie eine Wolkensäule aus der vordern Schiffstreppe emporstieg, ward jetzt von rothen Flammenzungen durchzückt, die an den Masten und Spieren hinanleckten und bald die Segel und das Tauwerk erreichten, über das sie blitzschnell hinliefen. In einem Augenblicke stand Alles in Feuer, während das andere Element, die See, gleichfalls um ihren Theil an der Zerstörung des dem Untergange geweihten Schiffs stritt. Unser Schüsse oder der Sturz der Kanone in den Kielraum mußten einige Planken durchgeschlagen haben, und wir hörten das Wasser durch den Leck wie einen Mühlbach hineinbrausen. Das Feuer nahm immer mehr überhand — die Kanonen der Brigg gingen von selbst los, als sie sich erhitzten — plötzlich bäumte sich das Schiff, und während fünfhundert menschliche Geschöpfe, in die furchtbaren Höhlen der Kielräume zusammengepreßt, ein herzzerreißendes Angstgeschrei ausstießen, das an die Wölbung des Himmels schlug, sank die Brigg mit einem brausenden Getöse unter. Ein Stoß fetten schwarzen Rauches, dichter als bisher einer aufgestiegen war, qualmte unter einem gurgelnden Geräusche der Wogen aus der Tiefe der schon wieder geebneten See auf, und stieg, langsam sich in die Höhe wälzend, wie ein Ballon bis etwas über unsere Masten empor, wo er sich vertheilte und wie ein großer schwarzer Trauermantel über der Scene des Verderbens hängen blieb. Einige Minuten war Alles still wie das Grab, und es war mir, als sey die Luft so schwül und dumpf geworden, daß sie den Athem benahm.

Auf einmal kamen auf der Oberfläche des Wassers an hundert und fünfzig Schwarze zum Vorschein, Männer, Weiber und Kinder, die in dem Wasserwirbel mit hinabgerissen worden waren, und nun zwischen zahllosen Stücken dampfender Schiffstrümmer auf der See durcheinander trieben; ein Geschrei wie das der höllischen Verzweiflung zerriß unsere Ohren; während die Schwachern, die Weiber und die hülflos nach Luft schnappenden Kinder rings um uns her würgten und gurgelten und untersanken. Sogar das wimmerde Geschrei des Säuglings war zu hören, den die Mutter, schon im Sinken begriffen, noch mit dem Arm über dem Wasser emporhielt, das bereits über ihr zusammenschlug. Die Hälfte der unglücklichen Afrikaner zogen wir heraus — allein die Feder entfällt mir, indem ich es schreibe — die Uebrigen mußten wir ihrem Schicksale überlassen, und einige zwangen uns sogar, auf sie Feuer zu geben, da es durchaus unmöglich war, sie alle an Bord zu nehmen. Könnte ich doch eine solche grauenvolle Scene ewig aus meinem Gedächtnisse verlöschen! Einen Vorfall kann ich nicht unerwähnt lassen. Wir hatten eine Negerin gerettet, ein schönes sechzehnjähriges Mädchen von glänzend schwarzer Haut. Sie war ohnmächtig, als wir sie herauszogen, und lag mit dem Kopf auf einer Planke, als ein junger athletisch gebauter Neger der Seite des Schooners zuschwamm. Sie hatte sich etwas erholt, und reichte ihm ihre Hand hinab, die er eben fassen wollte, als ein Schuß ihn gerade in's Herz traf. In demselben Augenblicke sprang die junge Negerin über Bord, umpfing ihn mit ihren Armen, und beide sanken vereint in die Tiefe.

An Franzisca
mit einem Büchlein als Christgeschenk

Was sinnvoll Grazien und Musen
In Sions heil'gem Hain gehegt,
Die Kunst, die bildende gepflegt
In eines Jünglings reinem Busen,
Das bringen wir dem holden Kinde —
Der Lieblichen — zum Angebinde,
Die alles Schöne sinnvoll hegt,
Und zart in Wort und Handlung pflegt.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 44. Sonntag, 1. Juni 1834.

Der große Weltgeist konnte nicht die ganze spröde Chaosmasse zu Blumen für uns umgestalten; aber unserm Geiste gab er die Macht, aus dem zweiten, aber biegsamern Chaos, aus dem Gehirnglozus nichts als Rosengefilde und Sonnengestalten und Freuden zu machen.

Jean Paul (Friedrich Richter).

Der Inquisit.

(Eine Erzählung von G. A. v. Maltitz.)

(Fortsetzung.)

Der Justizrath von Ehrenfeld war, wie schon gesagt, mit der Untersuchung dieser Sache beauftragt worden, und hatte eben so, wie die früheren Inquirenten, in dem früheren Criminal-Prozeß des Müllers, viel von dessen unbeugsamem Trotz und Starrsinn in den ersten Verhören zu leiden. Dennoch blieb der edle Mann nach wie vor in seinem Betragen gegen den Inquisiten stets eben so milde, als menschenfreundlich und anständig. Er glaubte mit tief-psychologischem Blick das tiefste Innere des unglücklichen Mannes zu durchschauen, den nur die sonderbarste Verkettung von höchst traurigen Schicksalen zu einer so fürchterlichen, starren Abgeschlossenheit und Unbeugsamkeit zu bringen im Stande gewesen, — und — er hatte sich nicht geirrt. Aus dem Herzen des Müllers, das sich durch die theilnehmende Milde des Justizraths wunderbar wohlthuend berührt fühlte, schwand mit jedem Verhör immer mehr und mehr der alte, starre Haß und die kalte Verstocktheit. Zum erstenmal wurde er mit Erstaunen gewahr, daß auch eine Justizperson menschlich zu ihm redete, und der alte, längst begrabene, herzliche Ton und das biedere Wort der unverstellten Wahrheit machten immer stärker und stärker, dem des alten, Alles verachtenden Trotzes und des bitteren, wegwerfenden Hohnes Platz. Freimüthig und offen gestand er endlich, tief gerührt, nicht allein Alles, was auf den Todtschlag des Knaben Bezug hatte, sondern auch unaufgefordert die Theilnahme an der Entweichung seines Altgesellen Robert, und setzte alle diese Begebenheiten eben so gutwillig und bescheiden, als klar und deutlich auseinander. —

Was jedoch die Ermordung des Amtmanns anbetraf, welche Angelegenheit der Justizrath jetzt abermals zu untersuchen von Gerichtswegen den Auftrag erhalten hatte, so läugnete der Müller nach wie vor dieselbe standhaft und betheuerte diese seine Aussage, auf's tiefste gerührt, durch die heiligsten Schwüre. —

Der edle Justizrath befand sich in einem sonderbaren Kampfe und war unschlüssig, was er hier glauben oder thun sollte; denn war seiner inneren, moralischen Ueberzeugung nach der Müller an dem Morde des Amtmanns unschuldig, so gebot es die heiligste Menschenpflicht, ihn bei dem bloß zufälligen, völlig willenlosen Todtschlag des Knaben, auf das eifrigste und wirksamste zu vertheidigen, und ihn wenigstens von der Todesstrafe frei zu machen; so wie jedoch im entgegengesetzten Falle, Alles anzuwenden, um ihn zum Geständnisse zu bringen und der gesetzlichen Strafe zu überliefern. — Der edle Justizrath bot daher alle nur erdenklichen Mittel auf, die sanfte Zuredung, tiefe Erschütterung des Gewissens, Religion u. s. w. geben, um sich jene moralische Ueberzeugung zu verschaffen. — Er schickte den würdigen Pfarrer von Heil. Kreuz zum Müller in's Gefängniß, um vielleicht auf diesem Wege sein Ziel zu erreichen. Aber Alles vergebens. Der Müller betheuerte nach wie vor, unter den heiligsten Versicherungen, seine völlige Unschuld an dem Morde des Amtmanns; indem er in Gegenwart des Justizraths, wie des Pfarrers, unter Thränen sprach: „Nochmals, liebe Herren! betheure ich hier, der heiligsten Wahrheit gemäß, vor Gott dem Allmächtigen und Allwissenden: daß es mir nie in den Sinn gekommen ist, noch in den Sinn hätte kommen können, mich, wegen der mir zugefügten, wenn auch noch so harten Behandlung des Amtmanns, durch einen Mord an seiner Person zu rächen; denn ich habe diesen Menschen stets viel zu tief verachtet, um ihn eines solchen schrecklichen Verbrechens werth zu halten. — Drückt doch schon außerdem ein fürchterlicher Mord mein geängstigtes Gewissen und macht mich für das Schwert des Henkers reif genug, das ich mit Sehnsucht erwarte. Warum sollte ich also eine so schreckliche Lüge mit in jene Welt nehmen, die mir ja hienieden nichts mehr nützen, und jenseits nur an meinem ewigen Heil schaden und der unausbleiblichen Verdammniß zuführen würde. Ich habe den Amtmann nicht ermordet, so wahr mir einst Gott durch seinen eingebornen Sohn, meinen Heiland und Erlöser, Jesus Christus, helfen möge, in Ewigkeit."

Diese Worte, von einem heißen Thränenstrom begleitet, und in der tiefsten Zerknirschung des Gewissens gesprochen, lösten bei dem menschenfreundlichen Justizrath den letzten Zweifel. Er fühlte mit einemmale tief in seinem Innern, der Müller hätte die Wahrheit ausgesagt; denn Alles, was er so eben gehört und gesehen, konnte unmöglich das Werk einer berechneten Lüge seyn, oder der Name Menschheit selbst müßte eine entsetzliche Lüge, in der allgemeinen Wahrheit der Natur seyn. — Er beschloß daher, alles nur Mögliche anzuwenden, was ihm irgend seine Wissenschaft darbot und erlaubte, um den redlichen, unglücklichen Mann zu retten. —

Seine Relationen in dieser Untersuchungssache, und noch mehr, seine eben so tief-psychologische, als die edelste Humanität verrathende Vertheidigung des Inquisiten, waren meisterhaft. Dennoch fanden sie vor den Richtern vielen Widerspruch, welcher ihn um so mehr empörte, als er den geheimen Grund, der dabei obwaltete, nicht undeutlich zu erkennen glaubte. In der Stadt verlautete nämlich schon seit geraumer Zeit und ziemlich laut allerlei über das wunderbare Verhältniß des Justizraths zur Tochter des Müllers, welches, trotz seiner Heimlichkeit, dennoch bekannt geworden war, und wie natürlich immer vergrößert und nichts weniger als zart

ausgelegt wurde. — Ja man ging endlich in den Schmähungen gegen den edeln Mann so weit, geradezu und öffentlich zu behaupten: wie seine, so ganz besondere Milde und Humanität gegen den Inquisiten, und sein großer Eifer, ihn zu retten, nur in einer unzüchtigen Liebe zu dessen Tochter den alleinigen, partheiischen Grund hätten; und seine Feinde wagten sogar, sich gegenseitig in die Ohren zu zischeln: wie, nach ziemlich zuverläßigen Vermuthungen, der getödtete Knabe nichts Geringeres, als das leibliche Kind des Justizraths sey, und was dergleichen alberne Verläumdungen mehr waren. —

Der edle Mann, der zwar um all dieses schmutzige Stadtgeklätsch wußte, ließ sich dennoch, trotz dem, in dem einmal gefaßten Gange der Untersuchung nicht stören. Alle nur erdenklichen Gründe, die ihm Philosophie und Rechtskunde an die Hand gaben, bot er auf, um den unglücklichen Mann von der Todesstrafe zu retten. — Dennoch drang er nicht durch. Die Richter sprachen ihm einstimmig den Tod zu, und dem edeln Justizrath blieb nun nichts anderes übrig, als an die Gnade des Königs zu appelliren. Das edle Werk gelang. — Verständige Freunde bei Hofe unterstützten sein menschenfreundliches Gesuch. — Der mild und gütig denkende Monarch begnadigte den Inquisiten und verwandelte die Todesstrafe in Gefängniß auf unbestimmte Zeit.

Völlig kalt und gelassen, beinahe traurig, vernahm jedoch der Müller diese Nachricht. — Er dankte dem Justizrath kaum mit wenigen, alltäglichen Worten und wurde dann zur gesetzlichen Haft an den dazu bestimmten Ort abgeführt. — Seine Tochter, die unglückliche, völlig geisteskranke Maria, blieb in der Behausung des biedern Pfarrers zu heil. Kreuz. —

(Fortsetzung folgt.)

Abgötterei.

(Eine Erzählung, der Wirklichkeit entlehnt.)

Die sechzehnjährige blondgelockte Maria saß am Fenster, das die Aussicht über ein romantisches Thal gewährte, mit Wiesenmatten, Silberbach und Tannenwäldchen ausgestattet; oft streiften die Blicke des holden Mädchens über das Thal zum blauen Himmel hinauf, dann hefteten sie sich wieder auf das Buch, welches ihre zarten Finger hielten; da ertönte plötzlich hinter ihr eine sanfte doch ernste Stimme: „Was liesest du, Maria?" Die wie schöne Incarnatrosen blühenden Wangen überzog die Glut der Morgenröthe bei dieser Ueberraschung, und sie lispelte halbleise: „Schillers Wallenstein, — liebe Tante!"

„Und jetzt eben die Scenen zwischen Max und Thekla?"

Marie erröthete noch mehr.

„O mein geliebtes Kind, warum thust du mir das? — Tief in Herz und Phantasie senkt sich des Dichters Schöpfung; du willst, daß seine Gestalten dir aus der Wirklichkeit erblühen, du zwingst dich es zu wähnen, dein Gemüth erkrankt, die Welt verliert ihren Reiz für dich, und du welkst wie die Knospe, die der Spätherbst hervorrief."

Marie legte den „Wallenstein" weg, und langte nach andern Büchern, die die Tante ihr reichte. Es waren Reisebeschreibungen, Biographien, Gemälde aus der Wirklichkeit, und auch mehrere Bände von Shakespeare. „Er, ein Spiegel der wirklichen Welt," sprach Tante Adelheid, „wird die Phantasie nicht zu krampfhafter Ueberreizung stimmen; nur seinen Sturm darfst du nicht lesen. Miranda konntest du seyn, aber Fernando fände sich nicht." —

Aufgeregt, innig ergriffen von dem, was sie las, den ernsten Sinn von Adelheids Worten nicht fassend, eilte Marie, schön, schuldlos und innig wie Miranda und Thekla in das süße Thal hinab; Max Piccolomini schwebte vor ihrer Phantasie — mit zauberischer Gewalt senkte sich eine schon öfter empfundene Sehnsucht in ihre Brust, die ihren Gegenstand nicht kannte; der Gesang der Vögel, das Murmeln des Baches, das Rauschen der Haine tönten ihr wie Stimmen der Verheißung, daß einst ihr namenloses Verlangen gestillt werde. Sie trat unter eine Gruppe stattlicher Eichen, umfaßte einen Stamm, drückte ihn an ihre jugendliche Brust und süße selige Thränen netzten ihre seidene Wimpern. —

Plötzlich vernahm sie Waffengeklirr; ein junger Mann im Küraß schritt daher, löste den Helm, schöpfte aus dem klaren Bach, und kehrte Marien ein Antlitz zu, dessen sich kein Max Piccolomini zu schämen brauchte.

„Max!" entschlüpfte unwillkührlich den Lippen des staunenden Mädchens. Der Offizier sah auf, und mit lautem Ruf „Thekla!" scheuchte er die Huldin ins Dickicht; seine erste Bewegung war ihr nachzueilen, doch plötzlich stand er still, sprach: „es ist ja unmöglich," eilte nach seinem, eine Strecke weiter angebundenen Rosse, und flog auf dem stolzen Engländer der Residenz zu.

Felix von Alten, Gardelieutenant und Adjutant des Generals von Osten, galt für den schönsten und liebenswürdigsten Offizier der Residenz, auch wußte er dies und legte großen Werth darauf. Flog er auf seinem schönen großen Engländer vor dem Fenster der Herzogin vorüber, so wurde ihm ein holdseliger Gruß, nahte er sich auf Bällen den jungen tanzenden Damen, so kam ihm mancher freundliche, süß schmachtende Blick entgegen, doch hatte keiner noch sein Herz getroffen. Gestern wurde „Wallenstein" gegeben und Felix, der dergleichen lieber sah als las, war im Theater. Thekla's Liebesinnigkeit und Schöne fesselten Herz, Sinn und Gemüth des zwanzigjährigen Jünglings. Das Bild der liebenswürdigen Schauspielerin raubte ihm am andern Tage noch alle Ruhe. In tiefes Sinnen versunken, saß er auf dem braunen Engländer, der ihn im Schritt durch die Straßen in's Freie trug. Dort ließ er ihn auf einmal den schärfsten Galopp annehmen, bis Roß und Reiter athemlos keuchten, und doch gings nach kurzer Rast im Trabe weiter. Die drückende Sonne der Heerstraße zu vermeiden, ritt er aufs geradewohl feldein, und sah sich bald in einem romantischen Thale von Tannen und Eichen umschlossen. — Indem er den Durst, den der scharfe Ritt ihm brachte, aus einem silberhellen Bache löschte, schlug wie Frühlingswehen das Wort „Max" an sein Ohr, er sah auf, erblickte Marien, zum Täuschen ähnlich jener Bühnen-Thekla, sogar gekleidet wie jene im altdeutschen Kleide, von goldenen Locken umwallt. — Staunend rief er ihren Namen, und in seinem Herzen trat das Gebild des Dichters an die Stelle der Schauspielerin. Doch schnell riß ihn klare Besinnung aus seiner Ideenwelt, — er entfernte sich aus dem Thal, und fragte einige Landleute, wem das schöne Gebäude auf jener Anhöhe gehöre.

Dem Fräulein Adelheid von Steinfurt war die Antwort und Felix erinnerte sich sogleich, daß diesen Namen die Philosophin trug, wie sie die Zirkel der Residenz nannten. Sie hatte sich nie vermählen wollen, und lebte unweit der Stadt, auf einem reizenden Landhaus in glücklicher frommer Thätigkeit. Eine Erziehungsanstalt für arme verwahrloste Kinder hatte sie errichtet, mehrere Fabriken wurden von ihr geleitet und große Verdienste erwarb sie sich um Körper- und Seelenwohl der Menschen. Doch wurde viel über das Weib gespöttelt, die sich ihrem eigentlichen Beruf entzogen und einen andern erwählt hatte. — Vergessen war indessen Adelheid mit ihrer Menschenliebe und Wirksamkeit, aber in den letzten Monaten wurde wieder viel von ihr geredet, so daß auch Felix von ihrem Daseyn erfuhr. Dies kam so: Adelheid hatte die Tochter ihreres Bruders, des Geheimenraths von Sternheim, als ein kleines und höchst kränk-

liches Kind zu sich genommen, um die zarte Pflanze zu erhalten. — Aber jetzt, nachdem Marie in ihr siebenzehntes Jahr getreten war, bestand ihre Mutter auf die Zurückkunft der Tochter, da das Kind nun durchaus gesellschaftlichen Ton erlernen müsse, welches bei Adelheiden, die nur wenige Freunde aus der Stadt sähe, unmöglich sey; vergebens wandte ihr Vater ein, daß sie dort so gut aufgehoben sey und alles Mögliche lerne, sogar englisch und den Shakespeare im Original lese. Die Geheimeräthin entgegnete: „Was hilft mir das Alles, wenn sie sich nicht in Gesellschaften zu benehmen versteht, auch sind meiner Meinung nach alle wissenschaftliche Kenntnisse den Frauen unnütz, ihre Bestimmung ist, zu gefallen, nicht zu belehren." —

Es blieb bei dem Willen der Mutter. Die baldige Rückkehr der zur holden Rose aufgeblühten Tochter wurde in der Residenz bekannt, auch Felix hatte davon gehört, und ahnte, wen er in jenem Thale erblickt habe.

Als Marie tief erschüttert in das Landhaus zurückkehrte, fand sie Adelheid in Thränen. „O mein theures liebes Kind," rief sie ihr entgegen, „so müssen wir doch scheiden, schon morgen, deine Aeltern fordern dich zurück, und senden dir diese Geschenke aus der Residenz."

Aus blauen, rothverbrämten Pappkasten zog Adelheid der Mode vielfach gestaltete Kleider, den Silberflor mit Atlasrollen und künstlichen Blumen berändert, den schimmernden Atlas zum Unterkleid, das Perlendiadem und den Goldgürtel, den feinen Pariser Schuh und Handschuh, das Macassar Haaröl, und den Schildplattkamm, sammt allen Bedürfnissen und Ueberflüssigkeiten einer Modetoilette.

Wohl zerstreute ihr Schimmer Marien, sie ließ ihre Träume fahren und kleidete sich an, aber als sie im vollen Putz vor dem Spiegel stand, ihre schönen Formen vor dem Gebot der Mode in eine unnatürliche hohe Taille gepreßt, ihr goldenes Haar in künstlichem Bau erblickte, den die angekommene Kammerfrau ordnete, da faßte eine Ahnung von der Leere und Hohlheit alles Glanzes ihre Seele, ihr graute vor dem Ausflug in die Welt; aber wie wenn nebelgraues Gewölk vom Licht des Tages zum Morgenroth verklärt wird, so trat eine Hoffnung zu ihr und erhellte ihre Zukunft, in der Max Piccolomini erschien. —

Hell flammten die Kronleuchter im Ballsaal des Geheimeraths von Sternheim, rauschende Musik schallte vom Balkone herab — schon sammelten sich die Gäste zum ersten Walzer, als die Frau vom Hause, Marien an der Hand, hereintrat; aller Augen fielen auf die geschmückte Huldin, deren Wange im Hochroth der Befangenheit glühte, aber plötzlich wich diese einer Todtenblässe, und sie sank in die Arme ihrer Mutter, Felix stand vor ihr und ward blaß über ihr Erbleichen, aber die holde Lilie richtete sich schnell wieder auf. „Es ist nichts mein Kind," sprach die Geheimeräthin, „dich beklemmt ein Fest dieser Art, weil es dir noch ganz etwas Neues ist. Du mußt tanzen, und in Felix Armen flog Marie durch den Saal.

„Wir sahen uns früher, mein Fräulein," begann noch schüchtern der Jüngling, und Marie erwiederte bebend, „ich glaube," aber mit dem schnellen Kreislauf des Blutes im Walzer schwand Felix Befangenheit. Liebeglühend drückte er die Hand des Engels und flüsterte ihr zu: „Seit ich dich sah, holdes, überirdisches Wesen, ging mir ein neues Leben auf, o daß wir aufwärts schwebten aus diesen engen Räumen, und ich mit dir allein wäre unter den ewigen Sternen, allein mit dir in der Schöpfung." Die Musik schwieg. Marie nahm ihren Platz am Spieltisch ihrer Mutter ein, und dachte an Thekla's Worte:

> Du stand'st am Eingang in die Welt,
> Die ich betrat mit klösterlichem Zagen,
> Sie war von tausend Sonnen aufgehellt u. s. w.

Da tönte der Mutter Stimme, zwar leise, doch gebietend, zu ihr herüber, „Marie! rede freundlich mit dem General von Osten."

Marie sah auf und entdeckte einen alten wohlbeleibten, stark bebänderten und besternten Herrn, der schon einige Mal vergebens versucht hatte, ein holdes Wort von der Träumenden zu erlangen, sie beantwortete seine Fragen mit Höflichkeit, und die Geheimeräthin, die ihre Parthie geendigt hatte, wies dem General einen Platz neben Marien an, wodurch die ihr so lästige Unterhaltung Dauer gewann.

„Was meinen Sie, mein Kind," sprach Frau von Sternheim zu ihrem Gemahl, — „der General von Osten wäre wohl eine gute Partie für Marien, sehen Sie nur, wie er ihr schön thut?" —

„„Aber er ist alt.""

„Aber sehr reich und wir sehr verschuldet," „„er kann Mariens Herz nicht beglücken."" — Das Herz, mein Kind, geht bei den meisten rathen leer aus. In unserm Stande gedeihen keine Heirathen aus Liebe, und selten findet man statt ihrer so viel Reichthum wie hier."

„„Aber bedenken Sie doch, der alte Herr ist sehr geizig, er wird sich nie zu einer Unterstützung unserer Umstände verstehen.""

„„Aber sehr eitel ist er auch. Er hat die schönste Wohnung in der Stadt, die kostbarsten Gemälde, die trefflichsten Pferde. Wenn er dazu auch die reizendste Frau besitzen will, so muß er ihre Schulden bezahlen, sonst erhält er sie nicht. Ich habe schon lange sagen hören, daß er gern heirathen wollte, aber keine der hiesigen Fräuleins sey ihm schön genug.""

Diese Unterhaltung, die im grellen Gegensatz mit Mariens Gefühlen stand, wurde hier unterbrochen. Bald darauf entdeckte Frau von Sternheim ihre Tochter fern vom General von Osten, im Gespräch mit einigen jungen Damen, die ihr Ballkleid bewunderten. Sie flüsterte ihr zu:

„Sey ja sehr freundlich gegen den General, er macht hier das erste Haus."

„Soll ich denn aus diesem Grunde freundlich mit ihm seyn, liebe Mutter?"

„Freilich, du liebe Einfalt, wird er hier nicht artig behandelt, so bittet er uns nicht zu seiner nächsten Fête." —

Marien war dies Alles noch nicht einleuchtend, aber sie schwieg, das Wort der Mutter ehrend.

(Fortsetzung folgt.)

Lafayette.

Gilbert Mathieu de Lafayette ward in Marquisstande den 1. Sept. 1757 zu Chevagnac (Departement der Ober-Loire geboren. Bald nach seiner Heirath mit einem Fräulein aus der Familie Noailles wurde ihm eine Stelle bei Hofe angetragen, welche er aber nicht annahm. Schon leuchtete ihm der Stern, dem er unverrückt durch sein ganzes Leben nachfolgte. Nach Nordamerika, wo der große Kampf des natürlichen gegen das positive Recht begann, wandte sich damals das Auge aller derer, welche den neuerwachten weltumgestaltenden Ideen huldigten. Lafayette, mit dem ganzen Feuer seiner Jugendkraft diese Ideen in sich zu kräftigem Leben verarbeitend, mußte in das große politische Drama, das sich damals entspann, kräftig eingreifen. Er begab sich nach London, wo er mit allen Häuptern der damaligen Opposition in lebhaften Verkehr kam. Auf der kleinen Fregatte Viktoire, die er ankaufte, schiffte er sich nach Nordamerika ein. Als er aber unterwegs in San Sebastian gelandet hatte, wurde er auf Befehl des französischen Hofes festgenommen und nach Bordeaux gebracht, es ge-

lang ihm aber bald, Mittel zum Entkommen nach Nordamerika zu finden. Im Jahr 1777 daselbst angekommen, erhielt er sogleich eine bedeutende Stellung in den Armen des jungen Freistaates und zeichnete sich in den Schlachten von Brandywine und Monmouth aus. Im Jahre 1780 befehligte er Washingtons Vortrab und war mit der Vertheidigung Virginiens beauftragt. Nach Beendigung des Kampfes kehrte er (1782) nach Frankreich zurück, machte aber bald wieder eine Reise nach Nordamerika, wo ihm und seinem Sohne das Bürgerrecht ertheilt wurde. Bald sollte die Morgenröthe der neuen Zeit, deren Licht dem jungen Freistaate des neuen Continents bereits hell erglänzte, auch für den alten anbrechen. In Lafayette, dem Helden der zweien Welten, verkörperte sich der Einfluß, den der in Nordamerika erwachte Geist auf das gesellschaftliche Leben des damaligen Europa hatte. Er war Mitglied der Notabeln, der Generalstände und der konstituirenden Versammlung und war einer der ersten von dem Adelsstande, der sich dem dritten Stande anschloß. Im Jahre 1789 schlug er die erste Erklärung der Menschenrechte und die Verantwortlichkeit der Rathgeber des Königs vor. Nach der Einnahme der Bastille wurde er Präsident der Versammlung, und den 15. Juli 1789 Kommandant der Nationalgarde des Königreichs. In dieser Eigenschaft befahl er die Abtragung der Bastille, und führte die dreifarbige Kokarde ein, von der er voraussagte, daß sie die Reise durch die ganze Welt machen werde. Am 5. Okt. führte er in Begleitung der Nationalgarde den König nach Paris, wohin auch sich die Nationalversammlung verpflanzte. Das Fest der Föderation am 14. Juli 1790 auf dem Marsfelde war für den General Lafayette ein vollkommner Triumph. Damals wurde sein Portrait in ganz Frankreich verkauft. Bald jedoch nahmen die Begebenheiten einen Umschwung, in den Lafayettes Wesen nicht mehr paßte. Die Redaktion, welche dem in Frankreich vor sich gehenden Werke der politischen Wiedergeburt von den Anhängern des alten Systems, fremden und einheimischen, entgegengesetzt wurde, erzeugte die Idee, daß völlige Ausrottung der Entgegengesetzten, daß ein Vertilgungskrieg nothwendig sey; eine Idee, welche theils das ganze Heer der wildesten Leidenschaften aufregte, theils von unreinen, niedrig-egoistischen Triebfedern ergriffen wurde. Lafayettes reiner Sinn mußte durch dieses Getriebe beleidigt werden; der Glaubensmuth, mit dem er von dem Siege der neuen Ideen überzeugt war, konnte sich nicht in die wilde Kampfesweise des, mit dem Schwert und Feuerbrand die neue politische Religion ausbreitenden Fanatismus schicken. Seit dem Fluchtversuche der königlichen Familie (Juni 1791), dessen Beförderung ihm die Jakobiner Schuld gaben, kam er in Streit mit dieser Partei. Im Jahre 1792 erhielt er den Oberbefehl über die Ardennenarmee. Nach dem 20. Juni dieses Jahres bot er dem Könige an, ihn unter die Obhut seiner Truppen zu stellen, seine gute Absicht scheiterte aber an dem Mißtrauen der Hofpartei. Von dem gesetzgebenden Körper verlangte er die Abschaffung der Clubbs und Aufrechterhaltung des königlichen Ansehens. Den 8. August deswegen angeklagt wurde er mit 446 gegen 224 frei gesprochen. Nach dem 10. August aber wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt, worauf er, überzeugt von der Unwirksamkeit aller Versuche, die er etwa machen könnte, um in den damaligen Gang der Dinge einzugreifen, beschloß, sich in einen neutralen Staat zu begeben. Den 20. August 1792 verließ er sein Heer und wurde in Flandern mit 3 Freunden gefangen genommen, zuerst nach Wesel, dann nach Magdeburg, zuletzt nach Olmütz gebracht, wo er gefangen saß, bis ihn 1797 die Bitte des siegreichen Generals Bonaparte befreite. Er hielt sich nun zu Hamburg auf und kehrte erst nach dem 18. Brumaire (1799) in sein Vaterland zurück. Er weigerte sich eine Stelle anzunehmen, und erklärte sich gegen das lebenslängliche Konsulat. Hier zog er sich auf seine Güter zurück und widmete sich der Landwirthschaft. Nach der Schlacht von Waterloo war er als Abgeordneter einer der Kommissäre, welche mit Alliirten zu unterhandeln hatten. Als er am 8. Juli 1815 die Thore des Hotels des gesetzgebenden Körpers verschlossen und von russischen Wächtern besetzt sah, protestirte er dagegen und zog sich nach Lagnange zurück, bis er im Jahr 1818 als Abgeordneter aus dem Departement der Sarthe wieder in das politische Leben eintrat. Von da an nahm er an allen Sitzungen der Kammer Theil, ausser während seiner Reise nach den nordamerikanischen Freistaaten. Sein Antheil an der Juliusrevolution liegt noch Allen im Gedächtnisse. Er glaubte wohl Anfangs in ihr die Verwirklichung seines Ideals einer reinen Revolution zu sehen, bald aber schien ihm das alte System wieder sich einzuschleichen; er glaubte den Egoismus, den Feind seines innersten Wesens, der reinsten, uneigennützigsten Vaterlandsliebe auf Frankreich wieder Einfluß bekommen zu sehen. Er näherte sich immer mehr der republikanischen Partei, und sagte sich förmlich von der gegenwärtigen Regierung los, als er bei Beginn der jetzigen Kammersitzung die Aeusserung, welche ihm viele Anfeindungen von den hitzigeren Republikanern zugezogen, die nämlich, als halte er die Juliusmonarchie für die beste Republik, für nicht von ihm gethan und für unterschoben erklärte. Seit dem Leichenbegängnisse seines jungen Freundes Dulong, bei welchem ihm zum letztenmale von der Liebe des Volkes ein Triumph zu Theil geworden war, kränkelte er, und erschien nicht mehr in der Kammer, schloß sich jedoch den Protestationen gegen das Verbindungsgesetz an. Ein Fieber, das in den letzten Tagen ihn befallen hatte, machte seinem Leben ein Ende. Er starb in den Armen seines Sohnes Georg, seines Tochtermanns Tracy und seines alten Freundes und Waffengenossen von der Nationalgarde von 1789 her, des Generals Mathieu Dumas. Wie Napoleons Name das Losungswort des französischen Volkes im Ringen nach Sieg und Ruhmesglanz ist, so wird ihr der Lafayettes immer vorleuchten, wenn es gilt, für die Ideen der neuen Zeit zu kämpfen.

Verschiedene Meinungen.

Dämmerling.

Die Leute sollten doch ein Einsehn haben.
Zu blendend ist der Wahrheit Licht.
So etwas schlaue Obscurantengaben
Das führt zum Ziel und schadet nicht.
Das Lichtlein pfiffig unter'n Scheffel setzen,
Giebt zauberisches Dämmerlicht.
Das Volk liebt augenblickliches Ergötzen
Und kennt nur die gewohnte Pflicht.

Morgenstern.

Das geht ja nicht, Herr Dämmerwicht,
Zur Höhe strebt des Geistes Licht,
Gerechtigkeit ist Seelenwonne;
Die Wahrheit trägt am Haupt die Sonne.
Als Sinnbild strahlt sie in der Zeit,
Und leuchtet fort in Ewigkeit.
Ob Dämmerung scheinbar sie verhüllt —
Der Tag erwacht, dann glänzt ihr Schild!

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 45. Mittwoch, 4. Juni 1834.

Des Menschen Herz gleicht einer Feuerquelle,
Dem Urgemisch von Himmel und von Hölle,
Von Laster und Vollkommenheit.

Joh. Gottfried Seume.

Der Inquisit.

(Eine Erzählung von G. A. v. Maltitz.)

(Fortsetzung.)

So mochten vielleicht zehn Jahre hingegangen seyn, in welcher Zeit die merkwürdige Geschichte schon nach und nach in Vergessenheit zu sinken anfing, als plötzlich die Nachricht kam: daß die unglückliche Maria die Wachsamkeit ihrer Hausgenossen zu täuschen gewußt, und an dem Tage der Ermordung ihres Kindes, in einem Anfall von Melancholie, nach dem Seestrand gelaufen und sich daselbst von der schroffen Uferwand Brustort hinabgestürzt hätte. Ihr Leichnam, hieß es weiter, sey dann unten am Strande eingescharrt worden. — Diese Nachricht machte auf das zartfühlende Herz des Justizraths einen tiefen, erschütternden Eindruck. Ihm war fast zu Muthe, als ob mit diesem Sturz, er wußte selbst nicht warum, auch der letzte Glaube an irgend eine bessere Zeit seines einsamen Lebens zusammengestürzt sey. — Er fühlte schwer lastend die beiden furchtbaren Dämonen: Mißmuth und Lebensüberdruß, mit Macht in den stillen Kreis seiner innern Welt eindringen. Doch bald sollte noch eine andere, nicht weniger erschütternde Nachricht seinen Busen bestürmen. — Der Müller, welcher, wenn auch völlig unbegreiflich, dennoch auf irgend eine Art von dem schrecklichen Tode seiner Tochter Kunde erhalten haben mußte, war plötzlich aus dem Gefängniß, dessen Kerkermeister ihn vielleicht aus Mitleid weniger streng, als andere Strafgefangene, bewacht haben mochte, entsprungen, — und trotz aller ausgesendeten Steckbriefe nirgends zu finden. — Der Justizrath marterte seinen Verstand ab, um irgend einen, mit des Müllers Denkungsart übereinstimmenden Grund aufzufinden, der ihm haltbar genug dünkte, um sich diese neue, unbegreifliche That des merkwürdigen Menschen zu erklären. Aber wie er auch darüber nachdachte, er war nicht im Stande, etwas Wesentliches und Bestimmtes zu erforschen. Da sollte endlich der ehrliche Pfarrer von heil. Kreuz das Räthsel lösen. Ein Bericht von ihm an das Amt zu Groß-Dirschkeim lautete, nach dem gewöhnlichen Eingange ungefähr folgendermaßen: „Schon am 16ten des vorigen Monats, also vier Wochen nach dem unglücklichen Ende der bei mir so lange wohnhaft gewesenen, bedaurungswürdigen Katharina Maria Baltrusch, ging plötzlich ein Gerede im hiesigen Dorfe, welches, wunderbar genug, allgemein von einem Gespenste sprach, das man zur Nachtzeit, ungefähr um die zwölfte Stunde, auf dem Gottesacker der dasigen Kirche herumwandeln gesehen, und tief seufzen und ächzen gehört haben wollte. Als ein der Vernunft und der wahren Gottesverehrung treu ergebener, protestantischer Prediger, der Licht und Wahrheit befördern und Aberglauben und Trug aus den Gemüthern der Menschen vertilgen soll, verwies ich anfangs der Gemeinde, und zwar eines Sonntags sogar von der Kanzel, in streng-ermahnenden Worten, dies Geschwätze als einen, die wahre Gottesverehrung lästernden Irrglauben. Dennoch blieb das Gerede im Dorfe nicht allein nach wie vor dasselbe, sondern steigerte sich fast mit jedem Tage immer mehr und mehr, so daß zuletzt Niemand Nachts über den Kirchhof mehr zu gehen wagen wollte, und mir endlich durch die glaubwürdigsten Männer des Dorfes, wie imgleichen durch den Küster der Kirche selbst, die festeste Bestätigung dessen wurde, was man schon so lange über diese sonderbare Begebenheit in der Gemeinde gesprochen. Ich beschloß daher, der Sache näher nachzuforschen, und besichtigte zu dem Ende noch an demselben Tage die hintere, etwas bewachsene Stelle des Kirchhofs, welche mir als derjenige Platz, auf welchem sich das vermeintliche Gespenst sehen lassen sollte, bezeichnet worden war; doch zu meinem nicht geringen Erstaunen mußte ich hier gewahr werden, wie an besagtem Orte wohl an drei bis vier Gräbern mehr oder minder stark aufgewühlt, und einige sogar bis auf den Sarg von Erde entblößt waren. —

Mit dem Vorsatz, irgend einem bübischen Unfug auf die Spur zu kommen, begab ich mich daher in Gesellschaft des wackeren Oberförsters aus dem hier nahegelegenen Forstamte Warniecken, Herrn Bothe zur bestimmten Stunde Nachts auf die bezeichnete Stelle, und nicht lange hatten wir daselbst gestanden, als sich mit einemmale, im schwachen Schimmer des Mondlichts, eine weiße Gestalt sehen ließ. — Sie kam uns näher und wir wurden nun bald beide überzeugt, daß selbige zwar kein Gespenst, wohl aber ein schwacher, von Lumpen halb bedeckter Greis sey, der mit einem Grabscheit in den Händen, sich, unter immerwährendem Stöhnen und Aechzen, abmühte, einen schon halb von Erde entblößten Sarg völlig auszugraben.

Der Gedanke, hier irgend einem geheimen Verbrechen auf die Spur zu kommen, ließ uns beide auf der Stelle, wo wir waren, und ohne unsere Gegenwart durch irgend etwas zu verrathen, bleiben. Der Greis grub unterdessen mit großer Anstrengung und unter wiederholtem Aechzen und Stöhnen immer fort, und während er von Zeit zu Zeit im schmerzlichsten Klagelaute aufjammerte und rief: „Werd' dich finden! Muß dich finden! — Weh! — Weh! — Blutschatz komm heraus! — Sollst heraus!“ kauerte er endlich an der Gruft nieder, und indem er zuletzt mit den Händen aus der lockeren Sanderde einen kleinen Kindersarg herausscharrte und ihn krampfhaft an die zitternde Brust gedrückt und geküßt hatte, stöhnte und ächzte er in einem fort: „Weh! weh! hab' ich dich? — Mutterjammer! Blutschatz! Stille! — Stille! —

Mordschlag? — Weh! — Weh! — Komm nur mit! Mußt mit! Mütterlein ruft! — Mütterlein ruft!" und mit diesen Worten hüllte er den kleinen Sarg in die wenigen Lumpen, die seinen ausgemergelten Körper bedeckten, und trat den Rückweg an. Wir folgten ihm staunungsvoll, bald in mehr, bald in minder weiter Entfernung. Der Greis wandte seine Schritte dem Walde zu und schlug dann einen einsamen Fußpfad ein, der durch den Warniecker Forst, dem Seeufer zuführend, nur einem völlig genau mit dem Ganzen dieser Gegend Vertrauten bekannt seyn konnte. Mit wankendem Schritte keuchte der Greis dem beschwerlichen Stege entlang, bis er endlich, an der bekannten Riesenlinde vorbei, dem Seeufer ganz nahe gekommen war. Hier stieg er nun die wilde Warniecker Waldschlucht nach dem Strande hinab, und unten angelangt, setzte er dann seinen Weg durch die öde, stürmische Herbstnacht, längs der hochaufbrausenden See, bis zur Brustorter Uferwand fort. Kaum war er hier angekommen, als er sich sogleich auf die Erde warf und wie unter unsäglichen Schmerzen, laut zu wimmern anfing; dann sprang er plötzlich, wie von innerer Angst getrieben, so rasch als es ihm sein Alter und sein abgematteter Körper verstattete, auf; riß mehreres, über einander geworfenes Strauchwerk aus einander, und wir sahen plötzlich mit Schaudern, bei dem bleichen Licht des Mondes, den entstellten Leichnam der unglücklichen Maria, aus der sandigen Gruft gescharrrt, offen und nackt am Seestrande liegen. Der Greis warf sich aufjammernd über ihn hin, und während er die schon völlig in Verwesung übergegangene Leiche mit unzähligen Küssen bedeckte, heulte er in herzzerschneidendem Schmerze auf und rief von Zeit zu Zeit, immer ächzend und wimmernd, dazwischen: „Mein Töchterlein! Lieb Töchterlein! Weh! Hörst du mich? — Hier hast du ihn! Hier bring' ich ihn, den Liebling klein! Ach, höre doch! Ach, nimm ihn mit in's Kämmerlein, wo's ruhig ist! Da wiege ihn! Da herze ihn! Weh! Hörst du nicht? Weh! Siehst du nicht, wer bei dir ist? Was wimmerst du? Blut an der Hand! An Vaters Hand! — Ach, wisch es ab! Ach, fluch ihm nicht! Will bei dir seyn im kühlen Sand! Ach, nimm ihn mit! Ach, nimm ihn mit! und mit diesen Worten hob er den schon halb von Fäulniß aufgezehrten Leichnam mit großer Anstrengung empor, trug ihn, wie nachher ebenfalls den kleinen Sarg, in dieselbe sandige Gruft und versuchte dann beide, mit vieler Mühe und großer Eilfertigkeit, wieder einzuscharren.

Während dieses schauerlichen Geschäfts waren wir näher getreten. Der Mond warf eben sein mattes Licht auf die bleichen, abgezehrten Züge des Greises, und wir erkannten zu gleicher Zeit beide mit Schrecken, wenn auch noch so entstellt und verändert, dennoch in ihm deutlich den Müllermeister Baltrusch aus Klein-Kuhren; eben denjenigen, der dem Vernehmen nach kürzlich aus seinem Gefängniß entsprungen seyn soll und noch bis jetzt mit Steckbriefen verfolgt worden. —

Der Oberförster trat zuerst auf ihn zu und redete ihn an. Der Greis erkannte uns beide sogleich, nickte jedem aus alter Bekanntschaft schmerzlich-lächelnd zu, und folgte uns dann, auf des Oberförsters Verlangen, ohne die geringste Widersetzlichkeit.

Der unglückliche Mann befindet sich gegenwärtig in meinem Hause, zur beliebigen weiteren Verfügung des Amts. Er ... völlig ruhig und still, und wenn auch sehr schwermüthig und nicht selten abwesend, doch nichts weniger, als wahnsinnig."

Dies, mein junger Freund! war nun ungefähr der Inhalt jenes Berichts, den der wackere Pfarrer an das Amt Groß-Dirschkeim gesendet hatte. Der Müller wurde darauf unter Bedeckung nach Königsberg gebracht, und auf die, beim [illegible] an ihn gerichtete Frage: warum er aus dem Gefängniß entwichen? konnte er keine genügende Antwort ertheilen. Er erzählte nur unter Thränen: wie ihm Nachts seine Tochter erschienen; ihm ihren schrecklichen Tod und die Stelle, wo sie begraben läge, entdeckt, und dann befohlen habe: ihr den Knaben in dieselbe Gruft nachzubringen. Dies war Alles, was man aus ihm heraus zu fragen im Stande war. Er blieb fest bei seiner einmaligen, wunderbaren Behauptung, welche um so merkwürdiger erscheint, als man alle nur erdenkliche Mühe angewendet hatte, irgend zu erforschen: auf welch eine andere Art es dem Müller vielleicht möglich geworden, von dem unglücklichen Tode seiner Tochter und dem Ort ihres Begräbnisses Nachricht zu erhalten; was aber, wunderbar genug, ein vergebliches Streben blieb. Derselbe betheuerte nach wie vor die Wahrheit seiner Aussage durch die heiligsten Schwüre, und schon war es beschlossen, ihn bis auf höhern Befehl, nach seinem alten Gefängniß wieder abzuführen, als er plötzlich aus eigenem Antrieb verlangte, nochmals vor den Richter gebracht zu werden. Zitternd vor Alter und Schwäche, trat er vor den Justizrath hin und gestand in dessen Gegenwart, wie in der mehrerer anderer Justizbeamten, wenn auch stockend und scheinbar von Gewissensbissen zerknirscht, dennoch mit einemmale offen und freimüthig, zu Aller Erstaunen, den Mord an der Person des Amtmanns ein, welchen er aus Rache verübt zu haben vorgab. —

(Fortsetzung folgt.)

Abgötterei.

(Eine Erzählung, der Wirklichkeit entlehnt.)

(Fortsetzung.)

Adelheid saß auf Mariens verlassenem Plätzchen am Fenster, das auf das romantische Thal hinabblickte, und las:

„Glaube nicht, liebe Tante, daß ich dein vergessen konnte in dem Treiben der großen Welt, ach wie oft würde ich mich nach deiner einsamen thätigen Lebensweise sehnen, wenn nicht — o meine Adelheid, wenn nicht hier die Erscheinung, die ich am letzten Abend meines Aufenthaltes bei dir hatte, mir entgegen trat als Wirklichkeit." —

„O zürne mir nicht, meine ernste mütterliche Freundin, wenn mein jugendlicher Sinn es nicht fassen kann, warum du des Lebens höchste Seligkeit von mir entfernt haben wolltest, was ich empfinde ist namenlos, unendlich — scheint mir allein des Lebens werth — was wäre die große Welt mit ihrer Hohlheit und Nichtigkeit, gemahnt sie mich doch oft wie ein Irrenhaus, wo jeder mit Aufopferung seiner Seelenruhe nach eitlem Tand strebt — was wäre sie mir ohne — Liebe. Du mit deiner nützlichen frommen Thätigkeit, Adelheid, magst den Frieden kennen, aber was Glück ist, empfand ich nur seit ich Ihn sah."

„Und wer ist Er?" wirst du fragen. — „Felix von Alten nennt man ihn, Adjutant des Generals von Osten, mit dem meine Aeltern sehr bekannt sind, ich sehe ihn oft — obwohl nur vor Zeugen, doch unsere Blicke verstehen sich, und mir zeigte er sein ganzes Herz, als er zum erstenmal mit mir in raschem Walzer durch den Saal flog, ich vermochte nichts zu antworten, seit jener Zeit sehen wir uns oft, aber nur unsere Blicke sprechen zu einander.'

Adelheid warf den Brief hin, sprang auf, schritt eine Zeitlang unruhig auf und nieder, dann schrieb sie:

„Wer dich kennt wie ich, Marie, wird dich nicht unrichtig beurtheilen. Ich sehe in deinem Brief nur die Schwärmerei eines innigen Gemüthes, ein anderer würde darin erwachende, aller jungfräulichen Sittsamkeit Hohn sprechende Sinnlichkeit erblicken, deren Begriff deine reine Seele kaum fassen kann, aber

höre meine Warnung, theures Kind, schwelge nicht in dem Gefühl, das dich beseligt, ergieb ihm nicht dein ganzes Seyn, noch erblicke ich die Gefahren nicht klar, aber ich ahne ihre Nähe für meine sanfte innige Marie."

Der General von Osten ruhte auf dem Divan neben Frau von Sternheim, und drückte ihre Hand an seine Lippen, leise flüsternd:

„Darf ich hoffen, meine gnädige Frau?"

„Marie ist ein gehorsames Kind, lieber General, indessen sie wäre wohl noch ein wenig zu jung, und dann Vertrauen muß erwiedert werden. Ich gestehe Ihnen, daß — durch manchen Verlust, durch den einmal nothwendigen Aufwand unsere Vermögensumstände sehr gesunken sind, daß es unmöglich wäre, eine Aussteuer für Marien zu erschwingen."

„O! was das betrifft, darüber seyn sie außer Sorgen. Ist mein Haus nicht auf das herrlichste eingerichtet, selbst die kostbare Garderobe meiner seligen Frau steht Marien zu Befehl, sie bedarf keiner Aussteuer."

„Die Garderobe der seligen Generalin ist doch nicht mehr nach der Mode, und dann, ich muß in meiner Offenheit fortfahren, Marie ist schön, wir hatten auf eine reiche Partie gerechnet, um — es ist doch eigentlich ein unnatürlicher Gebrauch, daß man hier zu Lande die Töchter aussteuert, in Indien ist es ganz anders, da muß der Mann die Frau von ihren Aeltern kaufen."

Landlich, sittlich — aber — wenn ich etwa der Verlegenheit meines theuren Schwiegervaters mit einem Vorschuß abhelfen könnte, so befehlen Sie nur." —

„Für's Erste, lieber General, bedürfen wir 30,000 Thaler."

„Mein Gott! nein, das ist zu viel. Das kann nicht seyn. Friedrich der Große gab für die Diana im Gemäldesaal zu Potsdam zwar auch 30,000 Thaler, aber das war auch ein König."

„Nein, ein König hat auch gar viele Ausgaben. Kennen Sie nicht den Grafen Reichenbach genau, der soll reich und freigebig seyn, wie ein König. Auf dem letzten Balle schien ihm Marie sehr zu gefallen."

„Gnädige Frau," sprach der General, in dem Kunstsinn und Geldliebe heftig gekämpft hatten, bis erstere die Oberhand gewann, „vier Wochen nach der Hochzeit zahle ich Ihnen 30,000 Thaler."

„Beliebt es Ihnen, mir dies schriftlich zu geben?" fragte Frau von Sternheim. — Der General willigte ein, und der Kauf war geschlossen.

Als von Osten sich entfernt hatte, trat Marie in das Zimmer ihrer Mutter. Diese umarmte sie und sprach: „Ich gratulire dir Marie, du bist Braut," dann entfernte sie sich schnell, für jetzt jeder Erklärung ausweichend.

„Braut?" fragte sich Marie — als unerwartet Felix zu ihren Füßen lag, er sollte den General abholen, und hatte absichtlich gezögert, um ihn nicht mehr bei Marien zu finden. — „Felix," stammelte Marie, „ich bin Braut, sagte meine Mutter."

„Wie, rief Felix aus, du Braut? Bei meiner Ehre, nur meine Braut kannst du werden."

„O! das meinte die Mutter nicht," seufzte Marie.

„Laß sie meinen, der Herzog, der Hof, die ganze Welt mag es anders wollen, mein bist du, mein für ewig, hier schwöre ich zu deinen Füßen, bei meinem Adel, bei meinem Degen, bei meiner Offiziersehre, nur du wirst mein Weib. — Ich bin ein Heiliger geworden, seit ich dich kenne, ich werde ein Held, wenn man dich mir rauben will."

„Sey getrost Felix, unsre Seelen sind eins — waren eins in bessrer Welt, Menschen können nicht trennen, was Gott für einander schuf, noch heute rede ich mit meiner Mutter. Jetzt geh, daß sie dich hier nicht finde, deine Gegenwart ist ihr schon lange unbequem, das habe ich wohl gemerkt."

Frau von Sternheim saß an ihrer Toilette und zauberte frische Rosen auf ihre Wangen, als Marie mit glühendem Gesichte hereintrat.

„Was drängst du dich jetzt zu mir," fuhr sie unwillig auf, „kann ich nicht einmal ungestört mich ankleiden," doch schnell sich beruhigend, fügte sie freundlich hinzu: „es wird wohl nicht mehr lange mit deinen Störungen dauern, wenn du erst die Gemahlin des Generals von Osten bist."

„Von Osten? nein, liebe Mutter, den heirathe ich nicht."

„Nun? warum nicht, etwa weil er deinem Flattersinn zu alt scheint?"

„Nein, liebe Mutter, sondern weil ich einen andern liebe."

„Immer besser, und wen, wenn ich fragen darf?"

„Felix von Alten."

„Ist es möglich, den Adjutanten, was das Töchterchen für einen netten Geschmack hat, nein, mein Kind, der ist nicht für dich."

„Ich heirathe nie einen andern."

„Dann werde zur alten Jungfer, denn nie kannst du seine Gattin werden. Er hat nichts als seinen Sold; sein älterer Bruder erbte die Güter."

„Wir können warten bis er Hauptmann ist."

O! du liebe Einfalt, die nicht weiß, was zu einem Hausstande gehört. — Der Sold eines Hauptmanns reicht nur für die einfache Einrichtung einer Bürgerfamilie hin. Frau von Alten müßte an den Hof gehen, Equipage halten, Juwelen tragen, Gesellschaften geben."

„O! meine Mutter, freudig will ich das Alles missen, dergleichen langweilt mich bereits herzlich."

„Unerhörte Albernheit!" fuhr Frau von Sternheim auf, „ich will jetzt nicht weiter mit dir reden. Marsch auf dein Zimmer."

Marie schrieb einen Brief voller Klagen an ihre Tante Adelheid, die es tief empfand, daß der sorgenlose Frühling ihres Lieblings vorüber sey. Sie eilte zur Stadt, und stieg seit vielen Jahren im Hause ihres Bruders ab, dem sie verhieß, die Sache wegen Mariens Heirath in Ordnung zu bringen. Ungern willigte Frau von Sternheim in ihrer Schwägerin Vorhaben, obgleich sie vernahm, daß auch diese gegen eine Heirath mit Felix von Alten sey, sie fürchtete, daß aus der Verbindung mit dem General von Osten nichts werde, und daß die schöne blühende Tochter dann noch länger im väterlichen Hause bliebe, und die aufgefrischte Reize der Mutter auslösche.

Felix wurde zu Adelheid gebeten, sie empfing ihn freundlich und forschte nach seiner Liebe. Von des Jünglings Lippen strömten die feurigsten Verschwörungen ewiger Liebe, ewiger Treue, standhaften Muthes, die Geliebte zu erringen.

„Ich glaube an die Wahrheit Ihrer Empfindungen," sprach Adelheid, „aber gaben Sie Ihrer Vernunft auch schon auf die Frage, wie Marie zu erringen sey, Antwort? — Sie thaten es nicht, Ihr Erröthen bürgt mir dafür, drum hören Sie mich. — Haben Sie den Heldenmuth, allem Glanz der Welt, allen Bedürfnissen der Eitelkeit, sogar denen zu entsagen, die die höhern Stände als zum Anstand gehörig betrachten. Können Sie Ihre entbehren, nur ein Gericht speisen, Wasser trinken?"

Felix versetzte errothend, „ich darf das nicht, meine Gnädige, als Offizier, aber ich werde mit meiner Verbindung warten, bis ich Hauptmann bin."

„Das kann lange dauern, sehr lange, länger als Ihre Liebe. — Erzürnen Sie sich nicht — und wenn Sie Hauptmann sind, haben Sie alsdann den Muth in höchst einfacher Lebensweise den Glanz Ihrer Mitoffiziere ohne Neid anzusehen, selbst ihren Spott zu ertragen?"

Felix Augen glühten. „Ich bin noch jung,“

„ich will einen andern Stand wählen.“ „Welchen?“ — O wie glücklich preise ich den Bürgerstand. Der junge, geschickte fleißige Handwerker findet leicht sein Brod, nimmt aus vollem Herzen sich ein Weib, freut sich über die Schaar seiner muntern Kinder, er fürchtet nicht Fürsten noch Minister, noch Generals Ungnade, und sucht ihre Gunst nicht. — O wir armen höhern Stände! Der Offizier mit glänzendem Rock, sein drittes Wort ist die Ehre, und er ist oft nicht im Stande, die Ehre seines gegebenen Worts zu halten, und seine Schulden zu zahlen. — Der Staatsdiener verzehrt seine Kräfte am Aktentisch, und darbt bei kargem Gehalt mit seiner Familie, die nach seinem Tode eine höchst dürftige Versorgung erhält. Günstlinge der Großen werden dem treuen, fleißigen Diener im Amte vorgezogen, und schwelgen im Ueberfluß, während der redliche Sklave an seinem Joche zieht.“

„Tante! o auch meine Tante,“ fiel der feurige Jüngling ein, „ich gehe mit Marien nach dem freien Amerika.“

„Europäer!“ sprach Adelheid ernst, „das vermögen Sie nicht. Gewöhnt an die Eitelkeiten, für welche Europens höhere Stände Herzensglück und Seelenfrieden, die Bestimmung des Menschen, Schaffen und Wirken hingeben, sind Sie schon mit ihnen innigst verbunden, schon ist die Kraft zu einem freien selbstständigen Wirkungskreis in Ihnen ertödtet. Sie freuen sich auf den Hauptmann, auf den Major, auf Orden und Ehrenzeichen, auf Paraden und Hofcourtage. Sie können nicht mehr ein reiner Mensch seyn. Ja, wäre Ihre Seele rein und fromm, wie Mariens Seele, Ihre Liebe so stark, wie die ihr Herz empfindet, so spräche ich, „ziehet hin, meine Kinder, erkämpft euch in jenen entfernten Ländern ein freies, glückliches und beglückendes Daseyn, statt hier in Dulden, Entbehren und Streiten die Kraft Eurer Seele zu verzehren.“ —

„O Adelheid,“ rief Felix aus, „wie elend machen Sie mich, wie zerreißen Sie mein Herz. Gott weiß es, meine Liebe ist heiß und ewig, aber mein Herz hängt auch an Fürst und Vaterland.“

„Gott ist unser Fürst, die Welt ist unser Vaterland,“ unterbrach ihn Adelheid, das Vaterland vertheidigen galt damals, als wenige kultivirte Länder von Wüsten voller Barbaren umgeben waren. Seit die Kultur stieg, sank der Patriotismus, ist das Vaterland eine engherzige Grille geworden.“

Zorn und gerechter Unwille machten Felix Gesicht erglühen. „Sie sind ein Weib,“ sprach er, sich fassend, „eine Philosophin, — ein Mann, ein Offizier muß anders reden.“

„Europäer!“ wiederholte Adelheid, und die Stunde schlug, wo Felix dem General Rapport erstatten mußte.

Adelheid hatte Marien ihr Gespräch mit Felix wieder erzählt, und die jugendliche heiße vertrauungsvolle Seele des Mädchens zweifelte keinen Augenblick daran, daß Felix sie nach Amerika führen würde. Mit romantischer Phantasie malte sie sich die Reise aus. „Die Liebe trägt uns über die plätschernden Meereswellen, wir schweben in der Unermeßlichkeit, aber sie ist keine Oede für uns, denn wir haben uns gefunden, wir, die in dem All' uns suchten, wir blicken zum unendlichen Aether und in das bodenlose Meer hinab, und schauen uns dann einander ins Auge, und fühlen, daß unsre Liebe unendlicher ist, als die Schöpfung, mildere Lüfte umwehen uns, Südamerika's Küste verkündend, Schwärme von Vögeln in brennenden Farben gekleidet flattern uns entgegen, der Kolibri, der Papagei, der Paradiesvogel, dunkelgrüne Orangenwälder mit Goldfrucht beladen, hohe schlanke Kokuspalmen fächeln uns Kühlung zu. Welch' ein Land! Warum klebt ihr an eurer Eisscholle fest, Söhne Europens. — — Wir bereisen die alten Reiche Peru und Mexico, und schauen wie das Gold gegraben wird, dessen wir glücklichen nicht bedürfen, und das nichts als Elend über Europa brachte. — Wir lassen uns nieder in Buenos-Ayres. Kein eisiger Winter treibt uns dort aus unsrer leichten Hütte. Mit vereinter Kraft streben wir dort Menschenwohl zu verbreiten und uns selbst zu beglücken.“ — So schwärmte Marie über ihre Zukunft. —

„Bist du rasend,“ sprach Lieutenant Güldenstern, Felixens Freund, zu diesem, „nach Amerika willst du gehen mit deiner schönen Geliebten? nun, nun, die höchste Liebe würde sich schon unterwegs in der Seekrankheit geben — und was willst du dort ohne Vermögen machen? — Dich mit deiner schönen Frau bei einem Bauer verdingen, einen groben Kittel anziehen und tüchtig arbeiten? Felix, wie wird dir das schmecken, und was ist das Ziel solcher Anstrengungen, daß du so viel Geld gewinnst, um ein Bauer auf deine eigne Hand werden zu können. Freiherr Felix von Alten, Gardelieutenant ein Bauer, ha, ha, ha!“

„Ich brauche ja kein Bauer zu werden,“ fiel Felix empfindlich ein, „ich kann ja auf andere Art, durch Unterricht geben u. drgl. dort Vermögen erwerben.“

(Fortsetzung folgt.)

Lob
auf das * e r Gymnasium.

Nicht wie ein Schulmann mit der Fliegen-Klappe
Trägt man allhier des alten Irrwahns Schleppe
Baut nicht des Aberglaubens öde Steppe,
Und füllt mit Unsinn Bücherriem und Mappe.

Der Knabe frisch und muthig, wie ein Rappe,
Betritt bescheiden ernsten Wissens Treppe,
Damit er nicht an Vorurtheilen schleppe,
Und bald der Lehren wahren Sinn ertappe.

Von Weisheit tönt des ernsten Lehrers Lippe,
Zu fromm, daß er den treuen Jüngling foppe,
Zeigt er ihm klar das Leben in der Puppe;
Enthüllt ihm früh der Leidenschaften Klippe,
Stärkt ihn durch Wandern auf die Felsenkoppe,
Und würzt durch Arbeit die frugale Suppe.

Zweisylbige Charade.

Die erste Sylbe bilden nur vier Zeichen
Doch ist aus fernem Lande sie entsprossen,
Gekannt von Armen wie von Reichen,
Wird sie von Letzt'ren nur haut goût genossen.
Sie ist der Tafeln köstliche Magie,
Doch Rothschilds leckrer Koch gebraucht sie nie.

Die Zweite hängt sich noch an manche Namen,
Und manches Städtchen schmückt sich damit;
Im vielgepries'nen Mittelalter war's der Samen
Von blutger Fehde, die der Ritter stritt:
Denn müßig hinter seiner Mauern Zinnen
Wollt er des Fleißes Güter doch gewinnen.

Das Ganze hell umkränzt von Rebenhöhen
Liegt freundlich an des Maines sonn'gen Strand
Viel hübsche Mädchen lassen sich d'rinn sehen,
Und seine Reben werden rühmend oft genannt;
Wollt ihr den trauten Namen gerne kennen?
Acht Zeichen werden euch ihn deutlich nennen.

Cresiath.

(... Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 46. Sonntag, 8. Juni 1834.

Die Welt führt tausend Bilder vor unsern Augen vorbei, wir sehen ihre bunten Erscheinungen, belachen, beweinen und vergessen sie; aber an den Bildern unsrer Jugend hangen wir mit Innigkeit, sie allein begleiten uns durch das ganze Leben, denn sie allein gaben dem ganzen Leben seine Richtung.

Aug. Mahlmann.

Der Inquisit.

(Eine Erzählung von G. A. v. Maltitz.)

(Fortsetzung.)

Der edle Justizrath blieb bei diesem Geständniß wie erstarrt sitzen. — Ein hämisch-lächelnder Seitenblick des Präsidenten durchbohrte, wie mit Dolchen, sein Inneres. Der Gerichtssaal wurde ihm zu enge. — Eine plötzliche Unpäßlichlichkeit vorschützend, verließ er ihn und eilte mit seiner, von den widerstreitendsten Gefühlen wild bestürmten Brust in's Freie hinaus. — Der letzte schwache Faden, welcher ihn noch an die Menschlichkeit gebunden, war mit dieser entsetzlichen Lüge zerrissen. — Was war sein ganzes Wirken für Recht und Gerechtigkeit in dieser Welt noch werth, wenn in ihr ein Mensch, dessen Inneres er bis in die tiefste Tiefe zu durchschauen geglaubt hatte, einer solchen entsetzlichen Verstellung, einer solchen Falschheit und Lüge, trotz der heiligsten Eide und Schwüre fähig gewesen. — Er hatte den Glauben an seine eigene Kraft und die Wirksamkeit seines Strebens, wie überhaupt den an die innere Wahrheit des ganzen Menschengeschlechts verloren. Schon wenige Wochen darauf forderte er seinen Abschied, erhielt ihn und lebt jetzt, einige Meilen von hier, allein mit dem Ackerbau beschäftiget, einsam auf einem kleinem Landgütchen.

Auf die an den Müller, im weiteren Verfolg der Verhöre, gerichtete Frage: warum er denn das Geständniß dieser entsetzlichen That so lange und so hartnäckig verschwiegen, und es erst jetzt und zwar aus eigenem Antrieb gethan? — kam derselbe anfangs in einige Verlegenheit, gestand aber endlich: daß er es nur aus dem einzigen Grunde so lange und hartnäckig verheimlichet, um seiner Tochter die Schande zu ersparen, den leiblichen Vater auf dem Hochgericht sterben zu sehen. Ihr jetziger unglücklicher Tod hätte ihm jedoch das Gewissen gerührt, und er bekenne sich frei als den Mörder des Amtmanns, den er ohne irgend einen Zeugen oder Mitwisser seiner That, allein, und zwar nur aus Rache, im Walde von Heil. Kreuz, mit einer Axt erschlagen habe. —

Auf Grund dieses, seines freien Selbstgeständnisses nun, wurde dem Müller das Todesurtheil gesprochen, höheren Orts bestätigt und derselbe, nachdem er zuvor, seinem Wunsche gemäß, dem würdigen Pfarrer von Heil. Kreuz gebeichtet hatte, am heutigen Tage, um 5 Uhr Morgens, hingerichtet, wie Sie es selbst, mein junger Freund! zu sehen Gelegenheit gehabt haben." —

Hier schwieg der Greis, sah den Jüngling lange und bedeutsam an und war im Begriff aufzustehen und sich zu entfernen. Dieser jedoch hielt ihn zurück, indem er mit Wärme seine Hand erfaßte und sprach: „O, verweilen Sie noch ein wenig, mein Herr! Vermag ich auch nicht zu sagen, was mich mit gar so unwiderstehlicher Macht an ihre Person, an ihre ganze Art zu seyn fesselt, so fühle ich mich doch so wohlthuend durch ihre Gegenwart berührt, als ich noch nie bei einem Menschen auf diese Art empfunden habe."

Der Greis lächelte während dieser Worte den Jüngling liebreich an. Dieser fuhr in gesteigerter Wärme fort:

„Vielen Dank, das fühle ich wohl, bin ich Ihnen für Ihre so höchst charakteristische Erzählung schuldig; aber das ist es nicht, was Ihnen mein Herz so ganz und gar zu eigen gibt. Es ist vielmehr ein anderes Gefühl, wie soll ich sagen, ein unwiderstehlicher Wunsch, der mich antreibt, Sie auch um ihre fernere Bekanntschaft, und — wenn Sie es dem Jüngling nicht als Hochmuth auslegen wollen, um Ihre Freundschaft zu bitten. Wenig, fühle ich wohl, wird Ihnen Ihres Seits daran gelegen seyn; mir aber im Gegentheil viel, nicht vermag ich es auszusprechen, wie viel. — Darum verzeihen Sie, wenn ich vielleicht die sonst üblichen Regeln des gesellschaftlichen Anstandes durch meine, ich fühle es, beinahe etwas zu freimüthige Dreistigkeit verletzen sollte. Sie, mein Herr! sehen vor sich nichts mehr und nichts weniger, als einen einfachen, jungen und höchst unerfahrnen kurländischen Edelmann, der im Begriff steht, die hiesige Universität zu beziehen. Haben Sie aber dagegen die Güte, mir Ihrer Seits zu sagen, wem ich den nie gefühlten, unbegreiflichen Eindruck verdanke, den Sie, mein Herr! auf mich gemacht haben?" —

Der Greis sah dem Jünglinge freundlich in das reine, jugendliche Auge und entgegnete: „Auch ich schätze am Menschen ein warmes Herz und einen offenenen Charakter, und zwar eben so hoch, als Namen und Titel gering. Hoffentlich werden wir uns, mein junger Freund! wohl noch näher kennen lernen," und mit diesen Worten griff er nach seiner Krücke, grüßte freundlich den Jüngling und ging ruhigen und gemessenen Schrittes langsam der Haupt-Alee des Philosophenganges zu. — Staunungsvoll blieb Eduard, wie von einer innern Ehrfurcht gehalten, auf seinem Platze stehen und sah dem merkwürdigen Greise lang und lange nach. — Da bemerkte er plötzlich, zu seiner noch größeren Verwunderung, wie selbigen fast Jedermann auf der jetzt schon lebendiger gewordene Promenade mit mehr als gewöhnlicher Achtung, ja beinahe mit hoher Ehrfurcht grüßte. — Schnell sprang er daher an den nächsten Spaziergänger heran und erkundigte sich nach des Greises Na-

men. — Mit Staunen und Verwunderung erfuhr er: er habe mit Kant — gesprochen. —

(Schluß folgt.)

Abgötterei.

(Eine Erzählung, der Wirklichkeit entlehnt.)

(Fortsetzung.)

„Unterricht geben? was hast du denn gelernt? Fecht- und Reitkünste braucht man dort nicht. Höre Felix, sey kein Thor. Der alte General von Osten hat in seiner Jugend sehr locker gelebt, lange kann er's nicht mehr machen, schon einmal hatte er einen Anfall von Schlagfluß. Laß ihn Marien in Gottes Namen heirathen, in einigen Jahren wird sie Wittwe mit einer halben Million."

„Nimmermehr, ich kann sie mir nicht als das Eigenthum eines andern denken."

„Eigenthum? nun ein kluger Adjutant speißt mit dem General." —

„Nichtswürdiger . . . ."

„Ruhig, mein Freund, willst du das nicht, so entsage ihr gleich, und freie dir eine reiche Wittwe."

„Güldenstern, ich liebe sie wie mein Leben, sterben kann ich, aber ihr nicht entsagen."

„Armer Junge! — das verwünschte Geld — wenn nur dein Bruder stürbe — dann wärest du reich genug, um eine Frau zu ernähren. Welch ein leidiger Menschenüberfluß ist in dem alten Europa. Alle dergleichen Einrichtungen wie Lehnswesen, Stifter u. s. w. sind gewiß blos als Hemmschuh für die Bevölkerung erfunden; nur wir können nicht helfen. Gehe zu Haus und kleide dich an. Heute Abend ist Maskenball bei Hofe, da wirst du deine Charmante treffen."

In einen Eremiten verkleidet schlich der arme Felix traurig und düster durch die hellerleuchtete Säle, in denen die Masken auf und nieder wogten. Plötzlich trat eine Nonne zu ihm und flüsterte „Felix!" „Marie!" rief der Entzückte, die Silberstimme des Mädchens erkennend.

„Warum wählst du diese düstere Tracht, mein Geliebter?" fragte sie. Als Inka von Peru, die vielfarbige Federkrone auf dem Haupte hättest du erscheinen müssen.

„O Marie," sprach schmerzvoll der Jüngling, „deine und meine Tracht sind vielleicht ein Kleid unserer Zukunft."

In diesem Augenblick trat eine Zigeunerin zu dem Paare, ergriff die Hände der Beiden, und sprach:

Fehlet der Muth,
So entsage dem Glück,
Doch bewahret die Treue,
Sie bringt es zurück.

Ein Maskenstrom trennte die Gruppe, auch Marie mußte zu ihrer Gesellschaft zurückkehren.

„Treue!" wiederholte Felix, „ja Treue will ich üben, wie sie je ein Liebender geübt hat, aber ich vermag es nicht, Mariens Schicksal der weiten fernen Welt anzuvertrauen."

Am andern Morgen war Graf Güldenstern lange bei Marien und ihrer Tante, — er kehrte zu seinem Freunde zurück und übergab ihm folgenden Brief, dessen Schrift halb durch Thränen verlöscht war:

„Felix!" mein Leben hat seinen Glanz verloren, kalt und farblos liegt es vor mir; — ich habe dir entsagt! Güldenstern und Adelheid haben mich aus meinen Träumen erweckt. — Ich vermähle mich mit dem General von Osten, wenn anders mein Herz nicht vor der Trauung bricht. — Doch nein, ich werde leben in dem Gedanken an deine Liebe — deine Treue, denn eine Hoffnung, die aus einem Grabe blickt, erregt mir Grausen; ich werde leben in dem Gefühl zu lieben, geliebt zu werden — meine Liebe ist ewig."

„Güldenstern" rief Felix aus, „was hast du gethan? Ihr Herz ist gebrochen — und das Meine verwelkt."

„Es mußte seyn, lieber Junge. — Höre aber eine gute Nachricht, als von Osten erfuhr, daß Marie ihn beglücken wollte, rührte ihn aus großer Freude der Schlag."

„Ist er todt?" fuhr Felix auf.

„Das noch nicht, nur halb gelähmt, aber er will doch übermorgen — Trauung, nicht Hochzeit feiern, um durch priesterliche Einsegnung eine Krankenpflegerin zu erhalten."

„Willst du den schweren Entschluß mir erleichtern, trügerische Hoffnung?" sprach Felix, „ach Marie schreibt: mir graut vor der Hoffnung, die einem Grabe entsteigt, — mir graut auch vor ihr, aber ich muß sie doch ergreifen, um nicht in meinem Schmerz zu vergehen."

In einen grauen Mantel gehüllt schlich Felix an Mariens Vermählungstage unter Sternheims hellerleuchteten Fenstern hin. Der höchste Schmerz hatte seinen Geist beinahe erdrückt, und dumpfe Bewußtlosigkeit ließ ihn sein Elend nur wie einen schweren Traum empfinden. Der Mond schien hell, ein Fenster des Sternheimischen Hauses öffnete sich, und ein schönes Heiligenbild trat hervor, und ließ ein weißes Tuch zu Felixens Füßen fallen, er ergriff es hastig, und ein darin verborgenes Billet gewahrend, eilte er schnell nach Hause, neue Dolchstiche in seiner Brust fühlend, seit sich Marie ihm gezeigt hatte. — Hastig öffnete er das Papier und las:

„Du mußt mir nahe seyn, mein Felix. Das Herz täuscht mich nicht, — o sey ruhig, du Einziggeliebter; auch ich bin ruhig, was verlieren wir denn? Ist unsre Liebe nicht ewig wie unsre Seele? — Dein konnte ich nicht werden; das wollen die Erdgeister nicht, die über den Metallen wachen und sie den ätherischen Wesen versagen — aber ich bin ja dennoch dein, ganz dein, mit jedem Gedanken, mit jedem Gefühl. Was kann es dich kümmern, daß ich aus dem Hause meiner Aeltern in von Ostens Haus übergehe, er fordert ja nicht Liebe, nur Mitleid und Pflege von mir. — Sey ruhig, mein Felix, dein bin ich einzig und ewig."

„O wer so lieben, so schwärmen könnte wie du, hohe, reine Seele," rief Felix aus, „aber ich vermag es nicht. — Mein muß ich nennen vor aller Welt was mein ist, oder ich bin elend." —

Von Ostens Lähmung dauerte fort, er brachte seine Tage halb im Bett, halb auf dem Sessel hin, oft quälte er die holde Marie mit seinen Launen, er vertraute ihr die Pflege seiner Kunstsachen, die Ausgaben seines Hausstandes, sah ungern, wenn sie in Gesellschaft ging, und erhielt mit leichter Mühe ein stetes zu Hausebleiben von ihr. — Alle Welt beklagte die junge schöne Frau, die blos des Geldes wegen den alten reichen Mann genommen habe, und dies nun so wenig genießen könne. — Felix ward zu einem andern Regiment versetzt, weil von Osten sich aus dem Dienst zurückzog. Marie weinte viel über die Entfernung des Geliebten, doch flüsterte ihr Genius dem jungfräulichen Gemüth zu, daß dies doch wohl so am besten sey. Aus den Briefen des Geliebten nahm sie mit Kummer wahr, daß keine Freude in ihm wohne, sie hörte, daß er gar nicht mehr der tüchtige Offizier sey wie ehedem. Seine Geschäfte schienen ihm zur Last wie sein Leben. Von Osten, der Schmerz und Langeweil nicht zu bekämpfen verstand, glaubte für die um Marie hingegebene 30,000 Thaler ein Recht erhalten zu haben, seine Launen an ihr auszulassen. Einsam und freudenlos verlebte Marie ihre Tage, und beseufzte oft den

Wahn der Aeltern, die nur in einer Heirath das Glück ihrer Töchter zu finden glauben, — ohne daß sie sorgfältig wählen und prüfen. Wie beneidete sie das Schicksal ihrer Tante Adelheid, die ohne Vermögen, durch gemeinnützige Wirksamkeit sich eine eigne Existenz verschafft hatte.

Zu ihren Aeltern kam sie selten, ihre Mutter setzte ihre alte Art zu leben fort. Gesellschaft, Spiel und Tanz füllte ihre Zeit aus. Sternheim, dem die Erkenntniß des Bessern, aber nicht die Kraft es zu vollbringen, geworden war, lebte mechanisch sein Leben unter Aktenstoßen und in vornehmen Zirkeln hin, oft bei wohlbesetzter Tafel und edlem Rebensaft die Sehnsucht nach einem anders und besser eingerichteten Hauswesen vergessend. Er besuchte seine Tochter oft und seufzte wohl schwer, wenn er die holdblühende Marie neben dem Mann sitzen sah, der schon halb ein Eigenthum des Grabes war; — aber vor seiner Gattin durfte er solche Seufzer nicht laut werden lassen — denn sie nannte den General von Osten immer den Retter ihrer Familie. Ich kann Marien ja doch nicht helfen, dachte Sternheim endlich, und das unglückliche Weib bekam bald weder Vater noch Mutter mehr zu sehen.

Ein trüber Winter war vorüber, mit dem belebenden Hauche des Frühlings fühlte sich von Osten so gestärkt, daß er den Entschluß faßte, nach seinen Gütern an der Ostsee zu reisen, — freudig begleitete ihn Marie dorthin. — Die herrliche Natur erweckte in ihr wieder Hoffnung und Lebenslust, aber auch Sehnsucht und Liebe. — Das Gut des Generals, auf dem er sich niederließ, hatte eine sehr reizende Lage. Oft wandelte Marie in dem herrlichen Park von Buchen und Eichen, verlor sich bis an's Gestade der Ostsee und dachte dort im Arm der Unendlichkeit ihrer Liebe und ihrer seligen Träume. — Ihr Gemahl verlangte mit Ernst, daß sie sich um die Verwaltung der Güter bekümmre, da seine Krankheit ihm dies nicht erlaube. Marie befolgte seinen Willen mit Unlust und hatte manchen Verdruß dabei. Sie war ein durchaus weibliches Gemüth, keiner Selbstständigkeit, keiner Energie fähig, lieben und entsagen war alles, was sie vermochte. — Liebe und Tugend bildeten die Elemente ihres Seyns, und bald erhob sich ein fürchterlicher Kampf zwischen beiden.

An einem schönen Juliusabend war von Osten auf seinem Lehnsessel eingeschlummert, und Marie schlich in den Garten hinab, der seine lieblichen Düfte ihr entgegen sandte. Fern rollte der Donner, und sehnsüchtig senkten alle Kinder der Erde ihre Blätter, nach Regen verlangend. — Die Sonne neigte sich dem Meere zu, das gewahrte Marie vom Hügel des Gartens, ihr war beklommen und wehmüthig zu Muthe. „Felix! wo weilst du jetzt, ich denke dein?" seufzte sie. Da ward ihr plötzlich, als höre sie ihren Namen rufen, als höre sie Felix Stimme; sie lauschte, Geräusch erhob sich von der Gartenmauer, und in wenigen Minuten schwang sich Felix herüber, und stürzte in Mariens Umarmung; er trug Civilkleider, eine wilde Gluth brannte auf seinem Antlitz, so daß Marie mit dem Ausruf: „O Gott, bist du es denn wirklich?" aus seiner Umarmung zurückbebte. —

„Ich bin es, ich will es jetzt ganz werden," rief der Jüngling, und drückte das erschrockene Weib aufs neue an seine Brust.

„O sey nicht so ungestümm, bat Marie, — „wie kamst du hieher, — erzähle mir doch."

„Auf den Flügeln der Liebe — Marie ich bin reich, ich bin glücklich. Otto, mein Bruder, Herr auf Wallendorf, stürzte auf der Jagd mit seinem Pferde — in wenig Stunden war er nicht mehr. — Sein junges Weib steht kinderlos an seinem Grabe, ich bin sein Erbe.

„Die unglückliche Frau," klagte Marie.

„Du klagst, Marie, während ich juble? ich bin reich, ich bin frei, sogleich nach des Bruders Tode nahm ich meinen Abschied, ich will auf meine Güter, und du Marie gehst mit mir." —

„Felix!" rief Marie voll Entsetzen, „Felix! hast du vergessen, daß ich vermählt bin?"

„Vergessen? nein, aber ich achte es nicht. Deine Ehe ist keine Ehe, schon zu lange schmachtest du an der Seite eines moderuden Greises — komm und folge mir, in wenig Stunden sind wir über die Grenze; mein Wagen hält hinter dem Garten. Wir eilen auf unsere Güter, lassen uns dort trauen, und dein Ehevertrag wird getrennt."

„Felix, was begehrst du? den hülflosen Greis sollte ich verlassen, dessen einziger Trost, dessen einzige treue Pflegerin ich bin, was würde die Welt dazu sagen?"

„Was kümmert dich die Welt, bin ich nicht deine Welt?"

„Das bist du; aber würde mein, würde dein Gewissen ruhig seyn, wenn ich den kranken Greis seiner letzten Trösterin beraubte, wenn ich ein Band gewaltsam lösen wollte, welches ja gewiß in wenig Jahren der Tod löst? Mein theurer Felix, laß uns hoffen und harren!"

„Und zum Narren darüber werden?" fiel Felix ein. —

„Nicht doch, Geliebter — auch die Hoffnung ist süß und selig. Gehe hin, mein Felix, die Stätte zu bereiten, dereinst kommt die Braut."

„Kalte Seele! kennst du die Gluthen, die durch mein Wesen lodern, die mich vernichten werden, wenn du nicht die Meine wirst — ? deine Liebe ist nur Phantasie, nur gemaltes Feuer" —

„Ach Felix! sie ist eins mit meinem Daseyn, nimm mir meine Liebe und ich bin gewesen."

„So komm, komm, und zögre nicht." Mit starken Armen umschlang er das sich sträubende Weib. „Bedenke doch, Felix," rief Marie, „es gilt unsre Seelenruhe, es gilt eine andre Welt;" zwischen diesem Angstruf klang schauerlich das Wiehern der Rosse jenseits der Gartenmauer, und der dumpfe Donner des nahenden Sturmes. Glühende Küsse verschlossen den Mund der Klagenden und betäubten ihre Sinne. Sie umschlang mit bebenden Armen einen Eichbaum, um sich an ihm festzuhalten. Plötzlich fuhr ein Blitz aus dem schwarz bewölkten Himmel herab, und Felix lag mit Marien am Boden. —

Marie erhob sich zuerst wieder. „Lebst du noch, Felix?" fragte sie mit dumpfer Stimme.

„Ich lebe, ich bin nicht verletzt, es war nur ein kalter Schlag, auch der Baum brennt nicht."

„Leb wohl," seufzte Marie, und eilte wie auf Flügeln dem Wohnhause zu.

Felix blieb noch eine Weile gedankenlos stehen, dann fuhr er zusammen — und verließ den Garten.

Der alte General war in seinem Lehnstuhl erwacht und verlangte eben mit Klagetönen nach seiner treuen Pflegerin, als Marie geisterbleich hereintrat. Sie erzählte mit abgebrochenen Worten das Einschlagen des Blitzes, aber das Wort Felix trat nicht über die Lippen der Halbverwirrten. Ihr Gemahl dankte Gott für ihre Erhaltung mit einer Innigkeit, die Mariens Herz zerriß. Sie eilte bald auf ihr Zimmer, aber in der Einsamkeit ward sie erst recht inne, daß alle Ruhe, aller Friede aus ihrer Seele entflohen war. Felix Küsse hatten das Feuer der Leidenschaft in ihrer Brust entzündet, und ihre schwärmerische heilige Liebe ging in dieser unter. Ewig umgab sie die Versuchung, noch ihrem Gemahl zu entfliehen, um sich mit dem Geliebten zu vereinen. Die Anstrengung, diesen Gedanken zu entfernen, erschöpfte ihre Seelenkräfte, und wirkte auch auf ihre Gesundheit. Manche Nacht brachte sie in Fieberhitze hin, von schrecklichen Phantasien gequält. Oft besuchte sie die Stelle, wo Felix sie traf, und lauschte [illegible]

den Hufschlag seines Rosses vernehmen könnte, dann erbebte sie im Innersten vor dem, was sie begehen könne. Täglich fühlte sie sich schwächer; endlich faßte sie Muth, und streckte aus ihrem Flammengrabe die Hand nach Adelheids milder Hülfe aus.

Ein Brief, aus dem Innersten des Herzens geflossen, brachte der Freundin die Kund ihrer Leiden, aber als Adelheid eilend ihre Bitte erfüllte, traf sie Marien im Todeskampfe. Ein heftiges Fieber hatte sie niedergeworfen. Adelheid nahm sich ihrer mit der liebevollsten Sorgfalt an, und dieser klugen, besonnenen, alles prüfenden Jungfrau verdankte Marie ihre Rettung — und auch das Verschwiegenbleiben ihrer wilden Phantasien.

Nach einigen Wochen siegten Jugend und Natur über die Macht der Krankheit, und aus diesem Kampfe rang sich auch ihre Liebe wieder von den irdischen Gluthen frey, die des Geliebten stürmisches Verlangen entzündet hatten. Sie schrieb an Felix:

„Ich war krank, Geliebter! an Leib und an Seele — auch du bist krank! ich werde es durch dich. Wie elend konnten wir beide werden! — Dank dem dem ewigen Wesen, das als Retter und Rächer im Blitzstrahl uns nahte. Ich gelobte es ihm, nichts von dir zu hören, Felix, dich nicht zu sehen, bis auch du genesen seyest von sündigem Verlangen, bis auch dir das hohe herrliche Gefühl der Liebe und Gegenliebe genüge, ohne Wünsche zu erwecken. Lebe wohl! der Herbst stürmt durch die falben Blätter, wir eilen zur Residenz. Mit Wehmuth scheide ich vom Strand der Ostsee, sie war mir ein Bild meiner Treue, meiner Liebe in ihrer Unendlichkeit! dort bin ich dir näher, Felix, das tröstet mich, eilt auch nie dein Fuß zu mir hin, bringt auch kein Bote mir ein Blatt mit den Zügen deiner Schrift, — doch tragen die Lüfte meinen Gruß zu dir, doch könnte ich bald bei dir seyn. Lebe wohl, einzig und ewig"

deine Marie.

Frau von Osten beschäftigte sich in der Residenz viel mit Ausbildung aller Talente, die schon früher unter Adelheids sorgfältiger Pflege in ihr erweckt waren. Sie spielte den Flügel, und begleite ihr Spiel mit den Tönen einer höchst lieblichen Stimme. Doch lockte sie die Musik weniger als andere Beschäftigungen, weil sie dadurch ihre Phantasie zu sehr aufgeregt fand. Weibliche Arbeiten und Malerei füllten den größten Theil der Zeit aus, die die Pflege ihres Gemahls ihr übrig ließ; von Lektüre liebte sie nur, was auf ihre Lage und ihre Empfindungen Bezug hatte. Sie hatte mehrmals ihres Geliebten Bild gemalt — und überhaupt war das Malen ihre liebste Beschäftigung; und hielt sie den Pinsel nicht in der Hand, so malte ihre Phantasie, während des Vollbringens kunstvoller Stickereien, sich Bilder der Liebe und des Glückes aus der Vergangenheit und Zukunft entlehnt; ihre Abgeschiedenheit von der Welt, so wie ihr Versinken in einer Idee, gab solchen Bildern etwas Ueberirdisches, ätherisch-ideales. Bald sahe sie in Gedanken auf einer hellen Wolke in die Gegend, wo der Geliebte wohnte; bald brachte der Adler, der in Lüften kreiste, Kunde von ihm. Selig in diesen Träumen, glücklich in ihren Beschäftigungen verlebte Marie nun heitre wolkenlose Tage, denn auch von Ostens Eigensinn und Uebellaune war, wie seine Hoffnung auf Genesung verschwand, in duldende Ergebung und inniges Dankgefühl gegen seine sorgsame Pflegerin übergegangen.

Ein Jahr und darüber war entschwunden, als eines Tages Adelheid, die zum Besuch bei Marien war, statt die ihr von jener dargereichten kunstvollen Handarbeiten, Früchte ihres Fleißes, zu beschauen, emsig in einem Buche las, und sich gar nicht wollte stören lassen.

„Aber was liesest du, mein Tantchen?" sprach halbverdrießlich Marie, „was mag denn das seyn, was dich so gewaltig anzieht; über dein Gemüth hat ja sonst nichts Gewalt?"

„Ich lese im Magazin der Bibelgesellschaften."

„O mein Gott! was geht uns denn das an, was in den andern Welttheilen vorgeht? — Die Missionarien mögen einen schweren Stand haben, wenn sie den armen Halbmenschen, die sich Göt er aus Klötzen schnitzen, begreiflich machen sollen, wer Gott und Christus sey."

„Doch wird es ihnen leichter werden, als sollten sie die europäischen Götzendiener bekehren."

„Du scherzest, liebe Tante."

„Nicht doch," fuhr Adelheid sehr ernst fort, „die Götzen der Europäer sind furchtbarer als jene alten Heidengötter, die sich mit Menschen- und Kinderblut begnügten, sie fordern das Wohl der Seele, das Glück des Herzens."

„Ja wohl, Adelheid, mein Glück wurde dem Götzen der Eitelkeit geopfert, dem meine Mutter huldigt, mein Vater opfert dem Götzen der Bequemlichkeit die Ehre seines Hauses; ach ich verstehe deine Worte wohl."

„Und du Marie betest eine Neigung an, die du mit überspannter Phantasie zu einem Aetherbilde verklärt hast, du wirst ihr ein Glück opfern, was selten der Himmel seinen Kindern giebt."

„Wie Adelheid! du tadelst meine Liebe, ist Liebe nicht des Weibes Bestimmung, ist meine Liebe nicht rein und schuldlos? Verdiene ich nicht durch sie glücklich zu werden?"

„O ja, aber du mußt sie nicht zur Bedingung deines Glückes machen. Dein Gemahl wird bald sterben, du bleibst zurück eine junge, schöne, reiche Frau. Wie viel kannst du wirken im Kreise deiner Unterthanen, mehr, viel mehr, als wenn du für einen Gatten lebst."

„Mag Er meine Unterthanen glücklich machen, ich will ihn beglücken. — O der seligen Stunde, wo ich meinen Felix wiedersehen werde, wo ich ihm den Lohn für sein Entbehren, für seine treue Liebe mit Allem, was mein ist, reichen kann, nur um seinetwillen freue ich mich, dereinst Glücksgüter zu besitzen."

„Möchte deine romantische, schwärmerische Liebe nie die Erfahrung machen, daß ihre Erwartungen und Forderungen nicht für die Wirklichkeit passen, möchtest du Felix immer ihrer werth finden; doch das ist unmöglich."

(Fortsetzung folgt.)

Logogryph.

Als jüngst ein armer Candidat
— Es sind kaum sieben Wochen —
Ein Wort um eine Stelle bat,
Die ihm schon langst versprochen,
Sobald sie wurde nur vacant,
Ward sie ihm abgeschlagen:
Und ihm — da seine Hoffnung schwand,
Die er gehegt seit Tagen —
Zerstörte plötzlich das Gehirn
Der Wortbruch jender Gleichen,
Es schoß das Wort sich durch die Stirn,
Ist langer es ein Zeichen.

Auflösung der zweisylbigen Charade in Nro. 45: Würzburg.

(Von der Allemonyme erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 47. Mittwoch, 11. Juni 1834.

Mensch du selber erschaffst in dir Welten und Zaubergebilde,
Du in dir selber erspäh'st deine geheimeste Kraft,
Deinen geheimesten Fehl. Du bist dir Lehrer und Lerner,
Warner und Feind. Du bist Lehrer und Peiniger dir.

Joh. Gottfr. v. Herder.

Der Inquisit.

(Eine Erzählung von G. A. v. Maltitz.)

(Schluß.)

Zeitungs-Artikel.

(Zehn Jahre später.)

Königsberg, 9. Juli 1800.

Ein eben so unerwartetes, als höchst merkwürdiges Ereigniß erregt bereits seit mehr als vier Wochen die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme hiesigen Orts, und ist jetzt fast der einzige Gegenstand aller Gespräche und Unterhaltungen. — In dem allhier vor ungefähr zehn Jahren, wie bereits schon früher geführten, eben so bekannten, als merkwürdigen Kriminal-Prozeß gegen den Müllermeister Posinna Baltrusch hat sich nämlich kürzlich ein höchst interessanter Aufschluß ergeben:

Ein berüchtigter Pferdedieb, mit Namen Grabowsky, welchem die hiesige Polizei schon lange auf der Spur war, und der am 2ten v. M. gefänglich eingezogen, und nach dem ersten Verhör als ein früherer Müllerknecht des vor zehn Jahren allhier gerichteten Müllermeisters Baltrusch erkannt wurde, und eigentlich Martin heißt, gestand bei schärferer Befragung über die damaligen Verhältnisse ein: daß nicht der, damals aus dem Gefängniß entsprungene und später in der Ostsee ertrunkene Altgeselle Robert jenen bewußten Sack mit dem Bernstein entwendet, sondern daß vielmehr er selbst ihm solchen, und zwar dazu durch Geldbestechung des damaligen Amtmanns von Groß-Dirschkeim verführt, heimlich untergeschoben und in sein Bett gelegt habe. Auf Grund dieses Geständnisses nun, wie in Folge seiner frühern Pferdediebstähle, ergab es sich im weiteren Verfolg der Untersuchung: daß unter den vielen Pferden, die er gestohlen und an verschiedenen Orten verkauft hatte, auch sich ein, bereits schon sehr altes darunter befand, welches ein Dirschkeimer Bauer für das nemliche erkannte, auf dem der damalige Amtmann desselben Orts, am Tage seiner Ermordung, durch den Wald nach Heil. Kreuz geritten sey, und welches man seit diesem Vorfall ebenfalls nirgends wiedergesehen. In Folge dieser verdächtigen Entdeckung nun wurde der Beklagte noch schärfer inquirirt, und gestand endlich zum allgemeinen Erstaunen der Richter: daß weil ihm der Amtmann für den gespielten Betrug mit dem Bernstein späterhin nicht genug belohnt hätte, ihm auch fernee, auf sein mehrmaliges Ansuchen nicht so viel Geld, als er ihm versprochen, habe auszahlen wollen, er demselben kurz darauf, nachdem er den Dienst des Müllers verlassen, im Walde von Heil. Kreuz aufgelauert und ihn mit einer Axt erschlagen; in der Meinung, sich an ihm auf keine bessere Art rächen zu können; weil er durch ein öffentliches Angeben des ganzen Handels, was er früher gewollt, — mit ihm zugleich bestraft zu werden, gefürchtet hätte. —

Dieses furchtbare Geständniß nun erregt in Betreff des unglücklichen Müllermeisters Baltrusch um so mehr allgemeines Interesse und Mitleid, als ein, vor drei Jahren in der Verlassenschaft des Pfarrers von Heil. Kreuz vorgefundenes versiegeltes Paket, welches der Müller ihm wenige Stunden vor seinem Ende, unter dem Siegel der Beichte, übergeben hatte, und das damals wenig Glauben fand, jetzt jedoch vollkommen die traurige Wahrheit jenes Geständnisses, wie die Ansicht des leider schon verstorbenen Justizraths von Ehrenfeld nur zu sehr bestätiget.

Aufschrift und Inhalt besagten Pakets lauten, aus dem Plattdeutschen in die bessere Sprache übertragen, dennoch dem Sinne nach streng wie folget:

Aufschrift:

Zu erbrechen nach dem Tode des Pfarrers Hans Dietrich
zu Heil. Kreuz,
von
dem Kriminal-Gericht zu Königsberg.

Inhalt:

Zuruf des Delinquenten Daniel Fürchtegott Posinna Baltrusch, an Alle, die in dieser Welt das Regiment führen und haben.

Staub!! — der ihr seyd. — Euch rede ich an, — ich, der bald selbst Staub zu werden gedenkt. Höret das Wort des Gerichteten! Gott dictirte es ihm; damit auch Euch einst der ewige Richter höre. — Lasset eindringen die Sprache des Rechts in Eure siechen Herzen, wie den Donnerschlag Gottes in das Gewissen des Sünders. — Höret das Wort der Wahrheit auch vom Schaffotte herab! — Nur zu oft wurde es von hier aus der Welt reiner verkündet, als von Thronen und Altären. — Höret es! — Geht in Euch und bebt vor jener Macht alles Mächtigen, vor jenem Herscher aller Herrschenden, vor jenem Richter aller Richtenden, vor Gott! — denn Er — ist die Wahrheit. —

Meiner harret, ich weiß, das Schaffot; aber freudig, wollte ich es besteigen, wie die Stufen zum Throne des Lichts und der Menschlichkeit, könnte ich die Ueberzeugung mit mir nehmen, daß mein bitteres Schicksal Euch gelehrt hätte, mit Menschen menschlich umzugehen; Euch durchdrungen hätte mit jenem heiligen Gefühl für Recht, das auch in der Brust des ärgsten Verbrechers noch den Kern einer Ehre ehrt und ihn als ein unverletzliches Eigenthum, als ein unvergängliches

Geschenk der Gottheit, was auch der Verderbteste nie ganz verlieren kann, nimmer und nimmer anzutasten wagt. —

Gesetz soll in der Welt seyn; denn des Gesetzes Wort ist Gott. — Aber Willkühr, und wäre sie die kleinste, unbedeutendste, sie soll nicht seyn; denn zur Tochter der Scheußlichen hat sie die Tyrannei und zu Schwestern alle, alle Verbrechen der Erde. — —

Schnell und gerecht folge die Strafe dem Sünder, wie die Reue der Missethat. Richtet, züchtiget, tödtet den Verbrecher, der das gesetzliche Band der menschlichen Eintracht zerriß; aber entehrt ihn nicht, — oder Ihr entehrt in ihm Euch selbst, schändet in ihm Gottes Gesetz, beschimpfet, wo Ihr richten, mordet und meuchelt, wo Ihr nur strafen solltet, nähret den Saamen zu Verbrechen und stempelt Verbrecher. — Denn was Menschen begangen haben, können wieder Menschen begehen. Der Richter kann gar bald zum Gerichteten, der Inquirent zum Inquisiten, der Bestrafende zum Bestraften werden. Darum habet Acht! und verletzt nicht durch freche Söldlinge und Handlanger Eurer Gerichtshöfe den heil. Kern der Menschenehre, die, wenn auch mehr oder minder, doch alle mit einander gemein haben, und die auch im niedrigsten Verbrecher wohnt, weil er ein Mensch ist und bleibt; oder Euer allein ist die Schuld aller und jeder Missethat; — Euch allein gebührt vor Gott die Strafe aller jener Verbrecher, die nur Ihr zu Verbrechern gemacht habt, so wie ich es selbst und mein bitteres Schicksal beweisen. —

Geschah es doch vor ungefähr dreißig Jahren zuerst, als bei einem Verhör meiner, in Betreff einer ganz gewöhnlichen Prozeß-Angelegenheit der mir zugehörigen Mühle, einer Eurer Justiz-Söldlinge das Gesetz mit Füßen trat und aus eigener bubischer Willkühr den damals noch völlig ruhigen, tadellosen Bürger Baltrusch durch die niedrigste, unrechtlichste Behandlung in dem Heiligthum seiner bürgerlichen Ehre verletzte. — Ich verklagte den Schänder dieses Gesetzes vor Euren Gerichten und drang nicht durch. — Die Genugthuung, welche mir zu Theil wurde, hieß Kostenbezahlung, nannte sich Verlust an meinem rechtmäßig erworbenen und ererbten Vermögen. So legtet Ihr selbst zuerst, durch diese Eure Ungerechtigkeit und durch Eure kindische Eitelkeit: nie vor den Augen des Unterthans als irrend erscheinen zu wollen, in meine ruhige Brust den ersten Keim zu jenem Mißtrauen in Eure Werke, zu jenem bittern Groll und Haß, zu jener späteren Hartnäckigkeit und tiefen Verachtung Eurer und Eurer ganzen Handlungsweise. Aus Verletzung entstand dann Verletzung, aus Unrecht ward Unrecht, aus Verbrechen erwuchsen Verbrechen. — Habt Ihr einen Begriff von dem Worte Menschenehre — und von den entsetzlichen Folgen, die sie da nach sich zieht, wo sie einmal tief gekränkt worden? — Doch wie wäre Euch dies möglich? — Wer sie zu verletzen im Stande ist, kann ihren Werth, ihre Heiligkeit nicht begreifen. — Hat doch der Unterthan mit dem Herrscher sonst wenig oder gar nichts gemein, als dieses einzige Wort. — Darum hüte sich dieser, es zu verletzen, es verletzen zu lassen. — Mit der Antastung seiner, zündet er die Brandfackel zu allen und den schaudlichsten Verbrechen an. Wer sich, ohne Genugthuung erhalten zu können, in seiner tiefsten Ehre verletzt, gekränkt weiß, — glaubt sich auch berechtiget, nach allen und selbst den verworfensten Waffen zu greifen, die ihm Rache und Selbstvertheidung nur irgend in die Hand geben. Der Glaube an Gott und an seine Gerechtigkeit haben mich davon abgehalten. Aber alle jene entsetzlichen Folgen, die nothgedrungen von selbst aus meinem traurigen Schicksal hervorgegangen sind, und wozu Ihr den ersten Saamen durch Eure Ungerechtigkeit streutet, — Euch wälze ich sie alle zu vor dem Richter über den Sternen! — — Euch eine an den Bettelstab gebrachte Familie; Euch den Tod eines heißgeliebten Weibes; den schauderhaften Selbstmord einer edeln Tochter; den Todtschlag ihres Kindes; den schrecklichen Verlust ihres Geliebten; Euch die furchtbare Zerrüttung meiner Gesundheit; die Entehrung meiner und meines ganzen Hauses und Euch das grause Verbrechen eines Selbstmordes, das ich morgen auf mich zu nehmen gezwungen bin; dann merket auf und höret! —

Nur Lebensüberdruß und Verzweiflung haben mich allein bestimmt, den Tod zu suchen; eine Lüge in jene Welt mitzunehmen; mit einem Verbrechen meinen Namen zu schänden, das ich nie begangen, und mich dem Schwerte des Henkers zu überliefern, dem ich weder nach göttlichen, noch nach menschlichen Gesetzen verfallen bin. —

Ich habe den Amtmann nicht ermordet, so wahr mir Gott morgen in meiner Todesstunde helfen möge, durch seinen eingebornen Sohn, meinen Heiland und Erlöser, Jesus Christus, Amen! —

Posinna Baltrusch.

Abgötterei.

(Eine Erzählung, der Wirklichkeit entlehnt.)

(Fortsetzung.)

„Tante, was sagst du da! würde mich so ein allmächtiges Gefühl zu ihm ziehen, wenn er nicht meiner Liebe würdig wäre? — Nein Adelheid, diese Macht des Gefühls ist mir ein schöner Bürge seines Edelmuthes, seiner Treue, der Sympathie unserer Geister. — Daß er mir nicht schrieb, seit ich es ihm verboten habe, ist ein Beweis seiner Wahrhaftigkeit, wie seiner Selbstüberwindung; still und thätig lebt er auf seinen Gütern. Er bereitet die Stätte, einst kommt die Braut.“

„Wehe!“ fiel die ernste Adelheid mit ungewöhnlicher Wärme, „wehe! über die Schriftsteller unsrer Zeit, die aus dem zarten Geschlechte Wesen bildeten, die wohl für den Himmel, aber nicht für diese Erde passen. — Schnell ist der Lauf unsers Sternes, schwer und dicht seine Masse, Wasser und Eis bildet den größten Theil seiner Oberfläche, aber das Licht der Sonne umstrahlt ihn, wie unser durch Klippen und Sandwüsten aufstrebendes Leben, Gottes ewige Liebe, — aber nur ihr, keiner irdischen, dürfen wir vertrauen. — Ja, Marie, deine Delphinen, Corinnen, Gabriellen, sind Gemüthskranke Geschöpfe, aus Gemüthern entsprungen, denen Klarheit und Frömmigkeit fehlte. Wer solchen Heldinnen nachahmt, ist der Abgötterei schuldig, ist eine Sünderin.“

Marie schwieg mit glühender Wange, sie fühlte, wie ihr Herz sich gegen die strenge kalte Tante verschloß. Es trat ein Lauwerden ihrer Freundschaft ein, und Adelheid eilte bald wieder in den Schooß ihrer nützlichen Thätigkeit zurück.

Um diese Zeit schrieb Felix an seinen Freund Güldernstern:

„Beklage mich, alter Junge, ich führe wahrhaftig ein elendes Leben, so reich ich nun auch geworden bin. Wenn ich meine ärmsten Bauern mit ihren hübschen Frauen und rosigen Kindern sehe, so geht es mir durch die Seele, daß ich so einsam meine Tage verseufzen muß. Ich habe mich recht in die ländliche Thätigkeit hineingeworfen und viel Gutes gestiftet, aber wer freuet sich mit mir darüber, für wen arbeite ich? der alte Osten lebt mir zum Possen noch immer fort. Marie soll sehr heiter seyn, und fleißig sticken und malen. O wäre ich doch auch ein Künstler oder Dichter, daß ich mich in höhere Region schwingen könnte, um meines Leides zu vergessen. Das bin ich nun einmal nicht, ich kann gar nicht einmal mehr schwärmen; seit ich die liebe Wirklichkeit und Alltäglichkeit immer vor Augen habe, ist alle Romantik davon gezogen. Ich habe unbeschreiblich viel Aerger in meinem in-

nern Haushalt, weil da eine weibliche Aufsicht fehlt, — wenn ich doch eine Schwester hätte; aber ich habe keine, und muß mich um Alles selbst bekümmern. Gesellschaft sehe ich wenig, ich habe weder eine Familie, noch bin ich ein Ehestandskandidat, darum suchen mich die Familien auch nicht. Nun so wird es ja nicht ewig dauern. Komm zu mir, wenn die Jagd aufgeht. Ach nun sind es gerade zwei Jahr, daß ich mit kühner Hand mein Schicksal ändern wollte. Doch es ist nicht dahin gekommen, ist auch wohl so besser, wenn es nur nicht lange mehr dauert."

Dein Felix.

Baron Güldenstern freute sich der willkommnen Einladung, es war ihm schon ganz recht, eine Zeitlang bei dem reichen Gutsbesitzer zu schwelgen, und zugleich seinen Schuldnern zu entgehen. Sophie, seine Halbschwester, ihm von seinem Vater auf dem Todbette empfohlen, mußte ihn auf dieser Reise begleiten. — Güldenstern hatte leichtsinnig das Vermögen des armen Mädchens verschwendet, und es lag ihm viel daran, ihr eine Versorgung zu verschaffen, um einigermaßen mit seinem Gewissen wieder in Ordnung zu kommen — keinen andern Richter brauchte er nicht zu fürchten, da sein Vater ihm allein das Vermögens Sophiens, die eine Frucht strafbarer Liebe war, vertraut hatte. — Sophie war mehr reizend als schön, und besaß manches angenehme Talent, vorzüglich eine hinreißend schöne Stimme, so daß sie wohl auf eine Versorgung hätte rechnen können, wäre nicht ihre Sittlichkeit längst durch den Umgang mit verworfenen Geschöpfen zerstört gewesen; — alle Arbeiterinnen in dem Putzladen, wo sie Beschäftigung fand, waren verlorne Wesen. — Sophie, gesunken wie sie, hatte die Kunst erlernt, es nicht zu scheinen — und zu verführen, indem sie als die Verführte erschien.

Güldenstern stellte die schöne Halbschwester seinem Freunde mit den Worten vor: — Da du keine Schwester hast, lieber Felix, so leihe ich dir meine, versuch es mit ihr, gewiß wird sie allen Mängeln deines Hauswesens abhelfen."

„Wie lebt Marie?" rief Felix, Sophie kaum eines Blikkes würdigend.

„Sie lebt zufrieden und heiter, nimmt auch jetzt mehr wie sonst an Gesellschaften Theil. Der alte General hat sich recht wieder erholt, er thut ordentlich zärtlich gegen sie." —

„Das ist Dankbarkeit gegen die holdselige Frau, sie ist schön wie immer?"

„Recht schön, als sie neulich bei Hofe war, hat der Herzog fast in einem fort mit ihr gesprochen, auch die Prinzen drangten sich heran, und der Hofmarschall Graf Reichenbach, der kann es immer noch nicht vergessen, daß sie seine Frau nicht wurde."

„Aber Marie ging ja fast nie an Hof?"

„Das funfzigjährige Dienst-Jubiläum ihres Gemahls wurde gefeiert, da mußte sie wohl."

„Ich hatte die Ehre," fiel Sophie schüchtern ein, „die Frau von Osten an jenem Tage anzukleiden."

„Mädchen! du warst bei ihr?" rief Felix aus, „o erzähle mir, erzähle, wie war sie gekleidet? was sprach sie? vergieß auch nicht den kleinsten Umstand, du mußt mir von jeder Nadel erzählen, die du an ihr gesteckt hast!" —

So faßte Felix Interesse für Sophie, und willigte gern in den Antrag, ihr sein Hauswesen zu übertragen.

„Heute ist wohl dein zwanzigster Geburtstag, liebe Marie?" sprach ihr Gemahl mit schwacher Stimme, als sie ihm ihren Morgengruß brachte, nimm dieß zum Angebinde, und erinnere dich bei seinem Genuß zuweilen eines alten Mannes, dessen letzte Lebenstage du versüßt hast!"

Marie entfaltete das Papier, es war ein Testament des Generals, welches sie zur Universal-Erbin eines Vermögens von fünfmal hunderttausend Thalern einsetzte.

Gerührt küßte sie die Hand des Greises, und fühlte zum erstenmal, daß auch die Anerkennung erfüllter Pflicht ein Herz beglücken konnte, was all sein irdisches und überirdisches Heil nur von der Liebe forderte.

Wenige Wochen nachher verschied der General sanft in Mariens Armen.

„Frau von Osten ist Wittwe!" so ward in allen Zirkeln der Residenz verkündet, „nun kann sie endlich einmal ihr Leben genießen. Wen sie wohl nun heirathen wird?" „ich heirathete noch nicht gleich, ich ginge erst auf Reisen;" — „mit einem jungen Gemahl reist sich am besten," — und was dergleichen Aeusserungen mehr waren, die hin und wieder gewechselt wurden, während die heirathsfähige Jugend der Residenz im Stillen überlegte, wie das Herz der reichen schönen Wittwe zu erobern sey. Der eine fuhr mit einem stattlichen Postzug an ihrem Hause vorüber, der andere, schlauer und prunkender, wußte es einzuleiten, daß sie von den Wohlthaten hörte, die er hie und da ausgeübt hatte. Marie kümmerte sich um das alles nicht; kaum war das Trauergeläute verhallt, als sie sich in Reisekleider war, und unter dem Vorwande, zu ihrer Tante zu reisen, den Weg nach Felix Güter einschlug.

Güldenstern, der seinem Freunde den Hintritt des Generals gemeldet hatte, erhielt von ihm eine Antwort, die in abgerissenen Perioden die tiefe Verzweiflung seines Geistes offenbarte. Er schrieb:

„So ist er todt — ja, es ist der Fluch meines Schicksals, daß die Erfüllung meiner heißesten Wünsche mir Verderben bringe. Mein Bruder starb, da Marie vermählt war. Osten starb — o zu spät, zu spät, Güldenstern.

„Du hast mich gestürzt; ich fluche dir, o warum starb der General nicht vor einem Jahre."

„Nein, nein, was ist das für eine einfältige Verzweiflung," rief Güldenstern aus; desto besser, wird Felix sich nicht um die reiche Wittwe bewerben, so werden sich andere Leute dazu finden. Ich selbst, — ja das wäre so etwas, man sagt, wir hübschen Männer dürften bei dem empfindsamen tugendlichen Frauen nur derb darauf losgehen, so wäre sie unser; aber auf meine Ehre, es ist nicht so, wir haben kein Herz dazu, und wenn wir noch so tapfere Soldaten sind."

Kein Eroberer, der in die Haupstadt seines Feindes siegreich einzieht — kein Prätendent vor dem Königstage kann eine trunkenere Seligkeit empfinden, wie Marie, als sie in der Abenddämmerung ihres zweiten Reisetages den Park erblickte, in welchem Felix Schloß lag. Sie befahl, den Wagen langsamer zu fahren. Hohe Trauerweiden umschatteten einen Hügel im Park. „Dort hat er meiner gedacht, um mich geweint," lispelte Marie, „von dort hat er tausend Grüße nach der fernen Stadt gesandt — o wie war auch mir immer so weh in dem Sinken des Tages, er dachte mein, das empfand mein Geist, o daß er jetzt dort weilte, wie wollte ich durch die Gartenpforte zu ihm mich drängen, wie er einst zu mir, um Schmerz und Trauer zu holen, — o wie sollte es heute so ganz anders seyn!" — — Mariens Wünsche gingen nicht in Erfüllung, kein lebendiges Wesen weilte an dem Hügel.

Die holde Frau ließ den Wagen am äußern Thore halten, und schlüpfte unbemerkt in den Schloßhof, darinnen regte sich geschäftiges landwirthschaftliches Treiben. Marie trat in das Wohngebäude, fast erstickt vom Schlagen ihres Herzens. „Ist Herr von Alten zu Haus?" fragte sie einen grämlichen Diener. „Ja, der Herr sind zu Hause, aber nicht mehr zu sprechen," war die Antwort.

(Schluß folgt.)

Ergo bibamus.

(Novelle von G. Döring)

Am Hafen von Livorno war an einem heiteren Sommer-Abende eine große Menge Menschen versammelt. Der heitere Himmel, die erquickende Seeluft, die herrliche Lage des Molo lockte Jeden, den das rege Leben der Handels-Stadt den Tag über in ihren dumpfen Straßen beschäftigt hatte, hinaus, und man sah hier den reichen englischen Kaufmann mit der spröden Miß auf stattlichen Racepferden oder im leichten Phaeton, den ernsten Deutschen im behaglichen Promenade-Schritt, den muntern Franzosen im luftigen Cabriolet, den stolzen Türken in merkwürdiger Langsamkeit, den Armenier mit dem scharfgeschnittenen Angesichte, den listig blickenden Israeliten aus dem Ghetto und das bewegliche Chaos der lebendigen Italiener, die hier mit dem Polichinell in die Wette kräheten, dort alla Mora spielten, an einem dritten Orte ihre Abendmahlzeit unter freiem Himmel verzehrten — Alles im rastlosem, bunten Wechsel, eine Scene, die kein Pinsel eines Malers aufzufassen vermag, die ihm in jedem Augenblicke entschlüpft, um sich wieder neu zu gestalten.

Die Aufmerksamkeit des größten Theils dieser müssiggehenden Menge war auf ein Schiff von leichter, griechischer Bauart gerichtet, das zwischen den zwei alten Wachthürmen des Hafens gegen die Brandung, die von ihrem Felsengrunde strömte, lavirte und in anmuthigen Bewegungen sich näherte. Man konnte schon die Menschen, die der Anblick des Hafens, auf das Verdeck gelockt hatte, und welche, gewiß von den verschiedenartigsten Empfindungen bewegt, das feste Land begrüßten, entdecken, und der Scharfsinn der Zuschauer erschöpfte sich in eben so grundlosen, wie unnützen Vermuthungen: wo das Fahrzeug möchte gelichtet haben: in Chios oder Samos, in Alexandria oder Stambul selbst? Die Söhne des Ghetto, nebst den Armeniern die geschäftigsten Zwischenhändler von Livorno, berechneten schon im Stillen die Procente, welche die reiche Ladung abwerfen durfte, der englische Großhändler sah bereits das Fahrzeug, das noch auf der salzigen Fluth schwebte, eben darum für sein Eigenthum an, der deutsche Kaufmann lief nachdenklich das Verzeichniß seiner Handels-Freunde durch, denen er seine größeren Ankäufe wiederum in verschiedenen Sendungen zu übermachen hatte. —

Inzwischen erhob sich ein günstiger Wind, der, alle Segel des Fahrzeugs schwellend, es rasch zwischen den alten Wachtthürmen des Hafens hindurchtrieb und es in wenigen Augenblicken unter Schiffen von allen Nationen vor Anker brachte. Der Hafenmeister begab sich an Bord, um den Gesundheits-Zustand der Passagiere und der Manuschaft, um die Papiere des Capitäns zu untersuchen. Alles wies sich genügend aus, nur die Mäkler aus dem Ghetto, die reichen Englismen und die spekulirenden Deutschen sahen sich in ihren Berechnungen und Hoffnungen getäuscht; denn bald verbreitete sich die Nachricht, das zierliche Fahrzeug fuhre keinen Gegenstand des Handels an Bord, sondern nur eine Gesellschaft von Passagieren, die es eigens für ihre Ueberfahrt von Constantinopel gemiethet. Die Menge, die sich am Landungsplatz versammelt hatte, zerstiebte, da das Intresse sie nicht mehr zurück hielt und ihr Muße genug geblieben, die zierlichen und doch starken Verhältnisse des Schiffs zu bewundern. Lastträger und Kärner drängten sich jetzt vor, den landenden Passagieren ihre Dienste zu bieten.

Bald waren Koffer und Kisten an's Land gebracht und ihnen folgte ein Theil der Reisenden, die sich über die hier liegenden Schiffe an den Molo gearbeitet, und nun, wie Leute, die eben so einen wilden, wirbelnden Tanz beendigt, sich erst wieder an den festen Grund und Boden gewöhnen mußten. Es waren ihrer sechs Personen, unter denen besonders ein stattlicher Türke von etwa 30 Jahren, ein jüngerer Mann, aus dessen heiterm Angesichte Gutmüthigkeit und Lebenslust hervorleuchteten, und ein wohlbeleibter Mönch mit strotzendem Antlitze, welches das Gepräge der unvermüstlichsten Jovialität trug, sich auszeichneten. Die drei übrigen Gefährten schienen mehr zu jenen Alltags-Menschen zu gehören, die sich von ihrer Gesellschaft stimmen lassen, wie es der Zufall mit sich bringt, bis auf ein zierliches Männlein, das, mit seiner wohlgekrausselten Perücke und in dem kragenlosen schwarzen Leibrocke einem deutschen Magister des vorigen Jahrhunderts nicht unähnlich sah.

„Bei der Taube Mohammeds!" sagte der Muselmann, indem er sich an einen der niedrigen Pfeiler des Molo lehnte und sich mit dem Ellenbogen auf dessen obere Rundung stützte. „Ich gehe nicht von der Stelle, bis unsre schöne Reise-Genossin, die schlanke armenische Houri Chiara, an's Land getreten ist. Allah sey mit dem lieben Kinde und führe sie in mein Harem! Sie ist tausend Piaster unter Brudern werth und wenn sie Illa Schahir, der Sklavenhändler, von Wohlgeruchen duftend, glänzend von köstlichen Salben zu Markte brächte, so könnte er sie wohl um den doppelten Preis anbringen."

„Mustapha" — versetzte der junge Mann mit der lebensfrischen Miene — „Du bist jetzt in einem christlichen Lande, wo man die Weiber nicht als eine Waare betrachtet, die man auf offenem Markee kauft. Wir verehren sie als die Herrin der Schöpfung, wir lassen uns von ihren Reizen, wie Kinder, die am Gängelbande gehen, regieren, wir leben, um ihnen zu gefallen, wir unterwerfen uns jeder ihrer Launen, um ein wohlwollendes Lächeln zu gewinnen. Sieh dort jenen Engländer im glänzenden Wagen! Ich wette d'rauf, er ist reich genug, sich, wenn er in Stambul lebte, den vollständigsten Harem von Schönen aus allen Ländern zu halten, und dennoch ist er, wie Alles zeigt, der dienstbare Sklave, der willigste Diener der kleinen Blonden an seiner Seite."

„Ich habe davon gehört, daß ihr Weiberknechte seyd," — sprach in einem verächtlichen Tone der Türk. „Man hat mir sogar gesagt, daß es Frankenländer gebe, in denen Weiber den Thron besteigen könnten. Pfui der Männer, die sich unter das Joch eines Weibes schmiegen! Hinter Thür und Riegel, hinter dem Schleier und unter der Obhut der Schwarzen, da ist der Weiber Platz."

„Du bist ein Thor, Freund Türk" — erwiederte lachend der junge Mann — „Du grollst gegen ein Naturgesetz, dem Du selbst in diesem Augenblicke Dich unterwirfst. Wer fesselt Dich an diesem Pfeiler, wer bannt Dich an diese Stelle? Niemand anders, als die schlanke Armenierin Chiara mit dem Hourigesichte, die Dich zu ihrem Sklaven gemacht hat, ohne daß es ihr einen Piaster kostet. Laß ab von der Armenierin, Freund Mustapha! Das ist eine Rose, die nicht für dich blühr. Wisse, ich besitze sie, und wenn ich sie auch nicht gekauft habe, so habe ich sie — gestohlen!"

Der Muselmann schleuderte dem Christen einen wüthenden Blick zu und legte die Rechte an sei n Dolch. —

(Fortsetzung folgt.)

Palindrom.

Wee Frucht oder Grünes gestohlen 'im Feld',
Wird hin zu mir, vorwarts und rückwärts, gestellt.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

// Mnemosyne
oder
Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 48. Sonntag, 15. Juni 1834.

Die Keime der Freuden sind zart und behend,
Ein Lüftchen vermag sie zu knicken;
Doch wer ihnen freundliche Pflege nur gönnt,
Hat Blumen die Fülle zu pflücken.

Caroline Rudolphi.

Abgötterei.

(Eine Erzählung, der Wirklichkeit entlehnt.)

(Schluß.)

„Ich muß ihn aber sprechen, sagen Sie nur, eine alte Bekannte aus der Stadt sey da, ihn zu besuchen.

Der Diener ging, Marie folgte ihm auf dem Fuße — sie hörte Felix Stimme, „wer mag denn das seyn? hielt sich nicht mehr, und stürzte in das Zimmer. Felix ruhte nachläßig gekleidet auf dem Sopha, neben ihm saß ein Weib, ein Kind von einigen Wochen am Busen nährend. Er stand bebend auf erkannte Marien, die mit lautem Jubelruf ihn fest umschlang, und stürzte, sich ihren Armen entziehend, zu ihren Füßen nieder.

„Marie!“ rief er mit dem Ton der Verzweiflung, „sey mir Sünder gnädig, ich habe dich verrathen.“ —

„Du Felix? ha! wer ist dies Weib?“

„Meine — — Geliebte!“

„Und dies Kind?“

„Meine Tochter.“

„Ist's möglich! Du bist treulos? Leb wohl — mein Leben schwindet.“

Die schöne Gestalt sank zu Boden, einem Marmorbilde gleich. Die Versuche, sich wieder zu beleben, hatten Erfolg, es rötheten sich ihre Wangen wieder, sie schlug das Auge auf, aber ein plötzliches Zucken verzerrte ihre Züge, der Mund öffnete sich zu gräßlichen Tönen; der Wahnsinn hielt sie mit seinen Riesenarmen umschlungen. — „Gebt mir meinen Felix,“ rief sie unaufhörlich, „nicht den falschen, den Verräther, mit ihm zur Hölle — ha, wie die Teufel alle kommen und grinsen und mich quälen wollen, der falsche Felix unter ihnen und seine Dirne — fort mit euch, oder diese schwachen Hände sollen euch zerfleischen.“ — Mit ungeheurer Kraft fiel sie Felix an, und nur mit Mühe gelang es seinen Dienern, ihn ihr zu entreißen, und sie in ein entferntes Gemach einzuschließen. Aber am andern Morgen war sie schon wieder ihrer Haft entsprungen, obgleich das Gemach zwei Stock hoch war; man fand sie im Garten, am Fuß verwundet, sonst wäre sie weiter geflohen, sie hatte sich mit ihren Händen ein Grab gewühlt, und legte ihre entblößte Brust auf einen Stein; die Wuth hatte nachgelassen. „Legt mich tiefer,“ bat sie, „ach recht tief und kühl, denn hier,“ auf das Herz deutend, „brennt es fürchterlich, und zieht mich hinab, hinab, o legt mich tief.“ Man führte sie nach dem Schloß zurück, verband ihre Wunde, labte sie mit Speis und Trank, sie war mild, obwohl ohne klares Bewußtseyn, aber kaum war die erschöpfte Natur wieder gestärkt, als die Raserei aufs Neue ausbrach, und die furchtbar waltende Nemesis zwang Felix die Geliebte, die durch ihn wahnsinnig gewordene Geliebte, an Ketten legen zu lassen! Er sah sie, ein Bild des höchsten menschlichen Elendes und beneidete sie um ihren Zustand.

Nur zu bald mußte der feurige, junge Mann in seiner Einsamkeit den Verführungskünsten Sophiens in unglücklicher Stunde erliegen. Vatergefühl und Gutmüthigkeit bewogen ihn, die Unglückliche nicht von sich zu lassen. Er schwankte zwischen dem Ruf der Natur, der ihn zur Mutter seines Kindes, zu seinem Kinde hinzog, und dem, in den rauhen Gefilden der Wirklichkeit erbleichten Bilde seiner Jugendliebe; das Gelübde ewiger Treue war schon halb unwillkührlich gebrochen. Sophie rechnete mit Gewißheit darauf, noch seine Gemahlin zu werden. Die grause Entwickelung entfernte Felix Herz von der Urheberin seiner Strafbarkeit. Sophie mußte, reich beschenkt, das Gut verlassen. Die Tochter behielt er zurück.

Adelheid, die in ihrer Einsamkeit den Tod des Generals erst nach seiner Bestattung erfuhr, eilte sogleich zur Stadt; sie fand Mariens Wohnung leer, und hörte die Aussage der Diener, die Frau Generalin sey ja zur gnädigen Tante gereist; sogleich errieth sie den Zusammenhang, und nahm denselben Weg wie ihre Freundin.

Sie langte an; Felix trat ihr entgegen, ein Bild des von Furien geplagten Orestes, sie erfuhr Alles und ließ sich zu Marien führen. Als sie sie gewahrte, übermannte der jammervolle Anblick das Herz der starken Jungfrau, heiße Thränen strömten von ihren Wangen. Marie blickte auf, hielt inne mit ihren Verwünschungen, und sprach, sie hoffnungsvoll anstarrend, — „Adelheid, bist du es auch?“

„Ich bin es, meine theure Marie.“

„O rette mich, rette mich, laß uns fliehen ehe die bösen Geister kommen, die mich hier gefangen halten.“

Adelheid hatte schon vorher alles zur schnellen Abreise angeordnet. Sie führte Marien nach der Residenz zurück, und verschwieg dort anfänglich ihre Reise zu Felix, aber die Fortdauer ihres traurigen Zustandes, den die Kunst der geschicktesten Aerzte nicht zu heben vermochte, machte bald den ganzen Verlauf bekannt. Felix ward als ein Ungeheuer betrachtet.

In wenigen Wochen waren Mariens Kräfte erschöpft, und mit ihrem sinkenden Leben kehrten Spuren der Vernunft zurück; als sie einst aus einem langen Schlummer erwacht war, sprach sie, ganz wie in ihren heitern Tagen „bete mit mir, liebe Adelheid, ich habe ganz mein Bewußtseyn wieder.“

Ihr Verlangen wurde von der milden Pflegerin erfüllt. Heiße Dankgebete strömten von den Lippen der beiden Frauen

— und Adelheid fügte hinzu: „nun wollen wir noch glückliche Tage zusammen verleben; dein Herz hat sich nun losgerissen von deiner unseligen Leidenschaft.“

„Es hat sich losgerissen, aber es ist gebrochen,“ sprach Marie erbleichend, „in wenigen Tagen gehe ich ein zur ewigen Ruhe. Ach, ich fühle es wohl, für mich war diese Welt nicht.“

Adelheid weinte still. „Gottes Wege sind unerforschlich,“ sprach sie, „vielleicht giebt es in der Schöpfung eine Welt, wo Alles ewig ist, wie deine Liebe, wo nicht, wie auf dieser wallenden Kugel, alles sich ändert, alle Gefühle, alle Empfindungen. Möchten wir uns dort wieder sehen.“

„Wir werden es, dort wirst du dich nicht mehr bemühen, mich von einem Gefühle zu entfernen, das, ich fühle es jetzt, mich hinaufzieht zum ewigen Quell der Liebe.“

„Ich werde es nicht, wenn dort das Seyn, Wirken und Handeln damit bestehen kann. Marie, wirst du ihm nicht vergeben?“

„Vergeben? o ja, aber — ihn nicht mehr sehen.“

„Auch denke ich nicht daran, das zu fordern. Felix hat schwer gefehlt, doch ist seine Strafe wohl größer als seine Sünde. Ihm, dem jungen feurigen Mann mit verlangendem Gemüthe, genügte kein Schattenbild, kein Hoffnungstraum — er war nicht fromm, nicht edel genug, um romantische Treue zu üben. Sein böser Genius riß ihn in unbewachter Stunde zu namenlosem Jammer hin.“

„Bringe ihm meine Verzeihung, Adelheid, wenn ich nicht mehr bin. Ach! er hätte mir das nicht thun sollen — wie habe ich ihn geliebt.“ —

Die heftige Bewegung, die diese schmerzliche Erinnerung in Mariens Brust hervorbrachte, überwältigte die zarten Gefäße. Ein Strom von Blut drang aus ihrem bleichen Munde, und Adelheid fing ihren letzten Seufzer auf.

Unmuthig wendet sich der Leser von dem traurigen Ende der Heldin, und dem Dichter, der mit so düstern Farben malte, — aber die Wahrheit führte den Pinsel — ja, ihr empfindungsvollen zarten Seelen — Mariens Geschichte ist wahr. — Marie lebte und starb, wie diese Blätter erzählen; ein warnendes Beispiel für alle, die dem Himmel eine Bedingung machen, die an eine Hoffnung ihr ganzes Seyn hängen, die Abgötterei treiben, sey es auch mit dem heiligsten, erhabensten Gefühl.

Was aus Felix ward? — Er, der nicht die Kraft zur Tugend hatte, überließ sich der wilden Verzweiflung seines Gemüthes. Von allen Redlichen gemieden, suchte er sich in Gesellschaft wilder Gesellen auf tobenden Jagden und Gelagen zu zerstreuen. Seine Güter geriethen in Verfall, und bald fehlten ihm die Mittel zur Fortsetzung seines wilden Treibens. Sein Vermögen wurde administrirt, und ihm nur so viel gelassen, als er zum sparsamen Unterhalt bedurfte. Nun ergriff er das letzte Mittel der tief Gesunkenen, die ihr Bewußtseyn verscheuchen wollen. Bald nur der Schatten von dem, was er einst war, — fand er im kalten Winter vor der Hütte eines seiner Diener im Rausche den Tod. —

Seine Tochter erzog Adelheid, die einst als geheimnißvolle Zigeunerin Felix und Marie warnte — sie erbte das Vermögen der Generalin, und erbarmte sich ihrer im Elend schmachtenden Mutter.

Muse der Geschichte — du erzählst die Thaten der Könige und Helden, o enthülle auch die Verirrungen und Leiden der Menschen unsern Auge, damit jeder Einzelne Lehre und Warnung aus deinem Spiegel schöpfe. Diese Blätter lege ich dir zu Füßen.

Ergo bibamus.

(Novelle von G. Döring.)

(Fortsetzung.)

„Vergiß Dich nicht!“ — warnte der jüngere Reisegefährte. „Du bist hier nicht im Stambul, wo das Leben eines Christen mit dem eines Hundes im gleichen Preise steht. Eine Bewegung Deines Arms, die Entblößung Deines Dolchs, würde hundert Arme dieser Lastträger und der Müßiggänger, deren Du hier so viele siehst, in Thätigkeit bringen und Dich zu den Fischen des Meeres betten. Auch hast du keine Ursache, Dich von Deiner Eifersucht zu blutiger Rache hinreißen zu lassen. Siehe, Freund Mustapha, hier ist die Chiara, die ich mir gestohlen habe, und in dem ganzen Schelmstück wirst Du nun ein Malerkunststück erkennen.“

Er öffnete bei diesen Worten sein Taschenbuch und ließ den verliebten Türken das wohlgetroffene Miniaturgemälde der reizenden Armenierin erblicken. Mustapha, der noch nie ein solches Kunstwerk gesehen hatte, stand in stummes Entzücken verloren. Er hob die Hand vom Dolche, und streckte sie nach dem Bildchen aus, die ernste Miene seines Angesichtes ging in einen Ausdruck lüsterner Begehrlichkeit über und, einen gewichtigen Goldsäckel aus seiner Schärpe nehmend, sagte er eifrig zu dem jungen Mann:

„Gib mir das Bild, Maestro Robert, und 50 Zechinen sind Dein!“

„Um keinen Preis!“ — versetzte stolz der junge Künstler. „Meinst Du, einem deutschen Maler sey das Bild der Geliebten, dessen seine Seele sich mit Allgewalt bemächtigt, um es in verborgener Einsamkeit auf Pergament hinzuzaubern, um schnödes Gold feil? Noch einmal, Mustapha, Du mußt im Frankenlande die Frauen höher schätzen lernen, als nach Euern Marktpreisen, wenn Du Dich ihres Wohlwollens erfreuen willst! Und dann, Freund, wie schwach bist Du, der sich so stark wähnt, daß das bloße Conterfey einer Ungläubigen Dich in der Beobachtung der heiligen Gebräuche Deiner Religion erschüttern kann? Bilder darfst Du eben so wenig besitzen, wie Dich am köstlichen Rebensafte laben, aber glaubst Du, daß, da Du Dich über das Letztere längst hinausgesetzt hast, auch die Sünde gegen das erstere Gesetz Dein Gewissen nicht sonderlich belästigen werde. Bravo, Mustapha! Du bist auf dem besten Wege, ein Christ zu werden, aber — aber das Bild bekommst Du doch nicht.“

Er hatte diese Worte im Tone des Scherzes gesprochen, küßte dann zum großen Aerger des Türken das Bild der schönen Chiara mit großer Zärtlichkeit und schob das Taschenbuch in seinen Gewahrsam zurück. Halb verdrüßlich, halb beschämt blickte Mustapha vor sich nieder.

„Edite, bibite, collegiales! Post multa secula pocula nulla!“ — summte da der Mönch, der bisher seine Aufmerksamkeit der Arbeit einiger Lastträger, die aus einem der Schiffe ein großes Faß an's Ufer brachten, gewidmet hatte und nun, wie aus einem Traume, auffuhr. „Kommt Freunde, vereinigt Euch sub umbra alarum mearum! Ich bin bekannt in Livorne, als wäre es meine Vaterstadt. Ich weiß eine Osteria, in der alle Rebenhügel der Welt Proben ihres Gewächses eingelagert haben. Da findet ihr alten Hochheimer vom Rheine, Tintowein aus Valencia, Madera von Pie, Monte Pulciano und Christusthränen, den kräftigen, nachhaltigen Burgunder, den feurigen belebenden Champagner. — Vorwärts, vorwärts, ihr Freunde! Bei'm heiligen Laurentius! ich liege schon seit einer Stunde auf dem glühenden Roste des Durstes und jeder Augenblick Verzugs ist ein Verrath am eignen Wohl!“

„Vorwärts! vorwärts! — fiel im dreistimmigen Chorus die Nachhut ein. „Es lebe Pater Anselmus Osteria! Hin nach

den Rebenhügeln von Valencia und Madera, die dort im Keller ruhen!"

„Aber der Armenier Basilio — Chiara, seine liebliche Nichte?" — fiel der deutsche Maler ein.

„Dort schweben sie hin!" versetzte der kleine Mann mit der gekräuselten Perücke, indem er nach einer Stelle der Darsena (der innere Hafen) zeigte, wo eine Barke pfeilschnell die Wellen durchschnitt und sich eben der vom Landungsplatze hinabführenden Marmortreppe näherte. Die Blicke Mustapha's und Robert's folgten der Richtung, welche des Sprechenden Hand andeutete. Welche unangenehme Ueberraschung, als sie jetzt in den zwei aufrecht stehenden Gestalten, die, außer den Schiffern, das kleine Fahrzeug enthielt, in der That, den alten gekrümmten Basilio und die schlank gebaute Chiara erkannten. Ein junger Mann von hohem, edlem Aeußern stand auf der Marmortreppe und schien Beide zu erwarten. Chiara breitete die Arme nach ihm aus. Noch ein Augenblick, dann hatte die Barke das Ufer erreicht, dann sank die schöne Armenierin an die Brust des jungen Mannes, dann schienen die Beiden in der Wonne des endlichen Wiedersehens die Welt um sich zu vergessen!

„Sicherlich der Vetter Constantio, von dem sie oft gesprochen;" sagte mit schlecht verhehltem Unmuthe der deutsche Maler gegen den Türken hin. „Ich finde es ganz in der Regel, daß Verwandte sich herzlich willkommen heißen. Nur ist's dumm, daß ich nicht, wenn auch ganz entfernt, zu Chiara's Familie gehöre, um auf einen Kuß von ihren Rosenlippen Anspruch machen zu können. Doch wird das sich finden. Kommt Zeit, kommt Rath!"

„Hätt' ich den armenischen Hund im Stambul" — knirschte Mustapha — „so wüßte ich, wo ihn mein Dolch treffen sollte. Hier aber gilt die unglückliche Bestie so viel wie Mohammeds getreuster Sohn."

„Leute" — nahm ernsthaft der Mönch das Wort — „Ihr seyd verliebt, und, wie es sich ausweist, steht Euer Verlangen nicht allein nach einem und demselben Mägdlein, sondern auch nach einer abschlägigen Antwort aus einem und demselben Munde. Die schöne Chiara mag weder den deutschen Maler, noch den türkischen Juwelenhändler. Sie hält's mit dem Vetter Constantio, denn, beim heiligen Sebastian! er ist schöner als einer von Euch, und, wie mir der Oheim vertraute, steinreich. Ergebt Euch in Euer Schicksal, Leute! Du, Meister Maler, begnüge Dich mit Deinem Bilde, Du, Mustapha, mit der Hoffnung, dermal einst die reizende Chiara als Houri in Deinem Paradiese wiederzufinden. Und nun kommt mit! Im Wein ist Trost. Kein besseres Heilmittel für den Gram eines verliebten Herzens, kein besseres Liebchen als die Flasche, die nie spröde thut, die sich nie unsern Küssen versagt!"

„Vivat die Flasche!" jubelirten, bis auf den deutschen Maler und den türkischen Kaufmann die Uebrigen; aber auch die zwei verliebten folgten dem allgemeinen Zuge nach Pater Anselms Osteria; denn Robert, der junge Deutsche, hatte, nicht ohne von der Zaubermacht eines vaterländischen Gefühls ergriffen und angelockt zu werden, die Kunde vom Hochheimer Traubensafte vernommen, und Mustapha naschte gern vom verbotenen Getränk. Basilio war indessen mit seiner schönen Nichte und dem Vetter Constantio in die Dämmerung der nahen Hafenstraßen verschwunden.

Erst nach langem Besinnen hatte sich der Wirth der Osteria des Paters Anselm, den er seit Jahr und Tag nicht gesehen, wieder erinnert, dann aber sogleich ihm und seinen Begleitern ein besonderes Zimmer eingeräumt. Von jedem Zwange frei, überließen sich hier die Reisenden ihrer ungebundenen Laune, und der Mönch insbesondere suchte sich für seine Entsagungs-Gelübde dadurch zu entschädigen, daß er den deutschen Robert und den Türken Mustapha unaufhörlich mit Neckereien wegen ihrer beiderseitigen Neigung zu der schönen Armenierin verfolgte. Bald vermehrte sich die Gesellschaft noch um ein Mitglied. Es war Grecco, der Steuermann des Schiffes, das sie hierher geführt: ein rüstiger Alter, mit halbkahlem Scheitel, der eine besondre Freundschaft für den jovialen Mönch gefaßt hatte. Von diesem war er auch nach der Osteria beschieden worden und nahm nun seine Stelle unter denjenigen ein, die eine gemeinsame Seefahrt von einiger Dauer zu Freunden gemacht hatte. Man trank und scherzte, man erinnerte sich manches fröhlichen See-Abenteuers, und nach kurzer Zeit stimmten auch der junge Maler, der seinem heiteren Character nicht lange ungetreu bleiben konnte, und der Muselmann, den der liebliche Monte Pulciano zu beleben anfing, in die allgemeine Fröhlichkeit ein.

„Beim heiligen Franz von Assisi!" — rief Pater Anselm. „Die Juden besitzen einen Heiligen, um den ich sie beneide, und dieß ist der Erzvater Noah. Er hat das Wunder des ersten Weinstocks in die Welt gesetzt und seit jener Zeit ist die leidende Menschheit zu einer getrösteten geworden, der zwischen der Nacht des Wassertrinkens der goldne Sonnenstrahl des edlen Rebensaftes leuchtet. Sprich, griechischer Grecco, ob nicht der Wein das wahre Lebens-Elixier ist, ob nicht jede Sorge, jeder Kummer von seinen goldenen Wogen weggeschwemmt wird?"

„Was mich betrifft" — versetzte der Steuermann — „so habe ich selbst wunderbare Erfahrungen von der Kraft des edlen Weines gemacht, und wenn ich erzählen wollte, so würden sich unsre zwei Verliebten da bald überzeugen, daß wohl im Grunde der Flasche, aber nicht im Grunde der Mädchen-Herzen immer das Glück zu finden ist."

„Erzähle, erzählt!" — riefen, Robert und Mustapha ausgenommen, die Uebrigen. „Auch wir haben solche Erfahrungen gemacht, auch wir wollen davon erzählen, aber Ihr zuerst Meister Grecco!" — hallte es verwirrt durcheinander.

Der Steuermann räusperte sich, hob das Glas zum Munde, schlürfte bedächtig vom würzigen Madera und begann dann in einem trocknen Tone, der dem oft scherzhaften Inhalte seiner Mittheilung eine wunderliche Eigenthümlichkeit verlieh:

„Ihr könnt mir's glauben, daß ich vor etwa 30 Jahren ganz anders aussah, wie jetzt. Wo Ihr jetzt auf meinem Haupte eine kahle Klippe, wie ein nacktes abschreckendes Vorgebirge, erblickt, zeigte sich damals ein krauses volles Lockenhaar, üppig, wie die Waldung am Berge Athos, Wangen und Nase glänzten wie Perlenmutter und Pfirsichblüthe, und noch hatte ich die Rubinen, die Ihr jetzt dort seht und die mir Niemand abkaufen will, nicht zur Schau gestellt. Mit einem Wort, ich war ein so hübscher, flinker Bursch, wie jemals einer auf einem Mistik als Matrose gedient, wie einer, ehe man zwölf zu Ende zählen konnte, hinauf zum Mastkorbe geklettert ist. Ich war ein Liebling des Capitäns, er nannte mich seinen Grecchino, und wenn ich irgend einen kühnen Streich vollbrachte, ein losgerissenes Tau an der äußersten Spitze einer Raa befestigte, oder nach einem Vogel, den er geschossen, in's Meer tauchte, so erhielt ich immer ein Geschenk, das mir Freude machte, ein seidnes Tuch zum Umknüpfen oder zur Schärpe, oder sonst irgend ein Prunkstück, womit ich im nächsten Hafen mein Takelwerk verzieren konnte. Das machte mich eitel und übermüthig, die Kameraden aber heimtückisch und neidisch. Als wir eines Tages in Porte Leone, dem alten Piräus, landeten, sprachen sie mir viel von einer schönen Corintherin, Namens Theophania, die jetzt bei einer ihrer Muhmen zu Besuch sey, vor, lobten sie meine ganze Person, die einen unwiderstehlichen Eindruck auf das Mädchen machen würde, so ungemein, daß ich, von Hochmuth und Verliebtheit geblendet, in die Falle ging und die Eroberung

der schönen Corintherin zu machen beschloß. Meine Vorathskammer befand sich gerade damals gut versehen; denn ich hatte kurze Zeit voeher das Erbe eines verstorbenen Oheims zu Geld gemacht und fühete wohl an 50 Piaster an Bord. Gewiß eine Summe, mit der ein junger, kecker Bursch, wie ich damals war, schon auf Abenteuer ausgehen konnte. Der Bootsmann selbst führte mich bei Theophanieas Muhme, einee alten Wäscherin am Hafen, ein. Ich kann nicht sagen, daß uns die Alte besonders freundlich empfing. Der Bootsmann schien zwar ein alter Bekanntee zu seyn, erhielt aber eben so wenig einen freundlichen Blick oder ein gutes Wort, wie ich. Bald aber dünkte es mich, als sey das wideewärtige Wesen der Muhme überhaupt nue eine üble Gewohnheit, die sie nicht allein uns, sondern auch sonst Jedermann in ihrer Nähe empfinden ließ. Ich kümmerte mich auch wenig um sie, sondeen hielt mich zur schönen Theophania, die uns ein heiteees Angesicht zeigte und sich in ein muntres Gespräch mit uns einließ, ohne aber nue einen Augenblick die Sittsamkeit ausser Augen zu lassen. Das eben gefiel mir an ihr. Freunde, ihr könnt mie's glauben, daß Theophania ein so hübsches Mädchen war, wie nur an der ganzen Kuste von Griechenland gefunden werden konnte! Jetzt mag sie wohl das Altee haben, was damals ihee Muhme besaß, und ebenso gelb und runzlich seyn wie diese! Genug, ich konnte mich an dem runden Gesichtchen mit den glänzenden dunkeln Augen, an dem gescheitelten kastanienbraunen Haar, an dem schlanken Leibe und an den niedlichen Füßchen nicht satt sehen. Ich ahnte nicht, daß hinter der Engelslarve ein kleiner Teufel stecke, der einen Kessel siedenden Pechs bereit hielt, woein er mich braten wolle. Nach des Capitäns Aeusserung sollte unsee Aufenthalt in Porte Leone etwa 14 Tage dauern. Freilich, eine kurze Zeit, um die Gegenliebe eines so sittsamen Mädchens, wie Theophania zu gewinnen! Aber der Bootsmann ermuthigte und ermunteete mich. Er wollte bemerkt haben, daß ihr Auge mit besonderem Wohlgefallen auf mie ruhe, daß sie gleich bei meinem ersten Eintritt in ihee Wohnung wie von einem freudigen Schreck überfallen worden sey, daß ich nue meine Blödigkeit abzulegen und durch einige Geschenke meine Liebe anzudeuten brauchte, um immer höher in der Gunst des Mädchens zu steigen. Der Bootsmann galt am Boed unsers Schiffes für einen Mann von Erfahrung in solchen Dingen. Ich wae zum erstenmale verliebt und schätzte mich glücklich, einen so guten Rathgeber zu besitzen. Auch sah ich bald ein, daß er bei Theophanien wenigstens den rechten Weg, der zu ihrem Wohlwollen führte, gefunden habe. Mit jedem Ringlein, das ich ihr an die zarten Finger steckte, mit jedee Korallenschnur, die ich ihr um den schlanken Hals legte, mit jedem andern Geschenke, das ich ihr daebeachte legte sie näher an mich bei und schien bald ganz im Hafen meines Heezens ankern zu wollen. Du bist ein glücklicher Mensch, Pater Anselm, daß Du nichts von den Freuden und Leiden dee Liebe wissen darfst! In diesem Augenblicke Sonnenschein, im nächsten Sturm und Wetter, heut milder Südwind, morgen rauher Nord! So ging mir's bei der schönen Corinthein. Kam ich mit einem Geschenke, so segelte ich mit dem besten Winde, dann legte, wie ich schon sagte, der Nachen ihrer Zärtlichkeit an mein Bord bei, dann wähnte ich schon, sie wolle die Segel aussetzen mit mir in ein gemeinsames Lebensfahr-Wasser; brachte ich aber einmal nichts, als die ledige Hand und das volle Herz mit, dann war's, als treibe mich eine feindliche Brandung von der schönen Küste, wo ich landen wolle, hinweg, als wäre ich ein Pirat, vor dem Theophania das Weite suche, als hätten wir uns noch gar nicht gekannt und das korinthische Mädchen sähe mich zum erstenmale. Kurz, sie wußte es so schlau anzustellen, daß ehe noch die 14 Tage unsres Aufenthaltes in Porte Leone verlaufen waren, ich nicht allein die Erbschaft, sondern auch Alles, was ich mir sonst erspart, der kleinen hübschen Person an Hals und Brust gehängt hatte. Der Kapitän ging seinen Geschäften in der Nachbarschaft nach, sonst hätte ich bei ihm geborgt; die Kameraden, die mir nicht wohlwollten, mochte ich nicht ansprechen und der Bootsmann schwur mir hoch und theuer, ich könnte ihn auf den Kopf stellen, ohne daß auch nur ein Piaster aus seinen Kleidern herausfalle. Ich heckte indessen einen tollen, abenteuerlichen Plan aus. Ich war albern genug, mir einzubilden, der Kapitän würde es ruhig mitansehen, wenn ich ein Liebchen an Bord brächte, um mir durch dessen Gesellschaft die lange Weile der Seefahrt zu zeestreuen. Zeichnete er mich doch sonst vor der ganzen übrigen Mannschaft aus, schien mir doch das nur eine geeinge Gefälligkeit, da Theophania sich durch manche Dienstleistungen auf dem Schiffe nützlich machen konnte! Ich sprach darüber mit dem Mädchen. Sie bat sich Bedenkzeit aus bis zum nächsten Morgen. Der Gedanke an sie und an den Entschluß, den sie fassen würde, ließ mir die ganze Nacht keine Ruhe. Schon am frühesten Morgen, als dee Tag zu dämmern begann, war ich an ihrer Wohnung. Da kam es mir vor, als sähe ich eine dunkle Gestalt herausschleichen, die in Wuchs und in ihrem ganzen Benehmen dem Bootsmann glich. Von Eifersucht und Haß getrieben, eilte ich der Gestalt nach. Aber es mochte seyn, daß ich nach einer falschen Richtung gesteuert hatte, mochte der Cumpan ein bessrer Segler seyn, als ich; meine Bemühungen, ihn zu erreichen, waren vergebens. Ich kehrte wild zu Theophaniens Wohnung zurück. Ich pochte leise an ihr Fenster, ich gab ihr ein Zeichen, das sie wohl kannte. Alles blieb still, kein Laut, kein Geräusch verrieth, daß sie mich vernommen habe. Meine Ungeduld wurde auf eine schwere Probe gestellt. Erst spät am Moegen, nachdem es auf dem Hafenplatze rege und lebendig geworden war, nachdem die alte Muhme das Haus verlassen, erhielt ich Eintritt bei Theophanien. Ich überhäufte sie mit Vorwürfen. Sie lachte mich aus und meinte, ich müßte wohl geträumt haben, als mir ein Mannsbild in der Thüre ihrer Wohnung erschienen sey. Dann sagte sie mir, sie willige in meinen Vorschlag, sie könne nicht von mir lassen und wolle mit mir zu Schiffe, aber es müsse Alles heimlich ausgeführt werden, denn die alte Muhme würde nimmermehr ihre Erlaubniß geben. Ich war glücklich, ich sah mich am Ziele meinee Wünsche, ich vergaß den Bootsmann und jeder Verdacht veeschwand aus meiner Seele. Alle Wimpel der Feeude weheten lustig und ich hörte im Taumel meines Entzückens nur leichthin auf den Plan, den Theophania zu unserer Flucht entworfen hatte. Ich sollte iheer nach Mitternacht im Garten hinter ihrer Wohnung harren. Dort lehnte an eine Felsenwand dee Ueberrest eines alten Gebäudes, dessen Säulen in verschiedenen Abstufungen bis zum Gipfel der Felsenwand eeichten. Ueber dieses Gebäude, über diese Felsenwand sollte vermittelst einer Leiter, für die sie schon sorgen wolle, unsre Flucht führen. Ich hielt das für unnöthig, ich meinte, die Dunkelheit dee Nacht verberge uns hinlänglich und wir könnten unter ihrem Schutze ohne alle Umstände den Weg zum Gestade nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Logogryphs in Nro. 46: Patrone.
Auflösung des Palindroms in Nro. 47: Kak. — Das Halseisen.

(Von der Anemone erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 49. Mittwoch, 18. Juni 1834.

Die Menschheit zu lieben ist ein leerer Gedanke; aber in dem einzelnen Menschen den Repräsentanten der ganzen Menschheit zu umarmen, ist eine Seligkeit, die nur erhabnere Seelen verstehn.

August Mahlmann.

Ergo bibamus.

(Novelle von G. Döring)

(Fortsetzung.)

Da hatte aber das Mädchen so viel einzuwenden, da schwatzte sie mir von der lauernden Muhme, von den aufpassenden Nachbarn so lange vor, bis ich ihren Vorschlag annahm und so in die Falle, die sie mir tückisch gestellt hatte, ging. Nun hielt ich es doch für gut, den Capitän zum Vertrauten meines Glücks zu machen und ihn zu benachrichtigen, daß ich eine Ladung an Bord bringen würde, die er, wie ich hoffte, nicht ungern sehen dürfte. Ich suchte ihn den ganzen Tag über, allein ich fand ihn nirgends. Spät am Abende begegnete mir ein Schiffsjunge und sagte mir, daß beim ersten günstigen Winde die Anker unsres Mistiks gelichtet würden und daß beim dritten Kanonenschuß Niemand an Bord fehlen dürfe. Wir hatten noch immer Seewind und es dünkte mich nicht wahrscheinlich, daß er vor dem nächsten Mondswechsel, in drei bis vier Tagen etwa, umspringen würde. Ich dachte auch nur an Theophanien, ich zählte die Augenblicke, bis endlich die Mitternachtsstunde kam und ich unbemerkt über den Zaun in das kleine Hausgärtchen kletterte. Mir war, als sähe ich Licht durch die Ladenritzen schimmern, als hörte ich Gelächter und Becherklang im Innern des Häuschens. Ich gab das verabredete Zeichen. Ich horchte dann noch einmal nach Theophaniens Wohnung hin, aber nun war Alles dunkel und still, ich sah ein, daß ich mich wiederum getäuscht hatte. Bald erschien nun auch das Mädchen mit einer Blendlaterne und einem kleinen Bündel in der Hand, der, wie sie sagte, ihre Habseligkeiten enthielt. Freunde, in jenem Augenblick kam ich mir vor, als hätte ich aller Welt Schätze erobert! Ich mußte mir Gewalt anthun, um nicht laut aufzuschreien im freundlichen Jubel; ich nahm Theophanien in meinen Arm, ich zog sie an mein Herz und konnte nicht Worte finden, um ihr die ganze Größe meiner Liebe auszudrücken: Sie aber schien ängstlich, sie bugsirte mich weiter nach dem Hintergrunde des Gartens, sie trieb zur Flucht, da die Muhme einen sehr unruhigen Schlaf habe, leicht erwachen und ihre Abwesenheit bemerken könne. Wi. fanden die Leiter schon an der Ruine, die mehr in den Felsen gewachsen, als an ihn angebaut schien, bereit stehend. Sie reichte bis zu einem kleinen Vorsprunge empor. Während wir zu diesem gelangt, meinte Theophanie, so zögen wir sie nach und könnten dann durch eine zweite Erklimmung leicht die Spitze des Gebäudes und des Felsens, der sich auf der andern Seite sanft gegen das Meer hin abdache, erreichen. Ich ahnte noch immer kein Arg. Ihre Rede klang so treuherzig, sie war so freigebig mit zärtlichen Liebkosungen, daß es kein Wunder war, wenn ich wie blind in das Netz einging, das sie mir gestellt hatte. Als wir vor der Leiter standen, schien sie plötzlich eine Bangigkeit zu ergreifen. Sie bat mich voranzusteigen, um ihr Muth zu machen, sie könne sich diesem gefährlichen Wege nicht anvertrauen, ehe mein Beispiel ihr nicht gezeigt habe, daß er fest und sicher sey. Lachend flog ich mit der Gewandtheit eine Matrosen, der in einer viertel Minute den großen Mast erklimmt, die Leiter hinauf. Ich stand auf dem ersten Vorsprunge des alten Baues, hinter mir eine Marmorwand, eben so hoch, wie der Abgrund vor mir tief, in einiger Entfernung das Meer, das eben die ersten Strahlen des Mondes, der hinter einem Vorgebirge hervortrat, erleuchteten. Ich rief leise nach Theophanien herab. Da hörte ich ein Geräusch zu meinen Füßen. Ich griff nach der Leiter. Himmel und Hölle! sie war fort, unten vernahm ich Kichern und lautes Gelächter, neben Theophanien zeigte mir das Mondlicht, das nun auch uns erreichte, einen Mann, der die Leiter weggenommen hatte und im Begriffe stand, sie langsam zur Erde niederzulassen. Als er sich erhob und noch einmal zu mir laut auflachte, erkannte ich ihn. Es war der Bootsmann unseres Mistiks. Ich kam mir in diesem Augenblicke vor wie einer, der, nach langer Blindheit, das Gesicht wieder erhält. Ich sah meine entsetzliche Dummheit, des Bootsmann List und seiner Schelmen-Genossin Bosheit. Auf die Flüche und Verwünschungen, die ich hinabsandte, erhielt ich wiederholtes Gelächter zur Antwort, endlich begaben sich Beide, indem sie mir spöttisch eine gute Nacht wünschten, in's Haus zurück. Da stand ich und glotzte den Mond, und glotzte das weite Meer an.

Es war jetzt Alles still um mich. Nur aus der Hütte glaubte ich von Zeit zu Zeit fröhliche Stimmen zu vernehmen. Bald aber horchte ich vergebens auch auf diese. Frostige Morgenschauer weheten mich an. Sie kamen vom Meere her und das gab mir wenigstens den Trost, daß bei diesem Winde unser Mistik die Anker nicht lichten könne. Ich sah ihn am Eingang des Hafens liegen Der Mond zeigte mir seine dunkle Gestalt. Ueberhaupt genoß ich auf der Stelle, wo ich mich befand, einer herrlichen, weiten Aussicht auf Meer und Land. Aber wie hatte ich in jenen Augenblicken Sinn für die Ruinen des alten Athens, die sich auf dem mondbeglänzten Grunde in finstern Massen erhoben, für die See, die den sternbesäeten Himmel und den sanften Mondstrahl zitternd wiederspiegelte? Ja, wäre ich noch verlieb gewesen, so hätte ich mich wohl an diesen Dingen ergötzen können, aber mit meiner Liebe war es nun rein aus und es gingen mir nur Gedanken des Zorn und der Rache im Kopfe herum! Ich stand da, wie ein Gebannter, der nicht vor-, nicht rückwärts konnte. Der Vorsprung war etwa sechs Fuß lang und drei Fuß breit. Mit zwei Schritten hatte ich mein Gebiet durchmessen. Nach und

nach beruhigte sich der Sturm in meinem Innern und ich bemühte mich, den Anker der Vernunft auszuwerfen. Aber da fand ich auch keinen Grund und Boden. Ich sah ein, daß ich mich in mein Schicksal ergeben, daß ich mich darein finden müsse, am Morgen der Spott der Gassenbuben im Hafen, und was mich noch unerträglicher dünkte, meiner Kameraden zu werden. Ich setzte mich auf den Vorsprung, ließ die Beine niederhängen und pfiff ein Stückchen in die frische Nacht hinaus. Ich kam mir vor wie Einer, der auf eine wüste Insel ausgesetzt ist; nur durfte dieser auf eine Entdeckung durch Menschen hoffen, während ich sie zu fürchten hatte. Es wurde mir bald ganz dumpf im Kopfe über dem vergeblichen Nachdenken, wie ich mich aus dieser Lage befreien sollte, bis endlich der Tag anbrach und eine Veränderung des Windes, der plötzlich scharf vom Lande herblies, mich aus meiner Stumpfheit erweckte. Mit dieser Veränderung des Windes fing erst meine Qual an. Jetzt mußte ich erwarten, in jedem Augenblicke die Signalschüsse des Mistiks zu vernehmen, dann konnte ich nicht zur Stelle seyn, dann wurde ich als ein Ausreißer in der Schiffsrolle bemerkt, dann hatten der Neid meiner Kameraden, die Tücke des Bootsmann vollends gesiegt. Himmel und Hölle, es kam so und noch schlimmer! Im Osten zuckte ein Sonnenstrahl empor und mit ihm donnerte der erste Kanonenschuß vom Mistik herüber. Meine erste Bewegung trieb mich zu einem Sprunge hinabwärts, aber ein Blick in die Tiefe zu meinen Füßen drängte mich wieder zurück. Verzweiflungsvoll blickte ich nach der Stelle, wo unser Fahrzeug lag. Schon wurden langsam die Segel aufgehißt, schon wiegte es sich, nur noch von einem leichten Anker gehalten, nachlässig auf den Wellen. Ich knirschte vor Wuth, ich ballte die Fäuste gegen Theophaniens Wohnung hinab. Da blitzte es wieder vom Mistik herüber, da ertönte der zweite Kanonenschuß. Alle mußten schon an Bord seyn, denn auf dem Platz am Hafen zeigte sich kein lebendes Wesen. Ich weinte, ich schrie laut, Niemand hörte mich, und die, welche mich vielleicht vernahmen, wollten mich nicht hören. Mit einem Male erblickte ich zwei Gestalten auf dem Hafenplatze, die hinter dem Hause der Muhme hervortraten. Es war der Bootsmann, es war Theophania. Sie lachten und schäkerten miteinander. Er trug ein schweres Pack, sie einen Handkorb. Sie sahen zu mir herauf, sie winkten höhnisch herüber. Wieder zuckte es in meinen Füßen, sie wollten mich herniederreißen, aber der Kopf hielt mich zurück. Geht in die Hölle! dachte ich und wendete meinen Blick ab. Unwillkührlich aber mußte ich ihnen wieder nachsehen. Sie gingen zum Hafen, bestiegen einen der Kähne, die hier anlagen, dann durchschnitt mein Nebenbuhler mit raschen Schlägen die Wellen, dann führte er seine Beute dem Mistik, der schon seine Lage verändert hatte, zu. Ich sah Theophanien mit ihm an Bord steigen, ich konnte die Bewegungen der Mannschaft erkennen, ich rechnete noch darauf, daß jetzt die Bosheit meines Feindes sich erschöpft haben, daß man mich endlich von meinem Standpunkte zwischen Himmel und Erde erlösen würde — da schmetterte der dritte Kanonenschuß durch die Lüfte, der letzte Anker des Mistiks wurde gelichtet, die Segel angezogen und hin schwebte das Fahrzeug um das Vorgebirge, das es nach wenigen Minuten meinen Blicken verbarg. Ich stand athemlos, mit weit vorgebeugtem Oberleibe, die Arme nach dem Schiffe hinbreitend. Meinen guten Namen, meine Liebe, die Freundschaft des Kapitäns, der mir wie ein Vater gewesen — Alles nahm das Schiff mit hinweg. In dumpfem Schmerze warf ich mich auf den harten Steinboden nieder, ich drängte mich an den Rand des Abgrundes; ein wunderliches, unheimliches Gelüst, dem ganzen tollen Spiele, das man mit mir getrieben, durch eine freiwillige Aufopferung ein Ende zu machen, erwachte in mir. Da trat die alte Muhme Theophaniens aus der hintern Thüre ihrer Wohnung in das Hausgärtchen. Sie ging geradezu nach einem Gartenbeete, um einige Kräuter zu pflücken, sie schien von der ganzen Sache nichts zu wissen. Ihre Erscheinung brachte mich auf andre Gedanken, sie erregte die Lust zum Leben in mir. Ich rief sie beim Namen; das hörte sie nicht. Ich löste einen Stein von der Mauer und warf ihn in ihrer Nähe nieder. Staub und Erde flogen, von dem Steine aufgewühlt, umher. Jetzt erschrack sie, jetzt blickte sie auf und erkannte mich, der wie das Wrack eines Schiffes an einer Klippe hing. Die alte Frau schlug die Hände über den Kopf zusammen. Sie eilte herbei, sie bemühte sich, die Leiter, die man ihr so verrätherisch entzogen, aufzurichten; allein ihre Kräfte reichten nicht hin. Da rief sie mir etwas zu, das ich nicht verstand. Ich sah sie wieder in's Haus gehen, ich zitterte, daß sie mit ihrem Beistand so lange zögern möchte, bis es lebendig am Hafen würde, bis ich mich dem Gespötte der Menge preisgegeben sähe. Das gute Weib aber kehrte bald mit einem Nachbar wieder, der nun das Werk, welches ihr zu schwer gefallen, vollbrachte. In wenigen Augenblicken stand ich vor ihr, von ihren Fragen bestürmt, denen ich andre nach Theophanien und dem Bootsmanne entgegensetzte. Die Schändlichen! Schon seit Jahr und Tag war der Bootsmann mit der listigen Corintherin verlobt. Alles war zwischen ihnen abgekartet gewesen, mich zu plündern, mich vom Schiffe zu verdrängen, wo sie jetzt ihr Nest gebaut hatten. Dem Bootsmanne war es wohl bekannt genug gewesen, daß der Capitain, wenn auch der Wind sich nicht veränderte, am heutigen Morgen den Hafen verlassen würde, um sich, weitrer Geschäfte wegen, zu einem andern an der Küste zu begeben. Darauf hatte er den boshaften Plan, der ihm so wohl gelungen, gegründet. Ich war nun ohne Liebe, ohne Geld, ohne Dienst in Porte Leone zurückgeblieben. Weder der Nachbar, noch die Muhme hielten reinen Mund. Die Geschichte kam aus, man deutete mit Fingern auf mich, man legte mir ärgerliche Spitznamen bei. — Das, Freunde, war das Schicksal meiner ersten und meiner einzigen Liebe. Seitdem habe ich es mit der Flasche gehalten, und wenn mir je wieder ein Mädchen mit den Schelmenaugen der Corintherin, mit einem so verführerischen Angesichte, wie das ihrige, schlank gewachsen, wie sie, begegnete, wenn es sich in einem solchen Falle wunderlich unter der dritten Rippe zu regen begann: dann wandte ich mich rasch in's nächste Wirthshaus und vergaß die Corintherin und ihr Ebenbild bei'm perlenden Wein von Chios und Cypern."

„Und du hast wohl gethan!" — sagte der Mönch, indem er die wulstigen Lippen mit feurigem Burgunder benutzte. — „Die Corintherin war dann doch am Ende nur der leidige Gottseybeiuns in reizender, üppiger Gestalt, der Dich auf die Zinne des Tempels lockte, um Dich zu versuchen, ob Du nicht in der Verzweiflung einen freiwilligen Sprung in sein diabolisches Reich thun möchtest. Stoß an, Grecco! Der Wein soll leben, nichts als der Wein!"

„Hoch!" — stimmten alle ein. Nur Mustapha und Robert schüttelten ernst die Häupter und konnten das lockende, süße Bild Chiara's nicht aus ihrer Phantasie verbannen. Je mehr sie tranken, desto lebendiger erschien es dort, desto mehr leuchtete ihnen die Möglichkeit ein, das schöne Kind dem Vetter und Bräutigam Constantio abspenstig zu machen.

„Und hörtet oder sahet Ihr nie wieder etwas von Teophanien?" — fragte indessen der kleine Mann mit dem lockigen Haupte. — „Blieb sie Euch verschwunden immerdar und rächtet Ihr Euch nicht an ihr?" —

„Vor einem Jahre etwa," — antwortete der Steuermann — rief mich ein häßliches, runzliches Weib auf dem Obstmarkte zu Cerigo an. Es war die einst so reizende Theophania. Sie

hatte mich erkannt, aber mir mußte sie sich erst nennen, ehe ich aus dem Wracke, das vor mir lag, das flotte, zierliche Fahrzeng herausfinden konnte, das einst meine Lebensbahn durchkreuzte. Mein damaliger Nebenbuhler, der Bootsmann des Mistiks, hatte mich an ihr gerächt. Er blieb ihr nur so lange treu, als das Geld, um das sie mich geprellt, dauerte, als sie noch etwas besaß, was sich zu Geld machen ließ. Dann vergaß er sie in einem Hafen der Levante, und nach mancherlei Schicksalen, die sie aber nicht für gut fand, mir mitzutheilen, war sie endlich nach Cerigo gekommen, und hatte hier das Gewerbe ergriffen, über dem ich sie betraf. Sie erinnerte sich mit Lachen des Possens, den sie mir in Porte Leone gespielt, sie sagte, daß das Gedächtniß dieses Streiches eine der lie'sten Erinnerungen ihres Jugendlebens sey. Als sie aber den Nachbarinnen und den Umstehenden dieses Abenteuer laut zu erzählen anfing, da mochte ich nicht wie der Narr im Spiele dastehen, warf ihr einige Aspern in den Obstkorb und ging weiter."

„Mit der Liebe und mit den Weibern," — sagte Pater Anselm — „habe ich schon ex professo nie etwas Andres zu schaffen gehabt, als was innerhalb der Pflichten meines Ordens liegt. Aber ich behaupte, es gibt kein Unglück, mit Ausnahme dessen, keinen Wein zu besitzen, für das der Wein nicht Trost beut und Ersatz gibt. Der Feldherr, der im Kriege geschlagen wird, der Kaufmann, der im Handel verliert, der Alchimist, der viele Jahre an die Entdeckung des Steins der Weisen gesetzt, der Arzt, der das Unglück hat, dem Todtengräber auf eine auffallende Weise in die Hände zu arbeiten, per Dio — wer gewährt ihnen eine heitere Zuflucht, wer schmückt ihr ödes Leben wieder mit Freuden, wer kann ihnen besser Vergessenheit aller irdischen Bedrängnisse einflößen, als dieser Spiritus familiaris, den die Erde der Sonne zur Pflege vertraut, den die himmlische Pflegerin freundlich reifen und gedeihen läßt? Man kann, ohne begeistert zu werden, nicht einmal von diesem begeistrungsvollen Getränke sprechen. Hört, Freunde, wie ich in einer bittern Lebenserfahrung nur durch ihn allein gestärkt und erhoben wurde! Er hielt mich aufrecht im schmerzlichsten Grame, im peinlichsten Jammer, nicht, wie den Grecco, um eines schönen lebendigen Weibes! um einer verschrumpften, zusammengedörrten Todtenhand willen."

„Aber welche Todtenhand?" — fuhr jetzt dieser in einer seltsamen Verzuckung fort. — „Millionen können sterben, ohne daß sich eine Hand nach ihrer Hand ausstreckt, allein für diese Hand hätte ich mein Leben hingegeben, so wie ich denn — der heilige Petrus sey mir Zeuge — in der That bereit stand, es um ihretwillen zu opfern! Ihr Alle wißt, daß ich für den Prior meines Klosters, der in schwerer Krankheit eine Reise nach dem heiligen Grabe gelobt, nach seiner Genesung die Wallfahrt unternommen. Viele Widerwärtigkeiten, unzählige Hindernisse traten mir entgegen; wenn mich aber dann unser Patron Sanct Benedict wieder zu guten Menschen führte, wo ich einige Stunden hinter der Flasche ausruhen konnte, so bekam ich neuen Muth, so sah ich mit frischem Vertrauen auf den Weg, der noch zwischen mir und dem Ziele meiner Reise lag. Ich weiß nicht, wie oft ich von Räubern überfallen und angehalten wurde, aber da ihnen das einzige Gut, das ich besaß, mein Leben, nicht nützen konnte, so kam ich immer ungerupft davon. Ich erreichte endlich das Thal Josaphat, ich kniete nieder in der Kapelle des heiligen Grabes, ich betete hier vierzehn Tage nach einander täglich die tausend Paternoster, die mir das Gelübde des Priors vorschrieb. Zufälliger Weise lernte ich in der heiligen Stadt einen koptischen Mönch kennen, der mir wunderbare Dinge von den griechischen Klöstern am Berge Carmel erzählte. Nicht genug wußte er die Wunderkraft der Hand des heiligen Johannes des Täufers, die in einem dieser Klöster als die kostbarste Reliquie aufbewahrt wurde, zu rühmen. Eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Besitze dieser Hand, der lebendigste Drang, sie mit heimzubringen in mein Kloster und diesem so einen Ruhm, der die ganze Christenheit erfüllen mußte, zu verschaffen, bemächtigte sich meiner. Ich beschloß, mich durch eine kühne That in den Jahrbüchern meines Klosters unsterblich zu machen. Welches süße Gefühl, wenn ich dann von langer und beschwerlicher Wand'rung heimkehrte und, nachdem ich dem Prior das Zeugniß über die vierzehntausend Paternoster dargebracht, geheimnißvoll und Alles in gespannte Erwartung versetzend, die köstliche Reliquie aus den Falten meiner Kutte hervornahm, ihre Bedeutung erklärte und dann die Brüder alle mit mir auf die Knie sanken, die hochheilige herrliche Gabe gebührend anzuerkennen! Freunde, ich sah im Traume und im Wachen nun nichts mehr vor mir, als die Hand des heiligen Johannes! Sie deutete auf den Weg, den ich einzuschlagen, auf das Werk, das ich zu unternehmen hatte. Ich verließ Jerusalem und meine Seele war so ganz von dem Gedanken an die herrliche Hand erfüllt, daß ich glaubte, sie in himmlischen Höhen vor mir herschweben zu sehen, immer in der Richtung nach dem Berge Carmel hin. Es war eine beschwerliche Wand'rung nach dem lieben Berge. Viele Tage mußte ich ohne einen Tropfen Wein leben, selten stieß ich auf eine menschliche Wohnung, wo das Mitleid der Gebirgswohner mich kärglich bewirthete und mit elendem Dattelbranntwein erquickte. Endlich sah ich in duftiger Ferne sich das Gebirge blau vor mir erheben. Ich stimmte gaz für mich ein Te Deum laudamus an. Glänzender und strahlender als je, zeigte sich die köstliche Hand jetzt vor meinem Geiste. Sie schien vom Himmel herabzureichen, sich segnend über das Gebirge und dessen ganze Umgegend auszubreiten. Es dünkte mich schon, als wandle auch ich unter ihrem Schutze, als begeistere mich ihre wunderbare Kraft zu dem großen Werke, das mir bevorstand. Ich hatte noch eine gute Tagreise, ehe ich den Fuß des Gebirges erreichte, allein ich wanderte so leicht, ich möchte sagen schwebend fürbaß, daß ich auch nicht die mindeste Müdigkeit empfand, ich fühlte mich von einem Vertrauen erfüllt, das mich mein Werk schon als gethan und gelungen erblicken ließ. So langte ich in der Hütte des Laienbruders an, der den Auftrag hat, die Wallfahrer und Reisenden weiter nach den verschiedenen Klöstern, die auf dem Berge liegen, zu weisen. Ich fand gute Pflege und Speise, aber mit dem Wein sah es übel aus und auch hier mußte der verwünschte Dattelbranntwein wieder aushelfen. Den Namen des Klosters, wo die wunderbare Reliquie verwahrt wurde, hatte ich mir wohl gemerkt. Es lag nahe am Gipfel des Berges, der Weg dahin führte durch dunkle Waldungen, durch unheimliche Schluchten und an schroffen Abgründen hin. Mich konnte keine Gefahr wankend machen. Als ich vor der Pforte stand und mit zitternder Hand klopfte, durchbebte mich ein süßer Schauer, denn nun sollte ich ja bald das heilige Kleinod erschauen, nach dem all' mein Sehnen und Trachten ging. Der Bruder Pförtner schien mir ein Engel des Himmels, der mich in sein Paradies einließ. Man nahm mich auf's Freundlichste auf, Niemand ahnte, mit welchen Gesinnungen, mit welchen Absichten ich die Schwelle des Klosters betrat. Ich sah die heilige Reliquie. Freunde, der schönste Augenblick meines Lebens war gekommen! Was ist Grecco's Liebesrausch, in den ihn der Anblick der reizenden Theophania versetzte, gegen das Entzücken, das sich meines ganzen Wesens bemächtigte, als ich diese braune, dürre Hand an meine Lippen, an mein Herz drücken durfte! Sie war in einen goldenen Reif eingefaßt, dessen Inschrift sie bezeichnete, sie wurde neben dem Hochaltare in einem eignen Schrein verwahrt. Ich konnte mich nur mit Mühe von ihr trennen, ich

mußte meine ganze Besonnenheit und Geisteskraft aufbieten, um keinen Verdacht bei den Mönchen zu erregen. Alles kam nun darauf an, daß ich Bekanntschaften unter den Brüdern machte, daß ich ausspionirte, auf welche Weise der kostbaren Reliquie am besten beizukommen sey. Es war sonst ein elendes Leben in dem griechischen Kloster und ich kann mir den Aufenthalt dort als ein wahres Martyrthum anrechnen. Schlechte Lebensmittel, widriges, den Gaum verbrennendes Getränke und ringsum Raubgesindel, vor dem man sich, sobald die Dämmerung eintrat, nicht aus den Ringmauern des Klosters herauswagen durfte. Was kümmerte mich aber das Alles? Hier galt es wachsam seyn, Augen und Ohren überall haben, herausfinden, wer den Schlüssel zu dem Schreine, der das Heiligthum enthielt, führe, wie man sich dessen bemächtigen könne, kurz, wie das Ziel, nach dem mich alle Gefühle, alle Gedanken hindrängten, zu erreichen sey! In einem glücklichen Augenblicke entdeckte ich, daß der Pater Quardian den Schlüssel, nachdem er ihn gebraucht, immer dem Prior selbst wieder einhändigen mußte. Dieser befestigte ihn dann an ein silbernes Kettlein, das er um den Hals trug. An diesen Hals, an dieses Kettlein mußte ich nun zu kommen suchen. Der Pater Prior war nicht, wie ich ein Verächter des betäubenden Dattelbranntweins. Das bemerkte ich schon am ersten Abend, den ich allein mit ihm in seiner Zelle zubrachte und wo ich ihn mit allerlei Erzählungen aus dem Abendlande unterhielt. Ueber dem Trinken oder den Erzählungen fiel er in einen tiefen Schlaf; aber damals hatte ich jene wichtige Entdeckung gemacht, erst am andern Morgen bescheerte sie mir ein günstiger Zufall. Mit Sehnsucht erwartete ich den Abend und die wiederholte Zusammenkunft mit dem lustigen Prior. Bei Sankt Benedict, ich verlebte einen qualvollen Tag, als läge ich auf des heiligen Märtyrers Laurentius glühendem Roste! Der Abend kam, aber die Griechen hatten einen Fasttag und zu meinem größten Aerger mußte ich sehen, wie der Prior nur eitel Wasser trank, von Zeit zu Zeit einen sehnsüchtigen Blick nach dem Kruge mit Dattelbranntwein, der in einem Winkel seiner Zelle stand, warf, aber nicht wagte ihn zu berühren. Nun versuchte ich ihn durch meine Rednergaben einzuschläfern. Er war heute unangreifbar und ich mußte mich bescheiden, mein Unternehmen dem nächsten Tage vorzubehalten. Ich suchte in vollem Unmuthe die Gastzelle, die man mir angewiesen hatte und die in einiger Entfernung von den Wohnungen der Brüder lag. Mit jedem Hinderniß, das mir in den Weg trat, wuchs meine Sehnsucht, meine Beharrlichkeit. Ich konnte nicht schlafen. Wenn ich die Augen schloß, so war es, als fahre mir die heilige Hand sanft über die Stirn, als öffnete sie mir wieder zum Wachen die Augenlieder. So mochte Mitternacht herangekommen seyn, als ich ein Geräusch an der Zelle, die weder Schloß noch Riegel hatte, vernahm. Ich fuhr auf, ich sah zu meinem Erstaunen den Prior, mit einer brennenden Kerze in der Hand, eintreten. Er war noch angekleidet, allein seine Kleider befanden sich in großer Unordnung. Das Obertheil seiner Kutte stand offen und ich konnte den ersehnten Schlüssel an einem silbernen Kettlein erblicken. Die ganze Erscheinung des Priors war sonst höchst befremdlich. Seine Augen waren geschlossen und dennoch wandelte er bei'm Scheine der Kerze so sicher, wie irgend Jemand mit offenen Augen. Er setzte das Licht bedachtsam auf einen Tisch nieder. Dann rückte er einen Stuhl an das Fenster, durch welches der Schein des Vollmonds in seinem ganzen Glanze einfiel, setzte sich darauf und schien sich nun höchst behaglich im vollen Strahle des Mondes zu befinden. Er rieb, wie Jemand, der sehr vergnügt ist, die Hände, er schnalzte, als genösse er einen guten Tropfen, mit der Zunge, er kicherte zufrieden in sich hinein. Ich sah nun wohl ein, daß ich einen Mondsüchtigen vor mir hatte, den die Sehnsucht nach dem Anblicke des Vollmonds aus seiner Zelle nach der meinigen getrieben hatte, der hier in seinem seltsamen Zustande eine wunderliche Befriedigung suchte. Aber konnte ich diesen Zufall nicht benutzen, mußte ich ihn nicht für eine glückliche Schickung ansehen, die mir die Mittel, zu meinem Zwecke zu gelangen, darbot? Freunde, ehe ich den Gedanken ausgedacht hatte, stand ich schon an der Seite des Priors! Er lächelte zum Mond hinauf, er hatte das Ansehen eines Verzückten, der nicht dieser Erde angehört. „Wandle Du mir Deinem Geiste im Monde," — sagte ich leise — „ich weiß, was ich auf Erden zu vollbringen habe. Hilf, Sankt Benedict! Alles geschieht zu Deiner und meines lieben Klosters Ehre." Der Heilige half. Der Prior schwebte in himmlischen Regionen, während das Kettlein mit dem Schlüssel von seinem Halse in meine Hand herüberschwebte. Hastig nahm ich jetzt Pilgerstab und Muschelhut. In wenigen Augenblicken war ich unten in der Kirche, die der hülfreiche Mondstrahl nach allen Richtungen erleuchtete. Da strahlte mir, wie von einer Glorie umgeben, die Hand, da jubelte es laut in meiner Seele und ich hörte schon im süßen Vorgenusse die Grüße und Lobpreisungen meiner Klosterbrüder daheim, ich sah die köstliche Reliquie in unserm Kloster prangen und tausende von Gläubigen herbeiströmen, sie zu verehren und sich ihrer Wunder zu erfreuen. Der Schrein öffnete sich; die Hand war mein. Mein! mein! jauchzte es in meiner Seele wieder, und als hätte ich einen begeisternden Wein genossen, fühlte ich mich, da ich sie auf meiner Brust verborgen, da sie an meinem Herzen ruhete, erhoben, glücklich, beseligt. Wie konnten mir da noch Schlösser und Riegel der in's Freie führenden Kirchthüre widerstehen? Freilich hielten die Schlösser, seit vielen Jahren nicht ausgebessert, kaum noch an einigen verrosteten Nägeln, freilich wichen die hölzernen Riegel leicht dem kräftigen Drucke der Hand, aber ich bin überzeugt, daß ich in jenem Augenblicke übermenschliche Kraft besaß und jeden Widerstand überwunden haben würde. Sanct Benedict war mit mir, seine Wundermacht beseelte mich. Wäre sie mir nur treu geblieben, hätte sie mich nur glücklich mit der herrlichen Beute an das Gestade des Meeres geführt! Aber irgend ein sündiger Gedanke, der, mir selbst unbewußt, in meiner Seele gekeimt, mußte sie, indem ich das Kloster verließ, von mir entfernt haben. Ich gerieth bald in einen dichten Wald, in dem kein Strahl des Mondes meinen Pfad erhellte. Durch verschlungenes Gesträuch und Gestrüpp mußte ich mir den Weg bahnen. Hätte nicht die wunderbare Hand auf meinem Herzen gelegen, so wäre ich verzagt und vor Angst vielleicht umgekommen; so aber erhielt mich die Gewißheit ihres Besitzes aufrecht und die Sorge, sie zu bewahren, trieb mich allen Hindernissen zum Trotze bergabwärts. Oft kehrten meine Gedanken in das griechische Kloster zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Palindrom.

Ein Fluß von großem Ruhme,
Des Landes Stolz und Freude,
Und aus dem Alterthume
Ein würdiges Gebäude,
Die zeigen in Verbindung,
Sobald man sie verkehrt,
Euch eine kleine Festung,
Von der ihr kürzlich erst gehört.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 50. Sonntag, 22. Juni 1834.

Ein bescheidenes Gemüth wünscht wenig; seiner eigenen Ruhe wegen beschneidet es der fernhin flatternden Phantasie die Flügel und mag nicht gern außer sich selbst wohnen; die Wünsche aber, die es in dieser vertrauten Einsamkeit erwaemend ausbrütet, werden um so gewisser erfreulichere Boten der Zukunft.

Joh. Gottfr. v. Herder.

Ergo bibamus.

(Novelle von G. Döring)

(Fortsetzung.)

Wenn nun der Prior aus seinem Mondschlafe erwacht war, wenn er den Verlust des kostbaren Schlüssels bemerkt, die Beüder aufgeweckt, meine Zelle leer gefunden hatte, mußten sie dann nicht schon veefolgend auf meinen Fersen seyn. mußten Sie nicht Alles aufbieten, das wunderbare Kleinod ihres Hauses zurückzuerlangen? Ich beschleunigte meine Schritte. Ich naherte mich einer Stelle, wo das Mondlicht zwischen die Baumstämme hindurchfiel und einen freien Raum vermuthen ließ. Nach kurzer Zeit betrat ich eine offene Stelle, welche mehrere gebahnte Wege durchkreuzten; zu meinem Schrecken aber entdeckte ich auch einen Haufen bewaffneter Araber, die um ein Feuer lagerten und deren ganzes Aeussere das gefährliche Handwerk, welches sie trieben, verrieth. Ich hoffte mich unvermerkt zurückziehen zu können, allein schon hatte mich der Falkenblick eines der räuberischen Schelme bemerkt, wie ein Blitz flog er auf mich zu, nahm mich bei der Kutte, setzte mir den Dolch auf die Brust und schleppte mich zum Lagerplatze. „Heeaus mit Deinen Schätzen!“ — fuhr derjenige, den ich nach seiner bessern Bewaffnung für den Anführer halten mußte, auf mich ein. „Doch ist es besser, wir suchen selbst nach;“ — sprach er, zu seinen Genossen sich wendend, weiter. — „Diese Christenhunde sind zähe und würden ihr Geld unter der Kutte verbergen, wenn's möglich wäre.“ Er sprach die Landessprache, die ich einigermaßen hatte verstehen lernen. Ehe ich versuchen konnte, etwas gegen dieses gewaltige Verfahren einzuwenden, hatten die Araber mit bewundrungswürdiger Geschwindigkeit den Befehl ihres Gebieters vollzogen. Kutte, Muschelhut und Stab warfen sie verächtlich zur Seite, aber die kostbare Hand zog ihre Aufmerksamkeit auf sich. Die Bösewichter! Sie wußten nicht allein den Werth des Goldreifes, der sie umschloß, sie wußten auch den der herrlichen Reliquie zu schätzen. Heiliger Benedict, wo warst Du in jenem Augenblicke? Ich betete, ich flehete aus tiefem Seelengrunde, in der Pein der Verzweiflung zu Dir. Aber Du erhörtest nicht Deinen Knecht, Du wandtest unwillig Dein heiliges Antlitz von ihm. Ich sah den wilden Anführer höhnisch lachen, als er die heilige Hand in seiner unheiligen hielt, als er den goldenen Reif davon löste und in seinen Turban verbarg, als er mit dem Teiumphlächeln Satans über eine gefallene Seele seinen Helfershelfern die Bedeutung erklärte, welche die Christen dieser Todtenhand beilegten, als er ihnen sagte, daß die griechischen Mönche oben ihm ein tüchtiges Lösegeld für diesen Schatz zahlen sollten. Vergebens warf ich mich knieend vor ihm nieder, vergebens beschwor ich ihn, bei Allah und Mahommed, mir nur die Hand, wenn auch nicht den Goldreif zurückzugeben. Er sah mich kalt und listig an, klopfte mich dann auf die Schulter und sagte mir, so viel ich verstehen konnte, einige lobende Worte über die List, mit der ich, um mich des Kleinods zu bemächtigen, zu Werke gegangen seyn mußte, und meinte am Ende seiner Rede, es sey Schade, daß ich ein Ungläubiger wäre und nicht zu ihnen gehörte, dergleichen geschickte Leute könnten sie wohl brauchen. So sah ich mich dann nicht allein wieder meines kostbaren Schatzes beraubt, sondern sogar von Räubern und Dieben zu ihresgleichen gerechnet. Ich konnte mich nicht mäßigen. Vor Unmuth und Seelenschmerz fing ich an, laut zu heulen. Das mochte dem Anführer nicht behagen. Auf seinen Wink wurde mir die Kutte übergeworfen, der Muschelhut aufgestülpt, der Stab in die Hand gedrückt. Dann nahmen mich zwei stämmige Araber unter die Arme und rannten mit mir in solcher Sturmeseile den Berg hinab, daß ich in jedem Augenblicke den Geist aufzugeben glaubte. Einen Weg, zu dem ich hinaufwärts einige Stunden gebraucht haben würde, legte ich in diesem Fluge in einer halben Stunde zurück. In der Nähe der Ebene verließen mich die Araber und gaben mir noch einige Flüche und Stöße auf die Reise mit.

Das, Freunde, war mein Abenteuer vom Berge Carmel, das war das Mißgeschick, in dem ich erst dann Trost fand, als mir wieder bei einem christlichen Handelsmann in Cairo ein Krug Wein gegenüber stand, als meine Zunge das lang entbehrte, köstliche und begeisternde Naß prüfte. Seine Kraft, verdrängte den Gram aus meiner Brust, die heitern Bilder die er in meiner Seele erweckte, ließen mich die wunderthätige Hand vergessen. Wollte sie wieder aus meiner Erinnerung emportauchen, bräunlich und lockend, mein Herz berührend, meine Sinne umfangend, wie einst, als ich sie zum erstenmal sah, dann griff ich rasch zum Becher, und je länger ich in dessen goldenen Inhalt blickte, desto bedeutungsloser erschien mir der Gegenstand, dem ich tollkühn nachgerungen und nachgestrebt, desto herrlicher aber dünkte mich die Gottesgabe, der es verliehen, jedem Seelenschmerze Heilung zu geben, der Verzweiflung den Stachel zu entreißen, dem bittern Grame süßen Trost beizumischen. Bei Sanct Benedict! der Wein ist die Quelle alles Guten: ergo bibamus!“

„Ergo bibamus!“ — klang es im Chorus. Selbst der deutsche Maler und der türkische Kaufmann reichten einander die Hände und stimmten, von Weinlust ergriffen, mit ein. Daß sie aber um des Weines ihren Absichten auf die schöne Chiara nicht entsagten, behielten sie sich im Stillen vor. Jeder von ihnen hatte schon, wie er's aus seinen Erfahrungen und aus den Gewohnheiten seiner Heimath schöpfen konnte, im Stillen ein Plänchen entworfen, die reizende Armenierin ihrem Bräutigame abspenstig zu machen. Mustapha freu-

lirte auf den Geiz und die Habsucht des Oheims Basilio, Robert trug sich mit dem Gedanken, Chiara's Liebe von Constantio ab- und auf sich zu lenken, dann durch eine Entführung sich des Mädchens zu versichern, herum. Indessen hatte Grecco, der Bootsmann, seinen Arm um den Nacken des Mönchs geschlungen und sprach neckend:

„Brüderchen, Du bist ein arger Schalk! Wolltest den armen Mönchen am Carmel die Hand, die ihnen den Segen in ihr Kloster brachte, stehlen? War das auch recht oder nur billig? Wenn Du dergleichen an Deinen heiligen Amtsbrüdern übst, was haben wir Laien denn von dir zu erwarten?"

„Das verstehst Du nicht, Grecco!" erwiederte ruhig Pater Anselm. — „Wurde doch einmal von Verona nach Mailand ein ganzer Heiliger entführt und den Thätern ward großer Ruhm und Ehre. Eine solche That kann nicht Diebstahl noch Verbrechen genannt werden. Sie geht aus reiner Liebe zu Heiligen hervor und indem man ihrer gedenkt, läßt sich die heilige Kraft, die in einer solchen Reliquie lebt, in die Seele nieder und veredelt und verherrlicht sie, so daß Alles, was von ihr ausgeht, vortrefflich und gottgefällig ist. Auch verdienten jene Brüder am Carmel gar nicht, das kostbare Stück zu besitzen. Bei der heiligen Madonna, ich mußte vernehmen, daß sie seiner spotteten, daß es ihnen nur deßhalb werth war, weil es die Pfenninge und Gaben der Gläubigen in ihr Kloster brachte. Wie hätten wir die wunderthätige Reliquie verehren, wie sie mit Gold und Edelsteinen umgeben, hinter Samt und Seide verhüllen wollen. Aber es hat nicht seyn sollen. Ich habe es verschmerzt," — schloß er trinkend — „ich arbeite noch immer daran, die traurige Erinnerung zu überwinden."

„Hin ist hin!" — rief der kleine Mann mit der leckigen Perücke aus einem Winkel des Zimmers, wo er mit Füllen der Gläser beschäftigt war. „Ich habe Aergeres zu verschmerzen, schlimmere Erinnerungen zu bekämpfen. Grecco's unglückliche Liebe hat zwar ihre schwere Bedeutung, und so viel ich als ein calvinistischer Ketzer begreifen kann, mag auch der Schmerz des Paters wohl begründet seyn; aber ich — ich war der Besitzer von Millionen, ich war so reich, daß ich einen Fürsten fragen konnte: wie theuer, Herr, Euer Fürstenthum? Ich hätte mit Sechsen fahren können in Europa, im lieben deutschen Vaterlande auf Präsentation bei Hofe Anspruch machen, immer: Herz, was begehrst Du? fragen können, und wäre nie um eine Antwort verlegen gewesen. Das Alles ist hin, disparû, wie der Taschenspieler sagt, und wenn nicht der köstliche Rebensaft wäre, so möchte ich, bei'm Himmel, auch hin seyn."

„Sprecht! Erzählt!" — riefen die Freunde. — „Mit solchen Dingen darf hier nicht hinter den Bergen gehalten werden. Jeder muß sein Leid zum Besten geben, muß berichten, wie der Wein ihn tröstete, zum Ruhme des Erzvaters Noa!"

Der kleine Mann räusperte sich und begann:

„Ich schäme mich meines Geburtsortes nicht, und deshalb stehe ich auch nicht an, zu bekennen, daß ich in einer kleinen schwäbischen Stadt das Licht der Welt erblickte. Während in demselben vielleicht ein mächtiger Thronerbe geboren wurde, legte mich mein Loos der Frau eines armen Baders an die Brust. Hätte es von mir abgehangen, so wäre es umgekehrt gewesen, aber gegen den Stachel ist nicht zu lecken. Ich wuchs auf wie eine Blume des Feldes, und wenn ich schon frühe Einiges von der Gelehrsamkeit meines Vaters profitirte, so muß ich gestehen, daß es eben nicht meine Schuld war. Der Prügel ist ein guter Lehrmeister, der Hunger stärkt das Gedächtniß. Mein Vater wandte beide Dinge zu meinem Frommen an. Im vierzehnten Jahre verstand ich das Barbiermesser zu führen, im fünfzehnten Jahre konnte ich schröpfen und Aderlassen. Damit glaubte ich mein Glück in der Welt auf eigene Rechnung suchen zu können, schnürte eines Nachts in aller Stille meinen Reisebündel und war am Morgen, als die Sonne über die Alp hinabblickte, fort, heidi, in die Welt, nach Batavia, wo, wie man mir gesagt und wie ich gelesen hatte, Schröpfen und Aderlassen zum reichen Manne machen könnten. Aber der Weg von Schwaben nach Batavia ist weit: der Fuchs hat ihn gemessen und, wie es im Sprichworte heißt, den Schweif daran gehängt. So viel war mir bekannt, daß ich erst nach Holland mußte, dann, dachte ich, würde das gute Glück dem Schelmen schon weiter helfen. Auf der Reise dahin brachte ich mich mit meinen chirurgischen Kenntnissen durch, zu denen ich noch Zahnbrechen und Warzenvertreiben fügte. Wer wagt, gewinnt! Bald war ich dreist genug, Pillen von meiner Fabrikation gegen alle Uebel, Pflaster gegen alle Schäden feil zu bieten. Das Geschäft ging gut. Aller Orten, wo ich mich einen Tag aufhielt, ward ich ein berühmter Mann. Mit einem ansehnlichen Sparpfenninge kam ich nach Amsterdam. Ich dachte wohl d'ran, meinen Eltern zu schreiben, dann aber fiel mir ein, daß meine Mutter nicht lesen konnte, und daß mein Vater oft geäussert habe, ich sey ein Taugenichts, der ihm dann die meiste Freude mache, wenn er gar nichts von ihm höre. Der Geschmack ist verschieden. Jeder trägt seine eigene Kappe. Ich wollte meinen Vater in seiner Freude nicht stören. Auf dem ersten Schiffe, das nach Batavia unter Segel ging, engagirte ich mich als Schiffs-Chirurg. Gehalt zahle der Kapitän nicht, hieß es, aber was lag mir daran, wenn ich nur freie Station nach dem Lande, wo ein Schröpfkopf mit einem Dukaten, ein Aderlaß mit zwei bezahlt wurde, erhielt. Wer gut säet, wird gut erndten, wer zur rechten Zeit den Kreuzer spart, dem wird er zum Gulden werden. Bald wurde ich auch auf dem Schiffe ein berühmter Mann. Der Kapitän war ein gewaltiger Seefahrer, allein er hatte seine Schwächen. Der Mensch bleibt ein gebrechliches Wesen. Des Kapitäns Gebrechlichkeit bestand in der Wachholderflasche, die ihn den ganzen Tag nicht verließ, die er sogar in der Hand trug, wenn er auf dem Verdecke erschien, um seine Befehle zu ertheilen. Spiritus erzeugt Spiritus und dieser Prozeß ergibt sich täglich neu auf eine wunderbare Weise im menschlichen Körper. Nur ist zu diesem nothwendigsten Unterstützungsmittel der menschlichen Natur der Weinspiritus jedem andern vorzuziehen, weil er gleichsam, wie ein lichtes, belebendes Flämmlein, im Innern brennt, während andere Spirituosa in verderblicher, verzehrender Flamme auflodern. So lehrt es die Erfahrung, so lehrte es das Beispiel unsres Kapitäns. Nur zu oft schlug die spirituöse Gluth in seinem Innern nach Außen, und dann war ich der Mann, der mit Schröpfen und Aderlassen helfen mußte. Ein Narr macht mehrere; wie der Herr so der Knecht! des Kapitäns Liebhaberei zum edlen Wachholder wirkte ansteckend auf die Mannschaft. Alle zündeten die verderbliche Flamme in ihrem Innern an, Alle wollten geaderlaßt und geschröpft seyn. Da war ich dann Hahn im Korbe und, wie schon gesagt, der berühmteste Mann auf dem Schiff. Als wir in Batavia anlangten, schenkte mir der Kapitän noch ein schönes Stück Geld, und jeder Matrose wollte zum Abschied noch einmal von mir geschröpft seyn. Ich stieg an's Ufer als ein Mensch, der einen Sack voll Hoffnungen mitbringt und einen Sack voll Dukaten heimzunehmen denkt. Aber, lieber Gott! in Batavia gab es zu meinem Schreck schon so viele berühmte Leute in meiner Kunst, daß ich wohl einsah, es müsse seit der Zeit, von der meine alte Reisebeschreibung daheim erzählte, eine völlige Umwandlung im Gebiete des Schröpfens und Aderlassens eingetreten seyn. Ich sah die Kunst ihrem Verfalle nah', sie mußte nach Brod, oft nur nach einer harten Rinde von dem Tafel-

abhube der Reichen gehen. Die Mynheers hatten sämmtlich Bedienten oder selbst schwarze unchristliche Sklaven, die ein solches christliches Werk zu vollziehen wußten. So griff damals das Heidenthum immer um sich in Batavia. Aber wer tanzen kann, muß hüpfen, frischer Muth hält auch im Unglück fest! Ich nahm meine Zuflucht wieder zu meinen Pillen und Salben. Zum großen Glück brach eine Seuche aus, meine Pillen brachten einige wunderbare Heilungen zu Wege und mit einemmale war ich nun auch in Batavia ein berühmter Mann. Ich konnte nicht Pillen genug drehen, die vorn im Laden meine Gehülfen für schweres Geld verkauften. Aber indem ich meine Mitmenschen dem Grabe entriß, grub ich an dem meines eigenen Glücks. Alles genaß durch meine [illegible]en und Niemand bedurfte ihrer mehr. Nun hatte ich meinen Ruhm, aber an dem konnte ich nicht zehren, und das Ersparte ging auch bald d'rauf, da ein berühmter Mann, wie ich, nicht leben konnte, wie ein Philister aus dem Pöbel. Wie gewonnen, so zerronnen. Ich hatte als ein Mann von Stande Pillen gedreht; jetzt mußte ich mich, als ein Lump bequemen, mit Seifenkugel und Scheermesser die Straßen von Batavia zu durchrennen. So trieb ich's mehrere Jahre. Mein Ruhm erlosch mehr und mehr und es wollte sich nichts begeben, was ihn wieder aufrichtete. Ich war aber einmal nun schon so sehr gewohnt, ein berühmter Mann zu seyn, daß ich's in der Dunkelheit nicht länger aushalten konnte, einen raschen Entschluß faßte, dem undankbaren Batavia Valet sagte und mich auf einem englischen Kauffahrer nach Calcutta einschiffte. Nun war ich wieder der einzige meinesgleichen in der schwimmenden Welt, die uns über's Meer trug. Schon der nächste Tag, wo ich dem ersten Steuermann, der sich an der Spille die Hand verrengt hatte, diese wieder einrichtete, machte mich berühmt. Mein Licht leuchtete über das ganze Verdeck, in das Zwischendeck, bis in den untern Raum. Jeder kam nun mit einer Klage und Jeder fand Hülfe bei meiner Kunst. Der Kapitän rief: God damn! und schwur, er habe noch keinen Chirurg gefunden, der einen Menschen wieder so gut aufzutakeln verstehe, wie ich. Er ließ sich auch von mir auftakeln, denn ich mußte ihm täglich vor Tische hundert bittre Tropfen in einem Löffel Madera eingeben. Wenn ich aber nun hoffte, er werde mir einmal eine Guinee in die Hand schlüpfen lassen, so sagte er wiederum nur: damn! und ich mußte mich mit dem damn zufrieden stellen. Sonst hieß es: Ehre, dem Ehre gebührt, und ich durfte an des Kapitäns eigner Tafel mitspeisen und Jedermann nannte mich: Sir, was so viel heißen will, als gnädiger Herr. In Calcutta war's aus mit dem damn und dem gnädigen Sir. Schmalhans brockte mir die Suppe ein, und es blieb mir nichts übrig, als eine Stelle als Feldchirurg bei einem Regimente im Dienste der ostindischen Compagnie zu nehmen. Ich habe immer die gute Compagnie geliebt und die ostindische schien mir anständig genug, mich in eine Verbindung mit ihr einzulassen. Sie führte damals gerade Krieg mit dem Rajah von Dschabberlabber oder wie der Bursch sonst hieß. Auch mein Regiment zog gegen den rebellischen Rajah aus und es lag nun wieder ein weiter Raum vor mir, den ich mit meinem Ruhme erfüllen konnte. Man erzählte Wunderdinge von dem Rajah von Dschabberlabber. Crösus sollte ein Bettler gegen ihn gewesen seyn und ein einziger Carfunkel an seinem Dolche sollte alle Schätze der ostindischen Compagnie aufwägen. Wir marschirten immer vorwärts, über die Berge, von denen einige so hoch sind, daß die Erde wie ein Nebelgewölb unter ihnen liegt, in die Wälder, wo wir ganze Heerden von Tigerthieren, Elephanten, Löwen und Affen aufjagten. Endlich überschritten wir die Grenzen von Dschabberlabber. Ein schönes Land, aber die Kost wollte mir nicht behagen. Der Hunger mußte das Beste dazuthun. Kein saftiges Roßbeef, wie in Calcutta, kein vernünftiges Zugemüse; nichts als Reis und immer wieder Reis, so daß mir von dem ewigen Reisbreiessen zuletzt ganz schwach und kindisch zu Muthe wurde. Da ging plötzlich der Krieg los. Die Soldaten überfielen uns eines Nachts, und da die Nacht keines Menschen Freund ist, so war sie auch nicht der unsrige. Wir behaupteten zwar den Platz, aber die Hälfte unserer Leute lag am morgen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Jetzt war meine Zeit gekommen, jetzt wurde ich wieder ein berühmter Mann. Wo ein Arm oder ein Bein beschädigt, wo es nur leicht geritzt war, da nahm ich es auf der Stelle ab. Wir befanden uns in einem heißen Lande starke Hitze bringt leicht Brand hervor, ergo konnte zu der unbedeutendsten Wunde in wenigen Augenblicken der Brand schlagen und der wurde vorhergesehen mit Säge und Messer. Die Einwohner von Dschabberlabber führten den Krieg wie Schelmen und Spitzbuben, aber nicht wie rechtschaffene Soldaten. Ueberhaupt sind sie, wie ich später Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen, noch sehr in der Cultur zurück und halten Schlangen und Eidechsen für heilig, die doch bei uns daheim in Schwaben jedes Kind mit Abscheu betrachtet. Ländlich, sittlich! Mit den Wölfen muß man heulen. Jung gewohnt, alt gethan. Was ihre Kriegsmanieren anbetrifft, so mißfiel mir das an ihnen, daß sie, während wir in allem Vertrauen auf irgend einem freien Raume unser Lager aufgeschlagen hatten, hinter allen Büschen und Bäumen lauerten, einen einzelnen Mann, den der Zufall in ihre Nähe führte, einfingen und in die Sklaverei fortschleppten. Da hieß es aufgepaßt! Augen an allen Hecken, wer sich selbst behalten wollte! Aber was half's, wozu nützte mir die größte Aufmerksamkeit? Als ich eines Morgens botanisiren ging und nach Ananas und Pisang zum Frühstück suchte, fiel mir mit einemmale von einer Cocospalme eine Schlinge herab um den Hals, wie der Blitz schoß ein indischer Satan nach und stürzte das Ende der Schlingen haltend, so eilig in den Wald, daß ich, wollte ich nicht erdrosselt seyn, den Wettlauf mitmachen mußte. Eh ich zu mir kommen konnte und nach einer der Pistolen, die ich im Gürtel trug, greifen konnte, sah ich mich von mehr als zwanzig andern indischen Teufeln umringt, meiner Waffen und meiner Kleider beraubt, kurz, völlig ausgeplündert! Sie betrachteten Alles, was sie mir genommen hatten, sehr genau; als sie aber auf die wunderlich geformten Instrumente meines Bestecks das ich immer bei mir führte, stießen, sah ich, daß sich eine Art von ehrfurchtsvoller Scheu ihrer bemächtigte. Sie mochten mich für einen Hexenmeister oder dergleichen halten. Sie traten zu wichtiger Berathschlagung zusammen, während ich immer die fatale Binde von Hanf um meinen Hals leiden mußte. Den Löwen erkennt man an der Klaue. Die Indier mochten einsehen, daß sie es mit einem berühmten Manne zu thun hatten, der nicht wie ein lumpiger Füselier oder Grenadier abgefertigt werden könne. Sie gaben mir meine Kleider zurück; das Besteck und die Waffen behielten sie. Aber der Instinkt lehrte diese rohen Menschen Achtung vor der Wissenschaft haben. Meine chirurgischen Instrumente wurden sorgfältig in ein kostbares Tuch eingeschlagen, und derjenige, der die Stelle eines Anführers zu bekleiden schien, nahm sie selbst zu sich. Dann erhielt ich einen Wink ihnen zu folgen. Er wurde mir mit der Schlinge um meinen Hals so vornehmlich gegeben, daß ich beinahe zu Boden gestürzt wäre. Nun ging's hurtig über Stock und Stein und wir flogen dahin, wie das wilde Heer, von dem man daheim in Schwaben erzählt. Die Einwohner von Dschabberlabber sind vortreffliche Schnellläufer; das muß man ihnen lassen. Auch besitzen sie eine Methode, einen Andern auch in der kürzesten Zeit zum fertigsten Schnelläufer zu machen, die sich an mir erprobte. Ich bin [illegible]

leben nicht so flink gewesen, als damals, wo man mich gleichsam wieder in die Zeiten der Kindheit versetzte und am Gängelbande führte. Je nun! die Zeit flieht und wir fliehen mit ihr. Den ganzen Tag hindurch ging es, mit geringen Ruhe-Pausen, auf diese Weise fort. Aber was glänzte da in der Abenddämmerung herrlich und krystallhell vom Himmel herüber? Tausend Lichter funkelten, bunte Flämmchen schlugen allenthalben empor. Ich riß die Augen auf, wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum, ich hätte: „Freuet Euch des Lebens!" singen möchen, wenn die garstige Schlinge nicht jeden musikalischen Ton in meiner Gurgel unterdrückt hätte. Immer glänzender, immer bunter, immer lieblicher zeigte sich das charmante Bild. Freunde, es war die Residenz des Rajah von Dschabberlabber, die an einem Berge lag und wo eben die gewöhnliche Straßenbeleuchtung, die man bei uns die prachtvollste Illumination getauft hätte, anfing! Ich konnte nun wohl merken, daß man einen berühmten Mann, wie mich, dem Rajah selbst vorstellen wollte. Wir langten vor den Thoren an. Cymbeln, Trompeten, Pauken und Gesang tönten uns aus dem Innern der Stadt entgegen. Da schien immer Jahrmarkt, immer Kirchweih: nichts wie Spiel und Tanz! Die Schlinge wurde mir vom Halse genommen, eine Wache vom Thore begleitete uns und in einem anständigen Schritte begaben wir uns jetzt zum Pallaste des Rajah. Auf den Straßen lief Alles zusammen, Beamine und Tanzerinen, Reiche und Lumpen, um einen berühmten Mann in rother Uniform zu bewundern. Endlich langten wir am Pallaste des Rajah, der von tausend bunten Lichtern widerstrahlte, an. Ich wurde durch mehrere Höfe in das Innere geführt. Der Anführer unseres Trupps trat, das kostbare Tuch mit meinem Besteck säuberlich in beiden Händen tragend, voran in ein Gemach, dessen Thüre von Gold glänzte, während wir außen harrten. Ich hatte Zeit, die Halle zu betrachten, wo wir zurückbleiben mußten. Jede Sache hat ihre zwei Seiten. Sie sah grimmig aus, aber schön. An den Wänden ringelten sich gemalte Schlangen herab, bäumten sich Drachen und andere fabelhafte Thiere auf, die man nur in der Naturgeschichte von Dschabberlabber findet. Die Augen der Schlangen und Ungeheuer strahlten von Gold und Silber, die Schweife waren von glänzenden Fischschuppen ausgelegt. Da kam der Anführer zurück und deutete mir an, ihm vor den Rajah zu folgen. Ich zitterte nicht, aber das Heez fing doch an, sich in der Brust als einen selbstständigen Muskel fühlen zu lassen. Der Rajah gewährte einen schauderhaft-herrlichen Anblick. Er saß auf einem goldenen Thron, neben ihm lag auf der einen Seite ein gezähmter Tiger, auf der andern ein gezähmter Löwe. Man sah es den Bestien wohl an, daß es nur eines Winkes von seiner Hand bedurft hätte, um sie sogleich in den Zustand ihrer frühern Wildheit zurückzuversetzen und nach Menschenfleisch lüstern zu machen. Der Weg, den ich zum Throne des Rajah nehmen mußte, führte zwischen zwei Reihen Sklaven hindurch, die mit der Stirn am Boden lagen. Ich hielt mich aufrecht, denn als ein berühmter Mann fühlte ich meine Würde, und ich durfte der englischen Uniform keine Schande machen. Als ich aber vor dem Rajah stand, wollte ich zeigen, daß ich auch gute Lebensart besitze und machte ihm drei stattliche Reverenzen, wie ich sie von einem Tanzmeister in Schwaben, der seinen Unterricht von Ort zu Ort trug, als Knabe erlernt. Sie fanden allgemeinen Beifall, denn jeder lachte nach Leibeskräften. Ich sah mein Besteck in der Hand des Rajah, und er fragte mich, in gebrochenem Englisch, nach der Bedeutung und dem Gebrauch der Instrumente. Da eröffnete ich ihm die Geheimnisse des Schröpfens und Aderlassens, da sagte ich ihm unverholen, welch' einen geschickten und berühmten Mann er in mir vor sich sehe, da fügte ich bescheiden hinzu, daß ich vermöge meiner Kunst jedes Uebel des menschlichen Köerers, wenn nicht der Tod schon am Herzen nage, zu heilen verstehe. Er sah mich mit Bewunderung an, er legte zum Zeichen der größten Vertraulichkeit seine Hand auf meine Schulter. „Fremdling," — sprach er — „wenn Du im Stande bist, zu halten, was Du versprichst, so will ich Dich nicht allein in Freiheit setzen, sondern Dich noch überdem auf's Reichste belohnen. Komm mit mir! Du sollst den Kummer kennen lernen, der meine Seele erfüllt. Meine einzigr Tochter hat ein böser Geist mit vergiftetem Pfeil getroffen. Kannst Du das Gift des Pfeiles unschadlich machen, kannst Du wieder Kraft in ihre Glieder, frohen Muth in ihr Herz flößen, so sollst Du sehen, daß der Rajah von Dschabberlabber kein Undankbarer ist."

(Fortsetzung folgt.)

Fragmentarischer Reimwahnsinn.

Sieh aus eis'ger, harter Rinde
Steigt Schneeglöckchen leis hervor,
Und mit stummen Glockenschlägen
Ruft's den starren Lenz hervor.

Und mit nie geseh'nem Tritte,
Nur am warmen Hauch erkannt,
Deckt er uber Wald und Thaler
Sein grün gewoben Lichtgewand.

Wenn von Oben der Aether blicket
Auf das stille freundliche Leben hin,
So mussen die schweren, grauen Wolken
Vor seiner gottlichen Stirne fliehn.

Und Strahlen aus seinem Sonnenauge,
Die goldig schimmernd herniederglühn
Sie kussen die zarten Fruhlingsknospen
Bis rosige Kelche entgegenbluhn!

•

O heilige Stille, süße Ruhe,
Du bringst den Genius zuruck,
Du leitest abwärts ird'schem Treiben,
Zu schonern Zonen meinen Blick.

Du bringst mich an die Brust der Theurrn,
Wenn Dich die Dammerung umglänzt
Und Deine dunkeln Purpurlocken
Ein Sternendiadem umkranzt.

Wollust, sagt sie, ist das Schweigen,
Wo nur der Gedanke lebt
Und der Worte Klang verschmahend
Heiß durch jede Nerve bebt.

Ich versteh' dich, süße Stille,
Die mich lebensvoll umgiebt
Hör's, wie Geisterharfen tonen,
Daß mich ihre Seele liebt!

Den 12 Juni 1834.

Henrik Gentili.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlagr der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 51. Mittwoch, 25. Juni 1834.

Späh' nicht in des Stromes Bette,
Labe dich am Rosenbord,
Knüpfe neu die Freudenkette,
Wenn ein Blumenglied verdorrt,
Donnerschläge, Waldgesänge
Wechseln neben deiner Bahn,
Wandle du durch Blumengänge
Ernst, durch Klippen froh hinan.

Gaudenz v. Salis.

Ergo bibamus,

(Novelle von G. Döring.)

(Fortsetzung.)

So ward ich denn mit einemmale aus einem elenden Gefangenen, aus einem forcirten Schnelläufer, Leibarzt der Prinzessin Rajah, und der durchlauchtige Vater führte mich höchst eigenhändig, vor den Augen des gesammten, in Ehrfurcht versinkenden Hofstaats in das Frauengemach. Da hieß es nun: Ehre, dem Ehre gebührt! und die Wachen senkten ihre Lanzen vor mir, die Büchsenschützen präsentirten das Gewehr, die Cymbelschläger und Trompeter machten, während wir uns entfernten, einen ungeheuren Lärm. Wir schritten durch viele Gänge, die alle mit kostbarem indischen Musselin und golddurchwirktem Seidenstoffe behängt waren. Je weitee wir kamen, desto stiller wurde es. Endlich fanden wir nur Frauen in unserem Wege, die sich alle, als sie den Rajah und seinen berühmten Leibarzt wahrnahmen, mit dem Angesichte zu Boden warfen. Sie waren verschleiert und deßhalb alle gleich schön. In einem kleinem Zimmer, dessen Wände mit Stoffen, die von Edelsteinen, Perlen, Gold und Silber starrten, verhüllt waren, fanden wir endlich die Prinzessin Rajah. Sie lag auf einem Ruhebette, sie war verschleiert, wie die übrigen Frauen, sie schien, ihrer Statur nach, ein Mädchen zwischen fünfzehn und sechzehn Jahren. Als sie einen fremden Mann an der Seite ihres durchlauchtigen Vaters erblickte, stieß sie einen schwachen Schrei aus. Das arme Kind! Es erschrack vor meiner ärztlichen Würde, vor der Majestät der Kunst, die aus mir sprach. Da redete der Rajah in der Landessprache mit ihr, da erklärte er ihr ohne Zweifel, wer ich sey und welche wunderbare, heilbringende Kenntnisse ich besitze. Sie schlug den Schleier zurück, sie sah mich mit einem langen Blicke ihrer dunkeln schmachtenden Augen an. Dann sprach sie wieder schmerzlich lächelnd zu dem Vater, dann mochte sie ihm sagen, daß sie Vertrauen zu mir besitze, daß sie sich meinen Anordnungen unterwerfe. Der Rajah rief mich näher. Ich prüfte den Puls, ich fragte nach den nähern Umständen es Uebels, und sah nun bald ein, daß der Prinzessin Rajah nichts fehle, als ein tüchtiger Aderlaß, daß sie dann in ein paar Tagen wieder tanzen und spielen könne nach Herzenslust. Vor Blut habe ich mich nie gefürchtet, aber der durchlauchtigste Rajah und seine Prinzessin Tochter fürchteten sich davor. Es wurde hin und her gesprochen. Endlich erklärte der Fürst von Dschabberlabber, daß mein Wille geschehen solle, daß aber, wenn die Krankheit der Prinzessin Rajah durch den Blutverlust sich verschlimmere, wenn das durchlauchtige Kind vielleicht gar stürbe, ich mich gefaßt halten möge, den Elephanten zum Zertrampeln vorgeworfen zu werden. Larifari! dacht' ich: eine indische Prinzessin ist von demselben Fleisch und Bein, wie ein Schwabenmädel, und ein paar Unzen Blut weniger schaden in keinem Falle. Ich schlug ohne langes Bedenken die Ader, ich ließ das kostbare dunkelrothe Blut in ein goldenes Becken, das von zwei knieenden Sklavinnen gehalten wurde, auffangen. Dann verband ich die Wunde, wie ich sie jeder Bäurin auch verbunden haben würde, und empfahl Ruhe. Es wurde mir große Ehre angethan. Man hatte mich als einen berühmten Mann anerkannt, man hatte die Kunst, womit ich den Schnepper geführt, bewundert. So geht's in der Welt! Ein berühmter Mann kommt allenthalben durch. Ich mußte mit dem Rajah zu Nacht speisen. Da war Gold und Silber wohlfeil. Wohin das Auge fiel, glitzerte und glänzte es. Der Rajah legte mir selbst die besten Bissen vor, im Ganzen war er rechtlich freundlich, manchmal aber warf er mir doch einen drohenden Blick zu, der mir durch Mark und Bein ging und mich an die Elephanten und die vielleicht bevorstehende Zertramplung erinnerte. Am nächsten Morgen erwachte die Prinzessin Rajah frisch und fröhlich und verlangte sogleich, Betel und Arekanuß zu kauen, wogegen sie während ihrer Krankheit einen sonderbaren Eckel verspürt, da doch sonst Männer und Weiber dort eine ungemeine Passion für solches Kauwerk in sich tragen. Mittags speißte sie mit gutem Appetite an des durchlauchtigen Herrn Vaters Tisch, Abends konnte sie bei einem Hoffeste zugegen seyn, wo mir zu Ehren mehr als dreihundert Tänzerinnen ein Ballet aufführten. Es war ein charmanter Hof, der Hof von Dschabberlabber, aber ich sehnte mich doch hinweg, denn wie leicht konnte nicht die Prinzessin Rajah von einem Rückfalle heimgesucht werden, dann würde mir die Schuld zugeschoben und ich sah dann die fatalen Elephantenfüße schon im Geiste auf mir herumstrampeln. Man mochte auch hinsehen, wo man wollte, so begegnete dem Auge eine solche unförmliche Rüsselbestie. Sie sahen gemalt von den Wänden herab, sie standen zum Reiten aufgetakelt im Hofe, sie trieben sich,

mit Lasten beschwert, in den Straßen herum. Es wurde mir gar zu unheimlich unter ihnen zu Muthe, so daß ich, als am dritten Tage nach dem Aderlasse der Rajah mich umhalste und als Lebensretter seiner Tochter pries, die Gelegenheit ergriff und ihn an sein Versprechen, mir die Freiheit zu geben erinnerte. „Ew. Durchlaucht," — sagte ich — „wenn ich auch zu sehr von Zuneigung gegen Dero höchste Person ergriffen bin, um wieder in die Dienste der Compagnie zurückzutreten, und gegen einen so erhabenen Fürsten mit Schnepper und Skalpel zu Felde zu ziehen, so habe ich doch auch zu bedenken, daß man einen berühmten Mann, wie mich, nicht lange in Europa missen kann. Auch dort ist eine leidende Menschheit und die leidende Menschheit verlangt nach mir. Geruhen Ew. Durchlaucht, mich zu entlassen. Ich werde mich ewig mit Entzücken dieses charmanten Hofes erinnern." Es fiel zwar dem Rajah schwer, meine Bitte zu erfüllen, allein er war ein Mann von Wort, und wenn er einmal seine parole d'honneur gegeben hatte, so stand sie felsenfest. Er nahm mich bei der Hand und führte mich in sein Cabinet. Hier legte er einen Haufen Diamanten vor mich hin, von denen der kleinste die Größe eines Spatzen-Eies, der größte die eines Tauben-Eies hatte. Himmel! das funkelte, das lockte, das sprach zum Herzen. In allen Fingerspitzen zuckte es, aber ich wagte noch nicht zuzugreifen, ich mußte erst die Einladung vom durchlauchtigen Munde hören. „Doctor," — sagte da der edle, nachahmungswürdige Fürst — „Du hast unter zwei Dingen zu wählen, die ich Dir zum Lohne bestimmt: hundert meiner schönsten Sklavinnen oder diese Edelsteine." Ich griff mit beiden Händen nach den Edelsteinen. Das war ein Schatz, der in Europa Millionen galt! Die Freude leuchtete dem großmüthigen Fürsten aus den Augen, als er mich so hastig und vergnügt einsacken sah. Er reichte mir noch einen Beutel mit Goldstücken dar, er bot mir einen Elephanten zu meiner Bequemlichkeit auf der Reise. Den Beutel acceptirte ich, gegen den Elephanten protestirte ich. Was sollte ich mit einem so ungeschlachten Thiere, vor dem ich einen natürlichen, instinktmäßigen Abscheu hatte? Ich konnte mir nun einmal einen Elephanten nicht anders denken, als tretend, strampelnd, irgend ein unglückliches Menschengeschöpf unter seiner tausendpfündigen Last zermalmend. Meine Lust am Soldatenleben hatte ich gebüßt. Im Lager der Engländer hielt man mich ohne Zweifel für todt und ich fühlte mich nicht berufen, ihnen meine Auferstehung zum Besten zu geben. Das Ziel, das mich aus dem Schwabenlande in die weite Welt gelockt, hatte ich nun erreicht. Fort mit Schnepper und Schröpfkopf! dachte ich jetzt. Das Spiel ist gemacht, die Bank ist gewonnen, es ist Zeit nach Hause zu gehen. Daheim am lustigen Neckar, wo die rothe Traube reift, kaufst du dir ein Rittergut und lebst in Fülle und Freude. Dergleichen Gedanken erheitern und erheben das Gemüth. Es war eine fröhliche Reise aus dem Lande Dschabberlabber nach der Seestadt Madras. Der Rajah gab mir eine zahlreiche Begleitung von Sklaven und Tänzerinnen mit, die dort zu Lande Devedaschi genant werden. Wir reisten, der großen Sonnenhitze wegen, nur des Nachts. Dann tanzten die Devedaschi um den Palankin, in dem ich getragen wurde, herum, und die bunten Laternen, die sie gar anmuthig um ihre Häupter schwenkten, leuchteten lieblich durch die Dunkelheit. Aber ich ziehe doch eine Reise durch unser liebes deutsches Vaterland auf dem ordinären Postwagen, wenn er auch noch so sehr rumpelt und stößt, vor. Man hört da wenigstens nicht in der Nachbarschaft Löwen, Tiger und Hyänen heulen, die nach einem guten Menschenbissen lüstern sind; man erlebt nicht, daß ein solches Unthier plötzlich aus einem benachbarten Gebüsch herporstürzt und sich die schönste Devedaschi aus der tanzenden Reihe zur Nachtmalzeit holt. Meine englische Uniform hatte ich vorsichtig im Lande Dschabberlabber zurückgelassen, denn der Vogel verräth sich durch sein Gefieder. In indischer Tracht langte ich in Madras an, vertauschte sie aber hier sogleich mit schlichter, bürgerlicher, europäischer Kleidung. Jetzt erkannte ich zum erstenmale die Wahrheit des Sprichwortes, daß Reichthum Soegen mache. Aus Ostindien trieb es mich, wie mit Faustschlägen und Rippenstößen fort, denn wie leicht konnte ich nicht auf einen Engländer treffen, der mich kannte und mich als Deserteur angab? Es lag aber nur ein Schiff zur Abfahrt nach dem Cap der guten Hoffnung segelfertig im Hafen und das gehörte einem Malayen und war mit Malayen bemannt Wenn es Schelmen und Spitzbuben in der Welt giebt, so sind sicherlich die Malayen die ärgsten. Keine Tasche ist vor ihnen gut genug bewahrt, kein Schloß widersteht ihren Künsten, kein Riegel, kein Eisenband schützt vor ihrer Räuberei. Und diesem Gesindel mußte ich mich mit meinen Diamanten vertrauen, wenn ich nicht riskiren wollte, vor ein Kriegsgericht gestellt und vielleicht mit einer blauen Pille in's Gehirn regalirt zu werden! Friß, Vogel, oder stirb! hieß es da. Ich schiffte mich mit den Malayen ein, ich galt bei ihnen für einen reisenden Wundarzt, ich führte Büchsen und Salbentöpfe, da steckten die Diamanten, da lag der Schatz begraben, den ich erst am Cap oder vielleicht gar erst in Europa wieder zu heben gedachte. Bald hatte ich Ursache, mir über diesen guten Einfall Glück zu wünschen. Die Uhr aus dem Sack, der Geldgurt vom Leibe wurden mir gestohlen. Als ich meine Klage dem Capitän vorbrachte, zuckte er die Achseln und meinte; er habe freilich am Bord sehr geschickte Leute, gegen welche man auf seiner Hut seyn müsse, er könne aber weiter nichts in dieser Sache thun, als mir den Rath ertheilen, mich auf demselben Wege zu entschädigen. Himmel! Ich ein Chirurg, ein geweihter Priester im Tempel der leidenden Menschheit, ein berühmter Mann, sollte mich zum Diebstahle erniedrigen? Ich ließ in einem großen Blicke den Malayen meine ganze Verachtung empfinden und begab mich in meine Cajüte, wo ich mich am Anblicke meiner Salbentöpfe ergötzte, die, Gott sey Dank! ein viel zu unschuldiges Aussehen hatten, um die Aufmerksamkeit des Raubgesindels zu erregen. Wir setzten unsere Fahrt mit günstigem Winde fort, bis wir endlich das Cap der guten Hoffnung erblickten, das mir aber zu einem Cap des Unglücks, zu einem Cap der Zerstörung aller meiner Hoffnungen wurde. Der Tafelberg schwebte in dunkeln Wolken, aus seinen Schluchten blies der heidnische Gott Aeolus mit vollen Backen. Er blies so gewaltig, daß sich uns haushohe Wellen entgegenwarfen, daß wir uns endlich glücklich schätzen mußten, in einer Felsenbucht, seitwärts von der Capstadt und ihrem Hafen Schutz zu finden. Es giebt Zeiten, wo der Mensch behext, wo er von einem bösen Geist, der sein Unglück will, besessen ist. So ging mir's in der Nähe der Capstadt. Ich hatte keine Ruhe, es drängte mich aus der Gesellschaft der Malayen unwiderstehlich fort, ich nahm das Anerbieten einiger Küstenschiffer, ehrlicher holländischer Abkömmlinge, die mich mit meinem Gepäck überfahren wollten, an. Alles wurde glücklich eingeschifft und ich saß in dem Boote zwischen meinen Salbentöpfen, stolz wie der Rajah von Dschabberlaber auf seinem Throne, zwischen den Stützen seines Ansehens, dem Löwen und dem Tiger. Anfangs ging die Fahrt ganz gut. Erst als wir die Bucht verließen und das freie Meer vor uns die Capstadt aber neben uns sahen, rasete die Windsbraut aus den Schluchten des Tafelberges herab, ergriff uns plötzlich im tollen Wirbel und walzte und trieb in so gewaltigen Drehungen mit uns dem Hafen zu, daß mir Hören und Sehen verging. Bald hob uns eine Welle haushoch, bald stürzten wir in einen dunkeln Abgrund, der sich vor uns öffnete. Da — wir waren schon ganz nahe am Ufer, wir konnten die Leute,

die dort hin und her liefen, unterscheiden — da stürzte eine ungeheure Woge, falsch wie ein Corsar, tückisch wie ein Tigerthier, räuberisch wie eine Malaye, auf uns los. Ich schloß die Augen, ich ergab mich mit einem Stoßseufzer in mein Schicksal. Dann verlor ich, indem ich mich plötzlich wie ein Kräusel umgedreht fühlte, die Besinnung, dann fand ich mich, als diese zurückkehete, lang hingestreckt am Ufer wieder, von einer Menge Menschen umgeben, die mich bedauerten, aber noch mehr die beiden Schiffer, die in den Wellen umgekommen waren. Da fielen mir meine Büchsen, meine Salbentöpfe ein. Ich sprang auf, stieß die Hülfeleistenden zurück, ich sandte ängstliche Blicke auf das Meer, auf das Ufer. Wie gewonnen, so zerronnen! Alles war untergegangen, das Boot zertrümmert, ich selbst nur durch einen unbegreiflichen Zufall gerettet! Leute, es ist etwas Grausames, sich mit einemmale von der Größe eines Millionärs in die Erbärmlichkeit eines Bettlers versetzt zu sehen! Grecco hatte Unglück mit seiner Corintherin, aber wäre er Millionär gewesen, so hätte sie den Bootsmann laufen lassen und ihn genommen. Pater Anselm mußte sich die heilige Hand vom Heezen reißen lassen; für das Zwanzigtheil einer Million hätten sie ihm die armen Schelme vom Carmel gern verkauft. Doch ich, mein Unglück war ohne Zweifel das größte, meine Hoffnungen, die Erfüllungen so nahe, waren gewiß am Schmerzlichsten vernichtet worden. Da lernte ich die edle Gottesgabe, die Tausende schon vor mir in so manchen Leiden, die auch Grecco und Anselm getröstet, würdigen, da legte ich mich, wie ein Säugling an der Mutter Brust, an die Flaschen der großmüthigen Bewohner der Capstadt. Constantia, du edler Rebenberg, dessen stärkendes Naß wie reines Dukatengold glänzt, dessen Wüeze alle Wohlgerüche Indiens ausströmt, dessen Feuer sanft und belebend das Herz durchdrängt — dir habe ich Vergessenheit, dir habe ich die Rückkehr meines Seelenfriedens zu danken! Es konnte nicht fehlen, daß auch ich in der Capstadt bald ein berühmter Mann wurde. Wenn aber zwischen die Wonne, sich berühmt und geehrt zu wissen, das Gedächtniß jener verlornen Kleinodien wieder emporstieg, wenn ich an das Rittergut, an das Wohlleben in der Heimath dachte, dann griff ich rasch zu der blinkenden Constantiaflasche und rief, wie jetzt, ergo bibamus!" —

„Auch Euch hat das Mißgeschick weise gemacht;" — sagte der Pater, indem er ihm die Hand hinreichte. „Gebt Acht, auch Robert und Mustapha werden sich bekehren, und dann bilden wir, noch ehe wir uns trennen, eine philosophische Schule, deren Lehren wir in der weiten Welt verbreiten wollen."

„Mir recht!" — versetzte der Wundarzt. „Ich werde aber den Unterricht immer von der practischen Seite angreifen. Langes Reden ist der Weiber Art; Männer aber handeln!"

„Das verspreche ich Euch" — lallte aufstehend der deutsche Maler — „daß ich, wenn ich bei der Chiara mit meiner Liebe Schiffbruch leide, zu Eurem Orden schwören will. Ich glaube ohnehin, daß mich die Natur mit guten Anlagen ausgestattet habe. Höre, Freund Mustapha" — wandte er sich zu diesem — „wir wollen Jeder ohne Feindschaft unseen Weg nach demselben Ziele richten. Der Unglückliche hat vor dem Glücklichen Respekt und zieht sich ruhig zurück. Werden wir Beide mit trocknem Munde abgeführt, so finden wir uns hier zu den Freunden und erzählen offen, wie es uns ergangen. Bist Du's zufrieden?"

„Bei der Taube des Propheten, so soll es seyn!" — erwiedeete ernsthaft der Muselmann, indem auch er sich nicht ohne Anstrengung aufrichtete und nur mit einiger Mühe seine würdige Haltung behaupten konnte. „Diese armenische Houri kann nur Einem von uns zu Theil werden, und wir werden sehen, wer sich auf den Mädchenhandel besser versteht: ob ein rechtgläubiger Sohn des Islams oder ein ungläubiger Giaur!"

„Vergiß nicht, daß Du im Lande der Franken bist!" — mahnte der Steuermann. „Hier darfst du die Christen nicht schimpfen, wie bei Dir daheim in Stambul, sonst giebt's die Bastonnade: oder, wie es hier zu Lande heißt, eine Prügelsuppe."

Der Türke wandte dem Griechen, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, stolz den Rücken. Es war schon spät und Jeder sehnte sich, nach den Mühen des Tages und den Freunden des Abends, nach Ruhe. Alle hatten in der Osteria ihre Wohnung genommen. Die meisten suchten taumelnd ihre Schlafzimmer, Pater Anselm und der Steuermann Grecco aber, die, gleich erfahrnen Piloten, ihre Geistesgegenwart im Sturme aufrecht erhalten hatten, geleiteten die Schwankenden in den sichern Hafen, sahen einen nach dem andern dem Gotte des Schlafes in die Arme sinken, gingen dann in das Trinkzimmer zurück, sahen einander lächelnd an und sprachen, sich auf's Neue niederlassend und die gefüllten Gläser wieder zur Hand nehmend, im brüderlichen Einklang:

„Ergo bibamus!" —

Die schöne Chiara saß in der Einsamkeit ihres Closetts und gedachte des lang ersehnten, nun endlich nahen Tages, wo sie dem geliebten Constantio ganz angehören sollte. Ihr ganzes Wesen bildete eine äußerst reizende Erscheinung. Den schlanken Leib umschloß ein knappes armenisches Kleid von Seiden-Brokat, Spangen von Edelsteinen befestigten dieses über der Brust; vom blendendweißen Nacken fiel eine Schnur großer Zahl-Perlen, wie man sie nur bei sehr reichen Orientalinnen sieht, herab; über der Fülle des dunkeln Lockenhaars prangte ein turban-artiger Aufsatz mit stolzem Reiherbusche, in glänzender Demant-Agraffe. Das liebliche Kind stützte den Arm auf ein Sammetkissen, die Wange ruhete leicht an den Rosenfingern, den Mund umspielte ein leises, süße Hoffnungen aussprechendes Lächeln. Sie war sich ihrer Reize, ihrer Schönheit unbewußt. Sie putzte sich gern, weil man sie von früher Kindheit daran gewöhnt, sie hatte ihre kostbaren Schmuckstücke angelegt, weil sie wußte, daß es ihrem Constantio Freude mache, sie in solchem Glanze zu finden. Schon in früher Kindheit war sie von ihren Eltern dem Vetter, der nur wenige Jahre mehr zählte, als sie, und ein eben so großes Vermögen, wie Chiara, dereinst zu erwarten hatte, verlobt worden. Da starben die Eltern und Chiara kam unter die Obhut Basilio's, ihres Oheims von mütterlicher Seite. Der Oheim war ein Mensch von niedrer Sinnesart, allein für sein Benehmen gegen die Waise hatte ihm das Testament der Eltern strenge Grenze gezogen. Constantio's Eltern wohnten in Smyrna. Von hier aus besuchte der junge Bräutigam oft die Verlobte, und bei jedem Besuche vermehrte sich die Ueberzeugung des Paares, daß die Eltern für das Glück Beider keine bessere Wahl hätten treffen, als bereits geschehen, da der Bräutigam noch im Kinder-Kleidchen umherlief und die Braut noch in der Wiege lag. Als Constantio zum Jünglinge gereift, sandte ihn sein Vater nach Triest, damit er sich hier weitere Handels Kenntnisse verschaffe und in fremden Sprachen unterrichte. Nach einigen Jahren hatte sich der junge Mann in die europäische Lebensweise so eingewöhnt, daß er, mit Einwilligung seiner Eltern, sich einem deutschen Handelshause in Triest associirte und nun nach Livorno gekommen war, um die künftige Hausfrau aus den Händen ihres bisherigen Vormunds in Empfang zu nehmen. So fanden sich die jungen Leute, er zur männlichen Kraft und Schönheit, sie zu jungfräulicher Sitte und Anmuth herangeblüht, wieder. Was sie sich Herrliches von der Zukunft versprochen, das schien der Erfüllung

nahe; was die Eltern, indem sie früher diesen Verein geschlungen, gehofft, das schien jetzt, die Verwirklichung weit übertreffen zu wollen.

In den Träumen einer reizenden Zukunft, welchen sich das schöne Kind überließ, wurde sie durch ein leises Klopfen gestört. Sie dachte, Constantio käme, sie zu einem Gange an den Hafen abzuholen. Es war aber nur der Oheim Basilio, der mit unhörbarem Katzentritt und jener widrigen Freundlichkeit, die Chiara haßte, weil sich immer eine niedrige Absicht hinter ihr verbarg, eintrat. Er rieb sich die Hände, schlich an Chiara's Seite, ließ sich hier nieder und begann von gleichgültigen Dingen zu reden. Bald aber leitete er die Unterhaltung auf die zurückgelegte Seefahrt, auf die kleinen Abenteuer, die ihnen begegnet, auf die Reisegefährten über. Chiara war klug genug, zu bemerken, daß es ihm darum zu thun sey, den deutschen Maler Robert und den türkischen Juwelenhändler Mustapha auf eine empfelende Weise in ihr Gedächtniß zurückzurufen. Aber sie kannte den Oheim und ahnte tiefer liegende Absichten. Mit jenen beiden Männern hatte sie sich während der langen Seefahrt am Liebsten unterhalten. Robert machte sie durch Zeichnungen, die er selbst an Ort und Stelle aufgenommen, mit den merkwürdigsten Gegenden und Ruinen Griechenlands bekannt; in dem Gespräche mit Mustapha erfreuete sie sich mancher Erinnerungen an die Stadt, wo sie ihre Kindheit und einen großen Theil ihrer Jugendzeit verlebt und die sie nun wahrscheinlich auf immer verlassen. Mustapha's Geschäfte hatten ihn oft nach Smyrna geführt. Er kannte Constantio's Eltern und wußte Mancherlei von ihnen zu erzählen. Das hatte natürlich damals die junge Armenierin sehr interessirt, jetzt aber, da sie den geliebten Constantio selbst besaß, da sie von seinen Lippen das Lob der Eltern vernahm, konnte es keinen Anklang mehr in ihrer Seele finden.

„Chiara" — setzte mit einem ungemein freundlichen Lächeln Basilio die Unterredung fort — „ich habe diese beiden werthen Reisegefährten wieder gesehen, den fröhlichen, unbefangenen Deutschen und den würdigen ernsten Muselmann. Kannst Du Dir wohl denken, Kind, daß sie nur Dich im Sinne tragen, daß der junge Deutsche bei der heiligen Madonna schwört, Du seyst das reizendste Mädchen, das je auf Erden gewandelt, daß der Türke bei der Taube des Propheten behauptet, Du seyest aus der Schaar der Houris seines Paradieses herabgestiegen."

(Schluß folgt.)

Scenen aus Joseph's II. Leben.

(Ein Beitrag zu dessen Charakteristik.)

Unter den vielen charakteristischen Zügen von Joseph's höchst edeln und menschenfreundlichen Gesinnungen verdient besonders auch seine herablassende Güte gegen den gemeinen Krieger bemerkt zu werden. Einer dieser Gemeinen, der aus dem Reiche gebürtig war, hatte von seiner Mutter einen Brief erhalten, dessen Innhalt ihn sehr niederschlug. In der größten Verlegenheit, was er thun sollte, faßte er endlich den Entschluß, sich unmittelbar an den Monarchen, der sich eben auch im Lager befand, zu wenden und ihm den erhaltenen Brief zu überreichen. Dieser Brief lautete wörtlich so:

„Gott zum Gruß, lieber Konrad! Berichte Dir, daß der Vater gestorben ist, und daß ich nun eine arme, verlassene Witwe bin. Der Vater hat Dich das Handwerk lernen lassen, und nun gehst Du her und machst einen tollen Streich und wirst Soldat. Der Vater seliger hat noch auf dem Todtenbette bitterlich geweint und gesagt: Laß nur den Konrad beim Kaiser. Ist doch der Kaiser, wie mir alle Leute sagen, ein gar guter Herr. Gott segne ihn. Und schreib dem Konrad, er soll seine arme Mutter nicht vergessen und soll fleißig beten und brav seyn. Und siehst Du nun, Konrad, so hat der Vater gesagt und so ist er gestorben. — Willst denn Du mich nun verlassen, mich armes Weib, die keinen Trost mehr hat, als Gott und Dich? Rede doch mit dem Kaiser und sag', daß ich ihn schön grüße und daß der Vater noch auf dem Todtenbette für ihn gebetet habe, und daß er so gut seyn soll, Dich, weil's Frieden ist, heimzulassen, daß Du mir das Handwerk versehen kannst, wenn's Krieg ist, kannst Du in Gottes Namen wieder hingehen, und für den Kaiser streiten und für das Vaterland. Kein Reisegeld kann ich Dir nicht schicken, denn ich habe Alles auf des Vaters sel. Leiche gewendet. Gott wird Dir schon helfen, daß Du durchkommst. Verbleibe Deine

getreue Mutter

Martha Straubin."

Den Kaiser rührte dieser treuherzige Brief. Er fragte den Burschen, der ein stattlicher junger Mann war: „Willst Du denn wirklich heim zu Deiner Mutter?"

„Wie Ew. Majestät befehlen" — war seine Antwort. „Ich bin gern Soldat und wollt' für Ew. Maj. mein Leben aufopfern, wenn nur meiner armen Mutter geholfen wäre." — Während der Rede stürzten ihm Thränen aus den Augen.

„So bleib denn," sagte Joseph. „Ich mache Dich zum Unteroffizier. Deiner Mutter aber schreibe, daß sie von heute an wöchentlich einen Dukaten von mir hat. Da kann sie sich einen Gesellen halten und ihr Handwerk forttreiben. Dir aber," setzte der Kaiser lächelnd hinzu! will ich es abziehen, wenn Du einmal eine eigene Schwadron hast."

Der tiefgerührte Soldat wollte niederstürzen und danken, aber der Kaiser verlor sich unter seinem Gefolge.

Noch dürfte folgende vielleicht auch, weniger allgemein bekannte Anekdote aus Joseph's Leben als Beweis, wie seine Herrscherweisheit frühzeitig schon die ehrfurchtsvollste Anerkennung fand und jeden aufmerksamen Beobachter seiner Thaten zur Bewunderung hinriß, an ihrem Platze stehen.

Kaiser Joseph befand sich noch als Kronprinz auf seiner Reise durch Siebenbürgen in Hermannstadt. — Als er sich nun eines Tages erkundigte, ob nicht irgend ein öffentlicher Spaziergang in der Nähe sey, nannte man ihm den jungen Wald als solchen. Er begab sich dahin und, nachdem er fand, daß dieser Wald aus lauter alten Bäumen bestand, fragte er die Umstehenden: „Wie! Ist das der junge Wald — und so viel alte Eichen?" — „Ja! das ist der junge Wald" — antwortete der dortige würdige evangelische Superintendent, der in der Nähe sich befand. „Mit diesem bist Du, Kaiser, zu vergleichen — an Jahren bist Du jung, an Weisheit alt — das ist der junge Wald." Durch diese eben so zierliche als für den jungen Fürsten wahrhaft schmeichelhafte Aeußerung angenehm überrascht, bezeigte er das Verlangen, mit dem Manne näher bekannt zu werden, und beschied ihn zu dem Ende zu sich auf sein Absteigquartier. Der Superintendent erschien. Der Kaiser ließ sich nun in eine nähere Unterhaltung mit ihm ein, erkundigte sich um seine Familienverhältnisse, und da er erfuhr, daß er einen Sohn als Rittmeister in der Armee habe, merkte er sich solchen alsogleich vor. — Und dieser Sohn des Hermannstadter Oberhirten war eben der später als Feldherr ausgezeignete General der Kavallerie und Kommandierender der kaiserlich-österreichischen Armee, Baron M.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 52. Sonntag, 29 Juni 1834.

Urtheile ohne Leidenschaft,
Greif alles an mit Muth und Kraft!
Und wenn die eiteln Thoren lachen,
Dann steht's erst gut mit deinen Sachen.

Carl Geumbach.

Ergo bibamus.

(Novelle von G. Döring)

(Schluß.)

Der Oheim ließ erwartungsvoll seine listigen Blicke auf Chiara ruhen. Diese aber antwortete nicht, sah gleichgültig durch's Fenster auf die Straße und naschte von einer Schüssel der besten Constitüren, die vor ihr stand.

„Kannst Du mir's glauben" — sprach der listige Versucher weiter — daß der Maler Dir sogar heimlich Dein Bild abgestohlen hat, und es, wie das liebste Heiligthum seines Lebens, auf dem Herzen trägt?"

Wiederum erfolgte eine erwartungsvolle Stille, wiederum blickte Chiara gleichgültig durch's Fenster und ließ sich das Naschwerk wohl behagen.

„Und nun gar der Türke!" — zischelte die Schlange, indem er vertraulich näher rückte. „Er zeigte mir einen Diamant von ungeheurem Werthe, den er Dir zum Andenken überreichen möchte, wenn Du ihm nur einen Abschiedsbesuch von einer Viertelstunde gestatten wolltest. Bei'm Himmel, ich sah noch nie einen Edelstein von solcher Größe und von so köstlicher Reinheit! Alle Schätze unsres Volkes vermögen dergleichen nicht aufzuweisen. Was sagst Du zu Mustapha's Großmuth, Chiara?"

Die schöne Chiara sagte nichts. So kalt und ruhig, als gingen des Oheims Worte sie gar nicht an, blickte sie in die belebte Straße; so emsig, als sey es Hauptgeschäft ihres Lebens, speiste sie Rosinen und Mandeln, so wirkungslos, als habe eine undurchdringliche Taubheit sie plötzlich befallen, gingen Basilio's Zuflüsterungen an ihrem Ohre vorüber.

Dem jungen Deutschen könntest Du wenigstens ein kurzes Gespräch unter vier Augen bewilligen" hob der Alte von Neuem an: — „Du solltest nur hören, wie er die Gefühle seines Herzens so rührend zu schildern versteht. Seine Wünsche sind so bescheiden — er will Dir nur ein Gemälde überreichen, eine Ansicht von Constantinopel, er will nur wenige Worte zu Dir sagen, aber in diesen Worten Dir Alles entdecken, was er gewaltig für Dich empfindet, er will Dich bitten, Dich beschwören" —

„Sprecht mit Constantio darüber!" — sagte Chiara, die nicht länger ihre Entrüstung zu bewältigen vermochte. „Ihr wißt, daß ich ihm jetzt angehöre, daß meine Schwüre, mein Herz und meine Hand ihm gewidmet sind. Wenn er in Eure Vorschläge einwilligt, so habe ich auch nichts dagegen."

Bei dieser Erwiederung stand sie auf und wandte ihm unmuthig den Rücken. Die Bestürzung, in welche Basilio, durch die Aeßerung der Nichte versetzt worden, nahm zu, als er jetzt des Bräutigams stürmische Schritte auf der Treppe hörte, als dieser, freudeglühend, ein edles Bild jugendlicher Männlichkeit, in das Zimmer trat.

„Freue Dich mit mir, Chiara" — rief der Glückliche — „denn meine Eltern, nun auch die Deinigen, sind eben auf einem Schnell-Segler von Smyrna eingetroffen! Sie sehnen sich, die Tochter zu erblicken; sie würden mit mir gekommen seyn, wenn sie nicht nach der ermüdenden Reise der Ruhe bedürften. Wir aber wollen zu ihnen, wir wollen an ihren liebevollen Herzen den Segen finden, den sie uns so oft aus der Ferne gesandt, den sie mir, dem Alter und seinen Schwächen trotzend, selbst überbracht."

Wie konnte da Chiara noch Gedanken für Basilio, für den deutschen Maler und den Türken Mustapha haben? Alles war vergessen. Constantio's Freude riß sie mit hinweg im Sturmes-Drange, und dem Versucher Oheim blieb nichts, als ein verdrießliches Nachsehen; denn nun war es mit dem letzten Restchen seines Einflusses auf Chiara am Ende.

Einige Tage waren vergangen, als Abends in der Dämmerung der Armenier Basilio, in einem Winkel des Theaterplatzes, mit einem Manne zusammentraf, dessen schlanke Formen, dessen zierliche Gestalt selbst durch den Mantel, den er umgeworfen hatte, nicht ganz verborgen werden konnte. Er war geschmeidig durch die Menge geschlüpft, die nach dem Theater drängte, und hatte durch leises Husten dem harrenden Oheim der schönen Chiara ein Zeichen gegeben, das von diesem sogleich erwiedert wurde. Jetzt nahm er den Basilio bei'm Arm, trat tiefer mit ihm in den Schatten des Gebäudes und sprach: „Nun, Freund, wie steht's zwischen mir und Deiner Nichte? Lauten Deine Nachrichten noch so günstig, wie gestern? Sinkt Constantio immer tiefer bei ihr im Werthe, während Roberts Verdienste sich strahlender vor der Erkenntniß ihres Herzes erheben? Sprich ohne Umstände, Freund! Fürchte nicht, meine Bescheidenheit zu beleidigen. Sie hat sich in tausend Proben bewährt, sie kann einen starken Stoß vertragen, und ich wüßte nichts auf der Welt, was im Stande wäre, sie erröthen zu machen."

„Signor Roberto!" — krächzte der Armenier, indem er seinen Mund dem Ohre des deutschen Malers näherte. — „die Sache ist fertig und entschieden. Chiara, das schöne Kind, hat Euch schon auf dem Schiffe liebgewonnen. Deßhalb erblaßte ihre Rosenwange immer mehr, je näher sie dem Orte kam, wo sie den bestimmten Bräutigam finden sollte, deßhalb trübte sich ihr Auge, wenn es auf Euch ruhete, deßhalb vergoß sie sogar oft in der Verborgenheit ihres Schiffs-Gemaches

Thränen, deren Spuren ich schon damals wahrgenommen habe; jetzt aber, seitdem sie sich mir entdeckt, erst zu deuten weiß."

„Du träumst, Basilio!" — erwiederte der Deutsche. „Chiara's Wangen strahlten im frischen Rosenroth, ihr Blick sprach Freude und Hoffnung aus, als wir in den Hafen einliefen."

„So dünkte es Euch!" — versetzte der schlaue Alte. Aber Ihr vergeßt, daß Ihr verliebt seyd und daß die Liebe blind macht. Verlaßt Euch auf mich, verlaßt Euch auf den Scharfblick und die Erfahrung eines Mannes, der Chiaren von früher Kindheit an unter Augen gehabt, der an diesem reizenden Wesen jedes Zeichen, wodurch sich ein frohes und trauriges Gefühl verräth, unterscheiden und kennen gelernt hat. Und dann Chiara's eigenes Geständniß? Könnt Ihr mehr verlangen, als daß sie selbst unter Thränen bekennt, ihre Eltern hätten ein grausames Spiel mit ihr getrieben, da sie dem unwissenden Kinde schon einen Bräutigam gegeben, den sie nun nicht lieben könne, nachdem sie Euch gesehen? Ich versichere Euch, sie grämt sich um Euretwillen zu einer wahren Jammergestalt, sie ringt sich die Hände wund, sie seufzt Tag und Nacht nur Euern Namen, sie riegelt sich in das innerste Gemach ein, wenn Constantio's Tritt, wenn seine Stimme sich im Hause vernehmen läßt."

„Herzens-Basilio" — jauchzte der Maler — ist das Alles pure, feste Wahrheit, so fest, daß man eine Brücke über's Meer daraus bauen, daß man eine Eisenbahn damit anlegen kann, um Deine holdselige Nichte nach Deutschland zu entführen?"

„Ihr werdet einem Manne mit grauen Haaren nicht mißtrauen" sagte beleidigt der Armenier — „Ihr werdet, wenn Ihr Euch des Besitzes der schönen Chiara und ihres Reichthums erfreuet, noch tausendmal die Zweifel, die Ihr in meine Wahrhaftigkeit gesetzt, bereuen!"

„Du sprichst von ihrem Reichthum!" — warf Robert mit anscheinender Gleichgültigkeit hin. „Ist sie in der That Herrin ihres Vermögens, kann sie damit schalten und walten nach ihrem Belieben?"

„Ganz wie es ihr gefällt;" — versicherte Basilio. Sie führt es selbst in Wechselbriefen auf die ersten Handlungshäuser in Venedig und Triest mit sich, sie kennt keine höhere Wonne, als den Geliebten mit diesen Schätzen zu beglücken, und der Geliebte — seyd Ihr!"

„Das süße Herz!" schwärmte der junge Deutsche. „Wie will ich sie aber auch hoch und theuer halten, wie ihr nur Blumen auf den Lebenspfad streuen, wie jeden Dorn, der sie verletzen könnte, entfernen! Also gute sichre Wechselbriefe hat der Engel in Händen, unwandelbare, heilige Liebe zu mir im Herzen?"

„Ihr sagt's!" — antwortete Basilio. „Es kommt jetzt nur auf Euern Willen, auf Euern Muth an, sie und ihre Wechsel zu entführen. Bej Chiaren findet ihr keinen Widerstand mehr. Dafür hat der alte kluge Basilio gesorgt."

„Wie, wann, wo?" rief hitzig der Maler. „Den Willen, sie und Alles; was mit ihr ist, zu besitzen, habe ich, wie nur einer, und Muth den Constantio mit Einem Pinselstiele aus der Welt zu jagen. Sprich, Freund, wo werde ich sie finden, wenn die Sache mit dem lästigen Vetter abgemacht ist?"

„Mit dem Vetter habt Ihr gar nichts zu thun" — versetzte der Armenier — aber vor den Spürhunden, mit denen er Chiara's Wohnung umgeben hat, müßt Ihr Euch um so mehr hüten. Er ist vor lauter Unmuth über die Gleichgültigkeit, welche ihm Chiara zeigt, verreist und wird erst in einigen Tagen zurrückkehren. Indessen muß Alles geschehen, müßt Ihr mit Chiara fort auf dem Wege nach Deutschland seyn. Das gute verliebte Kind, das nur im Bunde mit Euch das Glück ihres Lebens erkennt, hat selbst die ganze Sache angegeben und geordnet, wie ich sie Euch jetzt berichten will. Ihre Sittsamkeit läßt nicht zu, daß sie sich ohne eine weibliche Begleitung Euch anvertraue. Um diesem Mangel abzuhelfen, hat sie die Bekanntschaft einer alten würdigen Italienerin gemacht, die bereit ist, sie nach Deutschland zu begleiten. In der Wohnung dieser würdigen Person, zu der sich Chiara im Laufe des morgenden Tages unbemerkt begeben wird, sollt Ihr das süße Kind finden, zu der Reisekutsche, die Ihr fertig halten werdet, bringen und dann frisch auf und fröhlich mit Ihr nach Deutschland fliegen! Ist's so recht, behagt Euch das, Signor Roberto!"

„Vortrefflich, exemplarisch!" — rief, von der romantischen Idee des Vorschlags angesprochen, der Künstler. „Nur wünscht' ich noch mehr Abenteuerliches hinein, Seltsames, Wunderliches, woran man sich im späten Alter noch einmal mit Vergnügen errinnert."

„Auch daran soll's nicht fehlen," — sprach grinsend der listige Alte. „Ohne daß Ihr's ahnt, seyd auch Ihr auf allen Euren Wegen von Constantio's Spürhunden umlagert. Seht Ihr dort die dunkle Gestalt am Springbrunnen? Ich wette dr'auf, das ist ein Spion des eifersüchtigen Bräutigams, dem Chiara ihre Leidenschaft für Euch nicht ganz hat verbergen können. Um diese Schelme zu täuschen, sollt Ihr morgen Abends in der Dämmerung in Frauenkleidung, mit Hut und Schleier bedeckt, am Eck der Straße Ferdinandea Euch einfinden. Dort übergebe ich Euch jener würdigen Person, der Vertrauten Chiara's, Ihr lös't den Vertrag, den Ihr mit mir eingegangen, und die würdige Person führt Euch grad in's Himmelreich der Liebe."

„Hundert Dukaten sind Dein, würdiger Basilio! — versetzte fröhlich der Maler, indem er in seinem Entzücken den Alten so kräftig auf die Schulter schlug, daß dieser schmerzlich zusammenzuckte. „Der Plan ist herrlich, voll französischer Kühnheit, voll englischer Orginalität, voll deutscher Romantik. Ich sehe Dich schon im Geiste am Eck der Straße Ferdinandea mit Deiner würdigen Vertrauten. Da steht ihr täuschend, forschend, in die Dämmerung blickend, jeden Damenhut, jeden Schleier musteend, ob nicht unter letzterm ein ansehnlicher Backenbart hindurch schimmert. Wer trippelt nun leise, vorsichtig und mit jungfräulichen Schritten herbei? Wer harret und hüstelt, wer schnüffelt und kichert? Es ist Robert, der Maler, das fröhliche junge Blut, der Zukünftige Chiara's. Wie steht ihm der Hut so zierlich, wie bewegt er sich anmuthig unter dem rauschenden Seitenmantel? Holla, schöne Dame! rufst Du leise. Da erkennen wir uns, da drücke ich den versprochenen Geldlohn in Deine Hand, da fliege ich mit der löblichen Vertrauten zu der herrlichen Chiara und dann mit Beiden auf und davon. Gelt, Alter, so macht sich's? So sind wir im Reinen und Constantio mag sich nach einer andern Braut umsehen!"

„Richtig, Signor Robert!" — sagte der Armenier. „Mein ist das Geld und Euer die Braut. Vergeßt nur Zeit und Ort nicht. Unser Losungswort ist Chiara.

„Auf Wiedersehen!" — rief bedeutungsvoll Robert und eilte trillernd dem Eingange des Theaters zu. Basilio harrte, bis er den jungen Deutschen im Innern des Hauses verschwinden gesehen, dann richtete er seine Schritte nach dem Springbrunnen, nach der dort auf und nieder wandelnden dunkeln Gestalt, vor der er so eben den Maler gewarnt hatte.

„Du lässest lange Deiner harren;" — redete ihn hier der abendliche Spaziergänger, in dem wir den Türken Mustapha erkennen an. „Bei'm Schwerte des Propheten! In Stambul würde ein solches Vergehen des Ungläubigen gegen einen Sohn des Islam mit einer Bastonnade bestraft werden.

„Dafür siehst Du auch alle Deine Wünsche erfüllt, edler Mustapha;" — versetzte demüthig Basilio. „Chiara ist die Deinige, Deine Sklavin, die reizendste Blume Deines Harems."

Der Muselmann strich sich behaglich das Antlitz, dehnte sich höher und erwiederte:

„Wir sind also Handels einig! Bei'm Allah! Es ist ein schweres Stück Geld, was mich die kleine Houri kostet und mancher Demant und Rubin will verkauft seyn, ehe ein Profit von funfhundert Zechinen herauskömmt. Du verstehst den Markt Ungläubiger, Du verstehst das Gelüst des Kaufers wohl zu Deinem Nutzen zu verwenden."

„Ich wette" — sprach der Alte —, „Ihr besitzt keine Sklavin, die sich an Schönheit, Jugendfrische und allen andern Vorzügen mit meiner Nichte messen kann. Dabei geht sie mit Freude und Liebe ihrem Schicksale entgegen. Sie ist nicht umsonst in Stambul erzogen und zur Jungfrau geworden. Wenn man ihr von dem Leben der Frauen in Harem berichtete, wie sie da nichts trieben, als sich schmückten, Caffee und Orangesorbet schlürften, Ambrakuchen speis'ten und Mährchen erzählen hörten, so pries sie immer das Loos dieser Frauen glücklich und äußerte, sie habe nur einen Wunsch: ihr ganzes Leben auf diese Weise zuzubringen."

„Ich werde ihr einen ganzen Springbrunnen von Orangesorbet anlegen lassen" — sagte Mustapha — „und einen eignen Bäcker nehmen, der nichts thut, als Ambrakuchen backen. So ist denn der Handel geschlossen. Du bist Chiara's nächster Verwandter, ihr Herr, und kannst frei über sie schalten? Ist es nicht so?"

„Niemand ist ihr durch das Blut näher verknüpft, als Euer Diener Basilio" — antwortete der verschmitzte Alte. „Jetzt noch kann ich sie als mein Eigenthum betrachten, morgen um diese Stunde wird sie das Eurige. Aber Ihr müßt Euch deßhalb einigen Formalitäten unterwerfen, Signor Mustapha. Wir sind hier nicht in Eurem Vaterlande, wo das Gesetz den Handel mit Weibern beschützt. Wir sind in Italien. Hier gilt ein anderes Recht, das uns zu schwerer Strafe verdammen möchte, wenn unser Handel entdeckt würde; hier drohet noch überdem der eifersüchtige Constantio einem Jeden mit Gift und Dolch, der den Blick zu seiner Braut erhebt. Ich muß Euch Eure Sklavin heimlich und tief verhüllt zuführen. Ihr selbst müßt Euch entstellen, verkleiden, so daß Niemand in Euch den Türken Mustapha ahnt. Bedenkt, daß dem Dolche Constantio's, daß den Gerichten dieses Landes Euer Leben verfallen ist, wenn unser Handel herauskommt. Seyd Ihr erst wieder auf offener See, wehen Eure Wimpel der Levante zu, dann seyd Ihr Herr, dann möget Ihr ohne Scheu als Eigenthümer Chiara's auftreten. Hier muß die äußerste Vorsicht die Mutter unsres Unternehmens seyn. Ich habe für Euch gedacht, für Euch gesorgt. Morgen in aller Frühe sende ich Euch Frauen-Kleider. Ihr seyd zwar ein großer, starker Mann, allein ich werde Alles so einrichten, daß Ihr schon als eine Wäscherin vom Hafen gelten könnt. In der Verkleidung laßt Euch morgen Abend am grünen Platze, nicht weit vom östlichen Ende der Straße Ferdinandea finden. Dort übergebe ich Euch Chiara und die 500 Zechinnen sind mein. Seyd Ihr damit zufrieden?"

„Ungläubiger" — sprach kopfschüttelnd der Muselmann —, „diese Possen ziemen nicht einem Manne meines Volkes und sind unserm Vertrage fremd. Ich sollte Weiber-Kleider anlegen, ich, wie ein Dieb in der Nacht, mich verstohlen einer Sklavin bemächtigen, die ich nach Recht und Gesetz erkauft habe, die ich mit gutem Golde bezahle?"

„Es ist das einzige Mittel, die schöne Chiara in Eure Hand zu bringen;" versetzte Basilio. „Sie selbst hat es schlau erdacht, denn sie kennt die Gesetze dieses Landes, sie kennt Constantio's wüthende Eifersucht und die Gefahren, welche Euch drohen. Ihr tragt auch keine Schuld, Signor Mustapha, Ihr unterwerft Euch nur dem Schicksale, das Euch schon von Eurer Geburt bestimmt wurde, und so handelt Ihr als ein rechtgläubiger und wahrer Muselmann."

„Bei'm Allah!" — erwiederte mit froher Ueberzeugung Mustapha. „So will es die Lehre des Propheten. Die Schicksale eines Jeglichen sind geordnet nach dem Schlusse der heiligen Caaba, und vergebens wäre des Menschen Bemühen, ihr entgegenzuhandeln. Ich unterwerfe mich ihrer weisen Leitung. Morgen um diese Stunde findest Du mich auf dem grünen Platze zunächst der Straße Ferdinandea. Vergiß nicht die Frauen-Kleidung zu senden. Allah ist groß! Er wird Alles wohl machen."

Gravitätisch schritt der Türke zum Hafen hinab. Der Alte sah ihm listig lächelnd nach. Dann schnalzte er im Gefühle seiner Zufriedenheit mit Lippe und Zunge und sprach zu sich selbst:

„Sie gehen glücklich in's Netz. Noch 24 Stunden und die Goldfische sind gefangen, dann hat Chiara's Verwandschaft ihre letzten Früchte getragen und Basilio wäre ein Narr, wenn er noch einen Augenblick länger in Livorno verweilte!"

Der folgende Tag war düster und unfreundlich. Vom Meere blies ein rauher Wind und gegen Abend entleerte sich das tief hängende dunkle Gewölk in Regengüssen. Nur wenige Menschen, welche irgend eine Nothwendigkeit aus ihren Wohnungen trieb, belebten die Straßen, und am Abende herrschte eine so tiefe Finsterniß, als ob schon die Mitternachtsstunde nahe sey. Da näherte sich dem Portale eines Hauses in der Straße Ferdinandea, unter das sich eine verschleierte Frauengestalt zum Schutze gegen den niederströmenden Regen geflüchtet hatte, mit eiligen trippelnden Schritten ein Mann, denn das Alter gebeugt, aber noch nichts von jugendlicher Lebendigkeit genommen zu haben schien.

„Chiara?" — flüsterte der Alte.

„Chiara!" — erwiederte die Frauengestalt.

„Kommt rasch mit mir!" — fuhr Basilio auf — denn dieser und der deutsche Maler hatten sich nach ihrer Verabredung hier gefunden — fort. „Chiara's Freundin harret unsrer in der Nähe. Alles geht gut und dieses Wetter ist für eine Entführung, wie man es nur wünschen kann."

„Verdammt kalt!" — brummte Robert unter dem Schleier, indem er sich an Basilio's Arm hing und ihm in der ungewohnten Kleidung nur mühsam und mit Anstrengung zur Seite bleiben konnte. „Ein stürmischer prosaischer Regen. Wäre nur einige Gewitter-Poesie oder etliche Erdbeben Romantik dabei. Dann hätte die Sache ihre chevalereske Seite und man würde ein wenig zerstreut in der immer wiederkehrenden Sehnsucht nach Regenschirm und Obdach."

„Chiara ist der Preis;" — warf Basilio hin. „Denkt an sie und Ihr werdet glauben in Mondenschein und Lebenslust zu wandeln."

„Sie führt doch auch sicherlich die Wechsel bei sich? nahm wiederum bedenklich Robert das Wort. „Ich bin der natürliche Vormund meiner künftigen Frau, und als solchem liegt mir die Pflicht ob, ihr Vermögen gewissenhaft zu verwalten."

„Wechsel, Gold, Juwelen, Alles hat sie zu der vertrauten Dienerin gebracht," — versicherte der Armenier. „Die Sache ist Euch kinderleicht gemacht worden. Ihr braucht nur aufzupacken, das schöne Kind in den Wagen zu heben — und Glück auf in Deutschland, wohin Euch Constantio's Rache nicht folgen wird."

Sie näherten sich dem grünen Platze. Da stand im Dunkel eines Kastanienbaums ein mächtiges Frauenbild. Sie trat

in einer imposanten Würde auf die beiden Ankömmlinge zu, vor deren kräftigem, männlichem Charakter der junge Maler fast erschrocken wäre, sie ergriff mit so gewaltiger Hand seinen Arm, daß er zusammenfuhr und einen neugierigen Blick auf ihr Angesicht warf. Dieses war bis zur Nase in ein Tuch verhüllt und ohnehin machte die tiefe Dunkelheit Alles unkenntlich.

„Jetzt ist Euer Wunsch erfüllt, mein Wort gelöst;" — raunte in einem dringenden Tone der Armenier dem Maler zu. „Jetzt steckt mir heimlich die Dukaten in die Hand, damit die Alte nichts merkt, dann sage ich ihr, daß Alles in Ordnung ist und Ihr eilt auf den Flügeln der Liebe und des Glücks zu Chiaren."

Indessen hatte er schon von dem verkleideten Mustapha, der Chiaren bereits festzuhalten vermeinte, hinter Roberts Rücken den bestimmten Preis in Empfang zu genommen. Verwirrt drückte ihm nun auch der Maler die Ersparniß von dem Ertrage seiner Arbeiten, die er für einen reichen Engländer in Griechenland gefertigt, in die Hand.

„Addio! Glückliche Reise!" — rief in einem seltsamen Tone der Armenier und war im nächsten Augenblicke in ein's der benachbarten Seiten-Gäßchen verschwunden. Robert glaubte aus einiger Entfernung ein höhnisches Gelächter zu vernehmen, allein das Geräusch des Windes und des Regens konnte ihn getäuscht haben. Er überließ sich ganz der Führung seiner Begleiterin. Sie schritten an der Seite der Straße unter den vorstehenden Dächern der Palläste hin, erst nach einiger Zeit bemerkte der junge Maler eine Uebereinstimmung in ihrem beiderseitigen, weitausgreifenden Gange, die ihn überraschte.

„Wahrhaftig!" — sagte er leise zu sich selbst — „diese würdige Vertraute der schönen Chiara ist im Marschieren geübt, als hätte sie unter Napoleons alter Garde gedient. Wir eilen vorwärts, als wollten wir Sturm auf die Darsena laufen, es fehlen ihr nur Mannskleider, um für das zu gelten, was ich bin."

„Das arme Kind!" — räsonnirte indessen Mustapha. „Sturm und Regen treiben sie eilig dem Obdache zu. Dafür soll sie aber entschädigt werden, wenn wir daheim im Stambul im Trocknen sitzen. Die alte Fatme soll ihr Mährchen erzählen bis in die späte Nacht. Süße Früchte von Candia, Zuckergebacknes mit Zimmt und Vanille, Sorbet jeglicher Art soll ihr stets zu Gebot stehen."

Sie näherten sich einem hellerleuchteten Hause. Jubelnde Stimmen tönten aus den obern Zimmern herab. Zu seinem Befremden erkannte Robert die Osteria, in der er mit seiner Reisegesellschaft seine Wohnung genommen hatte. Da lenkte seine Begleiterin nach einer Seitenthüre des Gebäudes ein, da unterbrach sie zum erstenmale die zwischen den zwei Wandelnden herrschende Stille, indem sie mit wohlbekannter, starker und männlicher Stimme sagte:

„Hier sind wir für jetzt am Ziele, süße Houri! Hier ruhe bis zum Morgen. Dann führt uns hoffentlich ein günstiger Wind wieder der Heimath im Orient zu. Allah ist groß. Er hat Dich mir gegeben, er wird Dich mir erhalten."

„Hölle und Teufel!" — rief mit einer Donnerstimme die vermeinte Chiara, indem sie den Türken so gewaltig zurückstieß, daß dieser gegen die Mauer des Hauses taumelte. „Das ist Betrug, das ist eine satanische, armenische Teufelei! Ich glaubte an der Hand einer würdigen Vertrauten der schönen Chiara zu schreiten, aber die Hölle verwirrt meine Sinne, wenn Du nicht mein Nebenbuhler Mustapha, der Juwelenhändler aus Stambul bist!"

Er hatte den Schleier zurückgeschlagen, das Licht aus den Fenstern des Oberstockes traf sein Antlitz. Einige Augenblicke stand der Muselmann in erstarrende Ueberraschung verloren. Dann richtete er das ernste Angesicht aus dem bedeckenden Tuche auf, sah zum Himmel, kreuzte beide Arme demüthig über die Brust und sprach wiederum in einem ergebungsvollen Tone: „Allah ist groß! Ich glaubte die schönste Sklavin heimzuführen und habe meinen Gegner durch Sturm und Regen geleitet. Um seinetwillen bin ich gleich einem Gaukler, in Weibs-Kleidung gekrochen, an seiner Seite habe ich paradiesische Regungen empfunden — Allah ist groß! sein Wille geschehe."

„Weißt Du aber, Freund Türke, daß mich der Spaß hundert Dukaten kostet?" — fuhr Robert heraus. „Basilio ist ein Schurke und ich fange an zu vermuthen, daß die schöne Chiara von meiner Liebe, von meinem Unternehmen, von der ganzen Entführungs-Geschichte kein Wort gewußt hat."

„Fünfhundert Zechinen!" — seufzte Mustapha. „Aber Allah ist gerecht. Er wird mir's ersetzen im Handel."

Da erklang frohes Gelächter und Becherklang von oben herab. Pater Anselmus Stimme wurde laut; Grecco sang ein griechisches Trinklied.

Von einem Gedanken, von derselben Sehnsucht nach Trost und Erheiterung ergriffen, stürmten die zwei Getäuschten die Treppe hinauf. Sie standen unter den staunenden Freunden, sie erzählten, sie erhielten selbst, einer durch die Mittheilung des Andern, nähern Aufschluß. Als nun aber der Wundarzt lachend berichtete, daß Constantio's Eltern unerwartet angekommen, daß durch dieses Ereigniß die Heirath des jungen Paares beschleunigt worden, daß dieses schon in der Frühe des heutigen Morgens abgereist sey; als Grecco hinzufügte, er kenne keinen listigern und schurkerischern Armenier, als Basilio, und die Nebenbuhler sollten ihr Geld als für immer verloren ansehen: da griffen Mustapha und Robert, den einzigen Trost in ihrer Lage anerkennend, nach den gefüllten Bechern und riefen, vom allgemeinen Chorus begleitet:

„Ergo bibamus!"

Logogryph.

Wie schlecht die Schule ist in X.,
Das sey euch jetzt berichtet;
Doch schwör' zuvor ich noch beim Styx,
Daß nichts von mir erdichtet.
Ich bin, nicht etwa weil ich muß,
Ach nein, bloß zum Plaisir
Mechanikus und Optikus
Und experimentire.
So kam, als jüngst ich müßig war
Und vor ein Wort genommen,
Zu mir ein Schüler, der dies Jahr
Schon nach dem Wort gekommen,
Sobald man streicht das Zeichen vier.
Ich nahm in die Lehre,
Und bat ihn, doch zu sagen mir,
Was für ein Ding dies wäre!
Er aber, der bald als Student
Die Mappe sollte tragen,
Er wußte mir vom Instrument
Auch nicht ein Wort zu sagen.

Auflösung des Palindrems in Nro. 49: Moblin. — Nil. Dom.

---

an der Mutter hingen, wie ein ausgesprochener Wunsch derselben ihneu eine heilige Pflicht, ein Kuß, ein Lächeln, ihr schönster Lohn war; und vollends die große Herzlichkeit, welche die Geschwister verband. — Das Theilen und Hingeben, das Schonen, Vertranen und Freuen unter einander, war ein seltener hinreißender Anblick für jeden, der so glücklich war, dieses Eden zu schauen. — Die geistreiche Mutter hatte es sich vorgenommen, den ersten Unterricht selbst zu geben; vorzüglich aber durch stetes Beisammenseyn mit den Kindern, deren Herzen vor den Eindrücken zu schützen, welche unvermeidlich von Personen geringerer Art ausgehend, nicht selten nur mit Muhe aus den jungen Gemüthern vertilgt werden können. — Mehr durch Beispiel, als Lehre, auf ihre Liebliuge wirkend, hatte die edle Mutter bald die Freude, ihre schöuen Wünsche verwirklicht zn sehen, und manche selige Freudenthräne entfloß ihrem Auge, wenn die holden Kleinen ihr zur Seite knieeten, die kleinen Händchen zum Morgengebete gefaltet. —

Mehrere Tage hinter einander war eine angenehme Stimme unter dem Feuster der Freiherrin gehört worden; Felix, welcher sogleich hinunter gesprungen war, brachte die Bitte des Sängers hinauf und konnte gar nicht aufhören von dem armen Knaben zu plaudern, und seine Aelteru zu fragen: warum jener denn so dürftig seyn müsse, da er doch so freundlich nud so schön sey. Liane und Agnes hatten sich immer an das Fenster gestellt, und die Mutter herbeigerufen, wie hübsch es aussähe, wenn Felix neben dem Knaben stand, und die lebendige Agnes hatte Lianen umfaßt, und ihr zugeflüstert, wenn doch unser Bruder auch wäre, dann würde Felix so glück- [illegible]enn, als ich, wenn ich meine gute Schwester umarme. — Die [illegible]rrin, welche schon in der Stille den Wunsch genährt hatte, einen Gefährten fur Felix, der den Mädchenspielen nach gerade entwuchs, zu finden, und nur aus Besorgniß, vielleicht einen Mißgriff zu thun, ihrem Gemahl, der jeden Gedanken schnell auszuführen pflegte, denselben verschwiegen hatte, zog Erkundigung über den kleinen Sänger ein, der seiner Stimme wegen schon die Gunst der musikalischen Frau gewonnen hatte. Man berichtete sie, daß er der Sohn eines tapfern Streiters aus dem siebenjährigen Kriege sey, der vor kurzem nach dem Aufenthalt seines großen Feldherrn hinübergeführt von dem Engel des Lebens, seine Wittwe ganz dürftig hinterlassen hatte, da er voll Ehrgefühl für seinen Stand, nie dem Erwerb der niederen Klasse nachgehen mochte. — Jetzt, da ihrer Kinder flehende Blicke ihrem Vorsatz begegneten, und Agnes, die Alles sagen mußte, was sie dachte, wehmüthig hinzufügte, „wie mag er nicht hungrig seyn, er ist schon von der Stadt herauf gekommen," beschloß sie die Ausführung nicht weiter hinauszuschieben. — Um aber bet Agnes, deren zuweilen durchblinkende Neigung zum Geiz und zur Eigenliebe ein Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war, ein edleres Gefühl zu wecken, sagte sie, anscheinend kalt, „gieb ihm doch dein Fruhstück, Agnes." Ueber und über vor Verlegenheit errötheud, und mit dem niedlichsten Händchen die blonden Locken aus der Stirn streichelnd, sagte das kleine schöne Ebenbild des Vaters, „es schmeckt mir gar zu gut, liebe Mutter!" — Desto größer ist die Gabe für den Dürftigen, entziehest du sie dir, sagte ernst die Mutter, und Agnes ging mit langsamen Schritten, ihr Butterbrod in der Hand, der Thüre zu, Lianen winkend. — O nur dies eine Mal gehe allein, liebe Schwester, bat diese, ich sehe so gern unbemerkt, wie er sich freut. —

Einen sanften Kuß auf das dunkle Lockenköpfchen Lianens hauchend; sagte die Mutter bewegt, dein Empfinden wird dich beglücken, mein stilleres Kind! Aber fahre nur fort im Verhüllen — man wird dich lieben, wie man Agnes liebt; doch verstehen werden dich nur wenige. — Freundlich öffnete sie, als Agnes wieder heraufgekommen, das Fenster, mit ihrer wohlklingenden Stimme den Kleinen nach seinem Namen fragend. Wilhelm klang es melodisch herauf. Nun, Wilhelm, willst du hier bleiben, immer hier bleiben? — „So gern, ach gern! „Das sollst Du auch, hole mir nur deine Mutter her." — In einigen Stunden erschien eine ältliche Frau, die ihre Freudenthränen über des Sohnes Glück gar nicht stillen konnte, mit Dank und Segen schied sie von der gütigen Herrschaft, die sich ihres Kindes annehmen wollte. Ihn von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen, war alles, was sie bat. —

Wilhelm, reich an Herz und Gabe ausgestattet, wuchs, eine edle Pflanze, im Hainfeld'schen Hause, heiler und gehaltvoll mit den schönen Geschwistern auf, liebend und geliebt, als sey er ein verbrüdertes Glied des glücklichen Kreises. — Die Freiherrin hatte den Plan gehabt, Wilhelm zum Virtuosen, wohin seine Hauptneigung strebte, ausbilden zu lassen, allein ihr Gemahl, welcher, kam es auf eine Bestimmung für's Leben an, die Kunst für keine so sichere Gefährtin gelten lassen wollte, als eines jener Fächer, die dem Staate unentbehrlich sind, widersetzte sich diesem ernstlich, so daß die hohe Frau schon ganz unruhig über Wilhelms Zukunft, deren Weg nun eingeschlagen werden mußte, war, als der treue Verfechter ihrer Familienangelegenheiten, der Freund ihres Gemahls, ein berühmter Jurist, der Wilhelm längst liebgewonnen hatte, diesen zum Gehülfen seiner, für sein Alter fast zu großen Arbeiten ausgebildet zu sehen wünschte.

Herr Ruhberg, ein schönes Licht im Kranze glänzender in der Jugend und im Laufe männlicher Jahre von des Schicksals ruhigern Wellen getragen, war erst jetzt, wo das Alter einige weiße Blüthen, die die Nähe des höhern Frühlings ankündigen — auf sein Haupt zu streuen anfing, vom ersten, aber schrecklichen Sturm desselben um so schmerzlicher erfaßt worden. Ein zu den schönsten Hoffnungen berechtigender Sohn war in die Fallstricke des Lasters, die eine Entartete ihres Geschlechts ihm für Rosenbande gab, gefallen. — Als der Betrogene zu spät den Abgrund, an welchen er sich befand, erkannte, vermochte er nicht als Giftpflanze in einer Welt zu leben, in der er sonst als Stern geglänzt — und ehe die Parze seinen Lebensfaden vollendet, verschwand die Jugendgestalt, gleich einer tauben Blüthe im Frühling, von welcher keine Frucht im Spätjahr dem Wanderer erzählt. —

Der arme Vater sich an der Säule der Religion emporrichtend, und gelehnt an ihr, Kraft zum Siege im Leid gewinnend, sehnte sich nach einer verjüngten Vergangenheit, nach einem Herzen voller Jugend, das des Alters kältere Gefühle so schön belebt, — prüfend hatte er umhergeblickt, aber nur Wilhelm, dessen schöne Begeisterung ihn über die Fläche des Lebens erhob, schien ihm unter Tausenden der Würdigere zu seyn, denn der allgemein geachtete Mann verlangte nur solchen Juristen, der durchdrungen von den heiligen Rechten der Menschheit, nicht ein kalter Vollzieher der Gesetze, sondern ein milder Stellvertreter des höchsten Richters sey, dessen Herz erfüllt von Menschenliebe ein Tempel des Friedenengels ist, der auch dann noch auf seiner Lippe thront, wenn er des Schuldigen Urtheil spricht. — Der Tag zur Abreise Wilhelms, der seine akademische Laufbahn beginnen sollte, rückte immer näher, und die Gefühle einer ersten Trennung zogen in des siebenzehnjährigen Jünglings Brust ein, wie schützende Götter. Des Lebens seligste Beziehungen hatten sich in diesem Kreise vereinigt, ihm einen ewigen Jugendhimmel zu weben, der freundlich und unbewölkt mit dem Menschen geht, wenn der andere sich ihm trübt. — Mit dem Herzen eines Sohnes hing er an seinen Wohlthätern, an den Lehren seiner Kindheit und Jugend. — Agnes empfing er mit Bruderliebe; Liane war ihm mehr — aber er mochte den Gedanken doch nicht ausdenken: ein Engel stand sie vor seiner Seele, diesen anbeten, ihm jede

Tugend weihen, war sein Streben; aber nennen durfte er ihn nicht; es war ihm, als würde er dann entfliehen! — Felix, mit ihm in gleichem Altee, war das höchste Glück seiner Jugend! die hohe Freundschaft hatte beide Jünglinge verbunden, deren Seelen, werth dieser herrlichen Weihe, zwei reine Sterne durch alle Räume wandelten, unter keiner Wolke einer den andern verlierend. — An diesrn Sternenkranz reihete sich seine alte Mutter, an der sein Herz mit rührender Kindlichkeit hing. Wie gewöhnlich den Zurückbleibenden der größere Schmerz eines ernsten langen Abschiedes zu Theil wird, so war es auch hier der Fall, und um so tiefer wurden die schönsten Herzen verwundet, da zu gleicher Zeit auch Felix das väterliche Haus verließ, um seive militairische Laufbahn zu beginnen. Für diesen geliebten Sohn war die Mutter voll Besorgniß, seine schwärmerische Begeisterung für eine Sache werde ihn zum größten Entschlusse hinreißen. Ihr ruhig beobachtender Geist hatte manchen Karakterzug ihrer Kinder belauscht, nnd nie konnte sie im Flug der Jahre einen Eindruck ihres Gemüths schwächen, den sie aus einer Kindheitsscene der Kinder schöpfte. Liane immer heiter, aber stets ernste Erscheinungen festhaltend, sprach eines Tags, als eine Nonne, die nicht selten dort erschien, weil benachbarte Klöster die Gegend stiller machten, vorübergegangen war, mit rührender Begeisterung von dem frommen Tagwerke derselben, und schloß mit dem Gedanken, auch sie wolle Nonne werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kunst.

(Fortsetzung.)

„Die Idee, welche solchem Gemälde zu Grunde liegt, ist allerdings eine für die Ausführung geeignete, aber es fragt sich denn doch, wie sie ausgeführt ist; ein poetischer Gedanke in gemeine unrichtige Form gekleidet, wird durch diese vernichtet: denn wie viel vorzüglicher wäre das Kunstwerk, wenn in ihm die Form immer dem Gedanken entspräche; würde denn unser feineres Gefühl bei dem besprochenen Gemälde nicht auch befriedigt werden, wenn die von Ihnen gerügten Mängel wegfielen? — Es bleibt der Maler, der sich nicht um die Gesetze des Schönen kümmert, sondern blos einem ungeregelten Genie folgt, immer nur auf einer niederen Stufe stehen; jeder Gedanke, wenn er in Form übertritt, füge sich in die ihm allein Passende — wer bildet einen Pegasus mit den Merkmalen eines gemeinen Karrengauls? wer eine Psyche mit Umrissen einer derben Magd, deren Amor nur im Gewande eines Stallknechtes stecken kann?“ — „Es ist gut,“ versetzte ich, „daß Sie diese Ansicht haben — aber in Werke der Kunst durfen Sie nicht Ihre Idee dinein legen, es ist nur du untersuchen, ob der Maler seine eigene erreicht hat; das ist der Fehler unserer lieben Aesthetik, daß man Regeln aufstellt, die, bei der Lampe im Schlafrocke fabrizirt, sich blos in hübsche Worte fassen. — Die Freiheit der Imagination der Künstler soll sich wie auf dem Bette des Prokrustes renken und dehnen lassen, und sich der Fessel schmiegen, oft von solchen hergerichtet, die weder Pinsel noch Meißel zu führen verstehen. Die getadelten Formen an jener Löwenjagd passen genau — es ist kein Ritterzug gegen diese Thiere, es ist die Noth; man sendet aber auch nicht Schwächlinge zu solchem Unternehmen aus, sondern kräftige Gestalten, die äußerlich beweisen, daß ihnen ein kühnes Herz innewohnt. Die derben Umrisse haben also selbst troz der fehlerhaften Zeichnung ihre gegründete Entschuldigung — und wegen der gemachten Vergleiche frag ich nun: Hat Rubens da einen Bachus etwa vorstellen wollen oder einen Herakles? An Götter und Heroen hat er nicht gedacht! — Sie wissen aus der Kunstgeschichte, daß es eine Menge, und darunter sehr viele Maler von höchstem Verdienste gibt, welche man Manieristen nennt — obwohl Rubens mehr Uebertreibung hat, als alle diese Verächter der Natur, so fiel es doch Niemanden ein, ihn jenen zuzuzählen, man fühlte wohl, daß es eine himmelschreiende Verblendung wäre, diesen Feuergeist, der in den Reihen der Künstler ganz allein steht, mit jenen einzuschachteln. „Ihre Ansichten über Rubens zu theilen, ist mir überhaupt unmöglich — ich habe schon oft gewünscht, daß alle seine Figuren in einem orthopädischen Institute gewesen wären — nichts gefällt mir an ihm, als die Thiere; unstreitig mag er der größte Bestienmaler gewesen seyn, und auch da ist seine Uebertreibung abscheulich. Wenn die Pferde solche Mahnen hätten, würde der Hanfbau sich etwas vermindern; für Stricke und Bindfäden würde man sie verwenden, auch würde vielleicht das Hängen wieder eingeführt, ein roßhaarenes Seil schneidet sich nicht so leicht ab. Dies nur beiläufig; ich muß aber bedauern, daß Sie von der Aesthetik solche falsche Begriffe hegen — wem verdanken die bildenden Künste ihren Aufschwung, den sie in jungster Zeit genommen? Sie werden mit mir einig seyn, daß jetzt Deutsche unter den europäischen Künstlern die erste Stufe einnehmen, und dies rührt unbedingt nur von jenen Männern her, die eigentlich gezeigt haben, worin die Kunst besteht; diese haben die Schachte geöffnet, die Talente geweckt durch ihr belebendes Wort; die Werke Winkelmanns, Tieks, Wackenroders und vor allen Göthes, sie haben wie die fabelhafte Springwurzel die Pforten des Heiligthums geöffnet, und wer in diese Prachtsale hineingegangen, wer in sich die Kraft fühlte, diese tiefen Gedanken selbst zu durchdringen, wem diese Ideen, leuchtend wie die Sterne, zu einem Himmel wurden, den er überschaut und zu ordnen versteht in die gehörigen Gruppen, wer, ein neuer Atlas, inmitten der heiligen Kreise seine geistigen Arme breitend von Pol zu Pol diesen Himmel in sich trägt, dem wurde die Feuertaufe der Kunst. Aphrodite und Tritogeneia sind ihm zu treuen Gefährten gegeben, neben seinem Hügel wird die Palme des Ruhmes erwachsen und ihre Zweige breiten sich von Mittag zu Mitternacht — — —“

Der Athem ging meinem Freunde aus, ein bedeutendes Husten überfiel ihn, worüber er später sehr gefluchte — „denn ist man einmal so recht im Zuge, da kommen die Gedanken von selbst, und zum erstenmale sprach ich mich so freimüthig aus, nicht etwa, weil ich Anstoß fürchtete, aber die Welt ist gemein; der ist ein Narr, welcher die Bauern mit Ananas traktirt, Mühlsteinen Properzens göttliche Elegien vorließt!

(Fortsetzung folgt.)

Sonnet
an D....

Der Anmuth und der Schönheit holde Blüthen
Sind Sterne, die mit ihrem milden Schein
Des Erdenpilgers Herz gar hoch erfreu'n,
Und Labung reichen selbst dem Lebensmüden.

Wo sich Gefühl und zarte Schönheit paaren,
Wo aus den Blicken spricht der Liebe Strahl
Und unsrer Brust bereitet süße Qual,
Da liebt der Greis auch noch in Silberhaaren.

Die ersten beiden sind so ganz dein eigen,
Anmuthig strahlst du in dem Jugendglanze.
Und bist geschmücket mit dem Schönheitskranze.
Doch fühlst du auch? O nein — hier laßt mich schweigen.
Ein schönes Bild — aus starrem Erz gegossen,
So stehst du da, streng ernst und fest verschlossen.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 55. Mittwoch, 9. Juli 1834.

Der Mensch ist nicht glücklich, als bis sein unbedingtes Streben, sich selbst seine Begrenzung bestimmt.

Joh. Wolfgang v. Göthe.

Petite Madame,

(von Madame Eugenie Foa.)

(Fortsetzung.)

Drei leise Schläge ließen sich an dem Pförtchen vernehmen.

„Mach' auf, mach' auf . . . Da hast Du auch noch mein goldnes Kreuz, gieb die Schlüssel.

Sie drückte ihr das Kreuz in die Hand, ergriff das Schlüsselbund, wo sie schnell den rechten herausfand und öffnete die Thür. Der Prinz von Baudemont schlüpfte hinein.

Sein leicht über die Achsel geworfener Mantel ließ seine reiche Uniform sehen; sein schönes Gesicht strahlte von Frohsinn und Glück, er dankte Marien mit einem so edlen, freundlichen Wesen für ihre Pünktlichkeit, daß die Pförtnerin einen Ausruf der Bewunderung nicht zurückhalten konnte.

Marien's Schleier verbarg das Erröthen, das bei dem Anblicke dieses edlen, schönen Mannes ihr Gesicht überzog, und mit zitternder Stimme bat sie ihn, ihr zu folgen.

„Sie ging voran und führte ihn in einen schönen Garten. Es war eine schöne, heitere Sommernacht; der Mond war noch nicht aufgegangen, aber Millionen Sterne glänzten am blauen Himmel. Seiner Führerin folgend, die leicht über den Sand der Gänge hinschwebte, trat der Prinz in einen reizenden Pavillon, durch dessen aufgezogene Jalousien die kühle Abendluft strich.

Ein Blumenkorb mitten in diesem Pavillon verbreitete einen schönen Duft, an dessen Seite stand ein Sopha, auf welches Marie sich warf.

Beide waren Anfangs still, beide schienen bewegt, besonders der Prinz, der, in diesem mit Wohlgeruch erfüllten Kabinette, bei der Stille der Nacht, vor einem jungen Mädchen stehend, deren schneeweißes Gewand das Bild ihrer Unschuld war, und die still und zitternd so weiß durch den dunkeln Schatten durchschimmerte; der Prinz, entzückt vor ihr stehend, fühlte sein Herz von einem süßen, unbekannten Gefühle durchströmt.

Es war nicht Liebe, aber ein sanftes Gefühl, das fast der Liebe glich.

„Setzen Sie sich, mein Herr!" unterbrach sie endlich mit einem Seufzer das Stillschweigen.

Der Prinz setzte sich und Marie fuhr fort.

„Haben Sie Bontemps gesprochen?"

„Ja, Madame, ich sprach mit ihm; aber vergebens habe ich ihn gebeten, ihn beschworen, mir etwas Näheres über Sie zu entdecken."

„Ich kann nicht," antwortete er mir in einem festen Tone, „auf meine Ehre, ich kann nicht . . . Was kann man einem Manne einwenden, der seine Ehre zum Pfande setzt, Madame?"

„Ach! . . aber warum will man mich denn zwingen, den Schleier zu nehmen? Haben Sie ihn das nicht gefragt?"

„O ja, Madame, ich habe ihn gefragt, als ob es mein eignes Leben gälte."

„Und seine Antwort . . geschwind . . seine Antwort."

„Die ist hart, und bleibt mir unerklärbar."

„Doch, doch! sagen Sie sie nur."

„Ich kenne," sagte er mir, „die Aeltern dieses Mädchens sie ist von ehelicher, ja erlauchter Geburt; aber ihr unglückliches Schicksal verdammt sie, unbekannt und verborgen zu leben, ihr bleibt keine andere Wahl, als das Kloster; sie muß gehorchen. Und was kann sie sonst für Hoffnungen haben?"

„Keine, ich weiß es wohl, keine! aber ich kann nicht gehorchen, mein ganzes Innere empört sich gegen den Gedanken, dieses ewige Gelübde auszusprechen."

Hier ließ Marie ihr Haupt auf die Brust hinabsinken, der Prinz hörte ihr Weinen.

„Ist denn der Stand, den Sie wählen sollen, Ihnen so gänzlich zuwider, Madame?"

„Er ist mir schauderhaft, schon der Gedanke daran ist mir wie der Tod. Wissen Sie, mein Herr, was ein Kloster ist? Der Horizont vier Mauern, keine freie Luft zum Athmen; nie, nie eine Veränderung, nie eine andere Aussicht als Tod! Diese Thür, die Ihnen sich aufthut und durch die Sie hinausgehen, leicht und sorgenfrei, ohne nur einen Blick zurückzuwerfen, diese Thür fällt zentnerschwer auf meine Brust; sie ist der Stein, der mein Grab decken wird, und auf dem, wie auf den Pforten der Hölle geschrieben steht: Keine Hoffnung! Ein Kloster, ach, es ist ein geistiger Tod, ein voraus schon gefühlter Tod, ein endloser Todeskampf, es ist das Schrecklichste auf der Welt: und in dieses eisige Grab will man mich, so jung noch, so voll warmen Lebens, hinabstoßen. Man will mich zwingen, daß ich mit meinen eigenen Händen mein Herz zerdrücken, sein Pochen ersticken soll, daß ich als geduldiges Opferlamm meinen Hals den marternden Henkern hinstrecke, daß ich Ja sprechen soll, wenn jede Fiber meines Herzens laut Nein schreit. O, das ist zu schrecklich, zu grausam! Aus Barmherzigkeit, mein Herr, sagen Sie mir doch, daß man das Opfer nicht von mir fordern wird!"

Sie warf sich zurück in das Sopha, hüllte ihren Kopf in das Kissen und blieb so im tiefsten Schmerze versunken.

Von dieser Verzweiflung, von dieser unbegreiflichen Tyrannei gegen so ein liebliches Wesen lebhaft gerührt, warf der Prinz sich zu ihren Füßen.

„Marie! beruhigen Sie sich, Marie, hören Sie mich an! Es giebt noch ein Mittel, vor diesem schrecklichen Loose Sie zu befreien."

„Unmöglich!" seufzte sie.

„Nicht unmöglich, wenn Sie mich lieben, Marie!"

Die Novize richtete sich schnell in die Höhe.

„Verzeihen Sie, Madame, ich weiß, daß hier die Stimme der Liebe verpönt ist; aber glauben Sie mir, die Gottheit verdammt sie nicht, und wenn Sie mich lieben . . . "

„Nun dann!"

„Ich entführe Sie, ich heirathe Sie"

„Mich?"

„Als Prinzessin von Vaudemont werden ihre Eltern, wer sie auch sind, es nicht wagen, Sie aus den Armen ihres Gatten zu reißen."

„Welch eine Zukunft, welch ein Glück; Gott, welch ein schöner Traum!"

„Sie willigen ein, Marie?"

„Einwilligen? Ach, das Wort weckt mich aus meinem Traume. — Nein, ich kann nicht!"

„Zweifeln Sie?"

„Eher an meinem Leben, und meine Qual sagt mir ja; daß ich noch lebe."

„Und doch . . . "

„Ach! um Gottes Willen, verlangen Sie keine weitere Erklärung!"

„Ich verstehe Sie, Madame, ich habe nicht das Glück Ihnen zu gefallen."

„Welche schreckliche Marter, o, mein Gott! und doch nicht reden dürfen!"

„Was hindert Sie daran?"

„Ich selbst, mein grausames, unbegreifliches Verhängniß, mein Zustand, der an sich schon ein unübersteigliches Hinderniß, ist."

„Wenn Du mich liebst, Marie, so ist kein Hinderniß auf der Welt im Stande, uns zu trennen."

„O, das ist zu viel, mein Kopf!"

„Marie! Im Namen der reinsten, aufrichtigsten Liebe —"

„Halten Sie ein, ich kann ihre Liebe nicht betrügen!"

„Im Namen der Ehre!"

„Ich würde Ihre Ehre und die meinige verletzen!"

„Marie!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Entsagende.

(Fortsetzung.)

Nachdem Agnes der Schwester manche Vorstellung von den Freuden, an die sie gewöhnt und dann entbehren müsse, vergeblich gemacht, umarmte sie dieselbe, und sagte mit ihrer schmeichelnden Stimme: „nun dann geh ins Kloster, liebe Schwester! Nicht wahr, du wirst für Agnes beten, die dich recht oft besuchen wird — aber deine Brüder dürfen dich dann nicht mehr sehen! — Ich baue mir eine Hütte dem Kloster gegenüber, wie Ritter Toggenburg," sagte Wilhelm. Aber Felix ergriff glühend Lianens Hand, leben und dich nicht sehen, meine geliebte Schwester! gehe nicht in's Kloster. — Ich folgte dir bis zu den Stufen des Altars, ich trüge dich hinaus, ich stürmte die Mauern, die dich einschlössen, und begrübe mich unter ihren Trümmern! — Daß Felix nur großen edlen Richtungen folgen werde, dafür bürgte sein reiner Sinn ihr; aber sie fürchtete die Gewalt seiner Begeisterung, die stets im schnellen Fluge ihr Ziel erreichen wollte.

Die Einsamkeit, welche seit dem Abscheiden beider Jünglinge im Hainfeld'schen Hause recht fühlbar geworden, mußte bald der geräuschvollen Ankunft einer nahe verwandten Familie weichen. — Der Kammerherr von Hainfeld, der einzige Bruder des Freiherrn, welcher in einer südlichen Provinz des Reiches lebte, hatte sich veranlaßt gefunden, einige Vermögensangelegenheiten, welche durch den Tod eines begüterten Oheims in Anregung kamen, persönlich mit seinem Bruder auszugleichen. — Er traf mit seiner Gemahlin, und dem einzigen Sohn in Hainfeld ein, und die lauten Vergnügungen, an welche seine Lebensjahre gefesselt waren, schlugen auch hier ihren Wohnsitz auf. — Wenn schon unter beiden Brüdern weniger Uebereinstimmung der Gemüther, als man gewöhnlich in diesem schönen Verwandtschaftsverhältniß voraussetzen darf, statt fand, und des Kammerherrn einnehmendes Aeußere, auch bei dem Theilnahmlosen, den Unterschied gegen seines Bruders tieferen Gehalt, zum Vortheil des Letzteren fühlbar machte, so war die Verschiedenheit beider Frauen für sie so drückend, als für andere bemerkbar. Die Kammerherrin fand den Aufenthalt bei ihrer Schwägerin auch keineswegs angenehm. Agnes war noch die einzige, der sie Gerechtigkeit widerfahren ließ, welches diese indeß blos der Kurzsichtigkeit ihrer Tante verdankte, die durch Agnes Schönheit und liebenswürdige Lebhaftigkeit getäuscht, sie für eben so leichtsinnig und weltklug als sich selber hielt; während die reizende Jungfrau, den Gefühlen nach, wie das öfter bei Gestalten der Fall ist — im Schönen nur der Tante ähnlich war. — Auch ihr Vetter mochte mit seiner Mutter Blicken das offene anmuthsvolle Bezeigen der reizenden Anverwandtin deuten, für die sein leicht entzündbares Herz in vollen Flammen stand, ehe noch Agnes Sehnsuchthauch sie belebt hatte. — Sie vermochte es anfänglich gar nicht, Zutrauen zu Aurel zu fassen, der, nur wenige Jahre älter als ihre Brüder, wo jene begeistert schwärmten, Ideale sahen und vergötterten, nur mit Resignation vorüberging, und nur im Gebiet der Kunst jene gelten ließ. — Seine feine Aufmerksamkeit indessen, die bezaubernde Anmuth seines wirklich schönen Aeußern, seine angenehmen Talente als gewandter Gesellschafter, die er aus den früher besuchten Vereinen schöner Geister sich anzueignen gewußt, und jetzt so anscheinend zwecklos geltend machte, gewannen ihm unbemerkt das schönste zärtlichste Herz. Wiewohl der Freiherr nicht so ganz von Aurels Künsten bezaubert war, so trug doch die Ueberzeugung, daß der Neffe, als einziger Erbe des beträchtlichen brüderlichen Vermögens, den Glanz seines Hauses zu erhalten wissen werde, hinlänglich dazu bei, ihn gern als Schwiegersohn zu begrüßen. — Die Freiherrin liebte ihre Tochter zu zärtlich, um nicht allein ihr Glück zu wollen; da Agnes dieses im Besitz ihres Aurels zu finden meinte, hieß sie gern ihre Zweifel schweigen. Während Agnes den Wonnemond einer glücklichen Braut genoß, sorgte das Schicksal hinter dem Schleier, der es dem Auge des Sterblichen verhüllt, auch für Lianen, indem es ihr eine Freundin zuführte!

Die traurige Katastrophe der Besiegung Deutschlands hatte das edelste Königspaar nach der Hauptstadt jener Provinz geführt, in deren Nähe Hainfeld lag. — Bald wurde auch diese Besitzung, wie viele benachbarte, öde und freudenleer, indem die Hauptstadt der Sammelplatz höchster und hoher Herrschaften ward, um deren Thron sich die Edeln des Landes versammelten. — Unter den Sternen, welche sich um die allgeliebte und liebenswürdigste Monarchin versammelten, befand sich auch Wilhelmine von Sternberg. — Als die schönen Geschwister Liane und Agnes, die sich der besondern Huld der höchsten Frau erfreuten, eines Abends durch die erhellten Gemächer wallend die holde Fremde erblickten, fesselte ein freudiges Erschrecken sie augenblicklich, indem es jeder war, als erblickte sie die geliebte Schwester und sich zugleich. — Es schien

Agnes Citheren-Gestalt, doch bei der kleinsten Bewegung glaubte man Lianen zu sehen, es war deren Haltung, ihr sanftes Neigen, ihre melodische Stimme, die wieder von den Rosenlippen der jüngern Schwester zu entstreben schien, auch schaute sie mit Agnes himmlisch schönen blauen Augen, die Lianens dunkle Locken beschatteten. — Wilhelmine in ihrer Engelseele die Stille der einen, wie das Entzücken der andern Schwester vereinend, mächtig wie jene angezogen, ward bald mit ihnen inniger vereint, und wenn der Menge oft war, als wandelten die holden Charitinnen mitten unter ihnen, so fühlten wirklich diese den Himmel in sich, dem sie entstiegen seyn sollten.

Wilhelmine und Liane schlossen den seligsten Bund der Jugend. Zärtlicher liebten nie sich zwei weibliche Herzen, innigeres Vertrauen floß nie aus einer Seele in die andere. — Auf gleichem Flügel flog ihre Phantasie nach derselben Richtung hin, und selbst die Muse der Dichtkunst hatte nur eine Leier für sie besaitet! -- Wie hätte Wilhelmine den Bruder ihrer Freundin nicht lieben sollen, und wie hätte Felix Lianens Freundin sehen können, ohne ihr ewig anzugehören. — Erst jetzt, da sie an der Freundin Brust den süßesten Namen, den es für sie in der Welt gab, nannte, und ihre Liebe der Schwester des Geliebten enthüllte, jetzt erst, da sie mit himmlischer Seeligkeit fühlte, daß noch neben der Freundschaft eine unsterbliche Blüthe auf Erden den Geist entzücke, und mit ihm in das des ewigen Frühlings hinaufziehe, und sie irrend meinte, Liane kenne den seligern Himmel noch nicht, da wollte auch sie dem ihrigen entsagen, bis die Freundin ihn gefunden habe, wie sie. — Doch Liane schmiegte sich fester an die Freundin, und ihr süßes Geheimniß hingebend, vertraute sie derselben Wilhelms Herz, und ihrer beider Liebe, die sie nie ausgesprochen, aber in jedem stillen Augenblick des Beisammenseyns, mit unauslöschlicher Sternenschrift, in ihren Blicken gelesen; und wie er wohl mit Schmerz, aber doch billigend, ihren Wunsch des Entsagens ehre und theile — da Liane die Mutter zu zärtlich liebe, um einen Wunsch zu äußern, den diese ungern erfüllt sehen würde, da sie eine ungleiche Verbindung nur aus Liebe zur Tochter, aber mit getheiltem Herzen billigen werde. — Beklage mich nicht, meine zärtliche Freundin! fuhr Liane fort. — Ich lebe und fühle nur für ihn, und wenn ich an ihn denke, so ist mir, als wäre der Frühling erwacht, und alle seligen Gefühle, die er mit bringt, erfüllen mein Herz. — Dieses Entsagen ist die himmlische Weihe, die mich ihm auf ewig verbunden hat! —

Im Beiseyn der königlichen Dulderin, deren Engelherz sich innig der Vereinigung schoner Herzen freuete, zumal in jener Epoche, wo so viele Erscheinungen die Flügel des deutschen Geistes schwächlen, wurden beide Paare verbunden. — Die Göttin der Freude, welche eine kleine Zeit ihren Wohnsitz in der Hainfeld'schen Familie genommen hatte, mußte leider nur zu bald ihrer dunkeln Schwester welchen. Der Freiherr von Hainfeld wurde den Seinigen durch den Tod entrissen, und die Trauer, welche ein so fühlbarer Verlust über alle verbreitete, wurde noch durch den Schmerz der großen Trennung von dem verehrten Königspaar vermehrt, in deren Gefolge sich Felix befand. — Mit Ahnung düsterer Seele folgten ihm die nassen Blicke seiner Wilhelmine.

Wie das Aufsteigen einer rosigen Eos die Schatten der Nacht verscheucht, so wichen auf einmal die trüben Bilder, aus Wilhelminens Phantasie vor der schönsten Hoffnung einer glücklichen Gattin, und die vermißte Göttin, mit dem Frühlingsschmuck im Haar, schien ihr altes Asyl wieder betreten zu haben; jedes befreundete Herz schlug in freudiger Erwartung. — Ach, die Göttin, an die Alle glaubten, war eine bittere Täuschung, die nur zu bald ihre falsche Hülle abwarf! — Näher und näher rückte die Stunde, von der Wilhelmine ein seliges Glück hoffte, der sie mit Freudenthränen entgegen ging — welche aber, so grausam ist das Schicksal, daß es gerade in den goldenen Freudenbecher Wermuth tröpfelt — ihre Todesstunde ward. —

(Schluß folgt.)

Die allerhöchste kurze Anwesenheit Sr. Majestät des Königs dahier war durch einen Akt der Gnade bezeichnet, welcher eben so sehr den bekannten Kunstsinn des erhabenen Monarchen als Allerhöchst Dero zartes edles Gemüth charakterisirt. Se. Majestät wohnten, kaum dahier angekommen, einem von der dahiesigen königl. Musik-Lehranstalt gegebenen Concerte bei. Schon bei der Anfahrt wurden S. K. Majestät durch das herzliche Vivatrufen der großen Menge Volkes begrüßt, welche sich versammelt hatte, um den heißgeliebten König und Landesvater den reinen, unverstellten Ausdruck seiner Ehrfurcht und freudigen Empfindung über Allerhöchst Dero Anwesenheit darzubringen. Huldvoll nahmen Se. K. Majestät diesen herzlichen Empfang auf. Noch mehr steigerte sich der Jubel, als Allerhöchst dieselben in den Concertsaal eintraten, wo sich alle Staatsbeamten und sehr viele ausgezeichnete Personen versammelt hatten. Mit einer Milde, wie sie nur in dem edelsten Gemüthe sich vorfindet, nahmen auch hier S. K. Majestät den wogenden Erguß der wärmsten Gefühle hin, wie sie den durch ihres geliebten Königes Nähe beglückten Herzen entströmten.

Ganz in diesem Geiste war der Eröffnungschor — von dem talentvollen Alumnus des dahiesigen Clerikal-Seminars G. Bausback gedichtet, mit Musik vom Hrn. Professor Fröhlich — ausgeführt von einem Personale von 150 Sängern und Instrumentisten. Und wenn in dem Gebete der Sängerchor mit wahrer Andacht und inniger Rührung Heil und Segen bringend für den edlen Herrscher erflehte, so war gewiß kein Zuhörer, welcher nicht auch seine heißen stillen Wünsche zum Allvater schickte. Bis jetzt war der erhabene Monarch gefeiert, nun ward es der tiefe, allseitig-gebildete Kunstkenner. Die Einleitung machte die klassische Ouverture von Cherubini zur Oper Lodoiska. S. Majestät gaben der Ausführung den allerhöchsten Beifall. Und nun steigen wir in die graue Vorzeit. Eine altchinesische Hymne, nach Amiot über dritthalb tausend Jahre vor Christus verfertiget, ward von einem 150 Personen starken Sängerchor vorgetragen. Der Eingang mit dreimaligem Schlage der großen Trommel und einfallendem Glockenschlage, eben so die begleitenden Instrumente waren ganz der Beschreibung gemäß, welche Amiot von der Art der Ausführung dieser Hymne gibt, die gesungen wird, wenn der Kaiser das Andenken seiner Vorfahren feiert. Sie machte einen wunderbaren Eindruck, theils durch das uns Fremde doch Alterthümliche, theils durch die Vereinigung von Größe und frommer Milde. Und was sonst die Philosophen und Geschichtsforscher behaupten, daß sich in dem Orientalismus die Gegensätze harmonisch durchdrangen, das fand man hier bestätigt. Nach der dem Programm beigefügten Anmerkung erhielten die alten Indier von den Chinesen ihre musikalische Cultur. Von den Indiern gewannen die Aegyptier ihre Bildung, von diesen die Hebräer und Griechen. Bei jenen aber trat in der musikalischen Pflege die Seite des Erhabenen, bei diesen die des Schönen vor. Aus der Verbindung der hebräischen und griechischen Musik bildete sich der christliche Grundgesang, der Choral. „Diese Stufenfolge in den Hauptperioden der musikalischen Geschichte ward uns in diesem interessanten Concerte vorgeführt. Als erster Punkt die chinesische, mit der altindischen Musik übereinstimmende Hymnen. Dann hörte man in dem herrlichen hebräischen Psalm — vorgetragen von dem erwähnten starken Sängerchor und begleitet mit Trompeten, Posaunen und Pauken — das Großartige; und in den folgenden griechischen Gesängen das Milde, Innige mit entsprechendem Schwunge

gepaart. Dem Referenten war es, als träte er aus dem interessanten, ägyptischen Saale in der Glyptothek zu München in den Apollo-, von hier in den Bachus-Saal. Und wenn jene wunderherrliche Sammlung der Antiken, welche wir dem tiefen Kunstsinne Sr. Maj. des Königs verdanken, uns den deutlichsten Aufschluß über die Geschichte der Bildhauerei gibt; so ist es merkwürdig, wie auch hier der Kunstsinn Sr. Majestät es ist, welcher die würdige Darstellung dieser musikalisch-geschichtlichen Werke hervorrief, dieser Werke, deren Werth noch jetzt von den meisten musikalischen Kunstkennern bezweifelt wird, welcher aber durch den wunderbaren Eindruck, den sie auf alle anwesenden Kunstkenner hervorbrachten, über jede Beanstandung sich erhebt. Auf diese alten schätzbaren Reste herrlicher Vorzeit folgte eines der trefflichsten Werke der neuesten Periode, der ausgezeichnete Schlußchor aus Haydn's Schöpfung, durch ein Personale von 200 Personen — den Lehrern und Zöglingen der musikalischen Lehranstalt — mit aller Begeisterung vorgetragen. — Den 2ten Theil eröffnete die klassische Jubel-Ouverture v. C. M. v. Weber, — eine tüchtige Aufgabe für ein Orchester — welche des allerhöchsten Beifalles sich erfreute. Höchstdenselben gewann G. M. Wehner mit seinem meisterhaften Flötenspiele, welches große würdige Sprache mit einer Weichheit und einem Schmelzverband, wie sich dieß selten vereint findet. — In dem Schlußchor von Beethoven ergoß sich die innige Freude und der heiße Dank für die allerhöchste Gnade Sr. Majestät, Allerhöchstwelche, in den gnädigsten Ausdrücken die Allerhöchste Zufriedenheit aussprechend, unter dem einstimmigen Jubel der ganzen Versammlung, begleitet von den Segenswünschen Aller, den Saal verließen und unter fortwogendem Jauchzen des Volkes auf den Straßen, welches durch die Musik des Landwehr-Militärs einen eigenen feierlichen Ton gewann, freundlich begrüßt von dem in schöner Beleuchtung strahlenden Harmoniegebäude, sich wieder in die königl. Residenz verfügten.

So einte sich hier mit dem Feste der Kunst jenes edler, warmer patriotischer Gesinnung; der erhabene Monarch zog durch seine Huld Aller Herzen zu sich hin, und ein unzertrennliches Band umschlang den großen Herrscher und sein treues Volk.

Ueber Kunst.

(Fortsetzung.)

Es gibt eine Miene, die so säuerlich süß ist, so viel Ironie enthält mit etwas Zugabe von Mitleid, daß sie mehr sagt, als die gründlichste Widerlegung. Eine solche mochte ich wohl gemacht haben, als nach einigen Sekunden mein Begleiter mich verlegen und etwas kleinlaut fragte, ob ich vielleicht nicht ganz mit ihm übereinstimmte? und mich mit einem Blicke ansah, der ebenfalls mehr als alle Worte hat, nicht zu streng mit ihm ins Gericht zu gehen. „Ja," erwiederte ich, „ganz mit Ihnen darüber zu harmoniren, daß der Aufschwung neuerer Kunst von den erwähnten Schriftstellern ausgehe, ist etwas zu viel verlangt. Wir dürfen nicht undankbar auf jener Männer Wirksamkeit zurückschauen; sie haben äusserst viel dazu beigetragen, daß der Geschmack für Kunst verbreiteter wurde denn wir können mit einiger Bestimmtheit behaupten, daß früher weniger Anerkennung der Kunst stattgefunden hat, daß vielmehr diese in einer Liebhaberei bestand, die manchen sehr unbedeutenden quasi Künstler zu einem Abgott der Mode machte. Dieses ist nun weggefallen und man hat die Namen eines Boucher, Vanloo, Cipriani, anderer gar nicht zu gedenken, aus bedeutenden Gemäldesammlungen verbannt; die Bildhauerwerke eines Cavaliere Bernini genießen nicht mehr die Idolatrie, die ihnen früher gezollt wurde, wo man diesen Mann an die Höfe berief, um die Büsten der Fürsten zu fertigen. Die Baukunst hat die Ueberladung abgelegt, man hat durch große, imposante Einfachheit dem Auge, das nirgends Ruhe finden konnte, hier sein Recht gegeben, dem Steine die unnatürliche Bearbeitung, die das Holz ertragen kann, nicht mehr aufgedrungen — doch ich möchte in einem andern Grunde diese Veränderung suchen. — Wie in der Natur alles seinen Kreislauf hat, und die Sternbilder nach Aeonen Jahren die früher gehabten Stellungen wieder einnehmen, wie auch neue Völkerwanderung sich ereignete, die sich von Moskau's großem Brande datirt; so mußte auch die Kunst nach großem Verfalle wieder auf bessere Bahnen kommen, denn das Leben der Völker hat in jeder Beziehung seinen Cyklus und ich verspreche Ihnen die Beweise hierzu ein andermal zu liefern. Aber die Künstler selbst haben das Verdienst, die Revolution der Kunst herbeigeführt zu haben. Der Mangel an Talenten ist in bessern Jahren gewichen und wenn Dichter und Schriftsteller diese freundlich begrüßten, so ist dies die allgewaltige Macht der Zeit, die sich des hemmenden Pedantismus entledigte und wieder frei athmen wollte. Aber glauben Sie ja nicht, daß die Schriftsteller das Räthsel Kunst gelöset — noch sind wir nicht im Reinen, was dies Wort für eine Bedeutung hat, eine vollkommen genügende Erklärung wird noch immer vermißt, die den Begriff feststellt und so ist's mit vielem Andern noch; jede Exposition der Begriffe Zeit, Leben, Kraft rc. liegt noch sehr im Argen und die größten philosophischen Köpfe sind von der Welt abgetreten! Lassen Sie jemanden die prächtige Beschreibung des Laokoon v. Winkelmann lesen — wird er wohl im Stande seyn, einen zweiten zu bilden? Geben Sie jemanden den Meißel in die Hand, und er wird trotz Göthe's unübertrefflicher Beschreibung von Leonardo da Vincis Abendmahl, sich nicht vermessen ein gleiches zu zeichnen.

Er versetzte „Die ästhetische Bildung hat den Zweck, uns die Gesetze der Schönheit zu entwickeln, sie hält Verschiedenes gegen einander und zeigt, was den Verstand befriedige an einem Kunstwerke, was mangle; wir müssen erst doch eine Ueberzeugung haben, ob der Gegenstand, den wir mit Begeisterung aufgegriffen, auch darstellbar sey — und dies lehrt uns ja nur die Aesthetik! Aber abgesehen davon, wird denn bei Lesung guter Schriften über Kunst nicht das Streben erwachen, unsere gefaßte Idee zur Ausführung zu bringen; wird bei einem feurigen Talente, und feurig muß der Künstler seyn, nicht die Fackel jener Genies in dem aufgehäuften Zundstoff einen hellen Brand erwecken, wird nicht auch der Ungeübte zum Griffel eilen, um seine Gedanken zu verkörpern?" — „Die Aesthetik lehrt es?" — nein, diese lehrt es nicht, das gibt schon die Natur der Sache, daß sich der Ton eines Instrumentes nicht malen laßt; daß man die Worte nicht versteinern kann, die ein Washington gesprochen hat, wer kann die Gedanken durch Musik darstellen, die den Archimedes zur Bestimmung der Verhältnisse der Peripherie zum Diameter geleitet haben? Und was das Streben nach Ausführung der Ideen anbelangt, so offenbart sich dieses früher, als wir im Stande sind, nur etwas Aesthetisches zu verstehen. Dies ist angeboren, und bekundet sich von selbst. Die Künstler schafften eher, als die Aesthetiker existirten, denn die Blume blüht, weil sie muß, die Quelle sprudelt von selbst aus dem Felsen hervor und der Künstler schafft, dies ist seine Bestimmung. Hat Raphael wohl das Werk des Hrn. Professor Weise gelesen; Hannibal Carracci seine Gemälde nach Grosmanns Handbuch gefertigt? Doch vorhin haben Sie gesagt, daß man Künstler seyn müsse, um aus kunstwissenschaftlichen Schriften Vortheil zu ziehen, und nun erlauben Sie mir die Frage: Stehen die Werke neuerer Künstler unter oder über jenen früherer, namentlich solcher, die zur Zeit der Reformation geblüht haben?"

(Fortsetzung folgt.)

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 56. Sonntag, 13. Juli 1834.

Die Menschen sind Kinder, und die Priester sind ihre Wärterinnen. Die Meisten erzählen ihnen fürchterliche Geschichten, damit sie still sind, und freundliche, damit sie lachen, aber ihren Verstand lassen sie schlafen, damit sie der Ruthe nicht entwachsen. August Mahlmann.

Petite Madame,

(von Madame Eugenie Foa.)

(Fortsetzung.)

„Prinz! aus Barmherzigkeit, dringen Sie nicht in mich, warum ich Ihr Anerbieten nicht annehmen kann; mein Herz bricht, weil ich es abschlagen muß; haben Sie Mitleid, fragen Sie mich nicht, welch ein Hinderniß zwischen uns sich wirft. — Es kommt von mir, und mein Schicksal ist der Art, daß Ihre Worte, die das Herz jeder Andern mit trunkener Freude erfüllen würden, in dem meinigen nur Schrecken und Entsetzen erregen. Von allen Gefühlen, die meine Seele so gut empfindet und begreift, kann ich, unglückliches Geschöpf, nur ein Gefühl, den Abscheu, erregen. Unterbrechen Sie mich nicht; denn, wie ein mit Schande gebrandmarkter Mensch muß ich Jedem mein Gesicht verbergen, auf dem Gott, wie auf Kains Stirne, den Stempel des allgemeinen Abscheues prägte."

„Marie, der Schmerz macht Sie irre reden."

„Ach! ich weiß recht wohl, was ich sage. Wissen Sie wohl, daß bei meiner Geburt schon mein Vater mir fluchte, daß meine Mutter — eine Mutter! Gott, es ist hart, daß ich es sagen muß — daß meine Mutter voll Abscheu mich zurückstieß. Wissen Sie, daß Beide in der Wiege schon mich verbannten und ihr Kind verleugneten? Wissen Sie das Alles? Ach! ich bin sehr zu beklagen. — Nun gehen Sie!"

„Ich glaube, Sie zu verstehen, Marie, und ich wiederhole mein Anerbieten. Muß man denn immer die Schönheit wählen?"

„Nein, aber man flieht die, die mir gleichen."

Ein Gedanke, der ihn erstarren machte, fuhr durch den Kopf des Prinzen, er ahnete eine Unförmlichkeit, eine Ungeheuer, und die Augen fest auf dieses räthselhafte Wesen gerichtet, wagte er nicht zu athmen und sich zu rühren.

Der Mond ging auf und seine Strahlen fielen durch das offene Fenster, gleichsam um dem Prinzen das Falsche seiner Ahnung recht deutlich zu machen, und spielten in den Falten des feinen mousselinenen Schleiers.

Nichts war zarter, lieblicher als die feinen, regelmäßigen Formen, die durch den feinen, weißen Schleier sich zeigten.

Er wollte zu jedem Preise aus der Ungewißheit sich reissen, worein die unzusammenhängenden Worte des Mädchens, ihre unter Thränen gegebene Weigerung und ihre dennoch so reizende Gestalt ihn gestürzt hatten.

„Marie!" rief er, „ich bitte Dich, hebe Deinen Schleier!"

„Nie!"

Und erschrocken preßte sie mit beiden Händen ihn fester zusammen.

„Ich bitte . . . ich will es!"

„Eher sterben!"

„Ich will es, Madame! oder ich muß denken, daß Ihre Rede, der Grund, warum Sie mir eine Unterredung gestatteten, selbst Ihre Thränen nichts sind als Täuschung."

Täuschung! o mein Gott, diese Worte, tief aus dem Herzen kommend, haben sie denn nichts, wodurch sie sich kenntlich machen?"

„Verzeihen Sie mir, da ich aber nicht angestanden habe, Ihnen meine Hand, mein Leben anzubieten, und Sie mir doch diese kleine Gefälligkeit versagen, muß ich da nicht glauben, daß meine Hand und mein Leben in ihren Augen wenig Werth haben?"

„O, mein Gott! Du weißt es!"

„Ich will es auch wissen." —

Und der Prinz machte eine Bewegung, ihr den Schleier zu entreißen.

Marie stürzte zu seinen Füßen; „Schonung!" rief sie, „Schonung! Es wäre schändlich von Ihnen, wenn Sie den Schleier berührten."

„Marie! warum aber mir dieß versagen?"

„Weil ich Dich liebe!" rief sie, ganz ihrem Gefühle sich hingebend, „weil ich Dich herzlich liebe, weil ich Dein reizendes Bild mit mir nehme, weil ich nicht will, daß Mariens Gestalt Dir nur traurige, schmerzliche Erinnerung erwecke!"

Bestürzt durch dieses so offene, mit solch einer Wärme gegebene Geständniß, blieb der Prinz wie betäubt; aber bald erholte er sich, er wollte sie beruhigen, sie trösten, — sie war verschwunden.

Da er sich umwandte, sie zu suchen, sah er ein kleines, schwarzes Weib an ihrer Stelle, die mit heiserer Stimme ihm in's Ohr krächzte:

„Die Frühmette ist schon geläutet, mein lieber Herr! geschwind, kommen Sie, es wäre mein Unglück, wenn man Sie hier träfe."

Der Prinz folgte der neuen Führerin, er drückte, da er an die Thür kam, der Pförtnerin einen vollen Beutel in die Hand, und sagte leise zu ihr:

„Ein Wort! Schwester Marie ist wohl sehr häßlich?"

„Heilige Jungfrau! nichts Häßlicheres!"

Und die Pforte schloß sich hinter ihm.

III.

„Madame!"

„Alle meine Briefe bleiben unbeantwortet, meine Liebe unerhört, meine Hand ausgeschlagen, und Sie lieben mich, sagen Sie?"

„Nun also, berechtigt durch diese Worte, die Ihrem Munde oder Ihrem Herzen, ich wage es nicht, zu bestimmen, wem von beiden, entschlüpften; denn Alles um Sie ist Geheimniß, morgen werde ich den König in Ihr Kloster begleiten; morgen will ich noch einmal mich berauschen in den reinen harmonischen Tönen, die vom Himmel herabkommen und gewiß wieder zum Himmel zurückgehen. Dann, merken Sie wohl auf, Madame, dann, in Gegenwart des ganzen Hofes Sr. Majestät, in Gegenwart des ganzen Klosters werde ich laut meine Liebe bekennen, Ihre Weigerung, Ihre Thränen, das barbarische Verfahren Ihrer Verwandten gegen Sie; ich werde Gerechtigkeit fordern von dem Könige für jene und für Sie."

„Jetzt, Madame, sehen Sie, ob Sie mir eine Antwort zu geben haben."

Karl v. Vaudemont.

IV.

Morgen, zu der Stunde, wenn der König im Kloster Moret die Messe hört, finden Sie sich ein hinter der Kapelle am zweiten Hauptpfeiler der Kirche.

Schwester Marie Therese.

V.

Eine Sänfte bewegte sich langsam die Allee in dem Gehölze von Fontainebleau hinab, die zu dem Kloster Moret führt; die Livrée der Träger, eine Menge vornehmer Herren und Pagen, welche diese Sänfte begleiteten, mehr aber noch die Gegenwart Ludwigs XIV., der nebenher ritt, und die nachfolgenden Wagen der Prinzessinnen, ließen errathen, daß es Frau von Maintenon war.

Einer der schönsten und am besten berittenen Herren hielt mit Mühe sein Pferd an dem Schlage der ersten Hofkutsche zurück, in welcher der Dauphin, die Herzogin von Bourgogne und ihr Gemahl saßen.

Ein lebhafter, obgleich mit leiser Stimme geführter Streit schien zwischen der Herzogin und diesem Reiter Statt zu finden.

„Nichts mehr davon," sprach sie ganz laut, indem sie verdrießlich sich in den Wagen zurückzog.

„Ach, Madame," erwiederte der Reiter, zu der Herzogin sich hinneigend, „Madame, erlauben Sie mir zu glauben, daß Sie würden von ihrem Schmerze gerührt worden seyn, hätten Sie sie gesehen, wie ich!"

„Sie haben Sie gesehen!" rief die Herzogin erbleichend.

„Ich habe mit ihr gesprochen, Madame."

„Darnach frage ich nicht; haben Sie ihr Gesicht gesehen?"

„Nein, Madame."

Die Herzogin erholte sich wieder.

Aber Sie kennen sie, Madame, Sie?"

„Sie haben ein schönes Pferd, Prinz von Vaudemont."

„Verzeihen Sie, Madame, wenn ich dringend werde; aber dieses Mädchen ist so unglücklich, sie hat einen so tiefen Abscheu gegen das Kloster, daß schon die allgemeine Menschenliebe es befiehlt, für sie sich zu verwenden."

„Arme! arme Marie Therese," seufzte die Herzogin.

„Sie nannten ihren Namen, Madame, Sie wissen also, wer sie ist?"

Die Herzogin antwortete nicht.

„Sie kennen ihre Eltern, ich sehe es wohl; sagen Sie ihnen doch, wenn sie das Mädchen zwingen, den Schleier zu nehmen, so geben sie ihr den Tod."

„Das wäre ein Glück für sie."

„Ach! Madame, Sie, so gut, Sie können das wünschen?"

„Lassen Sie uns abbrechen, Prinz, oder ich muß glauben . . . ."

„Daß ich das Mädchen anbete, ja, Madame, das ist Wahrheit."

„Ach! was wollen Sie? das ist Ihr Scherz!" Und unwillkührlich zeigte in ihrem ganzen Wesen sich eine heftige Bewegung.

„Ein Scherz, Madame, der für beide Theile vielleicht ernsthafte Folgen haben kann; denn ich bin fest entschlossen, das arme Kind von dem schrecklichen Loose zu befreien, das ihr droht."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß ich heute noch, jetzt auf der Stelle, von dem Könige Gerechtigkeit fordern werde für sie, gegen ihre barbarischen Verwandten."

„Großer Gott! was wollen Sie machen?"

„Der Stimme meines Herzens folgen."

„Etwas Unmögliches wagen?"

„Ich werde Ihnen das Gegentheil beweisen, Madame."

„Hören Sie mich an! — Die Fürstin bog sich zum Schlage hinaus und der Prinz neigte das Ohr zu ihr hin. — Hören Sie: ich kann, ich darf Ihnen nichts weiter sagen; aber diese Unglückliche, die beklagenswerther ist, als die ärmste Tochter des ärmsten Unterthans des Königs, kann Ihr Anerbieten nicht annehmen, sie hat auf der Welt keine andere Wahl, als das Kloster, eine Zelle und das Grab; wenn es nicht zu grausam gewesen wäre, sie gleich bei ihrer Geburt zu tödten, ihr Verhängniß ist einzig, nie gab es ein ähnliches. Bedauern Sie das arme Kind, wie ich sie bedaure, weiter aber können Sie nichts für sie thun."

Die Herzogin schwieg.

Man war angekommen.

Der Prinz ließ den König mit seinem Gefolge erst in das Innere des Klosters hineingehen, dann der Weisung, die er erhalten hatte, folgend, begab er sich an den angegebenen Ort.

Schwester Cäcilie erwartete ihn dort, sie gab ihm ein Zeichen, ihr zu folgen und führte ihn in eine Art von Sakristei, die an die Kirche stieß und seit langer Zeit nicht benutzt worden war.

„Bleiben Sie hier," sprach sie leise, „und erwarten Sie mich."

Darauf gab sie ihm ein Buch, ging hinaus und winkte nochmals mit der Hand ihm Stillschweigen.

Bestürzt öffnete der Prinz maschinenmäßig das Buch.

Es waren die Hora's; allein zwischen jeder gedruckten Zeile war etwas geschrieben; er las Folgendes:

(Fortsetzung folgt.)

Die Entsagende.

(Schluß.)

Im ersten Moment der Freude, mit Jubeltönen herbeigerufen, eilte Felix auf Flügeln des Vaterglücks in die theure Heimath seiner Kindheit zurück, in Gedanken die kleinen Feste, welche seines Erstgebornen Kindheit begleiten sollten, vorerfindend, weil er aus Erfahrung wußte, daß diese durch alle Schatten, den die Jahre werfen, am lebendigsten hindurchschimmern, als ein Jammerruf seine letzten heiteren Bilder verscheuchte. — Es war die letzte Station vor Hainfeld, wo ein alter Diener seines Hauses wohnte, der aus treuer An-

länglichkeit beständige Kunde von seiner Herrschaft einzog. In der guten Absicht, den Schmerz der entsetzlichen Ueberraschung durch Vorbereiten zu mildern, zeigte er dem Eilenden die Gattin krank bis zum Tode an. — So plötzlich aus seinem Himmel geschleudert, verstummte Felix vor Schmerz, während es unaufhörlich in seinem Innern rief: Sie ins Leben zurückzurufen oder mit ihr zu sterben. — Ohne die Pferde abzuwarten, rannte er glühend die steinigen Pfade hinauf, bis seine wunden Füße strauchelten und seine Kräfte versagten. — Besinnungslos war er zu Boden gesunken, wo nachfolgende Diener, die den von Todesangst beflügelten kaum einzuholen vermochten, ihn fanden, und ähnlich einer Leiche nach Hainfeld brachten, als man eben einen langen schwarzen Sarg durch die verödeten Hallen des Schlosses trug. — Ohne Bewußtseyn hatte der unglückliche junge Mann mehrere Stunden gelegen, als die lebhaftesten Fieberträume ihn in's Leben zurückführten. Viele Wochen lang waren Mutter und Schwester für sein Leben besorgt, und selbst der Arzt hegte wenig Hoffnung, da die tiefste Seelenschwermuth mit dem Fieber zugleich seine Natur zu zerrütten schien. Aber diese, von unausschöpfbaren Quellen der Gesundheit und Kraft durchwallt, erholte sich, sobald ihre Gegner ermatteten. Wilhelm nicht von des Freundes Lager weichend, suchte dessen trauernde Seele zu besänftigen, aber Felix bat unaufhörlich um den Tod, und wenn gleich des Freundes Einfluß ihn anscheinend ergeben zeigte, so waren Herz und Gemüth doch in stetem Kampfe mit dem Geschick. Das Morgenroth deutscher Freiheit, welches gerade emporzusteigen anfing, weckte zuerst wieder Thatkraft und Entschlüsse in ihm; er verließ die Seinigen, um im Getümmel des Kriegs den Tod, der ihn hier floh, aufzusuchen. Wie soll ich aber deinen Schmerz und deine Wunden, die dir der Tod der Freundin schlug, malen, arme Liane? Ach du fühlst dich so einsam, so verlassen auf der Welt, die dir keine solche Freundin wiedergeben kann. Wenn du es denkst, wie viel ihr euch waret, euer Verstehen und euer Wollen, das Hoffen und das Sehnen und Finden Eurer Herzen — und die Geschiedene denkst, ihre Güte, ihre Tugend, ihre Liebe, ach, dann fließen deine Thränen, und dein Herz bricht tausendmal vor Wehmuth! und dir ist, als hättest du sie nicht geliebt, als müßtest du sie dem Himmel im Gebet abgewinnen, um ihr deinen Schmerz zu zeigen und ihr zu sagen, o um seinetwillen behalte mich, du seliger Engel, und ziehe mich dir nach. — Und wenn dein Schmerz sich wieder ausgeweint, und du den Geliebten denkst und in seiner Nähe glücklich bist — ach! dann suchst du wieder die Brust, an der du ruhetest, das Herz, dem du es sagtest, was du ihm verhüllen mußt — und fühlst es, daß du hienieden, wie sanft dich auch des Schicksals Hand hinfort trage, immer des Glückes Allerheiligstes verschlossen finden werdest. — Lianens ganze Seele war so erfüllt von diesem Schmerz gewesen, daß des Bruders Verzweiflung sie nicht heilend erschüttert hatte, aber als Wilhelm nun auch in den Kampf der Freiheit zog, drangen die mächtigsten Gefühle an das verschlossene Herz, es wieder den holden Begleiterinnen des Lebens, den Wünschen und Hoffnungen öffnend. Liebe, dieser Schutzgeist tugendhafter Seelen, führte Lianen in die frühere schöne Bahn zurück, deßen es auch bedurfte, wenn die vielfach verletzte Mutter nicht ganz ihrem tiefen Kummer verlassen bleiben sollte. Agnes war ihrem Gemahl auf seine Güter gefolgt; ihre Trauer über die letzten Ereignisse sprach sie rührend in ihren Briefen aus, aus denen ihr heißes Sehnen nach dem magischen Kreise ihres Jugendlebens oft recht fühlbar wurde. Das Erwarten und Empfangen ihrer sowohl als Wilhelms Briefe erfüllte die beiden Einsamen auf Hainfeld mit neuer Lebenswärme. — Die alte Mutter Wilhelms, die sich seit längerer Zeit in Ruhbergs Hause befand, und dieser selbst waren die Theilnehmer jeder willkommnen Nachricht. Von Felix irgend etwas zu hören, hatte man längst aufgeben müssen; nur die Hoffnung, daß vielleicht sein Schmerz in dem Strom der Begeisterung für König und Vaterland untergehen könne, stillte die Besorgniß um ihn. Wilhelm befand sich bei dem Korps, welches unter dem Druck fremder Uebermacht die Feindseligkeiten mit der russischen Armee beginnen mußte. Beide Heere standen in Schlachtordnung gegenüber, welche auch bald auf einem Flügel begann. Das Regiment, bei welchem Wilhelm diente, erhielt Befehl zum Anrücken, in dem nemlichen Moment sprengt ein feindlicher Offizier hervor. Lieutenant Feltenau, ruft er mit herausfordernder Stimme, den Degen zum Zweikampf ziehend. — Wilhelm, dem Rufe folgend, hat in wenigen Augenblicken seinen Gegner besiegt, seine Arme fassen den Sinkenden auf, der mit sterbender Stimme zu ihm spricht. — Hitziger wird indem das Gefecht, Wilhelm eilt auf seinen Standpunkt, spät aber, als das Schlachtgetümmel schweigt, sieht man ihn den Gefallenen aufsuchen, und unter heißen Thränen bestatten. —

Bis zum großen Siege der Völkerschlacht, blieb Wilhelm bei dem siegreichen Heere, ohne eine Wunde zu empfangen, welche ihn gehindert hätte, dem Vaterlande seinen Arm zu leihen; hier aber, wo eine feindliche Kugel ihn verwundete, schloß sich seine rühmliche Laufbahn, und sobald die Gefahr vorüber war, eilte er der Gegend zu, wo die heiligsten Bande ihn auf ewig fesselten. Er kam, um die fast schon vom Körper geschiedene Seele der Freiherrin noch auf eine kleine Zeit in einer Welt zu fesseln, worin das Wiedersehen und Vergelten und Segnen als Freuden und Tugenden, die uns des Himmels würdig machen, stehen. — Die heftigen Erschütterungen, welche sie seit dem Tode ihres Gatten verletzt hatten; die Schreckensscenen des Kriegs, vor allem aber ihres Sohnes Geschick, an dessen Tod sie nicht mehr zweifeln durfte, da sie nirgends Auskunft über ihn erhalten konnte, hatten ihre Gesundheit zerstört. — Des Leides gewohnt, wähnte sie auch Wilhelm an seiner Wunde verblutet, als er unverhofft vor ihr stand, und durch die Wonne des Wiedersehens die schmerzlichsten Verluste verschleierte. — Lianens Entzücken war jetzt ein seliger Anblick für die Mutter, deren Herz vor der still entsagenden Liebe einer Tochter, die nicht von ihrem Lager wich, keine Freude suchte, als das Lächeln der kranken Mutter innigst gerührt war. — Früher hatte sie wohl das Schweigen der Liebenden schweigend gebilligt; ihr war das seligste aller Gefühle nicht in seiner unermeßlichen Tiefe fühlbar, denn das Geschick entzog ihrem Blicke die Gestalt, für die es erwacht seyn würde, und später lösete sich die köstliche Perle ihrer Brust auf, in dem warmen Quell der Mutterliebe. — Auch hatte sie den Wunsch genährt, Liane werde durch eine gleiche Verbindung ihre schöne Bestimmung erreichen. — Aber jetzt, wo ihre Blicke so ganz von der Welt und den Ansichten abgewendet waren, die auch die edleren Seelen irre leiten, hatte sie oft sehnend nach Wilhelm geschaut, durch den sie der besten Tochter ihre Liebe vergelten wollte. — Segnend schloß sie der Kinder Hände in die ihrigen, indem der Geist in seine Heimath floh. Neben der Zypresse, die Lianen aus dem Grabe der zärtlichsten Mutter erwuchs, entfaltete sich die Rose einer Zukunft, deren Balsamhauch lindernd in ihre Wohnung drang. — Sie hatte bisher nie dem Gedanken einer Verbindung mit dem Geliebten Raum gestattet, nie in den Himmel eines solchen geschaut, der in ihrem Paradiese als verbotener Baum stand, nun aber, da der Engel, der sie geleitet, ihr scheidend die süße Frucht gab, hob das Entzücken, ihm so ganz mit allen Gefühlen angehören zu dürfen, sie zu einer nie geahnten Höhe des Glücks empor, von der die Rose, die auf ihren Wangen zum ersten Mal, seit dem Schwinden des Jugendglanzes, ihr schönes blasses Gesicht wieder erhellte, deutlich zeugte.

Anders war es mit Wilhelm, der immer bleicher und stil-

ler ward. Sonst hatte ihm die seligste Hoffnung aus der Zukunft gelächelt, jetzt stand kein heiterer Stern mehr darin; eine lange düstere Nacht erschien sie ihm und der Engel, nach dem das Herz weinte, leuchtete ihm erst jenseits wieder. Kaum war das Jahr der Trauer in den Strom der Zeit hinübergesunken, als er bebend die Feder ergriff, Lianen zu schreiben: Kennst du einen Ausdruck für die Empfindung dessen, der einem Himmel, den ein Engel ihm öffnete, entsagen muß, o Liane, für das ganze Leben entsagen muß, dessen Ziel noch fern, fern vor ihm liegt? Ach Geliebte! wenn du diesen Schmerz ahnend mit empfindest, — ermessen darfst du ihn nicht, — so vergib mir mein Geständniß. — Ich weiß nicht, ob ich je zu Dir von dem Zweikampf sprach, zu dem mich im ersten Feldzuge ein Unbekannter rief, ich glaube es nicht, denn meine Bewegung würde dir nicht entgangen seyn. — Als jener tödtlich von mir getroffen zu Boden sank, und meine Arme ihn aufhielten, da, ach da erkannte ich den, dessen Namen ich dir nicht wieder nennen darf! — Dank, mein Bruder, für den Tod, der mich zur Gattin bringt, sprach er mit schwacher Stimme, von deiner Freundes Hand suchte ich die größte Wohlthat, Dank dir, ich habe sie gefunden. — O, weine mit mir, meine Liane! Die Hand befleckt vom Blute des Freundes kann dich nicht durchs Leben führen, wie würdest du in meinen Armen erzittern, gedächtest du des Bruders — aber deinen Anblick entziehe mir nicht, wenn es dir möglich ist. —

Mit vor Freude bebenden Händen hatte Liane das Siegel gelöset, unter welchem sie ganz andere Wünsche verborgen glaubte — sprachlos faltete sie das Blatt zusammen, es an die beklommene Brust verbergend. — Mit der erloschenen Hoffnung welkte ihr von so vielen Stürmen entblattertes Leben schnell dahin. — Jeden Abend, wenn ihres Freundes Tagewerk beendigt war, der an Ruhbergs Seite dessen Wirkungskreis betreten hatte, trug sein schnelles Roß ihn zu der stillen Dulderin hinüber. — Die sanften Züge vom Glanze der nahen Verklärung umflossen, ruhete sie im weißen Engelsgewande auf einer schwarzen Ottomane, von des Herbstes stillen Blumen, den freundlichen Sternen, die des Winters Nacht verkünden, umgeben. Freundlich lauschte sie den zauberischen Akkorden, die Wilhelm ihrer Harfe entlockte, bis ihre Seele, von ihnen getragen, den Aufenthalt seliger Geister erreichte, wohin kein Schmerz mitgehet! — An Wilhelminens Seite auf einem sanften Hügel, wo eine kleine Kapelle, von Betenden oft besucht, stand, wurde sie begraben, und Wilhelm weilte oft um die Stunde des Sonnenunterganges, in welcher ja auch sein schönes Gestirn unterging, auf ihrem Grabe, — bis der Himmel sich des stillen Dulders erbarmte. — Ein heraufziehendes Wetter nicht fürchtend, ruhete er am Ort, wo seine Freunde schlummerten, da berührte ihn ein tödtlicher Blitzstrahl, und sein befreiter Geist schwang sich hinauf zu der seligen Region, wo es keine Trennung mehr gibt. — Ruhberg auf's tiefste gebeugt, nur noch wenige Schritte vom Grabe entfernt, tröstete die Mutter Wilhelms mit der Gewißheit einer baldigen Wiedervereinigung, die, weil sie dem Greise näher liegt, wie nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur dem Jüngling, dessen Kummer mildert. — Mit einer Mehrzahl holder Kinder besuchte Agnes zuweilen die Ruhestätte ihrer Lieben, und die Wehmuth, welche sie mit hinweg nimmt, erhöhet den Gehalt ihres Lebens, das recht viele Rosen schmücken.

Geschrieben im Anfang Juli 1834.

Ueber die Feld-Mäuse, und die Mittel, dieselben zu vertilgen.

Alle Mäuse vermehren sich bekanntlich unendlich schnell; wird nun den Feldmäusen kein Einhalt gethan, so müssen sie überhand nehmen und zur Landplage werden. Diesen Fall haben wir gegenwärtig schon zum Theile, und es möchte das Uebel bei den noch zur Fortpflanzung dieser Thiere geeigneten vor uns stehenden 4 Monaten sich noch vollkommen ausbilden. Das weiß ich; wird Mancher sagen, allein wir wollen Mittel haben, das Uebel zu vertreiben; welche sind dazu geeignet? Leider gibt es im menschlichen Bereiche keine. Schon oft hat sich Schreiber dieses nach der alten goldenen Regel: principiis obsta, sero medicina paratur: geäußert, daß man in den Jahren, worin es wenige Mäuse gibt, diese wenigen aufsuchen und ausrotten solle, um dadurch der Möglichkeit der Vermehrung zuvor zu kommen; allein es liegt im Menschen, mögliche aber noch entfernte Uebel nicht zu beachten; würde man in den geeigneten Jahren ängstlich die wenigen Mäuse aufsuchen, so wäre Allem vorgebeugt; wird doch auch von der Polizei der saumige Besitzer von Bäumen mit allem Rechte bestraft, wenn er die Raupen-Nester nicht aufsucht und zerstöret; warum sollte nicht dem Landwirthe bei Strafe auferlegt werden, im Früh- und Spätjahre, wo die Feldgüter zugänglich sind, die Mäuse aufzusuchen und sie zu tödten? Wird hierin keine scharf einschreitende Maßregel ergriffen, so wird bei jedem Jahre, resp. Winter, wie der letzte war, welcher diese Thiere nicht allein nicht zerstörte, sondern vielmehr begünstigte, der Mausfraß eintreten.

Es gibt im menschlichen Bereiche, wie gesagt, durchaus keine Mittel, um eine radicale Heilung dieses bereits ausgebildeten Uebels zu bewirken, höchstens gibt es lindernde Mittel, wie sie in frühern Zeiten und zum Theil auch jetzt vorgezeichnet sind; und wenn hundert tausende von Mäusen getödtet werden, so ist dieß noch nicht einmal der Zehent.

Daß die Feinde der Mäuse aus dem Thierreiche, laufende oder fliegende hierin keinen Aufenthalt machen können, beweiset sich wohl daraus am Meisten, weil sie nicht einmal im Stande sind, diese Thiere in der von der Natur gleichsam bestimmten Quantität zu erhalten, viel weniger werden sie erst im Stande seyn, bei einer Ueberzahl von Mäusen auch nur einen merklichen Nutzen zu stiften.

Das einzige Mittel zur Herstellung des Gleichgewichtes hängt von den Natur-Ereignissen ab; kommt im Winter Guttelwetter oder wasserreicher Schnee, und es friert schnell darauf, so thuen 10 Stunden das Wunder, und die Feldmäuse sind wie verschwunden. dies war der Fall vor etwa 12 Jahren, wo sich die Mäuse wie zum Hohne aller menschlichen Anstalten eher vermehrten als minderten, bis 12 Stunden die Rettung verschafften.

Man thue zwar, was vorgeschrieben ist, erwarte aber nur von der Natur, welche dieses Uebel schuf, gründliche Heilung; man vergesse aber auch nicht, wenn die Natur geholfen hat, jährlich die Vorsichtsmaßregeln geschärft eintreten zu lassen, welche die wenigen Mäuse auf die möglichste Anzahl vertilgen.

Die Maus.
(Eine Fabel.)

Es war einmal eine junge Maus,
Die lugte so fröhlich zum Loch heraus,
Und wo sie was zu naschen ersah,
Flugs war mein pfiffiges Mäuslein da.

Es war kein Söller und war kein Loch
Das unser Mäuslein nicht beroch;
Und Amors Zucker ohn' alle Noth,
Verspeiste sie grad' wie Gerstenbrod.

So trieb sie's lange — sie hatte genung —
Mit manchem Pfiff und listigen Sprung;
Doch endlich wurde sie alt und matt,
Da war mein pfiffiges Mäuslein satt.

Da wackelt sie mit dem gräßlichen Steis,
Und war nun gescheuter wie andere Mäus;
Und sprach von Zucht und Sittlichkeit
Ihr zuzuhören, es war 'ne Freud.

Ein junger Mäusert, der lachte darob,
Und sprach: mir schmecket es köstlich im Schopp.
Doch bin ich erst dir, Großvaterchen, gleich,
Dann denk ich, wie du, an das Himmelreich.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 58. Sonntag, 20. Juli 1834.

Freundschaft, Liebe! ach euch lassen uns die Götter
Wie von fern aus off'nem Himmel sehn;
Diesseits her versetzt, sind eure Früchte Blätter,
Die mit leerem Schmuck das Auge hintergehn.

Christ. Martin Wieland.

Petite Madame,

(von Madame Eugenie Foa.)

(Schluß.)

VII.

Die Sänfte der Frau von Maintenon hatte den Hof des Klosters Moret verlassen, der König mit vielen Hofleuten sie begleitet; doch störten noch zwei Wagen, mit dem Wappen von Bourgogne, so wie einige reich gezierte Pferde, die Stille des Klosters.

Einige Herren gingen schwatzend auf und ab.

„Nun, was giebt es Neues, meine Herren?“ sprach ein alter Herr mit blauem Ordensbande auf der Brust, der als Marschall von Villeroi begrüßt ward.

„Wahrhaftig, Marschall!“ antwortete ein hübscher, junger Mann, groß, schlank, in auffallend reicher Kleidung, „was wollen wir Neueres und Merkwürdigeres als das, was wir eben gesehen haben? Wenn es nicht etwa die Briefe der beiden Söhne des Herzogs von Rochefoucault und Ihres Enkels des Marki d'Arlincourt an Herrn von Conti sind, die man diesen Morgen einem aufgefangenen Kourier abgenommen hat.“

„Haben Sie die Briefe gelesen, Herzog von Nangis?“ fragte sein Nachbar.

„Nein, aber Bontemps kann Ihnen sagen, was darin stand.“

„Bah!“ sagte Bontemps, „es waren langweilige Spöttereien über den König, über Frau von Maintenon, über die Musterung der Truppen, ihre Beschäftigungen, ihre Unterhaltungen; und dann enthielten diese Briefe auch viel Spöttereien über die Religion, besonders die von Ihrem Enkel, Herr Marschall.“

„Nun, das beruhigt mich noch,“ erwiederte der Marschall, indem er mit dem größten Ernste eine Prise Tabak nahm; „mein Enkel hat sich nur an den lieben Gott gemacht, das geht noch so hin; allein die andern Beiden, die an die Person des Königs sich gewagt haben, das sind schreckliche Frevler! Was sagen Sie dazu, meine Herren?“

„Ganz Ihrer Meinung, Marschall,“ sagte Bontemps, „glücklicherweise für diese Herren war der König gerade bei guter Laune.“

„Ja,“ sagte ein kleiner, alter Herr, ganz mit Gold und Bändern behangen, „die Hugenotten in Montauban haben sich bekehrt.“

„Oh! was das betrifft, so kommen jetzt lauter Bekehrungen von allen Seiten,“ bemerkte ein Anderer; „die Diözesen von Embrün, Gap, und die Thäler von Pragelas, die unter die Abtei von Pignerol gehören, haben sich alle bekehrt, ohne daß die Dragoner dabei geholfen.“

Nun trat unerwartet eine neue Person zu der Gruppe dieser Herren; sie kam aus der Arkade der Kirche und wandte sich nach dem Kloster zu. Jetzt riefen Alle:

„Prinz von Vaudemont, ei, der Henker, wo kömmt der her?“

Der Prinz stand unentschlossen still und sah nach der Reihe jeden der Herren an.

„Ich habe mich nach Ihnen umgesehen bei der Ceremonie, allein ich habe Sie dort nicht bemerkt, Prinz!“ sprach der Herzog von Nangis, indem er auf ihn zu ging.

„Welche Ceremonie?“ fragte der Prinz.

„Ach, lieber Freund, ein Roman, ein wahrer Roman! da gab es Thränen, Schauder, Ohnmachten! Jeder glaubte, sie würde Nein sagen; man behauptete, sie hätte einen entschiedenen Widerwiller gegen das Kloster. Und dann das Ganze für uns so neu, so heimlich gehalten! — Ei nun, für den Pöbel, da lasse ich es mir gefallen, die dürfen nicht Alles wissen; aber wir! Glücklicherweise ging Alles gut ab, und die Einkleidung . . . .“

„Was für eine Einkleidung?“ unterbrach der Prinz sichtlich erblassend; „wer ist eingekleidet worden? Sagen Sie mir, meine Herren, um des Himmels Willen, wer?“

„Sie erschrecken, Sie werden warm, bei Gott! Ah, Prinz, wenn die Novize nur schöner gewesen wäre, so möchte ich schwören, wenn ich Sie ansehe, daß . . . Aber, unmöglich, die arme Marie Therese!“

„Marie Therese! woher wissen Sie ihren Namen? wo lernten Sie sie kennen? wo sahen Sie sie?“

„Hier — nun wahrhaftig, Prinz Vaudemont, Sie wissen also nicht? . . . Sie haben das Todtengelaute nicht gehört? Sonst hätten Sie gewiß die Einkleidung von Petite Madame mit angesehen.“

„Petite Madame? Mir wird schwindlich, ich begreife nicht . . .“

„Ich glaube es wohl,“ sagte der kleine schamarrirte Herr, „ich glaube es wahrlich! mir hat man es schon zwei Stunden lang erklärt, mir, der ich doch Alles mit angesehen habe, und doch habe ich nichts davon begriffen.“

„Hören Sie, Prinz,“ sprach der Herzog von Nangis, indem er Karl's Arm ergriff und im Hofe mit ihm auf- und

abging, hören Sie mich an . . . ich muß aber etwas weit ausholen. Im Jahre 1667, den 2. Januar, glaube ich — kam die Königin mit einem Kinde nieder, das, wie man sagte, gleich nach der Geburt starb."

„Wie gehört aber das hier her?"

„Unterbrechen Sie mich nicht, die Geschichte ist so sonderbar, daß, wenn Sie mich ein Mal herausbringen, ich mich schwerlich wieder werde hineinfinden können. Also, Sie glaubten, das Kind sey todt gewesen; ich glaubte es auch! Aber, nein, dieses Kind lebte; allein, durch eine sonderbare Laune der Natur war es von maurischer Rasse, schwarz vom Kopf bis zum Fuß."

„Ich bitte Sie, Herzog, machen Sie keinen Spaß und kommen Sie auf die Ceremonie zurück . . . zur Schwester Marie Therese."

„Nun ja, wir sind ja da, mein Lieber, denn dieses Kind war ein Mädchen, kurz, die Petite Madame, oder Schwester Marie Therese — Wenn Sie sie lieber so nennen wollen."

„Großer Gott! Hören Sie auf!"

„Frau Herzogin v. Bourgogne!" meldete eine Page.

„Verzeihen Sie, Freund! die Herzogin erwartet mich, um ihr den Arm zu bieten."

„Wollten Sie nicht die neue Nonne besuchen?" flüsterte Boutemps dem Prinzen ins Ohr.

„Marie, arme Marie!" seufzte der Prinz. Und mit gesenktem Haupte, ohne auf Boutemps Frage zu achten, ging er auf das Thor des Klosters zu.

Mein Freund Wolf.

Fragment aus dem Tagebuche eines Unbekannten.

(Fortsetzung.)

II.

„Vor ungefähr zwei Jahren," sagte Wolf, war ich während des Krieges Befehlshaber einer Goelette im mittelländischen Meer. Meine Amtspflichten beschränkten sich darauf, von Zeit zu Zeit Kauffahrteischiffe zu geleiten. Wir lagen bei Portovenere, einem kleinen italienischen Hafen, zwischen dem Meerbusen von Genua und von Spezia, nahe bei den palmarischen Inseln, vor Anker. Ich setzte das unbedingteste Vertrauen in meinen Lieutenant, und begab mich häufig an's Land, so traurig es auch in der Stadt Portovenere aussah. Der rechte Grund der Sache war, daß ich daselbst Bekanntschaft mit einem hübschen Mädchen gemacht hatte, deren Vater das Amt eines Hafenkapitains bekleidete.

„Ich weiß nicht, wie in aller Welt sie nach Italien gekommen war, denn sie stammte aus Peru und hieß Pepa.

„Stellen Sie sich vor, lieber Freund, 18 Jahr, ein brauner Teint, Lippen, wie Korallen, Zähne wie Elfenbein, eine Taille zum Umspannen, die Augen halbgeschlossen, wie die einer Schlummernden, dann einen Wald von langen schwarzen Haaren, und Augenbraunen von gleicher Farbe."

„Ach, Freund, wenn Sie sie gesehen hätten, in einem leichten, blos mit einem Gürtel um die Hüften befestigten Battistmantel und in bloßem Haupte, sich in der freien Luft in ihrer Binsenmatte schaukelnd, — bei Gott, es war zum Tollwerden! — auch wurde ich es. — Ihre Mutter war todt, ihr Vater ein alter, braver, ziemlich einfältiger Mensch. Der Dienst brachte mich mit ihm in beständige Berührung; ich bemühte mich, ihm nützlich zu seyn; er wußte es mir Dank, öffnete mir sein Haus. Weiter wollte ich nichts.

„Dies war schon viel, aber Pepa besaß Tugend und feste religiöse Grundsätze. Um nun mit deren Einfluß den meinigen zu verbinden, theilte ich sie.

„Ich warf mich also mit ihr auf die Knie, um Gott anzurufen, und Sie können nicht glauben, welch einen Reiz ich in diesen Gebeten fand; denn ich hatte ihr einmal gesagt:

„Pepa, mich dünkt, es ist ein großer Egoismus, für sich selbst zu beten! Wenn Sie wollen, beten Sie für mich, und ich will für Sie beten!

Das arme Mädchen ging den Tausch ein, und, da sie mich eines Abends nach der Formel ihres Gebetes für sie fragte, so antwortete ich unumwunden, sie bestehe in Folgendem: Lieber Gott, gieb, daß Pepa mich liebt, wie ich sie liebe!

Sie schmollte, erröthete, und sagte, daß sie im Gegentheil nichts inbrünstiger vom Himmel erflehe, als — mich nicht zu lieben.

„Sie können denken, daß dieses Geständniß mich verliebter machte als je. Ich verließ sie nicht, und es gelang mir endlich, sie von meiner Leidenschaft zu überzeugen, die unter uns so aufrichtig, so heftig war, als man nur denken kann. Ich liebte zum ersten Mal! und ich liebte wahnsinnig, weil ich in ihr ein edles Herz fand. — Eines Tages sagte sie zu mir: Es freut mich sehr, daß Sie verheirathet sind, Wolf, denn da ich arm bin, so werden Sie wenigstens nicht denken; daß ich Sie liebe, um Ihre Frau zu werden, oder weil Sie reich sind."

„Sie sind also verheirathet?" sagte ich zu meinem Freunde Wolf.

„Keineswegs, antwortete er; aber ich hatte mich dieser List bedient, um genau die Art ihrer Liebe zu erfahren, und ohne diese Vorsicht fürchtete ich, wie der künftige Ehemann geliebt zu werden, welches unter uns etwas sehr Fades ist."

„Ich fahre fort. Eines Tags, als Pepa's Vater in eigner Person ein verdächtiges Schiff untersuchte, fand er es voller Kranke, die man noch nicht angezeigt hatte, und war genöthigt, unter der Aufsicht der Gesundheitswachen, mit ihnen eine achttägige Quarantaine zu halten.

Stellen Sie sich meine Freude vor! Pepa blieb allein mit einer alten Gouvernante. Nachdem ich, mit einer gemessenen Entfernung von seinem Schiffe haltend, den Vater getröstet hatte, begab ich mich in derselben Absicht an's Land zu seiner Tochter, um sie um das zu bitten, was ich täglich bat; allein je dringender ich ward, desto karger fielen ihre Gunstbezeugungen aus, und gewöhnlich pflegte sie meinem Ungestüm mit den Worten zu begegnen: „Ich liebe dich nicht um Deinetwillen, sondern um meinetwillen, und es macht mir ein unendliches Vergnügen, begehrt zu werden."

Während der sechs ersten Tage der Quarantaine des Vaters, wo ich unaufhörlich meine Bitten wiederholte, bekam ich stets dieselbe Antwort von Pepa.

Am siebenten war ich ernstlich entschlossen, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen; allein, da ich das, was ich einmal gewollt, stets ernstlich wollte, so hätte Pepa vor meinem Tode, freiwillig oder mit Gewalt, mein seyn müssen. — Sie hatte mir ihre Liebe gestanden. Der Besitz war daher nur noch eine bloße Formalität. Nicht wahr?"

„Ich antwortete meinem Freunde mit einem etwas zweifelhaften „Hm!" und bat ihn, fortzufahren."

„Als ich mich an's Land begeben wollte, gewahrte man in einiger Entfernung ein Avisschiff. Ich schickte ein Boot ab, und ein Cadet brachte mir Depeschen von einem Admiral, welcher mir, ohne den Grund anzugeben, befahl, am andern Morgen mit Tagesanbruch unter Segel zu gehen und zu dem Geschwader zu stoßen. Ich glaubte vor Schreck in die Erde sinken zu müssen. Ich hatte gewähnt, bis zum jüngsten Ge-

richt hier vor Anker liegen zu können, und nicht im geringsten an meine Abreise gedacht. Indeß gab ich Befehl für den andern Morgen, die Anker zu lichten, und begab mich an's Land, um meiner Pepa die Nachricht mitzutheilen. Ohne einer bestimmten Absicht bewußt zu seyn, hatte ich immer meine Pistolen mit mir genommen."

„Ich verlasse Dich morgen, Pepa! um Dich vielleicht nie wieder zu sehen," sagte ich zu ihr.

„Wie! Du gehst? und morgen schon?" rief sie mit einer Freude, die mir unerklärlich war. Dann fiel sie mit den Worten: „Großer Gott, ich danke Dir!" auf die Knie.

„Pepa!" fragte ich.

„Sie aber warf sich vor Entzücken an meinen Hals und bedeckte mich mit Küssen. „Du gehst," sagte sie, „aber nicht eher als morgen, und diese Nacht gehört uns. Es ist die erste und die einzige, aber das Andenken an Sie und Deine Pepa wird ewig in Deiner Seele leben. Du wirst Deine Pepa verlassen," fügte sie, mit der Freude eines Kindes, und der Aufregung eines leidenschaftlichen Weibes hinzu; du wirst sie verlassen, aber Dich nach ihr sehnen, mehr denn je; ach, Du weißt nicht, Du kannst nicht wissen wie ich Dich liebe, und was es mich gekostet hat, Dir zu widerstehen. Aber sieh! so habe ich stets die Liebe geträumt. Einen Tag, einen einzigen Tag des unaussprechlichsten Glücks zu genießen, aber nur einen einzigen, damit er einzig sey in allen meinen Tagen! Denn wenn es nach diesem einen Morgen gäbe, siehst Du, Wolf, er und alle folgenden würden bleich seyn, und jenem seine Täuschung und seinen Glanz nehmen. — Und bedenke doch, daß ich mein ganzes Leben in diesem einzigen Tage leben muß. Denn, wenn meine Ahnung mich nicht täuscht, so werde ich Dich nie wieder sehen. Und täuscht sie mich, so erlangst Du in Zukunft nichts mehr von mir."

„Der Tausend!" sagte ich zu meinem Freund Wolf; „Ihre Pepa war ein eignes Wesen; aber trotz dem waren Sie zu beneiden. Sie müssen sehr glücklich gewesen seyn."

„Um wahnsinnig zu werden. Ich kehrte also schnell an Bord zurück, um für den andern Morgen meine Befehle zu ertheilen.

„Es war etwa drei Uhr Nachmittags, als ich allein eine Jolle bestieg, um mich unbemerkt ans Land zu begeben. Ich fuhr noch an dem Schiffe des Vaters meiner Pepa vorbei, um mich fest zu überzeugen, daß die Zeit der Quarantaine nicht vor dem andern Morgen ablaufe. Ich sehe den würdigen Alten, der mir viel Schönes für seine Tochter auftrug. Ich winke mit der Hand, und richte meinen Lauf gegen den Theil der Küste, an welchen Pepa's Garten stieß."

„Aber Sie sagen mir nichts von den Skrupeln," sagte ich zu meinem Freunde Wolf, „die Sie bei dem Anblick des vertrauensvollen guten Alten fühlen mußten, dessen Tochter Sie verführen wollten?"

„Zum Henker, mein Freund," antwortete er mit einer Heftigkeit, die ich gern dem Punsch zuschreibe, „kommen Sie mir nicht mit Sachen, die Sie selbst nicht glauben, und die Ihnen an meiner Stelle eben so wenig in den Sinn gekommen wären!

„Skrupel, kann man haben, wenn man in die Arme einer Pepa eilt? Bedenken Sie doch, daß sie meiner wartete; daß sie ihre alte Gouvernante entfernt hatte; daß sie allein, ganz allein war, und von demselben Feuer entbrannt, welches mich verzehrte. Sie werden nun begreifen, in welchen köstlichen Träumereien ich schwelgte, als ich, auf dem Punkt, zu landen, einen Menschen zu bemerken glaubte, der um die Felsen, welche das Wasser begränzten, herum, auf mich zu schwamm.

„Bald ward mein Zweifel zu Gewißheit, und ich sah einen sonnverbrannten, krausköpfigen, nackten Menschen, der, immer schwimmend, mir Zeichen machte, auf ihn zu warten.

Ich ließ mein Focksegel nieder und blieb liegen. Er kam heran und fragte mich auf Englisch: ob ich ein Offizier der Goelette sey.

„Ich bin der Commandant," sagte ich.

„Dann, Herr Capitain, kann ich mir die Mühe sparen, bis an ihr Schiff zu schwimmen. Hier ist etwas für Sie allein." Bei diesen Worten löste er von seinem Halse eine kleine bleierne Kapsel, die er mir mit der einen Hand überreichte, während er sich mit der andern auf das Steuerruder meines Bootes stützte, und so auf der Oberfläche des Wassers blieb, ohne zu schwimmen. Ich öffnete die Kapsel mit meinem Dolch und las — wissen Sie, was? — -

„Nun, mein lieber Wolf?"

„Einen zweiten Befehl des Admirals, unter Segel zu gehen; aber nicht erst am Morgen, sondern in demselben Augenblick, wo ich die Botschaft erhalten würde. Die Schnelligkeit meiner Goelette war bekannt, und er befahl mir, mich unmittelbar zu ihm zu begeben, um einen Auftrag von der äußersten Wichtigkeit auszuführen. Noch hätte ich Zeit, den Hafen zu verlassen; aber heute Abend, diese Nacht, am andern Morgen, möchte es unmöglich seyn, denn die Franzosen sollten die Absicht haben, vor Portovenere zu kreuzen; ja sie könnten in diesem Augenblick vielleicht schon da seyn. Er, der Admiral, sende mir daher, dieses befürchtend, von Especia seinen Schiffspatron, einen sicheren, ihm ergebenen Mann, dem er befohlen habe, sein Boot bei dem Felsen außerhalb des Fahrwassers zu lassen, um wo möglich in die Rhede hinein zu schwimmen, damit nicht sein Fahrzeug von dem Feind bemerkt werde, falls dieser Kreuzungen in den Umgebungen des Hafens schon begonnen habe."

„Leider war es diesem verwünschten Patron gelungen, die Befehle seines Admirals auszuführen, und, mit der Hand auf's Steuer gestützt, und seine grauen Augen auf mich heftend, sagte er:

„Da Sie sich also an Bord begeben werden, Herr Capitain, so haben Sie die Güte, mich mit sich zu nehmen. Mein Admiral hat mir befohlen, wenn ich den Franzosen und Haifischen entginge, ihre Goelette zu besteigen und Ihnen noch anzuempfehlen, unter Segel zu gehen, sobald ich Ihnen diesen Wisch, der mir jämmerlich die Kehle zusammengeschnürt hat, überreicht hätte. Den Franzosen bin ich nicht ohne Mühe entgangen, denn ich sah eine Fregatte und eine Brigg unter dem Winde, und wenn wir nicht alle Segel beisetzen, so möchte es in einer halben Stunde zu spät seyn, Herr Capitain."

„Alle Teufel! und Pepa?" sagte ich zu Wolf.

III.

Sein Gesicht wurde bleich. Er fühlte seine Adern pochen, seine Brust glühen, und seine Füße erstarren. Das Wort erstarb in seinem Munde, der Gedanke in seinem Gehirn. Er widerstand einen Augenblick
P. L. Jacob.

„Aber Pepa, Pepa?" fragte ich noch einmal meinen Freund Wolf.

„Geduld," antwortete er. „Da ich bei ihnen gleichsam zur Beichte sitze, so muß ich Ihnen Alles erzählen, was mir in diesem teuflischen Augenblicke durch den Kopf ging, und, ich weiß nicht wie es kommt, ich erinnere mich meiner damaligen Ideen, als wenn ich sie gestern gehabt hätte. — Vielleicht rührt es daher, weil ich so oft daran denke," fügte Wolf nach einem augenblicklichen finsteren Stillschweigen hinzu. „Mein erster Gedanke, die Basis aller andern, war, daß ich nicht gehen würde. Unfehlbar wurde ich erschossen, aber das

war mir gleichgültig, weil ich am Morgen schon entschlossen war, mich selbst zu erschießen, wenn ich von Pepa nichts mehr erlangen würde. Von dieser Seite hatte ich also keine Zweifel mehr; nur handelte es sich darum, wie ich mich dieses verwünschten Patrons entledigen sollte. Ihn zu bestechen, daran war nicht zu denken — selbst wenn ich mich weigern wollte, unter Segel zu gehen, so würde dieser Ueberlästige auf meinem Schiffe von den Befehlen gesprochen haben, die er mir überbracht, und wenn mein Lieutenant und meine Offiziere einmal davon unterrichtet waren, so konnte ich vielleicht, that ich's nicht gutwillig gezwungen werden, unter Segel zu gehen. Was dieses Wort für mich bedeutete, begreifen Sie jetzt, da Sie Pepa kennen."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kunst.

(Fortsetzung.)

Mein Feeund wurde durch die an ihn gerichtete Frage — für die Masse von Kennern, die ihee Begeisterung blos aus ästhetischen Schriften schöpfen, ist sie eine Lebensfeage — sehe aufmerksam. Hier mochte er eine Falle ahnen, und begann sehr vorsichtig: „Der Pabst Alexander VI. zog eine Theilungslinie wegen des frischentdeckten Amerikas für die Spanier und Portugiesen, damit des Streitens ein Ende sey; damit wir nun diesen gleich vorne herein vermeiden, nehm' ich die Epoche der deutsch-römischen Malerschule für den Anfang einer neuen Aera der Kunst. Seit etwa zwanzig Jahren, wie Staunungswürdiges hat diese nicht geleistet! Raphael Mengs war vielleicht der einzige graße Künstler, den das vergangene Jahrhundert hervorbrachte; ob ihm, da er sein Haupt zum Sterben neigte, nicht der Genius des Nachruhms vorschwebte und in dem Spiegel der Zukunft ihm das künftige Geschlecht zeigte, das von seiner Nation stammend, mit kühnen Adlerschwingen dem Tempel der Unsterblichkeit zueilt? Diesem Geschlechte ist Hohes und Großes gelungen; und ein Fürst hat sich gefunden, der die Künste unter seinen besondern Schutz nahm, den dies allein unsterblich machen würde; auch er ist deutschen Stammes! Doch sind die Künstler, die dem 16. Jahrhundert entsprossen unvergleichlich gräßer, es läßt sich nicht eine Parallele ziehen zwischen so entfernt liegenden Daten; Aehnlichkeiten lassen sich aufzählen, aber in der Kunst tritt nach so langer Zeit kein neues Geschlecht in die vorgezeichneten Bahnen, es bildet selbst neue, darum weil unsere Zeit eine Entwickelungsperiode ist, lassen sich nur die größten Hoffnungen hegen, aber dies auch mit größtem Rechte.

Die Besonnenheit des Urtheils hatte mich überrascht. „Und haben denn an diesem schönen Aufblühen die Herren Aesthetiker so großen Antheil, haben diese auf die varhandenen Talente so günstig eingewirkt, daß die varzüglichern sich van jenem künftigen Ruhm dee Künstlee ein Theil für sich nehmen dürfen? hat ihre theilweise süßliche Auffassung nicht die schlimme Folge gehabt, daß sogenannte patriotische Maler wurden oder vielmehr zurückzukehrende in die liebe gute alte Zeit von Lucas Cranach und Albert Dürer; dort hatten die Herren der Aesthetik freilich ihre Rechnung gefunden, dort ist ja des Spielraums genug vorräthig, um zu träumen und Blaues in den Tag hinein zu fingiren, das tief gefühlt war, das romantisch genannt wurde, dort war jene stille Einfalt, heitige Seelenruhe, Demuth des Heezens und dergleichen mehr in Syrup aufgelöstes Manna. Die beschränkte Spießbürgerlichkeit unserer alten Maler war das Palladium geworden, das erwerben werden mußte in dieser Zeit des Babels, sonst waren wir nicht Kinder des Lammes, sondern Anbeter des gräulichen Thieres der Apokalypse.

Was ist es denn um so einen altdeutschen herrlichen Madonnenkopf, das ist ein Frauenzimmer, das öfters mit einiger Schönheit begabt ist, und vom Herrn Vater hört, es sey ihm der Sohn eines reichen Kaufherrn aus Augsburg oder Nürnberg hold, und werbe sehe darum, ob sie ihn wolle, und sie sagt, nicht mein sondern Dein Wille geschehe, oder der Papa braucht, um morgen als tüchtiges Mitglied eines ehrsamen weisen Rathes zu erscheinen, die würdevolle Halskrause mit den unendlichen Falten, das Fräulein faltet dergleichen mit sehr großer Aufmerksamkeit nicht aufschauend; diese Köpfe passen zu allen weiblichen Arbeiten, sie schlagen fast alle die Augen nieder und man muß doch bekennen, wenn man auch von solchen Gemälden der größte Verehrer ist, daß um einen Heiland der Welt zu gebären, sie lange noch nicht jene Würde und Weihe erhielten, die Raphael in seine Madonnenköpfe zu legen gewöhnt war. Wenn wir die Geschichte jener Zeiten lesen und die Gemälde dazu betrachten, bekommen wir von unsern Voefahren keine gute Idee; das war das Volk, das solche grausame Gesetze schmieden konnte; das sind Köpfe der Richter, die der Execution der gräulichsten Strafen mit unendlicher Seelenruhe assistiren, kalte Gesichter, gleichgültig steinern; ihre Waisen aus dem Margenlande haben solche Minen, wenn ich den heiligen Mohren ausnehme! Vorausgesetzt sogar, daß die meisten derartigen Gemälde nichts weiter waren, als Votivtafeln, worauf die Portrate kommen mußten, so zeigen sie doch allzumahl Armuth des Geistes. Der einzige Schoreel ist als Ausnahme anzunehmen und vielleicht, aber mehr in seinen Kupferstichen Albert Dürer! Man hat vermuthet, daß bei den Deutschen die Religiosität in Fleisch und Blut übergegangen war und hat das aus den Gemälden abstrahirt, aber dem war nicht so! diese Alten waren um kein Haar besser als wir und wie die Kunst anerkannt wurde, das mag daraus einleuchten, daß die Malerei als Handwerk betrachtet war, allwo jeglicher erst ein Gesellenstuck liefern mußte und später ein Meisterstuck, damit er in die Zunft aufgenommen werden kaunte. Welche Erbärmlichkeit; wie hach standen da die Italiener, die man zwar auch rühmte, aber nur in Giotto, Perugino, Mantegna, während Raphael als schon zu sehr in das Weltliche hinuberschiefend die Verehrung nicht so genoß. Hatte er sich doch nicht allein mit Heiligenbildern beschäftigt, sondern auch eine Schule von Athen, und einen Burgbrand gemalt; den züchtigen Augen waren die göttlichen nackten Formen ein Gräuel, die Bewegung und das Leben, das sich in seinen Bildern in unendlicher Fülle findet, eine Kezerei. Wir sind hinaus aus jener Zeit und dürfen uns Gluck wünschen, daß die Künstler sich mit uns zugleich herausrissen, die neuere Zeit hat mit belebendem Strahl gewirkt, aus der engen häuslichen Umgrenzung aus den steifen Gewändern flog der Schmetterling mit goldschimmernden Flügeln, und wenn er sich in menschliche Formen kleiden will, so geht er in die Mythenzeit zuruck, güetet sich mit den Waffen des Hephaistos und steht da in unendlicher Siegerschonheit, triumphirend wie Achill den gefallenen Hektor um die Mauern Teojas schleift.

(Fortsetzung folgt.)

K . . . . an K . . . . .

(Nach Kleist.)
(Eingesandt.)

Tod, kannst du dich auch verlieben?
Warum holst du mir mein Mädchen?
Hole lieber Dir aus Ypern
Oder Basel die Geliebte.
Frische, rosenrothe Wangen,
Schön gefärbt von meinem Kusse,
Blühen nicht für blasse Knochen:
Tod, was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen!

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 59. Mittwoch, 23. Juli 1834.

Unsere Irrthümer sind der Hebel, mit denen wir unsre Wahrheiten aufrichten; um Wirklichkeit zu schätzen, muß man den Schein kennen.
August Mahlmann.

Mein Freund Wolf.

Fragment aus dem Tagebuche eines Unbekannten.

(Fortsetzung.)

„Das begreife ich so wohl," sagte ich zu meinem Freund, „daß ich, unter eins, nur Eins bedaure, nämlich, daß Ihr verwünschter Patron nicht von einem Haifisch verschlungen wurde," fügte ich halblaut hinzu.

„Wirklich!" sagte Wolf mit eigner Betonung; „denselben Gedanken hatte auch ich. Wie Schade, dachte ich, gerade wie Sie; denn wenn ein Wallfisch den Patron verschlungen hätte, so konnte er mir nicht die Befehle meines Admirals überbringen und ich brauchte nicht eher, als den andern Morgen abzusegeln; freilich mit der Gefahr, den Feind anzutreffen; aber ich hatte doch eine köstliche Nacht für mich, und morgen, bei Tagesanbruch, einen Abschiedskuß von Pepa; darauf einen wüthenden Kampf zu bestehen, ein heranschendes, ruhmvolles Treffen gegen eine ungeheure Uebermacht.

„Das war in der That herrlich," sagte ich, „und wäre nicht dieser nichtswürdige Patron gewesen —"

„Ja, ja, dieser verwünschte Patron," antwortete Wolf. „Aber ich vergaß, Ihnen zu sagen," fügte er hinzu, „daß in dem Augenblick, wo ich diese tausend Reflexionen über die Befehle des Admirals gemacht hatte, meine Jolle durch einen starken Strom unmerklich nach einer, durch die, im mittelländischen Meere so häufigen vulkanischen Strudel, äußerst gefährlichen Stelle der Rhede hingetrieben und daß ich aus meinen Gedanken durch einen Schrei des Patrons gerissen wurde, der arglos meinem Boote folgte, an welchem er sich festhielt, ohne zu schwimmen, sich plötzlich vom Strudel ergriffen gefühlt, das Steuerruder losgelassen hatte, und wie ein Kreisel herumgetrieben, mir zurief: „Werfen Sie mir ein Ruder zu, oder ich ertrinke!"

Ich konnte kein Wort hervorbringen und blickte Wolf starr an; er war unempfindlich und kalt.

Wolf fuhr mit einer etwas heiseren Stimme fort.

Ich muß Ihnen gestehen, daß, wenn ich meiner ersten Bewegung gefolgt wäre, ich ihm meinen Bootshacken zugeworfen hätte, um sein Leben zu retten."

„Aber die zweite, Wolf," sagte ich, „welches war ihre zweite Bewegung."

„Meine zweite Bewegung," antwortete Wolf, „war: gar nichts zu thun und im Gegentheil diesem Tod mit Freude zusehen. — Der Patron verschwand, indem er mir zurief: Mörder! Er hatte Recht, denn sein Leben war in meiner Gewalt, und es wäre mir eben so leicht geworden, es zu retten, als meinen Gurt zu schnallen."

Ich erhob mich heftig, aber Wolf hielt mich zurück und sagte bitter lächelnd: „Ich hatte es Ihnen wohl gesagt, daß ich ein Elender wäre; aber Du, Mensch, mit dem zarten Gewissen, steig in das Innerste Deiner Seele hinab, untersuche die geheimsten und verborgensten Falten, welche der Mensch mit kaltem Blut kaum zu erforschen wagt; bedenke alle Wahrscheinlichkeiten meiner Lage, die ganze Trunkenheit meiner wahnsinnigen Liebe, der ich schon mein Leben zum Opfer hatte bringen wollen; überzeuge Dich wohl, daß die vollkommenste Straflosigkeit mir zugesichert war; daß ein tiefes Geheimniß, tief, wie der bodenlose Abgrund, der den Patron verschlungen hatte, mein Geheimniß bedeckte; erwäge wohl, daß der Zufall Alles gethan hatte, daß ich diesen Menschen nicht kannte; sage Dir überdies die Worte vor, welche die strengste Tugend erschüttern: Niemand konnte es wissen, — denn oft ist die Tugend nichts weiter, als Furcht vor Oeffentlichkeit; — mit einem Worte, sag' Dir Alles, was ich mir in meiner critischen Lage Tröstendes sagen konnte; denk' vor Allem, daß ich rasend liebte, daß ich auf dem Punkt war, das zu verlieren, was der Tod dieses Mannes allein mir gewähren konnte; und dann wage es, mir bei dem Haupte Deiner Mutter zu schwören, daß Du anders gehandelt haben würdest, rief Wolf mit einem scharfen, kalten Blicke, der mir das Herz durchbohrte.

Ich habe den Muth und die Schamlosigkeit, zu gestehen, daß ich kein Wort der Erwiederung finden konnte. —

Wolf schien mein Schweigen nicht zu bemerken und fuhr fort.

„Ich übergehe die seligen Augenblicke, die ich mit Pepa zubrachte. Zwei Jahre sind seitdem verflossen; Pepa ist todt; doch sehen Sie, wie bei der letzten bloßen Erinnerung meine Adern klopfen, und das Blut meine Wangen verläßt.

„Am andern Morgen geschah, was der Admiral vorausgesehen hatte: die Franzosen landeten bei Portovenere.

„Ich erreichte mit Tagesanbruch meine Goelette, und ich muß Ihnen noch gestehen, daß ich die größte Unempfindlichkeit gegen die armen Leute fühlte, welche durch meinen Ungehorsam auf die Schlachtbank geführt werden sollten. Denn, wenn ich den Befehlen des Admirals nachgekommen wäre, so hätten wir ein mörderisches Gefecht vermieden.

Meine Mannschaft war vortrefflich; — ich feuerte noch ihren Muth an, und wir verließen das Fahrwasser, fest entschlossen, uns in den Grund bohren zu lassen; — das war besonders meine Absicht. — Meine Goelette schwamm wie ein Fisch — ich hatte lange Achtzehnpfünder — wir sahen eine

Brigg und eine Fregatte, die Erstere vor, die Andere unter dem Winde.

„Die Brigg machte Jagd auf uns und kam an uns heran. Nach einem blutigen Gefecht, wo ich zwei Mal verwundet wurde, verließ sie uns, nachdem sie auf das jämmerlichste zugerichtet war. Die Fregatte mußte unsere Schußlinie passiren, um uns zu erreichen. Sie fing an, uns zu beschießen, und es wäre, glaub ich, um uns geschehen gewesen, wenn nicht ein glücklicher Zufall uns zu Hülfe gekommen, durch welchen wir ihren Hauptmast herunterschlugen. Bei uns war nur einiges Tackelwerk zerschossen, sonst aber kein wesentlicher Schade angerichtet. Jetzt begannen wir die Jagd und vereinigten uns am Abend mit dem Admiral.

„Ich hatte vor dem Treffen 80 Leute und vier Offiziere. Bei dem Admiral angekommen, zählte ich nur noch einen Cadetten und ein und zwanzig Matrosen; die Uebrigen waren todt.

Der Admiral lobte meinen Muth, versprach mir einen höheren Grad, konnte aber nicht umhin, den Tod seines Patrons zu betrauern, der, wie er glaubte, von einem Haifisch verschlungen, oder, eh' er mein Schiff erreichen konnte, vom Krampf ergriffen worden sey.

„Wie Schade," sagte er, „daß der Unglückliche Ihnen meine Befehle nicht überbringen konnte; wir würden dann nicht den Verlust so vieler tapferen Leute zu betrauern haben. Doch, fügte er, wie ausgleichend hinzu, wir hätten dann nicht die Gelegenheit gehabt, Ihnen zu einem so glorreichen Treffen Glück wünschen zu können, Herr Capitain Wolf. Zwei Monate später belohnte mich der Grad eines Fregatten-Capitains für meine schöne That, wie sich der Minister in dem Decret ausdrückte.

„Dies ist meine Geschichte, Freund; Sie müssen gestehen, daß ich von gänzlicher Selbstverleugnung in Sachen der Liebe sprechen kann," sagte Wolf mit einer traurig spottenden Miene. „Dann fügte er hinzu; „Aber sehen Sie, unsere Gäste kommen; wie weit werden Sie mit ihren Verhandlungen seyn?"

Die Gäste hatten ihre Untersuchungen beendigt. Man kam überein, sich an's Land zu begeben, und da ein Haufe mich vom Wolf getrennt hatte, so sah ich mich gezwungen, ein Boot zu besteigen, in welchem er nicht war. Weil ich ihn am Landungsplatz auch nicht traf, so muthmaßte ich, daß er am Bord geblieben sey, und um die etwas düstern Gedanken, welche die Mittheilung meines Freundes Wolf in mir erregt hatte, zu verjagen, begab ich mich schleunigst zur Ruhe. Allein dem Gott der Träume gefiel es, auch hier mich mit der sonderbaren Begebenheit meines Freundes Wolf zu unterhalten, und mir ihn selbst, bald in den Armen seiner Pepa, bald im Gewühl der Schlacht, und bald in dem Augenblick vorzuführen, wo der untersinkende Patron ihm zurief: „Mörder!"

IV.

Am anderen Morgen überreichte mir mein Kammerdiener ein Billet, folgenden Inhalts:

„Ich erwarte Sie auf dem Wall, dem Pallast des Großherrn gerade gegenüber. Ich muß Sie nothwendig sprechen, haben Sie die Güte zu kommen!"

Wolf.

„Wer hat Dir das gegeben?" fragte ich meinem Diener.

„Ein englischer Offizier, ein schöner, großer, junger Mann."

„Gut, erwarte mich am Bord."

Ich begab mich auf dem Wall.

Mein Freund Wolf war schon da. Er war ein wenig blaß, lächelte, und sein Gesicht hatte sogar einen Ausdruck von Sanftmuth, den ich am Abend vorher nicht bemerkt.

Er kam auf mich zu und sagte, indem er mir die Hand reichte: „Ich war überzeugt, daß Sie kommen würden, so sehr rechnete ich auf ihre Gefälligkeit und auf die Wirkungen einer Sympathie, die ich noch für Niemand so empfunden habe.

Ich schüttelte herzlich seine Hand und fragte, worin ich ihm nützlich seyn könnte.

„Lieber Freund, — da Sie mir erlauben, Ihnen diesen Namen zu geben — vor allen Dingen habe ich Sie tausend Mal um Verzeihung zu bitten, daß ich gestern Ihre Zeit in Anspruch nahm, um Ihnen eine elende Geschichte zu erzählen."

„Hol' mich der Henker," antwortete ich, wenn ich noch daran gedacht habe, was Sie gestern wahrscheinlich der Madeira sprechen ließ, lieber Wolf. Noch ein Mal: reden wir nicht mehr davon; ich hab's schon vergessen."

„Ach nein," antwortete er mit melancholischem Lächeln, „es war nicht der Wein, der aus mir sprach, sondern die lautere Wahrheit, und Sie sind der Einzige," fügte er hinzu, indem er seine großen, blauen Augen schwermüthig auf mich heftete, „der um diese verhängnißvolle Geschichte weiß."

„So dürfen Sie auf meine Discretion rechnen, antwortete ich. „Sey die Geschichte wahr oder erdichtet, sie wird bei mir in tiefster Vergessenheit begraben seyn."

„Das geht nicht," wiederholte er, immer mit einer sanften wohlklingenden Stimme. „Sie wissen, was ich Ihnen gestern sagte. — Es darf dieses Geheimniß nur Einer von uns besitzen; — Beide — das ist unmöglich."

„Mein lieber Wolf, sprechen Sie im Ernst?"

„In vollem Ernst."

„Sie scherzen!"

„Durchaus nicht, mein Freund."

„Aber das ist ja Unsinn!"

„Das ist kein Unsinn. Sie besitzen ein Geheimniß, welches, wenn es bekannt wird, mich für das gelten lassen kann, was ich bin — für einen Mörder," fügte Wolf schmerzlich hinzu; „und da ich, dem doch so viel daran liegen muß, es nicht habe bewahren können, wie werden Sie, dem es gleichgültig ist, das können? Ein solcher Zweifel wäre mir zu schrecklich; das darf und kann nicht so bleiben."

„Das ist stark; indeß, wie Sie wollen, Wolf."

D'rauf griff er meine beiden Hände, und sagte voller Zärtlichkeit: „Verweigern Sie mir es nicht; zwingen Sie mich nicht zu einem Eclat, der Sie nöthigen würde, das anzunehmen, warum ich Sie jetzt bitte. Sie würden es mir dann freilich aus einem andern Grunde gewähren müssen, aber das bliebe immer dasselbe, nicht wahr?"

„Also müssen wir einander eine Kugel durch den Kopf jagen, weil es Ihnen gefallen hat, mich mit ihrem verteufelten Abenteuer zu beglücken. Ich bin's zufrieden, aber es ist doch ärgerlich, wie Sie wenigstens eingestehen müssen," sagte ich etwas unmuthig, ohne mich übrigens ärgern zu können.

„Ich begreife das wohl; aber es ist einmal so. Verzeihen Sie mir deshalb, mein Freund," sagte Wolf.

„Zum Henker, nein; dazu ist's Zeit, wenn Sie mir den Schädel zerschmettert haben. Denn damit der Spaß vollständig werde, müssen wir uns doch wohl über's Schnupftuch schießen?"

„Freilich sagte der verdammte Wolf mit seiner Mädchenstimme.

„Ihr Secundant?" fragte ich.

„Ihr Nachbar zur Linken," sagte er.

„Haben Sie Waffen, Wolf?"

„Ja, ich bringe die meinigen; daher brauchen Sie keine mitzunehmen, wenn Sie nicht etwa mißtrauen —"

„Capitain," sagte ich ernsthaft, „diesmal" —

„Verzeihung, mein Freund. Aber sagen Sie Ihrem Secundanten, daß es eine Affaire auf Leben und Tod sey, die nicht mehr beigelegt werden könne, weil Thätlichkeiten vorgefallen seyen.

„Das wird allerdings nöthig seyn," rief ich aus, „und wann soll dieser tolle Streich seinen Anfang nehmen? Denn in der That, mein Freund Wolf, wir sind so thöricht und, gerade heraus gesagt, so verrückt, wie zwei Cadetten, die eben aus der Seeschule kommen. Also wann?"

„Lieber Gott, in einer Stunde. Wir wollen uns in den Ruinen des alten Hafens treffen!"

„Topp!"

„Ihre Hand," sagte mein Freund Wolf.

„Da ist sie!"

„Sie zürnen mir doch nicht?" fragte er nochmals.

„Zum Henker, ja, und das recht herzlich!" —

Er lächelte, nickte mit dem Kopfe und verschwand.

(Schluß folgt.)

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

Mitternacht war nahe. Der Chevalier Melac verschmähete trotz des ermüdenden Rittes, den er heute im schlechten Herbstwetter gemacht, den Schlaf, und saß noch wach und munter in dem kleinen Gemache, das man ihm gastfrei im Schlosse des Herrn von Esenheim angewiesen. Der junge Mann hatte das Fenster aufgestoßen und horchte auf das dumpfe Gebrause des Rheinstroms, welcher tief unter ihm floß, und sah zugleich in das milde Licht des Mondes, der schmal und sichelförmig im letzten Viertel sich zeigte, und einem goldenen Kahne gleich langsam durch das stillgewordene, gereinigte Luftmeer dahin fuhr. Beides, das sanfte Himmelslicht und das geheimnißvolle Lied der Wellen schien dem bewegten Gemüth des Einsamen wohl zu thun, und er versank nach und nach in jenes träumerische Sinnen, dem ein gewisses Alter sich so gern hingiebt, weil es nur schwankende, halberkennbare Bilder darbeut, die dem ungewissen Wollen, dem unsichern Hoffen, dem veränderlichen Begehren ähneln, welche in [illegible]ien Lebens-Jahren den Uebergang vom Jünglinge zum Manne charakterisiren. Doch mit jeder Minute, in welcher Melac sich dieser Träumerei überließ, mit jedem Blick der halb geöffneten Augen auf die im Halblicht der Mondnacht erhellte Gegend außen, oder innen auf die Wände und Mobilien des Zimmers verdeutlichten sich die Gegenstände und Gestalten seiner Phantasie, und die Erinnerung wiederholte ihm eine Periode seines Lebens, die ihm zwar unvergeßlich geblieben, welche sich aber in den drei Jahren, seitdem sie verronnen, nie so deutlich ihm dargestellt, als jetzt, wo der Zufall ihn wiederum auf ihren Schauplatz gerufen.

Drei Jahre waren verflossen, seit er in dieser Gegend einen schönen Monat verlebt. Von seinem Onkel, dem Marschall de Champ, Grafen v. Melac, welcher ihn, der früh eine Waise geworden, väterlich beschützt und erzogen hatte, wurde er damals dem neuen Gesandten am Dänischen Hofe, dem Marquis Bourepeaux, als Cavalier mitgegeben, um auf der Reise zum Norden und im Auslande Welt- und Menschen-Kenntniß zu sammeln, und sich für eine glänzende Zukunft zu bereiten. Der Ambassadeur erkrankte in Mainz, sein Uebel zog sich in die Länge und verzögerte die Weiterreise um viele Wochen. Die jungen Edelleute im Gefolge des Marquis, unter denen sich auch der junge Rousseau, des berühmten Jean Jaques Vater befand, dessen poetischer Geist auf seine Gefährten unwiderstehlich einwirkte, zerstreueten sich zu nahen und fernen Ausflügen in die herrliche Gegend, und der junge schwärmerisch-ritterliche Philibert Melac, der bisher nur Paris, den Hof des Königs, die Fechtschule und das College, und höchstens die Dorfschaften und Rittergüter auf sechs Meilen in der Runde der Hauptstadt Frankreichs als das Theater seines Lebens gekannt, ward von dem prangenden Gottesgarten, welcher den majestätischen deutschen Gränzstrom umkränzt, in solches Entzücken versetzt, daß er gleich einem irrenden Ritter alle seine Höhen und versteckteften Winkel durchwanderte, und von seinen Gefährten, welchen das üppige Treiben in der großen Stadt des geistlichen Erzfürsten mehr zusagte, getrennt, oft seine Entdeckungs-Reisen weit an dem Strome hinauf oder hinunter ausdehnte.

So verlor er sich auch in die Gegend, wo ein Herr von Esenheim mit seiner Familie ein altes Steinschloß bewohnte, das den jungen Ritter durch sein antikes Aeußere, seine köstliche Lage fesselte, und in welchem er mit seinem kleinen Normannischen Rosse eine gastfreie Aufnahme nicht vergebens suchte. Doch nach wenigen Tagen fesselte ihn die wirthliche Familie mehr als die Natur-Umgebung, und bewog ihn, seine Urlaubszeit bis auf den letzten Termin der neuen, von mehrfachen Seiten den erst seit Kurzem in die fremde Welt eingetretenen Jüngling ergreifenden Bekanntschaft zu weihen. —

Der Herr des Schlosses, ein kleiner, hagerer Mann mit scharfen Gesichts-Zügen, die mehr Geist versprachen, als hinter ihnen wohnte, hatte am erzbischöflichen Hofe einen Ehrenposten bekleidet; sein Verstand genügte den bewegten scharfen Welt-Verhältnissen nicht, sein aufbrausendes, eigensinniges Wesen sagte dem höfischen Treiben nicht zu, und so folgte es natürlich, daß Herr von Esenheim sich zurückgesetzt sah, indem man weder seine unbeholfenen Dienstleistungen suchte, noch seiner rauhen Unbesonnenheit die Geheimnisse des Staats zu vertrauen, sich geneigt fühlen konnte. Er gab unwillig den Hofdienst auf und zog sich nach seiner Stammburg zurück, wo er selbst den König spielen konnte, wo jedoch das einzig sich darbietende Vergnügen der Jagd und die Gesellschaft wilder Jagd-Gesellen das Bischen Licht seines Geistes fast gänzlich verlöschte und dagegen die ihm angeborne Rohheit und den ihm zur Natur gewordenen Jähzorn wachsen ließ in ungezügelter Natur-Freiheit. Herr von Esenheim stand auf der Spitze des Mannesalters, doch war er gesund und kräftig, die Natur ersetzte, was sie an geistigen Schätzen versagt, durch eine unzerstörbare Constitution des Leibes, und der fast sechzigjährige Nimrod durfte sich allen Lebensgenüssen ungestraft hingeben und er verschmähete keinen derselben, der sich ihm in seiner freiwilligen Verbannung darbot. —

Als etwas Neues zog der Chevalier in den ersten Tagen des Schloßherrn Theilnahme an, aber schnell ging sie in Rauch auf, da der Pariser Junker sich so wenig als ein Meister auf der Jagd noch als ein Weinkenner bewies, und seine Erzahlungen von dem neuen Garten zu Versailles, Le Notre's Meisterstück, von Lülly's des neuen Orpheus Zaubertönen, von den Feenfesten der Maintenon und Montespan, oder gar seine Gespräche über Fenelons Telemach und Moliere's Tartüffe und Vaubans neuen Festungsbau Hrn. von Esenheim bis auf den Tod langweilen mußten.

Desto willkommener wurden jedoch diese Berichte aus einer neuen Welt den übrigen Burgbewohnern. Die Edelfrau war eine zarte Dame, die, im scharfen Contrast mit dem Gemahl, von der Natur einen so feinen Körper erhalten, daß die Seele allenthalben durch die Haut, die an Farbe und Durchsichtigkeit

dem Porzellan gleich, hervorleuchtete; wie der arme Schmetterling, den eine frühe, trügerische Sonne aus der Puppe gelockt, und den der wieder einbrechende Nachtfrost tödtet, so ward sie aufgerieben durch den unauflöslichen Bund mit dem materiellen Gemahl, und ein Bild der langsamen Auflösung, saß sie lilienweiß und still duldend unter ihren Kindern, in stummer Ergebung, die nur durch den Blick auf das freundliche Dreiblatt der Lieblinge gestört wurde, und gern hörte sie des Fremden Geschwätz, das ihre trüben Träume auf eine Zeitlang verscheuchte. Melac fühlte sich wunderbar von dem feinen Lebensbilde angezogen, und es däuchte ihm, als sey ihm in ihr seine Mutter erschienen, die er nie gekannt, und mit raschgeschlossener Freundschaft schloß er sich an den Junker Jerome, einen achtzehnjährigen, offenen, viel versprechenden Jüngling; mit zarter Neigung, deren Tiefe er erst nach der Entfernung erkannte, huldigte er dem sechzehnjährigen Fräulein Clara, und wiegte den kleinen, lieblichen Spätling, die dreijährige Angela auf seinem Knie, die sich bald als seine Herrscherin geberdete, ihn wie einen Pagen und Haushofmeister in ihrer Puppenwelt gebrauchte, und durch ihre naiven, klugen Einfälle ihn für den seltsamen Dienst zu gewinnen und fest zu halten wußte.

Doch außer diesen Familien-Gliedern ward noch eine Person nicht von ihm übersehen, die zwar eine untergeordnete Rolle zu spielen schien, deren geheimer Einfluß aber bald von ihm erkannt wurde. Es war ein Frauenzimmer, Aurora benannt, welche als Gesellschafterin von Mainz mitgenommen worden, und welche bei der Kränklichkeit der Edelfrau alle Functionen der Haushofmeisterin, der Gouvernante, der Wirthschafterin, überhaupt im weitesten Sinne der Stellvertreterin ihrer Dame in sich vereinigt zu haben schien. Demoiselle Auroea schwebte auf der bösesten Jahresstufe ihres Geschlechts, sie feierte ihren Geburtstag noch unter der Zahl dreißig, erröthete jedoch jedesmal, wenn der Geburtstags-Kuchen, den ihr die Kinder brachten, eine Zahl in seinem süßen Centro sehen ließ; übrigens berechtigte sie ihre Außenseite zu der Unwahrheit und Verhehlnng, denn ihre Gestalt trug alle Blüthe der Jugend; ihre Größe überschritt die angenehme Mitte nicht, welche die Männer vorziehen; über einer schlanken Taille hob sich eine üppige Brust; die lockende Wölbung der Hüften trug ein zierlicher Fuß; natürliches Roth malte die runde Wange; unter breiter Augenbraune blitzte ein dunkles Auge, aus dem gleich dem Farbenwechsel des Chamäleons jetzt kecke Laune, dann verlockende Sentimentalität, dann brennende Leidenschaft und jetzt wieder stiller, anziehender Tiefsinn an das Licht trat, wie es der Besitzerin passend schien, und eine Gewandtheit und Lebhaftigkeit ihres Benehmens; eine fast unbegreifliche Kunstfertigkeit, sich in alle Hausgenossen zu fügen, Allen gerecht zu seyn, gab ihr eine mysteriöse Gewalt, mit der sie, die Untergeordnete, die arme, bürgerliche Waise, Alle, denen sie zu dienen schien, auf wunderbare Art beherrschte.

Keine Woche war verlaufen, und auch Philibert fühlte sich unteejocht und gebunden. Freilich mußte sie dem jungen Pariser, der wenigstens von fern dem Hofleben des vierzehnten Ludwigs zuschauen gedurft, dessen Sinne von dem feinen narkotischen Dunstkreise oft in einen Ahnungs-Schwindel gerathen waren, am meisten zusagen, denn die Edelfrau veebot durch den heiligen Nimbus, der sie als eine Halbverkläete umgab, jede Aeußerung der Galanterie, Fräulein Clara hörte zwar gern seine Huldigung, verstand aber in ihrer Kindlichkeit wenig davon, und gab nichts zueück,. Aurora aber ging in leichtsinniger Verwegenheit in das romantische Spiel ein, ohne welches einmal kein Pariser, wäre er auch kaum Page geworden, leben kann, und das ihm nöthig ist wie Luft und Licht; aber das über die Jahre der Unerfahrenheit hinaus gewachsene Mädchen lockte ihn bald über die Perioden der Sonnette, der Blicke und Seufzer hinweg, und mit Schrecken sah sich der junge Ritter fast ohne sein Zuthun, fast ohne seinen Willen von dieser schönen Circe in ein sehr enges Band verflochten, das zwar in seiner Neuheit, seinem Geheimniß, seinem Sinnen-Taumel ihn berauschte, ihn zu beglücken schien, aber ihn erröthen machte, wenn er der lieblichen Clara gegenüber stand und ihr lichtblaues Auge vertrauend und vertraut sich zu ihm aufschlug, Im seltsamsten Widerspruch hielt seine innerste Empfindung ihn bald fest, bald trieb sie ihn fort von dem Orte, wo sein Wesen aus allen gewohnten Schranken gerissen worden, und so schwer er sich von Clara's feiner Hand losmachte am Scheidungs-Morgen, so schmerzlich er sich am Abende vorher aus Aurora's Sammetarm losgerissen, so sagte er sich doch, als er zurückschauend die alte Burg auf ihrer Höhe schon weit hinter sich liegen sah, daß sein Urlaubs-Termin wohl zu rechter Zeit abgelaufen seyn möchte. —

Drei Jahre hatte der Chevalier im Gewühle der dänischen Seestadt verlebt; die Verschiedenheit der Sitte und Lebensweise, die Nähe des Meeres, die großartigen Verhältnisse eines Seestaats, das Studium der Schifffahrt und des Flottendienstes, das den jungen Mann unwiderstehlich anzog, wie es jeden Jüngling von Phantasie, Geist und Feuer in seiner Gefährlichkeit, seiner kühnen Wirksamkeit, da es geschiedene Welten verbindet, anziehen muß, dazu die Geschäfte, welche ihm der Gesandte auftrug, ließen ihn kaum seiner Vergangenheit gedenken; doch wenn ihm in König Christians Schlosse, im Zirkel der steifen, gezierten Schönheiten Kopenhagens die Luft schwühl und beklemmend däuchte, stand manches mal die liebliche zarte Blume der Rheinfelsen, die anspruchslose Clara vor seinen Augen, und in sehnsüchtiger Träumerei sprach er geheim wie einsamer mitten im glänzenden-Hoffeste zu ihr in die Ferne hinaus. —

Ein Schreiben seines Oheims, des Marschalls, gab ihm plötzlich die Aussicht auf eine erwünschte Veränderung seiner Verhältnisse. Der Graf war Gouverneur der wichtigen occupirten Festung Landau geworden, und er rief seinen Neffen zu sich, um Theil zu nehmen an den großen Ereignissen, welche vor der Thür waren, und von denen der Alte höheren Rang und Platz zu hoffen verführt wurde. Trotz dem vergaß er jedoch seines Neffen nicht, und im Gegensatz zu seiner bekannten Charakter-Rohheit und Grausamkeit als Soldat rief er mit fast rührender Vater-Sorgsalt ihn auf, die guten Zeugnisse, welche der Gesandte an dem Hofe zu Paris von ihm zukommen lassen, nun auch durch höhere, männlicher Selbstständigkeit würdig zu besiegeln, und durch Waffenthat zu beweisen, daß ihm außer der Courtoisie und Höflings-Tugend auch die übrigen Eigenschaften eines französischen Edelmannes nicht mangelten. (Forts. f.)

Antwort.

K . . . . . an K . . . .

Wohl kann ich mich auch verlieben;
Doch ist's nicht der Tod von Basel
Auch ist's nicht der Tod von Ypern,
Weniger frische-rothe Wangen
Schön gefarbt von deinem Kusse.

Deines Mädchens geldner Mammon
Reizt allein mein knochern Herz.
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kann ich freilich nimmer kussen;
Doch kann schmunzelnd ich sie fletschen
Wenn der Mammon vor mir liegt.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 60. Sonntag, 27. Juli 1834.

Die Welt ist so leer, wenn man nur Berge, Flüsse und Städte darin denkt, aber hie und da Jemand zu wissen, der mit uns übereinstimmt, mit dem wir auch stillschweigend fortleben, das macht uns dieses Erdenrund erst zu einem bewohnten Garten. Joh. Wolfg. v. Göthe.

Mein Freund Wolf

Fragment aus dem Tagebuche eines Unbekannten.

(Schluß.)

V.

Ich war an Bord meines Schiffes zurückgekehrt, um einige Briefe zu schreiben und andre nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Einer meiner Freunde, ein Fregatten-Capitain, ließ sich mit Mühe bewegen, mein Secundant zu seyn, als er die Bedingungen dieses mörderischen Duells erfahren hatte. — Ueber ein Taschentuch — fünf Schritt, — eine Pistole geladen, die andere nicht. —

Was mich am meisten ärgerte, waren die Ausfälle meines würdigen Secundanten auf meine Windbeutelei, wie er es nannte. „Sie werden gewiß das Duell gesucht haben, wie neulich auf Martinique,“ sagte er; „und Sie haben doch eine viel zu unsichere Hand. Es wird Ihnen noch einmal übel ergehen! Es wäre doch Schade; ein junger Offizier von so schönen Hoffnungen —“ u. s. w.

Ich mochte ihm noch so viel beweisen, daß ich nicht der Beleidiger sey; seine beständige Antwort war: „der Capitain Wolf,“ hat man mir gesagt, „trinkt gewöhnlich nur Wasser. Er ist wegen seiner Sanftmuth, seines melancholischen Humors und seines Hangs zur Einsamkeit bekannt. Wie, zum Teufel, soll er sich betrunken und Sie zuerst beleidigt haben? Das ist nicht möglich.“

„Aber zum Henker, mein Herr,“ schrie ich.

„Schön, fangen Sie auch mit mir Streit an, um mir zu beweisen, daß Sie kein Zänker sind, antwortete der Unerschütterliche.

Es war zum Tollwerden. Ich schwieg, siegelte meine Briefe, gab meinem Kammerdiener einige Aufträge, ließ ein Boot aussetzen und steuerte mit meinem Secundanten auf das Fort zu.

Wolf war schon da. Er kam mir entgegen, seine Wangen waren nicht mehr blaß, sondern mit leichter Röthe bedeckt, seine Haare sorgfältig gelockt, seine Augen strahlend; ich habe selten einen Menschen von so ausgezeichneter Schönheit gesehen.

„Endlich, Sie Zauderer!“ sagte er mit einem Tone freundschaftlichen Vorwurfs.

Sonderbar. Während der Ueberfahrt hatte ich mein Möglichstes gethan, um mich in Wuth zu bringen; es war nicht möglich. Ich war im Begriff, mich ohne Zorn, ohne Haß, ohne Galle, ohne Vorwand, blos der Ehre wegen, auf Tod und Leben zu schießen, denn ich kannte Wolf hinlänglich, um überzeugt zu seyn, daß, wenn ich das Duell ausgeschlagen hätte, er mich durch eine eclatante Beleidigung gezwungen haben würde, es anzunehmen. Ich wollte mich also noch lieber schlagen, ohne zu wissen, warum, und ohne ihm zu zürnen. Denn trotz seines Verbrechens haßte ich ihn durchaus nicht.

Ich gesteh' es, dieses sonderbare Wesen übte einen eignen Einfluß auf mich aus. Seine traurige, sanfte Stimme, seine Ruhe, eine unbegreifliche Sympathie der Gedanken, die sich während seiner verwünschten Mittheilung unter uns gezeigt hatte; und mehr als dieses Alles, eine angeborne Liebe zu allem Außerordentlichen, machte, daß ich nicht einen Augenblick an den Tod dachte, der vielleicht in nächster Minute mein Loos seyn konnte.

„Meine Herren,“ sagte mein Secundant, „jede Vorstellung wird ohne Zweifel vergeblich seyn.“

„Vergeblich,“ wiederholte Wolf.

„Sie wissen, daß Einer von Ihnen einen Mord begehen wird,“ sagte Wolfs Secundant.

„Wir wissen es,“ wiederholte Wolf.

„Zur Sache denn, meine Herrn, und möge Gott Ihnen verzeihen,“ sagte der gute Capitain mit ernster Stimme.

Wolf's Secundant maß fünf Schritte ab.

Der meinige nahm die Pistolen, welche Wolf mitgebracht hatte, und wollte sie untersuchen.

„Das leid' ich durchaus nicht, mein Herr,“ rief ich, indem ich ihm in die Arme fiel.

Wolf ergriff meine Hand, drückte sie fest und sagte: „Bravo! Herr Capitain; aber ich habe eine Bitte. Vertrauen Sie meiner Ehrlichkeit genug, um mir die Wahl zu lassen? obgleich es meine Waffen sind?“

Ehe unsre Secundanten es verhindern konnten, hatte ich die Pistolen ergriffen und übereichte sie Wolf. Er nahm eine. Ich die andre.

Das Herz schlug mir gewaltig.

Obgleich die sonderbare Aufführung Wolfs mich auf den Gedanken brachte, daß das ganze Duell nur ein schlechter Spaß sey, so stellte ich mich ihm doch gegenüber.

Nie werde ich seine ruhige, lächelnde, ich möchte sagen glückliche Haltung vergessen. Er ordnete mit den Fingern sein schönes, schwarzes Haar, und stützte einen Augenblick seine Stirn auf die Hand, als wolle er sich sammeln. Dann erhob er die Augen mit dem Ausdruck unaussprechlicher Dankbarkeit gen Himmel.

Jetzt blickte er mich an, erhob seine Pistole und zielte.

Auch ich zielte. Die Mündungen der beiden Pistolen berührten sich fast.

„Sind sie fertig, meine Herren?“ sagten die Secundanten.

„Ja“

„Gütiger Gott, vergib Ihnen,“ sagte auf ein[illegible] ich der alte schweigsame Offizier, indem er in die Hand klatschte.

Unsre beiden Schüsse gingen zugleich los.

Ich war einen Augenblick von der Explosion geblendet und betäubt; und als ich nach einer Secunde wieder zu mir kam, sah' ich unsre Secundanten über Wolf gebeugt, der sich auf seinen Ellenbogen stützte.

„Großer Gott — Sie haben es gewollt,“ rief ich voller Verzweiflung, denn der Unglückliche schwamm in seinem Blute. „Sie wissen, es war nicht meine Schuld. — Verzeihung, theuerster Freund — Verzeihung!“ —

„Ich war der Beleidiger, und leide meine gerechte Strafe. Ich verzeihe Ihnen meinen Tod,“ sagte er mit schwacher Stimme; und indem er sich meinem Ohr näherte! waren die letzten Worte: „Ich hatte meine Maßregeln so genommen, daß ich von Ihrer Hand sterben mußte. — Haben Sie Dank — O Pepa!“

Darauf hauchte er seinen Geist aus.

Meine Kugel hatte ihm die Brust zerschmettert.

Jetzt begriff ich, warum er unter den Pistolen hatte wählen wollen.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Fortsetzung.)

Mit innerer Freude beurlaubte sich der junge Melac, und durchflog ohne Aufenthalt die niedersächsischen Provinzen und das Hessenland; als jedoch die schönen Ufer des Rheinstroms ihn umfingen, als er die Gesänge der fröhlichen Winzer vernahm, da umklammerte ihn die Erinnerung, wie mit unbezwinglichen Liebesarmen, und er konnte sich nicht versagen, ihr einige Tage zu opfern. Er kam spät Abends im Schlosse der Esenheimischen Familie an, aber keines der jüngern Mitglieder sprang ihm entgegen, Hof und Gebäude schienen leer und entvölkert, zwei junge Dienstboten, ein Bursch und ein Mädchen, schaueten ihn neugierig an, und als er sich der Herrschaft hatte melden lassen, bekam er die Antwort, der Schloßherr sey nicht daheim, sondern zur Jagd hinaus, die Edelfrau bedaure, den Fremden so spät nicht selbst empfangen zu dürfen, heiße ihn jedoch willkommen, und würde gastliche Sorgfalt für ihn üben lassen. Betroffen stieg der Chevalier vom Sattel und folgte dem jungen Diener zu einem Seitenflügel des Schlosses, wo ihm ein kleines Zimmer aufgeschlossen wurde, das ihm gar bekannt war, denn Junker Jerome hätte hier gewohnt, und Alles darin, die Mobilien, die Waffen an der Wand, der Arbeitstisch, der Bücherschrank, das Bett im Cabinet, Alles stand noch eben so wie dazumal, und Melac meinte, der junge Freund, der ihm einst so viel Liebes erwiesen, müßte jeden Augenblick hereinstürmen, und sich an seine Brust werfen. Er fragte den Diener, der die Kerzen anzündete, forschte bei der Magd, welche einige kalte Speisen und den silbernen Deckel-Krug mit Wein vor ihm auf den Tisch pflanzte; beide waren erst seit einigen Wochen im Dienst, beide zeigten einen Respect vor der Herrschaft, der wie Furcht hieß, beide kannten keine Kinder des Edelherrn, gaben die Hausgenossenschaft als nur aus dem Herrn, der Dame, dem Leibjäger und einer kranken Verwandten bestehend an, und vermehrten so die Räthsel, welche der Unterschied seiner ersten und zweiten Aufnahme bei derselben Familie bereits in dem lebhaften Franzosen erregt hatte. Doch mit dem leichten Sinn seines Alters und seiner Nation tröstete er sich mit der gewissen Auflösung am nächsten Morgen, meinte, die jungen Esenheimer könnten ja schon seit Wochen eine Reise zu Verwandten oder zur Weinlese gemacht haben, freuete sich des Wohlseyns der verehrten Edelfrau, und gedachte selbst ohne große Theilnahme der kranken Aurora, weil ihm dadurch ein Erröthen und die Beklemmung, welche er schon bei dem Gedanken an ihre erste Begegnung empfand, erspart werden möchte. — Er hatte das dargebotene Mahl nicht verschmähe, der herrliche Rebensaft hatte seine Müdigkeit verscheucht; nachdem er seinen Reitknecht fortgeschickt, hatte er Fenster und Thür geöffnet, um die dumpfe Luft des vielleicht lange verschlossenen Gemachs zu vertreiben, und saß jetzt von dem Zuge der lauen Nachtluft erquickt am Fenster. Mitternacht schlug die Schloßuhr mit scharfen Metalltönen, da polterten Schritte im Gange und in seiner Thür erschien eine Gestalt, die durch ihren Anzug und ihren Jammerton in dieser Tageszeit auch dem Beherzten ein augenblickliches Erschrecken erwecken mußte. er sprang auf und haschte nach seinem Degen, aber augenblicklich erkannte er seinen **Baptist**, seinen Diener, der im Hemde und niederhängenden Strümpfen, mit leichenblassem Gesicht und von der Stirn sich aufwärts sträubendem Haar, herein schwankte, athemlos sich zu ihm flüchtete und fast neben ihm niedersank.

„Was ist Dir geschehen? Bist Du fieberkrank?“ — fragte er besorgt den treuen Burschen, indem er den Knieenden umfaßte und ihm das schwarze, kurze Haar auf die Stirn niederstrich, wobei er kalte Schweißtropfen an seinen Fingern fühlte.

„Herr!“ — stotterte der junge Gascogner — „um des heiligen Josephs willen schließt die Thür, ehe Ihr weiter fragt.“

„Furcht also?“ fragte Melac ärgerlich, indem er die linke Hand zurückzog und mit der Rechten den Diener nicht eben sanft vom Boden aufriß. „Pfui über die Memme! Du weißt von unserer ersten Reise her, ich dulde das nicht, und ich glaubte Dich geheilt von dem angeerbten Makel, seit ich sah, wie Du den Fäusten der dänischen Schifferknechte wie ein braver Franzmann zu begegnen wußtest. Was giebt's denn nun hier Gefährliches im stillen Schlosse? Schnell heraus damit, oder Du fühlst einmal wieder meine schlanke Klinge auf den Schultern.“

„O Herr!“ — jammerte der bleiche Bube; — „habt Mitleiden und höret mich zuvor an. Das ist's eben, daß das alte Schloß so ein stilles Schloß ist. Hier, wo Ihr sprecht und scheltet, wird mir auf der Stelle besser um's Herz.“ — Mit scheuen Blicken zur Thür erzählte er jetzt, was ihm begegnet. — Auch ihm hatte der Diener des Schlosses ein gutes Kämmerlein angewiesen, und zwar in demselben Flügel, jedoch ganz am Ende der Gallerie, ein rundes, gewölbtes Gemach, welches in einem Eckthurme der Burg zu liegen schien. Wohlgemuth, gesättigt durch ein tüchtiges Abendbrod, müd vom Ritte hatte er sich entkleidet, das Lämpchen gelöscht und das Bett eingenommen. Schon streuete der Schlafgott den Inhalt seiner Mohnköpfe über ihn aus, da schlug ein Ton an sein Ohr, der plötzlich alle Müdigkeit verscheuchte, seine Augen weit aufriß, und ihn aufrecht im Bette sitzen machte. Es war ein wimmernder, herzdurchschneidender Ton, unbeschreibbar sein Ausdruck, wie von unten herauf quellend und sich in kurzen Zwischenräumen wiederholend. Baptist fühlte sich augenblicklich wie im Schweiß gebadet; als jetzt aber zwischen dem Gewimmer sich ein lauterer, gellender Schrei erhob, war er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und stand mitten auf dem kalten Estrich. Scheu sah er sich um

m runden mondhellen Gemach, das jedoch bei seinen wenigen Geräthschaften Niemand verbergen konnte. Er wankte zur Thür, öffnete mit zitternder Hand und blickte bebend auf den Gang hinaus. Horch, da regte es sich fern, ganz am Ende der Gallerie, die hie und da halb vom Mondlicht erleuchtet sich fast endlos dehnte, bewegte sich ein weißes Wesen, und zurück flog er in den finstersten Theil seines Kämmerchens. Mit Todesschauern hörte er das Gezischel näher kommen, jetzt schlüpfte das weiße Gespenst an seiner offenen Kammerthür hin und versank dicht neben ihr in den Boden. Einige Minuten noch stand er an die kalte Steinwand gelehnt, da wimmerte es wiederum dicht unter ihm, seine Füße hoben sich wie in Krämpfen, zur Thür stieß es ihn, fort, hinaus, bis er die große Schloßtreppe vorbei geflohen, bis er da, wo sich der Flügel winkelicht zum Mittel-Gebäude fügte, das Kerzenlicht aus seines Herrn Zimmer leuchten sah und kaum die Thür desselben zu erreichen vermochte. „Herr" — schloß er seinen Bericht — „dieses Schloß ist verwünscht, wie so manches alte Steinnest in unserm Frankreich, wo die Barone spucken müssen bis zum jüngsten Gericht, weil sie Bauern und Fröhner in ihren Erdlöchern zu Tode gemartert. Die deutschen Freiherrn mögen auch nicht aus der Art geschlagen seyn, und wer weiß, welch ein alter Mordritter hier umgeht und aus Langerweile fremden Reisenden das Genick abstößt. Lieber Herr gegen derbe Menschen-Fäuste und bei Tage die Brust herzuwenden, habt Ihr mich gelehrt; aber gegen Begrabene, die das Sargkleid abschütteln und durch welche Faust und Degen durchfährt wie durch einen Irrwisch, dürft Ihr kein gutes Christenkind hetzen, wenn Ihr selbst ein gläubiger Christ seyd."

„Muster von einem Waffenknecht" — rief verächtlich lachend der Chevalier — ich muß mir noch eine Motion machen, um dem jämmerlichsten Sohn der tapfersten Provinz eine gute Nacht zu bereiten, aber die Fledermaus oder das Käutzchen, welches ich an meinem Degen gespießt aus diesem Feldzuge mitbringe, sollst Du ungebraten verzehren, so wahr ich eines Melacs Sohn mich nenne." — Und rasch ergriff er eine der Kerzen mit der linken Hand, seinen Degen mit der Rechten, stieß den armen Burschen, der nach seinem Aermel faßte, zurück, und schritt so schnell in den Gang hinaus, daß er nur noch von fern die Stimme des Verlassenen vernahm, welcher jammernd rief: „Kehrt zurück, lieber Herr! O, wenn Ihr nicht wieder kämet, hätte der Baptist Eure arme Seele auf dem Gewissen, und würde hier allein in der langen Nacht ebenfalls am Herzbruch sterben ohne Beichte und Absolution."

Melac setzte seinen Marsch ohne Aufenthalt fort, war ihm doch jeder Winkel im Schlosse, auch jenes Thurmgemach, welches die schönste Aussicht in das Land gewährte, und wo Aurora ihre Wohnung gehabt, bekannt. Er fand es sogleich, an der offen stehenden Thür es erkennend, und leuchtete, ehe er eintrat, die Wendel-Treppe hinab, die dicht daneben in die untern Thurmzimmer führte. Alles blieb todtenstill, und nachdem er jetzt das Gemach selbst durchleuchtet, mit dem Degen unter das Bett gestoßen, einen Schrank geöffnet, und nichts Verdächtiges vorgefunden, auch als er lange schweigend gehorcht, keinen Ton vernommen, ausgenommen einen Eulenschrei außen und den Schnabelstoß des Nachtvogels gegen das Fensterglas, so schritt er wiederum zur Thür, um den Rückmarsch anzutreten und den albernen Burschen zu seinem Bett zurück zu fuchteln; da hörte er ein Hüsteln, welches von unten schallte, und schnell entschlossen löschte er das Licht, zog den Degen, und verbarg sich hinter der halb offenen Thür. Wirklich näherten sich leichte, langsame Tritte, und es stieg weiß herauf an der Wendel-Treppe, und eine weibliche Gestalt machte Halt vor dem offenen Gemach und schaute eine Minute lang starr herein. Der Mond stand dem Fenster gegenüber und schoß seine Strahlen gerade in das Antlitz der nächtligen Wanderin. Nein, Melac konnte sich nicht täuschen; es war Aurora; die üppige Gestalt in dem dünnen Nachtgewand war die Ihrige; die großen, runden Augen unter den dichten Augenbraunen, die wie träumend in das Mondlicht gafften, gehörten ihr, aber ihr Gesicht schien aus Marmor gehauen und trug die Farbe einer bleichen Statue. Der Ritter stand unentschlossen in seinem Versteck und kam zu keinem Entschlusse. Jetzt in dieser Stunde ihr zu begegnen, konnte ihm nicht angenehm seyn, denn die Stimme seines Herzens, das in Hoffnung auf ein Wiedersehen der lieben Clara ihn hieher gezogen, nannte es eine Schändlichkeit, den sündhaften Roman mit Clara's bösester Nebenbuhlerin in den ersten Stunden wiederum anzuspinnen, und sich der stillen Jungfrau auf's Neue unwürdig zu machen. Wohl wallte sein Blut einen Augenblick auf, denn Aurora's Gestalt war reizend, verlockend wie einst, aber ein Blick in ihr Gesicht tauchte die Wallung in Eis; er hatte unter seinen Bekannten einen Nachtwandler gesehen, und Aurora's Erscheinung mahnte ihn an jenes Bild gespenstischen Lebens; sie war sicherlich die Kranke im Schlosse, dieses nächtliche Umgehen war ihre Krankheit, war vielleicht eine Buße vom Himmel gesandt für früheren Mißbrauch der heiligen Mitternacht; wenn er jetzt hervor trat, wenn er sie anrief, der Name sie weckte, sie dann vielleicht erschreckt niedersank, wie er es bei jenem Kranken gesehen, wenn er dann die Bewohner des Schlosses wach rufen mußte, ihr beizustehen, sie in ihr Krankenzimmer zurückzuführen, in welche üble, peinigende Lage konnte er gerathen! —

Längst stand die Erscheinung nicht mehr auf ihrem Platze, als er seine Ueberlegung zu Ende gebracht, und als er vorsichtig auf den Gang trat, sah er, so weit sein Auge reichte, nichts mehr von ihr. Völlig erschöpft fühlte er sich vom Schreck und der unwillkommenen, nicht geahnten Ueberraschung, und er setzte sich deßhalb eine Weile auf den nächsten Sessel, harrend, ob die Wandernde zurückkommen möchte. Sie kam nicht, und langsam, oft stillstehend und horchend, schlich er zu seinem Zimmer zurück, fand aber die Thür desselben zu seiner Verwunderung fest verschlossen. Er pochte, nichts regte sich, er pochte lauter, da hörte er Baptistens Stimme, die Worte: „Alle guten Geister!" ausstoßend! wie jedoch sein Zornwort jetzt zwischen die Beschwörung donnerte, sprang der Gequälte schnell herbei und schob den Riegel zurück.

Ein tüchtiger Backenstreich traf das blasse Gesicht des Gascogners, aber trotz der unerwarteten, schmerzlichen Begrüßung fuhr der bewegliche Diener unter dem gehobenen Arme des Herrn hindurch und verschloß die Thür mit sichtlich bebenden Händen ohne Aufschub, ohne über die Mißhandlung mit einer Klage Einspruch zu thun.

„Herr," — sagte er dann, sich in die Knie werfend — „schlaget mich mit Allem, was Euch vor die Hand kommt, nur ziehet den Riegel nicht wieder zurück, bis die liebe Gottessonne in das Fenster scheint. Ach! wüßtet Ihr, wie viele Paternoster ich indessen für Euch und Eure arme Seele gebetet habe, und wie bitterliche Thränen um Euch mir die Augen gebissen, Ihr hättet Eure Faust weniger hart fallen lassen. Wie könnt Ihr aber nur meinen, gestrenger Herr, da Ihr doch sonst so klug seyd, daß alle Menschenkinder aus Erz gebacken seyen, wie Ihr selber? Euer Vater, Großvater, Urgroßvater waren Kriegsleute, und wurden gewohnt, in Blut spazieren zu gehen, und oft in einer kleinen Stunde einige Hundert Spanier oder Niederländer an ihren baumlangen Degen zu spießen. Deßhalb habt Ihr die Tapferkeit im Mark und Blut, und habt sicherlich schon in der Wiege ohne Furcht

den Währwolf oder das Herenweib, welche nach den Kindern gehen, durch Eure Trompeterstimme zurück gejagt. Doch wie sollte unsers Gleichen zu so etwas kommen? Alle meine Väter und Großväter sind geprügelt worden und haben Fußtritte bekommen von Euern erlauchten Ahnen und Jedermann, der einen bessern Rock trug, und darum ist das Fürchten eine Familientugend geworden, die in der Haut und in den Füßen steckt, und die kein Pater und kein Ritterschlag hinaustreibt."

„Plappermaul!" — fiel Melac ein. — „Steh' auf, und sage ohne Wasserbrühe, warum Du Dich eingeschlossen ohne meinen Befehl dazu."

„Möget Ihr schelten," — antwortete mit freierem Athem der Bursche — „aber einen klügeren Einfall hat keiner der Söhne meiner Mutter zur Welt gebracht, und sind wir Beide wieder lebendig bei einander, so ist dieser schnelle Finger allein Schuld daran, der, als Ihr gegen alle Vorsicht eines gescheidten Ritters Euch in den Weg des Höllenspucks stürztet, gerade noch Kraft genug hatte, den kleinen Eisenstab von der Stelle zu rücken. Ich gab Euch verloren, und zog den Rosenkranz unter dem Brustwamse hervor, um Euch wenigstens mit einem warmen Bittspruch bei den Heiligen das Geleit zu geben als ein treuer, redlicher Dienstmann. Aber kaum hatte ich meine Gedanken zum Himmel erhoben, so pochte es leise an der Thür und versuchte zu öffnen. Herr, daß mir das Herz nicht zersprungen, wie eine Nuß, auf die der Holzschuh eines näschigen Buben tritt, ist ein Wunder Gottes und der Fürbitte meines Schutzpatrons anzurechnen. Und wieder klopfte es und lauter, und rief mit einer Stimme Euern Namen, mit einer Stimme, Herr, wenn der Stier auf dem Pachthofe zu Hause und des Müllers Langohr und die alte Castellanin auf Eures gnädigen Oheims Schlosse ihre Stimmen alle zugleich hören ließen, würde nichts so fürchterliches zu Stande kommen, als die Stimme, mit der das Gespenst dreimal Euern Namen rief. Da preßte mir die Todesangst den Leib zusammen, daß der Athem mir aus der Brust fuhr wie aus einem Blasebalg, und die Beschwörungsformel des ehrwürdigen Paters Augustin, an die ich eben gedacht, ohne mein Wissen und Willen laut aus dem eiskalten Munde quoll. Der ehrwürdige Pater hatte sie uns in frommem Mitleid gelehrt, als er terminiren ging mit dem Zwergsack bei uns, und als er hörte, wie wir uns fürchteten, Nachts durch den Birkengrund zu gehen, in dem sich der Musikus, der durstige Fiedler, erhängt und jetzt wie ein feuriger Irrwisch zwischen den weißen Baumstämmen umging. Und die gute Formel des Paters Augustin that auch hier ihre Wirkung, denn kaum hatte ich ausgeredet, so wurde es still, und kein Mäuschen rührte sich, bis Euer Klopfen auf's Neue meinen armen Rücken mit Schweiß bedeckte.

Der Chevalier hatte im tiefen Sinnen dem Berichte über dieses neue Abenteuer zugehört, ohne das Geschwätz des treuherzigen Baptists zu unterbrechen, der neu belebt schien durch des Herrn schützende Gegenwart. Als der Knecht pausirte, schüttelte er lächelnd seinen Kopf und schlug spöttisch mit leichter Hand den erstaunten Burschen vor die Stirn. „Armer Tölpel," — sagte er dazu — „Dein Meisterstreich mit dem Riegel hat Dich um ein Glück gebracht, um welches alle Pagen im Louvre Dich beneidet haben würden, und der König selbst hätte es vielleicht nicht verschmäht, Dir Deinen Platz mit einer Handvoll neugeprägter Louis abzuhandeln, wär's möglich gewesen." — Baptist starrte ihm neugierig in's Gesicht, doch schnell wieder ernst werdend, befahl Melac dem Diener, ihn zu entkleiden, und legte sich ohne weitere Erörterung zu Bett, vergönnte jedoch dem Gefährten, vor seinem Lager auf dem Fußboden von den Reisemänteln sich eine Ruhestätte zu bereiten, und bekümmerte sich weiter nicht darum, wie der Sorgsame den Tisch vor die Thür stellte als eine Schanzwehr, den entblößten Degen neben das Bett lehnte und die Kerze brennen ließ; Melac hatte längst die Augen zugedrückt, wovon er jedoch träumte, verrieth dem lauschenden, im Nachregen des bestandenen Wetters unruhigen Diener kein ungetreuer Gesichtszug.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ludwigs-Bad bei Wipfeld.

Es sind bereits 5 Jahre verflossen, seit denen die Heilquellen des Ludwigsbades bei Wipfeld durch die Erbauung eines geraumigen Kurhauses und dessen zweckmaßige Einrichtung so wie durch die Fassung der Quellen und Verschönerung ihrer Umgebung ihres Namens und inneren Gehaltes würdig behandelt wurden. — Die Beschreibung, welche ich damals, im Jahre 1829, von denselben und seinen Umgebungen machte und dem Drucke übergab, eröffnete die Aussicht, daß die durch die eifrigsten Bemuhungen des ehemaligen Badeinspektors Muller erhaltenen und beschutzten Quellen ihren bereits schon groß und berühmt gewordenen Schwestern Kissingen, Bocklet und Brückenau nachwachsen wurden, und der Erfolg hat diesen Erwartungen entsprochen. — Meine bisher über die Wirkungen dieser gehaltvollen Schwefelquellen fortgesetzten Beobachtungen legen mir die Pflicht auf, nachtraglich zu erklaren, daß die von den Herren Doctoren Kirchgessner, Balling und Rotmund bisher dirigirte Badeanstalt einen solchen Grad der Vollkommenheit erreicht hat, der für die leidende Menschheit sehr erfreulich ist; um so mehr, weil die erst jüngst von dem Herrn Baron von Bibra mit der größten Genauigkeit in qualitativer Hinsicht gemachte Analyse der Quellen, der eine quantitative vom Herrn Doctor Kirchner bewerkstelligte, folgen wird, die volle Ueberzeugung gewahrt, daß die Quellen an innerer Lebenskraft bedeutend zugenommen haben; und der heitere, frohe und gemüthliche Sinn, der sich bei den so zahlreichen verehrlichen Kurgästen sowohl im Kurhause als in dem Orte Wipfeld zeigt, ist ein deutlicher Beweis, daß Hygieias Genius in dem Ludwigsbade weilet.

Schleiß.

Gleichname.

Wer nicht zwei Silben schon besitzt,
Der kann sie nimmermehr erkaufen,
Ob er von Diamanten blitzt,
Hat er auch Gold in Haufen.
Es hilft dazu ihm keine Müh',
Nicht Arbeit hilft, nicht Sorgen, Quaelen;
Und wollt' er auch, so kann er sie
Von keinem Menschen stehlen.
Sie haben gar verschiedenen Werth;
Ob sie uns hierzu, dazu fuhren,
Wird mehr, wird wen'ger uns bescheert:
Nicht sind sie zu taxiren.
Und doch war in der alten Welt,
Verschieden in verschiednen Ländern,
Der Werth der Sylben festgestellt;
So kann sich Alles ändern.

Logogryph.

Mit e bin ich der Dialect
Von einem Thier, womit noch heute
Der Uebermuth gewisse Leute
Ob einer alten Sage neckt.
Mit o lieg ich im öden Sande,
Nicht unfern von der Elbe Strande,
Sah in den letzten Freiheitskriegen
Die gute Sache siegen.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 61. Mittwoch, 30. Juli 1834.

Träume sind des Lebens schönste Freuden,
Täuschung nur und eitler Flitterschein,
Darum will ich mich am Wahne weiden,
Weder klügeln noch zu weise seyn.
Keuscher Liebe heilige Gefühle
Und der Freundschaft festes Seelenband,
Sind des Pilgers Trost in dem Gewühle
Auf der Wallfahrt in sein Vaterland.

Gaudenz v. Salis.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Fortsetzung.)

Eine freundliche Sonne strahlte in die Fenster, als Melac erwachte; neben dem Bett auf dem Estrich schnarchte Baptist mit unmelodischen Tönen und schien sattsam im Tageslicht nachzuholen, was seine mitternächtige Gespensterfurcht ihn hatte versäumen lassen, und selbst der Chevalier hatte Mühe, in dauernder Schlaftrunkenheit sich sogleich Alles dessen wieder zu erinnern, was ihm in dieser letzten Nacht begegnet. Er weilte noch einige Zeit mit offenen Augen gegen seine Gewohnheit im Bett, bis sein Geist klar geworden, und ihm vorerzählt, wobei ihm ebenfalls einfiel, das er schon einmal wach geworden, als der Tag eben unter dem Mantel der Nacht hervorgeblinzelt, daß eine Musik von Jagdhörnern ihn geweckt, die vielleicht die spätfrühe Heimkehr des Schloßherrn angekündigt, daß er jedoch über dem Gemurmel ferner Stimmen und dem dumpfen Geräusch im Schlosse unter ihm, wieder entschlummert seyn müßte. Er griff über den Rand des Bettes hinab nach dem Ohrzipfel des Gascogners, und der Gezupfte starrte ihn sogleich aus weitaufgerissenen Augen an, und stand dann mit Einem Satze kerzengerade im Zimmer, sich wie vorher der Herr auf die Ereignisse besinnend, welche ihn in solche ungewöhnliche Lage gebracht. Es blieb jedoch den beiden Nachtgefährten wenige Zeit, sich zu verständigen, denn man klopfte bald nach ihrem Erwachen an die Thür, und der junge Schloßdiener lud den Riter im Namen des Herrn von Esenheim zum Frühstück.

Neugierde und neben ihr eine innere Unruhe und ein Gefühl von Beklemmung, denen er keine bestimmte Ursache zu geben wußte, hießen ihn, seine Toilette beschleunigen, und bald trat er unten in den Gesellschaftssaal ein, wo ihn der Schloßherr neben einer wohlbesetzten Tafel erwartete. Herr von Esenheim schien ihm in den drei Jahren weit älter und sehr häßlich geworden, sein Haar hatte an Dünne und Weiße zugenommen, sein Rücken hatte sich mehr gebogen, und dagegen war als Ersatzgabe für die Abnahme sein faltiges Gesicht mit einer Unzahl rother Rubinkrötchen besetzt worden, welche ihm ein widerwärtiges, unheimliches Aussehen gaben. Freundlich begrüßte er den Gast, drückte ihm derb die Hand, und bedauerte, daß er gestern Abend ohne eine Bewillkommnung des Wirthes geblieben, da sein züchtiges, zartsinniges Gemahl in seiner Abwesenheit den Empfang eines jungen Mannes nicht schicklich gehalten. Er lachte selbst spöttelnd über die übertriebene Furcht der Dame vor seiner Flammen werfenden Eifersucht, und setzte massiv witzelnd hinzu: „Freund Melac sey ihm von seiner vorigen Anwesenheit als ein zu schlechter Jäger bekannt, um einen alten Waidmann, wie er sey, abzuschießen, und die Leichtfertigkeit der jungen Pariser pflege auf deutschem Boden Bleigewicht an den Flügeln zu fühlen, seit ihnen der Troubadour von der deutschen Dame gesungen, die ihre Untreue neben dem Gerippe des fränkischen Buhlen gebüßt und aus seinem kaltküssigen Schädel den Nachttrunk habe nehmen mussen zur wohlverdienten Buße."

Der Chevalier fuhr unwillkührlich zusammen, und der Gedanke an das Wimmern, welches sein Baptist im Thurm gehört, drängte sich ihm auf, er wußte nicht wie. Er erwiederte jedoch die unhöfliche Bemerkung im Geiste seiner Nation, indem er sagte: „Euer Scherz, mein verehrter Herr, verwundet nur mich, und auch mich nur leicht; denn wer Eure Gemahlin zu kennen beehrt wurde, weiß, daß sie zu jenen seltenen Frauen gehört, welche durch ihren Wandel und ihre reine Gesinnung eine himmlische Glorie um die irdische Gestalt zogen, in deren Nähe jeder sündige Trieb erlischt und der leichtfertige Bube seine Niedrigkeit erkennen, bereuen und in Buße die Kniee beugen muß."

Der Schloßherr lachte laut auf. „Halt, mein junger Freund!" — rief er spöttisch. — „Ihr steigt ja höher in die lustigen Wolken als der flüchtigste Edelfalk. Steigt hernieder zu uns, denn ich versichere Euch, unsere Baronin würde kein Wohlgefallen an solcher windigen Huldigung finden. Oder," — setzte er mit verfinsterter Stirn hinzu — „wollet Ihr vielleicht eine Grabschrift dichten? Wir lieben die Vergangenheit nicht, und überlassen die Sorge für die Zukunft dem Schicksal. Doch ich höre die Frau vom Hause, und habe die Ehre, sie dem Herrn von Melac vorzustellen."

Wirklich that sich rasch eine Seitenthür auf, und herein trat — Aurora, und begrüßte frei und unbefangen die Anwesenden.

„Aurora?" — stieß Melac hervor in der Ueberraschung des unbewachten Augenblicks. Der Schloßherr schloß einen funkelnden Blick auf ihn und die Dame. „Die Baronin von Eisenheim, seit einem Jahre schon, denn so lange ist es, als uns der Himmel von unserer ersten Gemahlin erlöste, der die Erde zu arm war, und die mit ihrem durchsichtigen Körper und ihrem heiligen Wandel nie die Erde hätte besuchen sollen," — das sagte er scharf und mit Betonung.

„Verzeiht, gnädige Frau!" — erwiederte der Ritter, mit hochrother Wange und sich leicht verneigend. — „Mein Ausruf galt einer Erinnerung an die fröhliche Kinderzeit, welche vor wenigen Jahren in diesen Zimmern ein Paradieses-Leben erschuf und in welche mich das Glück bei meiner ersten Anwesenheit versetzte, so daß ich wieder ein glücklicher Knabe wurde."

„Ja, im schelmischen Pfänderspiele oder wenn wir die anmuthigen Pfänderspiele, die Ihr uns lehrtet, aufführten, nannten wir uns bei den Taufnamen;" — fiel Aurora ein, indem ihr Auge weit offen und fast mit herrischem Ausdruck den Herrn von Eisenheim fixirte. „Es ist eine feine Galanterie, daß der Herr Chevalier im ersten Augenblick des Wiedersehens zeigen will, wie sich sein Gedächtniß mit dem Namen einer ihm damals so unbedeutenden Person belästigte."

Der Freiherr schwieg und winkte zur Tafel, doch blieb auf seiner Stirn eine dickgewölbte Falte und die Rubinen seines Antlitzes blitzten dunkler als zuvor. Der Chevalier wagte es, indeß der Schloßherr das Wildbret zerlegte, die ihm gegenübersitzende Dame fester zu betrachten. Ihre Formen trugen die jugendliche, verführerische Fülle wie sonst, und die reichere, mehr der Mode huldigende Kleidung hob die natürlichen Schätze höher noch als vorhem; doch das Gesicht hatte einen fremden Charakter angenommen. Die Rosen der Wangen, welche sonst gleichmäßig und sanft gefärbt dem eben steigenden Morgenroth glichen, lagen jetzt gedunkelt und mehr zusammen gezogen unter dem großen Auge wie der Wiederschein eines innern, verhehlten Brandes; das Auge selbst, welches sonst frei, keck und fest seinen Gegenstand faßte, und bis in die Seele hinab drang, funkelte jetzt unstät unter den zusammengezogenen Augenbraunen bald rechts bald links, als scheuete es den fremden Blick, und der einst so lockend geschwollene Mund ließ seine Winkel wie erschlafft niederhängen, was dem Gesicht jede Spur der einstigen jugendlichen Leichtfertigkeit und Fröhlichkeit raubte, und dagegen eine unheimliche Traurigkeit und die Anstrengung, sie zu verhüllen, hinauf drückte.

Der Chevalier wurde ängstlich seiner Verführerin gegenüber und er suchte ein Gespräch zu beginnen, indem er nach dem Junker Jerome eine freundliche Frage that.

„Der Junge taugte nicht mehr im Hause, seit seine Mutter starb," — antwortete der Freiherr — „auch hatte er das Alter erreicht, wo es Zeit wird, in der Fremde sich Selbstständigkeit zu gewinnen, um der Verweichlichung nicht anheim zu fallen. Schon seit funfzehn Monden ist der Junkherr auf Reisen, besieht sich die Wunder der Schweiz und das gepriesene Wälschland. Er wird bedauern, wenn er heimkehrt, Euch verfehlt zu haben."

„Auch ich bedaure es zwiefach," — versetzte der Ritter lebhaft — „denn ich würde mich hochgeehrt, höher erfreut gefühlt haben, hättet Ihr den jungen Telemach, wenn er einmal in die Welt fliegen sollte, meiner Mentorschaft übergeben. Wäre der Mentor auch kein Graubart gewesen, würde er desto mehr als eifriger Freund den Jüngling mit allen Schätzen der Wissenschaft und des Ritterthums unseres herrlichen Frankreichs vertraut gemacht haben."

„Er hatte vielen Anflug von französischer Natur," — fiel spitzig der Freiherr ein — „und der Zögling würde sicherlich nicht hinter dem Meister geblieben seyn." —

„Der Freund würde sich des glücklichen Rivals gefreut haben," — antwortete Melac mit Bestimmtheit und setzte dann mit Bitterkeit hinzu, weil ihn das veränderte Benehmen des Freiherrn belästigte und er eine Abwehr versuchen mußte: „Müßte ein Vater nicht stolz seyn, wenn er einen Sohn besäße, der an dem ersten Hofe der Welt, am Throne des geistreichsten Königs und in der Mitte des gebildetsten Volkes eine Meisterschaft gewonnen? Fühlte er nicht diesen Stolz, möchte er eben kein guter Vater gewesen seyn." —

Der Schloßherr zuckte kaum merklich zusammen, und setzte rasch sein volles Glas an den Mund; der Chevalier, welcher jetzt in seiner Aufwallung seine völlige Besonnenheit und Geisteskraft errungen hatte, fragte nun ruhig nach der kleinen, lieblichen Angela.

„Auch sie schläft im Gewölbe unter der Kapelle, ein böses Fieber nahm sie hin;" — antwortete eintönig der Freiherr.

„Todt?" — rief der Chevalier. — „Der liebliche Engel? Ja, ja, die Mutter konnte nicht seyn ohne den herzigen Liebling, und ihn mit sich. Aber wie ertrug Fräulein Clara alle diese harten Schläge des Schicksals?" — setzte er lebhafter hinzu. — „Erlag auch sie vielleicht? O, wenn das grollende Geschick einmal ein Haus sich ausersehen zum Ziele seines Hasses, so fallen die Niobe-Pfeiler Schuß auf Schuß ohne Mitleid."

Die Freifrau nahm dem Gemahl die Antwort ab. „Unsere liebe Clara," — sagte sie — litt viel und kränkelte lange; darum brachte sie der sorgsame Vater nach Straßburg zu der Familie eines Freundes, um durch die Zerstreuungen der großen Stadt ihr Gemüth zu heilen und die traurigen Eindrücke zu verlöschen."

„So seyd Ihr allein im weiten Eigenthume?" — fragte mit jugendlicher Aufwallung der Ritter. — „Allein, wo sonst so freundliche Gesellschaft Euch umgab? Ihre Geister müssen Euch umtanzen und Eure Einsamkeit muß Euch deßhalb oft marternd erscheinen."

Die Freifrau schien sehr bewegt, ihre Brust hob sich hoch gegen das Seidengewand und ihr Auge senkte sich auf ihren Schooß; der Schloßherr aber sagte barsch: „Eine gute Hausfrau hat zur Genüge an der Gesellschaft ihres Ehegatten, die Sorge für seine Bequemlichkeit vertreibt ihr am Schnellsten die Zeit, und die Frauen am Rhein wissen, Gott erhalt's! noch nichts von dem Geisterverkehr, in dem die feinen Pariserinnen ihre Taubenseelen beben. Man vergreift sich leicht zum ersten Male, aber das Alter macht nicht immer trübe Augen, und die neue Freifrau von Eisenheim ist von uns zu einer solchen gemacht, weil sie keinen Schwindel kennt und keine Seufzerliebe gleich der jetzigen Weiberwelt, weil sie kein Dutzend Domestiken bedarf, sondern selbst die Hände rührt, und weil das Vergnügen des Eheherrn und sein Wohlstand von ihr als Lebenszweck und Lebensfreude betrachtet wurde. Betrachtet einmal, mein Freund, die scharfkantigen Strebepfeiler dieser Burg; so wie sich jeder Sturmlaufer an ihnen die Nase blutig stoßen würde, so sind wir gewiß, daß die sämmtliche Chevalierie Eurer Hauptstadt, würde ihre verrufene Frechheit das kecke Auge auf die Gebieterin dieses Schlosses richten, einem gleichen Schicksale verfallen dürfte."

Der Leibjäger, ein ältlicher Mensch mit einem vom rauhen Bart beinahe verdeckten Antlitz, in dessen Zügen eine kalte, widerwärtige Rohheit herrschte, trat ein, und meldete die Ankunft der Jagdwagens, beladen mit dem erlegten Wild und dem beschädigten Leibhunde. Frühstück, Gast und das hitzige Gespräch vergessend, sprang der Freiherr auf, seinen

Liebling zu empfangen, um mit eigenen Händen den Verband seiner rühmlichen Wunden zu bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Kunst.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Mein Freund fragte mich etwas spitzig: „Die Mythe hat und zwar nur die griechische, in Ihren Augen Werth als Gegenstand für die Malerei, die Geschichte bietet kein passendes Feld; die Dichtungen unserer Nationalsänger sind unbrauchbare Stoffe, die sogenannte christliche Malerey ist schonungslos zu verwerfen?

„Vor allen diesen hat die Mythe den entschiedensten Vorzug und zwar aus dem Grunde, weil der Künstler bei ihr nicht in Gefahr kommt, über dem Nebenwerke die Hauptsache zu vernachlässigen. Die Idee wird am wenigsten verkümmert erscheinen, und zugleich mag er sein Talent auch eher geltend zu machen. Da drückt kein Schuh die schönen Füsse, Corsette und dergl. fallen weg und da alles Interesse für besondere Drapperien vor dem Nakten verschwindet, so ist der Künstler von selbst gezwungen, dem meistens schon gemalten Gegenstande durch feurige Bewegung, durch correkte Zeichnung, durch neue Erfindung oder Auffassung neues Interesse zu geben. Die Scenen der Geschichte gehen fein anständig in Kleidern daher und man möchte wirklich oft meinen, die Köpfe, Hände und Füße, die so verlassen aus den Drapperien hervorsehen, dienten zur Ausfüllung des Raumes. So sah ich, wo ist mir nicht mehr erinnerlich, ein Gastmahl von Tintoretto, wo Kaiser Karl V. mit seinen Kriegshelden in Eintracht speist; abgesehen davon, daß durch genaue Porträts grosser Männer das Bild einen sehr großen Werth hatte und diese auch in künstlerischer Beziehung wohl ihres Gleichen suchten, so fand man eigentlich nichts als spanische Wamser, Barete, Mäntelchen, güldene Halsketten, ein großes Tischtuch, viel Stühle und was hat die Kunst mit solchen Dingen denn eigentlich zu thun? ich bin Zeuge gewesen, wie Nahestehende die Köpfe mit ihren markirten Minen und die bei einem solchen trockenen Gegenstande glücklich vermiedene Einförmigkeit, das Alles kaum des Anschauens würdigten, sondern kalt vor dem großen Bilde vorübergingen; bei einem Gastmahle des Peleus wären sie nicht so gleichgültig geblieben. Die Ausführung der Beiwerke und das Colorit beachtet der Techniker, der Geschichtsfreund spinnt in seinem Gedächtnisse die Thaten jener Männer mit allen den Ereignissen, die sich daran knüpften, wieder ab; nach meiner Ansicht ist aber die Kunst nicht für bestimmte Klassen und Stände da, sondern für Alle. Nur der zierliche geheime Rath v. Gothe hat mit Manschetten an der reichberingten Hand zu schreiben vermocht: „Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.“ Ich glaube sicher, dieser Mann hat viel Betrübniß empfunden, daß er das jüngste Gericht des Michelangelo und die Geschichte der Psyche im Pallaste del Te nicht in möglichst niedlichem Format, mit hübschvergoldeter Rahme in seiner Studierstube aufhängen konnte.

„Verzeihen Sie,“ rief mein junger Antagonist, „daß ich Sie einen eben so großen Idiokraten nennen muß, als Sie jene nannten, die nur Heiligenbilder im alten Style für den einzig würdigen Gegenstand der Kunst erklärten. Für die Kenner des Alterthums mögen mythologische Scenen des Anschauens wohl am meisten werth scheinen; aber Sie setzen hier auch nur einen kleinen Kreis fest, für den gewissermassen allein der Künstler schaffen und wirken soll. Es haben diese Bilder auch wieder nur besonderes Interesse. Warum Sie aber gegen Bilder aus der positiven Geschichte streiten, ist Ihren Ansichten um so weniger vereinbar, als Sie doch behaupten, die ganz rein geistige Ansicht des Schönen ist etwas Unmögliches, das Schöne liegt in der Auffassung und der Maler taucht, um mich der Worte eines leider sehr mißhandelten Dichters zu bedienen, auch alles in der Schönheit Ocean, nichts Sichtbares liegt ausser seiner Sphäre. Wir abstrahiren das Schöne aus Gegenständen, die unsern Beifall finden, erst heraus. Alles wird zuerst durch die Sinne erkannt, also muß um bei der Sache zu bleiben, erst der sinnliche Gegenstand, das Gemälde da seyn, bis wir das Schöne zu erkennen vermögen. Je näher unsere Persönlichkeit in Anspruch genommen wird, sey es nun durch besondere Denkweise, oder durch Patriotismus, um so mehr wird sich unser Interesse steigern; jeder Niederländer wird stolz auf den Meister seyn, der den Bürgermeister van der Werft in der Mitte des von Hungersqual zur Wuth gebrachten Volkes darstellt, wie sie von ihm die Uebergabe der Stadt Leyden an die Spanier fordern, und er entgegnet: „Hier ist mein Körper, sättigt euch daran, so lang er zureicht; die Stadt wird nicht übergeben.“ An unsere heiligsten und theuersten Gefühle wendet sich die Kunst, und ich wage es nicht zu tadeln, daß sie Momente der Begeisterung für irgend eine Tugend aus früheren Jahrhunderten zu Nutz und Frommen der Gegenwart und Nachwelt aufbewahrt. Oft sind die historischen Erinnerungen das beste was ein Volk besitzt und mit Lust wird der Bayer auf die herrliche Freske im Hofgarten zu München blikken, wo der hochgemuthete Max Emanuel zuerst Belgrads Mauern erstiegen hat. Würden historische Gemälde nur mehr gesucht, die Künstler, um sie würdig zu fertigen, mangeln uns nicht!

„Unsere Zeit weiß ja doch die historischen Gemälde vor Allem zu schäzzen, dem können die Kunstvereine, die sich in verschiedenen Städten gebildet, zum Belege dienen. Die historische Kunst, die unbedingt den Vorzug verdient, hat herrliche Werke geliefert und auch nicht in so geringer Anzahl; die Verzeichnisse der von den Vereinen angekauften Gemälde, und dann die Preise, welche dafür bezahlt werden, sind doch Zeugen wie man diese Künstler zu ehren sich bestrebt?“

„Zugegeben, aber im Allgemeinen müssen wir die Sache betrachten. Die Kunstvereine sind das einzige Mittel, daß die Kunst nicht ganz brodlos wird, darum, weil bei der unendlichen Verflachung unseres Zeitalters jeder nur an seine Bedürfnisse denkt; dieser Zustand ist eine Folge drückender Kriege; ob wohl sich aber der Friede gefestet und wie es den Anschein hat, auch noch auf längere Zeit hinaus dauerhaft bleiben will, so ist troz dem durch Lesen so sehr verbreiteten Geschmacke an Kunst, die zahlende Bewunderung noch selten gekommen, und wo sie sich eingestellt — natürlich sprech' ich von der Masse — so offenbart sich eine betrübende Kleingeisterei, Genrebilder sind das, was man sucht und wirklich, wie sehr man Lessings Ruhm im Historien- und großartigen Landschaftfache Gerechtigkeit widerfahren läßt, sind die Kleinigkeiten des Pistorius, den man den Gerard Douw unserer Zeit genannt hat, doch bei weitem mehr gesucht. Die andere Klasse der Kunstfreunde, und dies ist die bei weitem größte, die will nur Gemälde aus früherer Zeit; die brillanten Namen gelten ihnen häufig mehr als Verdienst, und jedes Bild wird genau untersucht, ob Monogramme darauf sind, ob die Leinwand das gehörige Alter hat — — mehrstentheils aber nicht, um Gemälde etwa zu behalten: um sie zu vertauschen, der Schacher drückt bleyern schwer auf der Kunst; so nur ein Fall. Es befindet sich hier der Maler Macco, ein Name der in England mit vielem Ruhm genannt wird und in Deutschlands Hauptstädten hinlänglich bekannt ist. Dieser Mann hat mehrere Gemälde bei sich — jedes ein Meisterstück in Bezug auf Colorit und Anordnung. Es spricht sich darin ein tiefes Studium der Effekte des Lichtes aus, eine außerordentliche Zartheit des Pinsels, die größte Richtigkeit in der Zeichnung edler Formen, die höchste Idealität in Köpfen mit vielseitigen Nüancen, die ihn als einen denkenden, die Natur fein beobachtenden Künstler charakterisirt; die hiesigen Kunstfreunde, die alle Füße in Bewegung setzen, wenn sich ein Gemäldehändler her verirrt, haben den Maler nicht einmal besucht, geschweige denn, daß er Jemanden gefunden, der ihm Etwas abgekauft hätte. Es soll einen Kunstkniff geben, vermittelst

welchem den neuen Gemälden nach sehr kurzer Zeit der Anstrich des Alterthums gegeben wird, wäre der bekannt und Macco recht wohlfeil, seine Gemälde wurden alle weggekauft seyn und es hätten sich die Sammlungen um etliche Tizians, Pordenones und Giargiones vermehrt, wie mir ein Maler sagte. — Ja wäre etwas dabei zu verdienen, dann! Es würde der Künstler, sollte er die Hauptstadt wieder einmal besuchen, dort seine eigenen Werke in die Reihe der besten venetianischen Meister, über deren Aechtheit niemand einen Zweifel zu erheben wagt, zu sehen bekommen, während ihm hier nicht einmal Anerkennung zu Theil wird! Schmach über diesen Handel- und Wuchergeist, aber auch Schmach über die hiesigen Künstler, die alle noch bei ihm lernen könnten, und die einen gewissen Ruhm darin suchten, den bejahrten Kunstgenossen nach Kräften in der öffentlichen Achtung herabzusetzen.

Ehe ich mich zu einer Replik waffnen konnte — auch ich habe Macco nicht besucht — war mein Begleiter zornig davongerannt.

Henrik Gentili.

Miscelle.

Kaum haben uns die letzten französischen Deputirtenwahlen in etwas vor einer Revolution unter die Traufe gebracht; so werden uns schon wieder von zwei Seiten neue angekündigt. Die eine droht von Belgien, die andere von Paris her: erstere will unsere häuslichen Aussichten, letztere unsere Todten revolutioniren.

Herr G. G. aus Brüssel soll nemlich unter andern Curiositäten ein Manuscript von 1527 aufgefunden haben, worin eine ausführliche Theorie der alten Glasmalerei, sowie eine Unterweisung, die dabei praktikablen Metall-, Mineral- und Pflanzenfarben zu bereiten, niedergeschrieben steht. Der Inhaber dieses kostbaren Geheimnisses oder der resp. Entdecker der so lange als verloren beweinten Kunst das Tageslicht zu trüben, hegt keinen Zweifel, mit seinem Funde unter dem Arme, der Welt, wenigstens deren Fensterscheiben, einen neuen Anstrich zu geben; er spricht sich darüber um so hinreißender aus, je weniger er überhaupt von der Sache versteht. Zum Glücke für die Sonne, die jetzt so ungehindert des Morgens in gar manche schöne Augen blicken darf, will Hr. G. G. aus Brüssel seine große Revolution noch nicht eher ins Werk setzen, bis er für seine Selbstopferung zum Besten der Menschheit sich mit irgend einem Spekulanten in Unterhandlung eingelassen — afin d'en tirer bon parti. Im Falle aber irgend ein regierender Fürst die neue Entdeckung als staatsgefährlich erachten konnte, besonders weil die Fensterscheiben keiner Censur unterliegen, so erbietet sich Hr. G G. gegen eine einträgliche aber mit keinen Mühen verbundene Stelle am Ministerium das revolutionäre Manscript mit allen revolutionären Planen vor den Füßen seiner Majestät, als dero unterthänigster Knecht auf ewige Zeiten niederzulegen, nach dem Beispiele unserer erleuchteten Tage.

Das andere Unglück kündigen uns die Herren Capron und Boniface an. Drohend wie die ungeheure türkische Kanone im St. Johannespark, haben sie die Beweise ihrer Macht im Conservatorium zu Paris aufgepflanzt. Es ist dies nemlich der Leichnam eines an der Schwindsucht ausgegangenen Individuums, schon seit 1831 von genannten Hrn. einbalsamirt; deßungeachtet aber haben sich die schmerzlich-süßen Züge so herrlich erhalten, daß man bei dem Anblicke kaum der Versuchung widerstehen kann, sich zur Stelle selbst einbalsamiren zu lassen. Wir rathen daher alle deutschen Revolutionare in das Conservatorium zu schicken. Durch die dreijährige Beständigkeit ihres Einbalsamirten sind die Hrn. Capron und Boniface überzeugt, gleich dem Hrn. Justemilieu, daß die von ihnen auf die gegebenen Objecte ausgeübten Handgriffe von ewiger Dauer sind und, daß die von ihnen Manipulirten einen bedeutenden Vorzug haben vor den Egyptischen Mumien. „Diese neue Kunst," sagen sie „scheint bestimmt, eine förmliche Revolution in dem heutigen Beerdigungssystem herbeizuführen." Zugleich garantiren diese Herren auf die Erhaltung des Hirnes, der Lungen, der Leber und der Eingeweide. Da wir nun einst mit unsern Leibern wieder auferstehen müssen und das Aussinden laugst vermoderter Theile leicht mit der Unannehmlichkeit verbunden seyn konnte, auf lange hinaus die Freuden des Himmels entbehren zu müssen; da ferner Revolutionare nur im reinen Interesse der Menschheit arbeiten und darum auch die Hrn. Capron und Boniface sich der Einbalsamirung eines Mitbruders für ein Spottgeld von 700 Franken unterziehen, so wird kein Sterblicher hinführo anstehen sich wenigstens nach dem Tode den Neuerungen mit Herz und Stirne hinzugeben . . . Wir stehen in ängstlichen Erwartungen, alle Todtengräber haben ihre Grabscheiten, alle Antiquare ihre Morgensterne geregt; es wird vieles Bürgerblut fließen, es werden viele Interessen kompromittirt werden. — Gott weiß wie das enden wird!

Berlinisch.

„Meine theuren Aeltern, habt Erbarmen!
Laßt mein Leid erweichen Euren Sinn!
Nahm' ich diesen Mann, in seinen Armen
Welk' ich zarte Blume bald dahin!"

„Mutter, sieh', wie sie sich zieret!
Hör', Du dumme Trine, Du,
Einen Mann sollst Du bekommen,
Greif' mit beiden Handen zu."

„Rauher Wirklichkeit nur mag er frohnen!
Ohne Zartheit, ohne Poesie,
Ungebildet, kann er nur mich hohnen,
Mich verstehen, nein, das wird er nie!"

„Mutter, die verfluchten Bücher
Müssen ihr den Kopf verdreh'n.
Waren wir denn je gebildet?
Konnten wir uns je versteh'n?

„Wo die Herzen fremd einander blieben,
Knüpft Ihr nicht ein gottgefällig Band;
Weder achten kann ich ihn, noch lieben:
Nimmermehr erhalt er meine Hand!"

„Mutter, hör' die dumme Trine,
Hör' doch, was es Neues giebt!
Haben wir uns je geachtet?
Haben wir uns je geliebt?"

„Lieber will ich in ein Kloster fliehen,
Giebt's kein Kloster, in mein frühes Grab!
Wohl denn, dieser Schmach mich zu entziehen,
Stürz' in die Wellen mich hinab!"

„Hast Du endlich ausgeredet?
Gut, Du bleibst mir heut' zu Haus,
Hältst Dein Maul und nimmst den Bengel:
Punktum, und das Lied ist aus!"

Auflösung des Gleichnamens in Nro. 57: Gibbon.
Auflösungen in Nro. 60 a) des Gleichnamens: Talent.
b) des Logogryphs: Meckern. Modern.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 62. Sonntag, 3. August 1834.

Der Strom unsers Wissens schlängelt sich rückwärts zu seiner Mündung, der Abend ist dämmrig wie der Morgen, in der nemlichen Nacht umarmen sich Aurora und Hesperus, und der Weise, der die Mauern der Sterblichkeit durchbrechen wollte, sinkt abwärts und wird wieder zum tändelnden Knaben.

Fr. von Schiller.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Fortsetzung.)

So wie die Thür hinter den Waidmännern sich geschlossen, erhob sich die Freifrau von ihrem Sessel. „Melac, Philibert," — rief sie — „was habt Ihr, was hast Du gemacht, welche freundlichen Tage hast Du uns verdorben? Meine Seele ahnte Deine Unbesonnenheit; warum gelang es mir nicht, Dich vor seiner Ankunft zu sprechen.

„Also Ihr ginget durch die Nacht? Ihr ginget um meinetwillen?" — fragte der Chevalier zurückgezogen und ohne Erwiederung ihrer Vertraulichkeit. — „Aber wie war es Euch möglich, diesem Manne Eure Hand zu reichen, dessen leeres Herz, weit geöffnet in allen seinen Falten, Euch seit Jahren offen gelegen und nur traurige Erfahrungen Euch geboten?"

„Tadelt mich nicht zu rasch, junger Mann," — antwortete sie, indem sie den Blick sinner auf den anmaßenden Frager richtete; — „Abhängigkeit und Magdthum drückten meine Jugend und zertraten meine Blüthen; nur eine Wahnwitzige hätte das Regiment, die Sorglosigkeit, die sichere Zukunft ausgeschlagen, die sich ihr darbot. Ja, lächelt nicht so ungläubig; dieser rauhe deutsche Bär ist mein Sclave, tanzt an der Kette, welche er nicht sieht. Seine Gewehrkammer, seine Hunde fein Wald liegen außer meinem Scepter, das Uebrige ist mein, mir allein unterthan, und es fehlt mir nichts in meiner Residenz als der Freund, der dem Herzen zu spenden vermöchte, was ihm freilich mangelt und was es in jeder einsamen Stunde entbehrt. O, Philibert, warum kam der Name Aurora in diesem Tone von Euren Lippen! Denn nur eine Leidenschaft ist der böse Geist meines Paradieses, es ist die Eifersucht des Barons, die mit der Blutgier des Jägers Einen Schritt geht. Er ist blind, so lange man ihm keine Fackel vor das Auge hält; er ist rasend in seinem Argwohn, rasend in seiner Rachsucht, wenn die Unbesonnenheit ihm die Bahn, die nächtige Leiter, den verdeckten Laubengang eines stillen Geheimnisses zeigt."

„Aurora machte also schon Erfahrungen darin?" — fragte spitzig der Ritter. Sie erröthete, trat aber dreist zu ihm heran und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Philibert," — sprach sie mit den Schmeicheltönen der Sirene und dem Zauberblick einer Armida — „bist Du gekommen, mir weh zu thun, Du, der mir Dank schuldet oder wenigstens ein Erinnerungsopfer? Aber Du gehörst vielleicht, seit Du Mann geworden, zu jenen Selbstsüchtigen, welche die Blüthe, die sie in der Laune des Augenblicks vom Stamm brachen, wenn die Laune sich gewandelt, zerpflücken und unter die Füße treten? Ja, ja, drei Jahre sind viele Tage, viele Stunden, und ein einziger Tag kann um den Menschen und am Menschen selbst gar Vieles ändern: Du warest anders, die Zeit war anders, als Du zum ersten Male durch jene Thür dort mir entgegentratest, und mein Herz schneller klopfte und das Klopfen sagte: Das ist ein schöner Mann und man sieht ihm an, wo er geboren. Auch Du bist anders als da, und ich?" — Ihre Blicke sanken zum Boden, eine Wolke legte sich über ihr ganzes Gesicht, aber ihre runde Hand gleitete vom Arm herunter zu des Ritters Hand, und ihre weichen, warmen Finger schlugen sich fest und fester um die Seinigen. Dann fuhr sie plötzlich wie aus einem Traume empor, und krampfhaft warf sie ihren Arm um des Ueberraschten Schultern, und preßte ihn fest an ihre volle Brust, und all' sein Blut schoß ihm vor das Auge, und er konnte sie nicht abwehren und sprach nur mit halbem Athem den Namen: „Aurora!" aus.

„O, warum sprachst Du diesen Namen vorhin im Tone des Neides, der Traulichkeit vor fremden, feindlichen Ohren!" — rief sie wiedernm mit Heftigkeit und Wallung. — „Ich hatte einen Plan geträumt in dieser Nacht, für Dich, für mich von einem Weinlese-Fest geträumt ohne Gleichen. Dein Wort hat wie ein Nachtfrost jede süße Traube gedörrt, und Liebesblut zu Essig gesäuert. Ja, vielleicht verließ er uns nur, um uns sicher zu machen; vielleicht gab er schon dem blutgewohnten Siegbert Befehle; hüte Dich vor dem scharfen Jagdmesser und der weitfliegenden Büchsenkugel. O, es ist hart, daß ich Dich nicht behalten kann, aber härter wäre es, müßte ich Dich verwundet, gefährdet wissen um meinetwillen."

Melac schüttelte den Kopf und sah ihr forschend in das große, feurig rollende Auge. „Räthselhaftes Weib," — sagte er — „schönes Chamäleon, welches ist eigentlich Deine Farbe? Ich sah Dich demüthig und dienstfertig, arbeitsam und kindlich, heiteren und leichten Sinnes; ich sehe Dich gebieterisch, befehlend, eine Sultanin auf dem Divan, starr und hart, düster und tragisch. Wie kann ich Vertrauen fassen, wo ein Wellenmeer ohne Ruhe mir den festen Boden verbirgt? Du sprichst Gefühl, Sorgfalt, Liebe für mich aus in Worten, die der Wahrheit Wärme, der Wahrheit Töne tragen; und doch konntest Du Dich einem Andern hingeben, den Du selbst Deiner unwerth achtest, konntest die Magd eines rohen Waldmenschen werden, der selbst seine so arg von Dir gefürchtete Eifersucht vergißt, weil sein Hund blutet. Man lehrte mich

daß die Lüge die erste Waffe des Weibes sey; eine Waffe, schärfer als des Mannes Schwert, stärker als Rolands Arm."

„Kann Lüge auch das Herz so klopfend machen?" — feagte sie, seine Hand unter die linke Brust legend.

„Aueora," — entgegnete er wärmer und befangener, — „Du dauerst mich, denn, wenn mich die Veenunft nicht trügt, so hast Du viel geopfert, um eine Heerin, ein Dame zu werden. Das ist ja der gewöhnliche Mädchenglaube, es gäbe kein Glück für sie auf Erden als durch den Trauring, und die Ehe mit einem Kain, einem Cartouche, einem Blaubart oder Neeo sey dem Mädchenstande vorzuziehen ohne Frage. Aeme Geschöpfe! Elendes Zeitalter, wo der Holzschuh der Köchin mehr gilt, als das feine geistige Daseyn der Freundin, der Erzieherin einer verlassenen Menschheit! Aurora, ich habe als Knabe mir meinen Schutzgeist, die Schutzgeister aller Menschen immer als himmlische Jungfrauen gedacht. Hättest Du nicht auch hier eine solche seyn können? Rief Dich nicht Alles auf dazu, als die aeme Freifrau aufgezehet woeden duech diesen dörrenden Sieocco, dem ihre Lebensflur Preis gegeben? Aurora! ich bin ein Mann, ich kann mich nicht versetzen mitten in Deine Seele, wage daeum kein Urtheil; aber ich weiß, meine Vernunft würde nicht nach dem Warum gefragt haben, mein Herz würde freudig im Wiedersehen Dir entgegen geschlagen haben, hätte ich Dich nicht so allein gefunden, hätte ich Dich im Kreise der lieben Verwaisten gefunden, Clara, Angela, die Gott auf Deine Seele gelegt, als Du den Ring ihrer Mutter an Deinen Finger schobst, und das gehässige Bild einer herzlosen Stiefmutter hätte sich nicht statt Aurora's Bild in meine Phantasie gedrängt."

Als hätte die kalte Haut einer Schlange sie berührt, so hastig zuckend fuhr die Hand der Freifrau aus seiner Hand, so convulsivisch fast fuhr sie selbst einen Schritt von ihm zurück, mit einem Blick, worin Zorn und Argwohn, forschendes Mißtrauen und Haß wechselten, sah sie ihn einige Augenblicke an, der Name „Melac" drängte sich kaum hörbar zwischen ihren Zähnen hervor, und zugleich brannten ihre Wangen im dunkeln Leuchtfeuer des Seelensturms. Dann verzog sich der rundgeschwollene Mund zu einem Bogen des Hohns, der Pfeile der Verachtung abschießt. „Ihr seyd nichts als ein Mann!" — sagte sie lächelnd, und so drehete sie sich langsam auf dem kleinen Fuße herum, und schritt zum Fenster, als wäre Niemand außer ihr in der Halle.

Der Chevalier stand betroffen da, und mußte sich zwingen, ihr nicht zu folgen und abzubitten, denn die Zürnende kam ihm reizendee, anlockender vor, als er sie in ihrer höchsten Zärtlichkeit gesehen; und es war ihm zum Glücke, denn mit Hast wae die Thür geöffnet, und der Baron trat ein, und seine rothgeranderten Augen fuhren hin und her vom Gaste zur Hausfrau, doch erblichen die Rubinen seines Gesichts merklich, als ee seine Recognoscieung zu Ende gebracht.

„Ihr steht gelangweilt da, Chevalier?" — sprach er. — „Seht Ihr, wie recht ich vorher urtheilte, als ich Euch ein Portrait meines Weibchens malte. Kommt mit hinaus, wenn's Euch gefällig, und beschaut den ungeheuren Feisthirsch, den mein tapferer Hassan mir zum Schusse gebracht, und an dessen Wehr er fast sein Leben gesetzt. Ein trefflicheres Prachtgeweih ist nimmer die Zierde dieser Burg geworden, so lange sie stand, und ein Faß Hochheimer soll fließen als Libation bei dem Feste, wo die Trophäe ihren Platz im Rittersaale einnehmen wird."

Im Unmuth, den des Schloßherrn Anblick vermehrt, und der in ihm durch das Gefühl der Unfreiheit seines Gemüths, durch das Bewußtseyn seines Schwankens zwischen Zuneigung und Haß gegen die Schloßfrau geweckt, antwortete Melac mit Humoe: „Ich bin bereit, Herr Baron; denn so ein abgeschiedener [illegible] des Waldes steht sich gar lieblich an, ist ein friedlicher Gesellschafter, und es grämt mich, daß des strengen Ohms Ordre mich abruft, und ich dem Feste nicht beiwohnen darf, wo das größte Gehörn am Rhein seine Gratulationen entgegennimmt."

Der Freiherr übeehöete im Fortschreiten das stechende Wort, aber Aurora drehete sich rasch um, und ein Feuerblick warf ihm seinen Blitzkeil nach.

Kurze Zeit nachher trat der Chevalier in sein Zimmer und befahl dem traurigen Baptist die Pferde zu satteln, indeß ee selbst das Gepäck in Ordnung bringen würde. Der Gascogner that einen Freudensprung, und schwur bei dem Brautkleide seiner Mutter, man würde ihn nie wieder im Steigbügel seiner dänischen Stute gesehen haben, hätte er noch eine Nacht in diesen altern Mauern zugebracht. Melac war bald mit seiner Arbeit fertig, denn der Mantelsack hatte nur das Nothwendigste hergegeben; ee schnallte schon am Riemenwerk, da trat die junge, vollwangige Hausmagd herein, und als sie den Herrn allein fand, legte sie schnell mit verschmitztem Lächeln ein Briefchen auf den Tisch und entfloh, ehe sie der Ritter fassen und festhalten konnie. Der Brief war von Auroea geschrieben und mit Staunen las Melac folgendes:

— „Welcher böse Geist konnte Zwietracht unter uns anfachen, zwischen uns, die wir durch ein unauflösliches Band verknüpft worden! Geheimniß ist sein Knoten und sehnsüchtige Erinnerung sein Wächter. — Ich bat Dich zu fliehen, aber die Uesache der Bitte ist erloschen durch des Zufalls Gunst, und wenn Aurora Dir befehlen darf, so spricht sie: „Bleibe! bleibe, so lange Du vermagst, und sey der Stern an meinem düstern Himmel!" — Esenheim belacht selbst seine gegebene Blöße, seine Eifersüchtelei; er nannte Dich einen bartlosen Knaben, einen Pariser Faut, den kein stattlicher Burgherr fürchten dürfte. Aber Du mußt dem ungalanten Waldmann das zu gute halten, sollst ihn nicht zu Rede setzen darum, dem Ritter nicht wiedersagen, was die plauderhafte Geliebte ihrem schönen Adonis anvertraute, um ihm die Sicherheit, die Besonnenheit zu geben, die uns Noth thut. Wolltest Du die beleidigte Ehre rächen, so könntest Du bluten und Aurora würde verzweifeln, oder Du könntest sie zue Wittwe machen und — die Morgenrothe müßte sich in schwarze Wolken bergen. Vielleicht ginge sie dann heiterer auf aus der Trauernacht, und es bedürfte keiner widrigen Opfer mehr um des Guts und der Habe willen, welche des Barons Testament der Bedrängten längst gesichert. O, wenn der Liebe erlaubt würde, Alles mit der Liebe zu theilen! Man sagt, das soll den Himmel zur Eede tragen! — Bleibe mein Freund! Idol meiner Liebe. Morgen schon wird im Rittersaal das Fest der Jagdgesellen bereitet, und wenn um Mitternacht die Köpfe der Trunkenbolde zu Kräuseln werden, und ihr Verstand zu Null und ihre Augen zu todten Glastropfen, dann spricht ein dürstender Mund mehr zu dem einzigen Nüchternen im Schlosse —"

Melac zerknitteete das Papiee in seiner Hand. „Schlange!" — sagte er in sich. — „Ich verstehe Dich. Du bist eine schaamlose Eva; welche die Giftfrucht ohne Erröthen ausbietet. Aber die Ehre ist ein zu hoher Preis für den Apfel der Sünde, und jeder Reiz, den die Natur Dir gab, war eine schändliche Verschwendung."

Eine Stunde später trabte der Chevalier und sein Knecht am Rheinufer hinauf, und der junge Champagner schaute nicht schmerzlich zurück nach den grünen Zinnen und schwarzen Schieferdächern, wie ehemals, sondern wahete besorgt die Weinhügel und die Verstecke am Wege, als erwarte er einen boshaften Schützen hinter ihnen, indeß Baptist, dee mit dem Herrn die Rolle getauscht, sorgenfrei und überlustig ein vaterländisches Brautlied mit einer Stimme ohne Sordine in die

luft sandte und alle Echo's des Rheinufers rebellisch machte. Erst dann, als die Ebene sich vor ihnen dehnte, wurde der Chevalier ruhig und antwortete, wie er gern that, auf Baptistens Possen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verlobungs-Karte.

(Ein Fastnacht-Scherz von G. Möllenbeck.)

„Also trotz meines ausdrücklichen Verbots war Fräulein Nichte gestern doch auf dem Maskenballe?" — polterte Onkel Hilbrand gegen seine niedliche Nichte. — „Ich? auf dem Maskenballe? Welche Beschuldigung, Onkelchen!" — rief das hübsche Mädchen, und sah mit den Taubenaugen den Eiferer recht treuherzig und unschuldig, dann aber fast bitterbös an. — „Nicht geläugnet, Mädchen! Meinst wohl, ich habe die kleine niedliche Schweizerhirtin nicht erkannt mit der feuerfarbenen Brustschleife?" — „Aetsch, Onkelchen!" — erwiederte das lose Kind hastig, und schabte Rübchen, — „wenn Sie dergleichen sahen, müssen Sie ja doch selbst auf dem Balle gewesen seyn . . . trotz Ihrer ausdrücklichen Versicherung, nicht hingehen zu wollen!" — setzte sie, den Pathos des Onkels nachahmend, hinzu, und klatschte triumphirend in die Händchen, — „Gefangen, Onkelchen! gefangen!" — Onkelchen gab sich einen Schlag auf den Mund.

„Und mich wollen Sie beschuldigen, eine so schwere Sünde begangen und Ihrem ausdrücklichen Verbote zuwider gehandelt zu haben?" — begann Nichtchen nach kurzer Pause mit erheuchelter Betrübniß von Neuem.

„Still nur, still, Fräulein!" — entgegnete Onkel Hilbrand; — „ich weiß es ja doch, daß Du dort warst. Die hübsche Schweizerin mit der feuerfarbenen Brustschleife —"

„Ach ja!" — kicherte Marianne, — „die hübsche Schweizerin —"

„Der ich das M. B. in die Hand schrieb —"

„Das M. B. — ganz recht!"

„Richtig! — war — Minna oder Madam Beering — Ihre Verlobte, Onkelchen, meine zukünftige chère tante — Ich lege Ihnen meinen gehorsamsten Glückwunsch zu Füßen, bestes Onkelchen! — Ich aber — nun, ich will es nur gestehen — ich war in ganz anderer Maske dort."

Geständniß und Glückwunsch überhörend, rief der Onkel: „Wie? was faselst Du da, Herzens-Annchen! — Verlobte? — Aber á propos, Herzenskind! hast Du Dich entschlossen? Wirst Du bald das glückliche Ja aussprechen, um das ich Dich bereits fußfällig gefleht? mich endlich bald durch Deine liebe Hand und Dein süßes Herz zum Glücklichsten der Sterblichen machen?"

„Nein," — rief Marianne, wie höchst unwillig — „das ist zu arg, Onkelchen! Sie treiben bösen Spott mit mir Armen!"

„Spott?"

„Verloben sich, geben gestern auf dem Maskenballe die Karten aus — in der That, eine originelle, ganz neue Idee! — und heute fordern Sie meine Hand!"

„Verlobung? — Karten?" — erwiederte Onkel Hilbrand mit nicht allzuklugem Gesichte. — „Mir steht der Verstand still. Bist Du toll, Mädchen? oder bin ich's?"

2.

„Aus dem Zweifel will ich Ihnen gleich helfen!" — rief Marianne, und sprang, ein lautes Lachen mühsam unterdrückend, das aber, als sie den Thürgriff in der Hand hatte, doch losbrach, in das Nebenzimmer. Augenblicks jedoch kehrte sie zurück, in der Linken ein zerbrochenes Zuckerrohr-Stück haltend, mit der andern aber dem Onkel eine sauber gestochene Karte überreichend. — „Nun, Onkelchen?"

Onkel Hilbrand las die Karte. „Als Verlobte empfehlen sich Joseph Nepomuk Hilbrand und Minna Beering! — Spiegelfechterei der Hölle! Bin ich verhert? verrathen? verkauft?"

„Verrathen Onkelchen! verrathen! Wer war doch der artige Spezereihändler, der so galant war, den Herren und Damen kleine Zuckerrohr-Stücke zu überreichen, in denen man die niedliche Karte fand? — Wirklich, Onkelchen, ein allerliebster Gedanke, und funkelnagelneu!"

Onkel Hildebrand stand wie aus den Wolken gefallen. Plötzlich aber fuhr er aus seinen Träumen auf. „Wer hat mir das gethan!" — rief er erboßt. — „Dahinter muß ich kommen! — Gerstenzucker, Chokoladen-Bonbons, überzuckerte Mandeln hatt' ich ausgetheilt: das ist wahr, aber kein Zuckerrohr. Habe meinen Doppelgänger wohl bemerkt mit seinen Zuckerröhrchen; das ist auch wahr; aber den Wolf in den Schafskleidern ahnte ich schuldloses Lamm nicht. — Doch den Streich bring ich heraus!"

„Onkelchen! Onkelchen! — bat Marianne ernst, — „machen Sie keine Streiche! Bedenken Sie, daß die Karten nun schon längst in der ganzen Stadt gelesen sind, daß die Gratulanten jeden Augenblick anlangen können. — Auch waren Sie der Beering ja immer gut, und sie paßt in jeder Hinsicht besser für Sie, als ich."

„Nein! nein! und abermals nein! — den Streich muß ich heraus haben; ich ruhe nicht eher. Augenblicklich! — Dich Herzenskind laß ich nicht, und wenn man Dich mit Haken der Hölle von meiner Seele risse. — Der Streich soll bezahlt werden! — Dich lass' ich nimmermehr!"

„Herzens-Onkelchen! mich Herzenskind kriegen Sie nicht!" — rief Marianne. — „Hören Sie mich ruhig an. Mich können Sie nicht kriegen: denn ich bin nicht mehr zu haben; ich bin — da ist es heraus! ich bin schon vermählt!"

Onkelchen that einen mächtigen Luftsprung. — „Vermählt? Du? Vermählt? — Bin ich denn toll? träumt mir das Alles?"

Nichtchen brachte zwei Stühle. — „Nehmen Sie Platz, Onkelchen, und hören Sie mich ruhig an." — Onkelchen setzte sich, aber nicht sehr ruhig.

3.

„Sie erinnern sich, Onkelchen," begann jetzt die Nichte, — „daß ich im vorigen Jahre mit der Tante, Ihrer lieben Schwester, die Harzreise machte, und wir damals den Brocken bestiegen, von dem ich Ihnen nachher so viel Schönes erzählte. Das Schönste aber konnt' ich Ihnen damals noch nicht erzählen, und deshalb muß ich es jetzt nachholen. Nämlich bei Gelegenheit des prachtvollen Sonnen-Aufgangs, den wir dort oben erwarteten, lernt' ich meinen geliebten Mann kennen —"

„Mann! Herzens-Nichtchen, ich bitte Dich um Alles in der Welt," — fuhr Onkel Hildebrand dazwischen

„Ruhig Blut, lieber Onkel!" — beschwichtigte Marianne den Aufbrausenden. — „Es ist nicht anders. Hören Sie weiter. — Der Obergerichtsrath Bornfeld — damals noch Assessor — war von der Gesellschaft. — Wir sahen uns, — er zeichnete mich aus, — kurz wir verliebten uns ineinander, kurz nach Sonnenaufgang. Nun, Sie wissen wohl, Onkelchen, wie sich das so macht. Wir schwuren, ferner nicht ohne einander leben zu können, — hatten oft Gelegenheit, uns unter vier Augen zu sehen, — nun — (Nichtchens Gesicht überflog eine Röthe, und ihr Auge suchte den Boden) — kurz

— nun, wie soll ich doch sagen, wir thaten dazu, daß wir — heimlich getraut wurden. — Es mußte seyn, Onkelchen! es war nicht anders."

„Unglückskind!" — rief Onkel Hildebrand, — „und ohne meinen Willen? meinen Segen? — Wer ist der Mensch? wo —"

„Ich bitte Sie, liebster, bester Onkel, beruhigen Sie sich, und hören Sie mich an!"

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Stunden und der Tod des griechischen Insurrectionschefs Pallästra auf der Insel Candia.

(Nach der Erzählung eines Augenzeugen.)

Aus der Asche seiner zerstörten Städte erhebt sich in neuer Jugendfrische das alte Griechenland. Eine neue Zeitrechnung ist für dasselbe gekommen, auf die ruhmvollen, nun befreiten Gräber seiner Altvordern legt der junge Hellene seine Siegeskränze von Tenedos und Missolunghi nieder, aber in diese Töne des Triumphs eines befreiten Volkes mischt sich in schneidendem Kontraste der gellende Weheschrei eines Bruderstammes. Es ist das unglückliche Kreta, die altberühmte Inselkönigin, deren heroische Bevölkerung unter den Streichen ägyptischer Schlächter zusammensinkt. Kein hellenischer Stamm, die Sulioten vielleicht ausgenommen, hat in dem griechischen Befreiungskriege größere Proben des Heldenmuthes und der glühendsten Vaterlandsliebe gegeben, als jene hochherzigen Insulaner. Wir wollen hier die letzten Augenblicke ihres gefeiertsten Helden schildern. Christophoros Pallästra war zu Retimo auf Candia geboren und kam in früher Jugend nach Frankreich, seinem zweiten Vaterlande, wo er Dienste in der Garde Marine-Infanterie nahm, und sich von der untersten Stufe bis zum Range eines Kapitäns aufschwang. Diesen letztern Grad verdankte er der ausgezeichneten Tapferkeit, welche er im Jahre 1809 während eines Seegefechtes bewiesen hatte, das eine französische Korvette gegen drei englische Kriegsbriggs bestand. Im Jahre 1814 verließ er als warmer Anhänger Napoleons den französischen Dienst, und übernahm für Rechnung seines Vaters die Führung eines Kauffahrteischiffes. Er war eines der ersten Mitglieder der 1814 zu Wien gestifteten Gesellschaft der Musenfreunde (Ἑταιρία τῶν Φιλομούσων), welche sich am frühesten mit dem Plane eines großen Aufstandes aller unter dem türkischen Joche seufzender Hellenen beschäftigte. Bei dem Ausbruche der Insurrektion im Jahre 1822 landete Pallästra mit einem Häuflein griechischer Jünglinge und einigen Franzosen in seinem Vaterlande Candia. Die Erscheinung des Kapitäns unter seinen kriegerischen Landsleuten war das Signal zu einer allgemeinen Erhebung, die tapfern Stämme der Sphakioten und der Maurinoten sammelten sich um ihn. Pallästra war ganz zu einem Führer solcher wilder Schaaren geeignet, mit großer Körperkraft und persönlichem Muthe verband er jene schwärmerische, bilderreiche Beredsamkeit, welche auf südliche Völker von unwiderstehlichem Effekte ist, und womit er den religiösen Fanatismus seiner Krieger auf das höchste zu entflammen wußte. Pallästra war mit Leib und Seele einer der ritterlichen Helden aus dem Mittelalter, die ihr Leben mit Begeisterung dem Sieg des Kreuzes weihen, und ihr kühnes Beispiel voran bei jedem Kampfe tragen, ein wahrer Lavalette oder Gottfried von Bouillon. Nachdem er die Türken auf allen Punkten geschlagen und das ganze innere Land von ihnen befreit hatte, zwang er sie, sich in die festen Städte zu flüchten und begann, nach seinem Siege bei Canea, die Belagerung dieser Hauptstadt, wobei er aber auf Schwierigkeiten stieß, die er nicht so schnell überwinden konnte. Seine undisciplinirten Krieger hatten gar keinen Begriff von einer Belagerungskunst, sie wußten nichts von der Anwendung des schweren Geschützes, sie wußten noch weniger die Entfernung und die Wirkungen desselben zu berechnen, und so tapfer sie sich im freien Felde Mann gegen Mann geschlagen hatten, so waren sie doch nur schwer zu Angriffen gegen Mauern und Wälle oder zu einem Sturme gegen die Bresche zu bewegen. Pallästra hatte nur sehr wenige kriegserfahrene Männer um sich, die ihm bei seiner schweren Aufgabe beistehen konnten, überdieß fehlte es ihm auch an Geschütz von schwerem Kaliber; aber seinem beharrlichen Muthe würde vielleicht doch noch die Einnahme des wichtigen Platzes gelungen seyn, wenn ihn sein früher Tod nicht daran gehindert hätte. Von der Belagerung von Canea zog ihn der Hülferuf der Maurinoten hinweg. Die Türken von Suda hatten die an den Abhängen des Oeta (nicht zu verwechseln mit dem Oeta in Thessalien) oberhalb Suda liegenden Dörfer derselben überfallen, die Häuser verbrannt, die Olivenbäume aus der Erde gerissen und Weiber und Kinder in die Sklaverei geschleppt. Der Rest des Stammes, der dem Blutbade entronnen war, hatte sich in die Berge geflüchtet und dorthin zog Pallästra mit den Sphakioten und Caneoten zu ihrer Hülfe heran. Es war der 6. Mai 1823, als er mit seinen Schaaren dort ankam. Die Erscheinung des tapfern Häuptlings, dessen Ruf damals ganz Candia durchdrang, wurde von den Maurinoten wie die eines Himmelsboten gefeiert. Alles eilte herbei ihn zu begrüßen, und Greise und Kinder drängten sich zu ihm, den Saum seines Gewandes zu berühren. Sie vergaßen durch die Gegenwart ihres Helden das schwere Unglück, das über sie gekommen war, und in aller Herzen war nur das Gefühl des Sieges und der Rache lebendig. Man reichte Pallästra's ermüdeten Kriegern mit Freuden alle Lebensmittel, die vorhanden waren, auf den grünen Wiesenterrassen eines romantischen Felsens, auf dessen höchster Spitze die Kapelle des heiligen Erlösers (τοῦ ἁγίου σωτῆρος), ein berühmter Wallfahrtsort stand, wurde gelagert, lustige Feuer loderten umher und schickten ihre wirbelnden Dampfwolken zum Himmel empor, es wurden Lämmer geschlachtet, und an dem Feuer gebraten. Im Kreise herum lagen die wilden, aber romantisch schönen Gestalten dieser kriegerischen Inselritter, ihre schöne, malerische Kleidung, die in weiten scharlachrothen Hosen, in einem Unterrocke ohne Aermel von weißer Farbe, bunter Schärpe und einer Art von braunrothem Mantel, ganz ähnlich denen, welche die Beduinen in Algier tragen, bestand, dann ihre pechschwarzen Schnurrbärte und die Fülle der nach hinten zu sehr langen, dunkeln Lockenhaare, die ihre schöngeformten, olivenfarbigen Gesichter beschatteten, boten ein Gemälde, das wohl würdig gewesen wäre, von dem Pinsel eines Salvator Rosa verewigt zu werden. Dazu kam noch die wunderschöne, malerische Umgegend, die Felsen des Oeta mit einer blühenden Vegetation bedeckt, von den dunkeln Laubkronen hoher, riesenhafter Kastanienbäume beschattet, deren süße Früchte man nirgends besser findet wie auf Candia, und die damals eben zu reifen begannen. Candia ist überhaupt ein herrliches, immergrünes Eiland, es ist die lieblichste der Inseln Griechenlands, und eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums ist durch ihren Verlust der neuen Regierung entzogen.

(Fortsetzung folgt.)

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 63. Mittwoch, 6. August 1834.

In Andrer Glück sein eignes finden:
Ist dieses Lebens Seligkeit;
Und andrer Menschen Wohlfahrt gründen
Schafft göttliche Zufriedenheit.

Christ. Martin Wieland.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Fortsetzung.)

„Sieh da, eine nette Stadt! Sie soll uns heute die Herberge geben, schaut sie doch wunderlich aus dem Zickzack der Mauern und Wälle, und der dünne spitzige Thurm macht sie einem Storchnest ähnlich, über dessen breite Wandung der lange Schnabel des brütenden Mütterchens herausragt. Die Aehnlichkeit ist einladend, denn wo der Storch ein Dach erwählt, kommt mit ihm nach alter Sage Glück und Sicherheit unter das Dach!“ — So sprach ein hoch aufgeschossener blutjunger Mensch, indem er einen tüchtigen keulenartigen Wanderstab in das Gras warf und sich ohne Umstände neben dem treuen Reisegefährten niederstreckte.

Es war um die Vesperzeit, die Sonne, welche zu Mittag heiß gebrannt, schoß schon schiefe Strahlen, und strich schräg über die Dächer der Stadt und Festung Landau hin, denn diese war es, an die der Wanderer seine Apostrophe gerichtet, und auf dem Kanale sah man schon die Kähne der Landleute von der Stadt zurückrudern, welche am Morgen Frucht und grüne Waare zum Markt hinein gebracht nach gewohnter Weise. Der junge Mensch hatte etwas Ungewöhnliches in seinem Aeußern, das die Blicke der Vorübergehenden, denn die Straße war begangen von Städtern und Bauern, neugierig fesselte. Sein unbärtiges Gesicht trug nicht die Züge der niedrigen Klassen, sondern etwas Geregeltes, ja fast Edles war ihm aufgeprägt; er stand in der Lebenszeit, wo der Körper üppig aufzuschießen pflegt und sich mehr in die Länge als Breite dehnt, doch fehlte seiner schlanken Gestalt die jugendliche Muskelfülle nicht, da wo sie innere Kraft verkündet; der nackte Hals war nervicht und um die gebräunte mit der Farbe der Gesundheit geschmückte Wange ringelte sich kurzes helles Haar in hundert natürlichen Löckchen, und das blaue deutsche Auge schaute lebensmuthig und sorglos auf die vorüberziehenden Gaffer. Die Tracht des müden Reisenden hatte nichts Vornehmes, indeß gehörte sie auch nicht ganz dem untern Stande an; der kurzgeschnittene braune Laufrock war abgetragen, aber hatte einen ritterlichen Schnitt und feine Nähterei am Kragen und Aufschlag, ein weißer feiner Hemdkragen schlug sich über die Schultern breit herab, dagegen war das pauschichte Beinkleid von grauem Zwillich, die Strümpfe und die dicksohligen Schuhe erinnerten an das Tyrolerland und ebenfalls der helle, breitrandige Filzhut, den jedoch statt des rothen Bandes und des Blumenstraußes ein phantastisch befestigter Adlerflügel schmückte; an einem breiten Riemen, der über die rechte Schulter zur linken Hüfte lief, und auf dem allerlei Jagdfiguren in Weiß genähet waren, hing eine Wandertasche und eine Korbflasche, und in einer rothgelben Schärpe, die unter dem Rock sichtbar wurde, stack ein breites Jagdmesser, mit einem Griffe von rauhem Hirschhorn. —

Der Fremdling, denn als solchen bezeichnete ihn seine Tracht, warf den Hut vom Krauskopfe herab zu dem Knittel ins Gras, trank aus seiner Flasche, speiste von einem Weißbrod-Rest aus seiner Tasche, und lag da in jener Behaglichkeit, die dem Besitzer wie dem Beschauer gar wohl thut, weil sie das Bild der höchsten Glückseligkeit auf Erden, der Zufriedenheit mit sich selbst und der Welt darbietet. — Wer weiß, wie lange der Fremde so dagelegen, hätte nicht eine äußere Erscheinung ihn aus seinem träumenden Nichtsthun aufgerufen. Auf einem lehnansteigenden Hügel in der Nähe befanden sich einige Garten-Anlagen mit einem leichten Holzgehäge eingezäunt. Von ihnen her kam ein Mann von einem halben Dutzend ihn wild und kläffend umspringender, gut genährter Hunde begleitet. Der Mann war großer Statur, hatte einen breiten und massiven Körper; er trug einen grauen steifschößigen Oberrock, Reitstiefeln von ungegerbtem Leder und eine violettblaue Sammtmütze mit dicker goldener Troddel. So wie der Mann den Leuten auf der Landstraße sichtbar geworden; so kam eine unruhige Bewegung in die Meisten, Einige beschleunigten ihren Marsch zur Stadt bis zum Wettlauf. Andere bogen von der Stadt in kleine Fußwege ein, welche in die Fruchtäcker oder zu niedern Gebüschplätzen führten, und bald erklärte sich die Ursache der Furcht und Flucht. Der Mann hatte kaum mit seinen Hunden die Straße erreicht, so zerstreuten sich die bösen, aufgehetzten Thiere mit wüstem Gebell und muthwilligen Sprüngen, und sprengten auf die Wanderer ein, als wenn sie abgerichtet worden, menschliche Gestalten zur Scheibe ihres Angriffs zu machen. Hier warfen sie ein schreiendes Kinderpaar mit dem Schlage ihrer tölpischen Pfoten in den Sand; fuhren dort einem schwer beladenen Lastträger in die Waden, daß er im Schreck und Schmerz vorn über stürzte und unter seiner Bürde beladen vergebene Anstrengungen sich zu erheben versuchte, und einer Schildkröte gleich mit den Gliedern sparlte, hielten dort einen Sonntagsreiter an, dessen scheues Pferd vor Entsetzen über die unbändigen Bestürmer, die mit weitoffenem, geiferndem, zahnreichem Rachen an ihm aufsprangen, sich bäumend zur Seite bog und dann in unaufhaltsamer Flucht mit dem armen Herrn, der nach verlorenem Zügel erbarmungswürdig den Sattelknauf

...klammert hielt, über die abgeerndteten Stoppelfelder ins Weite flog; und der Mann mit der violettblauen Kappe lachte dazu laut und schallend, und schien ein menschenfeindliches, grausames Gaudium an dieser seltsamen Jagd zu finden, das, aller Gallanterie und jedes Zartgefühls spottend, auch da sich zu erkennen gab, als eine der blutbefleckten Bestien auf ein Paar junge Damen schoß, die in der Abendkühle ihren Spaziergang machten, ihnen Mantilla und Schleier zerfetzte, und den silberberandeten Hut, den ihr kleiner Page muthig zur Wehr vorstreckte, dem Knaben aus den Händen riß, spielend zerfetzte und dann dem Herrn wie im Triumphe apportirte. Der Fremdling hatte mit hohem Staunen dem Unfuge aus der Ferne zugesehen, und sich selbst gefragt, wer der Unmensch seyn möchte, der sich dergleichen unterfieng, und den Niemand von den kräftigen Männern auf der Straße in seinem schändlichen Muthwillen zu stören und zu strafen wagte. Jetzt, da das wilde Heer ihm näher kam, drückte er seinen Filzhut auf den Kopf und faßte nach seinem Knittel. Ein altes Mütterchen, das am Stabe schlich, und ein Körbchen am Arme trug, in welchem es Obst heimbrachte, ging jetzt einige zwanzig Schritte von seinem Ruheplatze vorüber, und ein schwarzer Saufänger, den sein wilder Kreislauf gerade in ihre Bahn führte, fuhr auch ohne Weiteres auf sie ein, faßte mit den Zähnen ihren Stab und riß ihn aus ihrer zitternden Hand. Ehe die der Stütze beraubte Alte jedoch umsank, stand der Fremde schon neben ihr, hielt sie in seinem linken Arm, und traf, da die schwarze Bestie einen zweiten Sprung nach dem kleinen Schultermantel der Greisin that, das Thier mit seinem Keulenstocke so tüchtig zwischen die Zähne, daß es mit blutigem Maule laut heulend zurückflog. Ein lautes „Hoho" schallte vom Munde des Herrn, und der Fremde hatte kaum Zeit, die Alte sanft auf den Boden zu setzen, und sich nach einem alten Baumstamme zu flüchten, als er sich von der ganzen Meute angefallen sah, die, wie erbittert durch die Behandlung ihres Kameraden, zum wüthigsten Angriffe auf ihn ansetzte. Ein merkwürdiges Schauspiel, wie es diese Gegend wohl noch nie erblickt, begann in diesem Moment. Den dreiten Eichenstamm im Rücken, die Füße fest in den Sand gedrückt, wobei das rechte Bein in der Stellung des römischen Gladiators vor sich gestreckt, die linke Hand fest am Waidmesser im Gurt, schwang der junge Mensch seine knorrige Keule mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit und Starke gegen die erbosten Thiere. Wie ein Wirbel des geübtesten Fahnenschwenkers oder des kunstgerechtesten Tambours flog die schwere Waffe um ihn her, durch die Luft, bald hoch, bald tief, seinen ganzen Leib deckend, und in jeder Secunde einen Schlag an die Gegner austheilend. Einige Minuten sah der colossale Mann dem unerwarteten Schauspiele zu, als aber hier einer seiner Lieblinge am Kopf getroffen hinterrücks einen Purzelbaum schlug, dort ein an der Pfote Verletzter mit Wehgekreisch zur Seite hinkte, da pfiff er aus voller Brust zur Retirade, und die Thiere schienen gern zu gehorchen, denn sie sammelten sich alle hinter dem Herrn, als dieser mit hochrothem Gesicht und in der Hast des Zornes auf den erhitzten Fechter losschritt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verlobungs-Karte.

(Ein Fastnacht-Scherz von S. Möllenbeck.)

(Fortsetzung.)

4.

Nichtchen erzählte weiter. „In H. lebte Bornfelds ehemaliger Universitäts-Freund und Stuben — Stubenbursch, glaub' ich nennen sie's. Am liebsten nannt' er ihn, nach seinen Erinnerungen aus dem Befreiungskriege, während dessen Beide auch in einem Detaschement standen, seinen Stallbruder, obwohl die Ideenverbindung, welche bei dieser Benennung sich aufdrängt, besonders für eine Dame nicht gerade übertrieben hübsch ist, und ich in meinem ganzen Leben nicht einmal den Oberstallmeister leiden konnte, blos weil er einen Stall in seinem Titel führte — ich hab' ihm die Lieblingsbenennung auch noch gar nicht abgewöhnen können während unserer ganzen Ehe."

Onkelchen durchfuhr eine Zuckung.

Ruhig, liebes Herzens-Onkelchen! — Also dieser fatale Stallbruder, jetzt ein höchst achtbarer Geistlicher, wurde gewonnen, uns zu kopuliren . . . Ruhig, Onkelchen! Ihre liebe Frau konnt' ich einmal nicht werden, weil ich Ihnen immer gut war, Sie aber doch nicht so eigentlich lieben konnte, und so, dacht' ich, sey es doch am Besten, den Obergerichts-Assessor zu nehmen, weil ich den lieben konnte, so recht aus Herzensgrund, und dabei ihnen doch gut bleiben durfte, liebstes Onkelchen. Und da nun der Assessor jetzt zum Rath avancirt ist, so bin ich doch nun auch Frau Räthin geworden. — Nun aber —"

„Unglückskind! und geheirathet ohne Beistimmung, ohne Segen, ohne Zeugen!" jammerte Onkel Hildebrand.

5.

„Beistimmung und Segen" — erwiederte Nichtchen, mit ihren Händchen des Onkels Wangen streichelnd, — „hofften wir, wird uns der liebe, gute Onkel Hilbrand nachträglich gewiß nicht weigern; — aber in dem Tage- und Gedenkbuche des H—er Predigers steht Alles genau und urkundlich verzeichnet; daß wir mie allen Formen einer heimlichen Trauung ehelich verbunden und eingesegnet worden sind. — Freilich, unsere einzige Zeugin bei dem feierlichen Acens war — eine Theekanne. — Lachen Sie nicht, Onkelchen!" — bat Marianne ernst: denn Onkel Hilbrand lachte in der That ganz unmäßig über die seltsame Zeugin, so wenig ihm sonst die Sache überhaupt lächerlich erschien. — „Sie werden sehen, bester Onkel, wie eine feierliche Stimmung selbst einem so gleichgültigen Dinge, wie eine Theekanne doch gewiß ist, eine ernste Seite abgewinnt, wie sie sogar einen Anflug von Rührung in mir zu erzeugen vermochte. — Also — so frugal nämlich ging es an dem Götterabende bei uns zu, daß uns und den würdigen Geistlichen nach der heiligen Handlung nur eine Tasse Kaiserthee erquickte. Und als nun während jener die Theekanne ihr Liedlein sang, da gemahnte es mich wahrhaftig, als hört' ich aus weiter seliger Ferne die lieben Englein selber im Himmel droben ein frommes Kirchenlied darein singen mit Amen, Amen! und als sey das jetzt ertönende Amen des Dieners des Herrn nur der irdische Nachthall jenes Sphärengesanges. Und noch seh' ich sie dastehen, die weiße, blau geblümte Meißener Kanne, und ich schwur bei der Farbe ihrer Blumen meinem Geliebten ewige Treue. — Und die Theekanne besitze ich noch, und halte sie hoch; ich erbat mir sie, bei deren Anblick ich so heilige Empfindungen, so fromme Vorsätze gehabt hatte; und sie soll nicht fehlen bei irgend einer Freudenfeier in unsrem Leben. Sehen Sie Onkelchen, so ward ich Räthin."

6.

Der Schluß von Mariannens Darstellung verdarb diese selbst aber ganz und gar bei Onkel Hilbrand. Schon war der grundgute Mann bei der beredten Schilderung der Gemüthsstimmung seiner bildhübschen Nichte ganz weich geworden; aber bei dem erzprosaischen Schlußsatze des poetischen

Seelen-Gemäldes war ihm, als stäch' ihn plötzlich der Skorpion. Alle Weichheit seiner Gesichtszüge war wie weggeblasen, und sie nahmen völlig wieder den vorigen Ausdruck von Strenge und Zorn an, der aber immer sofort bei ihm blos zur Komik, selbst zur Karrikatur ward, die leider alle Furcht bei demjenigen verscheuchte, der ihm in solchen Augenblicken gegenüber stand.

„O Du Schlange, die ich an meinem Busen gewärmt!" — platzte er jetzt los, — „mich so zu hintergehen! — O Weiber! Weiber! — Hätt' ich Dich nicht auf Händen getragen, so gut wie Dein Gerichtsrath? und wohl besser? Und wenn es Dir um die Räthin war: bin ich nicht auch Kommerzienrath? Oder ist ein Kommerzienrath etwa leichter, als ein Gerichtsrath? der am Ende nichts hat, als seine elenden tausend Thälerchen Besoldung! Zählt ein Kommerzienrath etwa weniger Buchstaben in seinem Titel, als ein Gerichtsrath? Zieht man vor einem Kommerzienrath etwa den Hut nicht so tief, wie vor einem Gerichtsrath? Klingt Frau Kommerzienräthin etwa schlechter, als Frau Gerichtsräthin?"

Ruhig und gesenkten Blickes hörte Marianne des Oheims eifrige Expectoration an: sie wußte ja, daß weit besser umgehen war mit ihm, wenn er ausgepoltert hatte, als wenn er stumm blieb.

„Und warum heimliche Heirath?" — eiferte der Kommerzienrath weiter, — „und wie durfte der pflichtvergessene Priester — konntest Du nicht erst die Sache mir vorstellen, — wenn Du mich denn doch durchaus nicht so eigentlich lieben konntest, daß Ihr zu der heiligen Handlung den offenen, geraden Weg ginget — he?"

„Ich wußte ja," — erwiederte Nichtchen fein lächelnd, — „daß mein bestes Onkelchen sich tausendmal eher in das Geschehene, Unabänderliche fügt, als in etwas, das geschehen soll."

„So, Frau Räthin? Frau Spitzbübin!" — sprudelte der Kommerzienrath. — „Den Oheim, den obervormundschaftgerichtlich-bestallten Vormund, so zu hintergehen! 's ist himmelschreiend!"

„Seyn Sie gut, Onkelchen! — Bornfelds wegen, der gewichtige Gründe hatte — sie genügten ja einem ehrenwerthen Geistlichen! — unsre Ehe bis jetzt geheim zu halten, mußt' ich mich zu diesem Schritt entschließen, den wir doch, der Sicherheit wegen nicht länger ungethan lassen mochten," — entgegnete Marianne ganz ernsthaft. — „Uebrigens, Herzens-Onkelchen, wußte ich ja doch, daß Sie der Beering noch immer recht gut sind. Und das ist doch ganz gewiß, die wird es jeden Falls weit besser verstehen, meine Tante zu seyn, als ich. Wahrhaftig! wär' ich meine Tante geworden, ich hätte doch wohl zu wenig Respect gehabt vor mir."

„Possenreißerin!" — schalt der Onkel. — „Aber der Streich gestern mit den Karten? — he? Um den weißt Du doch auch? — He, Frau Gerichtsräthin? — Anworten Sie, Sie — Gerichtsperson! — Haben ihn doch wohl selbst angestiftet?"

7.

„Mein liebes Onkelchen," — entgegnete die Räthin treuherzig, — „das wahrhaftig nicht! Aber gestehen will ich gern, daß ich seit etwa acht Stunden darum weiß."

„Nun seh' mir Einer die Malice! und das gesteht sie ebenfalls noch gern! macht ihr noch rechte Freude, so etwas gestehen zu können! — Aber warte nur!"

„Bitte, bitte, Onkelchen! hören Sie doch nur! — An dem ganzen Scherz war eigentlich nur das Opernhaus schuld. Vorgestern war Bornfeld angekommen, um seinen neuen Posten hier einzunehmen. Wir gingen selbigen Abend noch in die Oper, und fanden in unser Loge die Beering. Ihr stellt' ich meinen Gatten vorläufig noch als meinen Verlobten vor, und Sie können denken, Onkelchen, wie das liebe Weib erstaunte, da auch sie in dem festen Wahne stand, daß Sie mich heirathen würden. Nun hätten Sie nur hören sollen, Onkelchen, wie die herzige Frau Sie lobte und rühmte gegen Bornfeld: welch' ein Ehrenmann Sie seyen, und in was für ein achtbares Haus er komme; wie hoch sie Sie schätze, und wie sehr sie, bei Ihrem herzensguten Gemüth, Diejenige im voraus beneide, der Sie dereinst vielleicht Ihre Hand reichen würden. — Nun, sie sprach in allen Dingen nur wahr, und ihr Lob war nichts als die pure Gerechtigkeit: wer weiß das wohl besser als ich!"

„Hexe!" — brummte der Kommerzienrath in den Bart, doch nicht unfreundlich.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzten Stunden und der Tod des griechischen Insurrectionschefs Pallästra auf der Insel Candia.

(Nach der Erzählung eines Augenzeugen.)

(Fortsetzung.)

Nachdem Pallästra's Gefährten sich an dem Lämmerfleische und den Früchten gelabt und gesättigt hatten, suchten sie sich schattige Plätze unter den Bäumen und Felsenritzen, streckten ihre müden Glieder aus, und fielen in tiefen Schlaf. Zahlreiche Wachtposten standen rings umher, denn der Feind war nicht weit, und man fürchtete einen Ueberfall; auf ihre Waffen gestützt, späheten diese Krieger mit ihren scharfen Blicken über das Thal hin, hie und da senkte sich ihr Haupt, und ein leiser Schlummer, die Folge des Marsches und der Sonnenhitze, schloß ihre Augenlieder, aber es war nur der unruhige, betäubende Schlummer einiger Augenblicke, der die Sicherheit der Mannschaft nicht gefährdete, denn immer erhob sich ihr Haupt wieder, und wandte sich nach allen Richtungen hin, ob kein Turban sich zeigte. Aber der träge Türke schien die Sonnenhitze zu scheuen, oder war vielleicht des Mordens müde, und wollte seinen Feind heute noch in Ruhe lassen. Während nun die tiefste Stille unter diesen sonderbaren Gruppen herrschte, war der edle Führer unter Allen der einzige, der das Bedürfniß der Ruhe und des Schlafes nicht fühlte; vielleicht erfüllten ihn jetzt schon jene seltsamen, trüben Vorahnungen, die sich zuweilen besonders im Felde am Vorabende des Kampfes zeigen, und durch eine tiefe Niedergeschlagenheit des Gemüthes sich kund geben, von der man keine Ursache anzugeben weiß und der, wie man sagt, gewöhnlich baldige Gefangenschaft oder Tod folgen sollen. In dieser bangen, melancholischen Stimmung schien Pallästra recht innig nach religiösem Troste sich zu sehnen, und er richtete seine frommen Blicke zu der Kapelle des heiligen Erlösers hinauf, welche hoch über dem Felsen thronte. Er hatte einen Sohn, einen sechzehnjährigen Jüngling, der in Frankreich geboren war, zwar nicht in ehelichem Bündnisse, dem er aber doch seine ganze Liebe schenkte. Er war in allen Kämpfen an des Vaters Seite gewesen, hatte alle Gefahren mit ihm getheilt, und oft hatte ihn dieser mit seinem Körper gegen feindliche Hiebe bedeckt. Auf ihm, den noch so zarten, kaum aus dem Knabenalter getretenen Jüngling ruhten nun die Augen des Helden mit dem Ausdrucke seiner ganzen Zärtlichkeit, er löste seine seidene Schärpe ab, und breitete sie über das Antlitz des schlummernden Sohnes, damit die Stiche der Fliegen ihn im Schlafe nicht quälten, dann trat er seine fromme Wallfahrt

an, und stieg von einem einzigen Freunde begleitet zu der Kapelle hinauf. Dort traf er einen bejahrten Priester, der da oben ein patriarchalisches Leben führte, den der fromme Sinn der Bewohner als Wächter an die heilige Stätte setzte, der aber zu ihrem Schutze keine andern Waffen hatte, als seinen Priesterrock und seine weißen Haare. Der Greis empfing den Kapitän als einen Auserwählten Gottes, der ihn zu seinem Streiter für das Kreuz ersehen; der ehrwürdige Priester segnete die beiden Männer, und da Palläştra so sehnlich noch an diesem Tage das heilige Abendmahl zu nehmen wünschte, so reichte es ihm jener, ungeachtet der Vormittag, die gebräuchliche Zeit, lange schon vorüber war. Nachdem der Kapitän vor dem Altare noch recht andächtig gebetet hatte, kehrte er von dem Priester begleitet, gestärkt zu den Seinigen zurück, und eine heitere Seelenruhe zeigte sich jetzt auf seinem Antlitze. Inzwischen war der Abend hereingebrochen, und man fürchtete keinen Ueberfall der Feinde mehr. Die Pallikaren waren aus ihrem Schlafe erwacht und stellten sich in einem großen Kreise zusammen, in dessen Mitte die Weiber, Greise und Kinder waren, unter ihnen der alte Priester mit dem Kreuze in seiner zitternden Hand. Auf den folgenden Tag war ein Angriff gegen die Türken verabredet worden, und man feierte daher den Vorabend der Schlacht wie gewöhnlich durch religiöse Andachtsübungen. Zuerst sprach der Priester laut das Gebet an die heilige Jungfrau, dann eine Ermahnung an die Krieger, welche mit dem gewöhnlichen: *Μάχου ὑπὲρ πίςεως καὶ πατρίδος* (fechte für Glauben und Vaterland) schloß. Hierauf sprachen die Krieger in einer Art von Rundgesang die Worte: *Σῶσον Κύριε τὸν λαόν σου καὶ εὐλόγησον τὴν κληρονομίαν σου, νίκας τοῖς Ἕλλησι κατὰ τῶν Βαρβάρων δωρούμενος καὶ τὸ σὸν φυλάττων τοῦ Σταυροῦ ἀξίωμα.* (Rette o Herr! dein Volk und segne dein Erbe, indem du Sieg verleihst den Hellenen gegen die Barbaren und die Würde des Kreuzes aufrecht erhältst.) Es ist bekannt, wie sehr der religiöse Enthusiasmus der Neugriechen zu dem glücklichen Gelingen ihrer Revolution beigetragen hat. Ihr schwärmerischer Glaube lehrte sie den Tod verachten mit dem Troste eines ewigen Lebens, ihre fromme Begeisterung hielt ihre Herzen aufrecht, wenn diese unter der Last der Leiden brechen wollten, und diese heilige Begeisterung war es, die sich auch damals in den andächtigen Gebeten der Kandioten aussprach.

(Schluß folgt.)

Philadelphia's Versorgung mit Trinkwasser.

(Fragment aus einem noch ungedruckten Werke über die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Mexiko.)

Wir verabredeten auf den Nachmittag eine Spazierfahrt nach den Fairmount-Waterworks am Schuylkill, von wo die Stadt mit ihrem Trinkwasser versorgt wird; ein besonders durch die edelste Simplicität der Mittel für ungeheure Wirkung großartiges Werk. Früher ward der Zweck nur unvollkommen durch sehr komplicirte Dampfmaschinen erreicht mit jährlichem Kostenaufwande von 36,000 Dollars. Nach mehreren entworfenen und wieder verworfenen Planen zweckmäßigerer Einrichtung ward endlich die jetzige im Jahre 1818 von der Stadt gebilligt und ausgeführt. Die Aufgabe war, das Wasser aus dem Schuylkyll 102 Fuß hoch über das Niveau des Stroms auf dem daran gelegenen Hügel Fairmount zu heben, welcher seinerseits wiederum 56 Fuß über dem höchsten Punkte der Stadt liegt, so daß aus seinen Reservoirs das Wasser, seinem natürlichen Falle folgend, durch Röhren in alle Straßen, Häuser und Stockwerke derselben geleitet werden kann. Diese Aufgabe ward gelöst durch die einen Rückstand von 1 1/2 deutschen Meilen bewirkende Abdämmung des Stroms, wodurch eine Wasserleitung zum Umtriebe eines auf etwa der Mitte des Hügels angelegten Mühlen- und Pumpwerks mit vier kolossalen oberschlächtigen Rädern möglich wird, welche dann durch ihre Pistons mit den Pumpen verbunden, in vier Hauptleitern, jede von 16 Zoll Durchmesser und 290 Fuß Länge, binnen 24 Stunden eine Quantität von 8,000,000 Gallonen Flußwassers in die auf dem Rücken des Hügels gelegenen, ein Terrain vom 300,000 Quadrat-Schuhen einnehmenden, und überhaupt 20,000,000 Gallonen fassenden vier Reservoirs, hinauf heben. Das die Maschinerie enthaltende Gebäude ist auch durch edle äußere Verhältnisse eine Zierde der Stadt und Gegend. Die Reservoirs sind in mäßiger Abstufung unter einander angelegt; das Wasser gelangt aus dem Pumpwerk zuerst in das obere, von wo es successiv dem zweiten u. s. w. bis zum vierten zufließt, und aus diesem erst in die nach der Stadt auslaufenden Leitungsröhren tritt. Die Kommunikationskanale zwischen den vier Bassins sind mit Filtrirapparaten versehen, so daß das Flußwasser, wenn es zur Stadt gelangt, schon eine vierfache Reinigung bestanden hat, und ich habe selten klareres und wohlschmeckenderes getrunken. Die vom vierten Reservoir ausgehenden Röhren, welche jedem Punkte der Stadt, ja der einzelnen Familie, wenn es verlangt wird, bis unters Dach das Trinkwasser bringen, sind in ihren verschiedenen Verzweigungen 34 engl. Meilen lang. Die Anlage des ganzen Werks hat nahe an eine Million Dollars gekostet; der jährliche Betrieb kostet aber nur 2000 Dollars. Die Zahlung für den Wassergebrauch in jeder Haushaltung ist äußerst mäßig; 5 Dollars jährlich für ein ganzes Haus, wo dann Hof und Garten und jedes einzelne Stockwerk seinen eigenen fließenden Brunnen erhält. Dennoch ist die Einnahme so beträchtlich, daß nach Deckung der Kapitalszinsen und Betriebskosten ein bedeutender Amortisationsfond übrig bleibt, und in einer Reihe von Jahren wird das Anlagekapital getilgt und ein Reservekapital gebildet seyn, um aus dessen Zinsen Betrieb und Reparatur zu bestreiten, den Bürgern von Philadelphia dann aber ihr Trinkwasser ganz unentgeldlich zu gewähren. Uebrigens ist bei dieser vortrefflichen Anlage nicht auf den Nutzen allein Rücksicht genommen; man hat zum Guten auch das Schöne gefügt. Der größte Theil des Hügels Fairmount ward gartenartig angepflanzt mit schönen Alleen, Terrassen und Belvederen. Von einigen Punkten ist die Aussicht wahrhaft entzückend; dicht unter sich hat man den Schuylkill, seine beiden kühn hinübergeworfenen Hängebrücken und seine reich bebaute Uferlandschaft; zur Seite Mr. Pratts schönen Park und Landsitz, vor sich das imposante Panorama der herrlichen Stadt, jenseits den segelbedeckten Delaware. Ein niedliches Wirthshaus sorgt für allerlei leibliches Bedürfniß. Es ist der Ort ein Lieblingsziel philadelphischer Spaziergänge, die Bürger erfreuen sich dieser Resultate eines tüchtigen Gemeinwesens; sie sind stolz darauf, und haben Recht es zu seyn.

(Ausland.)

G l e i c h n a m e.

Sobald auf mich ein D e u t s c h e r schaut,
Erblickt in mir er eine Braut;
Doch sieht mich e i n L a t e i n e r an,
Ein Wort, womit man fragen kann.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 64. Sonntag, 10. August 1834.

Wohl jeder sonnte sich einmal
In heitrer Hoffnung Sonnenstrahl,
Und jeder, wie's auch immer scheint,
Hat seine Thränen wohl geweint.
Drum jubelt nicht zu laut im Glück,
Und zaget nicht im Mißgeschick,
Denn eh' der nächste Morgen lacht,
Fühlt ihr vielleicht des Wechsels Macht!
Erschafft euch eine innre Welt,
Die nicht im Flug der Zeiten fällt;
Ob alles wechselt dann und weicht,
Euch selbst berührt der Wechsel nicht.

Auguste Kühn.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Fortsetzung.)

„Teufelsjunge,“ — rief der Mann, — „sticht Dich der Tollwurm, daß Du es wagst, meine tapfere Leibwacht zu Schanden zu schlagen? Den Tod auf Deinen Kopf, Du unverschämter Landstreicher, Du!“

Der Fremde setzte seinen Knittel in Ruh', holte tief Athem, und sah den Scheltenden mit flammenden Blicken an. „Salvirt Euren eigenen Kopf,“ — entgegnete er kurz und dreist — „denn mein Arm ist einmal heiß geworden, und mein Seel! mir wächst die Lust, meine gute Wehr an einem bessern Ziel zu versuchen als an dem unvernünftigen Viehe dort. Und bei dem gerechten Gott,“ setzte er, heftiger und den Knittel wiederum erhebend, hinzu — „wer hindert mich, an Euch den Unfug zu bestrafen, zu dem Ihr als ein Mensch, dem Gott Vernunft gab, den Gehorsam Eurer Thiere mißbrauchtet? Aehnlicher als ich seyd Ihr überhaupt einem Landstreicher und Friedensbrecher, und vagabundirtet Ihr im guten Schweizerlande also mit Eurer Jagdkoppel durch's Land, so schöße man Euch die gefährlichen Bestien vor den Füßen todt, und Ihr selbst müßtet büßen mit Gut und Leib für den Frevel an Euren Nächsten.“

Der Mann in den Reitstiefeln war stutzig einen großen Schritt zurückgetreten, sein Gesicht wurde bläßer und er fixirte einige Augenblicke mit seinen scharfen Augen den jungen Menschen, wobei sein Mund sich allmählig in ein möglichst freundliches Lächeln hinüberzog.

„Du führst Deine Zunge fast so gut wie Deinen Weberbaum;“ — sagte er dann mit Laune und Gemüthlichkeit, — „sage, wo hast Du diese Fechtkunst gelernt?“

„Ihr müßt nicht weit über Eure Schwelle hinaus gekommen seyn,“ — antwortete der Fremde mürrisch, — „daß Ihr die Schwinger von Uri nicht kennt! Habt Ihr Vergnügen, in dem schönen Spiele der Aelpler auf der Stelle Unterricht zu nehmen, so brecht Euch einen knorrigen Ast vom Baume hier, und in einer Viertelstunde sollt Ihr wissen, wie man am Waldstädter See oder an der Reuß ungeschliffenen Leuten die gute Sitte einbläut.“

„Hoho!“ — rief der große Mann. — „Du bist ja ein gewaltiger Goliath, aber Dein Großmaul hat eine gute Faust vorangeschickt, und Du gefällst mir darum, denn Du giebst mehr, als Dein bartloses Kinn versprechen konnte. Kühle Deinen Ingrimm, mein Bübchen, laß uns Freunde werden, und sage mir vor Allem, wer Du bist, und woher Du kommst?“

Der Fremde sah den vertraulichen Frager verächtlich an, und entgegnete leichthin: „Meint Ihr, es beliebe mir dergleichen? Nach dem, was sich hier begab, meine ich, es stände mir weit eher an, zu fragen, wer denn Ihr seyd, der Ihr die Straßen unsicher macht und eher einem Buschhelden als einem ehrlichen Menschenkinde gleicht. Ja, ja, verzieht nur nicht den Mund so spaßig, denn ich fordere Euren Namen, damit ich in der Stadt da meine Klage anbringen kann. Und ohne Umstände, — wollt Ihr nicht etwa auch meinen Schwingerstab kosten — Euren Namen und was Ihr hier zu treiben habt!“

Der große Mann lachte laut auf, und sagte heftig: „Bei'm Saint Denis, es ist nur Einer auf Erden, der mich so fragen [illegible], und der sitzt auf dem Stuhle des heiligen Louis! — Aber,“ — setzte er milde und das Haupt etwas beugend wie in Unterwürfigkeit hinzu — „Du bist ein so eindringlicher und furchtbarer Frager, daß man sich gezwungen fühlt, Dir ohne Rückhalt zu antworten, als wärest Du Minister Louvois in eigner Person. Ja, Du hast ganz Recht, wenn Du mich einen Landstreicher und Buschklepper nennst; ich gehöre zu der Sorte, und die Holländer und das Niederland bis Amsterdam hinab wissen von mir zu reden, denn ich habe Manchen dort das Dach über dem Kopfe eingebrannt, Manchen für immer von den Beinen geholfen. Nun, werde nur nicht ungeduldig,

mein junger Freund; laß mir den Hirnschädel ganz, ich möchte gern mit Dir noch einige Becher stürzen und einige gute Hausschüsseln leer machen. Ich beichte ja schon und bekenne Dir, Du Gewaltiger, daß man mich Melac nennt, daß mich die Majestät meiner Sünden wegen zum Marechal de Camp gemacht, und daß man mich als einen bekannten, großen Taugenichts dort in die Festung verwiesen, wo ich den äußersten Vorposten des Landes commandire, damit nicht solche Wagehalse wie Du ein Stücklein des schönen Frankreichs im Wanderfacke nach Hause tragen möchten."

Der junge Fremde stand ein wenig verdutzt, doch sah man, es war nicht Furcht und Schrecken, sondern nur Ueberraschung, Erstaunen, was ihn gefaßt, ja in seinen Mienen leuchtete sogar ein Fünkchen von Wohlgefallen hindurch, als er jetzt seinen Gegner mit größerer Genauigkeit in das Auge faßte. Und dieses Wohlgefallen mußte sehr räthselhaft erscheinen, denn der Marschall Melac hatte nie das Glück gehabt, durch sein Aeußeres irgend einem Menschen zu gefallen, indem die Natur sehr geizig und stiefmütterlich gegen ihn gehandelt. Es würde dem phantasiereichsten Maler, selbst einem Höllen-Breughel schwer gefallen seyn, ein häßlicheres Antlitz zu erschaffen; diese gelbe, faltige Haut auf breite Backenknochen gespannt, dieser weite Mund voll hervorstehender Zähne, die in die aufgeworfenen Lippen tiefe Spalten gedruckt, diabolisch widrig, wenn er lachte, satanisch-entsetzlich, wenn der Zorn ihm die Form des knirschenden Tiger-Rachens gab; dazu eine breite, aufgestülpte Nase, große, vorspringende Augen, deren eines Augenlied, durch einen Säbelhieb gespalten und schlecht geheilt, halb über den Apfel herabging, und alle diese Reize eingekränzt von dem schlichten, harten Kopfhaar und Bartwulst, dessen Färbung ein Gemisch von Schwarz und Grau zeigte; so, einem indischen Götzenkopfe gleich, den man auf einen kolossalen Fels-Pilar gestellt, sah der Mann aus, der sich dem jungen Keulenschwinger als den Gewalthaber der Gegend genannt, den der Ruf als den tapfersten Soldaten der französischen Armee, aber zugleich als den grausamsten, unerbittlichsten und strengsten General Frankreichs bezeichnete.

„Nun, mein Freund," — begann nach einer Weile der Marschall, — „hast Du die Sprache verloren, seit Du weißt, wem Du den Unterricht in Deiner Fechtkunst so freundlich angeboten?"

„Euer Name ist mir bekannt," — sagte der Fremde unbefangen, — „aber ich hatte mir den braven Marschall etwas anders gedacht, und mein Verstummen findet seinen Grund gar leicht in der seltsamen Liebhaberei, in der ich Euch traf, und die ich mit Eurem hohen Stande in keinen Einklang zu bringen weiß."

„Das ist so mein Plaisir," — sagte leichthin der Marschall, — „Jeder geht seinem Geschmacke nach. Das Schicksal hat mich zum Menschenjäger gemacht, und ich kann's nicht lassen, auch in Friedenszeit den Beruf zu üben. Du hast Deine Lust daran, Arme und Beine entzwei zu schlagen, ich schaue gern so eine Hatz auf kreischendes Frauenvolk, das mir nie, und dem ich nie besonders gut war; ihre Purzelbäume ergözzen mich, und Dir möchte es nicht so leicht werden, die gebrochenen Knochen zu bezahlen, wie es mir wird, eine zerrissene Mantilla oder ein zerfetztes Unterröckchen zu ersetzen."

Der junge Mensch sah ihn unmuthig an und wandte sich halb ab von ihm. „Nie habe ich den Arm gehoben gegen Wehrlose," — sagte er abgestoßener, — „nie im Muthwillen verwundet."

„Was hadern wir," — sprach der Marschall. — „Du wirst mir meine Unart vielleicht abgewöhnen, wenn Du Dich bequemst, als Mentor gütigst bei mir zu bleiben. Gefalle ich Dir nicht, gefällst Du mir desto besser, und ich lade Dich ein, es eine Weile zu versuchen, wie es sich im schlechten Hause eines alten Soldaten lebt."

„Du kannst mich in den Thurm setzen lassen, wenn Du mich einmal hinter jenen Mauern hast." — entgegnete der Fremde überlegend; — „aber was thut es," — setzte er rasch hinzu — „ich habe Schlimmeres erlebt, und man muß Alles versuchen in der Welt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Verlobungs-Karte.

(Ein Fastnacht-Scherz von S. Möllenbeck.)

(Fortsetzung.)

„Und" — sprach die Räthin weiter — „da dacht' ich gleich, daß die brave Beering doch wohl eigentlich am besten dereinst sich selbst zu beneiden haben sollte. Denn — alte Liebe rostet nicht; und Sie denken doch noch daran, Onkelchen, wie Sie sich freuten, als der alte mürrische und hektische Kanzlei-Director das Zeitliche segnete, und die sanfte, freundliche Dulderin, die Sie doch immer noch still im Herzen trugen, zur Wittwe machte, bis Ihnen die Grille kam, mich Kind zu wählen, die Nichte — bedenken Sie das einmal recht! — zu ihrer eigenen Tante machen zu wollen."

„Schau! schau! was das Kind Alles weiß! — So! so! — Und wenn ich nun doch einen Querstrich durch deine Rechnung mache?"

„Das werden Sie nicht, das können Sie nicht, bester, goldner Onkel!" — rief die niedliche junge Frau. — „Hören Sie nur. Beim Herausgehen aus dem Opernhause sagte Bornfeld, daß er unter diesen Umständen sich wohl einen Scherz erlauben möchte. Sobald er nemlich erfahre, ob Sie den morgenden Maskenball besuchen, und welche Maske Sie wählen würden, wolle er eine gleiche nehmen, und Ihren Doppelgänger machen. — Aber von den Verlobungs-Karten hat er mir nichts vorausgesagt: das war zu weit gegangen, gesteh' ich selbst, und ich hab' ihn tüchtig gescholten deshalb."

„Wirklich! doch? — O Himmel! der Unbesonnene! — Und wie nun den Streich, der das arme liebe Weib, und mich obendrein, compromittirt vor der ganzen lieben Stadt, — wie den redressiren?" — rief der Kommerzienrath in halber Verzweiflung. — „Ein bestallter Obergerichtsrath — und solche Streiche!"

„Nicht doch Onkelchen!" — entgegnete die Nichte — „redressiren läßt sich hier nichts. — die Hand auf's Herz, bester Onkel! die Beering lieben Sie doch einmal, und — geschehen ist geschehen. Also: Sie fahren flugs bei der verehrten Frau vor, nehmen die Sache auf sich, nennen sie einen ernst gemeinten Scherz, entschuldigen ihn mit Ihrer Vorliebe für Originelles, — flehen um ihre Verzeihung und um ihr Jawort, — und Sie wissen ja selbst am besten, daß Beides Ihnen, dem sie im Stillen eben so zugeneigt ist, wie Sie ihr, nicht fehlen wird. Sie lassen die Karten, wie sie sind, — und die Sache ist gemacht."

„O Weiber! Weiber!" — perorirte der Onkel Hilbrand — „wer ergründet eure Listen! — Wo Alles fehlt, aller Rath, alle Hülfe — das heißt in Schelmstücken — da weiß eine blutjunge Räthin am Ende noch Rath."

8.

Des Kommerzienraths Diener trat ein. „Der Herr Major!"

„Der Mörder?" — fragte der Kommerzienrath. — „Mag kommen."

Major von Mörder, durch seine Gattin eine Neffe des Kommerzienraths, trat ein. „Guten Morgen, herzer Onkel!" — rief er, diesen stürmisch umarmend. — „Gratulire, gratulire herzlich, theuerster Onkel, zu ihrer Wahl! — Wahrlich, besser konnten Sie nicht wählen. Ein köstliches Weib! wie geschaffen für Sie!"

„Aber ich bitte Sie, verehrter Herr Neffe —"

„Meine Frau kommt auch gleich. Die ist entzückt, sag' ich Ihnen."

„Aber —"

Die Räthin zupfte den Onkel. „Um des Himmels Willen, Onkelchen!" — Der Major preßte ihn heftig an seine Brust.

„Aber Mörder! ermorden Sie mich nicht!" — schrie der Gedrückte. — „Hören Sie doch nur, Mörder —"

„Was brauch' ich noch zu hören, herzer Onkel! — Gratulire! gratulire!"

„Obligirt! obligirt! Aber —"

Der Major ließ ihn los. „Nun ist es gut! nun ist es richtig! Und kein aber brauchen wir dazu. — Recht, herzer Onkel! das ist eine höchst passende, eine sehr herrliche Parthie. Was wollten Sie auch mit dem Kindlein da!"

„Das Kindlein dankt verbindlichst, Herr Cousin!" — erwiederte lachend die Räthin.

Der Kommerzienrath stand eine Weile im Sinnen verloren, während der Major und die Räthin mit einander flüsterten und lachten. Plötzlich aber schrit der Onkel zur Glocke, und zog sie hastig. — „Den Wagen vor!" — donnerte er dem eintretenden Diener zu.

„Was wollen Sie thun, Onkelchen? — Wohin?" — fragten die Räthin und der Major zugleich.

„Fort will ich, hin zur Kanzley-Direktorin, ihr die ganze saubere Geschichte erzählen."

„Um des Himmels Willen, bester Onkel!" — rief die Räthin ängstlich, ihn beim Arm fassend.

„Jetzt eben? — Nicht doch, herzer Onkel! Werden doch die Gratulanten nicht vergebens sich her bemühen lassen!" — sagte de Major, und faßte des Kommerzienraths andern Arm.

Dieser machte sich los. Nun rief er in komischer Wuth: „So will ich auf das linke oder rechte Knie fallen vor ihr, der Reinen, die die himmlische Unschuld selbst ist, — will sie um Verzeihung bitten, der Sünden Anderer wegen, und um ihr Ja. — Und daß Sie's nur wissen, Frau Obergerichtsräthin: Ihnen zum Possen will ich's. Zeigen will ich Ihnen, daß ich Ihrer sehr gut entbehren kann, Sie — Kind! daß ich Sie nun gar nicht mag; denn nun seh' ich wohl ein: Sie würden mir doch noch tausend X für U gemacht haben, Sie — Eva! Sie Schlange! — Und damit Gott befohlen, Schlange und Mörder! mit dem es gleichermaßen nicht richtig ist, da er sich doch sogar nicht verwundert, zu hören, daß er neben einer Obergerichtsräthin Vornfeld steht, statt neben einer frommen, unschuldigen Marianne Bühler."

Er stürmte hinaus, und ein schallendes Bravo und Händeklatschen schlug noch draußen an sein Ohr.

9.

In ihrem niedlichen Boudoir saß die verwittwete Kanzlei-Direktorin Beering im einfach-geschmackvollen Morgenkleide, ein Buch in der Hand, im Divan, als ihr der Kommerzienrath Hilbrand gemeldet wurde. Das Buch — Sir Walter Scotts „gefährliches Schloß" — entfiel ihrer Hand, so alterirte diese Meldung die Dame, und ein höheres Roth überflog das noch sehr reizende Gesicht bei der plötzlichen Nennung des Namens, der ihr seit Jahren ein theurer war. — Verhältnisse, denen wohl schon Manches zarte Herz geopfert wurde, hatten sie einst gezwungen, ein widerwärtiges Band zu knüpfen, das vor Jahr und Tag der Tod gelöst hatte, und nicht ohne einen stillen Schmerz vernahm sie, daß der noch immer geliebte Mann, der bisher ledig geblieben, jetzt seine Nichte zum Altare führen wolle. Doch in der Schule ihres Lebens hatte das sanfte Weib entsagen gelernt, und sie ergab sich, still verzichtend, in das, was nicht seyn sollte. Wer aber hätte die geheime Freude verdammen mögen, die vorgestern Abend in ihren schönen Augen leuchtete, als sie hörte, daß des werthen Mannes Nichte einem Andern gehöre, — wer diese leise Hoffnung, welche jetzt ihren Busen schwellen machte. — Und nun kam er selbst! In welcher Absicht konnte er zu ihr kommen, und in dieser Stunde?

(Schluß folgt.)

Antwort auf die Frage in Nro. 266 der neuen Würzburger Zeitung, den fränkischen Wein im Gegenhalt des Rhein- und französischen Weines betreffend.

Vor Allem muß man bemerken, daß die Frage an einen Entschlafenen gerichtet worden; denn die Gesellschaft zur Veredlung des Weinbaues dahier schlummert schon lange seelig; ihr edler Stifter durch Verhältnisse bestimmt, verließ Würzburg; die noch junge Gesellschaft fand von keiner Seite Unterstützung, nirgend Anklang, mußte nach und nach einschlafen, und es blieb dem Einzelnen überlassen, sich selbst zu berathen.

Hieraus möchte sich schon ein Theil der Antwort ergeben, worinn der kräftig erwachte Wille der Rheinländer den Franken zur Zeit den Vorsprung abgewonnen hat.

Ein ehemaliges Mitglied der erloschenen Gesellschaft nimmt es über sich, so viel in seinen Kräften stehet, und eine so kurze Abhandlung es gestattet, auf die zwei Fragen zu antworten, wenn auch nicht sie gänzlich zu erschöpfen, und zwar:

Erste Frage. Warum stehen unsere Frankenweine an Klarheit und Feinheit dem französischen und Rheinwein nach?

Es ist wahr, der Franken-Wein braucht, je besser der Jahrgang und die Lage ist, desto mehr Jahre bis zu seinem Ausbau; während der Rheinwein im 2ten Jahre, wenn er nach der Gährung abgezogen und Spundvoll gehalten wird, meist ausgebaut ist.

Die meisten edlen Weinberge Frankens liegen auf Kalkgrund, jene am Rhein auf Thon, Mergalschiefer rc. (was hier von Rheinwein gesprochen wird, gilt mehr oder minder auch von französischen Weinen).

Selbst auch das Klima, die Luft, die Umgebung rc. wirkt so gewiß auch auf den Wein, als sie auf den Menschen einwirkt, was jedem Beobachter längst aufgefallen ist.

Bei den französischen Weinen gehet es übrigens wie in der ganzen Natur: was geschwind kommt, gehet auch geschwind hinweg: Wo findet man einen Rheinwein von dem Alter, welches der Frankenwein erlebt? Bei der Säcularisation fanden sich im Hofkeller zu Würzburg, Weine von 100 von 200 Jahren und darüber, und noch sind Reste davon im königl. Hofkeller zu München über.

Der Frankenwein wird nach Ostindien gefahren, und kommt besser zurück.

Welcher Rheinwein kann die Linie nur einmal passiren? Uebrigens trägt das Meiste zur Klar- und Feinheit des Weins, die Behandlung im Keller bei. Wenn man den Most nach seiner Gährung alle 2 Monate abziehet, einigemal dazwischen schönert, so wird er in Jahr und Tag an Klarheit keinem Weine nachstehen; ob er aber an Gehalt und Dauer nichts verloren?

dafür wird Niemand bürgen wollen. Daß am Rhein, wo man in der neuen Zeit nur junge Weine liebt, und daher auf schnellen Absatz gerechnet wird, solche Gewaltsmaßregeln gebraucht werden, ist alldekannt; eben so bekannt ist, daß ein magerer Boden, welcher wenig mit animalischem Dünger versehen wird, einen flüchtigern, sich schneller entwickelnden Wein gebe, während ein mit Viehdünger sehr gedüngter Weinberg, einen zwar sehr kräftigen, aber schwerer sich entwickelnden Wein liefert.

Uebrigens liegt ohne Anstand ein Hauptbinderniß, warum die Frankenweine schwer klar werden, in dem Weinbergsbau; während die Besitzer der edlen Weinberge am Rhein mit allem Fleiße ihre Weinberge bewachen, die Reben-Sorten genau untersuchen, und was nicht die edelsten sind, ausbauen, mit Dünger-Mittel beständig nachhelfen, im Herbste sowohl Trauben auf dem Felde, als den Vorlauf und Nachwinde in der Kälter genau sondern, sind die Besitzer der herrlichsten Weinlagen Frankens ganz ruhig; sie glauben wie manche reiche Eltern, die ihren Kindern Lehrer und Hofmeister halten, alles gethan zu haben, wenn sie ihren Weinbergsmann richtig zahlen, was er wirklich, oder oft auch nur mit dem Munde gethan hat; ob die Arbeit, ob sie gut geschehen? ob edle Reben eingewendet worden oder nicht? mit einem Worte, ob der Bau richtig geschehen? kümmert sie nicht, im Herbste wird gelesen, was am Stock hängt; welche Trauben-Sorte es sey, macht nichts zur Sache, wenn sie nur viel Most giebt; in der Kälter kommt alles durcheinander, denn der Vorlauf muß die Nachwinde verbessern; es muß ein guter Wein werden, denn er ist ja z. B. am Stein gewachsen: dieß ist das treue Bild der meisten Besitzer der edelsten fränkischen Weinbergslagen. Daß endlich ein junger Weinberg einen flüchtigern, und doch kräftigern Wein als ein alter gebe, ist eine bekannte Sache; gehen wie unsere herrlichsten Lagen durch, so finden wir 49 alte Weinberge, von 80 bis 150 Jahren, bis man einen jungen antrifft; während am Rhein stets aufs Verjüngen der Weinberge gesehen, und ein 30jähriger schon als alt angesehen wird. Dort heißt es, junge kräftige Weinberge überheben in Menge und Güte die Alten, hier dagegen: dieser Weinberg trägt noch immer, warum ihn also aushauen, und wagen, ob man nicht gerade die besten Jahre verpassen muß, während der Weinberg noch nicht tragbar ist.

Solche Gründe lassen sich, so schlecht und seicht sie sind, nicht wiederlegen, denn sie sind auf Vorurtheile gebaut, und diese können nur durch Beispiele ausgerottet werden.

Mit einem Worte, der fränkische Weinbauer stehet an Umsicht, Kenntniß und Fleiß seines Gleichen am Rhein weit nach, ist nicht auf Verbesserung bedacht, weil sein Vater bereits als geschickter Häcker bekannt, es auch so gehalten hat, und ehe es möglich ist, ihn aus seinem Schlummer aufzuregen, ist an eine allgemeine Verbesserung des Weinbaues nicht zu denken. Wie glücklich hätte der Radicalismus wirken können, hätte er sich statt auf die Politik, auf den Weinbau geworfen.

Uebrigens muß man noch bemerken, daß die Klage über unklare, und nicht feine Weine, nicht alle Weinbergs- und Keller-Besitzer treffe, daß man ehrenvolle Ausnahmen zu bezeichnen wisse.

Was nun die zweite Frage betrifft: Wie muß man nach Grundsätzen verfahren, um das bezeichnete Uebel zu heben? so möchte sich die Antwort aus dem Vorgesagten leicht ergeben, nemlich:

Man verjünge seine guten Lagen, besetze sie nur mit den 2—3 edelsten Reben-Sorten, etwa 2/3 weiße kleine Rießlinge, 1/3 Traminer und etwas Ruländer, lasse vieltragenden hinweg, baue und behandle sie gut, lasse im Herbste die besten und reifsten Trauben aussondern, Vorschuß und Nachwinde, lasse den Most seine volle Gährung machen, behandle ihn in kleinern Fässern, ziehe ihn nach der Gährung rein ab; und will man den Wein bald (nach dem Büttners-Ausdruck) flocker haben, wiederhole man das Abziehen bei guter Witterung und Jahreszeit einigemal nach 2—3 Monaten und der gewünschte Erfolg, und der trefflichste Wein wird nicht fehlen, besonders wenn der Jahresgang gut ist.

Dieses viel und dennoch sehr wenig Gesagte wird den Leitfaden enthalten, woraus diese vorliegenden und noch mehrere wichtige Fragen sich entwickeln lassen.

Die Eigenschaften der Reifärmel.

Sie sind schön. Jedes Wesen, jeder Gegenstand wird um so schöner, je mehr er sich der Kugelform nahert und von der viereckigen entfernt. Sie sind vollkommen rund, deßhalb sind sie auch schön. Nur aus diesem Schönheitsprincip suchen sich die Männer von Geschmack (die man mit Unrecht Gourmands, Schwelger, Feinschmecker, Trinker u. s. w. nennt) zu arrondiren, d. h. ihren Unterleib mit einer anständigen Masse von Speisen und Getränken zu restauriren, um ihm die gehörige Fülle und Rundung zu geben. Es ist Verläumdung, wenn man behauptet, sie thaten es wegen des Wohlgeschmackes; nein! sie thun es wegen des Ideals, nach dem sie streben, und tragen in Folge ihrer Aufopferung bisweilen eine große Last durch das Leben. Werden doch bei den Muhamedanern und fast allen Stämmen der afrikanischen Neger, die Mädchen förmlich gemästet und erst dann, wenn sie in dieser wunderbaren Fülle kaum mehr gehen können, schön und liebenwürdig und, was wir sagen, schlank gefunden. Unsere Schönen haben nun, aus Ehrgeiz für ihr Geschlecht, und um auch den wilden und schwarzen Barbaren schön zu erscheinen, diese Pauschärmel und breiten Faltenröcke erfunden, durch Kunst dem nachhelfend, was ihnen die Natur versagt hat. Denn die wahre Schönheit ist diejenige, die Jedermann gefällt und als solche anerkannt wird.

Die Europäerinnen werden deßhalb selbst bei den Kamtschadalen, Tschntschken, Feuerländern, Patagoniern und Karaiben schön gefunden. Letztere namentlich treiben ihre Liebe so weit, daß sie sie zum Fressen lieb haben, d. h. ein wenig todtschlagen und dann mit tiefer Rührung aufessen, indem sie dabei singen: „Du bist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein!"

Man könnte mir hier einige Gründe entgegen setzen — ich gebe aber nur auf liegende Gründe etwas, weil diese Werth haben.

Diese Aermel sind ferner klassisch — denn sie werden von allen Klassen, jetzt selbst von der dienenden Klasse, getragen, welche sie an ihren Spenzern angebracht hat.

Sie sind himmlisch: denn unsere Damen sind alle Engel und gleichen diesen jetzt darin, daß sie den nöthigen Flugapparat an den Schultern angebracht haben.

Sie sind astronomisch; denn sie gleichen in der Entfernung dem gedritten Schein, welcher in den Tafeln so angegeben wird △ △
und erstrecken sich bis dahin, wo die Taille den Meridian bildet.

Sie sind meteorologisch; denn man sieht es ihnen an, woher der Wind bläst.

Sie sind metaphysisch; denn sie stellen das Physische in einer Unmöglichkeit dar, gerade wie es die Philosophen haben wollen.

Sie sind objektiv; denn vier bis sechs Ellen Zeug mehr sind schon ein Objekt von einer Ausgabe für einen Ehemann.

Sie sind diplomatisch; denn die Diplomatie lehrt; man soll dem Feinde nicht seine Schwächen merken lassen.

Mit einem Worte, sie sind eine segenbringende Erfindung für das Jahrhundert, und wer mich nach dem Angeführten nicht begreift, der hat mich nicht verstanden.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 65. Mittwoch, 13. August 1834.

Des Menschen Lebensstraße
Geht über flücht'gen Sand,
Wie tief der Fuß auch sinke
In dieses lockre Land,
Es weht der Sturm der Jahre,
Hin über die leichte Flur,
Und schnell verwischt und verwehet
Ist unsre lose Spur.

Ernst Raupach.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Fortsetzung.)

Beide gingen zusammen zur Stadt; wenn der Junge sich aber bei einem Rückblick darüber zu ergötzen schien, daß die mächtigen Hunde nur von fern folgten, und sich schmeichelnd, und mit scheuen Blicken auf die gefährliche Keule weit hinten hielten, so lächelte auch der Alte und fast boshaft. Der Marschall fragte jetzt wiederum nach Namen und Heimath seines Gastes, und nach kurzem Besinnen nannte sich der Fremde Hieronymus von Gestinen, die Schweiz sein Geburtsland, und erzählte dazu, der Vater habe ihn aus dem Gebirgsthale fortgeschickt, weil er groß genug sey, sich selbst in der Welt zu versuchen und sich ein Gewerbe zu erwählen; gäbe es Krieg, würde er längst gewählt haben; so wolle er eine Weile herumpilgern bis Norden hinauf und zum Süden hinab, um zu sehen, was in den Winkeln der Erde für Menschenkinder lebten; zugleich zeigte er zwei Goldstücke vor, die er wie ein vollkommen ausreichendes Reisegeld mit stolzer Freude zu betrachten schien. — Der alte General plapperte vertraulich mit seinem Begleiter bis zur Stadt hinein, doch wurde dem jungen Gestinen etwas wunderlich zu Muthe, als sie über die Zugbrücke, durch das mächtige Thor und die düstern Fortifikationen einschritten, die Wache in's Gewehr trat und die bärtigen Füseliere salutirten, wobei die dumpfe Trommel das Geklirr der Waffen begleitete. Er sah sich jetzt in völliger Gewalt des von ihm nicht eben höflich Behandelten; seine häßliche Fratze, sein boshafter Blick, seine seltsamen Plaisir's drückten ihm jetzt erst recht auf das Gemüth, doch sein leichter Sinn siegte und er folgte dreist dem Marschall über den Wall, zu einer Steintreppe, die sich an einer Gatterthür endete, und vor der man über einen großen Baumgarten hinsah, welcher zwischen den drohenden Bastionen da lag wie eine blühende königliche Jungfrau im Schutze eines Riesen, und als des alten, einsamen Kriegers Lieblingsplatz bekannt war, den er nur gern mit dem Feldlager vertauschte, wenn die Trompete seines von ihm vergötterten Königs rief. Der General stieg hinab und schloß die Pforte auf, Hieronymus folgte.

Zuerst schritten sie durch Baumreihen, an deren Zweigen das schönste Obst liebäugelte; dann kamen sie in einen breiteren Raum mit hohem Grase bewachsen und von dichtem Gebüsch und schattigen Baumgruppen abwechselnd durchbrochen. Nicht weit waren sie hier gegangen, so erblickte der Jüngling auf dem Grasplatze einige blanke Stücke Rothwild, welche zahm und furchtlos ihre Atzung suchten: kaum hatte jedoch der Herr des Gartens einen Jägerpfiff erschallen lassen, so erhob ein stattlicher Schaufelhirsch sein Haupt, schüttelte den breiten, bemähnten Hals, stieß einen grellen Ton aus, und nahete sich zuerst im Schritte, dann im Trabe, und senkte zugleich sein Geweihe. Der Gast sah sich um nach dem Wirth, als jedoch ein recht boshaftes Lächeln den Mund desselben verzerrte, wandte er sein Gesicht schnell wieder von ihm, und schon hatte ihn das starke Thier fast erreicht, und unverkennbar war die Wuth in seinen großen, blitzenden Augen, und das scharfe Geweih auf ihn gerichtet, stürzte es zum tödtenden Angriff heran. Schweiß trat dem Gefährdeten auf die Stirne, doch als ein wackerer Gemsjäger mit solcher Gefahr bekannt und seiner Kraft bewußt, sprang er geschickt zur Seite, ließ seine Keule fallen und griff von der Seite zugleich mit beiden Fäusten in das Gehörn, und schwenkte sich mit dem erschrockenen Thiere so lange hin und her, bis beide Ringer zugleich zu Boden fielen, wobei die Spitze des Geweihes ihm die Wange blutig riß. Der alte Sonderling stand jetzt im Sturmmarsch neben ihnen; „couchez-vous, Acteon!" — rief er mit einer Riesenstimme, und der Hirsch lag gehorsam auf der Seite wie ein Todter, und des Generals Hand half dem jungen Sieger selbst sorgsam vom Boden auf.

„Ist das auch Euer Plaisir?" fragte er im Aufstehen mit unverhaltenem Groll; doch der alte Herr wischte ihm freundlich das Blut ab vom Gesicht und antwortete schmunzelnd: „Nichts für ungut, mein Söhnchen, die wilde Bestie sieht Niemand als mich in diesem Revier, und ist eifersüchtig auf Dich geworden. Aber Du kannst Dir einen Triumphatoren-Stolz erlauben, denn siehe nur, wie scheu das edle Geschöpf die Augen zu Dir aufschlägt. Wäre es aber eine Probe gewesen, so hättest Du sie wie ein Held bestanden, und willst Du bleiben bei mir, theilen Brod und Becher und Bett mit mir, so sollst

Du mir willkommen seyn für immer, und ein Offizier-Platz unter meinen Leibschützen steht Dir zu Dienst, wenn solche geringe Ehre dem jungen Roland nicht zu schlecht dünkt."

Der junge Mann blickte ungläubig auf den Sprecher, um zu forschen, ob Ernst oder neuer Hohn in den Worten zu suchen sey, aber er fand die Züge des Kriegsmannes gänzlich verwandelt, und aus dem häßlichen Gesicht leuchtete ein so väterlicher und wohlwollender Ausdruck zu ihm herüber, daß er kräftig in die dargebotene Hand einschlug und dazu sprach: „Auf Tod und Leben, so länge ihr wollt, aber nicht als Euer Söldner!" — und der Marschall schüttelte in sichtlicher Freude die Hand, und sie gingen weiter durch den Garten, bis sie zu dem hohen Commandanten-Hause kamen, das am Ende desselben, von einer Reihe hoher Linden umgeben, erschien.

* * *

Mehrere Wochen waren verlaufen. Der neugeworbene Schütz fühlte sich ganz behaglich auf seinem Platze, wenn auch sein jetziges Verhältniß einen schroffen Contrast zu seiner vorigen Lebenslage bildete. Frei wie die Schwalbe unter den Wolken, war er von Berg zu Berg, von Thal zu Thal gezogen, alleiniger Herr seines Willens, seiner Zeit, seiner That; jetzt mußte er sich in den Waffen üben, die Wache beziehen, Ordres schreiben, mußte nach dem Trommel-Schlage seinen Tag einrichten, die Uniform anthun und ablegen, vom Bett aufstehn und sich niederlegen; aber das junge Blut schien sich leicht und freudig in den Lebenszwang zu finden, und wie ein farbenvoller Schmetterling, nachdem er die Puppe zerbrochen, mit jeder Minute sich schöner entfaltet, so wandelte sich der rohe, ungeschlachte Natur-Bursche mit jedem Tage mehr in einen ritterlichen, stattlichen Soldaten, und bewieß an sich die Vortheile, welche die Ordnung des Kriegerlebens dem rauhesten Dörfler zuwendet. Die alten, gedienten Schützen, ein ausgesuchtes Corps, hatten von seinen Abenteuern, mit des Marschalls wilden Rüden und seinem Hirsch, die von ganz Landau gefürchtet wurden, gehört, und achteten den unbärtigen Offizier, und ihr Respect verdoppelte sich, da sie den alten Melac, dessen Gesicht sie niemals freundlich gesehen und das ihnen einer ewig am Himmel haltenden, Blitz und Donner versendenden Wetterwolke glich, so väterlich und traulich mit dem jungen, wie in die Festung herein geschneiten Fremdling umgehen sahen.

[illegible] hatte die Wache am Thor, als der Chevalier Melac mit seinem Gascogner eintritt, jedoch nur leichthin seinen Namen nannte, keinen Blick auf den fragenden Offizier warf, und ohne Aufenthalt zum Commandanten-Hause forttrabte.

Der Marschall empfing den Neffen ernst, betrachtete ihn mit raschem Blick von oben bis unten, und wehrte ihn fast hart ab, als dieser gewohnter Weise sich beugte, ihm die Hand zu küssen.

„Gerade auf" — commandirte er — „Kopf in die Höhe, Brust heraus! Wer einen Bart trägt, darf nicht an solche knechtische Pagenpossen denken. Beim Saint Denis, Du bist ein schmuckes Manns-Bild geworden, Philibert, aber die glatte Höflings-Manier guckt aus Dir heraus vom Scheitel bis zur Sohle; die muß fort, fort, denn die Melac's haben nie ihr Glück auf den Schloßparquets gesucht und gefunden. Ein Soldat sollst Du werden, und kannst bei meinem jüngsten Lieutenant in die Schule gehen, der ein ganz anderer Kerl ist wie Du."

Der Chevalier wurde blutroth im Gesicht, versicherte jedoch unterwürfig dem gefürchteten Onkel, er würde sich gern hinstellen lassen, wo der Ohm es wünschen möchte, und hoffe überall dem Namen Melac Ehre zu machen.

„Brav, mein Sohn!" — entgegnete der Alte mit milderer Stimme. „Wer commandiren will, muß zu gehorchen verstehen. Doch wird das Kunststück nicht leicht seyn, ohne Exerzierzeit sogleich aus dem Sammtkleide in den Lederkoller zu steigen, und es drängt die Zeit, der Krieg ist vor der Thür, ohne daß eine Seele außer Frankreichs Gränzen es ahnet. Schon ist eine Armee nicht fern von uns, welche Louvois auf Straßburg schickt, und jede Stunde kann der Courier eintreffen, der auch uns zum Aufbruch ruft. Nimm Dich d'rum zusammen, suche Dir einen Wappenrock aus meinem Magazin, denn ich wünsche Dich als meinen Aide-de-Camp mitzunehmen und selbst einzuführen in das Freudenfeld der Schlacht, in den einzigen Festsaal, wo sich ein ächter Mann wohl zu befinden vermag."

Der Neffe dankte für die Auszeichnung auf das Herzlichste, und der Marschall griff wieder zu den Landkarten und Papieren, die ihn vorhin beschäftigt, erzählte leichthin nur noch von dem jungen Schweizer, den er adoptirt, den er dem Chevalier zum brüderlichen Kameraden bestimmt, und den er ihm, so bald er sich sehen ließe, aufs Zimmer schicken würde. —

Nach dieser kurzen Zwiesprache entlassen, ging der Ritter nicht ganz zufrieden mit dem Empfang, und wirklich verstimmt über den ihm als Muster gepriesenen Fremdling, mit dem er die Gunst des Ohm's theilen sollte, ja, mit ihm darum zu ringen gezwungen war. Die Wachtposten wurden Mittags gewechselt, und kurz nachher meldete der lustige Baptist den jungen Gestinen an. Mit krauser Stirn hob sich der Chevalier lässig vom Sessel, als der Schütz in dem grünen feinen Wamms mit den silbergestickten Aufschlägen eintrat, und beleidigt warf er seinen Kopf stolzer nach hinten, als der Offizier an der Thür ohne die schickliche Begrüßung stehen blieb, die Melac als Neffe des Marschalls erwarten durfte. Da streckte der junge Mann beide Hände nach ihm aus und rief mit vor Rührung bebender Stimme: „Philibert, ist es möglich, hast Du wirklich Deinen Jerome und das Esenheimer Schloß so bald vergessen?"

Der Chevalier stutzte, schaute schärfer hin, schien seinen Augen nicht zu trauen, erkannte jedoch schnell den Freund, und Beide lagen Brust an Brust, saßen bald traulich neben einander, und Melac konnte sich nicht satt sehen an dem hochaufgeschossenen, kraftvollen Jünglinge, den er sich immer noch knabenhaft und unselbstständig gedacht.

„Aber welch Wunder brachte Dich hieher" — fragte er kopfschüttelnd — „was warf Dich in dieses Kleid, in meines rauhen Onkels Herz und Gunst, und warum verachtest Du Deines Vaters Namen, mein Jerome, der Dir, wie mir, so lieb seyn muß?"

„Still, still;" — sagte scheu der Schütz; — „wenn Du mich liebst wie sonst, so darfst Du den Namen Esenheim nicht kennen, mich nicht kennen. Der Marschall würde mir nie den Trug vergeben, und gönnst Du mir das Bischen Gunst bei Deinem strengen Anverwandten und bist nicht neidisch darauf, wirst Du mir die erste Bitte nach unserem Wiederfinden nicht versagen."

„Ich Clara's Bruder verrathen?" — rief Melac mit Bewegung. „Aber heile meine Neugier! Erzähle! Wir sind sicher vor jeder Unterbrechung, denn der Ohm vermuthet den Neffen auf dem Bett, ruhend von der Reise, und wird vor der Tafelglocke mich nicht stören lassen." — Er legte traulich seine Rechte in Jerome's Hand, und dieser begann seine Erzählung, nachdem der Ritter zur Vorsicht den Baptist angewiesen, vor dem Zimmer Wache zu halten, und jeden Störer schleunigst anzumelden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verlobungs-Karte.

(Ein Fastnacht-Scherz von S. Möllenbeck.)

(Schluß.)

Das „gefährliche Schloß" blieb liegen, wo es lag: denn in dem kurzen Zeitraum zwischen der verhängnißvollen Meldung und dem Eintritte des Kommerzienrathes selbst war ihr Geist überall und nirgends, aber nicht in dem „gefährlichen Schlosse."

Hilbrand trat ein, die liebe volens volens-Braut etwas verlegen begrüßend, was diese, selbst sehr befangen, jedoch nicht bemerkte, und eben so erwiederte. Doch faßte sie sich zuerst, indem sie den Kommerzienrath in den Divan nöthigte. Er nahm Platz. Auf die Frage: was ihr die Ehre seines Besuches verschaffe? erwiederte er endlich, nicht ohne manches Stocken, nicht wissend, wie er schicklich beginnen sollte: daß er in der That, was ihm sonst eben nicht oft vorkomme, um Worte verlegen sey. Endlich aber gestand er ihr seine wieder erwachte herzliche Neigung, und kam, nachdem nur erst die Sache eingeleitet war, bald so in den Fluß der Rede, daß er, fast ohne es selbst zu wissen, nach und nach alle die kleinen, aber bedeutsamen und so unendlich süßen, stummen Scenen, und mit voller Wahrheit, durchspielte, welche so zarte Erklärungen in der Regel begleiteten, und daß dem zu Folge bald auch wirklich sein linkes Knie auf das „gefährliche Schloß" zu ruhen kam.

Die Götter-Scene war zu Ende, das beglückende Ja den rosigen Lippen der geliebten Wittwe entflohen, der Bund der Herzen — und der Intrigue durch einen beseligenden Kuß geweiht; — und jetzt segnete der wonnetrunkene Oheim im Herzen den tollen Streich seines unbekannten Neffen. — Beiläufig gesagt, waren in diesen Fasching-Streich jedoch auch der Major und dessen Gattin verwickelt, und er mußte dem Kommerzienrath freilich mit Recht arg scheinen, weil er erst später erfuhr, daß die Karten auf dem Balle doch nur solchen Personen zugetheilt waren, auf deren Diskretion man jeden Falls zählen durfte. — Jetzt aber beichtete der Kommerzienrath der geliebten Braut, was wir bereits wissen, und zwar so, wie er nach dem Willen der Räthin es sollte. Gut war es jedoch, daß er vorher geworben, und Herz und Hand weg hatte, sonst hätte ihn die Beichte leicht darum bringen können, so beinah' verletzt fühlte sich die zarte Frau von dieser angeblichen Orgineliät.

10.

Im neuen grünsammten Schlafrocke saß Ein Jahr und einige Tage später Kommerzienrath Hilbrand neben ihm die Frau Kommerzienräthin, verwittwet gewesene Kanzlei-Directorin Beering, ein wunderhübsches blauäugiges Mägdlein an der Brust, im Sopha vor dem großen ovalen Familientische. Auf diesem aber stand ein hoher Baumkuchen, welchen vierzig kleine brennende Wachskerzen umleuchteten, und eine treffliche Chocolade erwärmte eine gewisse weiße und blau geblümte Thee-, heute aber ausnahmsweise Chokoladenkanne. Um den Tisch aber saßen ferner der Obergerichtsrath Bornfeld nebst Gattin, welche ein wahres Engelskind von Jungen auf dem Knie reiten ließ, — endlich Major v. Mörder mit seiner allerliebsten Mörderin und drei fast noch allerliebsteren kleinen Mördern und Mörderinen. Die ganz besonders heitern Gesichter des kleinen Kreises bezeugten, wie glücklich jedes Glied dieser ehrenwerthen Familienkette sich fühlte. — Es war aber Onkelchens ein und vierzigster Geburtstag, den man feierte. Die Glückswünsche waren dargebracht, und man war eben in Bewunderung des prächtigen neuen Haus-, vulgo Schlafrockes begriffen. Ein langer inniger Kuß dankte der theuren Geberin, deren Angebinde er war, dafür schon zum zehnten Male, und diese lehnte in stiller Freude das schöne Haupt an des lieben Gatten Brust.

„Was raschelt denn hier so unter dem Rocke, lieber Hilbrand?" fragte jetzt die Kommerzienräthin. — „Doch nicht ein billet doux? — Höre, das will mir verdächtig erscheinen!" — setzte sie, schalkhaft lächelnd und mit dem niedlichen Finger drohend, hinzu.

„Aber, Herzenskind!" erwiederte er; — „wie kommt solch' ein Gedanke in Deine reine Seele! und wie kam ein Liebesbrieflein in den Rock, den ich eben erst aus deiner lieben Hand empfing. — Ist es aber etwas Schlimmes — nun, so kann nur der Ränkeschmid da (er deutete auf die Obergerichtsräthin) es hinein practizirt haben; denn deren Listen und Ränke kennst Du himmlische Unschuld nicht."

„Danke, liebes, sammtenes Onkelchen!" — rief die Gemeinte jubelnd und in die Hände klatschend. — „Danke schönstens für das gute Zutrauen; heute haben Sie's getroffen. Uebrigens aber ist die himmlische Unschuld — mit schuldigem Respect vor der verehrten Tante — diesmal doch nicht so ganz unschuldig, wie Sie meinen; sie ist wenigstens Mitwisserin oder Mitschuldige."

„S — o — o?" — wandte sich jetzt das Geburtskind zu der lieben Gemahlin, — „ei, ei! auch Du im Bunde wider mich? Nun, laßt doch sehen!"

Ein sauber geschriebenes Heftchen im 32-Format kam jetzt aus der Brusttasche des Schlafrocks an's Tages- und respective Kerzenlicht. Es enthielt die ausführliche Geschichte des vorjährigen Maskenballs, wie sie den verehrten Lesern hier vorliegt — natürlich nur bis auf diesen Tag exclusive. — Neuer Jubel! — Als sie aber gelesen war, erhob sich der Kommerzienrath, und sagte im feierlichen Ton: „Ich bestätige hiermit die Wahrhaftigkeit und Authencität gegenwärtigen Documents in allen seinen Punkten. Von Maroquin laß ich das Futteral um selbiges machen, und für die Ewigkeit eines sammtenen Schlafrocks, den ich fortan noch tragen werde, soll es, der Liebe zu Ehren, mit der Du, mein trautes Weib, mich beglückst, in dessen Brusttasche, nahe meinem Herzen wohnen bleiben. — Dem Verfasser aber lass' ich das Anrecht auf sein Werk in soweit, daß er es, wo und wie er es gut findet, darf abdrucken lassen."

Die letzten Stunden und der Tod des griechischen Insurrectionschefs Palläſtra auf der Insel Candia.

(Nach der Erzählung eines Augenzeugen.)

(Schluß.)

Es war gewiß ein rührender Anblick, diese wilde Streiterschaar die Todeswaffen gegen die Erde friedlich senkend in inbrünstiger Demuth sich hier beugen zu sehen vor dem allmächtigen Gotte, den sie um Sieg anflehten für die Sache des Kreuzes. Als dieser fromme Abendgottesdienst geendigt war, und der Priester mit dem Kreuze die Reihen durchschritten und die Schaaren gesegnet hatte, war indessen längst schon die Sonne hinter dem Meere versunken. Man bereitete sich zu einem frühen Aufbruche, trieb die Pferde und die Maulthiere in einem Kreise zusammen, und band sie an die in die Erde getriebenen Pfähle fest, um sie herum lagerten sich die Palikaren in ihre braunen Mäntel eingehüllt und erwarteten die einbrechende Nacht. Palläſtra war den ganzen Abend thätig, er ordnete Alles für den kommenden Tag an, ließ die Feldkanonen und die Zugpferde in Bereitschaft stellen, und die Wachtposten aufziehen. Nachdem Alles, wie er anbefoh-

len hatte, geschehen war, trat er mit funkelnden Augen auf seinen Freund Renierj *) zu und sprach seine Hand ergreifend die Worte: „*Μανόλη αὔριον θὰ ἀποθάνω διὰ τὸν σταυρὸν*“ (Emanuel, moegen muß ich für das Kreuz sterden). Dann setzte er sich an die Seite seines Sohnes Theodoros nieder, und unterhielt sich lange, liebevoll und zärtlich mit dem Jünglinge, endlich breitete die Nacht ihre finsteen Schatten uber diese Gruppen, und die Lagerfeuer verglimmten allmählich. Den andern Morgen sah man Alles schon vor Sonnenaufgang in der thätigsten Bewegung; man hatte die Stellung dee Feinde ausgekundschaftet, und wußte, daß ein starkes Koeps der türkischen Besatzung von Suda in der Nähe der zerstorten Ortschaften lagerte. Dieses sollten die maurinottischen Krieger, welche das Terrain auf das genaueste kannten, mit vier Kanoven von der linken Seite umgehen und den Angriff in der Flanke machen, während die Sphakioten und Canepten ungefähr 1200 an der Zahl mit Palläſtra an der Spitze den Feind auf der Fronte von den Bergen herab überfallen wollten. Die Bewegung begann über die steilen Abhänge mit größtee Vorsicht und rückte sehr mühsam vorwärts, während aber die Maurinotten nach der vorgeschriebenen Richtung aufgebrochen waeen, war unteedessen Palläſtra's Sohn auf einer der Steinrinnen, durch welche sich bei der Regenzeit die Wasserbäche hinabstürzen, in die Edene hinunteegestiegen, man wußte nicht, war es um zu spähen, oder in welcher andeen Absicht. Sein Geschrei erregte mit einem Male die Aufmerksamkeit der auf der Bergwiese stehenden Pallikaren. Ein einzelner türkischer Reiter wurde plötzlich sichtbar, der sich um die Felsenecke geschlichen hatte und grade auf den Jüngling lossprengte; es erfolgte ein kurzer Kampf, in welchem letzterer erlag. Die Griechen, die ihm zu Hülfe hinabgeeilt waren, kamen zu spät. Palläſtra legte auf den Mörder seines Sohnes an, allein obwohl sonst ein guter Schütze, schien ihm doch dießmal alle Fassung abzugehen, denn er fehlte den Türken auf wenige Schritte, worauf ihm dieser mit seinem krummen Sabel einen furchtbaren Hieb über den rechten Backen dicht unter dem Auge versetzte, so daß der halbe Kopf von einander hing, und Palläſtra sogleich todt neben seinem sterbenden Theodoros niederstürzte. Die Griechen hatten unterdessen den verwegenen Feind eingeschlossen und ihn durch unzahlige Schusse erlegt, es war ein sehr großer Mann, eine wahee Goliathsgestalt mit langem kohlschwaezem Baete, allem Anscheine nach ein fanatischee Aga oder ein sonstiges Obeehaupt. Die Kandioten gewannen kaum Zeit Palläſtra's Leichnam in Sicherheit zu bringen, als der Angriff der türkischen Spahis, die auf einmal in sehr großer Anzahl erschienen, von der Ebene aus begann; die feindliche Infanterie hatte den Berg bereits umgangen, und sonach das nemliche Manöuvre ausgeführt, das die Geiechen im Sinne hatten. Diese waren zu sehr zerstreut, um lange Widerstand zu leisten, man scheie von Verratheeei, der Tod ihres Anführees erzeugte unter ihnen die namliche Verwierung und war fast eben so entscheidend wie der Tod Karaiskaki's im Jahre 1827 bei Athen. **) Ueber 200 Griechen kamen um, die übrigen zerstrenten sich in die Berge, Palläſtra's Leichnam blieb in den Händen dee Tüeken, welche seinen Kopf nach Konstantinopel sandten, seinen Körper aber mit den übrigen unter den Abhängen des Oeta verscharrten. Kurze Zeit darauf wurde er von den Sphakioten wieder ausgegraben und sammt den Gebeinen seines Sohnes Theodors in die Kapelle des heiligen Erlösers gebracht; dort liegt noch heute beider Staub vereint. Palläſtra's Thaten sind weniger bekannt geworden, weil er auf einem abgesonderten Kriegsschauplatze focht, sein Name aber darf neben denen von Marco Bozzaris, Karaiskakis und der gefeiertsten Helden Neugriechenlands genannt werden. Ee war ein Mann voll der reinsten, glühendsten Freiheitsliebe, ganz von jenem edlen Enthusiasmus beseelt, ohne den nie etwas Großes geschehen. Mit seinem Tode sank auch die Hoffnung der Griechen Ceeta, Cypern und Rhodus zu befreien; der Aufstand dauerte auf diesen Inseln zwar noch einige Jahre fort, und ist auf Creta selbst jetzt noch nicht völlig unterdrückt, allein es stand nach ihm kein Chef mehr auf mit seinem Talente und seinen Tugenden, der wie er das Vertrauen der Insulaner und die begeisteete Verehrung seiner Kriger in so hohem Grade zu gewinnen wußte. Unter den unglücklichen Kandioten wird das Andenken an diesen Heros ihrer Freiheitskämpfe noch lange, wenn auch im Stillen, gefeiert werden.

*) Emanuel Renierij aus Coren gebürtig, früher abgeordneter Kommissär der griechischen Regirrung auf Candia.

**) In dee Schlacht bei Athen kampfte bekanntlich auch ein starkes Korps Kandioten mit.

Das Leben.

Der Jüngling tritt hinaus ins Leben,
Die trunk'ne Brust schwillt hoher Muth,
Nach fern.m Ziele geht sein Streben
Nach dem er ringt mit heißer Gluth.
Ihm lachelt nach des Lebens Mergen
Er fuhlt nur Frühlingslüfte weh'n,
Und frei die Luft von allen Sorgen,
Ruft er, o Leben Du bist schön.

Die Liebe naht auf leichtem Flügel,
Und mahlt die Flur mit buntem Schein,
Zum Eden wird ein nackter Hugel,
Zum Blumenbeet wird ein kahler Rain;
Er wagt es kaum den heil'gen Schleier
Zu heben, jauchzt aus voller Brust,
Nur Sie macht mir das Leben theuer,
In Ihr nue ruht des Lebens Lust.

Da naht die Tauschung, schlagt die Grallen
Ihm tief hinein ins weiche Herz.
Und alle bunten Bluthen fallen
Noch eh' sie reiften und der Schmerz.
Umziebt die Brust mit Eiseskälte
Und feindlich blickt er um sich her,
Nacht ist was früher Licht erhellte
Das Leben ist ihm schaal und leer.

Doch tritt er aus des Unglücks Nächten
Hervor, mit neugestahlter Kraft
Er hadert zwar mit jenen Mächten
Die ihm den schönen Wahn entrafft,
Die kurze Zeit die ihm entschwunden
Sie macht das Herz des Junglings alt,
Er spricht als Mann, wenn gleich mit Wunden,
O Leben, Du bist ernst und kalt.

Und ruhig naht er sich dem Ziele
Es fardt sich silberweiß das Haar,
Und schaut mit bitterem Gefuhle
Auf das, was einstens werth ihm war.
Das mude Haupt er legt es nieder,
Es ist von Sorg' und Mühen schwer,
Und bot' man ihm die Jugend wieder,
O nein, er wunscht sie nimmermehr.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Wurzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 66. Sonntag, 17. August 1834.

In der Freundschaft Marmorhallen
Ruht der ernste Flug der Zeit.
Alles muß in Nichts zerfallen,
Alles muß vorüber wallen,
Aller Loos ist Sterblichkeit;
Aber fest und ewig stehet
Freundschaft mit dem Myrthenkranz
Und ihr süsser Hauch verwehet
Nimmer in des Lebens Tanz.

Christian Schreiber.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Fortsetzung.)

„Seit Du fortgeritten von unserm Schlosse" — sprach der junge Esenheim — „war es uns Allen, als sey der gute Geist von uns gewichen, und als wäre an die Stelle eines heitern Frühlings plötzlich und ohne Uebergang der langweilige, freudenleere Winter eingetreten. Mir fehltest Du allenthalben; warest Du doch der Erste gewesen, der sich zu mir geneigt in Freundschaft und Vertrauen, und Alle schienen meinen Gram zu theilen; die kleine Angela fragte stündlich nach Dir und bat, man möchte Dich wieder holen, denn alle ihre Püppchen weinten; Schwester Clara schlich stumm und traurig umher und saß stundenlang an dem Fenster, von dem sie Dir den Abschied gewinkt; und auch die Mutter, welche, so lange Du bei uns weiltest, heiterer gewesen wie gewöhnlich, kränkelte auf's Neue, und verließ bald das Bett nicht mehr, von dem sie wenige Monden darauf zu Grabe getragen wurde. „Ach! Melac" — er drückte schmerzlich des Ritters Hand an seine Brust; — ich hatte früher nicht bedacht, was eine Mutter dem Kinde ist, der wilde Bube hatte sie oft gekränkt im Eigensinn und Ungehorsam, hatte sich nicht so um sie bekümmert, wie er gesollt; jetzt an ihrem Sarge fiel wie das Alles wie eine drückende Last auf das Herz, und ich mag mich wohl sehr ungebärdig betragen haben, wie man die schneebleiche, gute Frau zur Gruft hinabtrug, denn der Vater fuhr mich hart an und schalt mich einen albernen Knaben, und Aurora, Du erinnerst Dich der Jungfrau vielleicht, die bei uns wohnte, ermahnte mich, vor den Leuten mich nicht lächerlich zu machen, die den Respect vor ihrem heulenden Junker verlieren müßten."

„Ja, ich erinnere mich!" — seufzte Melac. „Aber weiter, weiter!"

„Aurora's Wort hatte ein besonderes Gewicht für mich, ohne daß ich wußte warum," — fuhr Jerome fort — „weit mehr als des Vaters Scheltwort; und ich bezwang mich, und der Mutter Bild wurde bald schwächer in meiner Phantasie, und ich weinte in sündhaftem Leichtsinn nicht mehr um die Verlorne. Aber Aurora trug auch hier wiederum die Hälfte der Schuld durch ihr Benehmen gegen mich, das seit dem Verschwinden der Mutter sich gänzlich verändert hatte. Ohne sie hätte ich mich sicher unerträglich allein und recht elend im öden Schlosse gefühlt, doch sie schien meine einsame Lage mitleidig zu erkennen, und in allen Stunden, worin sie der Sorge des Haushalts sich entziehen durfte, gab sie mir ihre Aufmerksamkeit kund, sie schwatzte und las mit mir, wir sprachen von Dir und meiner Zukunft, sie trieb mich zu den Waffen-Uebungen mit dem Jäger Siegbert, und lobte meine Fortschritte; sie trieb mich, Theil zu nehmen an des Vaters Jagden, um seiner Liebe mich zu vergewissern, sie sorgte für meine Kleidung, meine Bequemlichkeit, mehr wie es fast die Mutter gethan, und ich empfand eine Neigung, ein Zutrauen für sie, wie es die einsylbige Schwester Clara niemals in meinem Herzen hatte erwecken können."

„Du armes, junges Blut! Ich sehe die Katastrophe voraus;" — fiel Melac ein, indem er mit doppelter Theilnahme zuhörte.

„Ich wette für das Gegentheil;" — antwortete Jerome; — „ist mir, der ich Alles selbst erlebt, doch das ganze Ereigniß ein Räthsel geworden, wie mir das Gefühl ein Räthsel blieb, was so auf Einmal mich zu einem Wesen hinzog, das ich doch schon so lange dicht neben mir gehabt. O, mein Freund, ich kann Dir nichts erzählen von den nächsten Monden nach dem Tode der Mutter, von dieser Zeit, wo ich mich bald glücklich, bald recht unglücklich wähnte; ich fühle meinen Kopf brennen, mein Herz klopfen, wie da, als ich ihr eine wilde Ente, meinen ersten Jagdpreis zur Küche trug, und sie mich im fröhlichen Scherz über mein Jagdglück, bei'm Kopfe nahm, und zwei warme Küsse auf meinen Mund drückte. Das süße Spiel that mir so wohl, und ich gestehe Dir schamroth, ich bat und nahm seitdem gar oft, was sie nur selten weigerte."

„Unschuldiger Hercules in der Wiege;" — rief Philibert lächelnd; — „die Eva mit dem Apfel der Erkenntniß in der kleinen Hand mag wohl manchen erfahrenern Adam warm gemacht haben, daß es ihm war, als hätte nicht ein Weib, sondern eine tobende Windsbraut ihn in die Arme genommen."

„Die schöne Zeit nahm einen gar zu traurigen Abschied," — fuhr der junge Schütz schwermüthig fort; — „höre nur, was sich begab. Eines Abends, der Vater war auf der Jagd,

saßen Aurora und ich allein im Zimmer, und ich mußte ihr vorlesen aus dem französischen Gedichtbuche, das Du bei uns zurückgelassen. Ich las das Poem, von dem Bruder, der seine Schwester liebt, und recht unglücklich ist, bis sich's entdeckt, daß die Schwester nicht seine Schwester ist. Es hatte mir gedäucht, als hätte ich einen Hund anschlagen hören weithin im Hofe, aber Aurora verneinte es, und legte den runden, warmen Arm traulich um meinen Nacken, und ich mußte fortlesen. Als ich nun kam zu dem Schlusse des Gedichts, wo sich Braut und Bräutigam in die Arme stürzen, da fiel es plötzlich wie Schuppen mir vom Auge, und ich hielt ein, denn mir mangelte der Athem, und ich sah auf zu ihr mit Blicken, vor denen Feuersterne tanzten. In jedem Auge stand ihr eine Thräne, und doch leuchteten die Augen durch die Thränen heller und schöner als Sternenschimmer und Morgenlicht. Da warf ich mich an ihre Brust und schlug beide Arme um sie und hing lange an ihrem Halse. O, schrecklicher Augenblick! Der Vater war herein getreten, seine wilde Stimme, und seine harte Faust weckten mich aus einer Betäubung, die alle meine Sinne getödtet; furchtbar traf mich sein Zornwort und zernichtete mich fast. Ich hörte Aurora's Entschuldigung nur halb, sie verklagte mich, sprach von Verfolgung, von Wehr. Was konnte die Arme anders thun? Wie konnte sie des Vaters Mißhandlung anders von sich abhalten? Warf sie sich doch zwischen ihn und mich, so daß ich nach meinem Zimmer zu flüchten vermochte! — — Am andern Morgen folgte nach einer bangen Nacht die Strafe für meine sündhafte Unart. Der Jäger Siegbert brachte mir im Namen des Vaters eine Rolle mit Goldstücken und zugleich den Urtheilsspruch, ohne Aufschub das Schloß zu verlassen, und bei Fluch und Enterbung nicht früher zurück zu kommen, bis mir des Vaters Befehl dazu geworden."

„Ich sehe klar;" — stieß Philibert hervor und seine Hände ballten sich. „Die Schlange spie ihr Gift in Deinen Lebenstrank. O pfui über die Entweihte! Und für ewig bleibt es wahr: kann sich kein Mann erheben zu der Engelshöhe des Weibes, zu der Herrlichkeit reiner Frauen-Natur, so kann auch kein Mann so tief sinken, wie das Weib, wenn es gesunken."

Jerome sah verdutzt und fragend auf den Freund, dieser aber sprach: „Bringe nur Deine Geschichte von dem verlornen Sohne zu Ende, dann wird Ein Wort von mir Dir den Räthselknoten zerhauen."

„Ich ging vom Schlosse" — erzählte Jerome weiter — „froh dem Zorne des Vaters zu entrinnen; ohne Sorge pilgerte ich in die fremde Welt, und bald schien mir die Strafe ein liebes Geschenk, sah ich doch täglich Neues und Herrliches, fand ich doch überall freundliche Menschen, war ich frei, Herr meiner Zeit und meines Willens. Ich wanderte am Rheine hinauf, durch die Schweiz bis an Italiens Gränzen; aber dort gefiel es mir nicht, die Menschen wurden finster und feindselig, die Sprache mir fremd, man betrachtete mich mit Argwohn, man bestahl mich, und entschlossen kehrte ich um und pilgerte zurück zu einem gastlichen Hause, das unfern der Teufelsbrücke umringt von duftigen Weideplätzen lag, das mich einst beherbergt, und wo sechs wackere Brüder, alle nicht weit im Alter über und unter mir, dazumal einen Freundschafts-Bund mit mir geschlossen. Man nahm mich fröhlich auf, ich wurde wie der siebente Bruder gehalten, und lebte zwei Jahre in dieser lieben Familie. Aber meine Goldrolle ward immer kürzer, denn ich sparte sie nicht, und mehr als früher gedachte ich der Heimath; auch war ich verständiger geworden durch das Gespräch der Alten, dem wir Jungen oftmals zuhorchten; ich kannte jetzt meine Rechte, meine Ansprüche, und nahm Abschied, um zu schauen, wie es stände zu Hause, um den Versuch zu wagen, in unseres Schlosses Nähe geheim mit der freundlichen Aurora in Verkehr zu treten und durch sie den Vater zu versöhnen. Da fand mich Dein Oheim, seine Anträge schmeichelten meinem Ehrgeiz, es schien mir günstiger für mein Schicksal, in dem Kleide eines Soldaten vor den Vater zu treten als in der Tracht des Aelplers; sein Name erinnerte mich an Dich, ich hörte von Deiner baldigen Ankunft, und ich blieb, um Dir mein Herz zu vertrauen, von Dir Rath und Hülfe zu nehmen bei dem Schritte, der für meine Zukunft so wichtig erschien."

Der Jüngling schwieg, und der Chevalier nahm wieder wie anfangs Jerome's Hand zwischen seine beiden Hände. „Du sollst Dich nicht getäuscht haben, Du guter, treuherziger, arg betrogener Mensch," — sagte er mit Wärme und Lebhaftigkeit; — „Dein guter Engel warf diese Barriere mitten in Deinen Weg, denn Deine Aufnahme im Vaterhause möchte Dir eine Teufelsbrücke geworden seyn, gefährlicher als jene zwischen Eisbergen. Vor wenig Tagen war ich dort und sprach Deinen Vater."

Hochauf fuhr der Jüngling. „Und wie lebt der Vater, die die Schwestern und Aurora?" — rief er mit Herzlichkeit.

„Ein Wort zuerst," — antwortete der Chevalier; — „es beantwortet vielleicht alle Deine Fragen: Aurora, die schöne, zärtliche, seelengute Aurora ist Deine Stiefmutter geworden."

Mit einem Schrei sank Jerome in seinen Sessel zurück. „Aurora meine Mutter, Aurora meines Vaters Frau?" — stotterte er, und seine Wangen waren plötzlich bleich geworden wie die Wand und seine Augen starrten ungläubig und wie erlöschend in des Freundes Gesicht. — Melac erzählte ihm jetzt, was er dort gefunden und nicht gefunden, jedoch ohne sein eigenes Geheimniß preis zu geben. Thränen flossen aus des Jünglings Augen um die kleine Angela; als er aber Clara's Entfernung vernahm, stutzte er, und versicherte, daß er weder Blutfreunde noch Bekannte seiner Familie in Straßburg kenne, ja, daß er selbst sich ganz vor Kurzem mehrere Tage in Straßburg verweilet, und nichts von der geliebten Schwester dort gehört, noch gesehen.

„Aber Aurora meines Vaters Frau?" — so schloß er mehrere mal seine abgestoßenen Reden, als wenn dieser Gedanke vor den übrigen sich unmöglich in seinen Verstand einbürgern könnte, und zuletzt setzte er hinzu: „Melac, wäre es nicht Dein Mund, der der wackern Jungfrau solchen Makel aufbürdet, ich schälte ihn ein Lügenmaul."

„So bist Du ganz ohne Ahnung, so siehst Du nicht durch den Nebel?" — fragte Melac unmuthig. „Ja, die falsche Sünderin kannte Dich, und darum wagte sie das große Spiel um Dein Erbe, denn Du, der Du den Schwestern zum Schutz von der Vorsicht berufen, warest blind geworden, stockblind in dem Trugschimmer der vor Dir ausgelegten, freilich, ja freilich nur zu preiswürdigen Reize. Dich ließ sie verbannen, nachdem die Comödie mit dem Papa gelungen, das kleine Engelchen starb ihr zu rechter Zeit, und Clara, die liebenswürdige, fromme Clara — —"

Der Gascogner trat herein, und bat um Verzeihung, daß er seinen Posten verlassen, aber es sey ein besonderer Lärm losgebrochen in der Stadt, eine besondere Unruhe auch im Commandanten-Hause, eine Ordonnanz sey auf schweißtriefendem Gaule eingeritten, die Obristen wären schon allesammt bei dem Herrn Marschall versammelt.

„Lauf zum Salon" — sprach im erweckten Diensteifer der Schützenoffizier — „und frage nach, was es Besonderes giebt, und bringe schnell uns Nachricht zurück." —

Der Chevalier hatte jedoch starr, und ohne seine Rede zu vollenden, auf den Gascogner geblickt, und als Baptist eilfertig davon sprang, fuhr er wie ein Mensch, der ein Gespenst erblickt, dessen Anblick ihn versteinerte, dessen Verschwinden ihn wieder zum Leben ruft, vom Sessel auf mit erbleichtem Gesicht und mit Augen, in welchen das Entsetzen seiner Seele zu lesen

war. „Clara ist nicht im Schloß, ist nicht in Straßburg," — rief er im Selbstgespräch; — „wo ist sie hin? Mußte sie nicht auch aus dem Wege um der Habgierigen den ganzen Reichthum des verliebten alten Thoren zu sichern? Wenn er doch Recht und gute Ohren gehabt der alberne Bursche in seinem Thurme? — Wenn jene wimmernde Stimme — wenn sie mich gerufen, den Freund, den Geliebten? Wenn — o, es ist entsetzlich! Und ich hörte nicht ihre Stimme, nicht die Stimme des Himmels, die mich forderte? Entsetzlicher Traum! Gespenst des Macbeth! Furchtbarstes Bild, das je ein Mensch in seiner innersten Seele aufsteigend erblickte!"

„Was ist Dir, Freund!" — unterbrach Jerome seine unheimlichen Ausrufungen. „Kalter Schweiß deckt Deine Stirn, Deine Glieder zittern. Hast Du eine Krankheit von der Reise mitgebracht, und muß ich den Feldarzt rufen?"

„Laß es gut seyn, mein Bruder," — sagte Melac matt, indem er sich an Jerome's Schulter lehnte. „Das schreckenvolle Traumbild, das mich beunruhigte, ist zu grauenhaft, als daß es der Wirklichkeit angehören könnte. Es ist vorüber, ist verschwunden und ich bin erwacht. Aber" — setzte er lebhafter hinzu — „wir müssen dennoch ohne Säumniß hin zu Deinem Schlosse, müssen wissen, wo Clara ist, müssen sie schützen vor der schleichenden Feindin. Komm, sogleich wollen wir um Urlaub bitten bei meinem Oheim; Du mußt mich begleiten, denn mich könnte man fragen, welch ein Recht ich mitgebracht, so tief und ernstlich zu forschen."

Kopfschüttelnd entgegnete Jerome: „Und was könnte der Schwester geschehen im Vaterhause, unter des Vaters Augen?"

„Armer Bursch" — antwortete der Chevalier heftig, und indem er ihn fortzog — „wärest Du statt in die Schweizerberge nach Paris gewandelt, so würdest Du mißtrauischer geworden seyn, würdest in der großen Sitten-Verderbniß den Menschen nackt gesehen haben, wie das erste Sünderpaar vor dem Feuer-Schwerte des Rache-Engels. Mich schaudert vor einer Möglichkeit, die ich nicht in Dein unbefangenes Herz vergiftend zu werfen wage. Deine treffliche Mutter, die kleine Angela — es ist mir, als stiegen sie auf aus der Gruft der Burg am zürnend rauschenden Rhein, und winkten mir befehlend. Fort, zum Oheim; meine Phantasie drohet mich umzuwerfen, und darum will ich glauben, Du hättest nicht Unrecht, denn ein Teufel kann nicht lieben, nicht einmal Liebe heucheln, und meine Gedanken spielen mit etwas, welches mehr als teuflisch genannt werden müßte."

Er riß ihn fort, aber ehe sie noch das Zimmer verlassen, hörten sie auf einmal draußen in der Stadt Trommel-Gemurr erwachen, bald Trommeln von allen Seiten rasseln, und unterschieden den General-Marsch, der die Truppen mit seiner bekannten dumpfen Stimme aus den Quartieren zu den Allarm-Platzen rufen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Ragotzi.

Brunnengeschichte in fünf Krügen.

Erster Krug.

Badegäste flogen — wie Zugvögel ihrer Wintersaison — der Sommersaison am berühmten Brunnen zu Kissingen aus allen Ecken Deutschlands, ja der übrigen Welt zu, Badegäste, die entweder genesen oder nur genießen wollten, die im Brunnen selbst, oder nur im Luftbade der Zerstreuung und Freude, welches dort weht, zu baden gedachten. In die letzte Klasse war der schlechtbesoldete Amtmann Sittenhof zu rubriziren, der den Aktenstaub in Goldstaub zu verwandeln wissen mußte, was ihm erlaubte, alljährig sein gelindes Podagra in eigenem Wagen an den Teich Betheeda, Ragotzi genannt, zu fahren, und darin zu ersäufen. Der Amtmann war auf diese Art, was nemlich sein Piedestal anbelangt, ein kontinuirlicher Wiedertäufer, ein Amphibion, das aus der Nässe des Weines auf die Trockenheit des Aktenlebens stieg, und wieder hinab in die Nässe der Brunnenkur — oder was sonst der Witz will. Aller Witz aber müßte verstummen und roth werden, würde man für des Amtmanns Tochter, Flora, die Königin der Blumen, Jugend und Anmuth, ein anderes Bild von ihm fordern als das höchst verbrauchte und abgenützte eines Engels. Höchstens könnte man sagen, sie sey ein mit blondem Golde beschlagener Meerschaum, dessen ätherischer Schnee in edle Formen geschnitten und vom zartesten Teint des ersten Rauchens angeflogen — aber solches Bild wäre jedem andern als dem qualmenden Munde des Amtmanns selber zu verübeln, der überhaupt in beiden Rechten besser zu Hause war als den Extravaganten des Witzes.

Flora geleitete nun den Vater, wie ihr Bild, der Meerschaum, von jenem gleich geliebt und gehütet, nach dem Bade.

Alles Lob aber, was außerdem, wie gesagt ohne Witz, von den geistreichsten und galantesten Badejünglingen für ihre Liebenswürdigkeit hätte ersonnen, und ihr ins Gesicht gesagt werden können, war Nichts an Kraft und Neuheit der Stylisirung gegen Dasjenige, was die Postillione derselben Stationen, welche der Amtmann mit seiner Tochter hinterlegt, dem jungen Grafen Günther angedeihen ließen.

Sie verlangten in den Dorfschenken Brart- und andere Weine, deren fremde theure Namen den Wirthen die Augen aufrissen, führten, wie die Morgenstunde, Gold im Munde, und schwuren bei Elias Feuer-Diligence hoch und theuer, eher könne ein Ochse mit Post-Sterordinairen Hörnern geboren, ja die Chausse mit Upas-Gift-Bäumen nach bayerischer Landesverordnung bepflanzt werden, als irgend ein Trinkgeld dem des Grafen gleichkäme. Alle andere Weltpassagiere seyen Lumpen durchaus, nicht werth, Papierfidibus daraus zu fabriziren, womit der Graf die Pfeife anbrenne. Der Hochgefeierte aber war Erbprinz der Gutsherrschaft, welche, wie Gott, die Obrigkeit eingesetzt in der Person des Amtmanns Sittenhof — sonst aber ein ziemlicher Laffe. Aus der Pension heimgerufen, wo er keine anderen Schönheiten kennen gelernt, als die sogenannten der alten Klassiker, ward ihm das Strohhütchen Floras das Zündhütchen, so sein Herz perkussionsweise in Flammen setzen mußte, und dazu in die allerheftigsten. Freilich wußte Flora das nicht, denn er hatte so zu sagen, meuch- und rücklings sich in sie verliebt, als er mit Nachteinbruch in den Schloßhof vorüber des Amtmanns parterrer kerzenheller Wohnung fahrend, ungesehen sie sah. Die Hochschlanke traf ihn als natürliche galvanische Säule mit dem heftigsten Schlage, welcher den andern Schlag, an der Kutsche nemlich, den der Haushofmeister ehrerbietig öffnete, und dieser selbst, so wie seine Worte, geraume Zeit übersehen und überhören ließ. Endlich sich häutend vor dem gräflichen Wagenkasten, und die Treppen hinan an das Herz der Eltern gestiegen, o wie langweilte er sich und diese in verliebter Zerstreutheit. Mußte nicht der Vater jeglichen Augenblick gewaltsame Korkzieher ansetzen, um den in des Grafen Hals, wie in einem Flaschenhals festsitzenden Pfropf der französischen Conversation auszuziehen? Klagte die Gräfin Mutter nicht, daß der Angekommene allen Ton-, Stimm- und Welt-Sinn verloren in der herrnhutisch-stillbürgerlichen Pension? Günther gewann ihn aber aufs Beste wieder, als er endlich, gleich einem stummen Fische vom Angelhaken der ältlichen Unterhaltung losgezappelt im einsamen Schlafkabinete den entkleidenden Bedienten nach Flora fragte, und alles erfuhr, darunter leider, daß sie morgen dem Vater ins Bad folge, als folgsame Tochter, oder weil sie selber wolle. Da ward Günther mit dem Ausziehen

und dem Plane zugleich fertig. Der Brunnen zu Kissingen konnte und sollte der nasse Leiter werden, zu seiner galvanischen Säule, Flora. Ihr nach! rufend plumpte er in die Flaumen, und er führte es aus, und jagte zwei ewige peinliche Tage später der Vorausgeeilten nach, wobei sein Beutel, wie der Mund, wovon das Herz voll ist, überfloß in die Hosentaschen der Postknechte.

(Fortsetzung folgt.)

Sitten der Cirkassier

Cirkassien ist ein fast unbekanntes Land; seit Chardin haben wir nur durch zufällige russische Berichte einige Nachrichten über den Zustand dieser Nation erhalten, die bis jetzt auf einen feindlichen Verkehr mit Rußland, und auf einen friedlichen mit der Türkei beschränkt, von beiden seiner Nachbarn wenig Nutzen gezogen hat. Ein Deutscher, Namens Karl Tausch, der acht Jahre lang in dem cirkassischen Hafen Ghselendik residirte, hat in dem Journal der asiatischen Gesellschaft von London eine Beschreibung der Sitten dieses Volkes gegeben, welche eine bessere Einsicht in die innern Verhältnisse des Landes gibt, als Alles, was man bisher besaß, und woraus einige Bemerkungen entlehnt zu werden verdienen.

Sobald einem Cirkassier ein Kind geboren wird, so flieht er in die Wälder, verbirgt sich vor allen Augen während einer beträchtlichen Zeit, und kehrt nur Nachts in sein Haus zurück, das er wieder vor Tagesanbruch verläßt. Ist das Kind ein Knabe, so gibt ihm die Mutter einen Namen, und damit endigt die Sorge der Familie für ihn, denn das Recht der Erziehung gehört nicht dem Vater, sondern der Nation. Jeder kann daher eintreten, und den Titel eines Atlik für den Knaben ansprechen. Zu diesem Ehrenamte melden sich immer mehrere Kandidaten; der erste erhält das Kind, und wenn mehrere sich zu gleicher Zeit melden, so entscheiden Schiedsrichter, wie lange der Knabe jedem von ihnen bleiben soll. Der Atlik nimmt das Kind weg, gibt ihm eine Amme, und sobald es dieser nicht mehr bedarf, beginnt seine Erziehung, die durchaus und ausschließend kriegerisch ist. Wenn diese vollendet ist, wenn er das wildeste Pferd reiten, wenn er sich aller Waffen bedienen, Hunger und Anstrengung ausdauern, und den Feind bekämpfen kann, dann wird er im Triumph bewaffnet seiner Familie wiedergegeben, und sein Vater darf sich dann seinen natürlichen Gefühlen überlassen. Bis dahin ist ihm verboten, ihn zu sehen oder seine Stimme zu hören. Der Atlik wird für seine Mühe freigebig belohnt, und beide Familien bleiben für immer verbunden. Der kriegerische Geist wird durch die Streitigkeiten unterhalten, welche beständig unter den verschiedenen Stämmen herrschen; diese veranlassen Räubereien, und die Repressalien erhöhen das feindselige Gefühl, Rache und Geiz treiben zu Einfällen, und die Sitten den Diebstahl zu einer ehrenvollen Beschäftigung, in der sich Jedermann auszeichnen will. Die größte Beleidigung, die man einem jungen Cirkassier zufügen kann, ist ihm zu sagen, daß er noch kein Stück Vieh gestohlen habe.

Die Nation ist gegenwärtig in 10 Stämme vertheilt, deren jeder einen Fürsten an der Spitze hat. Diese sind jedoch nicht so unter sich veruneinigt, daß sie nicht gemeinschaftlich jeden äußern Feind bekämpfen; allein sobald die Ruhe nach Außen hergestellt ist, beginnen die inneren Zwiste von Neuem, und so lange die Cirkassier die Arbeit verachten und Räubereien ehren, müssen innere Streitigkeiten als das einzige Mittel gelten, durch das sich ein Mann auszeichnen kann. Die Sklaven, welche sie in diesen Händeln machen, sind überdies ihre hauptsächlichste Ausfuhr, und fast das einzige Mittel ihre Handelsbilanz mit den Türken herzustellen, so daß Haß, Habsucht, Trägheit und ein Hang zu Streitigkeiten alle zusammenwirken, den Frieden für immer aus dem Kaukasus zu verbannen. Die Türken liefern ihnen alle fremde Waaren, deren sie bedürfen, besonders Tücher, die aus Natolien kommen, und deren jährliche Einfuhr etwa 70,000 Pfd. St. beträgt. Die übrigen Handelsartikel sind Salz, Eisen, Stahl, Gold und Silberdraht, Maroccoleder, Waffen, Pulver und Eisenwaaren, zum Werthe von 16,000 Pfd. St., die Cirkassier geben dafür Wachs, Honig, gesalzenes Fleisch, Häute und besonders Sklaven.

Die Cirkassier sind unter sich in Gemeinschaft getheilt, welche durch einen Eid verpflichtet sind, unter keiner Bedingung sich von der gemeinschaftlichen Sache für Vertheidigung und Angriff loszusagen. Dieser Eid ist unverletzlich, und kein Vorwand und keine Ursache vermindern bei ihnen den Abscheu vor dem Bruch desselben. Der Fürst steht so an der Spitze einer patriarchalischen Familie, und seine Macht beruht nur auf dem Respekt, den er einflößt, und er kann sich durch nichts auszeichnen als durch größeren Muth oder andere persönliche Eigenschaften, die ihn über die Masse erheben. In allen andern Rücksichten steht er auf derselben Stufe mit dem Reste der Nation, und der Gedanke, diese seiner Willkühr zu unterwerfen, kann sich nie in ihm erheben. Ein junger Fürst, der vielleicht so eben allen Muth, den sein Rang erfodert, in der Schlacht gezeigt hat, kann nicht wagen, sich in Gegenwart eines Greises zu setzen, ehe er dazu Erlaubniß erhalten hat. Seine einzigen Privilegien bestehen darin, daß er die Hälfte der Beute, die dem Feind abgenommen wird, und die Hälfte des Ertrags der Zölle erhält.

Ihre Streifzüge verschaffen ihnen Sklaven zum Bau ihres Landes und zum Tausch mit den Türken. Sie behandeln Sie mit Menschlichkeit, geben denen, die zum Landbau bestimmt sind, Ländereien, von denen der Herr die Hälfte des Produkts erhält, während die andere Hälfte dem Sklaven neben den Bedürfnissen des Lebens noch einen Ueberfluß läßt. Sie können heirathen, aber ihre Kinder sind auch Sklaven. Haussklaven werden behandelt wie der Rest der Familie. Uebrigens bestehen nicht alle, die außer Lands verkauft werden, aus Kriegsgefangenen, sondern zum Theil aus Verbrechern, die man auf diese Art straft. Auch finden sich weibliche Sklaven, die auf ihr eigenes Verlangen verkauft werden, und die, um alle Einwendungen ihrer Familien zu widerlegen, erklären, daß sie geschworen hatten, diesen Entschluß auszuführen. Der allgemeine Respekt vor dem Eide verhindert, daß sich dann Jemand widersetzt. Dieser Wunsch entspringt theils aus Neugierde, theils aus Ehrgeiz, theils aus Wunsch, den beständigen Arbeiten, denen Frauen jeden Ranges dort unterworfen sind, zu entgehen. Es kommen oft weibliche Sklaven, die von ihren Herrn ihre Freiheit erhalten haben, zurück, und die Geschenke, die sie mitbringen, so wie ihre Erzählungen aus dem Haarem von Konstantinopel, bestimmen immer einige Mädchen sich verkaufen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Gleichname.

Als Mann erkennt man mich sogleich,
Ist auch mein Harem noch so reich;
Zu wem als Weib ich mich gesellt,
Mit dem war's sonst gar schlecht bestellt.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 67. Mittwoch, 20. August 1834.

Liebe ist die Poesie der menschlichen Natur. Das Gefühl der Schönheit veredelt die rohe Sinnlichkeit und erhebt sie zum Berühren des Geistigen; und der tugendhafte, selbstständige Geist vermählt sich unter dem Zauberhauch der Anmuth des Irdischen. So ist's wahr, daß die Liebe den Staub vergöttlicht und das Himmlische auf die Erde herableitet.

Zschokke.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Fortsetzung.)

Jerome hatte sich losgemacht von der Hand des Freundes, um sich auf den Posten zu begeben, wohin ihn die kriegerischen Töne befehligt, zu der nahe gelegenen Caserne der Leibschützen des Marschalls, vor deren Pforten bereits der Hornbläser seine langegezogenen Signale in die Luft blies, um die etwa in der Stadt zerstreuten Büchsenträger einzuberufen. Der Chevalier, den die Neugier wegen der Ursache des unvermutheten Allarms in etwas aus seinen düstern Träumen erweckt, eilte zu dem Zimmer des Marschalls, mußte jedoch eine geraume Zeit dort verharren, bis die Obristen entlassen und ihm die Erlaubniß zum Eintritt verkündet worden.

Er fand den Marschall vor einer Landkarte, in die eine Menge Knopfnadeln eingesteckt waren, und indem seine Augen auf dem Papier die bezeichneten Gegenden musterten, aß er aus einer Schüssel, die ein simples Fleisch-Gericht enthielt, mit Hast und ohne die Bissen anzusehen, die seine Gabel zum Munde trug.

„Ach, der Herr Neffe!" — sagte er recht heiter, nachdem er einen Blick nur auf den Eintretenden geworfen. „Nun ohne Säumniß zu Pferde, mein Recrut! Aus dem Empfang-Schmause für meinen theuern Bluts-Verwandten kann für heute nichts werden; laß Dir, wie ich es thät, aus der Küche eine Schüssel bringen und speise sie auf dem Serviettchen, nimm dann einen Degen aus meiner Waffen-Kammer und thue die Reiterstiefeln an. In einer Stunde geht's hinaus in das Feld, und Dank dem heiligen Dionys, daß wir einmal wieder aus diesem traurigen Käfig kommen."

„Und von woher sind wir bedroht?" — fragte Philibert. — „Welcher Feind hat Frankreichs Gränzen überschritten?" — Mit wildem Hohn lachte der Marschall auf. Du bleicher Hofjunker" — rief er; „hat Dich der Trommelwirbel trunken gemacht? Frankreich macht sich seine Kriege selbst, der Franzose ist immer der Herausforderer. Du hast im Norden die Historie der Ludwige vergessen, ich werde sie aber schon mit Dir repetiren, und practisch, wie es gescheidte Lehrmeister machen. Horch, die lustigen Trompeten! Aiguillon führt seine Dragoner schon zur Zugbrücke, uns den Weg zu zeigen. Ja, ja, mein schmukkes Herrchen, Straßburg ist unser, die stolze Reichsstadt brachte ihren goldenen Schlüssel nach dem ersten Kanonen-Schusse in Louvois Lager. Vive la reünion! Durch den Nimwegner Frieden ist ein schwarzer Strich gemacht, und Alles, was diesseits des Stromes liegt, muß mit der Lilienkrone eine Wieder-Vereinigung finden; ja, ich hoffe, wir tragen Schwert und Sieg diesesmal mit hinüber in das Herz des Landes der Bärenhäuter, welche eitel prunken mit der Krone des großen Charles und ihrer Kaisergruft im nahen Speyer und ihrem Kaiserschlosse zu Wien, und deren gepriesenes Kaiserreich doch nur einem Flikkenkleide des Harlequins ähnelt, da man nach jeder Tagreise eine neue Gränze und ein neues Fürsten-Wappen auf dem Gränzpfahle findet."

„Aber wohin geht unser Schnellmarsch, wenn wir keinen Feind vor uns haben?" — forschte Philibert verwundert.

„Hinunter am Rheinstrom," — jubelte der Alte hochroth im verzerrten Antlitz; — „mir recht, wenn Gott will, bis nach Amsterdam, der reichen Krämerstadt, welche leider vor drei Jahren dem Rachschwerte des tapfern Condé entging. Das Commando des linken Flügels ist mir vertraut; bis er sich zu mir her gedehnt, führe ich die Hälfte unserer Garnison hinaus, und jedes Fleckchen am Strom bis Mainz und Coblenz hinunter soll von mir besezt werden, damit der Rücken der großen Armee sicher steht und sie sich ausbreiten darf ohne Sorge, einem austretenden Meere gleich, dem nicht Damm, nicht Ufer Widerstand zu leisten vermag."

Der Chevalier horchte mit Aufwallung auf die letzten Worte seines kriegeslustigen Oheims. Was er mit dem jungen Esenheim gesprochen, fiel ihm ein, und er freuete sich innerlich, daß Louvois Kriegsplan seine Wünsche schnell zu bewilligen schien, ohne daß es der Bitte um Urlaub oder einer Erklärung gegen den Marschall bedurfte, der doch seinem Charakter nach die Sache vielleicht als eine kleinliche Weiber-Historie oder einen ihm verächtlichen Familien-Prozeß betrachtet haben möchte. — —

Kurze Zeit darauf sah man den Marschall schon völlig uniformirt auf den Steinstufen erscheinen, die zu der Pforte des Commandanten-Hauses führten. Hier trat ihm der Schützen-Lieutenant entgegen und machte ihn auf ein Getümmel aufmerksam, das auf einem Stadtplatze, den man von hier zur Hälfte übersah, sich so eben erhoben. Der Marschall sah scharf hinab, konnte aber selbst nicht die Ursache entdecken, die diesen Knäuel von Wagen, Pferden, Bürgersleuten und Soldaten in einander geworfen, und wollte eben den herzutretenden Philibert absenden, als ein erhitzter Trainoffizier heran stolperte, und sich vor dem Commandanten richtend, im halbem Athem mit Anstrengung seinen Bericht abstattete. Um dem unerwartet schnell marschirenden Corps die Bedürfnisse des nächsten Tages zu sichern, waren auf Befehl des Marschalls sämmtliche Bäckerladen und alle Fleisch-Kammern der Metzger gewaltsam geleert worden.

Die einzelnen Bürger hatten sich in ihren Häusern der ungewöhnlichen Maßregel nicht widersetzt, später aber mit ihren Nachbarn vereint sich rottirt und die zum Abmarsch bereiteten Proviantwagen auf dem Platze angehalten, und ihre Abfahrt gehindert.

„Zum Teufel, Capitän" — rief der Marschall — „schämt Ihr Euch nicht, unter Eurer weißen Cocarde eine solche Botschaft auszusprechen? Ludwigs Soldaten lassen sich durch die Canaille von Zünftlern ihr Abendbrod vor dem Munde wegfischen? Schämt Euch vor dem kleinen Hornbläser dort, der kaum an Eure Schärpe reicht. Fort, werft die Bürger-Lumpen in ihre Hausthüren, oder ich werfe Euch aus der Armeeliste."

Der Offizier zuckte die Achseln. „Herr Marschall, thut was Ihr möget" — sagte er resignirt — „wir thaten unsere Pflicht. Der heilige, wunderthätige Ludwig würde vergebens mit zwölf Musketieren, und wären es eitel Bayards, an tausend erhitzte und bewaffnete Bürger aus einander zu sprengen versuchen."

„Bah" — lachte der alte Kriegsmann höhnisch — „gieb Acht, wie man eine solche Viehheerde zu Paaren treibt."

(Fortsetzung folgt.)

Sitten der Cirkassier.

(Fortsetzung und Beschluß.)

Sie erkennen kein anderes sociales Recht, als das von Verträgen herkommt; wer in keiner beschwornen Verbindung mit ihnen steht, ist dem Recht des Stärkeren unterworfen, und der Sklave des ersten, der sich seiner bemächtigen kann. Die Mannschaft gestrandeter Schiffe, oder solcher, die sich nicht gegen die Angriffe vom Ufer aus vertheidigen können, fällt nach Landesrecht in Sklaverei, aus der sie jedoch leicht losgekauft werden, da der Preis eines Sklaven selten 18—20 Louisd'ors übersteigt. Oft gehen verschiedene Stämme unter sich beschworne Bündnisse ein, nach denen sie nichts gegen einander unternehmen dürfen, und die Verbrechen, die von einem an den Mitgliedern des andern begangen werden, zu bestrafen versprechen. Diese Eide werden mit der äußersten Strenge beobachtet. Diebstähle dieser Art werden von den Aeltesten gerichtet, und das erstemal mit siebenfacher Wiedererstattung und einer Strafe von 9 Stücken Vieh geahndet, das zweite Mal mit Verkauf an die Türken bestraft. Mord wird eben so gerichtet, man nimmt in der Härte der Strafe auf die Umstände Rücksicht, aber jeder, selbst der unabsichtliche und bloß mittelbare Mord wird bestraft. Wenn der Fall verschiedene Ansichten zuläßt, so werden Schiedsrichter gewählt, um entweder die Parteien zu versöhnen, oder zwischen ihnen zu entscheiden.

Gastfreundschaft ist eine Tugend, die bei ihnen in großer Ehre steht, und ihre Rechte sind geheiligt; aber um ihrer zu genießen, muß man sich einen Beschützer unter ihnen gewählt haben. Dieß ist jedoch nicht schwer, und ein kleines Geschenk dazu reicht hin, indem die gewählte Person sich immer durch den Vorzug geschmeichelt fühlt. Sie wird dadurch der Wirth (Konak) des Gastes, und ist auf der einen Seite ihren Landsleuten für das Betragen des Gastes, und diesem für seine Sicherheit und sein Eigenthum verantwortlich. Sobald man dieses Bündniß eingegangen, ist man einer herzlichen Aufnahme und bereitwilligen Dienstfertigkeit sicher. Die Cirkassier haben einen gewissen Stolz, den ihnen ihre Erziehung und ihr Verkehr mit den Türken gegeben hat, allein sie sind wahrer Freundschaft fähig, wenn man ihnen dazu entgegen kommt. Sie haben dieselben Formen von Adoption, die man bei manchen indischen Stämmen findet. Die Frau reicht dem Adoptivsohn ihre Brust, und sobald ein Fremder auf diese Art naturalisirt ist, so findet er keine Schwierigkeit zu heirathen, wodurch er sogleich eine ausgebreitete Verwandschaft erhält, da man diese bis auf die entferntesten Grade rechnet, und ein Recht auf Beschützung, welche die strengen Pflichten der Verwandschaft allen verbundenen Familien auflegen.

Die Religion der Cirkassier ist das unbegreiflichste Gemisch von halbvergessenem Christenthum und von Erinnerungen an älteren Götterdienst. Sie haben Priester, welche vor Altären, die mit Kreuzen geheiligt werden, Opfer verrichten, welche im Schlachten von Schafen, Ziegen und Ochsen bestehen, denen zuvor Wein auf den Kopf gegossen wird. Sie erkennen einen Gott und eine Mutter Gottes an, aber die Geschichte der letztern ist auf die sonderbarste Art mit der der Göttin der Bienen vermischt. Die himmlischen Mächte niederer Klasse nennen sie Apostel; besonders angesehen sind drei Göttinnen, die Eintracht stiften und über Reisende wachen; ihnen wird geopfert, ehe man eine Reise anfängt, und wenn man das Ziel derselben erreicht hat. Sie haben eine Menge von Festen, deren heiligstes das Osterfest ist, wobei sie sich einen Monat lang des Essens von Eiern enthalten.

Sie essen nie Fleisch, als wenn sie ein Opfer gebracht haben, und wenn sie Fremde bei sich haben; bei diesen Gelegenheiten wird das Essen nach türkischer Art auf kleinen runden Tischen aufgetragen, der Fremde ißt allein, der Hausherr und seine Familie stehen ehrerbietig hinter ihm. Der Fremde bietet dem einen und dem andern Stücke von dem, was ihm aufgetragen wird, an, und wenn er von einer Schüssel gegessen hat, so kommt sie an den Hausherrn, nach ihm an seine Familie, und am Ende an die Sklaven. Die Frauen essen besonders und schämen sich, von Männern dabei gesehen zu werden; man ißt nur mit hölzernen Löffeln, und bedient sich der Fingern statt der Gabeln; vor und nach dem Essen bringen Sklaven Wasser zum Waschen der Hände, und Niemand setzt sich zum Essen nieder, ohne vorher Gott anzurufen. Außer diesen Gelegenheiten beobachten die Cirkassier die größte Mäßigkeit, und leben nur von gekochter Hirse mit einigem Salz. Sobald es halb gekocht ist, wird das Wasser abgegossen, das getrunken wird, der Brei wird umgerührt, bis er dick ist, und dann auf einen Tisch gegossen, um zu kühlen: die so geformten Kuchen heißen Pasta. Diese Mäßigkeit ist ihnen vom größten Vortheil im Kriege; ein Reiter lebt manche Tage von einem kleinen Sack gekochter Hirse, die er an den Sattelknopf hängt.

Die Art, wie sie ihre Kranken behandeln ist überaus sonderbar. Man legt den Kranken in ein besonderes Zimmer, und legt an den Fuß des Bettes eine Pflugschaar, einen Hammer und eine Tasse mit Wasser, in welche man ein neugelegtes Ei wirft. Die Besuchenden geben bei ihrem Eintritt drei Schläge mit dem Hammer auf die Pflugschaar, tauchen ihre Finger in das Wasser, besprengen ihn damit, bitten Gott um seine baldige Wiederherstellung und setzen sich dann im Zimmer herum. Wer sich unversehens vor dem Arzt setzt, bezahlt eine Geldstrafe, und darin bestehen die Haupteinkünfte des Aeskulap. Man bringt die ganze Nacht im Zimmer des Kranken zu, die Freunde und Verwandten bringen ihr Abendessen mit sich, und gegen Abend kommen die jungen Leute beiden Geschlechts mit einer Flöte und einer Leier. Die Mädchen stellen sich auf eine Seite des Zimmers, die Knaben auf die andere und beginnen einen Kriegsgesang; endlich tanzen die Mädchen eine Ronde. Hierauf lassen sich die Instrumente hören, und vor dem Abendessen wird eine Fabel erzählt. Nach dem Mahle fangen sie an verschiedene Gesellschaftsspiele zu spielen, deren letztes gewöhnlich darin besteht, daß ein Stück Zwieback an eine Schnur gebunden und diese an der Decke

befestigt wird, die jungen Leute werfen sich ihn zu und suchen ihn mit den Zähnen zu fassen, so daß gegen Morgen sich oft mehrere zerbrochene Zähne finden. So bringen sie die ganze erste Nacht zu, ohne daß der Kranke ein Zeichen von Mißfallen über diesen Lärmen gibt, sey es, daß er sich scheut, seine Schwäche zu gestehen, sey es, daß die fröhliche Scene seine Schmerzen lindert, oder die Kriegsgesänge seinen Muth leben. Wenn er stirbt, so wird der Leichnam gewaschen, neugekleidet und auf eine Matte auf den Boden gelegt, seine Waffen werden in Form einer Trophäe am Eingange des Hauses aufgestellt. Die Freunde kommen, um zu klagen, die Männer treten ein, die Augen mit einer Hand bedeckend, und schlagen ihre Brust mit der andern, sie werfen sich auf ihre Knie, seufzend und sich schlagend, bis man ihnen sagt: es sey genug. Hierauf werden Opferthiere geschlachtet, und die Tragbahre unter lauten Thränen und Ausrufungen zu Grabe gebracht, auf welchem ein Theil des Opferfleisches für Vorübergehende gelassen wird. Der Rest wird im Hause zu einem Feste verwendet, bei welchem ein Lied gedichtet wird, das das Lob des Verstorbenen besingt, und sich auf die folgenden Generationen erhält; diese Balladen sind die einzigen Spuren von geschichtlicher Tradition bei dem Volke.

Allein das Haupttodtenfest wird bei dem ersten Jahrestage des Begräbnisses gehalten, an dem die Familie den möglichsten Pomp zeigt. Es werden dabei oft 50 Opferthiere geschlachtet, und jede Familie, die an dem Feste Theil nimmt, bringt noch Lebensmittel mit sich. Man versammelt sich auf dem Begräbnißplatze, die Kleider und Waffen des Verstorbenen werden auf seinen Grabstein gelegt, mit neuen Stücken von Tuch, und wo möglich einem Panzerhemd und Pferden und Sklaven, die daneben stehen. Rings herum sind die Materialien zum Fest angehäuft, und das Ganze ist den Siegern im Wettrennen bestimmt. Man feuert zuerst drei Salven ab, hierauf singen die Frauen den Ruhm des Verstorbenen. Endlich umgehen vier bis sechs seiner nächsten Verwandten das Grab dreimal, ihre Pferde an der Hand führend, sie zapfen sich Blut aus den Ohren, das sie dem Todten als eine Libation darbringen mit den Worten: Es ist für dich! Hierauf nimmt jeder eines der Stücke Tuch, die auf dem Grabe liegen, entfaltet es wie eine Fahne, springt aufs Pferd und reitet weg. Alle andern Reiter halten sich bereit, sie zu verfolgen, um sich des Stückes Tuch zu bemächtigen, das sie jedoch zu retten suchen, um es den Frauen bei ihrer Rückkunft darzubringen. Hierauf folgen neue Wettläufe zu Pferd und zu Fuß, und die Häute der Opferthiere sind die Preise dabei so wie bei dem Freischießen, das den Rest des Tages währt.

Bei diesen Festen zeigt sich eine große Galanterie; denn wer einen Preis erhält, bietet ihn immer den Frauen dar. Ueberhaupt zeigen die Cirkassier große Achtung vor diesen. Wenn ein Mann zu Pferde einer Frau begegnet, die denselben Weg geht, so steigt er ab, und bittet sie aufzusitzen; wenn sie es ablehnt, so begleitet er sie zu Fuße, bis sich ihre Wege scheiden. Allein dabei erlaubt man ihnen nie, müßig zu seyn, und alle häuslichen Arbeiten fallen ihnen zu. Selbst reiche Frauen, welche die Zahl ihrer Sklavinnen aller Dienstbotenarbeit überhebt, sind immer mit Kleidermachen beschäftigt, und zwar nicht nur für ihre eigene Familie, sondern auch für andere, die ihrer Hülfe bedürfen mögen; diese geben ihnen die nöthigen Materialien, aber danken ihnen nicht einmal für ihre Mühe, da ihre Arbeit dem Gemeinwesen angehört. Sie zeigen vielen Geschmack in diesen Arbeiten, und ihre Stickereien sind von der größten Schönheit. Uebrigens sind die Frauen keineswegs wie im übrigen Orient eingeschlossen, sie genießen einer unbeschränkten Freiheit, die sie jedoch selten mißbrauchen. Sie sind im Allgemeinen hübsch, doch verdienen sie den großen Ruhm, dessen sie genießen nicht. Von Person sind sie schmal, so wie auch die Männer, was sie durch ein Korset von Maroquin hervorbringen, das ihnen auf den Leib genäht wird, und das sie nicht ändern, bis es in Stücke zerfällt; sie tragen es bis zu ihrer Heirath, wo es der Mann mit seinem Dolch zerschneidet. Die Cirkassier bezahlen bei einer Heirath der Familie der Braut ein Heirathsgut an Sklaven, Vieh und Waffen, wo möglich ist ein Panzerhemd von einem Werth von 2 — 3000 türkischen Piastern dabei. Die Braut wird, wie bei halbbarbarischen Völkern gewöhnlich ist, von dem Bräutigam scheinbar mit Gewalt weggenommen.

Die Cirkassier sind nicht ungeschickt in mechanischen Künsten, wie man an allen ihren Arbeiten sieht, besonders ihre Metallarbeiten sind vortrefflich; aber ihre Trägheit hindert alle Fortschritte. Ihre Kleidung ist die der Ritter des Mittelalters; wer es vermag, trägt ein Panzerhemd mit Stahlschienen, welche die Hand und den Arm schützen, und deren sie sich bedienen, Säbelhiebe zu pariren. Auf dem Kopfe tragen sie einen Stahlhelm, der nichts sehen läßt, als den Theil des Gesichts zwischen den Augenbraunen und dem Munde. Diese Waffen kommen aus Persien, aber seitdem die Russen sie von der persischen Grenze abgeschnitten haben, ist es ihnen schwer, sie sich zu verschaffen, und sie sind daher sehr im Preise gestiegen. Die Panzerhemden gelten für den hauptsächlichsten Reichthum einer Familie. In dem übrigen Theile ihrer Kleidung ändern sie oft ihre Mode, nach dem Beispiel der elegantesten unter den jungen Leuten der Nation; allein sie behalten immer lange Aermel, da bei ihnen nach dem Beispiel der alten Perser die Höflichkeit erfordert, in Gegenwart eines Höhern die Arme so hängen zu lassen, daß der Aermel die Hände verdeckt.

Ihr Ackerbau ist vollkommen in der Kindheit; erst seit kurzer Zeit kennen sie Windmühlen, und noch jetzt wird in den meisten Familien das Korn gestampft. Die Natur ist freigebig gegen sie gewesen, und Früchte aller Art wachsen beinahe wild. Im Süden wachsen vortreffliche Trauben, welche man theils am Stock trocknen läßt, theils zu Wein macht. Das ganze Land ist voll der schönsten Wälder, die ihnen reiche Materialien zu einem einträglichen Holzhandel darbieten würden, allein sie sind bis jetzt zu träg und zu unwissend, um von ihrem Reichthum Gebrauch zu machen. Nichts als Verkehr mit civilisirten Nationen kann ihre Gewohnheiten in dieser Rücksicht ändern, ihnen neue Bedürfnisse und neue Mittel, sie sich zu verschaffen, darbieten. Allein sie sind von Natur einer hohen Civilisation fähig, besitzen die hochherzigen Gefühle, welche bei halbbarbarischen Nationen oft vorherrschen, und immer die sicheren Zeichen sind, daß sich in ihnen die Elemente einer großen moralischen und intellektuellen Entwicklung finden. Aber sie bedürfen eines Gesetzgebers, der ihre moralische und physische Lage begreift, und Ihnen Institutionen gibt, welche sie auf eine höhere Stufe heben können.

Ragotzi.

(Fortsetzung.)

Zweiter Krug.

Günther saß, wie der Knecht Abrahams an der Cisterne bei Haran, am Kurbrunnen, und sah die Töchter des Landes Wasser schöpfen. Er verglich sie mit den Danaiden, nur umgekehrt, da diese Bademägde Wasser schöpfen und schöpften, und das Brunnenfaß doch nie entleeren. Er legte im Stillen diese Weibsgestalten wie schlechtes Flittergold als Folie unter Floras edelsteinernes Bild, oder er stieg von diesem auf einer Anti-

Klimax zu jenen herunter, rieb beide auf dem Probiersteine, oder — was er sonst wollte, und die Leser wollen. Es ist abscheulich — seufzte er — o Gott! daß das Vokabel-Weib wie eine rücksichtslose Stabmauer, so Dome und Knallhütten umzäunt, und jeden Unterschiedswerth in dem Gemeinnamen Häuser untergehen läßt, Flora und alles Uebrige, was Zopf und Schürzfeigenblatt trägt, in Einen Kasten werfen will. Diese Sauerwassernixen, Brunnenstubenmägde der Hygiäa, lebendige Pandektentitel des aquaehaustus und aquaeductus — erschrickt man nicht ordentlich, daß sie auch Weiber seyn wollen? Der Form gar nicht zu gedenken, sind sie denn aus einer rechtschaffenen weiblichen Materie gebacken? Verräth nicht der bräunliche Teint ihrer ungemein starken Masse, daß diese, wie der Mauerspeis der Alten, mit Wein angemacht worden, und täglich angemacht werden muß? Solche, freilich dauerhafte Substanz, bombenfest gegen alles Edle, hydraulischer Kalk gegen Thränenwasser, scheint nun vollends von den ungeschicktesten Töpferhänden, Aschachern z. B., zu verzerrten Lebkuchenpuppen en gros ausgeknetet zu seyn. Ihre Extremitäten, ihr Aeußerstes, nur nicht im Sinne der Krämersprache, wo das Aeußerste sagen will das Geringste, ist bei ihnen gerade das Bedeutendste. Sind das nicht Hände wie Füße, und vice versa? Mameluckenköpfe aus adeligen Stechbahnen? — O Flora, wie wenig bist Du Mensch gegen diese! Was die Erde gab, Dich zu bilden, ist nicht materieller als Rosenduft, und der Himmel gab extrafeinen Schnee dazu, und beider schmolz zu Wellen, nemlich Linien Deiner jungen Antike, liebe, liebste Flora! Der Dreiklang des Lebens, Essen, Trinken und Fortpflanzen, den jene allein kennen und spielen, ist Dir ewig fremd. Harmonie der Sphären, welchen Du, ein abgeschleuderter Funke der Sonne, wie die Welt selber, entflogen, ist Dein Reden und Thun. Die Erde, wie sie allen Thieren, so sie geboren, schickliche Nahrung reicht, hat für Dich, da Du ihr nicht entstammt, keine würdige. Deinen feinen Körper sättiget wieder nur der feinste, nemlich die Luft, wovon auch einige Heiligen der Vorzeit zeitweise gelebt. Und diese Luft, die Du athmest, und sie Dich, o Lilie, die da nicht säet, noch spinnt, macht Leibeigne, wie die Luft vormals in der Pfalz, nicht aber zu Wildfangen, sondern alle Wildfänge zu den zahmesten Gliederpuppen, die nur ihr Leben aushauchen möchten zu deinen Füßen, o Flora! —

Da der Graf bei solchem Eingespräche beide Augen, nicht eines, auf die Bademägde warf, die er als Paralele gemißbraucht, auch auf deren Extremitäten und sonstige konnexe Sachen, fingen jene eben an, darin eine Aufforderung zu einer geheimen parallelen Lage mit dem Musternden zu finden, und allerlei landesübliche Gegenmienen und Blicke, wie Capitulations-Signale, auszuhangen und stecken, was dem Grafen, der die Telegraphen-Sprache nicht verstand, auffallend ward und lästig, so daß er sich umdrehte, und die Augen mit den Spatzierenden spatzieren schickte, welche mehr und mehr den Kurgarten füllten.

Man hätte den Ragotzibrunnen mit einem petrefakten Riesenblumenkelche vergleichen können, und die Anzahl der ihn umschwärmenden mit Bienen, die den Morgenthau daraus nippten, durch das Baumgrün davon summten, und ihn, zu Honig verarbeitet, in die Zellen des renomirten Bienenstandes hinter den Gartenarkaden absetzten. Belustigend war es zugleich, daß, selbst indem die Männer und Frauen, freilich nur per metaphoram, den Brunnen tranken, wie außerdem und überall, Stand, Larve, Geschlecht und Mehrhaben sich zu imponiren suchten, und wie, in deren Anerkennung, das Alter sich auf das ernsthafteste bekomplimentirte, die Jugend sich auf das spaßhafteste verabgötterte, da sie ja doch, genau betrachtet, zusammen eine pur aus Selbstschlotfegern, Darmgassenkehrerinnen, Kannenbürsten des eignen Leibes u. s. w. bestehende Wasser-Republik, wie z. B. Venedig, bildeten, wo keiner mehr gelten konnte, als der andere — es sey denn, es habe einer vom andern vermuthet, der sey ein Hartleibigerer und Ungesunderer überhaupt, was man darf in so lange, als er das Gegentheil bewiesen. Belustigend — sag' ich, war es anzusehen und hören, wie Sittenhof, der Vocativus, hier und dort im Grimme des Podagras Späße wie Flüche ausstieß unter die Menge, die wie Kamele, nur mit saurem, statt süßem Wasser beladen, durch den Gartensand trabte. Laut und öffentlich, — übrigens mit ausnehmendem Bückling beanredete er den harthörigen Ordensstuhlherrn, die taube Nuß, wie er ihn nannte: Votre Laxans, statt Excellenze, und als Leib-Stuhl-Herrn, daß ein Dutzend Umstehender lustig und wohlgemuthet wie auf schmackhafte Rindsauf ihre eigne Zungen beißen, und das Lachen verbeißen mußten, daß nur der Angeredete nichts merkte. Dann klammerte er sich, dem Hummer gleich, an ein empfindsames Jungfräulein, das eben auf den Wellen des Ragotzi einem einsamen Orte und Geschäfte zuschwimmen wollte, und ihr half kein Zappeln, Flossen- und Fächer-Schlagen, er ließ sie lange nicht los, daß sie bersten mochte vor Ungeduld und Sonstigem. Oder er fragte wohlgekleidete Leute beiderlei Geschlechts und von vieler Bildung gerade zu: hat es bei Ihnen schon operirt? Ich nehme herzlich Theil. Heda! welches Nro. ist frei? u. s. w. Das entging Gunthern, wie Vieles. Denn der Humor ist mehr eine Spätblüthe des Lebens, seines aber stand erst in der ersten. Auch hatte er zur Zeit für Nichts Sinn und fünf Sinne, als Flora neben welcher er keine Götzin anbetete, so viel auch deren im Garten-Walde, wie einem altdeutschen, waren, die es verdienten. Doch hielt ihn seine ungemeine Liebe, wie gleichnamige Electricität, in abstoßender Ferne von ihr, nur den Vater suchte er manchmal, nachdem ihm dieser, als seiner hoffentlichen Herrschaft, nach Sitte der gebildeten Welt und Pudel aufgewartet. Ihm genügte, mit einem Herzen, das sehr hämmerte, weil er Plane schmiedete, weit hinterher in die Fußstapfen der Angebeteten vorsichtig einzutreten, oder mit seinem Steiße, als seinem sechsten Sinne, aus dem Platze, wo auch Sie gesessen, allen Honig des Himmels zu saugen.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Das Erste: wer vermag's zu denken
Ob edel, ob gemein es ist?
Es strahlet hell zu manchen Zeiten,
Und tiefer sank's zu mancher Frist;
Viel Thaten hat es wohl begangen,
Doch selten hat es Viel vollbracht;
Und, seine Früchte zu empfangen,
Hat's oft sich selbst in's Loch gebracht.

Das Zweite: Gram und arge Liebe
Verkündet es dem Lauscher leicht;
Doch ob der Mensch auch glücklich bliebe:
Der Brust es willenlos entschleicht. —
Die Nachtigall im dunkeln Haine,
Unschuld und Schuld im Kerkersgrund,
Der Sehnsuchtsschmerz im Mondesscheine
Sie geben's gern der Stille kund.

Das Ganze: Moenus gelbe Wogen
Bespülen fast den alten Ort. —
Bist Du zur Schau hinausgezogen
Die nahe Burg besteige dort;
Und öffne Deine Brust dem Schönen,
Das die Natur ringsum vertheilt:
Und Dich ergreift ein ahnend Sehnen,
Und tief herauf die Zweite eilt!

A. Ruoff.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 68. Sonntag, 24. August 1834.

Schön ist der Lenz des Lebens, wenn die Empfindung uns beglückt, und die freie Phantasie in rosigen Träumen schwärmt. Uns selbst vergessend im Anschauen des gefühlerweckenden Gegenstandes, fassen wir seine ganze Fülle, und werden Eins mit ihm. Nicht blos die Liebe spricht: gebt alles hin, um alles zu gewinnen! Bei jeder Art des Genusses ist diese unbefangene Hingebung der Kaufpreis des vollkommenen Besitzes.

G. Forster.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Fortsetzung.)

Das Getümmel hatte sich genähert, das Geschrei hatte sich vermehrt, ein Theil des aufgestandenen Pöbels drängte sich zum Commandanten-Hause. Der Marschall sah sich nach der Hofpforte um, vor der seine Dienerschaft mit den Sattel-Pferden und Pack-Gäulen, und auch sein Jäger mit der Meute seiner Hatzhunde versammelt stand. „Die Hunde los!" — befahl er zurückschauend, dann trat er allein gegen den bunten Knäul des Volks, und mit einer Stimme, die wirklich furchtbar und wie ein mißtöniger, knatternd hallender Wetterschlag erschallte, schrie er dem Hansen zu: „Habt Ihr den Sonnenstich bekommen, Ihr Bestien! Halt, und rechts um, Ihr drehkranken Hammel, oder der Melac setzt Euch den rothen Hahn auf die Dächer, daß Euch für diese Nacht nur die Misthaufen Eurer Ratzennester zur Schlafstätte übrig bleiben sollen." — Und als die Vordersten stutzig Halt machten, setzte er lustig hinzu: „Hussah, Hussah, meine Hündchen, helft den Hasen dort auf ihre zwei Beine, damit sie ihre Löcher wieder finden." — Die grimmigen Hunde setzten, des Hatzwortes gewohnt, mit wüthigem Geheul gegen den Feind, und fielen in den dichten Haufen verwundend und niederreißend, aber die Wirkung dieses hohnvollen Angriffs wurde eine entgegengesetzte für des Generals Erwartung. Ein furchtbares Gebrüll tönte zum Himmel, die bewaffneten Metzger hieben mit Beil und Messer mehrere der Thiere nieder, und die Schimpfworte: „Boshafter Menschen-Jäger! Höllenhund! Tyrann! Blutsäufer! Barbar! Nieder, nieder mit ihm!" — schallten laut herüber, und ein riesiger Hufschmid schleuderte gegen den Marschall seinen schweren Hammer, daß er sausend wie eine Stückkugel dicht neben dem Federhute desselben vorbei flog. Mit sechs mächtigen Schritten stand der Marschall wieder an seiner Hauspforte und sein Antlitz war gräßlich anzuschauen. Seine Augen sprüheten rothes Feuer und das gespaltene Augenlied zuckte krampfhaft, sein Mund glich dem Rachen einer wüthigen Hyäne, die Zähne knirschten weit vorgestreckt und mit weißlichem Schaume bedeckt. —

„Ein Regiment herbei!" — rief er einem Obristen zu, der verdutzt dastand. — „Kein Glied dieser Rebellen darf sich gesund morgen in der Werkstatt rühren."

„Die Dragoner sind voraus, Picardie und Auvergne zogen ebenfalls schon aus dem Thor;" — stotterte der Angerufene, beklommen auf die immer sichtbarer werdende Volksfluth blickend.

„Durch den Hof in die Stadt" — donnerte der General; — „das Regiment Bretagne heran, Sturmschritt, scharfe Patronen, Bajonett voran! Habt Acht, meine Schützen! Vorgerückt, Lieutenant, und Feuer auf die Wahnwitzigen."

Der Chevalier faßte den Marschall an dem Arm und sprach so ängstlich wie lebhaft: „Theurer Onkel, setzet Euch nicht aus! Schonet die Armseligen! Versprecht ihnen Ersatz aus den Magazinen der Festung, versprecht ihnen Zahlung, oder lasset ihnen die Paar Dutzend Wagen, ehe Ihr um die elende Ladung Bürgerblut vergießt! Laßt uns in das feste Haus treten, die Schützen decken unsere Thür, bis das Regiment Bretagne anrückt und die Verführten mit den Ladestöcken züchtigt."

Bis zur höchsten Wuth steigerte sich der Zorn des Marschalls bei diesen Versöhnungs-Worten, und als er zugleich bemerkte, wie die Offiziere der Scharf-Schützen zögerten, und mit gesenkten Degen sich zu ihm wendeten, als bäten sie um Zurücknahme des Befehls. Zwei scharfgeladene Feldstücke standen nach Kriegs-Gebrauch an den Seiten der Hauspforte des Commandanten und die wachthabenden Arquebusiere mit brennenden Lunten daneben. Auf einen derselben stürzte sich der Marschall, riß ihm den Zündstock aus der Hand, und obgleich sein Arm vor Ingrim zitterte, so traf er doch sicher mit der feurigen Spitze die Stupine. Donnernd entlud sich das Geschütz, der Traubenschuß prasselte weithin zwischen das Volk, Wehegeheul trat an die Stelle des übermüthigen Tobens, und als die Wolke von Pulverdampf, welche einige Minuten die Stelle einhüllte, sich gehoben, sah man Verwundete sich wälzen auf dem Pflaster, sah den Menschen-Knäuel durchbrochen und in flüchtige Haufen zerstückelt; zugleich schallte der Kriegsmarsch des Regiments Bretagne im Rücken des Volks, denn sein Commandant hatte schon früher von dem Auflauf gehört und weiße Uniformen schimmerten durch die dunkeln Bürgermassen, und Bajonette blitzten stoßend und klirrend im Gedräng.

Ein lautes entsetzliches Lachen tönte aus des Marschalls Munde, und mit grinsend freundlichem Gesicht sagte er zu seiner Umgebung: „Habt Ihr jetzt geleent, Ihr junges bartloses Recrutenpack, wie ein Soldat solchen Carnevals-Fratzen ein Ende macht? Man sollte ein Halbdutzend der Unverschämten an den Gasseneck en aufhängen und eine Straße niederbrennen, damit ein Denkzettel behalten werde für die Folge. Stadt und Bürger mögen zur Hölle fahren, denn nur die Festung ist uns zur Bewahrung anvertraut von des Königs Majestät, und nächst dem der Respect vor dem Soldaten überall das Nöthigste. Merkt Euch das, mein weichherziger Herr Ambassadeur, wenn man Euch einmal in Zukunft einen scharfen Posten anvertrauen sollte."

Mit sichtlicher Gemüthsruhe bestieg er sein Streitroß, der junge Jerome legte jedoch seine linke Hand dem bleich und verstummt dastehenden Chevalier auf die Schulter und sagte leise, indem er mit ihm einen verständlichen Blick tauschte: „Es ist doch ein schweres Handwerk, zu dem wir getreten, und wir werden noch Manches verlernen müssen."

* * *

Der Plan des kriegskundigen französischen Ministers war mit der bekannten Scharfsichtigkeit des gewaltigen Louvois den besten und tauglichsten Männern zur Ausführung in die tapfern Hände gelegt worden. Ehe nur eine der bedrohten Regierungen eine Ahnung davon gehabt, stand Frankreichs Heeresmacht vereinigt in Straßburgs Nähe, nahm die Reichsstadt und machte sie zu ihrem Hauptstützpunkte. Der linke Flügel derselben schwenkte sich alsdann nach Westen und ward zur Avantgarde, denn der Kriegsplan gebot, sich zuerst alles Bodens diesseits des Rheines zu bemächtigen, ehe man den Uebergang zum rechten Ufer bereiten möchte, und Marschall Melac war der rechte Mann, diese Avantgarde zu führen und der Armee die geforderte Sicherheit im Rücken, ihr die nöthigen Anlehnungs-Punkte zu gewinnen.

Der alte, rauhe Soldat verließ keine Stunde die Spitze seiner Truppen; ohne Rast, fast ohne Schlaf, die nasse Beiwacht, den Marsch durch stürmisches Herbstwetter, die elende Kost mit dem gemeinsten Reiter theilend, wurde er ein Muster seiner Kriegsleute, und seine Härte im Garnison-Dienst, seine Unerbittlichkeit vergaß sich in wenigen Tagen, und die ihm zugetheilten Regimenter vergötterten ihn, wie sie es in den vorigen Feldzügen gethan, und das Vertrauen zu dem Führer, die große Seele der Schlacht, wurzelte immer tiefer in jeder einzelnen Brust. Der Marschall riß sein Corps ungestüm mit sich fort, ohne Aufschub und Rasttag, denn er wußte, die verdoppelte Anstrengung der Märsche erhielt ihm die Braven, welche bei der Sammlung der feindlichen Kräfte dem Tode verfallen konnten. Die Städte, welche durch hinlängliche Garnison gedeckt, sich zur Wehr anschickten, ließ er nur von kleinen Corps umstellen, ihre Einnahme dem nachrückenden Hauptcorps überlassend; die Besatzungen kleiner Orte ließ er niedersäbeln, wenn sie sich unterfiengen Widerstand zu leisten, auch manche widerspenstige Ortschaft der plündernden Soldateske preis geben und sie darauf in einen Aschenhaufen verwandeln. Er hatte die Ueberzeugung, daß seinem Könige durch diese Nothwendigkeit, wie er dergleichen nannte, und welcher er mit kaltem, eisernem Antlitz zuschauete, in der gewonnenen Zeit Menschen und Geld gesparet würden, und wenn er dadurch auch die gemißhandelten Einwohner erbitterte, wenn sich aus den Elenden, die Hunger und Rachsucht spornte, einzelne Raubbanden bildeten, die seinen Zug beunruhigten, so achtete er diese flüchtig im nächtlichen Dunkel herumprellenden Horden nur wie der Bär die Meute der Hunde achtet, er schlug sie nieder, wo er sie fand, und fing er einzelne dieser Freijäger lebendig, so waren die Unglücklichen auch eines qualvollen Endes gewiß.

Auf einem felsigen Hügel, nicht weit vom Rheinstrome, lagerte ein weit vorgeschobenes Piquet französischer Schützen. Das Nachtfeuer flackerte noch in einzelnenen Flämmchen über dem großen, rothglühenden Kohlenhaufen, umlagert von einem Duzzend Soldaten, die sich fest in ihre grauen Mäntel gewickelt hielten, und denen die schwarzgrünen Hahnfedern der Hüte durchnäßt vom dicken, dumpfigen Morgen-Nebel schlaff über die Gesichter herabhingen. Der Hügel ging von der einen Seite lehn bergauf, an der andern schnitt sich der Felsblock, der ihm zur Basis diente, gerade ab an acht Ellen steil hinunter, und vor der abfallenden Höhe dreitete sich ein ebenes, vom niedern Busch unterbrochenes, weites Terrain aus, in welchem sich die weißen Nebelballen wälzten, jetzt sich wie ungeheure Gespenster hoch aufrichteten und die wunderbarsten Formen annahmen, jetzt sich wiederum niedersenkten und lang wie ein Bahrtuch auf die grüne Fläche sich ausdehnten. Am Rande des Abschusses hatten die Soldaten eine Laubhütte erbaut, und in ihr sah man den Offizier am Boden liegen, den großen besilberten Federhut auf sein Antlitz gedeckt; am lehnen Aufweg des Hügels jedoch standen zwei Bauern mit verbrannten, unwilligen Gesichtern, mürrisch auf ihre Knittel gestützt, und ganz unten hielten ein Paar blaue Dragoner, welche diese Landleute so eben auf ihrer Morgen-Streiferei aufgefangen und in die Linie gebracht. Der Corporal des Piquets hatte sein Examen beendigt, und drehete sich mit verächtlicher Miene und unbefriedigt von den Arrestanten.

„Ihr habt gut thun und reden, Euch bezahlt der König, und außerdem nehmet Ihr vorlieb, wo Ihr einen Tisch gedeckt findet," — sagte der ältere der Bauern mit tückischem Seitenblicke; — „wir aber müssen dem Verdienste nachgehen, und müssen hungern, wenn wir faul sind; darum laßt uns unsers Weges ziehen, oder meldet es wenigstens dem Herrn Offizier, der vielleicht ein mitleidiges Herz in der Brust hat und arme Arbeitsleute und ihr Weib und Kind daheim nicht um den geringen Tagelohn bringen wird ohne Grund und Vortheil für Euch."

„Schweig, oder ich lasse Dich den Kolben kosten, Du vermaledeietes deutsches Ochsenmaul!" — schalt der Corporal sich halb zurückwendend. „Bei'm heiligen Namen Gottes, das wäre der Mühe werth, um solch Gesindel den wackern Lieutenant aus dem Schlafe zu wecken, der ihm so Noth thut, da er die ganze Nacht selbst bei der äußersten Vedette gewacht hat, und dazu so fest und süß schläft, daß ihn, der sonst wie ein Kranich auf einem Beine den Schlaf abmacht, selbst die beiden Schüsse, die drüben im Felde fielen, nicht munter gerufen. Marschirt nur ab, Kameraden" — setzte er, den Dragonern winkend, hinzu — „auf Euren Posten, und Du Schildwache, laß die Lumps nicht aus den Augen."

Mit giftigen Blicken setzte sich der ältere Bauer auf einen großen Feldstein, und stützte den Kopf auf die Hände, wurde aber bald zur neuen Aufmerksamkeit gereizt, als von dem fernen Lager her, dessen weiße Zeltspitzen nach und nach im höher steigendem Sonnenlichte sichtbar geworden, zwei andere Reiter heran trabten und an dem Hügel Halt machten.

„Sieh da, Monsieur Baptist!" — rief der Corporal. „Was Teufel? Schon im Sattel? Ich meinte, an der Garonne und im Marmande ließen solche Chevaliere wie Du sich erst um Mittag von der Sonne aus den Federn rufen. Und bei dem Saint Etienne von Baigorri, welche furchtbare Waffe baumelt links an Deinem Gurt? Willst Du die Mainzer Thore einschlagen, oder bist Du als Schmiede-Knecht zu den Arquebusierern getreten?"

Baptist reichte dem Corporal treuherzig die Rechte, indem er zugleich mit der linken Hand den schweren Hammer, der an seiner Hüfte hing, etwas in die Höhe hob, und eine gar stolze Geberde dazu machte. „Ein Ehren-Andenken ist's" — antwortete er — „von unserer Bataille her mit der Bürger-Canaille zu Landau. Habt Ihr nicht davon gehört, wie ich dieses furchtbare Eisen dem tollen Schmied aus der Faust riß, wie er damit gerade nach des Herrn Marschalls Stirne zielte? Der Kerl maß sieben Fuß zwei Zoll und hatte vier Pariser Schuh in der Breite. Um fiel das Rindvieh von einem Fußstoß wie eine Saatgurke, und ich trage die Beute unserm Herrn Marschall zu Ehren, der mir zehn blanke Louis für das Heldenstück verabreichen ließ, und der Hammer soll dereinst, was der heilige Joseph jedoch noch lange verschieben wolle, über meinem Grabe eingemauert

werden, daß die Kindeskinder wissen, was für ein Mann ihr Herr Vater gewesen."

Alles lachte, der Gascogner fuhr aber, indem er rund umher sah, geschwätzig fort: „Sprechen wir aber nicht mehr von uns und solchen Bagatellen, die einem guten Franzosen täglich begegnen; denken wir vielmehr an die neuesten Kriegsthaten. Freund Corporal, habt Ihr noch nichts von dem Marschall und meinem Herrn erblickt?"

„Von dem Herrn Marschall?" — fragte der Angeredete verwundert, und die Soldaten alle sprangen bei dem Namen vom Boden auf, und ordneten ihr Waffenwerk, als sähen sie den strengen General schon vor sich.

„Von ihm," — versicherte Baptist. „Schon mit dem Hahnschrei im nächsten Dorfe ritt er mit mir und dem Chevalier, meinem Herrn, und noch zwei leichten Reitern aus dem Lager, in das Feld hinaus, weit vorwärts, fast bis dort, wo der graue Thurm über die Nebel guckt. Zwei Schnapphahne schossen nach uns aus dem Busch, und die Kugel des Einen der Schurken traf meinen Herrn am Arme. Er blutete wie ein geschlachteter Gänserich, wollte aber den General nicht verlassen, und ich mußte voran zum Lager traben und den Herrn Chirurgien-Major hier zum letzten Piquet commandiren. Die mordsüchtigen Schützen waren vor den Reitern in ihre Höllen-Verstecke entwischt, und ich hatte allein auf meinem kleinen Bretagner die lange Tour zu machen durch Nebel und Busch. Der Herr wußte, wen er abschickte und gab mir darum nicht einmal einen der Reiter mit zur Sauvegarde."

Der Offizier des Postens hatte sich schon bei Baptist's Eintreffen erhoben, war vor die Laubhütte getreten, und stand auf dem Gipfel der Höhe mit untergeschlagenen Armen, in Gedanken versunken und über das Feld hinschauend. Jetzt drehete er sich zu den Leuten und fragte, indem er den Mantel abwarf: „Bist Du es, Baptist? Und was willst Du hier? Was soll der Chirurgien? Und was ist's mit dem Chevalier?"

Die Schützen zogen sich zur Seite und Baptist wiederholte seinen Bericht, dem der Lieutenant mit großer Theilnahme zuhorchte. Der Bauer aber, der schon bei Baptist's Ankunft seinen breiten Filzhut tief in das Gesicht gezogen, schien von der Stimme des Offiziers besonders angeregt, und starrte von der Seite zu dem großgewachsenen jungen Manne hinauf, der in dem grünen Wappenrocke mit dem reichen Silbersatz, dem breiten weißen Bandelier und dem großen, von beiden Seiten aufgeschlagenen und mit Federn ausgefütterten Hute recht ritterlich da stand und über seine bärtigen Schützen hinausragte, obgleich er der Jüngste schien. „Bei dem Saint Hubertus" — murmelte er vor sich — „ist es ein Spuck oder er selbst? Ungelegener als der Fant könnte uns gerade jetzt Niemand in den Weg laufen."

(Fortsetzung folgt.)

Ragotzi.

(Fortsetzung.)

Dritter Krug.

Alle Knochen des Leibes und der Seele, herzliebste Tochter, schlag' ich Dir entzwei, wenn Du nur eine Sekunde an den Günther, den Grafen, anders denkst, als an ein Bierglas, oder einen Reitstiefel, oder eine Hatzpeitsche — Sachen, die für Dich nichts nutz sind.

Diese bittern Worte und ein süßes Stück Zucker warf der Amtmann seiner Flora, die laut auflachte, in den Kaffee, so von beiden genossen werden sollte unter dem blau und weißen Gartenzelt, worüber das gleichfarbige Himmelszelt.

Erstlich fuhr Sittenhof fort, Tabackswolken wie Commata, Kaffeezüge wie Punkta zwischen seine Sätze schiebend — erstlich belzt man kein Steinobst auf Kernobst, und keine Bürgerliche auf einen adeligen Baumstamm, nemlich Stammbaum. Trinke doch Kaffee, meine Tochter!

Flora verweigerte Kaffee zu trinken, weil sie vorher — und in Bezug auf die väterliche Rede nachher — den Brunnen trinken wollte.

Zweitens, fuhr der Vater fortzufahren fort, und drittens und viertens würde ein solches Okuliren und Kopuliren miserable Früchte tragen, mir beim alten Grafen schon vor der Ehe, Dir beim jungen in derselben, wenn es überhaupt so weit käme, was widersprochen wird. Es ließe sich vieles darüber sagen, darum sag' ich weniges. Aber sechstens, achtens und zehntens ist der Graf, der junge, ein Narr, und dazu nicht einmal ein gescheidter. O trinke Kaffee, Flora, er ist, wie der Günther, jetzt süß, so lange er heiß ist, bitter, so bald er verkühlt, was beide nothwendig werden und müssen.

O ich bitte — flehte Flora — mir mit dem Kaffee und dem Grafen gleich weit vom Leibe zu bleiben, was letzterer an und für sich schon thut. Ich denke nicht daran, zu heirathen, mein Leben lang.

Ihr heirathet nicht, ihr Mädels und Weiber — schalt der Amtmann — sondern werdet geheirathet, aber nicht daran denken? O Saperment! Sehnen, Schmachten, Verzweifeln darnach, das sind Worte! Delinquenten reden davon, wie gerne sie mit der Ewigkeit getraut werden möchten, nur, damit es nicht geschehe. Ihr kehrt es um, und handelt wie Juden, welche das hinauf setzen, was sie nicht, und herunter, was sie gerne und wohlfeil kaufen möchten. Trinkst Du ernstlich keinen Kaffee? Aber zwölftens, Du mußt zwölf Gründe haben, keine liegende, sondern feststehende und stichhaltige, wie zwölf Apostel gegen Deinen Unglauben, zwölftens bin ich noch zu jung für einen Schwiegersohn, folglich Du für einen Ehemann; und damit Basta! Wohlgemerkt?

O Gott! — seufzte Flora — über den Grafen ist jedes Wort zum Fenster hinausgeworfen, und Ihr macht so viele. Warum auch? mir ist er so gleichgültig als ihm Du? Das ist meine letzte Sylbe.

Hoho! — fuhr Sittenhof auf und sie an: er erklärt Dir die Liebe, seine thörigte Wetterlaune, offenbar; mittelst des Steißes, den der Abgötterer wie ein Rindsviertel auf die Gartenbänke, wie Altäre und Opferbänke, legt, die der Deinige eingeweiht; mittelst der Beine, die er als Hinterbeine in die Fußstapfen der Deinigen, als Vorderbeine, so genau einfugt, wie es nur immer der Kenner von einem tüchtigen Rosse will. Nun, aufgepaßt aber! Wenn das Unsinn ist, ist es doch eine Huldigung, freilich o Jesulein, Flora! was für eine; aber jede, von wem und wie dumm immer, gefällt jedem Mädchen, weil die Dummheit einmal als Skala und Thermometergrad der Liebe gelten mag, und Mädels überhaupt Spiegel sind, die freundlichst herauskomplimentiren, es mag hineinkomplimentiren, wer will, und Echo's, die siebenmal antworten, wenn wer Esel immer sie Einmal verliebt anschrie. Darum warn' ich Dich. Dem Grafen übrigens verdenk' ich's nicht, als Mann nemlich; wohl aber als Grafen; Du hast rothe Backen, Deine siebzehn Jahre und zwei und dreißig Zähne, gesunden Brustkasten und Verdauung —

Flora unterbrach die hitzige Rede, so der Amtmann wie heiße Lava unter Tabacks-Rauchwolken aus dem Mundkrater spie, durch halb ärgerliches Auflachen, dann sprechend: wenn es in einer Geschichte so vorkäme, wie wenig Witz ich eben an die Verschanzung meines hart belagerten Geschlechtes setze: die Leser würden sich ärgern über mich, ich mich über den Autor. Aber ich will die Unbill des Männerübermuths schweigend tra-

gen, wie die Schwarzinnen, denen wir diesen Kaffee, womit Sie eben fertig, mitverdanken, oder hinunterschlucken wie den Brunnen, den ich jetzt zu trinken gesonnen und durstig bin.

Sie brach ab, und beide auf. Nach fünf Sekunden und Schritten aber schlug es wie aus heitrer Luft den mit den Augen blitzenden Grafen vor den Amtmann, welchen er, die Fäuste geballt und wüthig, anfuhr: Herr! Dann aber, von einem Blicke auf Flora zusammengeschmettert, sich vor die Stirne schlug und, o mein Gott! herausstoßend aus tiefer Brust, davon stürzte. — Hat er gelauscht? lispelte endlich die im Schreck hingewelkte Flora zum Vater, der, ein plötzliches Petrefakt, von dem Gorgonenhaupt seiner künftigen Herrschaft nicht einmal den Hut vom eigenen gezogen — mir weissagt sich Unheil! — Ei ja freilich, murrte Sittenhof, dem Sprache, Besinnung und Bewegung wiedergekommen — lief uns doch eben ein Hase über den Weg! — Uebrigens laß mich machen.

So gingen sie fort. Günther aber, in entgegengesetzter Richtung, schwamm verzweifelt gegen den Strom der Wassertrinker, welcher, statt von der Quelle aus, ihr zuströmte; da er keines Geschlechts achtete, hingen bald abgerissene bunte Lappen des schönen hier und dort an den Rockknöpfen und anderen Kanten des wilden Drängers, was ihm das Ansehen eines wüthenden, durch die Arena schnaubenden Stieres gab, dem die Madatore farbige Papierschnitzel in die Haut harpunirt. Flüche und Wehgeschrei erhob sich hinter seinen Fersen bis ins Freiere. Der Geist des Cothurns fuhr in ihn, das Patois der Theaterbretter, als er am Brettertheater, diesem ungewaschenen knarrenden Thesbis-Karren, welchen die Ironie sehr in die Nähe der, weniger als das Nürnberger Sakraments-, kunstreichen Exkrements-Häuslein geschoben, anlangte. Auf das Brücklein, welches als Esels-, oder Häng- und Fall-Brücklein des guten Geschmackes die verehrlichen Theater-Freunde in diese Hogarth'sche Scheune der reisenden Comödianten führt, sprang Günther, überlaut deklamirend unter schicklichem Luft-Sägen und Spalten.

Rabenvater! vergiften wolltest Du Deine Tochter mit der levantischen Bohne, die, wo sie gesteckt wird, einen Klatschrosen-Baum treibt, zu allen Zeiten voll von Blüthen und Früchten der Verläumdung und Zwietracht? Mit der levantischen Bohne, welche den Genießenden mit ihrem eigenen Graugelb und Blaßgrün, den Leibfarben des Neides und der übrigen sechs mitregierenden Todsünden, verschminkt? Welche, wie sie selber mittelst Walzen aus der Schaale geknirscht worden, so gerne Freund und Feind unter den Zungenwalzen der Weiber zerknirschen läßt? Und soll nun dieser Engel eine Schwester dieses infernalischen Kaffee's, nemlich Kaffeeschwester werden, — als ob das glückliche Arabien, sein Vaterland, nicht ein unglückliches für schon so viele geworden, warum auch für Sie — für Sie? — Aber nimmer und nimmer, kriechender Aktenwurm! Vergiften sollst Du nicht diese göttliche Blüthe, — eher vermitgiften — denn, so wahr der Herr! ich heirathe und entreiße sie Dir, — morgen schon!

Er stürzte herunter und unter dem Kranz von Leuten, den die Neugierde, freilich nur aus dem Wegwurz der Gassenjungen, um ihn geflochten, und davon. —

(Fortsetzung folgt.)

Den Weinbau und seine Veredlung betreffend.

Auf die von einem Freunde des Weinbaues in Nro. 64 der Mnemosyne ertheilte Beantwortung der von einem Kenner des Weinbaues in Nro. 206 der Würzburger Zeitung aufgestellten Fragen, woraus ein tiefer Blick und sehr guter Wille nicht zu verkennen sind, findet man die Veranlassung, Folgendes zur Steuer der Wahrheit und guten Sache zu erwiedern.

Ist dermalen eine Gesellschaft zur Veredlung des Weinbaues, mit besonderer Rücksicht auf Frankens-Weinbau, durch die rastlosen Bemühungen des Naturforschers Vogelsang als ihres würdigen Stifters, schon so begründet, daß mit der Zeit eine Vereinsschrift in zwanglosen Heften erscheinen könnte, welche diese so wichtige Aufgabe durch die vereinten Kräften ihrer Mitglieder befriedigend zu lösen, sich bestreben wird. Es läßt sich um so mehr erwarten, daß diese Gesellschaft nicht, wie die frühere, bald wieder einschlafen werde, weil bereits die angesehensten, ehrenvollsten Männer und gründlichsten Kenner derselben beigetreten sind, auch hoffentlich mehrere noch sicher sich anschließen werden.

Sehr richtig und thatsächlich begründet ist das, was auf die erste Frage: warum stehen unsere Frankenweine an Klarheit und Feinheit den Französischen und Rheinischen nach? mit vieler Einsicht und Umsicht gesagt wird; nur möchte die Behauptung; als läge dieses in der Natur der Frankenweine, daß sie zu ihrem Ausbauen eine längere Zeit, als die der Rheinweine bedürfen, gründlicher erörtert worden seyn; und es wurde sich nach Grundsätzen der Chemie oder Scheidekunst (die so ohnmächtig ist, hiezu ihre Mittel zu kennen) ergeben haben, daß unsere Frankenweine in qualitativer Hinsicht den Rheinischen nicht nachstehen. Auch möchte die Angabe, als lägen die meisten edlen Weinberge Frankens auf Kalkgrund und jene am Rhein auf Thon, dahin berichtiget werden, daß nur die Alleredelsten in Franken auf Kalkmergel, die übrigen größtentheils auf Thon- und Kiselmergel, mit zum Theil Thonunterlage, wo hingegen jene am Rhein großtentheils auf Kalkmergel, Kalkschiffer und weiter Rhein abwärts auf Basalt liegen, wodurch die qualitative Beschaffenheit des Traubensafts nach agrinomisch-chemischen Grundsatzen sich modificirt.

Vorausgesetzt, daß die Vorbedingnisse, nämlich die rechte Wahl, dann Behandlung, Veredlung und Pflege der Rebpflanze nach Gesetzen der Natur erfüllt sind, liegt meines Erachtens die Beantwortung jener Fragen:

1) In dem Verfahren zu jener Zeitperiode, wo der Traubensaft seine Geburtsstätte verlaßt, und

2) in der gehörigen Leitung des Gährungsprozesses, durch welchen dahin zu wirken ist, daß der zähe Pflanzenschleim und Kleber, so bald als möglich, aus dem Moste abgesondert werde, damit sich seine übrigen Substanzen zur Ergänzung eines geistigen, feinen, aromatischen Weins um so eher ungehindert vereinigen können, und wodurch das so viele wiederholte Wein schwächende Ablassen vermieden seyn wird.

Hierüber werden in dem erwähnten ersten Hefte der Vereinsschrift wissenschaftliche, auf chemische Grundsätze basirte Abhandlungen erscheinen.

Ein Mitglied der dermalen gestifteten Gesellschaft.

Logogryph.

Hart bin ich bei den Britten
Als Redner wohl gelitten;
Mein Wort ist derb und kühn.
Weich bin an vielen Orten
Ich seltener geworden,
Weil ich besteuert bin.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 69. Mittwoch, 27. August 1834.

Der begeisterte Stand, in welchen eine schöne Seele durch die erste Liebe gesetzt wird, erhöhet sie in jeder Betrachtung weit über das, was ein Mensch gewöhnlicher Weise ist; und es scheint, daß einige Weise des Alterthums eben dadurch bewogen worden, in der Liebe eine Art von Genius zu sehen, durch welchen gleichsam neue Sinne für das Schöne und Gute in der Seele eröffnet, und eine Art von unmittelbarer Gemeinschaft zwischen ihr und allem, was göttlich ist, hergestellt werde.

Wieland.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Fortsetzung.)

„Sitze wicder auf und reite ihm entgegen, treuer Bursch! Eine Kugelwunde ist schlimmer als ein Säbelriß, und es könnte Gefahr haben," — sagte der Lieutenant mit unruhiger Bewegung, aber der Gascogner antwortete freudig: „Es thut nicht Noth, denn da sind sie schon! Der Herr Chevalier galoppirt munter wie in der Pariser Manege."

Vier Pferdeköpfe wueden im Unterbusche sichtbar und wenige Minuten später hielten sie am Hügel. Der Marschall warf sich zuerst aus dem Sattel und stieg sogleich, den salutirenden Wacht-Posten grüßend, und an der Schützenreihe vorbei schreitend, auf die Spitze der Höhe. Der Chevalier, dem Baptist vom Pferde geholfen, stieß mit der Faust den Bauer von seinem Steinsitze, daß er in den Sand polterte, setzte sich erschöpft nieder, und, nachdem ihm Mantel und Uniform abgezogen, begann der Chirurg Untersuchung und Verband, wobei der Lieutenant sorgsam fragend und tröstend dem Blessirten sich näherte. Der Marschall droben schien jedoch mit andern Gedanken beschäftigt. „Du hast Recht, Philibert," — rief er herab — „das Ding dort ist ein festes Nest, und wie es da jetzt mit seinen Schiefer-Dächern und spitzen Zinnen aufsteigt, wird es immer willkommener, und eignet sich ganz fur meinen Zweck. In drei Tagen muß es Rochechourt mit seinen Ingenieuren zu einem sichern Quartier der Generale umschaffen können. Unser muß es werden, denn nur zu gewiß dürfte es ein Sammlungs-Platz der Brigands, die der Teufel lebendig holen möge, seyn, welche in diesen Tagen manchem Braven von uns das Croix d'Honneur stahlen, das ihm hätte werden müssen. Schade, daß Dein Arm blessirt ist, gern hätte ich Dich mit einem flüchtigen Corps dahin voraus gesandt, da Du das Ding von Deiner Reise her innen und außen kennen willst, und ein Coup de Main vielleicht das Nest und die Ratten darin zugleich gewönne."

Der Chevalier wollte unten antworten, indeß nahm ihm der Schmerz die Worte von der Zunge, da gerade der Chirurg die Kugel mit seinem Zänglein aus der Wunde hervorzog. Der Marschall kehrte sich indeß herum und fragte nach den Bauern, und als er den Rapport des Corporals, der sie als eingebrachte Spionen signalisirte, gehört, trat er herunter, riß mit gewaltiger Hand den ältesten vom Boden auf und donnerte auf ihn ein: „Sprich, Schurke, wenn Du Dich vom Galgen retten willst, wer bewohnt jetzt dort jenes Schloß? Sind viele Männer darin? Halten die Gaudiebe dort ihren Convent? Haben sie Waffen und Munition? Hat sich vielleicht Militär in die Steinhaufen geworfen? Du mußt das wissen, denn Ihr deutschen Hammel klebt ja zusammen wie Pech, wenn es blitzt. Sprich, oder ich lasse Dir die steife Zunge aus dem Halse reißen."

Der große Filzhut des Bauern war zu Boden gefallen, und trotzig sah der stämmige Mensch mit den zusammen gekniffenen Augen dem Marschall in's Gesicht. „Was wissen wir von dem Schlosse?" — antwortete er tückisch. „Der Bauer geht nicht gern da hinauf, wo es für ihn nur die Peitsche und eine Hundesuppe giebt. Wir sind dem Esenheim nicht Frohn und Handdienst schuldig; wir sitzen im Erzbischöflichen."

Wie er sprach, hatten sich sogleich die Augen des Lieutenants und des Chevaliers zu ihm gewandt. „Siegbert!" — stieß der Erstere erschrocken hervor. Der junge Melac aber drückte den Chirurg zur Seite, und rief mit zornblitzenden Augen: „War es doch meine Ahnung, als die Kugel mich traf! Schützen, packt den Mordbuben; knebelt ihn, schlagt ihn nieder, wenn er sich sträubt! Ihr macht in ihm einen Eurer boshaftesten Feinde unschädlich." — „Das ist Buße für Aurora!" — seufzte er leiser dem Lieutenant zu, als ihn Schwäche und Weh wiederum auf den Stein zurückzogen. Der Baner, oder vielmehr der Leibjäger Siegbert überflog mit schnellem rollendem Tigerblick den Kreis, in welchem sich Arme und Gewehre überall zu seinem Verderben erhoben, und der ihm die Flucht vom Hügel herab abgeschnitten. Abgestoßen und mit heißerer Stimme rief er dann: „Wohl bekomme der Aderlaß dem verliebten Monsieur! Nächstens soll das Blei ein wenig mehr rechts applizirt werden. Was jedoch das Schlagen und Hängen anbetrifft, so ist es besser, wir Beide incommodiren uns nicht damit." — So sprang er unwartet den Hügel hinan, und warf sich ohne Besinnen von der steilen, abschüssigen Seite desselben in das Feld hinunter, raffte sich, nachdem der tolle Sprung gelungen, vom Boden auf, und flog wie ein abgeschossener Pfeil über das Feld den herzenden Gebüschen zu.

Drei Schüsse geschahen von den erbitterten Schützen nach ihm, der dritte traf, er stürzte, aber augenblicklich stand er wieder auf den Beinen, taumelte in den Unterbusch und man sah sein schwarzes flatterndes Haar weiter hin noch einige mal über den niedern Gruppen der Zwerggewächse. Der alte Marschall fluchte gräulich über die verlorn. Beute, und commandirte seine Reiter, der Spur des Flüchtlings zu folgen, und gelobte einen goldenen Preis für seinen Kopf, indem er den zitternden, blassen Gefährten des Entflohenen sogleich zum Tode zu führen befahl.

Ein düsterer Abend lag über der Gegend; der Wind fuhr kalt und strichweise über die Felder, und es rauschte unheimlich in den Baum-Gruppen. In einem Weingarten machte ein Soldaten-Trupp Halt nach einem lautlosen, vorsichtigen Marsche. Der Chevalier und sein Begleiter stiegen von den Pferden, und ließen sie festbinden an das Pfahlwerk, welches den Weinberg umgab.

„Wir müssen uns an dieser Stelle theilen,“ — sagte er als Commandant der Attake. „Du, Lieutenant, kennst Deinen Weg; nimm die Hälfte der Schützen, denn es gibt eine Gemsjagd für sie, eine Erkletterung über Stock und Stein am Abgrunde hinauf. Mir folgen sechs Freiwillige zum Burgthor; Ihr Capitän Issoire bleibet hier mit dem Rest der Leute unter den Waffen; nehmet jenen schwarzen Thurm fest in das Auge; sobald eine Fackel in ihm leuchtet, so folget im Sturmlaufe diesem Pfade rechts zum Thore; wir bedürfen dann Eurer Hülfe, und rufen Euch zur Besetzung des gewonnenen Platzes. Ihr, guter Palisse, möget Euch auch hier niederlassen, bis wir Euch einladen; Ihr sehet, mein Arm hält sich gehorsam und still wie ein treuer Dienstmann, als wüßte er, wie sein Herr hier so nöthig ist, und Niemand anderm dieses Abenteuer anvertrauen darf.“

„Lasset mich meine Pflicht thun so streng und getreu, wie Ihr die Eure thut, Chevalier,“ — erwiederte der Chirurgien. „Ich versprach dem Herrn Marschall, keinen Schritt von Eurer Seite zu weichen, und werde mein Wort zu halten wissen.“ — Melac reichte dem Lieutenant die Hand, drückte sie fest und sagte: „Mit Gott, Jerome! In einer halben Stunde sehen wir uns wieder.“ — „Mir klopft das Herz“ — antwortete leiser der Lieutenant — „stürme ich doch feindlich gegen meine Wiege, und soll meine Kriegsfahne pflanzen auf das stille Grab meiner Mutter.“

Sie hatten ihre Hände noch nicht getrennt, so vernahmen sie trotz dem Verbot einen Wortwechsel zwischen den Soldaten, welche schon einige Schritte weiter marschirt waren, und fanden sie versammelt um einen Gegenstand, welcher den Fußsteig sperrend am Boden lag. Es war ein Leichnam, und als Jerome die Blendleuchte, welche er selber trug öffnete, erkannte er den Leibjäger Siegbert, und mußte den Schützen ein hartes Befehlswort entgegenwerfen, damit die, welche nach dem Flüchtling geschossen, nicht in ein Jubelgeschrei ausbrachen. Der Todte lag auf dem Bauch, die gekrummten Finger in die Erde gedruckt; als er umgewendet, sah man sein Leinenzeug vollauf mit Blut geröthet, das Blei war durch den Rucken in den Leib gedrungen, und das Leichengesicht trug die Verzerrung der Wuth noch im Tode.

„Wie nahe war der Verräther seinem Ziele!“ — rief der Chevalier entsetzt. „Ein Pfund Blut mehr in diesem Leibe und wir würden einen bösen Empfang erwarten müssen. So hat auch der Bösewicht seine Tugend, denn dieser Schurke opferte sich für den Herrn mit furchtbarer Entschlossenheit.“

Der Lieutenant blickte tiefsinnig und wortlos nieder auf den stillgewordenen Trotzkopf; er sah in ihm den ersten Pfeiler seines Vaterhauses in den Sand gestürzt, und bebte in schwarzen Ahnungen. Man warf den Todten zwischen die Weinstöcke, und die getrennten Rotten setzten ihre verschiedenen Märsche fort, und verloren sich kaum mit hörbaren Tritten und stumm wie Geisterzüge in dem Dunkel.

Jerome, mit jedem Punkte der Gegend von seinen Knaben-Spielen her bekannt, unternahm es, seine leichtbewaffneten Leute auf einem Wege in das Schloß zu bringen, den vielleicht die Schloßbewohner selbst nicht einmal kannten. Dort, wo die Steinmasse, auf der die Burg erbaut, am abschüssigsten und ungangbarsten erschien, kannte er eine Bahn, auf der man von Stein zu Stein, von den einzelnen Zwergeichen und Wachholder-Büschen als Anhalts-Punkte gehoben, bis dicht an die Mauern zu gelangen vermochte. Oft hatte er diese Teufelssteige kletternd und rutschend auf und ab gemacht, wenn er den Nestern der kleinen Sangvögel nachstellte oder dem Rothkelchen Sprenge' hing. In der Mauer wußte er eine niedere, eingestürzte Stelle, die ihm als Knabe zum geheimen Ausgangsthore gedient, von wo man in einen engen, unbenutzten Hof gelangte, der die Rückseite des großen Wartthurms berührte. Mit bewegtem Gemüthe und gespannten Sinnen begann Jerome die Ersteigung, und freute sich der leichten Basken und der kühnen Söhne der Pyrenäen und Ardennen, die gleich der gewandten Gemse ihm im Scheine seiner geöffneten Blendlaterne nachkletterten; dennoch möchte das Wagstück nicht ohne Unglück abgeg ngen seyn, wäre nicht, als die Kecken gerade den gefahrlichsten Platz berührten, ein Theil des Nachthimmels wolkenfrei geworden, und hätte das Sternenlicht herabgesendet.

Der Chevalier näherte sich unterdessen dem Burgthore und trat ohne Hinderniß allein mit seinem Baptist an die Eichenpforte, und ließ dreist die dumpfen weitschallenden Schläge des Klopfers daran ertönen. Ein Kopf erschien bald im Schießloche der Warte und fragte, und an der Stimme erkannte der Gascogner sogleich den jungen Hausknecht. —

„Oeffne mein Junge“ — rief Baptist — „öffne schnell und rufe Deinen wackern Herrn. Wir sind's; Dein Kamerad, mit dem Du Brüdertreu getrunken vor wenigen Tagen, und der Monsieur Philibert ist's, der Dir einen blanken Kronenthaler geschenkt, als du ihm den Bügel hieltest. Wir sind verwundet, bestohlen, ohne Pferde, und haben nur noch das Leben salvirt vor dem Raubgesindel, das an dem Rheine lagert.“ —

„So ist es doch wahr, so sind die verrätheten Franzosen doch schon in der Nähe, und verschonen selbst ihre eigenen Landsleute nicht? entgegnete der Bursche treuherzig. „Nun wartet nur ein Weilchen. Es ist freilich Niemand heim, als ich und die Madam, aber seyd Ihr nur erst herein, soll Niemand hinter dem guten Thore Euch ein ferneres Leid anthun.“

Bald thaten sich die schweren Flügel von einander, der Knecht machte dem rasch eintretenden Chevalier seinen Kratzfuß, erschrack aber nicht wenig, als ihn der Gascogner fast zu herzlich umarmte, ihm zugleich die breite Hand auf den Mund legte, und zu seinem Erstaunen mehrere Soldaten mit blankglänzendem Gewehr wie aus der Erde wuchsen, und in ernster Ordnung nach stummem Commando sich an dem Eingange auf stellten. Melac gelang durch den bekannten Bogengang in das Hauptgebäude, und kaum hatte er einige Schritte in das Innere gethan, so öffnete sich eine Thure, und heraus trat Aurora im Nachtkleide, die Kerze in der Hand, und blieb vor der fremden Erscheinung wie festgebannt stehen, mit vorgestrecktem Licht und starren Augen ihn betrachtend. —

„Verzeiht, schöne Frau, den späten Besuch“ — sagte der Ritter. „Grollet mit dem Schicksale, welches mich zwingt, Euch so bald wieder zu belästigen.“

(Fortsetzung folgt.)

Ragotzi.

(Fortsetzung.)

Vierter Krug.

In der andern Frühe forderte Günther den Amtmann, — nur auf die Oelmühle, sonst auf Nichts. Sittenhof las das zierliche duftende Blatt, und fluchte in ungewählten Ausdrücken auf den vom Teufel erfundenen hl. Ehestand, worin er eine Tochter gezeugt, auf den Grafen, die Jugend und die Liebe, die ersteren dummer gemacht als ein Bierrausch. Einem Vater

eine mannbare wohlgebaute Tochter geben, heiße ihm die Perücke mit Zucker pudern, da Beides alles unverschämte näschige Fliegengeschmeiß auf den Hals ziehe. Warum prügle man die Frauen nicht, wie in Cochinchina, wenn sie ein Mädchen geboren? — Was? — am hellichten Tage eine Nachtmusik? — schrie er wüthig durch's Fenster, unter welchem sich, eine thörichte Veranstaltung des Grafen, zu einer freilich ungewöhnlichen Zeit die Stadtpfeifer anschickten, Sturm auf sein Herz zu blasen und der Tochter ihres, oder ihm allein den Marsch, zur Oelmühle nemlich, oder, was Güntheru am liebsten, eine Galoppade in den Ehestand. Schuhu — brüllte der Amtmann, den Kopf zurückziehend, seine schöne Tochter an: Schuhu, der Du nun gar Sing- und Raubvögel zugleich herbeilockst! Die Musikanten werden wohl bewirthet werden müssen! Sakerment! Aber dem Grafen will ich die Hölle heiß machen, und den Himmel kalt, daß er den Rest des erst verbrannten Hirns daran erfriere, der Hanswurst! — —

Aber — gnädigster Herr — redete er mit tiefer Buckelkrümmung und freilich ganz anderem Tone, als er sich wie einen Sack zur Oelmühle geschleppt, den schon Harrenden an —

Laßt — fiel dieser ein — laßt alle Hofsitten, Sittenhof. Eröffnungen giebts, deren nothwendige Einleitung und Kopf, wie an der Zitterroche, schwerer ist als diese selbst; weswegen es am räthlichsten, kurzweg damit herauszufahren, wie ich eben jetzt: ich liebe Flora! —

Herr Graf — that der Amtmann einen Schritt zurück — ich erschrecke —

Nicht wahr — rief der Graf in der übermäßigen Quinte der Begeisterung — vor dem Riesengedanken des Sterblichen, die Göttliche zu lieben, vor dem Gigantenplane den Himmel zu stürmen und herabzuziehen an die irdische Brust?

Meine Tochter, ein unscheinbares Bürgerskind — wollte der Amtmann sagen, aber — Eure Tochter!!? fiel Günther ein, und gegen ihn aus.

Bezweifeln Sie meine Paternität? fragte Sittenhof beleidigt; doch nur lauter lachte der Graf, der ihn umtanzte: Eure Tochter!!? — Der Pfahl, — freilich ein schlecht geschnitzter und lackirter, sag ich, woran diese erotische Blume gegen die Stürme des Lebens aufgerichtet und locker gebunden, seyd Ihr, nicht einmal deren Curator, höchstens Tutor, und dazu wahrscheinlich ein falsus und suspectus. Herr! wenn Engel sich begatteten, ward noch keine Flora; und Euere Aktenbundelgestalt — Sittenhof, ich mäßige mich, Dein peinliches Halsgerichtsgesicht — ich bitte Dich nur höflichst: streiche Vater und Tochter aus Deinem Wörterbuch, wenn Du Flora gedenkst. Heda! eine Flasche Krätzer!

Der Amtmann setzte nur ein eisernes Lächeln dagegen. Er wußte, daß er sein Amt schlecht, dieses aber ihn gut bekleide, — beides aber aufhören könne, wenn der gereizte Graf wolle. Der aber, zwei Gläser füllend, fuhr fort: Ueberhaupt, ich schwanke in der Wahl, liebster Amtmann, ob ich Ihnen soll den Rucken weisen, Ihren eigenen nemlich, indem ich Ihnen den Hals umdrehe des gestrigen Kaffee wegen, womit begossen, wie jede irdische, diese Himmelsblume Flora abstehen würde und müßte, oder ob ich Sie in der That als deren tutor honorarius veneriren, und auf den Knieen Ihren schätzbarsten Segen auf mich und Flora herabflehen soll. Was rathen Sie?

Zu keinem — entgegnete der Amtmann. Wer lachen kann, ist gesund, und Späße machen, auch; diesemnach gedeiht Ew. Hochgeboren der Brunnen vortrefflich. Hielt' ich Dero Spaß für Ernst: erlaubt' ich mir zu fragen: Schlagen Hochdieselben den Stammbaum als Schlagbaum zwischen Hochdenselben und Flora für nichts an?

Nicht für nichts an — schrie der Graf — sondern um schlag' ich ihn für Flora. Zu Brettern laß ich ihn sägen, und zimmere uns eine Hütte daraus im freien Amerika. Mit Seitenlinien und Zweigen heitze ich, als mit Wellen. Ich kann den Teufel dafür, und hab' ihn davon, daß gerade mir der Zufall Ahnen, die auch sonst nichts waren, und jeder hat, wie Nullen einem Einser anhängen und so mich zu einem Tausenden oder Tausendsasa machen will! Das Ahnen des Göttlichen in Floras Liebe, wiegt es diese Ahnen nicht auf? Das schreib' ich in einer Stunde meinem Vater.

Pensionsgedanken, lieber Graf, Romanenraisonement — lächelte wieder der Amtmann.

Lächelt nicht so — fuhr der Graf auf. Dieß Lächeln macht mich schon halb wüthig, Euer ganzes Gesicht ganz. Dreht euch um, wollt ihr weiter mit mir reden; — doch nein, nein, liebster, schätzbarster Mann — fuhr der Graf fort, und ließ das Amt weg — stoßt Euch nicht an meiner Härte; das Ungestüm der Sehnsucht nimmt mir allen Schliff; o zeigt mir um Eurer Seligkeit willen den Weg zu meiner! Wie kann und soll ich Flora verdienen? Soll ich eine Profession erlernen? Gut, ich erlerne sie. Wollt Ihr auf eine romantische Art meine Liebe in Prüfung ziehen; sie wird alle und jede bestehen. Seyd weich! Amtleute und Stiefel werden ja weicher, wenn man sie schmiert; wollt Ihr Gold? Ich morde, stehle; o Gott, ich hole den Teufel, wie er sonst die Leute — was wollt Ihr? —

Graf — sagte der Amtmann fast gerührt von dem stillen Wahnsinn, der aus dem Gesichte des Jünglings in seines sah, und faßte und drückte dessen beide Hände, einiges Gold darin vermuthend — aber sie waren leer! Wenn auch der gräfliche Vater über diesen Handel mich am Leben lassen und mir nicht, als Kuppelpelz, den meinigen über die Ohren ziehen sollten: wenn auch diesem, nach Leopolds II. Wahlkapitulation offenbaren, disparagium — dieser Mißheirath mit Flora keine politische Hindernisse, wie spanische Reuter und Brandmauern des liebebrennenden Herzens im Wege stünden, — strandet es doch jedenfall auf einem moralischen. Flora macht Sie nicht glücklich. Sie ist nur zur deutschen Bürger- und Haus-Frau geboren und gezogen.

Da aber schüttelte Günther den Amtmann wie eine glühende Kohle mit solcher Heftigkeit von sich, die ihm das Gleichgewicht auf dem invaliden Fußgestelle nur schwer erhalten ließ. Unglückseliger — schlug er sich in die Hände — was sagst Du? Was hält mich noch ab, Dir eine Waffe wie das Messer mit 178 Klingen, so heuer den Dubliner Gewerbspreis davon trug, 178 mal zwischen die Ribben zu stecken? Flora? Hausfrau? — Das Wachs der Hände soll ihr am Kochherde schmelzen? Willst Du, wie man den Pegasus in den Pflug geschirrt, die Muse selber vom Parnaß in die Werkstatt eines Bürstenfabrikanten verheirathen, wo sie Nachtmützen mache und wasche für Mann und Kinder, die sie mit ihm gezeugt? Eh' soll ja —! Sittenhof, reitet Euch den wirklich der Teufel? —

O Gott, Graf — sprach der Amtmann — wer hält das aus? Ich in die Länge nicht; denn einmal würde dieser Keug unverhältnißmäßig zu den andern groß, dann mein Pedal schwach. Haben Sie denn Flora — was soll ich sprechen — schon gesprochen?

Bedarf es denn dessen? — fragte der Graf.

Ei man kauft und liebt nichts im Sack. Ich setze sie, und, wozu ich unterthänig einlade, ein Frühstück Hochdenselben vor, nemlich morgen. Dero gehorsamster!

Und der Amtmann schwenkte, schlecht genug, mit der Krücke ab, den Hügel hinunter, ehe Günther Worte als Radschuhe fand, ihn zu hemmen. Als er um die Ecke, trocknete er die Stirn vom Schweiß, murrend. Den Kaffee tropf' ich Dir

morgen als Tuschbad auf den Kopf, Graf, woran Deine Narrheit gesunde. —

(Schluß folgt.)

Grizel Cochrane.

Geschichtliches Bruchstück von John Mackay Wilson.
(Aus dem Keepsake.)

Als des letzten Jakob's Eigenmacht und Glaubenswuth seine Unterthanen die Waffen wider ihn zu ergreifen trieb, zeigte sich als einen der furchtbarsten Feinde gegen seine Gewaltanmaßungen Sir John Cochrane, der eine Hauptrolle in Argyle's Empörung spielte. Seit Jahrhunderten schon schien ein dunkles Verhängniß über dem Hause Campbell gewaltet zu haben, das Alle, die ihr Schicksal an die Sache seiner Häuptlinge knüpften, in einen gemeinsamen Unglückssturz hinabriß. Dasselbe Verhängniß traf auch Sir John Cochrane. Er wurde von den königlichen Völkern umringt, — leistete einen langen, verzweifelten Widerstand, ward aber endlich, der Ueberzahl erliegend, gefangen genommen, vor Gericht gestellt und zum Tode auf dem Blutgerüste verurtheilt. Er hatte nur noch wenige Tage zu leben, und sein Kerkermeister wartete bloß auf das Eintreffen des Hinrichtungsbefehls, um ihn dem Henker zu überantworten. Seine Angehörigen und Freunde hatten ihn im Kerker besucht und wechselten mit ihm das letzte, lange, herzzerschneidende Lebewohl. Eine aber war nicht mit den Uebrigen gekommen, seinen Segen zu empfangen — Sie, die der Stolz war seiner Augen und seines Hauses — seine Grizel, die Tochter seiner Liebe.

Das abendliche Zwielicht warf einen tieferen Schatten über die Eisengitter seines Gefängnisses, und in trauernder Sehnsucht nach einem letzten Blicke seines Lieblingskindes preßte er eben sein Haupt wider die kalten feuchten Mauern seiner Zelle, um die fieberischen Pulsschläge, die es wie Feuerstacheln durchzuckten, zu kühlen, als sich die Thüre seines Gemaches langsam in ihren schwerfälligen Angeln drehte und sein Kerkermeister hereintrat, gefolgt von einer schönen jungen Dame. Ihre Gestalt war hoch und befehlend; ihr Auge schwarz, glänzend und thränenlos; allein dieser Glanz eben zeugte von Leid — von einem Leid, das zu tief war, als daß Thränen es hätten wegweinen können — und ihre Rabenlocken scheitelten sich auf einer offenen Stirne, die so hell war und rein wie der geschliffene Marmor. Der unglückliche Gefangene hob bei ihrem Eintritt sein Haupt in die Höhe.

„Mein Kind! meine — meine Grizel!" rief er aus und sie sank an seine Brust.

„Vater! Lieber Vater!" schluchzte die beklagenswerthe Jungfrau, und wischte rasch die Thräne weg, die diese Worte begleitete.

„Ihr müßt es kurz machen — ganz kurz," sagte der Schließer, als er sich umdrehte und sie für wenige Minuten allein beisammen ließ.

„Gott helfe dir und tröste dich, meine Tochter!" setzte Sir John hinzu, während er sie an seiner Brust hielt und einen Kuß auf ihre Stirn drückte; „ich hatte schon gefürchtet, ich würde sterben müssen, ohne noch meine Hand segnend auf meines Kindes Haupt legen zu können, und das that mir weher, denn der Tod; doch du bist ja gekommen! mein Töchterchen — bist gekommen! — und der letzte Segen deines unglücklichen Vaters —"

„Nicht so! laß ab! rief sie aus; „nicht dein letzter Segen! — nicht dein letzter! Mein Vater wird, darf nicht sterben!"

„Sey ruhig, mein Kind, sey ruhig," erwiederte er. „Wollte der Himmel, ich könnte dir Trost geben! Du liebe, liebe Tochter! Allein es ist keine Hoffnung mehr; drei kurze Tage noch, und du und alle meine Kleinen sind —"

Vaterlos wollte er sagen, doch das Wort erstarb ihm auf der Zunge.

„Drei Tage!" wiederholte sie und richtete ihr Haupt von seiner Brust empor und drückte ihm zugleich innig und fest die Hand; „drei Tage! — dann ist Hoffnung — mein Vater soll, wird leben bleiben! Ist nicht mein Großvater der Freund von Pater Petrus, dem Beichtvater und dem allmächtigen Lenker des Königs? Von ihm soll er das Leben seines Sohnes erbitten, und mein Vater wird nicht sterben!"

„Nein, nein, liebe Grizel," versetzte er, täusche dich nicht; es ist keine Hoffnung — mein Urtheil ist bereits fest entschieden — schon hat der König den Befehl zu meiner Hinrichtung besiegelt, und der Todesbote ist bis jetzt unterwegs."

(Fortsetzung folgt.)

Auch ein Wort über Vertilgung der Feldmäuse

Es wurden von der königl. Regierung und den untergeordneten Polizey-Behörden Aufforderungen zur Vertilgung respect. Verminderung der sich so außerordentlich vermehrenden Feldmäuse gemacht und die zweckmäßigsten Mittel angeführt. Darunter wurden die natürlichen Mäuse-Verfolger, verschiedene Thierarten benannt, und den Jagdinhabern deren Tödtung untersagt. Daß aber auch die Hunde hiezu gehören, wurde nicht beigesetzt, und daher kommt es, daß Jagdaufseher es sich herausnehmen, die Hunde, welche von Grundbesitzern zu diesem Zwecke mit auf das Feld genommen werden, denselben von den Augen wegschießen. Erlauben sich die Grundeigenthümer, denselben eine Bemerkung darüber zu machen, so sagen diese Leute: Die Hunde wären nicht unter den Thierarten aufgeführt, welche den Mäusen nachstrebten, sohin geschossen werden müßten. — Und doch ist es zur Genüge erwiesen, daß Hunde bei Umackerung der Stoppelfelder eine Menge Mäuse tödten und auch solche in den Hackfeldern aufsuchen. Da nun die Mäuse nach Ablerung der Saatfelder sich auf die grünen oder Wurzel-Gewächse, ja auch schon in die Weinberge ziehen, und hier ebenfalls großen Schaden anrichten, so mag es gewiß ein gerechter Wunsch der Grundeigenthümer seyn, die königl. Regierung wolle allen Jagdinhabern bis dieses Landübel beseitigt ist, untersagen, einen Hund auf der Flur zu erschießen, vielmehr die Grundeigenthümer und jeden, der einen Hund hat, welcher den Mäusen nachstrebt, ermuntern, solche zu diesem Zwecke mit auf das Feld zu nehmen. Es kann dieser Wunsch gewiß nicht unbillig gefunden werden, wenn man bedenkt, daß dem Grundeigenthümer gewiß jedes Mittel erlaubt seyn muß, Schaden von seinem Eigenthume abzuwenden, wovon er sich mit den Seinigen erhalten, seine Abgaben entrichten und das Gewild der Jagdberechtigten ernähren muß. Wenn überhaupt Rechtsgleichheit in unserem konstitutionellen Staate oben an steht, so muß der Grundeigenthümer eben so gut, als der Jagdberechtigte oder Jagdpächter seinen Hund zur Abwendung eines Schadens mitnehmen dürfen. Zudem erlaubt sich der Jagdbegeher zu jeder Zeit mit seinen Hunden die Fluren und Weinberge zu durchstreichen; daß dieses nicht ohne Beschädigung abgehe, ist nur zu klar. Müssen sich die Grundbesitzer dieses gefallen lassen; sollten sie nicht mit ihrem Hunde den Mäusen nachgehen dürfen? —

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 70. Sonntag, 31. August 1834.

Traun, ein Gott war's, welcher Schrift und Siegel
Für ein armes Liebespaar erfand;
Für das Mädchen, hinter Schloß und Riegel,
Für den Jungling, weit von ihr verbannt.
Briefe leben, athmen lang und sagen
Muthig, was das bange Herz gebeut.
Was die Lippen kaum zu stammeln wagen,
Das gestehn sie ohne Schüchternheit.
Daß im Gram sich Herz an Herz erhole,
Herz von Herz getrennt durch Land und Meer,
Tragen sie vom Indus bis zum Pole
Dienstbar auch den Seufzer hin und her.

Burger.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Fortsetzung.)

„Melac!" — rief Aurora mit Ueberraschung, die jedoch nicht unangenehm schien. — Aber indem sie noch sprach, hatte der Chevalier schon galant ihre Hand genommen, und führte sie in das Zimmer zurück, aus dem sie getreten. Weniger artig legte der Gast dann, ohne um Erlaubniß zu bitten, seinen Hut und Mantel ab, und neuerdings überrascht blickte Aurora auf den Kriegsrock, den Degen und die weiße, breite Feldbinde ihres einstigen Galans. Hohe Röthe hatte ihr Gesicht bedeckt, aber mit der Besonnenheit, die das schlaue Weib nie im Stiche läßt, verbarg sie unter einem leichten Lächeln ihre Betroffenheit, setzte die Kerze nieder, trat dem Chevalier traulich näher, so daß ihr noch immer schönes Antlitz fast seine Brust berührte, und legte ihm dreist die Hand auf die Schulter. „Ha, jetzt verstehe ich Deinen nächtlichen Ueberfall, mein lieber Freund!" — sagte sie lebhaft. — „Jetzt ist mir der Grund Deines mysteriösen Eintritts klar. Du hast das Hofkleid mit der Uniform vertauscht, und es steht Dir wahrlich vortheilhaft, Du schöner Mann. Du bist ein Held geworden, und der dankbare Ritter gedachte seiner Dame, und eilte, sie zu schützen in ihrer Eremitage gegen Mordbrenner und Plünderer."

Melac fixirte mit seinen Augen die ihrigen. „Seyd Ihr dessen so gewiß" — fragte er, — „meine schöne Frau? Und wenn ich nun gegentheils gekommen wäre, mich zum Herrn des Schlosses und seines Inhalts zu machen?" —

„Immerhin," — sagte sie leichthin; — „Philibert spielte ja schon einst in diesen Steinhallen den erobernden Alexander, und wir werden ihn gern eintauschen gegen einen grämlichen Waidmann, der, wie Du siehst, seine Dame sogar in dieser nahen Kriegs-Noth und in gefährlicher Nacht verläßt und preis giebt." —

„Wo ist der Herr von Esenheim?" — fragte ernster der Chevalier, indem er einen Schritt zurück trat. Forschend und gespannter sah sie ihn an, dann antwortete sie langsam und mit Vorsicht: „Der Baron zog wie gewöhnlich auf die Jagd, und hat sich bei einem Trinkgelage seiner Genossen sicher verspätet; wir erwarten ihn jede Minute."

„Sind keine dieser Genossen im Schlosse versteckt?" — fragte strenger der Ritter. — „Sind hier keine Zusammenkünfte gehalten? Zog der Baron heute nicht auf eine edlere Jagd als gewöhnlich? Aurora, glaubt Ihr, der Baron habe nichts gewußt von diesem guten Schusse?"

Er deutete auf seinen Arm, den er in der Binde trug, und das Weib erblich, aber das Entschuldigungswort erfror auf ihren Lippen, als ein Geräusch ihr Auge zur Thür zog, und sie den Schützenhauptmann und hinter ihm die Köpfe einiger Soldaten, unter denen auch Baptist's apfelrundes Gesicht sich zeigte, erblicken mußte. Sie sank in einen Sessel; Melac trat den Waffenbrüdern entgegen. Der Hauptmann meldete, daß von der Seite des Stroms sich Pferdegetrappel fernher vernehmen ließe, und verlangte Ordre; als ihm der Chevalier geantwortet, drängte sich aber der Gascogner herein, mit langem Gesicht und unsichern Blicken. „Herr," — sagte er stammelnd — „man begehrt Euch! Der Herr Lieutenant ist herein, ist im Thurm, und o Saint Etienne! es hat wieder gewimmert wie damals, als Eure liebe Hand meine Backen etwas derb klopfte, und Ihr ungläubig waret, wie der Apostel Thomas."

Hastig ergriff Melac Hut und Licht, und folgte, ohne der Dame vom Hause zu achten, dem Diener.

* * *

Der Furchtsame hatte nicht gelogen; als der Chevalier durch die langen Schloßgänge im alten Thurm ankam, fand er den jungen Esenheim mit seinen Begleitern vor einer Eisenthür versammelt, deren Schloß die menschliche Kraft zu Schanden machte.

Glücklich hatte Jerome sein Vaterhaus erklettert, durch eine

Fensteröffnung gelangte der kecke Trupp aus dem kleinen Hofe in ein Gewölbe, wo ohne Nachsuchung das Licht der Laterne einen Vorrath an Waffen und mehrere mit Patronen gefüllte Fässer entdecken ließ. Zur Eile durch diese Entdeckung getrieben, führte der Lieutenant die Soldaten in den Thurm, aber gleich die erste Thüre fesselte ihn, denn unverständliche Menschenstimmen schienen daraus hervor zu dringen; aber sie war verschlossen, und als man klopfte, drohte, befahl, verstummte das gehörte Geräusch sogleich. Jerome ließ die mitgebrachten Windlichter anzünden, und schickte nach dem Chevalier, ohne den er nichts unternehmen mochte. „Hier stecken sicher die Schurken, die wir suchen, und durch die Du geblutet," — rief ihm der Lieutenant entgegen; — „ich hoffe einen unbezahlbaren Fund gethan zu haben."

„Vielleicht;" — entgegnete Melac, den ein unbezwinglicher Schauder schüttelte; — „vielleicht aber einen Fund, wie Du nimmer hättest suchen mögen. Corporal, eilet in's Haus und fordert der Schloßfrau die Schlüssel ab, fordert streng, nöthigenfalls mit Gewalt."

Doch ehe er ausgeredet, fühlte er seine Hand von eiskalten Fingern gefaßt, sich mehrere Schritte zurückgezogen, und sah Aurora, einer Leiche gleich, bebend wie die von Wind durchstrichene Espe, vor sich.

„Melac," — sagte sie und die Lippen zitterten bei jedem Worte, — „Melac, Du warest diesem Herzen nahe, so rette dieses Herz und bringe es nicht zur Verzweiflung. Dieser Thurm umschließt ein Geheimniß des Barons, aber es ist unschädlich für Dich und Alle, die mit Dir sind. Melac, gehe nicht weiter! Commandire die Männer in die große Halle, sie sollen dort im vollen Maaße bewirthet werden, Dir will ich dann, Dir allein vertrauen, was dieser Thurm verbirgt."

„Mir werdet Ihr die Schlüssel doch nicht verweigern, Mutter!" — sprach Jerome, indem er vortrat in den hellen Fackelschein. — „In des Vaters Abwesenheit darf der Sohn, der einzige, schon einmal den Hausherrn zu spielen wagen."

Als hätte sie auf eine Natter getreten, schoß das bleiche Weib zurück und in sich zusammen, und als sie den Junker wirklich erkannt, that sie einen Schrei und sank in die Kniee, und drückte ihre Augen in des Chevaliers Kleid.

„Erlaubet Ihr Herrn den Versuch?" — tönte da Baptist's Stimme, der in der Mitte der kühnen Büchsenträger jeder natürlichen Bangigkeit Valet gerufen zu haben schien, — „dieser wackere Hammer hat dem berühmtesten Schlossermeister Landau's zugehört, ehe ihn meine stärkere Faust eroberte, und ich meine, er wird Schlüssel und Dietrich zu ersetzen vermögen." — Da seinem Vorsatze kein Widerspruch geschah, so erhob er mit kräftigem Arme den Hammer zum Schlage. Aber kaum verhallte der hohle Schlag, kaum sprang das Schloß mit einem grellen Tone und fiel klirrend auf das Steinpflaster, so that Aurora einen entsetzlichen Schrei, raffte sich auf und floh schnell, wie mit dem Flugschuß des Falken, die Wendeltreppe hinauf.

Alle sahen ihr einige Augenblicke nach, dann traten die Anführer zur Eisenthür, die sich schon halb geöffnet, von der jedoch der tapfere Baptist einige Schritte zurück gewichen war. Man konnte anfangs von fern nichts erkennen, als aber Melac einem Schützen das Windlicht aus der Hand genommen, und vorsichtig hinein getreten, sah er hinten an der Mauer ein niederes Ruhebette, eine weiße, feine Menschengestalt saß darauf, so wie jedoch Lichter und Menschen eindrangen, sank sie mit einem Seufzer zurück und schloß die Augen. Der Ritter trat rasch zum schmalen Bett, er leuchtete hinab, und „Clara" rief er mit Entsetzen, und das Licht fiel aus seiner zuckenden Hand.

* * *

Ja, es war die unglückliche, verschollene Clara, auch der Bruder erkannte mit erstarrendem Schreck, als er und die Seinen näher getreten, die hingeopferte Schwester. In einem engen Steingemach mit rauhen, feuchten Wänden, in welches kein Sonnenstrahl, nur eine Spur von Licht durch ein Gitterfenster in der Höhe zu dringen vermochte, und welches nur das Nothwendigste enthielt, lag das junge Mädchen da, als wäre sie selbst das schöne Steinbild auf dem eigenen Grabe. Die Augen waren mit den langen Wimpern verschlossen, kein Athemzug hörbar, die feinen Glieder starr, sie glich einer weissen Frühlingsblüthe, welche der Sturm vom Baume gerissen und auf den Sand geworfen. Ihre Bekleidung zeigte von der Vernachlässigung ihrer Wärterin, auf dem groben Tisch am schmalen Bett stand ein leerer Wasserkrug und eine kleine Schüssel ohne Labung.

„Ist es denn möglich?" — schrie Jerome mit wildem Ausbruch seines Gefühls — „Clara, sprich! Wie kamst Du hieher? Wer hat Dich in diesen furchtbaren Zustand geworfen?"

„Fragst Du noch, blinder Tobias?" — entgegnete Melac mit dem kalten Tone der Verzweiflung. — „Fallen noch die Schuppen nicht von Deinen Augen? Errathst Du noch jetzt nicht, welche Furie aus Neid, Haß, Habsucht diese Folterkammer erfunden? Man taufte sie mit dem Namen des lebenerweckenden Morgenroths, aber Megäre hätte man sie taufen müssen, zu menschenfreundlicher Warnung für Alle, welche diesem weiblichen Teufel sich genähert."

„O, sie ist todt!" — setzte er weich und den Thränen nahe hinzu, indem er ehrerbietig die kalte hagere Hand ergriff. — „Unser stürmischer Einbruch hat die letzten Lebensfunken in ihrem schwachen Körper verlöscht. Und ich hätte sie retten können, wäre ich der Spur gefolgt, die meines dummen Baptist's Gespensterfurcht mir bezeichnet. O, ewiger Gott, nimmer kann der Fluch des Mordes und der Mitschuld nun von meinem Haupte genommen werden!"

(Fortsetzung folgt.)

R a g o z i.

(Schluß.)

Fünfter Krug.

Günther that, wiederum folgenden Tags, den Gang zum Kurgarten und Frühstücke, wie junge Truppen zur Schlacht; seine Courage bestand mehrentheils im Herzklopfen. Wer verdenkt's ihm. Die Stunde in der Liebe, und überhaupt, welche von unsern wachen Nächten zu hundertmalen als Sonnenaufgang eines goldnen Tages heraufbeschworen, welche als Triumphthor einer schöneren Zeit im voraus von unserer Phantasie mit den Festons der ersten Nähe der Geliebten, zitternder Händedrücke, oder gar weinender Küsse und Kniestücke bekränzt und drapirt worden, auf welche wir diesemnach ordentlich präparirt und gesammelt sind: — gerade diese schlägt, wenn sie schlägt, mit ihrem Glockenhammer am erschreckendsten und mächtigsten an das menschliche Herz, daß dieses lange nachzittert, wenn es nicht gar zu springen droht. Das bezeichnete Gartenzelt, seine Oase im Gartenlaube, sein Himmelszelt, da es Flora, den Engel, einschloß, tauchte auf vor Günthers fern spähendem Aug', aber stieß ihn eher ab, als es anzog, denn die Erwartung einer großen Entwicklung ist mehr ein Zurückfliehen vor ihr, als Entgegeneilen, auch beim Muthigsten. Lag das Zelt mit den emballirenden Vorhängen nicht vor ihm, wie ein langerdürsteter gesiegelter Brief mit den wichtigsten Entscheidungen über sein Leben? und solchen entsiegelt die zitternde Hand nicht hastig, nein, zögernd, wie zweifelnd, ob sie's soll. — Indessen — ent-

siegelt wird er doch, und so saß der Graf plötzlich im runden Zelt, am runden Tisch zwischen Flora und dem Sittenhof. Da der Angekommene nach der Verbeugung lange noch wie geblendet dasaß, nicht wie ein geblendeter Finke, der um so heller schlägt, als die Nacht um ihn dunkler ist, sondern wie ein Blindstummer: ließ der Amtmann sofort als Fallbrücken, worüber ein vernünftigeres Gespräch nachziehe, von seinem Munde zu des Grafen seinen die Fragen nach Wetter und Befinden nieder, der löblichen deutschen Sitte gemäß. Warum — stammelte der Graf — mit einem erröthenden Blicke an Flora's Augen hinstreifend, welche kindlich unbesorgt in Gott und die Welt guckten — Warum sollte denn nicht das Wetter himmlisch seyn und italisch, und das Befinden entsprechend, da heute Frühlingsanfang ist im Kalender meines Lebens? Also — setzte Sittenhof, auf des Grafen Zerstreutheit sündigend, die Floskel in eine Grobheit um und fort — also der 21. März, wo die Sonne in das Zeichen des Schöpsen tritt. — Flora, das Unverstandene anstaunend, sendete Wechselblicke auf Günthern und den Vater. Der aber kommandirte ihr: den Kaffee! und ihre weißen Hände griffen ordnend unter die Tassen, und die ein heißeres Spott-Liedchen summende Maschine. Trinken Sie Kaffee? fragte Günther erschrocken und heftig die Unbefangene. Liebe, und trinke ihn — entgegnete sie — nur später als der Vater, der den Brunnen früher trinkt, ich diesen aber eben jetzt. — Auch den Brunnen? fragte der Graf in wachsendem Schreck und heftiger, und als Flora, die Art der Frage gar nicht verstehend, stumm erröthete: sank er an die Stuhllene, die Hände gefaltet, den Blick gen Himmel, zurück und seufzte still: sie trinkt Kaffee und Brunnen —! Trinkt überhaupt! — Ist es möglich, daß das Göttliche den Genuß der gemeinsten Materie mit dem Irdischen gemein hat? —

Hab' ich dem Mädel schon gepredigt! lächelte Sittenhof auf das boshafteste — aber was hilft's? Kein Fertigwerden ist mit ihr, wie mit allen. Da platzt eine Corsettschnur, weil Mädchen doch sich, wie Wirthe andere, nicht genug schnüren können; da werden die Locken, — Haarsprenkeu, um junge Gimpel darin zu fangen — zehnmal kontrar gerichtet, südöstlich bald, bald nordwestlich, bald nordwestnördlich; zehnmal wechseln sie die Schabracken, und zehnmal die Schuhe, denen endlich ein Band reißt, und mir die Geduld, so daß ich allein herrenne, und mein Wasser einstweilen trinke. So kommt's, daß wir nie zusammenkommen mit dem Kaffee! — Von diesem schob eben Flora die erste Tasse dem Grafen auf das anmuthigste hin, der aber sie fast grob zurück und mit den Worten: ferne sey's ihm durch ein böses Beispiel zu einem Geschöpfe aufzumuntern, das, so wie es ein Landesprodukt der Schwarzen, eine Erfindung des Schwarzen sey. — Ei ja, au contraire! bemerkte der Amtmann — er hilft hie und da als wirsame Arznei, z. B. meiner Tochter in Bauchwehfällen u. d. gl. Flora bestätigte zu des Grafen tiefem Entsetzen: den neuesten Beleg dessen liefere die vorige Woche, wo sie die Füße beim tagelangen Wirthschaften in der Küchennässe erkaltet, und der Kaffee vor den Folgen dieses Uebels sie klärlich beschützt. — O ewige Vorsehung — rang der Graf im Innern die Hände — sie putzt sich, kocht, und erkältet die Füße!!! — Eine schöne Farbe um die andere schwand, wie vom Irisbogen, von dem Bilde Floras, das er freilich zu ätherisch angelegt und ausgeführt auf der Leinwand seines Herzens. Stufe um Stufe stieg sie herab aus den hehren Räumen, wohin sie seine Einbildung versetzt, in den Dunstkreis des bürgerlichen schwülen Erdenlebens; jetzt ging es gar in Sprüngen. Während der Vater dem Frühstücke ob- und Günther der Last seiner Entdeckungen fast unterlag, griff Floras Langweile nach einem Blatte, das der Vater offenbar mitgebracht. Es war, als sie's aufrollte, die Zeichnung; die ihr alle kennt; das enthüllte Geheimniß obenbesagter Zellen, darin eben die Bienen in voller Arbeit. — Das Titelkupfer der Ragotzikur, oder das Erinnerungsblatt daran, oder was sonst der Witz will. Dem unverdorbenen Auge ist nicht, wie dem überbildeten, das Natürliche eckel oder gar obskur; und so konnte Flora ihres mit Kinderfreude die zwei skurrilen Weiberreihen, welche dem Hauptmann Ragotzi eine Libation bringen, mustern, desgleichen die lakonischen Unterschriften: guter Lack — er reißt gar nicht ab — mir ist gar nicht recht u. s. w., welche sie halblaut rezitirte. Sittenhof machte seinem übermäßigem Lachen nur durch Krächzen und Hüsteln Luft; Günther aber saß da als seine eigene Gypsbüste. Aber warum erhebt sich Flora plötzlich — warum schlägt sie den Weg allein ein, und — Erd' und Himmel! welchen Weg? — Günthers Augen folgten ihr auf den Fuß durch die Baum- und Menschenalleen. Jetzt naht sie den Arkaden — sie biegt rechts — jetzt — o — o! Es ward finster vor ihm, als sie den Riegel einer der Zellen zurückschob — sie schlüpft hinein — die Thüre klappt zu! — Da reißt es ihn auf wie mit hundert Pferdekraft, auf Sittenhof stürzt er, schüttelt entsetzlich seine Hand, und mit dem Abschiede: lebe wohl mit Deiner Tochter; ich gehe auf die Güter in Böhmen — ist er fort.

Der Amtmann schlürfte, ihm zufrieden nachsehend, die letzte Tasse, dann sprach er: Der ist geheilt! G.

Grizel Cochrane.

(Fortsetzung.)

„Und doch soll mein Vater — doch soll er nicht sterben!“ wiederholte sie mit flammender Bestimmtheit, und die Hände fest in einander faltend rief sie: „Gott leihe du deinen Arm dem Entschlusse eines liebenden Kindes!“ Darauf wandte sie sich zu ihrem Vater und sagte gefaßt: „wir scheiden jetzt, aber wir sehen uns wieder.“

„Was sinnt meine Tochter?“ fragte er und schaute ihr ängstlich forschend in das leuchtende Antlitz.

„Frage jetzt nicht,“ versetzte sie, „lieber Vater, frage jetzt nicht, aber bete für mich, und segne mich — doch nicht mit deinem letzten Segen.“

Und er drückte sie auf's Neue an sein Herz und weinte an ihrem Halse. Wenige Sekunden darauf trat der Gefangenwärter herein und riß die Umschlungenenen von einander.

* * *

Am Abend des zweiten Tages nach der vorhin geschilderten Zusammenkunft schritt, von Norden her, ein Wandersmann über die Zugbrücke zu Berwick ein und die Marienthorstraße hin bis zu einer der damaligen s. g. „Hauptwache“ fast gerade gegenüberliegenden, Herberge am südlichen Ende jener Straße, wo er sich, um auszuruhen, auf eine hölzerne Bank vor der Thüre niedersetzte. In die Herberge hinein ging er nicht, da sie, wie es schien, für seinen Stand zu vornehm war, denn es war die nemliche, die Cromwell, wenige Jahre vorher, zu seinem Hauptquartiere gewählt gehabt und wo, zu einer noch etwas früheren Zeit, Jakob VI. von Schottland sein Ablager genommen hatte, als er auf seinem Wege nach England, die Krone dieses Reiches sich aufzusetzen, durch Berwick kam. Der Wandersmann trug ein grobtuchenes Wamms, das ein lederner Gurt um seinen Leib festhielt, und darüber einen kurzen Mantel aus gleich einfachem Stoffe. Daß er noch jung war, sah man wohl, allein seine Gesichtszüge wurden von dem tief in den Kopf gedrückten Filzhute verdeckt. In der einen Hand trug er ein kleines Bündel, in der andern einen Pilgerstab. Nachdem er ein Glas Wein begehrt hatte, zog er eine

Kruste Brod aus seinem Bündel, ruhte einige Minuten aus und stand dann auf, um weiter zu gehen. Die Schatten der Nacht brachen bereits herein und es drohte eine stürmische Nacht zu geben. Der Himmel umzog sich schwarz, die Wolken jagten von der See her, plötzliche Windstöße ächzten durch die Gassen, begleitet von schweren Regentropfen, und der Tweed warf unruhige Wellen.

„Der Himmel steh' dir bei! wenn du in einer Nacht, wie die heutige, noch weit zu wandern vorhast," sagte die Schildwache am englischen Thore, als der Fußwanderer an ihr vorüber der Zugbrücke zu schritt, und dann über diese in's Freie.

In wenigen Minuten war er auf dem weiten, öden und unheimlichen Tweedmouthmoor, das meilenweit dem Auge nichts darbot, als eine Wüste von Stechginster, Farrenkraut und Haidegesträuch, mit da und dort einer dichtbebüschten Thaleinsenkung. Langsam arbeitete er sich, dem Sturme, der jetzt mit der wildesten Wuth ras'te, Trotz bietend, über die jähe Hügelhöhe hin. Der Regen fiel in Strömen und der Wind heulte wie eine Legion hungriger Wölfe in bald klagenden, bald zornigen Tönen über die Haide. Doch immerzu wanderte der Unbekannte, bis er etwa zwei oder drei Meilen über Berwick hinaus war, und nun, wie wenn er sich außer Stand fühlte, dem Sturme länger Trotz zu bieten, Unterstand unter einem wilden Obstbaum und einigen Dorngebüschen am Wege suchte. Beinahe eine Stunde war verstrichen, seit er diesen nur schlecht schirmenden Zufluchtsort gesucht hatte, und die nächtliche Finsterniß und der tobende Sturm hatten mit einander zugenommen, als sich der Hufschlag eines, auf der regendurchschwemmten Straße plätschernd dahertrabenden, Rosses hören ließ. Der Reiter hielt seinen Kopf, dem Gegensturm des Windes etwas auszuweichen, tief vorgebückt. Plötzlich ward sein Roß fest am Zügel gefaßt, der Reiter hob das Haupt in die Höhe, und vor ihm stand, eine Pistole ihm auf die Brust haltend, der Fremde.

„Steig ab!" schrie, ernst und dräuend, der Fremde.

Betäubt und von Furcht ergriffen machte der Mann zu Pferde gleichsam unwillkührlich einen Versuch, nach seinen Waffen, allein in einem Nu hatte der Räuber, den Zügel des Pferdes loslassend, den Reiter vorne an der Brust gepackt und riß ihn zu Boden. Er fiel schwer auf das Gesicht und lag mehrere Minuten bewußtlos. Der Unbekannte griff rasch nach dem Ledersack, der die Post nach dem Norden enthielt, warf ihn schnell über die Achsel und enteilte über die Haide.

In der Frühe des folgenden Morgens sah man die Einwohner Berwick's haufenweise nach dem Orte eilen, wo der Raubanfall verübt worden war, und sich nach allen Seiten hin über die Haide vertheilen; allein keine Spur von dem Räuber wollte sich auffinden lassen.

Drei Tage waren vergangen und Sir John Cochrane lebte noch. Die Post, welche den Befehl zu seiner Hinrichtung mitbringen sollte, war geraubt worden und ehe ein neuer ausgefertigt werden konnte, durfte man ja von der Verwendung seines Vaters, des Earls von Dundonald, bei dem Beichtvater des Königs das Beste hoffen. Grizel wich jetzt ihrem eingekerkerten Vater fast keinen Augenblick von der Seite und sprach ihm Worte des Trostes zu. Beinahe vierzehn Tage waren verflossen, seit die Beraubung der Post Statt gehabt hatte und die zögernd hingehaltene Hoffnung in der Brust des Gefangenen quälte jetzt bitterer, als zuerst seine Verzweiflung. Doch selbst diese Hoffnung, so bitter sie war, hatte keinen Bestand. Die Verwendung seines Vaters war erfolglos geblieben; und zum zweitenmale hatte der Frömmling und Herrscherling Jakob den Befehl zu seiner Hinrichtung unterzeichnet, und in weniger als einem zweiten Tage konnte dieser Befehl in seinem Gefängnisse eintreffen.

„Der Wille des Herrn geschehe," stöhnte der Gefangene.

„Amen!" hallte es von Grizel's krampfhaft bebenden Lippen nach; „doch mein Vater soll nicht sterben," setzte sie entschlossen hinzu.

(Schluß folgt.)

Empfindungen

am Grabe des jungen Theodor Braunwart.

am 26. August 1834.

O ruhe sanft in Deinen schönsten Tagen
In Deines jungen Lebens Morgenroth',
Der schönen Erde Lebewohl zu sagen,
Zwang unerbittlich Dich der strenge Tod.

So plötzlich mußtest, Theodor, Du sinken,
Nicht langsam führte Schmerz dem Grab' Dich zu,
Du sahest nicht des Todes Sense winken,
So lagst ihm schon ein schuldlos Opfer Du.

Leicht, wie im Frühlinge die Nebel schwinden,
Ist Dir des ird'schen Lebens Traum entfloh'n:
Ach sehet! Paradiesesblumen winden
Die Seraphim zum Siegeskranze schon.

Ein neuer Tag ist Dir nun aufgegangen,
Wie herrlich strahlt sein schönes Purpurlicht!
Du bist in jenem Lande, wo nicht Bangen,
Nicht naher Trennung Weh das Herz mehr bricht.

Nicht sehen wir ihn mehr in uns'rer Mitte,
Er ist dahin, sein Leib ist kalt, ist todt;
Doch Wonne voll begleitet uns're Schritte
Sein Geist, schon hingeflohn zu seinem Gott.

Könnt' ihr wohl trocknen seines Vaters Thränen?
Erleichtern seine schwer belad'ne Brust?
Könnt ihr wohl jemals zu ersetzen wähnen,
Womit? wodurch? den schmerzlichen Verlust?

Dort weint die Mutter um die theure Leiche,
Sie ringt die Hände klagend um den Sohn,
jedem zeiget des Gesichtes Bleiche,
Daß ihre Hoffnung ist zu bald entfloh'n.

Geschwister, kommt! seht ihn zum letztenmale;
Doch hemmet jetzt der heißen Thränen Lauf:
Er steht bei Gott verklärt im Himmelssaale,
Ihn nahm ja Gott zu seinen Engeln auf.

Ist er gleichwohl, ihr Eltern, Schwester, Brüder!
Von uns getrennt durch eine Spanne Zeit,
So sehen wir doch unsern Liebling wieder
Auf ewig drüben in der Ewigkeit.

Wo alle wir uns werden wieder finden,
Wo keine Schmerzensthräne wird geweint,
Wo nichts mehr trennt, was Lieb' und Freundschaft binden,
Und ewig uns des Himmels Glanz vereint.

Berichtigung.

In dem Aufsatze der Mnemosyne — „die Veredlung des Weinbaues betreffend" — hat sich Seite 276 Zeile 27 ein sehr sinnstörender Fehler eingeschlichen: es soll heißen, statt „die so ohnmächtig ist," — die so ohnmächtig nicht ist.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 71. Mittwoch, 3. September 1834.

Freundschaft — — — —
Sie ist die Gottheit, die uns beglückt!
Sie macht uns fröhlich, himmlisch entzückt
Unschuld und Freude reichet sie dar;
Kränzet mit Rosen lächelnd das Haar.
In ihrem Kreise wohnet nur Lust,
Sie macht uns weise, stärket die Brust,
Gießet das Schicksal Wermuth ins Herz,
Heilt sie die Wunden, lindert den Schmerz.
Sie machet Bettler Konigen gleich,
Machet den Armen fröhlich und reich.

Becker.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Fortsetzung.)

„Sie ist nicht todt,“ — rief der Lieutenant; — „ihr Herz schlägt. Nur hinaus aus dieser giftigen Luft, die selbst das Herz erdrücken könnte.“ — Und mit riesiger Stärke hob er die Schwester auf seinen Armen von dem Lager, und trug sie wie ein Wickelkind leicht und sicher durch die Reihen der mitleidig staunenden Schützen fort, die Stiege hinauf, den Gang hinab, bis in das luftige Gemach, das einstens das Seine gewesen. Der Chevalier folgte langsam mit gefalteten Händen und gesenktem Kopfe und betete leise: „Herr der Liebe, nimm diese Schuld von mir, laß sie leben; es wäre zu gräßlich, wenn die Liebe, welche sie zu retten kam, sie in das Grab legen müßte, die erst eben in die Frühlingsflur der Liebe getreten.“ — „Palisse,“ — rief er dann lebhaft, als er den herbeikommenden Chirurgien erblickte, — „nicht des Marschalls Befehl, nein, Gottes allmächtige, allgütige Hand hat Euch hieher beordert. Hinein, zeigt Eure Kunst, thut ein Wunder! Und hättet Ihr hundert Todeswunden geheilt, hundert zerschossene Kameraden gerettet, Euer Bewußtseyn könnte Euch nicht so stolzen Lohn geben, als wenn Ihr diese zertretene Blume wieder aufblühen macht, und den Dank aus diesen frommen Himmelsaugen empfangen dürft.“

Der Hauptmann erschien in diesem Augenblick, mit ihm der Freiherr von Esenheim. In Begleitung vier bewaffneter Reiter war er unbesorgt in das Burgthor geritten, im Hofe jedoch sogleich ergriffen, sammt seinem Geleit entwaffnet und zu Gefangenen im eigenen Hause gemacht worden. Bestürzung mit heimlicher Wuth gemischt, lagen auf seinem Gesicht.

„Hinein, Du entsetzlicher Vater!“ — brach Philibert aus, indem er ihn gewaltsam in das Gemach stieß. — „Hier erwartet nicht den Feind das Kriegsgericht Frankreichs, nein, Gottesgericht fordert hier den Kindesmörder vor seinen Stuhl.“

Verwundert stand der Freiherr mitten im Zimmer; als aber jetzt Jerome sich ihm näherte, und mit dem Ausrufe: „Vater, was ist hier geschehen, und wie habt Ihr solche Unthat gelitten! seine Arme ihm entgegen breitete, da bekam sein Grimm Worte, und die Rubinen seines Gesichts leuchteten wie Karfunkelsteine. Er stieß den Sohn zurück, und sagte mit verbissener Wuth: „Fort von mir, Verräther am Vater und an dem Vaterlande! Die Farben, welche Du trägst, geben Zeugniß von Deiner Schlechtigkeit, vor der mich zu rechter Stunde ein treuer Mund gewarnt. Plündere mein Haus, stoß' Dein falsches Gewehr in Deines Vaters Brust, aber nenne Dich nie mehr des Vaters Sohn, dessen Fluch Du hundertfach verdientest.“

Empört ergriff der Ritter den Wüthigen wiederum am Arm und stieß ihn weiter zu dem Ruhebett, auf das man die arme Clara gelegt.

„Kindesmörder!“ — schrie er mit kreischender Stimme. — „Rühre sie an und schwöre, Du habest nicht Theil am Morde dieser Unschuld! Rühre sie an mit Deinem Finger, sie wird bluten, sie muß bluten!“

„Clara!“ — stammelte der alte Nimrod, tief erschüttert; — „welche Hand hat das gethan?“

„Sind denn Alle hier im Schlosse blind und verrückt, und ich der einzige Vernünftige?“ — lachte Philibert mit wahnsinnigem Hohne. — „Erkennest Du nicht die schöne Stiefmutter, die nach des alten Sünders Erbe gestrebt, und aus ihrem Schlangenwege geräumt, was ihr hinderlich, und Dich um Vater-Seligkeit hier unten, Dich dort oben um die Seligkeit Deiner Seele bestohlen? Siehst Du den Geist der edlen Freifrau nicht stehen neben diesem Bett, und drohend von Dir fordern ihre zertretenen Kinder?“

Der Freiher taumelte, verbarg sein dunkles Antlitz mit beiden Händen, flüsterte den Namen: „Aurora,“ und sank wie vom Wetterschlage gelähmt in einen Sessel.

* * *

Aus des Vaters Munde, aus den einzelnen, schwachen Aeußerungen des durch des thätigen Arztes Hülfe wieder in's

Leben gerufenen Fräuleins erfuhren die beiden Freunde später den schrecklichen Zusammenhang dieser beispielosen Unthat. — Als der Bruder aus dem Schlosse gestoßen, als der Vater die Anstalten zu seiner neuen Vermählung gemacht, und seine Absicht nicht länger verhehlt, war plötzlich ein starker, finsterer Geist in das stille, kindliche Mädchen gefahren. Das Gefühl, wie verlassen sie da stand, hatte alle ihre Kraft auf einmal reif gemacht. Mit freiem kühnem Worte mahnte sie den Vater, abzulassen von seinem Vorsatz, in welchem sie eine Beleidigung der entschlafenen, heißgeliebten Mutter erblickte, in welchem sie eine Beleidigung für seine Kinder, seine Familie, sein altes Wappen zu sehen vermeinte. Der Vater stieß ihre Warnung hart von sich, aber sein rauhes Wort, seine Mißhandlungen selbst schüchterten das aufgeregte Kind nicht ein, und auch nach vollzogener Hochzeit sprach sie laut ihren Abscheu und Haß aus, und sah auf die aufgedrungene Mutter mit jener scharfen Verachtung, mit der die Herrin die schlechte Magd bestraft, und durch welch: in dem bösen, verdorbenen Herzen der Stiefmutter eine Rachsucht erweckt wurde, die bald bis zur Todfeindschaft sich steigern mußte. Nach einer heftigen Scene, wie sie täglich zwischen Clara und Aurora vorfielen, und zu welcher der Freiherr kam, trieben die Klagen und Thränen der scheinheiligen Frau den Vater so weit, daß er sich verschwor, nie wieder die Tochter vor seine Augen zu lassen, daß er seinem Leibschützen befahl, das Kind in ein fernes Zimmer zu sperren, daß er Aurora'n die völlige Gewalt und Aufsicht über die Verstoßene vertraute. Seine sinnlichen Genüsse, seine Jagden ließen ihn bald die Bedaurungswürdige vergessen, und er achtete kaum darauf, als Aurora ihrer als einer Kranken erwähnte, und war zufrieden, daß sein wüstes Leben nicht mehr durch den Anblick der täglichen Mahnerin, die ihm als sein neben ihm wanderndes Gewissen erschien, nicht mehr durch die feindlichen Wechselreden der Weiber getrübt werden konnte.

Aber die feindlichen Gewalten, deren Eigenthum die arme Clara geworden, säumten nicht, vorsichtig, jedoch mit kältester Grausamkeit, ihr Ziel zu verfolgen. Wie eine Missethäterin wurde die Tochter des Hauses behandelt, das schlechteste Gemach ihr bestimmt, alle Bequemlichkeit ihr geraubt, und zugleich ihr täglich mit kaltem Hohne von der Stiefmutter und dem tückischen Siegbert, der eine Creatur Aurora's geworden, der Befehl des Vaters als Ursache ihrer Marter vorgeschoben. An diesen wiederholten Dolchstößen brach die Kraft ihrer Seele. Kecker schritt jetzt Haß und Habsucht vorwärts. Man entzog der Verlassenen die stärkende Nahrung nach und nach, man gab ihr die schlechteste Kost, man vergaß sie vorsätzlich tagelang, und Nachts trat dann überdieß die entweibte Furie zu ihr ein, hörte mit satanischer Lust die Klagen, die jammervollen Bitten der Gefolterten, ihr Flehen nach des Vaters Anblick, und erwiederte sie mit giftiger Verhöhnung, und weidete sich mit Lust an der täglich zunehmenden Entkräftung ihres Opfers, an dem sichtlichen Abwelken der lieblichen Blume, deren Reiz sie von jeher beneidet. Ein gesunkenes Weib vergißt nie die ihr gezeigte Verachtung und nur im Verderben des Beleidigers findet sie Beleidigung, nur auf seinem Grabhügel Sühne und Auslöschung des Wortes, das ihr eine ewig brennende Giftwunde rieß.

Auf solche Weise war Clara in den armseligen Zustand gerathen, worin Bruder und Freund sie fand, und nach wenigen Tagen möchten die Retter zu spät für sie erschienen seyn, denn auch jetzt gab der Arzt geringe Hoffnung, wenn ihm auch Jugend und die treue Anwendung aller denkbaren Heil- und Pflege-Mittel die beste Unterstützung seiner heiligen Kunst darbeten.

(Schluß folgt.)

Grizel Cochrane.

(Schluß.)

Abermals hatte der Reiter mit dem Postfelleisen das Moor von Tweedmouth erreicht, und zum zweitenmale führte er Sir John Cochrane's Bluturtheil bei sich. Er spornte sein Roß zur möglichsten Eile — vorsichtig schaute er vor, hinter, um sich, und in seiner Rechten hielt er, schußfertig zur Wehre, ein Pistol. Der Mond goß ein geisterbleiches Licht über die Haide, das gerade nur hinreichte, das Unheimliche des öden Moors halb sichtbar werden zu lassen, und gab jedem Strauch eine gespenstige Gestalt. Er bog eben um die Ecke eines einzelstehenden Gebüsches, als sein Roß über dem Knall einer Pistole, deren Feuer ihm hart in die Augen zu blitzen schien, sich aufbäumte. In demselben Augenblicke blitzte aber auch seine Pistole, allein sein Roß bäumte sich jetzt noch wilder und warf ihn ab. In einem Nu hatte der Räuber seinen Fuß auf die Brust des Gestürzten gesetzt, und sich über ihn bückend und einen kurzen Dolch in seiner Hand schwingend, herrschte er ihm zu:

„Gib mir deine Waffen, oder stirb...!"

Da verzagte der Knecht des Königs im Herzen und lautlos that er, wie er geheißen ward.

„Jetzt geh' deines Weges," sagte ernst und drohend der Räuber; „aber deinen Briefsack lasse mir zurück, damit nicht Schlimmeres über dich komme."

Der Mann stand auf und wanderte, zitternd, gen Berwick, der Räuber aber schwang sich auf das Pferd, das er zurückgelassen, und sprengte pfeilschnell über die Haide.

* * *

Schon wurden die Anstalten zur Hinrichtung Sir John Cochrane's getroffen und die Diener des Gesetzes warteten nur noch auf das Eintreffen des zweiten Todesurtheils, um ihn zum Blutgerüste zu führen, als die Kunde einlangte, die Post sey zum zweitenmale beraubt worden ... Eine neue Lebensfrist von vierzehn Tagen für den Gefangenen! Er aber fiel wieder seiner Tochter um den Hals, und weinte und sprach:

„Es ist gut so — die Hand des Himmels ist darin!"

„Sagte ich nicht," versetzte die Jungfrau und weinte zum erstenmale," mein Vater dürfe nicht sterben?"

Die vierzehn Tage waren noch nicht um, als die Kerkerthüren aufflogen und der Karl von Dundonald in seines Sohnes Arme stürzte. Seine Verwendung bei dem Beichtvater hatte endlich Eingang gefunden, und der König, der nun zweimal den Befehl zu Sir John's Hinrichtung und beidemale erfolglos unterzeichnet gehabt hatte, versiegelte jetzt seinen Verzeihungsbrief.

Er war mit seinem Vater aus dem Gefängnisse nach seinem eigenen Hause geeilt — alle seine Lieben hingen, Freudenzähren vergießend, an ihm, doch Grizel, die während seiner Einkerkerung mehr als sie alle gelitten hatte, fehlte wiederum. Sie priesen eben dankerfüllt die wunderbaren, räthselhaften Wege der Vorsehung, die den Hinrichtungsbefehl abgewendet und sein Leben gerettet hatte, als ein Fremder um Gehör bitten ließ. Sir John hieß ihn hereinführen, und hereintrat — der Räuber; seine Kleidung war, wie wir sie früher beschrieben, — ein grobes Wamms und ein grober Mantel, allein sein Benehmen und sein ganzes Wesen waren über seinem Stande. Als er eintrat, berührte er leicht seinen breitrandigen Filzhut, blieb jedoch bedeckt.

„Wenn Ihr diese gelesen habt," sagte er, und zog dabei zwei Papiere aus seinem Busen, „werft sie in's Feuer."

Sir John warf einen flüchtigen Blick in die dargebotenen Briefe — fuhr zusammen und erblaßte — es waren die beiden Hinrichtungsbefehle.

„Mein Befreier!" rief er aus, „wie — wie soll ich dir danken — wie dem Retter meines Lebens lohnen? Vater! — — Kinder! danket ihm für mich!"

Der alte Karl ergriff mit feurigem Drucke seine Hand — die Kinder umschlangen seine Kniee. Er aber preßte die Hand vor's Gesicht und brach in Thränen aus.

„Mit welchem Namen," forschte lebhaft und dringend Sir John, „darf ich meinem Befreier danken?"

Der Fremde weinte laut, nahm den Hut ab und Grizel Cochrane's Rabenlocken fielen auf den groben Mantel nieder.

„Gütiger Gott!" rief der erstaunte und entzückte Vater aus, „mein eigenes Kind — meine liebe Grizel — mein Lebensretter!"

Wir brechen hier ab und überlassen der Einbildungskraft des Lesers, sich das herzergreifende Bild stolzbelohnter Tochterliebe und der seltensten Vaterfreude weiter auszumalen; nur bemerken wollen wir noch, daß Grizel Cochrane, deren Heldenmuth und hohe Kindeszärtlichkeit wir hier in kurzen und unvollkommenen Zügen dargestellt haben, die Großmutter des verstorbenen Sir John Stewart, von Allanbank, in der Grafschaft Berwick und die Urgroßmutter des berühmten Banquiers, Hrn. Coutt's, war.

Stolz und Liebe.

(Nach dem Englischen.)

Meine Lebensgeschichte ist reich an seltsamen Zufällen. Durch meine Geburt zur Dunkelheit verdammt, habe ich dem boshaften Eigensinne der Menschen meine Erhebung zu verdanken.

Ich bin geboren in einem Dörfchen in der Nachbarschaft von Montelimar. Mein Vater wurde in seinem hohen Alter so arm, daß er sich genöthigt sah, Blasebalgflicker zu werden. Dieses Handwerk nun, wirklich niedrig genug, sollte auch das meinige werden. Anfangs zufrieden, bei meinem Vater zu arbeiten, blieb ich auch bei ihm, bis ich darin mehr Geschicklichkeit erlangte, als er besaß; bald aber wurde ich begierig, meine Talente auf einem größeren Theater auszuüben. Ich machte also einen Ausflug bis — vor die Thore von Montelimar. Es glückte mir über meine Erwartung, und ich wurde dadurch bestimmt, mich auf gut Glück in die Welt zu wagen. Durch Arbeit hatte ich einiges Geld erspart, davon gab ich nun einen Theil meinem Vater, und mit dem Reste machte ich mich auf nach Lyon. Ich kam nach dieser schönen Stadt; mit allem Zubehör meines Handwerks ausgerüstet, machte ich mich und meine Beschäftigung in jeder Straße und in jeder Versammlung bekannt. Ich war jung, hübsch und thätig, und mein Glück war gemacht.

Eines Abends, als ich spät nach Hause zurückkam — d. h. nach der Dachstube meines Hauses, welche nemlich Schlafkammer und Kornboden zugleich war — wurde ich von vier wohlgekleideten jungen Männern angeredet, die wahrscheinlich von einer nächtlichen Schwärmerei zurückkamen. Es war in einer abgelegenen Straße, in dem Theile von Lyon, der St. Clair heißt. Einer von ihnen machte sich über mein Handwerk lustig; ich antwortete ihm gleichfalls mit einer Neckerei, die wohl kräftig gewesen seyn muß, denn überrascht blieben sie stehen und sprachen leise miteinander. Auch hörte ich einen sagen: „Das ist unser Mann." Es war mir damals ein wenig unheimlich, und ich wollte natürlich zusehen, wie ich am besten entkommen könnte. Um nun meine Aengstlichkeit zu beseitigen, sprach Einer zu mir sehr leutselig und freundlich: „Persuron," — so redet man dort einen Blasebalgflicker an; — ich glaube, Du hast nichts zu Abend gegessen? Auch wir nicht; willst Du mit uns essen? Wir wollen Dir etwas zu Gute thun, Du sollst einen schönen Traum haben. Doch davon nach dem Essen; fürchte nichts, wir sind ehrliche Leute. Nur verlangen wir von dir Stillschweigen, es wird Dir keine Gefahr bringen.

Man führte mich nun durch mehrere Straßen; wir kamen an ein schönes Haus und traten in ein elegantes Zimmer, wo sechs junge Herrn auf uns warteten. Man gab eine kurze Auskunft über mich, und wir saßen bald in der heitersten Stimmung am Tische. Ich erachtete für nöthig, sie in der guten Meinung von mir zu erhalten, ich ließ meinem Witz freien Lauf, und es gelang mir nach Wunsch. Nachdem die Diener den Nachtisch aufgetragen hatten, entfernten sie sich, und die bis jetzt wirklich lärmende Gesellschaft wurde auf einmal ganz still. Nun redete mich Einer von ihnen, welcher, wie es schien, der Hausherr war, auf folgende Weise: „Wir zehn sind Kupferstecher in dieser Stadt. Der Verdienst von unserem Gewerbe, nebst dem, was wir von unsern Familien empfangen haben, machen uns abhängig, und unsere Talente haben uns Ansehen verschafft. Jedoch sind Liebe und Stolz dazwischen getreten, um unsere Glückseligkeit zu stören. In der Straße St. Dominique lebt ein Kupferstichhändler, dessen Tochter die erste Schönheit in ganz Lyon ist. Sie besitzt jede bezaubernde Eigenschaft, aber auch einen Stolz, wie der leibhafte Teufel. Stolz, der Gegenstand einer allgemeinen Bewunderung zu seyn, denkt sie, daß kein Anderer, als ein Fürst, nach ihrem Besitze streben darf. Ihr Vater ist ein großer Kunstkenner, aber auch nichts mehr, und dadurch, daß er sie bis zur Anbethung liebt, durch Romanlesen, durch ihren Spiegel und durch den steten Empfang des Weihrauchs der Schmeichelei ist ihre Eitelkeit in unerträgliche Arroganz umgewandelt worden. Doch was bedarf es der vielen Umschweife; ich will erzählen, wie es mir gegangen ist. Bei meinem Verkehr mit dem Vater dieses jungen Frauenzimmers wurde ich auch mit ihr bekannt. Sie erzeigte mir bisweilen die Ehre, sie in eine Gesellschaft oder Ausstellung führen zu dürfen. Diese Vergünstigungen verdrehten mir den Kopf, ich glaubte von ihr geliebt zu seyn, weil ich vorgezogen wurde. Ich erklärte mich dem Vater. Er versprach meine Bewerbung zu begünstigen, und ich glaubte, daß durch mein Vermögen und durch meine Familie der Vorschlag gut aufgenommen werden würde. Man denke sich mein Erstaunen, als sie dazu in meiner und ihres Vaters Gegenwart sagte: „Glauben Sie, daß eine Person wie ich einen Kupferstecher heirathen würde?" — Seit diesem Augenblicke liebte ich sie nicht mehr. Ich hatte nun kein anderes Gefühl als Rache. Meine Gefährten, aus Zorn über den uns Allen zugethanen Schimpf und aus Freundschaft für mich, haben sich mit mir vereinigt, einen Plan zu ihrer Bestrafung zu entwerfen. Wir haben beschlossen, sie soll nicht die Ehre haben, einen Kupferstecher zu heirathen. Jetzt mein lieber Blasebalgflicker, Du bist wohl gestaltet und hast Geist genug, unser Vorhaben in Ausführung zu bringen. Willst Du versuchen, sie zu gewinnen? Wir werden Dir alle Hülfsmittel verschaffen. Du wirst eine schöne Frau haben, und wenn ihr Stolz und ihre Eitelkeit gedemüthigt und bestraft sind, wahrscheinlich auch eine gute." — „Ja," antwortete ich — „ich begreife die Rolle, die ich zu spielen habe. Ich will sie dreist übernehmen; ich hoffe, Sie werden keine Ursache haben, über Ihre Wahl zu erröthen." — Den nächsten Tag fingen sie an, mich zuzustutzen, und mit Hülfe einer Masse Schneider, Barbiere rc. wurde ich auf die prunkvollste Art ausgeputzt. Ich bekam Unterricht in den Manieren der großen Welt; ich mußte zugleich ein wenig zurückgehen und Schreiben, Lesen, Zeichnen, Musik rc., lernen. Drei Monate brachte ich auf diese Art zu und fand das Leben eines feinen Herrn nur allzusehr nach meinem Geschmacke. Die Liebe zum Studium wurde meine herrschende Neigung, und da ich ein außerordent-

liches Gedächtniß hatte, so setzte ich die Kupferstecher über meine Fortschritte in Erstaunen.

Es war nöthig, unsern Plan in Ausführung zu bringen. Ich verließ mein Pult und bezog eine herrliche Wohnung in dem vornehmsten Hotel der Stadt. Der Blasebalgflicker war verschwunden, und wer anders erschien an seiner Stelle, als der reiche Marquis von Rouperou, einer der reichsten Eigenthümer der Bergwerke in der Dauphine; unter diesem Namen stellte ich mich dem Kupferstichhändler als Kunstliebhaber vor, der einige schöne Stücke zu kaufen wünschte, und der sich aus dem Preise nichts machte. Ich war ein guter Nachahmer meiner Lehrer; ich wußte durch meine Uhrgehänge Aufmerksamkeit zu erregen, meine Uhr repetiren zu lassen, mit nachläßiger Miene den Brillant an meinem Finger zu zeigen, oder eine kostbare Tabacksdose zu öffnen, worauf ein Phantasiegemälde, das Bild einer geliebten Schwester, war. Kurz ich wünschte mich zu empfehlen, und es gelang mir vollkommen. Es blieb aber noch etwas mehr zu thun übrig; ich mußte nicht blos den Vater täuschen, sondern auch die Tochter betrügen. Während ich auf die beste Methode, dieses Vorhaben auszuführen, bedacht war, sagte mir der Kupferstichhändler, daß er eine Sammlung schöner Gemälde aus Rom erwarte, und bat mich, daß ich ihn morgen besuchen möchte. Dieses that ich, fand aber nicht den Kupferstichhändler, sondern die unvergleichliche Schönheit, nach der mein Streben ging.

(Fortsetzung folgt.)

Der Einsender in Nro. 69 der Mnemosyne „auch ein Wort über die Vertilgung der Feldmäuse" hat wahrscheinlich noch wenig Versuche in dem von ihm uns empfohlenen Gebrauch der Hunde gemacht. Da wo es viele Feldmäuse giebt, sind die Felder leider durch Mäuselöcher gleichsam unterminirt und damit übersäet, wohin die Maus bei einer Annäherung blitzschnell verschwindet, und der gewandteste Hund unter Hundert von den zufällig sich im Freien zeigenden Mäusen äusserst selten eine erhaschet. Wenn aber Herr Einsender weiß, wie man die Maus aus dem Loche jagt und solches uns mittheilt, so wollen wir ihm Glauben beimessen, daß durch Hunde eine merkliche Verminderung der Mäuse herbeigeführt werden könne, ohne ihn mit der Berechnung der hiezu auf einer kleinen Fläche von etwa 1/4 Meile in Umfang erforderlichen Anzahl abgerichteter Hunde weiter inkommodiren zu wollen.

An die Natur

Endlich bin ich entfloh'n dem bunten Gewühle der Mauern,
Jetzt ergeb' ich mich dir, freundliche Mutter Natur.
O wie bist du so schön, im holden Gewande des Lenzes,
Lieblich lächelst du mir, und ich begrüße dich froh;
Du, die unendliche Kraft des ewig lebenden Urstoff's,
Du erfüllest die Brust mir mit dem Wonnegefühl.
Deine Schöne, o sage; wie kann ich sie würdig besingen?
Dich, dich feyert mein Lied, Zeugerin reinerer Lust. —
Hoher Gefühle voll, kann Worte die Sprache nicht finden,
Mächtiger hebt sich die Brust, göttlicher weil' ich bei dir.
Zahllose Freuden du spendest sie uns, o gütige Mutter,
Mit mildthätiger Hand, stärkend für Geist und Gemüth,
Alles freut sich in dir, denn du belebest ja Alles,
Siehe die Vögel der Luft, siehe die Fische des Meer's.
Tausend Opfer, sie duften auf deinen geweihten Altären,
Liebreich nimmst du sie an, segnest die opfernde Hand.
Deine wirkende Kraft, der Steebliche kann sie nicht fassen,
Trunken kann er sie nur staunen, o Mutter Natur,
Von Aeonen wirket sie her, bis zu fernen Aeonen,
Ewig unalternd in dir, stets mit erneuertem Reiz.
Hier, wo ich Serblicher wall' auf dem schwebenden Punkte des Weltalls.
Wirkt sie im kleinsten Atom bis zu der fernesten Welt;
Blumen lockst du Natur aus den Keimen, rollende Sonnen,
Führst du die ewige Bahn, staunend erheb' ich dich jetzt.
Wenn im verborgenen Schooß der Embrio unbewußt daliegt,
Wirkest du schon, o Natur, mit nie rastender Kraft.
Unveränderlich bist du Natur, nach ew'gen Gesetzen
Wandelst du ruhig fort, immer dir selber genug.
Unveränderlich bist du, doch täglich schönere Reize
Beutst du dem Forscher dar, willig entfaltest du sie.
Und was forderst du Mutter, von uns für die herrlichen Freuden?
Nichts, als reinen Genuß und ein geläutertes Herz.
O wie ist mir so wohl, an deinem Busen zu ruhen,
Dir, die weih' ich mich ganz, fliehe der Stadte Gewühl.
Du empfängst den Bedrängten mit ausgebreiteten Armen,
Linderst den wüthenden Schmerz, welcher den Busen durchtobt.
Ja, du tröstest den Armen, und heilst die schmerzlichen Wunden,
Welche das herbe Geschick schlug in die fühlende Brust.
Mutter, o Mutter ich kann dir meine Gefühle nicht nennen,
Mir ist das Herz so voll, daß mich die Sprache verläßt.
Eins nur kann ich dir sagen: ich liebe dich; wie ich dich liebe,
Liebt der geläuterte Geist, liebt nur ein fühlendes Herz.
O wie entzückt Philomelens Conzert in den Blumengefilden
Mich und der Lerche Gesang, wenn sie den Morgen begrüßt;
Wenn mich der dunkle Wald mit den grünenden Zweigen umfänget,
Hebt sich höher die Brust, feueriger schlägt mir das Herz;
Und umhüllt mich die Nacht von furchtbar herrlichen Kluften,
Fühl ich ein ahnendes Graun, heilige Mutter Natur;
Ein erhabener Schauer in stillen ruhigen Nächten
Faßt den bebenden Geist, seh' ich das Sternengezelt.
Nein, dich, schöne Natur, dich laß ich nimmer, wenn Alles
Flieht, so eil' ich zu dir, lache der Thoren Geschwätz.
Nur der entartete Mensch entzieht sich deinem Genusse,
Schwelgt in erkünstelter Lust, welche die Kräfte verzehrt,
Rastlos stürzet er fort von einem Taumel zum andern,
Rastlos eilt er dahin, eilt in das offene Grab:
Steht er am Ende der Bahn, so erfaßt ihn heimliches Grauen,
Aengstlich blickt er zurück, Schmerz erfüllet die Brust.
Jedes schöne Gefühl ist abgestumpft in der Seele
Dessen, welcher Natur, deinen Genüssen enteilt.
Jüngling, welcher vielleicht die Bahn des Lasters betreten,
Kehre eilend zurück, meide die täuschende Bahn!
Jeden Funken der Kraft erstickst du im Taumel der Sinne,
Schwindelnd träumst du dich hoch, aber du täuschest dich sehr.
Kehre zurück, und flieh der Natur in die rosigen Arme.
Sicher leitet sie dich, und sie erfreuet dich stets,

Jochfesch.

Auflösung des Gleichnamens in Nro. 63: Nonne. — Nonne? (Nicht ?)

Auflösung des Gleichnamens in Nro. 66: Der Bulle. — Zuchtstier. — Die Bulle. — Bannbulle.

Auflösung der Charade in Nro. 67: Volkach.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 68: Hunt. — Hund.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 72. Sonntag, 7. September 1834.

Licht und Liebe schlingt die Welten
Erst in ewigen Verein;
Kräfte, die sich nie gesellten,
Zwingt ihr Zauber, eins zu seyn.
Lebenskraft und Lustgewimmel
Währen ohne Strahlen nicht.
Welten tanzten dort am Himmel;
Mücken hier im Sonnenlicht.
Licht und Liebe treibt und leitet
Alle Schritte der Natur;
Aufwärts zur Erhellung schreitet
Die umschränkte Creatur
Licht und Liebe flügelt höher
Des Erschaffers Ebenbild;
Und zum Engel wird der Seher,
Dessen Brust von Liebe schwillt!

Bouterweck.

Die Stiefmutter.

(Novelle von W. Blumenhagen.)

(Schluß.)

Als die nächste Morgenröthe eben die Gipfel der fernen deutschen Gebirge bemalt, weckte lautes Hundegebell schon die gemischte Einquartirung des Schlosses, die theilweise erst spät vom gewünschten Schlafe in die willkommene Vergessenheit eingewiegt worden. Es war der Marschall de Camp, der, von seiner Meute umgeben, eingeritten. Durch seine gefürchtete Commandostimme aufgerufen, stand Alles schnell in Zeug und Waffen, und selbst der Chevalier, obgleich von Fieberfrost und Wundenpein als Folge seiner leichtsinnigen Vernachlässigung der Blessür ergriffen, trat dem Oheim in der großen Halle entgegen. Der alte, rührige Krieger hatte schon bei Offizier und Gemeinen sich den umständlichsten Rapport erfragt, und seine erste Frage betraf den Freiherrn von Esenheim, welcher ihm durch gestern spät eingebrachte Gefangene als Commandant eines Freicorps genannt worden, das, da es aus lauter jagdgerechten Waidmännern zusammengestellt war, bereits der französischen Armee bedeutenden Schaden zugefügt hatte. Als der finstere Freiherr aus seiner Haft vor ihm erschienen, und in seiner gedrückten Stimmung auf die Zornworte des Alten nichts erwiedert, befahl dieser, der sein Schweigen für Trotz und Verachtung hielt, ihn ohne Aufschub in dem Hofe des eigenen Schlosses niederzuschießen. Da brach Jerome selbst das Siegel seines Geheimnisses, trat heran, nannte sich den Sohn des Gefangenen und bat um des Vaters Leben, der ihn enterbt und verstoßen. Der Marschall fuhr hoch empor; aber ein Courier aus dem Hauptquartier hatte ihm in dieser Nacht das Patent eines General-Lieutenants überbracht, und so waltete eine gute Laune in ihm, und sein Zorn war nur Wetterleuchten ohne Schlag und Donner.

„Ei,“ — rief er mit grinsender Freundlichkeit, — „bei der Here von Orleans, die Frankreich gerettet und doch betrogen, bist Du ehrlicher Kautz mit den derben Schweizerfäusten auch ein Quintenmacher und Comödienmensch? Sieh, sieh, wer hätte in dem rauhen Keulenschwinger von der Teufelsbrücke ein rheinisches Jünkerlein gesucht? — Aber freilich, wenn Dich der alte boshafte Freischutz dort um Deinen Namen gebracht, so hattest Du ein Recht, Dich zu taufen, wie es Dir am besten klang. Du hattest mir ein französisches Herz gezeigt, und so magst Du das Leben des bleichen Cavaliers nehmen, obgleich ich gewünscht, Du hättest Dir einen bessern Lohn für Deine guten Dienste erbeten. Abee auf der Stelle muß er nach Landau in die Kasematten, und das im Geheim und gut bedeckt, denn begegneten ihm die Schweizer der Garde, denen seine Buschklepper gestern ihren Major erschossen, möchte kein Fetzen von ihm in der Festung ankommen. Mit meinem Neffen mußt Du Dich außerdem abfinden, der dort im Wundfieber zittert, denn ich sündige an ihm, da ich sein Blut ungerächt lasse.“

Der Lieutenant dankte mit freudigem Lächeln, und der Chevalier drückte dem Freunde die Hand und flüsterte: „Ist er doch Clara's Vater, wenn er es auch nie verdiente zu seyn!“

Spätere Erörterungen und des Freiherrn Frage brachte die Schloßfrau, die verbrecherische Aurora, in das Gedächtniß zurück; doch vergebens ward sie in der Burg gesucht. Endlich fand ein Schütz ihre Haube in einem Nebenhofe des weiten Gebäudes und ihr Tuch hängend an der hölzernen Befriedigung des unergründlichen Felsenbrunnens, der die Burg mit Wasser versah. Die Elende hatte sich selbst gerichtet.

Neue Marschordres, das Anrücken der deutschen, endlich

aufgeweckten Heeresmacht, die Annäherung der Niederländer riefen den General-Lieutenant baldigst von dannen, und der schwer erkrankte Chevalier vermochte nicht, ihm zu folgen; er blieb in der Nähe der geliebten Clara, und es ward ihm der Trost, nur durch eine Wand von ihr geschieden, stündlich von ihr zu hören, und jeden Schein von Besserung als beste Arznei empfangen zu können.

Der furchtbarste aller Kriege, die Frankreich je gefochten, begann; das halbe Europa trat gegen Ludwig den Vierzehnten in die Waffen, und neun Jahre hindurch rang der stolzeste der Könige mit seinen Gegnern um den Sieg. Frankreich zu decken, entwarf der gewissenlose Louvois den Plan, eine Wüste um seine Gränzen zu bilden, und er fand in dem General-Lieutenant Melac die eiserne Hand dazu. Die Verheerung der reichen Pfalz, die Einäscherung ihrer schönsten Städte, die Gräuelthaten des von der Verantwortung losgesprochenen Soldaten stehen zur Schande Frankreichs unauslöschlich auf den Tafeln der Weltgeschichte, und die Nemesis folgte der Unmenschlichkeit, denn Ludwigs stolzer Plan erlangte sein Ziel nicht, und nach zahlloser Hinopferung seiner Braven mußte er das längst Gewonnene wieder hingeben, und sah sein Land nach Louvois Tode verarmt und seine Krone bedrohter, als je zuvor.

Der Lieutenant Eisenheim war seinem alten General in alle Gefährlichkeiten des Kriegs gefolgt, hatte sich zum Capitän hinauf geschwungen und sich den Orden verdient. Aber Verwüstung der vaterländischen Gauen, die gränzenlosen Grausamkeiten, die er an Weib und Säugling üben sah, empörten seine Seele, und er nahm mitten auf der Bahn des Ruhms Abschied von dem ihm liebgewordenen Stande und achtete nicht den Unwillen, mit dem ihn der General-Lieutenant entließ. Als er zuerst sein Vaterhaus besuchte, fand er es eingeäschert und eine unbewohnbare Ruine. Düstern Blicks stand er an den zertrümmerten Mauern, welche die Gräber der Mutter und der kleinen Angela überschüttet hatten, da dachte er der verbrecherischen Stiefmutter, und die Trümmer däuchten ihm ein Richtplatz der himmlischen Gerechtigkeit, und ohne Thränen und Trauer zog er weiter.

In Landau erfuhr er den Tod seines Vaters; die Einsamkeit und Beschränkung hatten die Kräfte des alten, unverwüstlichen Nimrod's verzehrt. Nachrichten von dem Freunde Philibert lockten ihn in das südliche Frankreich, und hier an den Ufern der Rhone, in den Rosengärten von Vancluse trat ihm die genesene Clara an Melac's, ihres Gatten Seite, freundlich entgegen; die liebende Sorgfalt des Freundes hatte das Wunderwerk ihrer Herstellung bewirkt, und sie hatte Liebe durch Liebe belohnt. Doch nicht lange konnte der Feuergeist des braven Jerome das sybaritische Leben in den Gärten Petrarca's und seiner Laura ertragen, es zog ihn wieder zum nördlichen Schauplatz der Männerthaten, und er traf gerade zu rechter Zeit ein, um sich mit seinem Kriegshelden Melac in die Festung Landau zu werfen, und diese mit dem rauhen, unerschütterlichen Roland so lange zu vertheidigen, bis das letzte Pferd verzehrt und das letzte Stück vom Silbergeschirr des General-Lieutenants zur Zahlung des Soldes der tapfern Garnison zerschlagen worden. Jerome theilte den Lohn seines Generals; eine Offizierstelle in der Gensd'armerie des Königs wurde sein, und in dem glänzenden Paris, das von der Verarmung des Landes wenig empfand, wenigstens nicht zeigte, traf er die schöne Clara mit ihrem Gatten zum zweiten Mal wieder, und sein nach dem Frieden wieder gewonnenes Erbe setzte ihn in den Stand, seiner Hochstellung und dem Schwager Ehre zu machen, und den Glanz einer Familie wieder herzustellen, welche durch die Verbrechen einer lasterhaften Stiefmutter dem Erlöschen nahe gebracht worden.

Stolz und Liebe.

(Fortsetzung.)

Von diesem Augenblicke an beschäftigte nur ein Gedanke mein Gemüth, erfüllte mein Herz und fesselte meine ganze Einbildungskraft. Ich vergaß meine Verpflichtungen, ich vergaß mich selbst, die Welt und Alles Uebrige, um nur die Eine zu bewundern. Die reizende, die bezaubernde Aurora gewahrte, daß ich gefangen war, und mit sichtbarem Vergnügen bemerkte sie meine Befangenheit im Ausdrucke, und jene Wärme und jenes unruhige Benehmen, womit ich ihr meine neue Liebe schildern wollte; diese erste Zusammenkunft bestimmte mein Schicksal auf immer, jedes Hinderniß schien vor meinem aufgeregten Gemüthe zu verschwinden. Mit neuem Eifer beschäftigte ich mich mit dem Studium, in der Hoffnung, ich könnte noch fähig werden, mich ihrer würdig zu machen.

Jeden Morgen fand ich eine neue Ausrede, den Laden des Kupferstichhändlers zu besuchen, jeden Morgen hatte ich irgend eine Tändelei, wobei ich den Geschmack meiner Gebieterin befragte; das waren die Festtage der Liebe.

Zuweilen brachte ich ihr ein Ständchen, das meine Freunde mit einem Liedchen oder Madrigal zu begleiten pflegten; von allen diesen hatte ich die Ehre. Oft glänzten ihre Augen von Freudenthränen bei'm Lesen dieser schönen Sachen.

Auf diese Art vergingen sechs Monate. Meine Freunde waren begierig nach Rache, aber auch vorsichtig, damit nicht durch Uebereilung der Plan zerstört werden möchte. Jeden Abend, wenn ich von ihr nach Hause zu kommen pflegte, mußte ich ihnen über mein Verhalten mit ihr genaue Nachricht geben, und sie waren zufrieden. Eines Tages bekomme ich von ihrem Vater eine Einladung, einem Feste auf dem Lande beizuwohnen, ich soll der König dieses Festes seyn. Ich stelle mich ein, und die eitle Schöne nimmt mich mit der aufmerksamsten Höflichkeit auf. Ich nehme mir also vor, die schöne Gelegenheit an diesem vergnügungsreichen Tage nicht vorbeigehen zu lassen. Den ersten Augenblick unseres Alleinseyns schütte ich mein Herz vor ihr aus, ich werfe mich zu ihren Füßen und biete ihr meine Hand an; sie williget ein, aber mit Würde, und eine verstohlene Thräne, die in ihren Augen glänzt, überzeugt mich, daß der Stolz nicht das alleinige Gefühl ihres Herzens ist. Ich sehe, daß ich geliebt werde.

Der Tochter war ich sicher; es war also jetzt nöthig, den Vater über meine Umstände zu verblenden. Das war nicht schwer; da er ein Mann von wenig Scharfsinn war, glaubte er Alles, was man ihm sagte. „Mein Vater," — sagte ich lebt an der äußersten Gränze von Dauphine. Sein hohes Alter verhindert ihn, bei meiner Hochzeit gegenwärtig zu seyn." — Ich rechnete nemlich auf die Ausstattung und überließ alles Uebrige dem Gutachten meines zukünftigen Schwiegervaters; indem ich ihn nur ersuchte, daß, da meine Verwandten so entfernt lebten, die Sache ohne unnützes Aufsehen in Ordnung gebracht werden möchte. Die Hochzeit sollte in fünf Tagen Statt finden, und ich übernahm selbst die Anordnung der vorläufigen Uebereinkunftspunkte.

Mit einiger Verlegenheit verließ ich Aurora. Ich benachrichtigte meine Freunde, daß das Spiel sich dem Ende nahere. Ich erzählte Alles umständlich; sie überhäuften mich mit Lobsprüchen. Ihre Begierde, sich an Aurora gerächt zu sehen, wurde nun desto heftiger und eigensinniger. Im Uebermaaß ihrer Freude schickten sie ihr in meinem Namen ein prächtiges Ständchen und begleiteten es mit einer Uhr, Armbändern und andern Kostbarkeiten. Gegen Ende der Woche war der Heirathscontract aufgesetzt. Ich unterzeichnete meinen eignen Namen; eine Vorsicht, die, wie sich's nachher ergab, von großer Wichtigkeit war. Das war nun Betrug; aber der Himmel

weiß, daß ich ihn nicht ohne Gewissensbisse unternahm. In Gesellschaft meiner Freunde, durch ihre Scherze, durch die mich fesselnde Abhängigkeit, durch ihre Lehren, ihre Güte, durch alles dieses wurde ich verhindert, über die Gegenwart und Zukunft nachzudenken. War ich aber allein, der Stille und Einsamkeit überlassen, so floh ich vor dem schrecklichen Gemälde, das ich mir machte, ihre Sophisterei und selbst die Liebe.

Tausend Mal war ich entschlossen, mich zu ihren Füßen zu werfen, Alles zu bekennen und sie um Verzeihung zu bitten. Aber meine Verpflichtungen, meine Liebe zu ihr und selbst meine Eigenliebe hielten mich vom entehrenden Geständnisse zurück, und auch die Hoffnung malte mir die Zukunft mit helleren Farben. Aurora wird eine kurze Zeit unglücklich seyn, sagte ich zu mir selbst, aber die Liebe wird ihr Unglück verscheuchen. Meine Phantasie, meine verblendete Eitelkeit und die noch mehr verblendete Erbitterung ihrer Feinde überzeugten mich bald, daß sie glücklich seyn werde; ich sollte ja so viel Geld bekommen, daß es uns eine Subsistenz verschaffen könnte. Durch Betriebsamkeit wäre ich im Stande, sie gemächlich zu erhalten. Ich würde mich augenscheinlich als einen elenden Wicht betrachtet haben, wäre ich nicht geneigt gewesen, für sie alle meine Kräfte aufzubieten. Ihr erster Zorn würde schrecklich seyn, dachte ich; aber hat sie sich außer dem Bereich der Hülfe gefunden, so würde sie wieder wahrscheinlich der Vernunft Gehör geben, und wir würden endlich, wir müßten glücklich seyn.

Der Tag erschien endlich; aber nicht eher, als bis Aurora ihr heiliges Ja aussprach, fühlte ich ganz die abscheuliche Rolle, die ich gespielt hatte. Ich starrte vor Entsetzen, ich saß fast besinnungslos im Wagen. Ein Thränenguß erleichterte mein Herz von der Last, von welcher es gedrückt wurde. Die uns Umgebenden hielten diesen Kampf der ersterbenden Tugend für ein Uebermaß des Gefühls. Selbst Aurora verstand mich nicht; ich sah, ich fühlte es durch die zärtliche Liebkosungen, die sie bald darauf gegen mich verschwendete. Für die Gewandtheit, mit welcher ich den Plan der Kupferstecher ausgeführt hatte, wurde mir von ihnen erlaubt, Auroren noch einen Monat in der Täuschung zu erhalten. Trunken vom Uebermaß der Liebe in dieser Periode hatte ich nicht die mindeste Ahnung von dem baldigen schrecklichen Ende des Drama's. Nach einiger Berathung mit den unversöhnlichen Feinden meiner Aurora wurde beschlossen, daß ich mich mit ihr nach dem kleinen Dörfchen in der Nähe von Montelimar zurückbegeben, und sie nicht eher, als dort angekommen, über ihre Lage unterrichtet werden sollte.

Als ich meiner Frau den Vorschlag machte, eine Reise zu unternehmen, die nach meinem Sinne sich nicht in dem Schlosse meines Vaters, des Marquis in der Dauphine, sondern in der Hütte meines Vaters, des Blasebalgflickers in dem kleinen Dörfchen bei Montelimar endigen sollte, konnte ich einen schweren Seufzer nicht unterdrücken, den jedoch die Leichtgläubigkeit Aurorens sich nicht erklären konnte. Mächtiger wurde ihre lebhafte Imagination gehoben bei dem Gedanken an eine glänzende Equipage, an die Kammerfrauen, Lakaien, alle in meiner Livree, die man unterwegs anstaunen würde, was so schmeichelhaft für ihre Liebe, wie für ihren Stolz war, und bei all' dem doch so verzeihlich bei ihrem Alter und ihrer Erziehung. Sie war ja so vergnügt bei den Vorbereitungen, die mir so unendlich schrecklich waren; Dringend bat ich die Kupferstecher, mich zu schonen; sie brauchten mich nur an meine Verpflichtungen und an meine Lage zu erinnern, und ich konnte nichts vorbringen.

Zwei von meinen zehn Freunden sollten die Vorreiter abgeben, und der eine, dem Aurora den Korb gegeben hatte war so frech den Kutscher vorzustellen. Und wirklich war er durch die Kleidung, durch eine alte Perücke so entstellt, daß ihn selbst einer von uns kaum erkennen konnte. Drei andere bestiegen fröhlich als Lakaien den Hintertheil des Wagens. Die übrigen vier blieben der Geschäfte wegen in Lyon zurück, trösteten sich aber mit dem Versprechen ihrer Kameraden, über die Vorfälle der Reise von jedem Anhaltspunkte aus benachrichtigt zu werden.

Mein lustiges Völkchen konnte sich kaum des Ausbruchs der Freude enthalten, wenn meine Frau mit wichtigem Stolze bald ihnen etwas zu thun befahl und bald sich mit mir unterhielt über mein Schloß in der Dauphine, über den Umfang meiner Domainen, über meine Fischereien, meine Parks und besonders über meine Bergwerke, die nach ihrer Meinung denen in Peru gleich kämen. Das waren die Gegenstände unserer Unterhaltung auf dem ganzen Wege bis Montelimar. Als wir auf der andern Seite dieser Stadt waren, zeigte der Wegweiser die Straße nach einem benachbarten Dorfe.

Die Straße war damals schlecht, und wir näherten uns unserm Bestimmungsorte mit großer Beschwerlichkeit. Endlich hielt unser Kutscher, der mit seiner Rolle recht gut bekannt war, vor der Thüre einer elenden Hütte. Aus der Thüre derselben stierte uns ein alter Mann an im Gewande des Elends — es war mein Vater. Ich näherte mich ihm; aber diese Scene kann nicht beschrieben werden. Man denke sich auf der einen Seite mich selbst am ganzen Körper vom Entsetzen ergriffen; auf der andern Seite Aurora, die von den Kupferstechern auf einen alten zerbrochenen Karren gesetzt wurde. Man sehe sie in ein wildes Gelächter ausbrechen — den vorgeblichen Kutscher seine alte Perrücke abwerfen — das Pflaster von seinem Auge nehmen und mit einem Tone von Uebermuthe meine Frau anreden: „Nein, Sie sind nicht geboren, einen Kupferstecher zu heirathen. Sie verdienen keinen Kupferstecher; Sie trafen eine Wahl, die Ihrem Vermögen und Ihrer Erziehung angemessen ist; hier ist Ihre Wahl, ein Blasebalgflicker, hier ist Ihr Haus, und hier ist Ihr Schwiegervater.“ Ich wollte etwas sprechen; aber sie warfen sich in den Wagen und jagten mit lautem Lachen davon.

Ich wußte, daß die Entwicklung schmerzvoll seyn würde, aber ich stellte sie mir nicht so überwältigend vor. Die Art und Weise hatte man mir geheim gehalten. Ich fand mich sogar aller derjenigen Sachen beraubt, die man uns nur nehmen konnte. Bevor der Kupferstecher seine Rede endigte, hörte und sah meine arme Aurora nichts von dem, was mit ihr vorging.

Man urtheile nun von meiner Lage. Das Gefühl, das die Natur mir verliehen hatte, war eben durch meine neuliche Bildung an's Licht gebracht, um den schrecklichsten Qualen unterworfen zu werden. Ich bemühte mich, Auroren aus der Ohnmacht zu befreien; aber in dem Schrecken und der Raserei des Augenblicks hoffte ich sogar, sie würde nicht zum Leben kommen. Sie blieb so lange leblos, daß ich von mir selbst erschrack, meine gottlosen Wünsche könnten erhört seyn. Endlich kehrten ihre Sinne zurück; ihr irrender Blick traf den meinigen. „Ungeheuer!“ — rief sie aus, und sank in Ohnmacht. Ich nahm diese Gelegenheit wahr, sie aus der Menschenmenge zu bringen, welche dieser Auftritt versammelt hatte. Es waren meistentheils Frauenzimmer, ein Haufen alter, gelber verschrumpfter, häßlicher Weiber, die gleich einer Gruppe Hexen um sie herumstanden. Eine gute Nachbarin breitete über ein wenig Streu eine alte grobe Bettdecke meines Vaters, und ich legte Auroren darauf. Nachdem ich nun die uns Umgebenden sich wegzubegeben ersucht hatte, machte ich mich bereit, ihr die Geschichte meines Betruges zu erzählen. Noch war sie fast leblos; ich hielt sie in meinen Armen, ich drückte sie an meine Brust, und mit heißen Zähren benetzte ich ihr Gesicht. Nochmals öffnete sie die Augen, und warf mir einen Blick zu, der mein Herz durchbohrte. Sie bat, ich möchte sie allein lassen und die Erzählung des schrecklichen Complotts, dessen Opfer sie gewor-

den, auf morgen verschieben. Ich zog mich zurück, und überließ sie der Sorgfalt der Nichte unseres Pfarrers, welche auf die gefälligste Weise sich ihrer Pflege unterzog.

Welch' eine Nacht brachte ich zu! aus einem Leben voll Glanz in eine elende Hütte herabzusteigen, mit einem schönen Weibe im Lenze und in der Blüthe ihrer Jugend, eine Zierde und ein Abgott jeder glänzenden Gesellschaft — und ich der Urheber ihres Elends! Wie konnte ich das Herz heilen, welches ich verwundet hatte? Wie durfte ich es wagen, ihr Liebe einzuflößen? — Was mich betrifft, so hatte ich Armuth ertragen, und konnte leicht zu derselben hinabsteigen; und wie konnte ich vor ihr von Liebe sprechen, da ich über sie eine solche Menge Uebel brachte, die ein langes Verzeichniß des menschlichen Elendes ausmachen? Ich sollte ihr nicht nur ein Gegenstand der Gleichgültigkeit werden; ich sollte nicht nur aus den Augen, die mir Leben und Freude waren, verbannt werden; ich sollte in ihnen nicht nur Kälte, sondern Verachtung und Abscheu sehen. Verachtet von derjenigen, die ich anbetete, und sogar des Rechtes zu klagen beraubt, kam zum traurigen Uebermaß meines Geschicks die Gewissensangst hinzu. Ich breite über den glänzenden Horizont von Aurorens Tagen das Leichentuch, und aus Herabsetzung und Elend, worin ich sie gestürzt hatte, wird sie vielleicht ein Asyl im Grabe finden. — Glaubt man nun, daß ich in jener Nacht voll schrecklicher Erscheinungen geschlafen habe?

(Fortsetzung folgt.)

Thema.

Zur Gefährtin durch dies Leben,
Das durch manche Wüsten führt,
Ward die Hoffnung uns gegeben.

K. G. v. Brinkmann.

Glosse.

Hoffnung ist des Himmels beste Gabe,
Die so sanft sich hier dem Menschen beut,
Die dem Kind und Manne bis zum Grabe
Auch im Unglück holde Blumen streut.
Still umflattert sie den zarten Knaben
Wie des Junglings goldne Blüthenzeit,
Mit dem Greis wird nimmer sie begraben,
Wenn der Tod an jene Welt sich reiht.
Sie vom Himmel uns gegeben
„Zur Gefährtin durch dies Leben.„

Wenn des Schicksals rauhe Stürme toben
Und der Schmerz das schwache Haupt tief beugt,
Schaut die süße Hoffnung schnell nach oben,
Wo sich hoher Trost und Hülfe zeigt.
Und vergessen sind die schweren Leiden,
Und die Seele träumt von besserer Zeit.
Strahlend malt die Hoffnung ferne Freuden,
Die das Gluck ihr wieder einstens beut,
Malt auch sich als dieses Lebens Zierd
„Das durch manche rauhe Wüsten führt.

Wo sich Glaub' und warme Liebe einen,
Muß auch süßes Hoffen strahlend seyn,
Kann die wahre Tugend ganz erscheinen
Stark, und wie der Aether klar und rein.
Glaube läßt uns höhere Wesen schauen
Liebe spornt uns auf des Glaubens Bahn
Und die Hoffnung starket das Vertrauen
Blicken wir zum Himmel hoch hinan.
Denn zu fördern unser hohes Streben
„Ward die süße Hoffnung uns gegeben.

Hdfld. A. Lwihl.

Sylben-Räthsel.

Ich kenne ein niedliches Stadtchen,
Schon liegt es 3, 4, 1 und 4;
D'ein wohnet ein liebliches Madchen,
Vom Orte die herrlichste Zier:
Von 3 und der 3 noch verkehrt
Habt dennoch ihr nie wohl gehört?

Sie mußte Jedwedem gefallen,
4 irgend gesprochen mit ihr;
Es liebten sie aber vor Allen
2, 1, so wie 2, 3 und 4:
Sie hatten seit längerer Zeit
Schon ernst um die Holde gefreit.

2, 1 trieb als Seiler viel Handel
Mit 1 und der zweiten verkehrt;
Von seinem vortrefflichen Wandel
Ward Ruhmliches stets nur gehört;
3 Seilen ward los er dabei
Noch manche 2 rückwarts und 2.

Als Gerber 4 stattlichsten Sorte
War 2, 3, 4 allwarts bekannt;
Von Jeglichem ward er im Orte
4 brave 2, 3, 4 genannt;
Man kaufte mit wahrer Begier
Sein treffliches 2 und sein 4.

Das waren die beiden Gesellen,
Die strebten gleich ernstlich nach ihr;
Doch Einen nur konnte sie wahlen,
2, 1, 1, 4, 2, 3 und 4;
Es machte der Armen die Wahl,
Da beide so gleich sich, viel Qual.

Doch letzthin, als 2, 1 ihr reichte
Ein Stockchen mit 1, 2, 3, 4,
Da war's, daß zu ihm sie sich neigte,
Vom Stadtchen die kostlichste Zier:
Als Herz sie ihm schenkte und Hand,
Wer schildert, was da er empfand!

Doch als 2, 3, 4 davon hörte,
Durchschnitt es das Mark ihm und Bein;
Dem Hause entlief 4 Bethörte,
Sprang 1! in die 1, 4 hinein:
Als wieder hereinbrach die Nacht,
Ward still er zum Friedhof gebracht.

Logogryph.

Fünf Zeichen sind im Kriege gut,
Geht eine Schlacht verloren;
Sechs haben oft im Uebermuth
Die Menschheit arg geschoren.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 73. Mittwoch, 10. September 1834.

Wer froh ist, ist nicht böse;
Die Freude trägt und hält,
Trotz allem Streitgetöse,
Den Tugendsinn der Welt;
Sie baut schon hier den Glauben
An Gott und die Natur,
Die schönsten Rosenlauben
Der Paradiesesflur.
Die Freude feiert Thaten,
Die sich der Menschheit weihn;
Sie hält und bauet Staaten,
Nur Unmuth reißt sie ein.
Drum singet! singt ihr Lieder!
Daß nicht die Frömmelei,
Singt, daß die Freude wieder
Die Landesgöttin sey.

Tiedge.

Stolz und Liebe.

(Fortsetzung.)

Die ganze Nacht hindurch regnete es so sehr, daß die Wege zwischen unserem Dorfe und Montelimar für mehrere Tage unfahrbar wurden. Dieß verhinderte mich, nach solchen Sachen von Bedarf zu schicken, die wir höchst nothwendig brauchten, und wodurch Aurorens Zustand noch mehr gedemüthigt wurde. Man wird also glauben, daß ich mich früh des Morgens nach ihrem Befinden erkundigte. Ich bekam dunkle, jedoch nicht ermuthigende Antworten. Sie wäre entschlossen, sagte die Nichte des Pfarrers, eine Kraft und Festigkeit der Seele, eine Entschlossenheit des Characters und einen Muth zu zeigen, welcher in der schrecklichen Lage, worin sie versetzt worden, ihre nichtswürdigen Feinde erstaunt und bestürzt machen sollte. Es wäre mir erlaubt, sie zu sehen, hieß es. Es überfiel mich eine Todeskälte; ich konnte freiwillig in den Tod gehen; aber ich spottete seiner. Endlich öffnete sich das Zimmer und sie ward meiner gewahr. Ich warf mich zu ihren Füßen, ich benetzte ihre Hände mit meinen Thränen; schweigend betrachtete sie mich eine Zeit lang in dieser Stellung. Dann ließ sie mich aufstehen und redete mich mit einem Tone von stolzer Würde an, die von keinem Unglück gebeugt werden kann: „Du irrst Dich in mir; wenn ich Dir verzeihe, so ist es wegen Deiner Laufbahn, die Du jetzt betreten wirst. Wenn ein edler Gedanke Dein Herz beseelt, wenn Du nicht Willens bist, mich noch tiefer in's Unglück zu stürzen, mache keinen Gebrauch von dem Rechte, das Du über mich erhalten hast. Diese Dame bietet mir bei ihrem Oheim ein Asyl an. Ich nehm' es an, weil es meiner Lage und meinen Wünschen angemessen ist. Du magst dahin kommen, damit wir uns über die Mittel verabreden, diesem schrecklichen Zustande zu entgehen. Berücksichtige meine Ehre und die Deinige."

Der Mann, welcher liebt, ist sehr bereit, seiner Geliebten zu trauen. Ein liebreiches Wort von ihr genügt, alle seine Qualen zu stillen. Ungeachtet der stolzen Verachtung Aurorens setzte ich Vertrauen in die Güte ihres Herzens, ohne zu bedenken, wie natürlich es seyn mußte, daß sie gegen mich von Haß und Groll entbrannt wäre. Ich hielt also noch zurück mit der Hoffnung, daß mir verziehen worden sey. Ich sah sie sogar lächeln, als sie von den Plänen hörte, welche die Liebe zu unserer künftigen Glückseligkeit ersonnen hatte. In solcher Täuschung lebte ich eine kurze Zeit, bis ein seltsames Geschick sie auf immer verscheuchte. Es war acht Tage nach meiner Ankunft im Dorfe, an einem schönen Morgen, nachdem ich durch die süßen Träume der Nacht mich glücklich gefunden und sogar meinen Schlaf über die gewöhnlichen Stunden verlängert hatte, als mein Vater mich aufweckte und mir zwei Briefe einhändigte. Der erste war von meinen Freunden in Lyon. Sie schrieben mir, daß sie mit meiner Aufführung zufrieden wären und mir Mittel an die Hand geben wollten, um meine Lage zu verbessern. Sie versicherten mir, daß ich nicht den dritten Theil der Summe verthan hätte, welche sie zur Ausführung ihrer Rache bestimmt hätten. Jene Kleider und Zierrathen, womit ich die Leichtgläubigkeit eines vernarrten Vaters und seiner eitlen Tochter betrogen hätte, wären mir ebenfalls zurückgegeben. Sie empfahlen Aurora meiner Sorgfalt und äußerten die Hoffnung, daß sie nicht zu bedauern haben würden, die Rache zu weit getrieben zu haben. Endlich, daß wenn ich gesonnen wäre, in ein Geschäft zu treten, sie noch stets bereitwillig seyn würden, mir jeden möglichen Beistand zu leisten.

Alle Beschwerlichkeiten meines Zustandes schienen auf ein-

mal verschwunden. Ich öffnete den andern Brief. Er war von meiner Frau. Sie bemerkte darin, daß sie wegen meiner liebevollen Aufführung gegen sie und aus Mitleiden mit mir die Sachen so geordnet hätte, daß sie noch vor meinem Empfang ihres Briefes die Thore von Lyon im Rücken haben würde. Um sich von meiner Gegenwart zu befreien, sey sie Willens, in ein Kloster zu treten. Sie erklärte sich offen als meine Feindin und gab ihr Vorhaben zu erkennen, mich und meine Gefährten vor Gericht zu fordern, um über unsere Aufführung Rede zu stehen, damit die Ansprüche auf unser Opfer aufgehoben und den Schuldigen Strafe auferlegt werden sollte.

Von entgegengesetzten Gefühlen bewegt, beschloß ich ihr nachzusetzen und sie Kraft der mir als ihrem Manne von den Gesetzen gegebenen Macht zurückzufordern; dann aber dachte ich wieder, es ist doch schrecklich, ein Frauenzimmer, das ich liebe, und welches ich doch so grausam behandelt hatte, zu verfolgen. Zuletzt entschloß ich mich, einen Ort zu verlassen, wo Alles meine Seele mit beängstigenden Erinnerungen anfüllte. Nach Lyon zu reisen, hatte ich noch Geld genug. Bevor ich mich auf den Weg machte, befragte ich den Pfarrer und seine Nichte, über meines Weibes Entlaufung; sie unterrichtet sie auch waren, und, wie ich nachher erfahren habe, auch Haupturheber dieses Streiches, so konnte ich von ihnen weder durch Versprechungen noch Drohungen das Mindeste herausbekommen. Bei meiner Ankunft in Lyon fand ich neue Hindernisse; wo konnte ich meine Nachsuchungen anstellen? Sollte ich mich an ihren Vater wenden, da er noch gegen mich, als den Verführer seiner Tochter, im ersten Feuer seines Zornes war? Sollte ich nach dem Kloster gehen und mich selbst den Verfolgungen aussetzen? In dieser Verlegenheit nahm ich zu den Kupferstechern meine Zuflucht. Sie riethen mir, daß ich mich ruhig verhalten und in der Stille warten möchte, bis der Prozeß, wodurch die Ehe vernichtet werden sollte, der Gegenstand eines allgemeinen Stadtgespräches werden würde. Diesem Rathe folgte ich und fing sogleich an, auf Mittel zu sinnen, wie ich zu Vermögen kommen könnte, was wohl das beste Mittel war, meine verlorne Frau wieder zu bekommen.

Während ich in aller Stille meinen Geschäften nachging, wurde meine Heiraths-Geschichte der Gegenstand einer allgemeinen Unterhaltung. Aurora zog auf mich aus der Tiefe ihres Klosters heftig los und griff unkluger Weise auch die Kupferstecher an, welche dadurch meine standhaften Vertheidiger wurden. Sie wollte durchaus, daß die Heirath vernichtet werden sollte. Die Aebtissin des Klosters, eine sehr ehrwürdige Frau, bot allen ihren Einfluß auf, diesen Zweck zu erreichen. Der Vater Auroren's hatte seine Freunde und Beschützer, und die ganze Parthei war sehr furchtbar. Wir wurden mit Vernichtung und Schande bedroht; aber den härtesten Schlag sollte ich allein fühlen. Die Kupferstecher machten sich darüber lustig, daß Aurora ihren eigenen Stolz bestrafte, indem sie ein solches Gerede von der Sache machte; aber ihr Scherz milderte nicht den strengsten Blick der Gerechtigkeit. Man erließ eine öffentliche Bekanntmachung zu meiner Verhaftung; aber da Keiner mich kannte, so entging ich derselben. Endlich kam die Klage zum Verhör.

Aurora bekam eine Schutzwache zur Begleitung in den Gerichtshof. Sie trat auf mit all' dem Glanze ihrer Schönheit, geziert mit unaussprechlichem Reiz ihrer unbefangenen Bescheidenheit. Nie hat wohl ein Verhör eine größere Menge Zuhörer herbeigezogen. Ihr Sachwalter vertheidigte ihre Klage mit einer Beredsamkeit, die fast einem jeden in der Versammlung Thränen entlockte. Hingerissen von den Gefühlen, die jedes Herz durchdrangen, waren die Richter im Begriff, den Ausspruch zu thun.

(Schluß folgt.)

Der Ueberfall.

(Ein Bild aus der Vendée, v. Th. Mügge)

„Wer da? Steh!" — rief der Dragoner an der Spitze, und noch ehe der Ruf verhallte, hatte das ganze Commando die Carabiner aus den Hacken gerissen, und zwanzig Hahne knackten.

„Mord und Donner!" — schrie der Sergeant-Major — „was kriecht dort Weißes am Graben hinab! Halt Petitjean! nicht geschossen; Ponge, schlag' den Hund von Weißkittel mit dem Kolben auf den Kopf." —

Der Dragoner setzte rasch über den Graben und hob den verkehrt gefaßten Carabiner, aber das letzte, trübe Roth zeigte ihm einen Menschen, der halb ausgestreckt auf dem nassen Moorboden lag, halb in das schwarze Schilf niederhing und nur von Zeit zu Zeit krampfhafte Anstrengungen als Lebens-Zeichen machte. — Der Soldat ließ den Arm sinken, und mit einem raschen Griffe zog er den Unbekannten empor.

„Nun, was ist's?" — schrie der Sergeant.

„Ein halbtodter Bauer" — versetzte Jener. — „Gott weiß es, ist er krank oder verwundet; schade darum, es ist ein großer, derber Bengel."

Der Sergeant that einen langen, schweren Fluch. „Der Teufel schlage in dieß vermaledeite Land" — rief er — man kommt nicht aus den Büschen und Sümpfen. Könnten wir nur den Burschen zum Sprechen bringen; die Nacht ist da, und der Donner soll mich holen, wenn ich weiß, wo ich den Capitan finden soll. Wie hieß doch das Nest, Kinder."

„Chateau-Morne" — schrie ein halbes Dutzend.

„Ganz recht, Chateau-Morne" — brummte der Alte. — „Bring' doch mal den Burschen her, Ponge."

Der Dragoner faßte den starren, nassen Kittel-Träger kräftig in's Genick, schleifte ihn so neben sich durch den Graben und warf ihn drüben nieder. Auf des Sergeanten Befehl stiegen ein Paar ab, lehnten ihn an einen Erlenstrauch und rieben ihm die Schläfe mit Cognak.

„Ein junges Blut" — brummte der Alte — „ein hübscher Junge; noch zwei Minuten, wird er dann nicht, so laßt ihn liegen, wir müssen weiter."

„Eine Wunde seh' ich nicht" — sagte ein Dragoner, in dem Augenblicke aber zog er die blutige Hand unter dem Kittel hervor, und ein tiefer Seufzer des Liegenden begleitete diese Entdeckung.

„Der arme Teufel, er ist durch die Hand geschossen" — rief der Soldat.

„Nun" — sagte der Sergeant — „mag er auch ein Chouan seyn, er ist ein Franzos und ein Sterbender, die letzten Augenblicke wollen wir ihm nicht verkümmern. Auf die Pferde, Kinder. Vorwärts!"

Er beugte sich noch ein Mal dicht an das blasse Gesicht des Bauers und fuhr zurück, als er plötzlich die Augen öffnete und ihn grimmig anstarrte.

„Bourre, veux-tu m'engloutir?" — schrie er aufspringend, wandte sich aber gleich und kniete von neuem an der Seite des Jünglings nieder.

„Laßt mich ruhig sterben, Ihr Barbaren" — stöhnte derselbe — was wollt Ihr noch von mir?"

„Nichts, mein Junge, gar nichts" — versetzte der Graukopf — „stirb, wie es Dir beliebt, aber erst sage uns, wenn

Du kannst, wo der Weg nach dem — Wie heißt das Wetternest, Kinder?"

„Chateau-Morne!" — riefen die Dragoner von Neuem. —

„Richtig, Chateau-Morne, und wie weit es bis dahin ist." —

Der Sterbende warf einen wilden, erlöschenden Blick auf ihn. „Wo bin ich?" — stöhnte er.

„Mitten unter guten Freunden" — versicherte der Sergeant. „Lauter braven Kindern der Republik und des Vaterlandes, und ich hoffe, Du bist ein ächter Citoyen."

Der Liegende verzerrte das Gesicht, biß die Zähne knirschend zusammen und schloß die Augen. — „Der Tod liegt auf dem Jungen" — murmelte der Graubart — „ich will den letzten Versuch machen." — Er ließ ihm von Neuem die Schläfe reiben, brach dann einen nassen Zweig ab und schwenkte ihm das Wasser von den Blättern in's Gesicht. Der Bauer schlug die Augen auf. „Heda, Freund! wo geht es nach Chateau-Morne?" — schrie ihm der Sergeant in's Ohr.

„Was frägst Du, Bürger?" — stammelte der Landmann. — Der Sergeant wiederholte sein Begehr.

„Haltet Euch rechts, meine Freunde, immer rechts" — stöhnte er in abgebrochenen Lauten.

„Und wie w it ist das Loch?" — fragte der Soldat.

„Wenn Ihr scharf reitet, so könnt Ihr in zwei Stunden dort seyn."

„Der Satan selbst kann hier nicht scharf reiten, in der Nacht" — fluchte der Sergeant — „aber da Du sprechen kannst, Bürger, so sage uns doch auch, wer Dich so zugerichtet hat."

Das ganze Gesicht des Sterbenden verzerrte sich im furchtbarsten Zorne. „Wer?!" — schrie er mit hohler Stimme — „großer Gott, ich muß sterben, Dir gebe ich die Rache!"

„So bist Du also kein Chouan?" — fragte der Sergeant.

„Chouans, Räuber haben mein Herz durchbohrt" — stöhnte der Bauer.

„Steht es so mit Dir, armer Schelm" — rief der Alte. — „Nun, Du bist der Erste nicht und wirst auch der Letzte nicht seyn, der so endet." — Er warf eine alte Satteldecke über den todtwunden ächzenden Mann. „Es ist Alles, was ich für Dich thun kann" — sagte er und zog die Ecken unter dem Körper fest — „mache bald Frieden mit dem Würger und geh' in die Winter-Quartiere.

Er schwang sich auf, und die Schaar wollte weiter, als hinter ihnen Pferde-Getrappel kam, Stimmen schallten, die Schwerter funkelten, aber bald erkannten die bestürzten Dragoner, daß nicht eine Schaar raubsüchtiger Vendéer, sondern ihr eigener General und dessen Gefolge auf sie gestoßen sey.

Sieh doch nach, Dessetes, ob dem armen Teufel nicht zu helfen" — sagte Hoche zu dem Stabsarzte in seiner Begleitung — „es wird eine fürchterliche Nacht, und wenn es wahr ist, daß er dem Gesindel seine Wunden verdankt, so muß er ein Patriot seyn, dem beizustehen unsere Pflicht ist."

„Ich glaube, er lügt" — meinte ein Adjutant.

„Und warum?" — erwiederte Hoche — was hälfe es ihm? Warum sollte er jetzt noch etwas läugnen? An den Pforten der Ewigkeit lügt selten Einer." —

Der Stabsarzt war zu dem Verwundeten getreten, hatte ihn angesehen und kehrte zurück. „Er ist mit Blut bedeckt" — sagte er — überall ist es geronnen und starr, der leiseste Verband kostet viel Zeit und Mühe, überdieß aber muß man Licht haben, denn kaum kann ich mehr einen Gesichtszug erkennen. Seine Wunde ist offenbar tödtlich, und wir verlängern nur seine Qualen; lassen wir ihn liegen, so ist es in kurzer Zeit vorüber."

„Es ist ein hübscher Junge, mein General" — sagte der alte Sergeant — „und so kräftig wie er, erholt man sich schon noch ein Mal bei guter Pflege. Ich habe drei Narben auf der Brust und bin frisch und gesund."

Gut, mein Alter" — versetzte Hoche lächelnd — „aber, was sollen wir machen?"

Der Graukopf zuckte die Schultern. „Ich sehe, daß er verloren ist, aber die Qual möcht ich ihm sparen, und wenn Du es erlaubst, Bürgergeneral, so, er hob das Pistol in der Hand.

„Laß doch sehen, ob es nicht anders geht" — meinte Hoche und näherte sich dem Liegenden. Ein Dragoner hob ihm den Kopf, während der General sich hinabbeugte; aber die Veränderung schien dem Verwundeten äußerst schmerzlich, krampfhaft zuckten seine Glieder, die Füße krümmten sich, als versuche er aufzustehen, und der rechte Arm fuhr heftig und schnell nach der linken Seite, wo er sich in die blutigen Falten des Kittels verwickelte.

Der General trat zurück. „Es sind die Zuckungen des Todes" — sagte er.

„So will ich seine Rechnung abschließen" — murmelte der alte Soldat, spannte das Feuer-Gewehr, und indem er die Decke zurückschlug, hielt er die Mündung dicht an die Stirn des Jünglings.

„Halt" — rief Hoche und faßte das Gewehr — keine Unbesonnenheit, Alter; Dein Schuß könnte uns einen ganzen Schwarm der edlen Ritter in Holz-Schuhen auf den Hals laden. Den laß ruhig liegen, in einer Viertelstunde ist er kalt."

„Die ist es eben, die ich ihm sparen wollte" — brummte der Sergeant und trat zurück.

„Meine Herren" — sagte Hoche zu den Offizieren seines Gefolges — „unser Streifzug hat uns so tief in diese verwachsenen Schlünde geführt, daß ich für meinen Theil, nicht mehr weiß, wo wir sind. Ist Jemand da, der den Weg kennt?"

„Der Teufel hole die Schurken von Führern, die uns im Stich ließen," — fluchte ein Mann mit wildem Backenbart — „wer kann in diesem bestialischem Lande wissen, wo er sey?"

„Still, Camerad! nicht geflucht!" — rief Hoche lachend. — „Du hast zwar im Convent den alten Gott freudig abschaffen helfen, den unsere Herren vom Directorium uns jetzt gnädig wiedergegeben haben, aber wenn man dem Teufel an das Leben wollte, Du stemmtest Dich mit Händen und Füßen dagegen.

„Gewiß, General!" — versetzte Laumonier unter dem Gelächter der Menge, und mit Recht — denn ein Soldat braucht den Einen weit eher, als den Andern."

„Sey überzeugt, er wird Dich finden, Freund" — meinte Hoche — allein was hilft's! in der That, es wäre mir gleichgültig, welcher von Beiden uns sagte, wie und wo wir nach Chateau-Morne kommen. Dort der letzte rothe Punkt im Abend ist bald ganz erloschen, und die grundlosen Kreuz- und Hohlwege werden uns schnell so verwirrt haben, daß kein Mensch weiß, was vorn oder hinten sey. Nun vorwärts, Cameraden, auf gut Glück."

Der Zug setzte sich in Bewegung; durch das Dunkel der Nacht warf der General noch einen mitleidigen Blick gegen den Erlenbusch, aus dessen nassen Blättern das Stöhnen des Todwunden hervorquoll. „Der unglückliche Knabe!" — murmelte er — „vielleicht erwartet ihn die alte Mutter zu Haus, und den ihre Sorge sucht, der sorgt nicht mehr!" — In dem Augenblick erhellte der Blitz eines Feuerrohrs die Büsche, die Pferde flogen seitwärts, und ein Reiter, dicht hinter dem General, sank lautlos zu Boden.

„Was war das!" — rief Hoche mit seiner Donnerstimme in die Verwirrung. „Habt Acht, Bürger! Feuer!" —

Ein Dutzend Kugeln flogen in die Nacht, die Echo's hal-

ten zehnfach wieder, mehrere Dragoner sprengten quer hinein, dort wollte man es laufen sehen, hier raschelten die Zweige — da glaubte man eine Gestalt zu erblicken. Fruchtlose Schüsse und Säbelhiebe kreuzten sich, nichts ward gefunden!

„Wen hat der nichtswürdige Meuchelmörder getroffen?" — fragte der General und ritt zu der Gruppe, die den Gefallenen aufhob und unterstützte.

„Der alte Sergeant, so wahr ich lebe!" — schrie ein Dragoner und betastete das Gesicht.

„Sorgt für ihn, schnell und so gut es geht, hebt ihn auf's Pferd und haltet ihn!"

„Er wird kein Pferd mehr besteigen!" — sagte Desettes — „er ist todt!"

„So bindet ihn fest!" — befahl Hoche — „rasch nehmt die Fourageleinen!" der tapfere Bürger soll auch todt nicht den Mördern in die Hände fallen!"

Eifrig vollzogen die Soldaten den Befehl des Generals, und die treuen Freunde Hoche's drängten sich dicht um diesen, daß er mitten in ihrem Kreise stand. Die Nacht war so dunkel, daß fast nichts erkannt wurde, und jetzt schickten die dichten, schwarzen Wolken einen durchdringenden Regen nieder, den der Nachtwind den Reitern in die Gesichter schlug, und von den Granitwänden und Klippen floß das Wasser in die Hohlwege, und machte sie zum Bett der Gieß-Bäche. —

„Es wird eine böse Nacht für uns, Mornier" — sagte Hoche — und legte die Hand auf die Schulter eines Offiziers.

„Gewiß, mein General" — erwiederte dieser — doch ich bitte Dich, sprich hier nicht weiter."

„Und warum nicht?" — meinte Hoche.

„Du fragst, mein General!" — sagte der Adjutant leiser. „Glaubst Du nicht, daß die Kugel, welche des alten Graubarts Kopf zerschmetterte, für den Deinen bestimmt war? Und was sollte aus uns und diesem unglücklichen Lande werden, wenn Du fielst?!" —

„Sey unbesorgt" — erwiederte Hoche lächelnd — „für mich ist keine Kugel gegossen! Ja, ja, man hat es mir prophezeihet, und ich glaube daran, allein wenn es auch anders wäre, ein Republikaner, und sey er auch der Obergeneral, darf den Tod nie scheuen." —

Der Zug bewegte sich von Neuem vorwärts, bald in die Tiefe enger Querthäler, bald durch ausgehöhlte Straßen über die Kämme der Hügel, die sich dicht und eintönig hoben und senkten und von Haselnuß-, Birken- und Erlengesträuch bedeckt waren. Der stachliche Ginster, der heckenartig den Weg einfaßte, konnte allein das plötzliche Abweichen von der Straße verhüten, und Hoffnung und Gefahr hielten die Krieger muthig und schärften ihre Sinne, die sie mehr als je in diesem heillosen Kriege nöthig hatten.

Endlich tauchte aus der Nacht eine dunkle Steinmasse auf, höher als die übrigen, baumlos und kahl, kaum der harte Fels mit dünnem Moos und Flechten bedeckt. Nur mit äußerster Anstrengung, die Rosse führend, gleitend und fallend auf dem schlüpfrigen Pfade, konnte die erschöpfte Schaar den Gipfel erreichen, allein keinesweges hatte sie mit ihm ihr Ziel erlangt.

Ganz in weiter Ferne sahen sie hier und da glänzende Punkte, die eben so gut Irrlichter, Wachtfeuer oder der flackernde Kienspahn am Heerde einzelner Pachthöfe, als die hellen Scheiben Chateau-Morne's und einiger anderer Flecken seyn konnten. Ein schwaches Hunde-Gebell stahl sich zu ihnen hin und stärkte ihre schwindende Hoffnung; aber weiter war auch nichts zu erkennen, unabsehbar dehnte sich die Nacht, und nur so viel schien gewiß, daß das vorliegende Land sich mehr und mehr zur Ebene senke, und die waldigen und felsigen Hügel bald völlig ihr Ende erreicht hätten.

„Bei meines Vaters Barte!" — rief Laumonier — „mir scheint es, die Nacht habe uns arg betrogen. Irr' ich nicht völlig, so müssen wir an der Gränze von Marais seyn, und die ganze Boscage liegt hinter uns."

(Fortsetzung folgt.)

Nachtgedanken.

Schweigend brichst du herein, heilige Mutter, Nacht,
Vom entfernten Pol rollet dein Wagen her;
Doch nicht schmückt dich, wie sonst dein
Sternenschleier, o Mutter Nacht.

Heute führest du Graun über die Flur einher;
Horch! mit Sturmesgetön rollet dein Wagen her,
Und dein Sternengewand, es
Flattert wirbelnd und birgt sich.

Doch ich zittere nicht, nein, ich erfreue mich
Ob des Sturmes Gekrach! — Ha, wie die Seele mir
Schwillt im Sturme des Weltall's,
Wie das Herz mir im Busen pocht!

In mir stürmt es ja wild, wilder als du, o Nacht,
Darum bist du so lieb mir in dem Wolkengewande, welches der Sturmwind
Wuthvoll reißt, daß die Erde bebt.

Welche Schatten, o Nacht, führst du heran zu mir? —
Unbekanntes Gebild', eile von Hinnen fort! —
Nacht, wie bist du so heimlich,
Schaurig und so gesichtevoll. —

Durch zerrissenes Gewölk blicket der Mond herein
Mit erstorbenem Schein; geisterahnlich herab
Schweben sauselnde Bilder
Von dem Monde zu mir heran!

Durch zerrißnes Gewölk wälzet er mühsam sich
Fort. — Es winket mir dort, dort aus dem Hain hervor?
Clara, winkst du mir jetzt?
Harrest du mein in dem dunkeln Hain? —

Ihr Phantome der Nacht weichet, entweicht von mir!
Dunkler wird's um mich. — Frevler erkennst du mich?
Nein! — Wie heulte der Sturmwind:
Carolina! — Ich erkenne dich!

Sylben-Räthsel.

Die erste Sylbe ist sehr wild,
Dient als der Kraft, des Muthes Bild,
Sie hat zwei Horner auf dem Haupt,
Ihr Augenpaar wild Feuer schnaubt.
Spricht Sylbe zwei schon Gretchen aus,
Geht Töffel ganz betrubt nach Haus.
Ach Gott! sagt er, ich dachte nicht,
Daß Gretchen gar auch Korbe flicht.
Sie kommt ihm nie mehr aus dem Sinn,
Er gramt sich, schwindet bald dahin,
Man senkt ihn in die Gruft hinab,
Das Ganze steht auf seinem Grab.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Wurzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 74. Sonntag, 14. September 1834.

Zufrieden seyn, das ist mein Spruch!
Was hülf' mir Geld und Ehr?
Das, was ich hab', ist mir genug;
Wer klug ist, wunscht nicht mehr.
Man wünscht, und wünscht, und wenn man's hat,
Ist man des Wünschens doch nicht satt.

Claudius.

Stolz und Liebe.

(Schluß.)

Der Kupferstecher, dem Aurora einen Korb gegeben hatte, bedachte, daß Keiner für mich spräche, und bat um Erlaubniß, einige Worte über diesen Gegenstand sprechen zu dürfen. Das wurde ihm gewährt, damit es nicht hieße, ich wäre unverhört verurtheilt worden.

In wenigen Worten trug er meine Gefühle vor, gab mir die besten Lobsprüche und gestand freimüthig alle Umstände. Nun schien er zu stocken, nach einem Augenblicke des Schweigens wendete er sich zu Aurora und sagte zu ihr in einem festen und kräftigen Tone: „Madame, da Sie nicht wollen die Frau eines Blasebalg-Flickers heißen, so müssen Sie doch die Mutter des Kindes von einem Blasebalg-Flicker seyn. Wollen Sie denn durch die Vernichtung der Ehe das Kind zu der Schande der unehlichen Geburt verdammen?" — „Nein, o nein!" rief sie nun am ganzen Körper zitternd und in Thränen zerfließend. „O nein!" — rief jede Stimme in der Versammlung.

Dieser Ausbruch des Gefühls von mütterlicher Liebe entschied den Prozeß. Die Richter erklärten unsere Ehe für gültig, aus dem Grunde, weil der Contract mit meinem wirklichen Namen unterzeichnet war. Noch fügten sie hinzu, daß gar keine solche Standes-Verschiedenheit unter uns obwalte, wodurch sie berechtigt seyn könnten, unsere Ehe aufzulösen. Jedoch erklärten sie Auroren, daß es ihr frey stände, ihren besondern Aufenthalt zu wählen, und beruhigten sie, daß sie vor aller fernern Beunruhigung geschützt und von meiner Gewalt befreit seyn sollte.

Wohl war ich während des ganzen Verhörs in der Versammlung; aber Keiner vermuthete, daß der arme Blasebalg-Flicker das Aeußere eines feinen Mannes haben könne, und ich blieb demnach unbeachtet. Seitdem trug man sich mit den lächerlichsten Mährchen von unserer Verheirathung und meiner Abwesenheit herum. Ich lachte mit den Andern. — Aber ich fand auch, daß diejenigen, welche sich auf Kosten Aurorens lustig machten, gewöhnlich auch mir die Schuld aufbürdeten. Nachdem ich mit meinen Freunden berathen und eingesehen, daß Lyon nicht der Aufenthalts-Ort für mich wäre, beschloß ich, diese Stadt zu verlassen und reiste nach Paris. Hier vermuthete Keiner, wer ich war. Der arme Blasebalg-Flicker mit hunderttausend Franks und dem Credit von seinen Lyoner Freunden war ein angesehener Kaufmann. Das Glück begünstigte mich über mein Erwarten. Mein Verkehr mit Lyon dauerte fort. Ein glücklicher Zufall setzte mich in den Stand, einem dortigen Banquir einen wichtigen Dienst zu leisten, und wie es sich ergab, war dieses mir selbst von wesentlichem Nutzen. Er wünschte sehr, daß ich ihm einen Besuch abstatten möchte. Ich nahm diese Einladung sehr gerne an, denn ich sehnte mich, dieselbe Luft einzuathmen, wo Aurora wohnte. Ich begab mich also nach Lyon in einer glänzenden Equipage mit einer Dienerschaft in einer Livree nach der neuesten Mode. Diesmal war nichts erborgt.

Meine alten Freunde erkannten mich kaum, es war also leicht, den Bemerkungen geringerer Bekannten zu entgehen. Ich fragte nach dem berühmten Prozesse, der vor fünf Jahren so viel Aufsehen erregt hatte; ich fragte nach Aurora, nach ihrem Kinde, ohne Anschein von besonderem Interesse. Man sagt mir, ihr Vater sey todt, und daß sie, wegen des schlechten Standes seiner Angelegenheiten in roßer Abhängigkeit von der Aebtissin zurückgelassen worden. Noch immer erregte sie das Interesse des Publikums zu ihren Gunsten. Die Aufmerksamkeit, die sie auf die Erziehung ihres Sohnes verwendete, gewann ihr die höchste Achtung. Auch bemerkte man, daß der Blasebalg-Flicker sie niemals beunruhigt hätte.

Man kann sich vorstellen, daß ich diese Nachrichten nicht ohne die innigste Rührung vernahm. In der ganzen Zeit meiner Abwesenheit waren alle meine Bemühungen nur nach Einem Ziele gerichtet — auf die Mittel, wodurch Aurora sich glücklich fühlen konnte. Jede Unterhaltung über sie brachte mir den Sommer meiner Liebe zurück, und ihr Bild, das nie aus meinem Herzen gewichen war, wurde mit desto größerer Liebe darin befestigt — und mein Kind, das ich noch niemals an mein Herz gedrückt hatte! Das war nun ein neuer Gedanke, es sollte ja meinem künftigen Leben neue Reize verleihen. Ich entschloß mich, sie zu sehen.

Die Gläubiger von Auroren's Vater hatten durch Vermittelung eines der Kupferstecher alle ihre Forderungen bezahlt bekommen. Mehrere Sachen, die aus mancherlei Ursachen einen besonderen Werth hatten, wurden in den Auctionen ihrer Habe für sie erstanden. Mein Banquir hatte mir von ihr gesagt, und er war ein Mann von vieler Achtung — ich machte ihn zu meinem Vertrauten. Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte.

Nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, sagte er mir, daß die Aebtissin seine Freundin wäre, daß er mir eine Zusammenkunft mit meiner Frau verschaffen und sich bemühen wollte, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen.

Wir machten uns nach dem Kloster auf. An der Pforte desselben lassen wir uns anmelden, er unter seinem bekannten Namen, und ich als ein reicher Kaufmann, ein Fremder aus Paris. Wir werden eingelaßen. Welches Gemälde bietet sich meinem Blicke dar — Aurora! die bezaubernde Aurora selbst in all' dem Glanze ihrer Schönheit sitzt an der Seite der ehrwürdigen Aebtissin; ein Kind — ein Cupido schläft auf ihrem Schooße und beschäftigt ihre ganze Aufmerksamkeit. Ihre Augen begegnen den meinigen, sie erschrickt und wird beunruhigt; mein Antlitz ruft in ihre Seele schmerzliche Gefühle zurück; aber da ich von einem, den sie recht gut kennt, eingeführt bin, so vermuthet sie gar nicht, daß der reiche Pariser Kaufmann der Blasebalg-Flicker sey. — Nachdem sich der Banquir einige Minuten mit der Aebtissin unterhalten, fragte er sie, ob sie nicht einige Aufträge in der Hauptstadt hätte, welche ich freundschaftlich übernehmen würde. Während er spricht, erwacht das Kind; anstatt nun über dem Anblick eines Fremden erschrocken zu seyn, betrachtet es mich mit Lächeln, blickt auf seine Mutter, sieht mich an, als überleg' es, wen es vorziehen soll. Ueberwältigt von Gefühlen fasse ich das Kind in meine Arme und werfe mich zu Auroren's Füßen. Blaß und am ganzen Körper zitternd ruf ich aus: „Aurora, Dein Sohn bittet um Vergebung für seinen Vater!" Aurora, einer Ohnmacht nahe, blickt auf uns abwechselnd und mit unaussprechlicher Rührung. Mein Kind scheint sie mit herzlicher Bitte zu betrachten. Die Aebtissin unterstützt sie, und nach einigen Minuten kehrten ihre Lebensgeister zurück. Sie zerfließt in Thränen, das Kind strebt nach ihr, es kann sich nicht ihr Weigern erklären und erhebt ein wehmüthiges Geschrei. „O, meine Aurora" — ruf ich aus — „Sie müssen mir vergeben!" Sie wirft sich in meine Arme und sagt: „O, ich fürchte, Du hast die Absicht, mich abermals zu hintergehen — aber Dein Sohn spricht für Dich — ich bin ganz die Deinige." — Sie drückt mich an ihr hochklopfendes Herz. Schweigend und innigst gerührt sehen wir uns einige Minuten einander an. „Meine Kinder" — sagte nun die Aebtissin, und eine Thräne der Rührung glänzte in ihren Augen: „Ihr habt wohlgethan. Der Herr scheint uns allzu gut, als daß er die Absicht haben sollte, uns zu hintergehen. Aurora hat zu sehr gefühlt, als daß sie länger eine Sclavin des Stolzes seyn sollte. Möge diese Verbindung glücklicher als die erste seyn! Der Himmel segne Euch!"

Diese Worte, auf eine feierliche und würdevolle Art gesprochen, beruhigten unsere Gemüther. Hierauf erzählte ich ihnen meine ganze Lebensgeschichte, ohne die Gewissensbisse wegzulassen, die ich durch manche meiner Handlungen fühlen mußte. Mit dem innigsten Vergnügen fühlte ich Auroren's Händedruck, als ich ihr die Pläne erzählte, die mich meine Liebe für sie erfinden ließ. Die Erzählung von meinen Reichthümern hörte sie mit Gleichgültigkeit an; aber innigst gerührt ward sie bei der Erwähnung, wie ich die Angelegenheiten ihres Vaters berichtigt hatte.

Bei der Gelegenheit unserer zweiten Vermählung veranstaltete unser Freund, der Banquir ein glänzendes Gastmahl. Es mag hierin auch erwähnt werden, daß in der Nachbarschaft unseres Freundes in einer angenehmen Gegend ein Haus zu verkaufen war. Ich bemerkte, daß dieses Haus meiner Frau gefiel; ich kaufte es also für sie, und in 24 Stunden überraschte ich sie mit den Documenten, wodurch sie Herrin jenes Hauses geworden.

Hierauf nahm ich sie und meinen Sohn nach Paris. Da sie noch ganz ihren vorigen Stolz besaß, so schien sie gar nicht gerührt von all' dem Glanze, der reichverzierten Wohnung; aber Widerwärtigkeiten hatten sie recht gut belehrt, gegen dergleichen Sachen gleichgültig zu seyn. Hier also fand ich mich geliebt von der, die meiner ganzen Liebe würdig war.

So waren einige Jahre glücklich vergangen, als eines Morgens Aurora glänzend vor Freude in mein Zimmer trat und zu mir liebevoll sagte: „Gewiß, mein Leber, wirst Du eine Einladung von Deiner Frau nicht abschlagen? Ich bin Willens, in Lyon ein Mittagsmahl zu geben, und mein Sohn soll die Honneurs des Hauses machen.

Am Tage des Festes kam ich zur rechten Zeit und fand Auroren mit mehr als gewöhnlicher Eleganz gekleidet. Der Mittag ward angekündigt. Man denke sich mein Erstaunen, als sie mich bei der Hand nimmt und in ein Zimmer führt, das die Grazien selbst verziert hatten — dort wir die zehn Kupferstecher vorstellt, meine ersten Freunde, die Gründer meines Vermögens, meiner Ehe, meiner ganzen Glückseligkeit, und nun denke man sich den Zauber, den die reizende Freude meiner Aurora über diese ganze Scene verbreitete.

Als wir in das Gesellschafts-Zimmer treten, berührt Aurora eine Feder, zieht einen Vorhang weg und stellt unsern Blicken zwei vortreffliche Gemälde dar. Wir nähern uns, dieselben zu betrachten, und „O Zauberin!" — rufen wir Alle zugleich. Das erste Gemälde nämlich stellt die Scene vor, die vor meines Vaters Thür in jenem Dörfchen Statt fand; hierunter befinden sich die Worte: „Liebe durch Stolz besiegt." Das andere stellt das Fest vor, das wir eben feiern, und hierunter befinden sich die Worte: „Stolz durch Liebe besiegt."

Hier ist nun der Schluß meiner Geschichte. Zu der Zeit, da ich dieses schreibe, bin ich Vater von vier Kindern. Der Kupferstecher, dem Aurora einen Korb gegeben, ist der Pathe des ersten Kindes. Derselbe ist nun ein Mann von großem Ansehen. Er hat bereits lange eine reizende Frau, die wegen der Aufmerksamkeit, die sie auf die Erziehung ihrer Tochter verwendet, in ganz Lyon in Achtung steht. Meine Aurora meint, ihr Glück werde vollkommen seyn, wenn dieses Mädchen auch ihre Tochter heißen wird, und das Merkwürdigste ist, daß mein Sohn diese Gesinnung billigt.

Der Ueberfall.

(Fortsetzung.)

Eine lange Reihe mehr oder minder leise gemurmelter Flüche folgte dieser Bemerkung, und die Krieger der Republik strengten sich vergebens an, bessere Wahrzeichen zu finden.

„Parbleu!" — sagte Hoche — „so wäre es zuletzt das Gerathenste, wir kehrten um, oder blieben wenigstens, wo wir sind. Bis hierher in ihre verstecktesten Nester und Schlupfwinkel will ich die letzten der edlen Herren von den königlichen Raubern noch nicht aufsuchen."

„Wenn nur nicht das Eine so gefährlich wäre als das Andere" — meinte Mornier. „Umkehren ist nicht möglich, denn schwerlich finden wir den Rückweg, und wenn auch, Roß und Mann sind nicht im Stande, die beschwerlichen Pfade von Neuem zu erklimmen; stehen bleiben aber können wir gar nicht, denn die Nacht auf der Höhe in Kälte und Regen, ohne das geringste Obdach scheint mir weit gefährlicher als die Höhlen der Brigands."

„Wer weiß, ob wir nicht dennoch auf dem rechten Wege und näher sind, als wir meinen" — sagte ein alter Offizier des Stabes. „Chateau-Morne liegt ja am Ausgange der Bocage."

„Es ist nicht möglich, die Wahrheit zu fassen" — sagte

Hoche nach einigem Nachdenken — „allein wir wollen abwärts. Vorsichtig, Freunde! trotz ihrer geweihten Kreuze, sollen sie nicht besser erleuchtet seyn als wir."

Eine Strecke war man weiter, und ein düsterer, enger Hohlweg nahm die Schaar auf. Schroff stiegen die nackten Wände empor, das strömende Wasser umplätscherte die Hufe der Rosse, und die Büsche, die aus allen Ritzen emporwucherten und den Himmel halb verbargen, schickten ein Meer schwerer Tropfen auf die zitternden Kinder des schönen Frankreichs.

„Hier ein Dutzend entschlossener Männer, und wir sind verloren!" — sagte Hoche zu seinen Gefährten, und im Augenblicke tauchten ein paar dunkle Gestalten seitwärts an den Sträuchen auf.

Verwirrung faßte den Haufen, die Feuer-Gewehre waren unbrauchbar, die erstarrten Hände der Reiter zerrten halb machtlos an den Griffen der Säbel.

„Wer da! steht! Ergebt Euch, im Namen der Republik!" — riefen die Vordersten.

„O, habt Mitleid!" — tönte es von einer Weiberstimme zurück — „habt Erbarmen mit einer alten Frau!"

„Zum Teufel! was macht das alte Weib mitten in Nacht und Regen auf der Straße?" — schrie Laumonier wild. „Bringt sie her, Dragoner!"

„Laßt sie los, Kinder!" — rief Hoche dazwischen und ritt vorwärts. „Die Zeit der Gräuel ist vorüber, Laumonier, und Du bist weder Volks-Repräsentant mehr, noch Befehlshaber."

„Was macht Ihr so spät in der schrecklichen Nacht auf der Straße" — fragte er im strengen Tone. „Wer seyd Ihr? Wohin wollt Ihr?"

„Ach gnädigster, gestrenger Herr!" — begann die Alte.

„Schweig, Weib. Schwatze nicht von gnädig und gestreng, Bürgerin" — rief Hoche — „sag' kurz und bündig, wer Du bist."

„Des Müllers Frau von Albi sur Sevre, Herr" — stammelte die Alte zitternd — „und hier ist meine Nichte Jeannette. Mein Sohn Joseph ging diesen Morgen fort, um in Chatillon nach dem Weizen zu sehen, und ist nicht wiedergekommen. Bis die Nacht da war, wartete ich, dann konnte ich nicht länger, und wie sehr es auch stürmte, ich mußte fort."

„Und wie sah denn Dein Sohn aus, Frau?" — fragte der General.

„Ei, Herr, es war ein schlanker Bursch, der in der ganzen Gegend der beste Schütz und der beste Tänzer war."

„Und er trug einen blau- und weiß-gestreiften Kittel, und am dritten Finger der rechten Hand einen silbernen Ring?" — fuhr Hoche fort.

„Heilige Mutter Gottes von Niort!" — schrie die Alte und umschlang die Kniee des Reiters. „Ihr habt ihn gesehen, Herr, wo ist er? Ihr habt ihn gefangen! laßt ihn los, er ist niemals bei den Königlichen gewesen!"

„Ich weiß nichts von ihm" — sagte Hoche. „Als es noch Tag war, saß eben an der Straße ein junger Mann, der nach Deiner Beschreibung Dein Joseph war."

„So war er krank, wohl gar verwundet. Laßt mich gehen, Herr, daß ich ihn aufsuchen kann."

„In Gottes Namen geht" — versetzte der General — „kann ich Euch auch nicht den Weg zeigen, so will ich Euch doch nicht hindern, ihn zu suchen! — Allein erst sagt uns, wie weit ist Albi sur Sevre?"

„Wohl drei gute Stunden, Herr."

„Und diese Straße führt gerade darauf los?"

„Ihr könnt sie gehen" — sagte die Frau — „doch erst erreicht Ihr — Jeannete, wie heißt das Dorf?"

„Chateau-Morne" — rief eine zitternde erlöschende Mädchenstimme.

„Gut, und man kann den Weg nicht fehlen?"

„Niemals, lieber Herr, es ist die breite Straße, bald seht Ihr die Kienfackeln im Dorfe brennen und seyd wohl empfangen."

„Nun, so geht mit Gott, wenn Ihr nicht lieber mit uns umkehren wollt" — rief Hoche, und bald lag der Hohlweg den Soldaten im Rücken.

Während das Alles vorging, saß beim Beginn des Abends in dem einsamen Pachthofe Croixrouge ein Trupp Männer von so wildem und verstörtem Ansehen, daß in jedem andern Lande, und zu jeder andern Zeit auch hier man ohne Zweifel eine verwegene Mörderbande darin erwarten konnte. Wie alle die kleinen, getrennt liegenden Meierhöfe der Vendée, erhoben sich im Kreise der Hecken und Gräben ein Paar unregelmäßige und niedrige Holzgebäude, deren größtes mit gebrechlichen Rohr- und Lehmwänden, kleinen Fenstern, bald offenen Löchern, bald mit Oelpapier verklebt, und einer Art von Porticus oder Vordach, das von rauhen Holzsäulen getragen wurde, sich als das Wohnhaus ankündigte. Der Boden des einzigen Gemaches war mit Estrich übergossen, aus der hintern Wand ragte eine Eisenstange hervor, an dieser hing eine Kette, deren letzter Hacken in den Tragering eines mächtigen Kessels griff; und während die Mehl- oder Milchsuppe lustig darin sprudelte, brannte auf den Ziegelplatten darunter ein schmauchendes Feuer von halbnassem Stroh, Grummet und Reisig, dessen dicke Rauchsäulen den ganzen oberen Raum füllten.

Acker- und Hirten-Geräth hing an den Wänden umher, in einem Abschlag von halber Manushöhe standen ein paar schlechte Betten von Wollmatratzen mit Decken, am Boden war ein breites Strohlager gemacht, wo schlafendes Volk bunt durcheinander lag, und auf der andern Seite, wieder durch eine Bohlwand von wenigen Fußen getrennt, ragten die Köpfe einer Reihe langhörniger Kühe und kleiner Pferde herüber, und hinter ihnen grunzte, blöckte und meckerte es in seltsamer Vermischung.

In der Mitte des Wohngemachs aber, auf vier festgerammten Pfählen, ruhte eine gewaltige Tischplatte, bedeckt mit Waffen mancherlei Art; kurze und lange Pistolen, breite Messer, Patrontaschen, Filzhüte und lange Senseneisen lagen durcheinander, und dabei standen ein paar Männer, bemüht, den Kram zu ordnen, während die Andern um das Feuer und in dem Raume saßen und gingen und ein tiefes Schweigen beobachteten.

Beide Stehenden zeichneten sich durch eine etwas reinlichere Kleidung sowohl als durch den befehlenden Austrich ihrer Mienen aus, diese selbst aber wie ihre ganzen Gestalten waren himmelweit verschieden. Der Eine war fast ein Riese zu nennen: auf herkulischen Schultern saß ein dicker Kopf, der von blondem, dichtem Haar bis an die kurze Stirn halb lockig beschattet war; in seinen Zügen lagen rohe Wildheit und Trotz, und eine abschreckende Starrheit in allen Bewegungen, vom stieren Blick des Auges, bis zur eintönigen Drehung der markigen Fäuste.

Der Andere dagegen war ein Mann von kaum mittlerer Größe, der ganze Wuchs mehr schwach als stark, das dunkle Haar zurückgedrückt von der hohen schöngewölbten Stirn, die Augen unsicher umherirrend, bald funkelnd wild, bald keck, bald scheu und forschend, um die schmalen blaugelben Lippen ein unheimliches Spiel der Muskeln; ungleich der Schritt, ungleich, bald krampfhaft zuckend, bald langgestreckt, die Bewegungen der Arme und des Körpers, aber immer in Allem den Mann bewährend, der auf den ersten Blick als aus der höheren Gesellschaft erkannt wird.

„Kommt herbei, Vater Leclon" — sagte er — „nehmt das Ganze und vergrabt es, so gut Ihr könnt und mögt. Es

ist Alles, was uns von so vielen Tapfern blieb; kehren wir zurück, so kann es uns noch ein Mal nützlich werden, jetzt hindert es uns."

„So ist es also Ihr fester Wille, den ganzen Krieg als beendigt zu sehen, und das Land zu verlassen?" — fragte der Andere finster.

„Es ist nichts Besseres zu thun!" — versetzte Jener. „Die meisten unserer tapfern Freunde sind todt, ein neues Heer nicht möglich, die Hülfe von außen vernichtet, Poitou verloren, was kann man noch versuchen?"

„Aber noch haben wir Bourbon, noch die Sevres, noch die Sables" — sagte dieser. „Wie, Herr Marquis" — fuhr er spöttisch fort — „Sie, der Tapferste der Tapfern, wollen die heilige Sache des Königs schimpflich aufgeben?"

„Wer sagt das, General?!" — rief der Gescholtene stolz — „ich gab noch nie etwas auf, wo ich nicht mußte, aber ich achte mich selbst zu hoch, um mit dem Ruhme zufrieden zu seyn, wie jeder gemeine Kerl für die Sache Sr. Majestät auf dem Blutgerüste zu sterben. Mein Leben, denk' ich, soll ihm mehr nützen, als mein Tod es kann."

„Das Beil würde darum nicht stumpfer werden" — rief der Andere höhnisch — „und viele der Edelsten und Höchstgeborenen haben den schlimmen Gang herzhaft gemacht."

Das dunkle Auge des kleinen Mannes schien Feuer zu sprühen. „Es ist nicht nöthig, mich darauf zu vertheidigen" — sagte er — „ich habe zu wohl gezeigt, wer ich bin, und der Namen Charette wird noch glänzen, wenn" . . .

„Sprechen Sie es immerhin aus" — rief sein Gegner — wenn Stofflet's Name wie sein Körper lange von den Würmern verzehrt ist."

„Ganz recht" — erwiederte Charette kalt und drehte sich von ihm.

„Der Teufel hole den albernen Hochmuth" — schrie Stofflet und warf sein kurzes Schwert gewaltig auf die Tafel. „Meine Thaten sind mindestens den Ihrigen gleich, und der ganze Unterschied ist, daß der Marquis Charette die Ihren, die meinen der Förster Stofflet vollführte. Der General Stofflet aber und der General Charette sind einer nicht mehr werth als der andere, und der Marquis ist hier zu Lande jetzt weniger als der Förster."

Ohne etwas zu erwiedern, zog Charette die Uhr. „Um Mitternacht brechen wir auf" — sagte er — „wer von Euch, meine Kinder, nach Haus will, der trenne sich hier von mir; die Blauen werden Euch nichts anhaben, wenn ihr friedlich zurückkehrt; wer das nicht will, der gehe mit mir nach England, bis bessere Zeiten kommen; an der Küste erwartet uns ein Schiff."

„Wer wagt es, uns Flucht und Schande vorzuschlagen" — schrie Stofflet. „Hölle und Teufel, sind wir nicht noch über hundert tapfere Männer hier? erwarten uns nicht noch Tausende, die sich in den Sümpfen sammeln! Vertraut Ihr so auf den Schutz der gnadenreichen Jungfrau und der Heiligen? sind Eure geweihten Kreuze, Eure Wunderzeichen, die Euch aus tausend Gefahren errettet, nichts mehr jetzt?! Hervor, ehrwürdiger Herr, hervor und stärkt ihre wankenden, sündhaften Herzen, die der böse Feind erschüttert hat." Während er mit der einen [illegible] einen Geistlichen vom Stuhle empor zog, hafteten seine [illegible] Blicke auf dem unerschütterlichen Marquis, der in gro[illegible] Geistesruhe die goldene Dose zwischen den Fingern drehte [illegible] eine Prise nach der ander nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Bamberg. Kaum war der geistreiche Kaplan Ammon begraben, so wurde sein astronomischer Kalender für 1835 ausgegeben, welcher seine glückliche Gabe, auch minder faßliche Gegenstände dem gemeinen Manne eindringend zu machen, auf die schönste Weise erprobt. Dieser Schwanen-Gesang ist die erste Erscheinung der Art in Bayern, und tragt durch seine einfache Erklärung der Himmels-Erscheinungen sehr viel zur Aufklärung des Volkes bei. Kaum konnte über die physische Beschaffenheit der Kometen, über ihren Einfluß auf Temperamente und Fruchtbarkeit der Erde, über den Planeten Jupiter und seine Monde, über die Witterungs-Prophezeihungen in gedrängter Kürze etwas Angenehmeres gesagt werden. Man hofft, daß der Bruder des Verfassers, Rector und Professor der Mathematik in Passau, welcher einst auf Steigerung seiner Kenntnisse in der Astronomie etc. reiste, diesen Kalender jährlich fortsetzen wird.

Der verstorbene Jubel-Pfarrer Schellenberger hegte viele Jahrzehnte den Wunsch, der Magistrat möge ein feuerfestes Haus zur öffentlichen Niederlage von guten Gemälden für die Bildung junger Künstler einräumen, damit er die seinigen auch dazu stiften könne. Da er die Ausführung dieses Wunsches nicht erlebte, so vermachte er seine Gemälde, damit sie nicht zerstreut würden, einstweilen dem allgemeinen Krankenhause in der Hoffnung, daß seine Idee zur öffentlichen Gemälde-Ausstellung später noch realisirt werde. Gegenwärtig existirt eine weit schätzbarere Sammlung von Gemälden, welche der Domvikar Hemmerlein unter Resignation auf alle andern Genüsse nach und nach sammelte, und Kenner auf mehr als 20,000 fl. schätzen. Vielleicht wäre dieser edle Patriot für die Verewigung seiner Sammlung zu gewinnen, wenn der Magistrat und die Gemeinde-Bevollmächtigten die Hände bieten wollten.

Wäre einmal eine solche Anstalt mit 100 Stücken begründet, so würden von Zeit zu Zeit auch andere Patrioten zur Vermehrung der Sammlung veranlaßt werden, und die Stadt würde in einer Reihe von Jahren ein Vermögen gewinnen, welches sich hoch verinteressirt. Denn nicht nur viele Reisende würden das ganze Jahr hier verweilen, sondern auch die nach der Malerkunst strebenden Jünglinge der Einwohner könnten künftig ihre Vorbilder hier finden, und die großen Kosten zum Besuche auswärtiger Sammlungen für Nachbildung ersparen. Bamberg hat in seiner reizenden Lage viele Vorzüge; durch diese Kunstzugabe würde es als deutsches Florenz zu betrachten seyn.

Hätte Hemmerlein ein Verzeichniß seiner Gemälde durch Druck bekannt werden lassen, so würden schon jetzt viele Reisende, welche nach Pommersfelden zu kommen, keine Zeit haben, wegen dieses Kunstgenusses mehrere Tage hier verweilen.

Logogryph.

Wenn einen Buchstaben
Vom Orte in Schwaben,
Wo Salz man erzeugt,
Gefälligst ihr streicht,
Und setzt dann im Nu
Einen Frosch noch hinzu:
Welch' schurkischen Mann
Wohl schuftet ihr dann?

Auflösungen in Nro. 72: a) des Sylbenräthsels: Oleander.
b) des Logogryphs: Depot. — Despot.
Auflösung des Sylbenräthsels in Nro. 73: Urne.

C[illegible] nemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 75. Mittwoch, 17. September 1834.

Handelt! durch Handlungen zeigen sich Weise,
Ruhm und Unsterblichkeit ist ihr Geleit.
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umschließenden Zirkel beglücken,
Nützen so viel, als ein Jeder vermag;
O! das erfüllet mit stillem Entzücken;
O! das entwölket den düstersten Tag.

v. Salis.

Der Ueberfall.

(Fortsetzung.)

So wie der Geistliche hinter den Tisch trat und sich zum Reden bereitete, standen auch die königlichen Soldaten auf und schauten mit dem Ausdrucke tiefster Verehrung auf den Gottesmann.

„Meine Brüder" — begann der Geistliche — „welch wilder Streit will hier die Eintracht verjagen, jetzt, wo diese nöthiger ist als jemals; wo die grausamen Rotten der Hölle über uns gekommen sind mit Feuer und Schwert und nichts verschonen, was Leben hat? Denkt an Eure geschändeten Weiber, an Eure ermordeten Kinder, an Eure zerstörten Felder, Eure verbrannten Hütten, denkt an jene höllischen Colonnen, an Eure Brüder und Freunde, die diese Niederträchtigen, diese Teufel in Menschengestalt, schlachteten, die sie unter Hohngelächter ersäuften und schaarenweise würgten. Wie, und Ihr wollt von Frieden sprechen, wollt Euch mit denen versöhnen, deren Hände roth von Blut sind, die noch rauchen von den Herzen Eurer Freunde, die sie ihnen ausrissen? Wollt Ihr nochmals ihren Worten vertrauen; habt Ihr nicht gesehen, wie Euch die Unterwerfung bekam? Man nahm Euch, was Ihr hattet, man tödtete Euer Vieh, verbrannte Eure Hütten, mißhandelte und schlachtete Euch und Eure Familien, Mörderhaufen mit wandelnden Guillotinen durchzogen Euer Land, man nannte Euch Rebellen und Räuber, man zwang Euch, Euren Herrn, den gottgesalbten König Ludwig, und sein erhabenes Haus zu verspotten, man vertrieb Eure Edelleute, die Eure Väter waren, Eure Priester, die Diener des großen heiligen Gottes; denn ach! auch diesen verhöhnten die Elenden, die Kinder Satans, und Ihr mußtet dem Bel zu Babel Anbetung reichen. Darum kein Frieden mit dem Otterngezücht, kein Erbarmen mit den Söhnen Beelzebubs! Noch seyd Ihr zusammen, noch habt ihr Mittel zu widerstehen, und verflucht in Ewigkeit sey Jeder, der Euch verlocken will vom Pfade des Heils und der Seligkeit, die Euch herrlich empfangen wird, wenn Ihr für Euren König, für Gott und seine heilige Religion lebt und sterbt!"

Während dieser salbungsvollen Rede hatte Charette mit gekreuzten Armen gestanden, und seine durchdringenden Blicke bald auf den Prediger geheftet, bald über die Gesichter der Versammlung gleiten lassen, die mehr und mehr belebt wurde und gegen den Schluß in immer lautere Verwünschungen ausbrach. Die Mienen des Generals drückten bald Bedauern, bald Gleichgültigkeit, bald Schmerz und Wuth aus, aber auf Stofflet hafteten sie mit einem Gemisch von tiefer Verachtung und Haß.

Kaum hatte der Priester geendet, so warf sich dieser vor ihm nieder. „Euern Segen gebt uns, Ehrwürdigster" — rief er — „damit wir fest zusammenhalten in Noth und Tod und getrosten Muthes den neuen Kampf gegen die blauen Canaillen beginnen."

Die ganze Schaar warf sich nieder, Männer, Weiber und Kinder knieeten in buntem Gemisch, nur Charette stand aufrecht und blickte finster vor sich hin.

„Und Sie, gnädiger Herr, verschmähen Sie den Segen des gebenedeiten Gottes?" — fragte der Priester.

„Niemals that ich das" — versetzte der General — aber dieser Segen würde für mich unnütz seyn, ich werde die Waffen nicht mehr aufnehmen."

„Hört Ihr es, er verläßt Euch in Eurer Noth" — schrie Stofflet.

„Wehe über den Abtrünnigen!" — murmelte der Priester.

„Noch einmal sage ich Euch, wir sind verloren" — rief Charette zornig — „Ihr sterbt, wenn Ihr länger zögert. Wir haben gethan, was wir konnten, jetzt ist Widerstand Unsinn. Von allen Seiten seyd Ihr umringt; die Blauen sind hundertmal stärker als Ihr, lauter tapfere Soldaten, und ein Feldherr, der seine Kunst vom Satan selbst gelernt hat, denn er ist unbesiegbar. Angouleme und Poitou sind verloren, kein Mann kann sich rühren, in wenigen Tagen ist auch die Küste gesperrt, und dann ist es aus mit Euch Allen, und Ihr sterbt von Henkershand."

„Da seht Ihr den tapfern Feldherrn, der den Tod wie ein Knabe fürchtet" — rief Stofflet.

„Werft mir den dummen Bauer hinaus" — schrie Charette, sich vergessend — „oder ich strecke den Hund todt zu Boden."

Mit einem fürchterlichen Fluche riß Stofflet den Hirschfänger vom Tische, die Menge tobte und theilte sich auf beide

Seiten, und Charette zuckte ein Doppel-Pistol, — da veränderte sich plötzlich die ganze Scene.

Ein junger Mann sprang eilig herein und warf sich sogleich zwischen die Wüthenden. „Um aller Heiligen willen, was geht hier vor!" — rief er mit donnernder Stimme — „halt ein, Rasender!" — und blitzschnell packte er Stofflet's erhobenen Arm und entwand ihm die Waffe.

„George Cadoudal!" — rief der Vendéer-Häuptling finster — „was geht Dich mein Thun an? Bist Du ein treuer Freund des Königs, so mußt Du wünschen, daß meine Hand alle Verräther und Meineidigen tödtet."

„Das wünsch' ich von Herzen," — rief George, — „aber nimmermehr werdet Ihr den edlen Marquis dort meinen wollen. Laßt das, laßt das, ich weiß Alles, und steht es morgen nicht besser mit uns als heute, so bin ich der Erste, der dem Herrn von Charette auf die Schiffe folgt. Doch jetzt seht mich an, wie gefall' ich Euch?" — Er kehrte sich lachend gegen das Feuer, und Alle schauderten.

An den kräftigen Formen des langen Menschen klebte der Kittel der Chouans, allein nicht Wasser allein war es, das ihn fest hielt. Von oben bis unten schien er in Blut gebadet, und selbst seine schwarzen Haare und sein ausdrucksvolles Gesicht waren damit überzogen und beschmiert.

„Ruhe!" — rief er mitten in den Ausrufungen des Erstaunens. — „Ihr seht, daß ich lebe und gesund bin; aber jetzt oder nie steht die Sache des Königs gut, denn in einer Stunde ist Hoche und sein ganzer Stab in unsern Händen."

Eine tiefe Stille des Unglaubens und der Verwunderung folgte seinen Worten, bis Charette auf ihn zutrat. Aus seinen Augen blitzte von Neuem der kriegerische, unüberwindliche Geist und die furchtlose Kühnheit, die ihn in so viel tausend Gefahren nie verließ. — „Wenn das möglich wäre," — rief er — „Hoche todt oder lebend in unserer Gewalt, alle Verluste wären quitt."

„Der Teufel hole den Kerl, der diesen Büchsenlauf schmiedete," — rief ein alter Chouan, der mit George gekommen war, — „ich hatte ihn so sicher genommen, wie der Falke die Wachtel, dennoch fehlte ich, und meine Kugel zerschmetterte einen alten Graubart, der es eigentlich nicht um uns verdient hat."

„So erzählt, George," — riefen Charette und Stofflet — „wie war das Abenteuer?"

„Es ist bald gethan," — versetzte Georg gleichmüthig, zündete die kurze Pfeife an und warf die Filzkappe vor sich auf den Boden. — „Eigentlich hatten wir's auf ein Commando Dragoner abgesehen, die in der Irre ritten und nicht mehr wußten, wo aus und ein. — Ich lag mit drei Gefährten dicht dabei und hoffte sie in's Garn zu bringen, da nahm ich denn meine Zuflucht zum alten Kunststück. Am Rande eines Grabens fanden sie mich mit dem Tode ringend und bemühten sich nicht wenig, mich in's Leben zurückzurufen. Eine Blase mit Blut, die ich zur rechten Zeit laufen ließ, und meine abgebrochene Erzählung machten mich zum gemißhandelten Patrioten, aber gerade wie ich ihnen den richtigen Weg beschrieben, um hieher zu kommen, stößt Hoche mit seinem ganzen Gefolge dazu."

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben auf Zante.

(Von Robert Walsh.)

Zante ist bei Weitem die schönste und fruchtbarste der jonischen Inseln. Bis auf den heutigen Tag noch führt es den Beinamen des „waldigen", den ihm schon die Alten in frühester Zeit gaben, denn es zeigt dem sich nähernden Fremden ein reizendes Landschaftsbild voll laubigen Grüns, ganz verschieden von der traurigen Nacktheit und Schroffheit, die allen den andern Eilanden im jonischen wie im ägäischen Meere aufgeprägt ist, und darum nennen es auch die Italiener mit Recht

Zante verdeggiante
Fiore di Levante.

Es liegt unter dem 47. Grad der Breite und 38. der Länge, gegenüber der alten Stadt Elis im Peloponnesus. Sein Umfang beträgt, nach Strabo, 160 Stadien; neuere Messungen aber geben ihm eine Länge von etwa 14 und eine Breite von 8 (engl.) Meilen. Das Klima von Zante ist ausnehmend mild und balsamisch; das ganze Jahr hindurch blühen Blumen, und die Bäume tragen zweimal reife Frucht — im April und im November. Die vorzüglichsten Erzeugnisse dieser Insel sind aber Korinthen und Pfirsiche; die ersteren werden hauptsächlich von dieser Insel aus — wenn sie gleich ursprünglich von Korinth kamen und daher auch noch ihren Namen haben — fast nach ganz Europa verschickt, und die letzteren sind so groß, daß einer zehn bis zwölf Unzen wiegt.

Mancherlei Völker hatten schon diese Insel im Besitz — so die Griechen, die Römer, die Türken, Venetianer, Russen, Franzosen, und zuletzt, seit 1809, die Engländer; und sie bildet nun eine der sieben Inseln der jonischen Republik.

Trotz dem, daß es so lange im Besitze der kunstpflegenden Griechen und Römern war und zwischen diesen beiden Völkern lag, hat man doch nur wenige Gegenstände der Kunst aufgefunden, und noch wenigere davon haben sich bis auf die gegenwärtige Zeit erhalten; unter seinen Naturmerkwürdigkeiten da gibt es noch immer eine, die von den frühesten Zeiten her bekannt und berühmt ist; es ist dieß die Pechquelle. In einem Thale, nicht weit vom Meere, befindet sich eine äußerst weite, kreisrunde, übrigens nicht tiefe Erdeinsenkung, die dem Krater eines erloschenen Vulkans gleicht. Durch diese hin sind mehrere Quellen verstreut, aus deren Tiefen in einem fort Steinöl aufwallt — eine Substanz, die vollkommen dem vegetabilischen Pech gleicht und ganz zu denselben Gebrauchszwecken dient. Schon zu Herodot's Zeiten und bis auf den heutigen Tag ward und wird es benützt und viel gesucht.

„Mit meinen eigenen Augen", so berichtet er, „sah ich, auf Zakynthos, Pech aus einem Wassersee aufsteigen, deren es viele auf der Insel gibt. Sie sammeln das Pech vermittelst eines an das obere Ende einer Stange gebundenen Mirtenzweigs. Es liefert ein wohlriechendes Erdharz, köstlich als das piëreische Pech."

Ein mit der Naturgeschichte dieser Insel zusammenhängender Umstand hat diesen Quellen ein besonderes Interesse gegeben. Die Sage erzählt, der Ostraum, welchen sie einnehmen, sey ehedem ein Vulkan gewesen; das Meer aber sey durch eine der Seiten eingebrochen und habe das Feuer ausgelöscht. Vor dieser Periode waren diese und die benachbarten Inseln von den Erderschütterungen befreit gewesen, da die durch die brennbare Materie erzeugten elastischen Gase durch die Oeffnung des Kraters wie durch eine Sicherheitsröhre verflogen waren; seit jener Zeit aber sind sie unter der darüberliegenden Masse eingezwängt worden, bis sie eine Ausdehnungskraft, der nichts zu widerstehen vermochte, erlangten und sich noch durch jedes Hinderniß Bahn brachen; indem sie sich verschiedene Spiracula oder Luftlöcher offen rissen und in ihrem mächtigen Fortschreiten die Inseln bis in ihre Grundfesten erschütterten. Wo diese gewaltsamen Durchbrüche statt fanden, zeigten dieß jedesmal die Pechquellen an und das Steinöl und andere brennbare Substanzen waren nichts weiter als Bildungen der immer noch im Innern fortbestehenden Materie; wie denn ihre Verbindung mit dieser aus der merkwürdigen Thatsache mit Bestimmtheit

sich herausstellte, daß jedem Stoße eines Erdbebens heftigere Aufwallungen dieser Quellen vorangingen, die den Einwohnern jederzeit, natürlichen Barometern gleich, das Steigen und Fallen jener gefährlichen Gase anzeigten und ihnen die Annäherung des Erdbebens warnend verkündigten. Dies war — sagen die Einwohner — bei der heftigen Erderschütterung der Fall, welche die Insel im Jahre 1514 heimsuchte, und die so furchtbar war, daß sie den Berg hinten an der Stadt, auf dem die Festung stand, vom Gipfel bis zum Fuße spaltete. Seit jener Zeit haben, außer minder bedeutenden Erdstößen, sieben große Erdbeben stattgefunden und zwar in solchen Zwischenräumen, daß man fast auf eine regelmäßig eintretende Wiederkehr dieser Naturereignisse schließen möchte; die Zantioten versichern denn auch; daß sie sich so alle vierzig bis fünfzig Jahre — so lange Zeit brauchen nämlich die Gase, um sich anzuhäufen — auf das Wiederkehren eines heftigen Erdbebens gefaßt halten.

Am 27. Dez. 1820 landete ich auf Zanta im Gefolge des Lord Strangfort; und das erste Ziel meiner Neugierde war der Besuch und die nähere Besichtigung jener Quellen. Gleich am folgenden Tage machte ich mich denn mit einigen Freunden zu Pferde auf den Weg, den wir quer über das Vorgebirg Scapo am Meerufer auf der andern Seite hin nahmen. Das ganze Geländ bot den reizendsten Anblick. Olivenhaine und Korinthenweingärten kleideten die lachenden Thäler. Die Berghänge deckte die weiße Affodile, die, mitten in der Winterzeit, überall in voller Blüthe stand und dem Landschaftbilde einen reichen Blumenschmuck verlieh. Eine große glitzernde Masse, die uns schon aus weiter Entfernung entgegenblinkte, zog unsere Aufmerksamkeit an. Wir fanden, daß sie aus zusammengeklumpten Bruchstücken von Salamit oder schwefelsaurem Kalk bestand, der sich in sehr glänzende Kristallisationen gebildet hatte, die einen reichen Metallglanz hatten. Dieses Mineral findet sich in großer Menge auf der Insel.

Als wir uns der Stelle, wo die Quellen sind, näherten, fiel uns besonders der Anblick der örtlichen Umgebung auf. Das Thal landeinwärts war der Abschnitt eines auf drei Seiten von steilabfallenden und schroffen Bergrücken eingeschlossenen Kreises; auf der vierten konnte man die Spur des noch übrigen Theiles des Kreises den Felsen nach verfolgen, die über dem Wasser emporragten, ganz als ob das Meer hier irgend einmal eingebrochen wäre und den Zusammenhang zerstört hätte, indem es in Zwischenräumen die größeren und stärkeren Massen stehen ließ und die, welche weniger Widerstand zu leisten vermochten, mit fortriß. Innerhalb dieses Kreises war der Boden beinahe eben, morastig, reich an Wasser- und Sumpfpflanzen, dabei aber von schmutzigem, schwarzen Aussehen, wie von der Einwirkung mineralischer Ausdünstungen oder geschwängerter Masse. — In diesem Moorgrunde befanden sich mehrere Quellen oder Wasserlöcher, von denen wir eine untersuchten. Sie hielt etwa neun Fuß im Durchmesser und war von einem zwerghaften Gemäuer umgeben. Das Wasser war ungefähr zwei Fuß weit unten, und einen Fuß tief; auf der Oberfläche aber mit einem Schaum bedeckt, der in mancherlei hellen Farben spiegelte, von denen besonders das Blau und Grün sehr lebhaft waren. Eine dunkle, schwarze Substanz drängte sich unaufhörlich aus der Vertiefung hervor und wallte in großen Kügelchen auf, die, je weiter sie in die Höhe stiegen, sich immer mehr ausdehnten, bis sie nahe an der Oberfläche waren, wo sie dann zerplatzten und eine Quantität Gas entwickelten, das, wie uns die Landleute versicherten, äußerst leicht brennbar war; wir hatten jedoch die Mittel nicht, selbst einen Versuch zu machen. Bisweilen waren die Kügelchen durchsichtig und nahmen im Hinaufsteigen zur Oberfläche und im Zerplatzen einen ganz eigenthümlichen Glanz an, während eine Haut von schwarzer harziger Materie, mit der sie umkleidet waren, abflog. Diese schwarze Substanz war das Petroleum oder Steinpech, das, da es spezifisch schwerer als das Wasser ist, unten blieb und die Seiten und einen Theil des Bodens der Vertiefung überzog. Die von ihm losgeschälten glänzenden Kügelchen waren reines Naphta oder Bergöl, das oben eine leichte ölichte Decke bildete und in der buntesten Farbenpracht spiegelte. Das Wasser dazwischen war süß und trinkbar, schmeckte aber stark nach Pech, und wird in verschiedenen Magenleiden verschrieben. Die Pechlese geschieht, nicht mehr wie zu Herodot's Zeit, vermittelst eines Mirtenzweigs, sondern mit großen Löffeln, mit denen das Pech in eine neben der Quelle angebrachte Grube geworfen wird, aus der man es dann in Fässer schafft. Die beste Zeit zur Einsammlung ist der Sommer, wo es in den größten Quantitäten ausgeschwitzt wird; und man rechnet, daß es jährlich an hundert Tonnen voll giebt; es wird zur Verpichtung der Schiffsböden und ähnlichen Zwecken gebraucht. Einen Beweis, wie weit diese Quellen hin verzweigt sind und wie ihr Ursprung nicht blos in dem, was noch von dem gegenwärtigen Krater ist, gesucht werden darf, gibt der Umstand, daß sich auf der Oberfläche des Meeres, in einiger Entfernung vom Ufer, die nämlichen Substanzen auf einem bestimmt abgegrenzten Raume finden, gleich als ob sie aus einer ähnlichen Quelle aus dem Meeresgrunde heraufgekommen wären oder durch unterirdische Wege mit denen am Lande in Verbindung stünden. Der Boden, auf dem wir standen, schien nicht eben fest zu seyn; stampften wir aber gar darauf, so war es, als ob die ganze Bodendecke schütterte und eine beträchtliche Strecke hin zitterte. Unser besonderes Augenmerk richteten wir auf die emporsteigenden Brudeln. Jeder Fremde, der nach Zanta kommt, macht sich darauf gefaßt, ehe er es verläßt — besonders wenn dieß nicht weit von der periodischen Zeit ist — den Stoß eines mehr oder minder fühlbaren Erdbebens zu spüren; und pflegt deßhalb über dessen näheres oder entfernteres Eintreten diese Quellen zu Rathe zu ziehen. Das Aufbrudeln war gegenwärtig sehr bedeutend; wir verließen indessen den Ort ohne eine Ahnung, daß wir, während unsers kurzen Aufenthaltes auf der Insel, noch etwas der Art erfahren sollten.

Nach unserer Heimkehr speißten wir in der gastfreien Wohnung des Statthalters, Sir Patrick Roß. Da der Pallast nicht viel Gelaß hatte, so wurden die Herren im Gefolge der Gesandtschaft in verschiedenen Häusern untergebracht, und so namentlich ich und noch ein Herr in dem Palazzo di Forcardi einquartiert, der einem zantiotischen Edelmanne gehörte, der zu der Zeit als Mitglied des, damals gerade versammelten, gesetzgebenden Körpers der Jonischen Republik auf Corfu abwesend war und sein großes Haus zu unserer Beherbergung leergelassen hatte. Die Stadt Zante ist von ziemlichem Umfange und volkreich, denn sie hat ungefähr 16,000 Einwohner und 4000 Häuser — mehrentheils große, noch von den Venetianern aufgeführte, steinerne Gebäude mit dicken Quadermauern. Das, welches man uns zur Wohnung eingeräumt hatte, war ein stattliches Gebäu von beträchtlichem Umfang und hatte einen weiten Hof, durch den man über eine breite Flucht von Marmortreppen nach einer Gallerie gelangte, welche in ein langes geräumiges Gemach oder einen Saal ging, der die ganze Länge des Gebäudes hinlief und sich am andern Ende mit einem auf den Paradeplatz gehenden Söller schloß. Auf der einen Seite führten Thüren nach mehreren von der zahlreichen Dienerschaft bewohnten Zimmern; auf der andern nach einem Wohnzimmer und zwei Schlafzimmern, welche für uns hergerichtet waren. Das Ganze war in großem Style — die Mauern gewaltig dick und die Decken getäfelt und ge-

gypst mit tiefen Eckzierrathen und schwerfälligen Karnießen, und einer buntscheckigen Menge großer grotesker Gypsfiguren in hocherhabener Arbeit, die gleichsam an ihren Rücken an der Zimmerdecke hingen. Wir kleideten uns an und giugen zum Mittagsmal, und am Abend trafen wir in dem Saale große Gesellschaft, die sich hier zur Begrüßung des Gesandten eingefunden hatte. Es wurde Musik gemacht und gesungen. Wir unterhielten die Gesellschaft mit unsern Beobachtungen über die Quellen und lachten über die mancherlei weitaussehenden Vermuthungen und Bedenken wegen eines nahe bevorstehenden Erdbebens, zu denen sie Anlaß geben; nach einem auf diese Art recht festlich und angenehm zugebrachten Abende, schieden wir endlich um Mitternacht und kehrten in unsere Wohngemächer zurück. Es war eine wunderschöne sternenhelle Nacht — die Luft ruhig, der Dunstkreis rein, der Himmel heiter, Alles stand im Einklang mit der Festluft, die wir eben verlassen hatten; unsere Stimmung war noch der Nachklang der heutigen Abendfreude; der Himmel selbst schien unserer Fröhlichkeit zuzulächeln; und mehr als einmal scherzten wir noch, wie wir schon am Abend gethan hatten, über den Gedanken an ein Erbeben.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weinbau und seine Veredlung.

Ein Freund des Weinbaues stellt mittelbar durch den Stifter der Gesellschaft zur Veredlung des Weinbaues an die vereinten Kräfte der resp. Mitglieder derselben unter andern folgende Fragen: —

1) Bedarf Frankens Weinbau einer Reform?

2) Welches sind nach topographischen, klimatischen und agronomisch-chemischen Kenntnißen und physiologischen Beobachtungen die zuträglichsten und nutzlichsten Rebpflanzen für Frankens Weinbau?

3) Sind Frankens weinerzeugende Bewohner (wenn wir absehen von dem Vorurtheile des gemeinen Mannes) zur bessern Cultur des Weinbaues empfänglich?

4) Wie gelangen wir am zuverläßigsten und sichersten zu dem uns mangelnden rationellen Weinbau in Franken?

5) Woher kommt es, daß wir Bayern, wenn wir uns nicht mit moussirendem Mosel- oder Rheinwein begnügen wollen, jährlich so viele tausend Gulden aus dem Binnenhandel weite Ausland nach Champagne schicken, die rein für uns verloren sind?

Stifter der Gesellschaft ladet höflichst die verehrlichen Mitglieder, auch Freunde des Weinbaues zur Beantwortung dieser Fragen ein, und ermuntert sie zur Angabe einer Bereitungsmethode des moussirenden Frankenweins. —

Vogelsang.

„Dein Wunsch ist mein Glück!"

Theuree Freund, kein blinder Zufall waltet,
Wie in seinem Wahn der Zweifler glaubt,
In dem Weltall; nicht das Fatum schaltet,
Das dem Menschen sein Vertrauen raubt;
Nein, o nein! in dieses Weltall's Sphären,
Konnte nur der Ewige sich bewähren;
Und was uns den Ewige verkündet,
Tief im Innersten, da ist's begründet.
Glaubst du dies, so dank' ich dem Geschick,
O, dann ist mein Wunsch dein höchstes Glück.

Nicht vom blinden Fatum fest umschlungen
Hier, auf diesem schönen Erdenrund,
Haben wir den Fesseln uns entrungen,
Und geknupft den freundschaftlichen Bund;
Nein! der Unerforschlichtiefe dachte,
Daß dein Angesicht dem Freunde lachte;
In des Lebens wechselvollen Stunden
Hat ein Freund sich einen Freund erfunden.
Glaubst du dies, so dank ich dem Geschick,
O dann ist mein Wunsch dein hochstes Gluck.

Alles schwindet uns im flücht'gen Leben,
Und versinkt im schnellen Strom der Zeit;
Aber was der Ewige gegeben,
Wird mit immer schönerm Reiz erneut.
Wird auch Alles, Alles uns genommen,
Was der Glut des Herzens ist entglommen,
Mag im Aufruhr Erd und Himmel gahren,
Muß sich ewig, ewig treu bewähren.
Glaubst du dies, so dank' ich dem Geschick,
O dann ist mein Wunsch dein höchstes Gluck.

Erden wanken bei des Sturmes Wuthen;
Schöner, kräftiger im Sturm erprobt,
Trägt die Freundschaft köstlichere Blüthen,
Und das drauende Geschick vertobt.
Auf der Freundschaft Felsen muß man bauen,
Und der Freund dem Freund im Sturm vertrauen;
Und der Freund mit gleichgestimmtem Herzen,
Muß besanftigen des Freundes Schmerzen.
Glaubst du dies, so dank' ich dem Geschick,
O dann ist mein Wunsch dein hochstes Gluck.

Nur das hochste Ziel muß man erstreben,
Was der Freundschaft wahren Werth verleiht;
Rastlos Gutes sarn im fluchtigen Leben,
Um zu erndten in der Ewigkeit.
Dann wird Freude unsre Stirn umkränzen,
Freude, Freud' im Thranenauge glanzen;
Theuerer Freund, dann segnen wir die Stunde,
Die uns einst vereint zum schönen Bunde.
O ich denke freudig dein Geschick,
Denn ich weiß, mein Wunsch ist ja dein Gluck.

Jochfesch.

Sylben-Räthsel.

An Lina.

Deine 1, 2 zwar verkünden,
Daß mein Nah'n dich nicht betrubt;
Doch 2, 1 mocht' ich ergrunden,
Ob mich Lina wirklich liebt.
Sage durch 3, 4 mir offen,
Ob ich 1 bis 4 verstand!
Darf ich auf Gewahrung hoffen,
Bitt' ich dich um deine Hand.

Auflosung des Logogryph's in Nro. 74: Hall. Unke. Hallunke.

(Erscheint wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 76. Sonntag, 21. September 1834.

O Jugendzeit, wie Flügelschnell
Eilst du vor uns vorüber!
Noch lacht uns Alles schön und hell;
Einst wird uns Alles trüber.
O goldne Tage, wie viel Glück,
Mit euch entflohn, kehrt nie zurück!

Niemeyer.

Der Ueberfall.

(Fortsetzung.)

„Das ist mein böses Schicksal,“ — murmelte Stofflet — „daß ich es nie so treffen konnte; hätt' ich ihn einmal in dieser Nähe, er sollte nie mehr weiter gehen.“

„Wer weiß, General,“ — lachte Cadoudal spöttisch — „was Ihr gethan hättet, jedenfalls aber werdet Ihr ihn heute noch genug sehen können.“

„Weiter, weiter!“ — mahnte Charette.

„Er war menschlich, er wollte mich retten; er selbst kniete zu mir nieder, um nach meiner Wunde zu sehen; sein Arm lag unter meinem Kopfe, seine Hand auf meinem Herzen.

„Verdammt!“ — schrie Stofflet, — „und Ihr stießt ihm nicht das Messer in die Brust?!“

„Ich wollte, ich wollte!“ — murmelte George — „mein Arm verwickelte sich in die nassen Falten, und es ist mir lieb; solche Augenblicke zu benutzen, mögt Ihr besser verstehen, General.“

Stofflet sah ihn finster fragend an, während Charette die Hand des jungen Mannes drückte.

„Fortbringen konnte man mich nicht, weil keine Mittel da waren, verbinden auch nicht, denn es war Nacht, da wollte mich der alte Corporal erschießen, um mir den letzten Schmerz zu sparen. Himmel und Hölle!“ — rief er und sprang auf, — „mein Herz wurde Eis, als die Pistolenmündung meine Stirn berührte, alle Schrecken der Hölle sind Kindereien gegen diese Minute; hätte ich Vater und Mutter gemordet, der Himmel müßte mir die Sünde vergeben. — Laßt mich, laßt mich, ich will Euch den Rest ein anderes Mal erzählen, jetzt trefft Eure Anstalten zu ihrem Empfange, ich will noch etwas thun, um sicher zu seyn. Heda, Mamon, wo ist meine muntere Jeannette?“ — sagte er und drehte sich zu dem Verschlage, in welchem die Familie des Vendéers war, und während er hier die Frau und das Mädchen bestimmte, den Blauen entgegenzugehen und sie ganz sicher zu machen, söhnte sich Charette mit Stofflet aus.

„Niemand kann über die Wendung unserer unglücklichen Lage erfreuter seyn als ich,“ — sagte Charette — „und mit Entschlossenheit will ich Alles wagen, um den Zufall zu benutzen. Laßt unsere Leute sich sammeln, General, ich selbst will gehen und Alle herbeischaffen.“

Er ging und Cadoudal trat zu Stofflet. „Blickt doch nicht so finster,“ — sagte er — „macht Euch fertig, auf ein paar Stunden unter die Strohberge der alten Scheune zu kriechen, bis wir die Schurken hier abfertigen können.“

„Warum habt Ihr vorhin meinen Arm gehalten,“ — versetzte Jener — „jetzt wären wir den hochmüthigen Narren los für immer.“

„Und Ihr lägt nicht minder kalt daneben,“ — lachte George. — „Nein, Freund, jetzt brauchen wir ihn noch, sein Name, sein Anhang sind nicht zu entbehren, bald aber, und bei der heiligen Mutter Gottes sey es geschworen, soll sein hochadeliger Kopf — er machte hier die Geberde des Abschneidens und schwieg, denn Charette trat wieder herein.

Man kam jetzt schnell überein, Alles zu entfernen, was die Nähe der letzten Vendéer vermuthen ließe. Ein Winkel der Hütte, schnell aufgewühlt, verbarg alle überflüssigen Waffen und Kleider, Erde und Stroh ward darüber geworfen, und die entschlossenen Männer vertheilten sich dann theils in die nahe liegenden Höfe, theils in die Strohhaufen, die bei und in den Scheunen aufgethürmt lagen.

Inzwischen hatte sich Hoche und sein Gefolge dem Pachthofe genähert, schon sahen die erschöpften Soldaten die dunklen Massen der Gebäude, um welche die alten entlaubten Bäume kläglich knarrten und seufzten, und der helle rothe Feuerschein fachte ihren Lebensmuth und ihre Begierde nach Ruhe und Erquickung doppelt an; daneben aber hatte auch Sturm und Regen nicht aufgehört, der fette Thonboden war so schlüpfrig und flüssig, daß fast kein Schritt der Rosse ohne Straucheln geschah, und bis auf die Knochen naß, müde, und von Hunger und Durst gleich gepeinigt, fühlten Alle, daß es fast nicht möglich sey, weiter zu kommen.

„Ventre-saint gris!“ — murmelte Laumonier; „es ist eine höllische Nacht, und die Ruhe in einer Kabake wie jene dort ist wenig mehr werth.“

„Wir sind doch im Trocknen und haben Feuer, und vielleicht noch ein schönes Kind zum Küssen“ — lachte ein Anderer.

„Das ist auch Alles“ — brummte Laumonier — „aber Hunger und Durst bleiben die Alten, und findet sich irgend noch ein Bissen, so ist der Obergeneral der Nächste dazu.“

Hoche, der seine Rede gehört hatte, wendete sich zu ihm: „Wohlan, Laumonier“ — rief er lachend — „so sollst Du

heut Abend Obergeneral seyn, natürlich mit dem Beding, daß Du nicht etwas thust, wo ich Dir in's Handwerk fallen muß; allein, was Essen und Trinken und die ganze Ehre betrifft, so bin ich selbst der Erste, der Deine Befehle erwartet."

Die altfranzösische Lustigkeit kehrte zurück, allgemeines Lachen folgte einer pathetischen Anrede Hoche's an den neuen Obergeneral, nicht etwa zur Semiramis an ihm zu werden, und mitten unter der Fröhlichkeit hielt man am Graben, der die Gebäude umschloß.

Alles war hier still wie ein Grab, das Feuer im Innern fast erloschen, und die heisere Stimme eines Kettenhundes die einzige, welche die Fremdlinge begrüßte. Erst nach langem Lärmen und Rufen voll Drohungen und Flüchen fragte eine Stimme nach dem Begehr.

„Herbei, Schurke" — schrie Laumonier — „und zieh die alte Brücke nieder, oder ich lasse die Hacken abschießen und behaue Dich als Vaterlands-Verräther." — Die Stimme gab keine Antwort. „Abgestiegen, Dragoner von der Spitze" — fuhr Laumonier fort — „schießt den Kasten um."

In dem Augenblicke aber ward innen helles Licht, und ein Mann trat mit dem Kienspan heraus gegen den Graben.

„Wer lärmt so spät in der Nacht an meinem Hofe?" — fragte eine rauhe Stimme.

„Verirrte Bürger" — versetzte Laumonier, dem Hoche Mäßigung empfohlen hatte — „die nach Chateau Morne wollen."

„Da müssen die Herren noch eine tüchtige Stunde weiter, seitwärts durch den Marais."

„Das ist nicht möglich" — rief Laumonier — „ermüdet und durchnäßt, wie wir sind, müssen wir hier den Morgen erwarten. Herunter mit der Brücke!"

„Und wenn ich nun nicht will?" — fragte der Mann trotzig.

„Sechs Carabiner halten auf Dich, Narr" — lachte Laumonier — „so wie Du einen Schritt zurücktrittst, liegst Du am Boden, und ich lasse das Nest niederbrennen."

„Und wenn ich öffne, werdet Ihr mir nicht minder nehmen, was ich habe?"

„Solche Bestien wie Du verdienen nichts weiter" — entgegnete Laumonier.

„Bist Du toll, Obergeneral" — flüsterte Hoche — „sollen wir hier liegen bleiben oder stürmen müssen?"

„Sey kein Thor, Citoyen" — fuhr Laumonier fort — „öffne getrost, ich verspreche Dir bei meiner Bürgerehre, Dir soll kein Haar gekrümmt, und Alles, was Du uns giebst, baar bezahlt werden."

„Nun, wenn das ist, im Namen der heiligen Mutter Gottes von Niort!" — er ließ die Hacken los, und die kleine Brücke sank herab.

Paarweis zogen die Reiter über den schmalen Steg, bei dem Manne hin, dessen hartes, finsteres Gesicht weder freundlicher noch trüber wurde. Endlich schloß er das Thor wieder, und mit Hülfe einiger Knechte, die jetzt ebenfalls mit brennenden Spänen herbeikamen, wies er den Reitern einen langen Bretterschuppen mit Seiten- und Querwänden, wo sie ihre Rosse sowohl als sich selbst hinläglich geschützt sahen.

Bald loderte in der Nähe des Einganges ein helles Feuer, und ein paar ungeheure Töpfe und Kessel enthielten die Stücke eines frisch geschlachteten Schafes und Hirse, die der Vendéer aus seinem Haushalte abgetreten hatte.

Während dessen hatten es sich der General und sein Gefolge in der Halle bequem gemacht, ein großes Feuer brannte, und alle Anstalten zu einem einfachen Mahle wurden gemacht, wobei rund umher die Offiziere auf denselben Klötzen saßen, die einige Viertelstunden früher die wilden Vendéer-Häuptlinge trugen. Laumonier prangte gravitätisch in der Mitte, und Alle bemühten sich, ihm die äußeren Ehren des Vornehmsten unter ihnen zu erzeigen. Sie schwiegen, wenn er sprach, beurlaubten sich militärisch von ihm, um seinen Befehlen nachzukommen, Posten auszustellen, nach der lagernden Mannschaft zu sehen, oder reichten ihm zehn brennende Späne auf einmal, wenn seine kurze Pfeife, was bei'm vielen Sprechen und Erzählen häufig geschah, ausging. Lange Zeit war Laumonier nicht so vergnügt gewesen, fluchend versicherte er, nur in den Tagen, wo er Volks-Repräsentant war, solche Ehre genossen zu haben, und je mehr er dem Franzbranntwein zusprach, je mehr schwur er auch, daß Niemand der Obergeneral-Stelle würdiger sey als er, und nur die Republik und der Berg fähig wären, ausgezeichnete Menschen zu bilden.

Hoche hatte indessen alle Vorkehrungen der Sicherheit getroffen; die Familie des Vendéers gemustert, die scheuen und feindlichen Blicke der Knechte mißtrauisch beachtet und, nach einer kleinen Recognoscirung des Gehöftes, seine Posten rings ausgestellt, um sich vor plötzlichem Ueberfall zu schützen. Als er zurückkehrend an der Seite des Gebäudes hinabging, konnte er durch das erleuchtete Fenster in die Räume blicken, wo die Familie beisammen war. Auf der breiten Strohmatratze saß der alte Pachter und sprach leise, aber mit sehr heftigen und ausdrucksvollen Geberden zu seinen Hausgenossen. Mehrmals hob er den Arm, als führe er eine Waffe, und die Knechte, die umhersaßen, nickten beifällig, während ein bejahrtes Weib höhnisch das Gesicht verzerrte und mit heftigen Mienen ein junges Mädchen bedrohte, die, wie es an ihren bittend gefalteten Händen schien, Einwendungen gegen die genommenen Beschlüsse machte. Mit einem Male wendete sich der Alte um, seine harten Züge waren braunroth vom glühendsten Zorne, die schwarzen Augen funkelten; blitzschnell hob sich seine geballte Faust, und hätte nicht die Frau sie aufgehalten, so würde sie mit gewältiger Kraft auf des Mädchens Kopf herabgeschmettert seyn, diese aber sprang jetzt schnell auf und verließ die Kammer.

(Fortsetzung folgt.)

Das Erdbeben auf Zante.

(Fortsetzung.)

Als mich der Diener in mein Zimmer geleitete, ließ er eine große Metalllampe auf einem mächtigen mit Schnitzwerk verzierten Tische — der Seite, wo ich schlief, gerade gegenüber — brennend stehen. Mein Bett hatte, wie es auf dieser Insel üblich ist, keinen Bettumhang und war oben offen. Als ich darin war, lag ich noch eine Zeit lang, die Blicke unverwandt nach der Decke hinaufgerichtet und ließ freundliche Erinnerungsbilder von Menschen und Dingen vor meinem innern Sinn vorüberziehen; ja selbst die grotesken Figuren oben gaben mir Stoff zur ergötzlichen Unterhaltung; und ich erinnere mich, wie ich in den erquickendsten Schlaf sank, als meine spielende Phantasie noch eben Aehnlichkeiten mit vielen mir bekannten Personen herauszufinden suchte. Die nächste Empfindung, deren ich mir noch bewußt bin, war eine unsäglich entsetzliche. Die Lampe brannte noch immer fort; allein das ganze Gemach schien sich zu drehen. Die Figuren an der Decke schienen Leben erhalten zu haben und wechselten in einem fort ihre Plätze: jetzt — jetzt lösten sie sich ab und fielen, sammt großen Stücken von Karniese, auf mich und in's Zimmer umher. Ein unheimlicher summender Wehton schien aus der Erde zu dringen und außen am Hause mit einer Art zitternder Schwingung hin zu laufen, die den Nerven eine unerträglich krankhafte Stimmung mittheilte; und ich spürte ein starkes wogendes Schüttern, das mich von

einer Seite auf die andere warf, wie wenn ich noch am Bord der Fregatte und von einem Sturm überholt wäre. Es war jetzt, als ob das ganze Haus mit einem gewaltigen Krach entzweiberſten wollte. Ein großer Theil der Wand fiel ein, zerſchmetterte den eichenen Tiſch in Splitter, löſchte die Lampe aus und ließ mich in völliger Finſterniß; während ſogleich die dicken Mauern ſich um mich her aufthaten und der blaue Nachthimmel mit ſeinen funkelnden Sternen auf einen Augenblick durch eine der weiten Ritze ſichtbar ward. Ich warf jetzt die Bettdecke ab und verſuchte aus dem wankenden Gebäude zu entrinnen; allein die Trümmer der Seitenwand und der Decke hatten den Durchweg ſo verlegt, daß ich die Thüre nicht zu öffnen vermochte; worauf ich wieder nach meinem Bette zurückeilte und inſtinktmäßig die dicke Bettdecke haſtig über mein Geſicht zog, um es vor den herabfallenden Bruchſtücken zu ſchützen.

Bis daher hatte ich mir nicht entfernt die Urſache dieſer allgemeinen Bewegung denken können. Das Ganze war das Werk weniger Sekunden geweſen, und dennoch war die Wirkung eines jeden einzelnen Umſtandes ſo mächtig, daß mir davon ein ſo klarer und mächtiger Eindruck geblieben iſt, als ob meine Ideen langſam und regelmäßig ſich gefolgt wären. Noch immer konnte ich mir aber keine deutliche Rechenſchaft von All' dem Erlebten geben, als eben — daß das Haus einſtürzen wolle, bis ein Ereigniß eintrat, das wie ein Blitz mir urplötzlich die Wahrheit vor Augen führte. Es ſtand nemlich auf dem, dem Palazzo gegenüberliegenden, freien Platze ein ſchlankaufſteigender Thurm einer griechiſchen Kirche mit einem Glockenſpiele, das ich ſchon am Tage bemerkt hatte; dieſe Glocken hoben nun alle an, mit wilden unirdiſchen Tönen anzuſchlagen, wie wenn eine Rieſenfauſt das Kirchlein unten gefaßt hätte und, den Thurm ſchüttelnd, die Glocken läuten ließe. Da ging mir erſt die klare Vorſtellung meiner Lage auf. Ich erkannte, daß das Erdbeben, von dem wir ſo leichtfertig geredet hatten, nun wirklich gekommen ſey; ich fühlte, daß ich mitten in einer jener ſchrekkenvollen Heimſuchungen ſey, die Tauſende in einem Nu vernichtet — wo die allwachende und alleitende Hand Gottes ſich für eine beſtimmte Weile abzuziehen ſcheint und die Grundfeſten des Erdbaues durch ſeine eigenen wilden Zuckungen in Trümmer brechen läßt. O Gott! wie ſoll, wie kann ich das Gewühl meiner Empfindungen ſchildern, als ich ſo rings um mich die Selbſtzerſtörungswuth der Natur ſah und fühlte, und zwar mit der tiefen und feſten Ueberzeugung in meinem Innern, daß mit dem Augenblick für mich das Ende der Welt gekommen ſey. Ich hatte ſchon dem Tode in manchen Geſtalten in's Antlitz geſchaut und mehr als einmal Grund gehabt, mich mit ſeiner Erſcheinung vertraut zu machen; allein dieß hatte nichts mit den gewöhnlichen Gedanken oder Befürchtungen vor dem Sterben in der gewöhnlichen Weiſe gemein: die Empfindungen waren ſo verſchieden, wie ein Erdbeben und ein Fieber.

Dieſer grauenvolle Erdkrampf hörte indeſſen in einem Augenblicke auf, ſo urplötzlich, als er begonnen hatte, und die feierlichſte Todesſtille trat ein. Sie ward aber bald durch Töne lauter Wehklage unterbrochen, die von unten heraufdrangen; ſie kamen, wie ich ſpäterhin erfuhr, von den Bewohnern eines anſtoßenden Hauſes, das durch die Erſchütterung eingeſtürzt worden war, und einige todtgequetſcht und unter ſeinen Trümmern Andere halb begraben hatte, die nun ſich zu retten verſuchten. Unmittelbar darauf ſah ich ein Licht durch die Ritze meiner Schlafzimmerthüre und hörte laute Stimmen außen. Es waren die Diener, die nach mir in den Trümmern nachzuſehen kamen. Da ſie durch den gewöhnlichen Thurgang, welcher ganz verrammelt war, nicht hereinkommen konnten, ſo gingen ſie weiter herum nach einer andern; als ſie aber das Zimmer mit den Trümmerſtücken der Seitenwand und der Decke angefüllt ſahen, von denen auf dem Bette lagen, rief Einer von ihnen aus: Sacramento! eccola schiacciato (da! der iſt todtgequetſcht)! und machte ſich daran, den Schutt wegzuräumen und die Bettdecke aufzuheben. Ich lag unverletzt, war aber ſo in Gedanken verſenkt, daß ich mich nicht regte; der Staub machte mich indeſſen nieſen und widerlegte die Beſorgniſſe der guten Leute.

Ich ſtand ſogleich auf, zog mich an und ging mit ihnen in dem Palazzo umher, um die Beſchädigungen, die er erlitten hatte, zu beſehen. Die maſſiven Außenmauern waren alle von einander und von den innern Scheidewänden getrennt und ließen weite Spalten dazwiſchen, durch die das Sternenlicht hereinfiel. Die Vorſehung hatte es gefügt, daß in dem Zimmer, in welchem ich ſchlief, das Bett nur an einer Scheidewand ſtand, ſo daß blos Stücke von dem Deckengetäfel und den Karnießen auf mich fielen; wäre es auf der andern Seite, an der Hauptmauer geſtanden, ſo würde ich nicht mit dem Leben davon gekommen ſeyn, denn dort war Alles mit ſchweren Klumpen Mauerwerk bedeckt, die jedes Ding, auf das ſie fielen, zerſchmettert und unter ihrer Trümmerlaſt begraben hatten. Es war mir recht verdrießlich geweſen, daß ich, als ich den Verſuch machte, nicht durch die Thüre hatte entkommen können, und doch verdankte ich, wie ich nachher fand, wohl eben dieſem Umſtande meine Erhaltung. Ein Flügel des Hauſes war in den Hof geſtürzt, durch welchen ich eben meinen Weg zu nehmen gedachte; und würde mich, hätte ich dies in dem Augenblick, wo ich verſuchte, bewerkſtelligen können, höchſt wahrſcheinlich unter ſeinen Trümmern begraben haben.

Es war jetzt etwas über vier Uhr Morgens, und mit nicht geringer Angſt begaben wir uns nun nach dem Palaſte des Statthalters, um zu ſehen, ob irgend von den Freunden, die wir noch wenigen Stunden ſo wohl und frohmüthig verlaſſen hatten, mit dem Leben davon gekommen ſeyen. Das Wetter hatte ſich inzwiſchen gänzlich geändert. Der Himmel ſchien an den Krämpfen der Erde Theil zu nehmen: — ein Sturm tobte und jagte die ſchwarzen Wolken mit unglaublicher Schnelligkeit hin. Die Straßen waren voll Menſchen, die in wilder Haſt — Alle aber in tiefem Schweigen, wie unter dem Banne eines mächtigen und furchtbaren Eindrucks — dahin und dorthin rannten oder ſich in Schaaren in die Kirchen drängten, die beleuchtet und voll Volkes waren. Die Prieſter in ihren Meßgewändern ließen feierliche Trauergeſänge ertönen, und das Antlitz am Boden lagen die Gläubigen in brünſtiger Anbetung hingeſtreckt. — Wir trafen unſere Freunde alle ſammt Lord und Lady Strangford in dem Speiſeſaal des Palaſtes verſammelt. Nach dieſem Gemach hatten ſie ſich in ihren Nachtanzügen geflüchtet, da es nur einſtöckig und von dem Hauptgebäude ganz getrennt war und deshalb mehr Sicherheit zu bieten ſchien. Hier ſaßen wir, bis es hell wurde, und erzählten einander, wie Jedes entkommen war; dann aber ging ich fort in die Stadt, um zu ſehen, in welchem Zuſtande ſie das Erdbeben gelaſſen hatte. Die 4000 Häuſer, aus denen ſie beſtand, waren beinahe alle aufgeſpalten und zwar viele von der Grundmauer bis zum Dache. Gegen vierzig waren ganz eingeſtürzt und verſperrten den Durchweg in den Straßen. Die Vordermauern vieler waren von den Seitenmauern abgetrennt und drohten, vorn über den Weg hängend, dem Vorbeigehenden jede Minute den Einſturz und Tod. Dieſe Neigung der Mauern, auswärts zu fallen, rettete viele Leben; noch einem andern Zuſtand ſchrieben die Zantioten ihr Heil zu. Es war die Nacht vor dem Feſte ihres großen Schutzpatrons, des heiligen Dionyſius, geweſen und deshalb die ganze Bevölkerung auf und wach in den Straßen oder in den Kirchen, und ſo außerhalb ihrer Wohnungen, als das Erdbeben kam. Die Kirchen waren über die Maßen ſtark, ſo daß, wiewohl ſie alle tüchtig erſchüttert und übel zugerichtet wurden, doch keine zuſammenſtürzte; was denn die

frommen Leute allgemein der helfenden Dazwischenkunft des Schutzheiligen zuschrieben, dessen Gedächtniß sie eben feiernd begingen. Nicht mehr als vierzig Leichen fanden sich in den Häusertrümmern. Nach dem zusammentreffenden Zeugnisse Mehrerer darf man annehmen, daß die ganze Dauer der Erderschütterung fünfzig Secunden bis eine Minute nicht überstieg; maß man aber die Zeit nach dem Sturme und Drange der mannigfachen Empfindungen bei den verschiedenen Personen, so schienen sich jene Sekunden zu Stunden ausgedehnt zu haben. Es war als ob die Elemente des Erdbebens sich mit dem Himmel in eins verschmolzen hätten. Die Natur selbst hatte ihr mildlächelndes ruhiges Antlitz zum tobenden Sturme verdüstert und verzogen, und fruchtlos blieben unsere Versuche, uns mit der Fregatte, an deren Bord zu gelangen unser heißer Wunsch war, in Verbindung zu setzen. Es ließ sich nichts Trostloseres denken, als unsere Lage; — das unfreundliche Wetter erlaubte uns nicht, uns außer dem Hause aufzuhalten, und der baufällige Zustand der Häuser lud uns nicht zum Verweilen in ihnen ein, zumal da uns allstündlich ein leichter Stoß verkündete, daß der Erdkrampf noch nicht vorüber sey und gar leicht, was noch von der durchschütterten Stadt stand, niederstürzen konnte. Es wurde nun ein feierlicher Betzug zum heiligen Dionysius veranstaltet, welchem sich, wie dies auf den Jonischen Inseln bei den kirchlichen Festen der Eingebornen üblich ist, der Statthalter nebst einigen seiner Offiziere, und ich mit ihnen anschloß. Allein der Betgang wurde durch eine Naturerscheinung unterbrochen, die noch ungewöhnlicher und eben so furchtbar, wie die der Nacht vorher, war. Eben als wir aufbrachen, wurde der Himmel pechschwarz, der Sturm wuchs zum Orkane und wir gewahrten das Meer hart am Ufer kochend wie in einem Kessel.

(Schluß folgt.)

Der bestrafte Neid.

Wie sehr sich der Neid oft zum Vortheil des Beneideten gestaltet, dieses zu zeigen, ist der Zweck nachstehender Skizze.

Louise und Mina, Töchter eines gutherzigen Vaters, lebten in beständigem Zwiste mit einander, aber nicht als ob beide gleichen Anlaß zum Streite gegeben hätten, sondern Louise, die ältere, war die Geliebte eines sehr liebenswürdigen jungen Mannes, Namens Edmund, und dieses Glück veranlaßte die jüngere Schwester, Louisen zu beneiden. Es schien, als ob Mina sich blos darum so erbost zeigte, weil Edmund ihr die ältere Schwester vorzog und so gleichsam ihre Reize gering schätzte, was um so schmerzlicher für sie seyn mußte, weil kein junger Mann sich mit ihr in ein näheres Verhältniß zu treten getraute, indem ihr bösartiger Character ziemlich bekannt war. Mit jedem Tage vergrößerte sich ihr Neid gegen Louisen, und durch ihre Veranlassung durfte sie sich fast nicht mehr aus dem väterlichen Hause begeben, den Gang zur Kirche ausgenommen. Als Mina nun eines Tages beide Liebende auf einem solchen Kirchengange bei einander überraschte, so verbot auf Mina's Anregung der Vater auch noch diesen Gang zur Kirche der gequälten Tochter, und drohte sogar, sie in ein Kloster sperren lassen zu wollen. Kurz keine Gelegenheit ließ Mina vorbeigehen, der Armen ihren Vortheil beim Vater fühlen zu lassen, ja endlich wurde sie sogar im väterlichen Hause förmlich in ein Zimmer eingesperrt und durfte außer dem Vater Niemanden bei sich sehen. Doch wie die Liebe in jeder Lage zur Erfüllung ihrer Wünsche sich Wege zu bahnen versteht: so auch hier. Edmund hatte längst bemerkt, daß Mina, der so betitelte Drache, ein wohlgefälliges Auge auf ihn werfe, und darauf baute er alsbald einen Plan zur Befreiung Louisens. Der Schwestern Haus, das ihm schon längere Zeit nicht mehr aufstand, öffnete er sich dadurch wieder, daß er sich bei jeder Gelegenheit als höchst verliebt in Mina stellte und diese so zu täuschen wußte, daß sie selbst ihn einlud, ihres Vaters Haus wieder zu besuchen. Den gutherzigen Vater hatte der junge Mann auch bald wieder auf seiner Seite, und gewann denselben, da er seither eine angemessene Versorgung erhalten hatte, sogar für seinen Plan. Einige Zeit hindurch stellte er sich noch als erklärter Liebhaber Mina's, und bat einst in ihres Vaters Gegenwart den Vater um's Jawort zur Vermählung seiner Tochter, nannte aber keinen Namen dabei, und so glaubte Mina sicher, sie wäre gemeint. Der Vater, in den Plan eingeweiht, versagte sein Jawort nicht und Mina schwamm in einem Meer von Wonne. Unterdessen hatte aber Edmund die Vorbereitungen zu seiner Vermählung mit Louisen so heimlich getroffen, daß Mina der Drache keine Sylbe davon erfuhr. Eines Morgens, als diese sich noch in den Federn befand, fuhr ein Wagen vor und der glückliche Edmund hob die harrende Louise nebst Bruder und Vater in denselben und fuhr so aufs nächste Dorf, woselbst er sich mit seiner wirklichen Braut trauen und die fingirte zu Hause von ihrem Glücke einstweilen träumen ließ. Daß aber der Drache bei seinem Erwachen Gift und Galle spie, braucht wohl dem Leser nicht gesagt zu werden.

So war Mina durch ihren Haß und Neid selbst Schuld an Louisens Glück; denn der Vater hätte seine Tochter noch nicht aus dem Hause gelassen, wenn ihn nicht selbst die Behandlung, die diese von ihrer Schwester ertragen mußte, geschmerzt haben würde, und außerdem hat der schwesterliche Drache auch noch durch sein unartiges Benehmen die Aussicht, bald vielleicht eine andere Partie machen zu können, verscherzt.

Sylben-Räthsel.

Die erste braust,
Der Müller haust
Mit Dankgefühl
In seiner Mühl';
Heut alles gilt,
2, 3 sich füllt.
Groß ist sein Fleiß,
Denn, wie er weiß,
Nun füllt er sich auch
2, 3, nach Brauch.
1 macht er oft,
Weit er gehofft,
1 kam mit Macht;
Und aufgebracht
Ward dann mit Recht
Der Herr und Knecht:
Daß 1 und 2
Und 3 er sey.
Ward ihm gesagt
Von Knecht und Magd.
Jetzt wächst sein Muth,
Denn wieder gut
Wird nun gemacht,
Was er vollbracht,
Zur Schande sich;
Und innerlich
Darob erfreut,
Ruft aus er heut':
Es soll sich freun
Das Söhnchen mein:
1, 2 und 3
Geschenkt ihm sey,
Komm' ich zur Stadt,
Wo man es hat!

Charade.

Wenn der sorgsame Hausherr den lohngedungenen Hüter
In der dunkelen Nacht zu schützen die Habe ermahnet,
Ruft er die Spitze des Worts. Und wenn das trauliche Mädchen
Im Gefühle der Liebe zum zärtlichen Bräutigam redet,
Sind die zwei anderen Sylben der innigsten Wonne Bezeichnung.
Aber die Früchte des Ganzen sammelt bedächtlich die Hausfrau,
Als Gewürz in der Küch', als lieblichen Duft für das Zimmer.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 77. Mittwoch, 24. September 1834.

O, sich geliebt zu sehen;
Welche Seligkeit; Liebe, dich
Tauscht mein trunkner Geist, nicht um das Zeichen mit
Fingern, um der Versammlung
Handeklatschen, des Volks ehrbezeigendes
Aufstehen, dich um Gespräche mit
Großen Königen nicht, noch um die schmeichelnde
Tafel ihrer Gewaltigen!

Ramler.

Der Ueberfall.

(Fortsetzung.)

Die ganze heftige Scene war jedoch mit so wenigem Geräusch verbunden, daß Hoche weder die gewechselten Worte verstand, noch überhaupt einen Schall hörte, der die laute Fröhlichkeit der Zecher nebenan, welche nur die niedere Querwand trennte, übertönt hätte. Mit schneller Besonnenheit kehrte der Obergeneral um und ging gegen den Eingang, wo unter dem Vordache an einer der Säulen das Mädchen stand und in die dunkle Regennacht starrte.

Leise trat Hoche zu ihr und legte den Arm um ihre Schulter. „Fürchte Dich nicht, mein liebes Kind“ — sagte er freundlich — „o, schäme Dich, so zu zittern, glaube mir, ich würde mein Leben für Deine Beschützung opfern.“

Sie schwieg und suchte sich zu befreien.

„Wie“ — fuhr er fort und faßte ihre Hand — „noch immer willst Du mir entfliehen, sag' mir doch wenigstens Deinen Namen?“

„Jeanette heiße ich“ — sagte sie hastig leise.

„Wie schön und süß Du sprechen kannst“ — schmeichelte Hoche — „solche feine Stimme hört man selten in dem garstigen Lande.“

„Wenn es garstig ist, warum seyd Ihr denn hergekommen?“ — fragte sie.

„Das ist freilich eine üble Frage“ — meinte Hoche — „doch so viel versichere ich Dir, mein Wille ist es nicht gewesen.“

„So geht, geht, so schnell Ihr könnt“ — erwiederte sie — „ja, Ihr habt Recht, es ist ein böses Land, macht, eilt,“ — scheu sah sie sich um, und mit einem schnellen Sprunge war sie verschwunden.

Verwundert über dieses seltsame Benehmen, wollte Hoche ihr nach, aber er erklärte sich Alles, als jetzt der Pachter an der Thür erschien.

„Es ist eine fürchterliche Nacht, Freund“ — sagte der Obergeneral und trat ihm entgegen.

„Ich habe sie lange nicht so gesehen“ — erwiederte der alte Mann — „alle Wege sind auf lange Zeit verdorben.

„Vielleicht gar werden wir morgen nicht wieder fort können“ — meinte Hoche.

„Das kann wohl seyn“ — sagte der Pachter — wer kann sagen, wie es morgen ist.“

„Wohl wahr, doch wie steht es, Ihr habt doch am letzten Kriege Theil genommen?“

„Ich bin alt“ — sagte der Pachter ruhig — „Söhne habe ich nicht; die ich hatte, sind todt; ich habe mich so ruhig gehalten als möglich und bitte den gnädigen Gott und seine Heiligen, daß bald das unglückliche Land den Segen des Friedens erhält.“

„Eure Gesinnungen sind brav“ — sagte Hoche und betrachtete scharf den Alten — „und ich sehe, man hat uns belogen, daß die Reste der Räuber hier umher verborgen liegen sollen.“

Der Pachter lächelte. „Chateau-Morne ist seit drei Tagen besetzt“ — sagte er — „die letzten Haufen der Königlichen, wenn sie nicht auseinandergegangen sind, müssen tief im Marais stecken, schon seit einer Woche haben wir hier keinen gesehen.“

Ein großer stämmiger Knecht trat herbei und rief den Pachter ab. „Siehst Du, Claude“ — sagte der Alte zu ihm — „dort der stattliche Herr mit dem dichten Backenbart ist der Obergeneral, den Du so gern sehen wolltest; nicht wahr, Bürger-Offizier?“ Hoche bejahte es, und der Pachter fuhr fort: „Ich habe mit meiner Familie die Kammer geräumt, um den Bürgern Platz zu machen, wir sind es gewöhnt, und das weiche Heu ist kein schlechteres Lager. Doch es ist spät, und früh schon giebt es für uns viel Arbeit. Gute Nacht denn, Herr Offizier.“

Er ging mit dem trotzigen Knechte, der die blaue Mütze bis über die Stirn gezogen hatte und die wilden Augen tückisch darunter hervorblitzen ließ.

„Jeannette!“ — rief eine helle Weiberstimme hinten — „wo steckst Du? hier herein, schütte das Heu auf, faule Dirne. — Hoche horchte forschend auf. —

„So wahr ich lebe, es ist die Stimme des Weibes von der Landstraße“ — murmelte er — „ich fürchte, wir sind in eine Höhle der Brigands gefallen, doch zu ihrem Verderben.“ Rasch ging er in das Haus, mischte sich in den Kreis der Of-

fiziere, die lachend die Heldenthaten des berauschten Lâumonier anhörten, und zog unbemerkt erst Mornier, dann noch ein paar Andere auf die Seite, gab ihnen Aufträge, mit welchen diese sich ganz in der Stille entfernten, und ging endlich selbst durch die Kammer, von wo er die Tiefe des angränzenden Stalles übersehen konnte.

Alles war darin todtenstill, nur die Thiere schnaubten hier und dort an den Krippen, und der Wind klappte mit den Laden und Krammen und warf sie auf und nieder. Da war es plötzlich, als quelle ein tiefer Seufzer neben dem General aus dem Boden hervor, hohl und herzzerschneidend, so daß Hoche schaudernd zurücktrat; schnell aber faßte er sich, trat durch die Thür in den Stall, tappte behutsam vorwarts und legte endlich die Hand auf das Gesicht eines Tiefathmenden, der von der Berührung erwachte. —

„Ist es Zeit, Vater Leclon“ — sagte dieser leise und richtete sich empor.

„Noch nicht“ — flüsterte Hoche — „aber bald, hast Du auch Alles bei Dir?“

„Hier liegt meine Büchse und Pulver genug für alle diese verfluchten Blauen, und mein Messer ist scharf gemacht, es bleibt doch dabei, daß wir ihnen die Kehlen abschneiden?“

„Ja wohl,“ — sagte der Obergeneral — doch steh' nur auf, wir wollen noch mit einander reden.“ Der Kerl erhob sich, im Augenblicke aber, wo er sich vor Hoche aufrichtete, gab dieser ihm einen so gewaltigen Stoß, daß er durch die Thür in die Kammer und zu Boden stürzte. — Schnell wie ein Blitz kniete der General auf seine Brust. „Du bist des Todes,“ — rief er — „wenn Du Dich rührst, und ein Laut über Deine Zunge kommt!“ — die Offiziere waren aufgesprungen; — „bleibt Alle sitzen,“ — sagte Hoche — „nur einer oder zwei hieher und schleppt den Kerl an das Feuer.“

Sein Befehl wurde vollzogen: mit rollenden Augen und blutigen Lippen lag der Gefangene vor ihnen, ein stämmiger Mann mit dem Gesicht eines kühnen Strauchdiebes, derselbe alte Chouan, dessen Mißgeschick schon heute den General gefehlt hatte.

„Wer bist Du?“ — fragte Hoche, nachdem er dringend befohlen hatte, daß Jeder sich ruhig verhalte.

„Ein Mann, der Euch so wenig als den Tod fürchtet,“ — schrie der Kerl.

„Schweig und höre, was ich frage,“ — rief Hoche.

„Ich verachte Eure Drohungen,“ — schrie der Chouan wüthend — ich will nicht schweigen,“ — und plötzlich aufspringend, schleuderte er seine Wächter zurück und stürzte gegen die Thür, aber mit Riesenkraft faßte ihn Hoche, riß ihn zu Boden und drückte ihm mit beiden Händen die Kehle zu.

„Zögern wäre Verderben,“ — rief Hoche mit gedämpfter Stimme, — „stich ihn nieder, Mornier.“ — Der Adjutant setzte rasch den Fuß auf die Brust des verzweiflungsvoll Kämpfenden, und der schmale Stahl drang knirschend durch das Leben.

Der General sprang auf, der Leichnam lag zuckend vor ihm. — „Ihr seht, wie es steht,“ — sagte er tiefathmend, — tretet das Feuer nieder und haltet Eure Waffen bereit, die Gefahr ist nahe.“

„Es war ein schauderhafter Mord,“ — sagte Mornier und wischte das Blut von der Klinge.

„Ich nehme ihn auf mich,“ — rief Hoche, und ärgerlich drehte er sich zu dem Stuhle, wo Lanmonier in großer Ruhe schnarchte. — „Laßt ihn liegen,“ — rief er einem Offizier zu, der Jenen ermuntern wollte, — „helfen kann er uns nicht, er mag die Leiche hier bewachen, oder meinetwegen ihr Gesellschaft leisten.“ (Schluß f.)

Das Erdbeben auf Zante.

(Schluß.)

Plötzlich brach über uns vom Himmel ein Eisschauer nieder und fiel mit solcher Gewalt herab, daß er mehrere Personen, die er traf, zu Boden schlug! Der Fall dieser Eisklumpen brach sich gemeiniglich an den Häuserdächern, von denen sie dann abprallten, wobei sie die Ziegel zerschlugen und wie Kanonenkugeln auf die Straßen hinrollten! Die Prozession flüchtete sich, Schutz suchend vor diesen „Steinen“, die man wohl mit dem furchtbaren Hagel der heil. Schrift vergleichen mochte, in die Kirche. Während sie in feierlichem Gebete zum Himmel flehte, erbebte die Kirche mitten im Rasen des Sturmes von einem neuen heftigen Erdstoße. Noch nie sah ich die Wirkung des höchsten Entsetzens und der bangsten Furcht sich so stark abmalen. Die ganze Betversammlung verharrte in Grabesschweigen, brach aber in stille Fluth unaufhaltsamer Thränen aus. Alle diese Eindrücke noch im Gemüthe — ward ich von dem Statthalter und dem Gesandten aufgefordert, ein Danksagungsgebet im Palaste für unsere glückliche Rettung zu lesen. Ich hatte keine Zeit, mich für eine so feierliche Veranlassung, wie ich wohl wünschen mochte, vorzubereiten, allein man brauchte hier nicht nach Worten zu suchen. Während des Gebets erhob sich ein neuer Sturm, und ein neuer Erdstoß, der das Haus entzwei zu reißen schien, hätte mich beinahe das Buch aus der Hand fallen lassen. Meine Zuhörer waren, gleich den Betereschaaren in der Kirche, aufs Tiefste ergriffen. Es war, als ob die Stimme des Allmächtigen selbst zu ihnen spräche....

Ich hatte den Tag vorher einige Offiziere vom 36. Regiment, bei welchem ich früher als Kaplan gestanden war, im Palaste getroffen und ihnen versprechen müssen, mit „meinen alten Tischgenossen“ zu Mittag zu essen. Oberst Croß kam denn, mich abzuholen und zeigte mir vorerst ihr gemeinschaftliches „Speisezimmer.“ Es war dies ehedem ein venetianischer Palast gewesen, ganz massiv von Quadern aufgeführt und mit einem Thurgiebel und einer Halle geziert. Jetzt aber sah er aus, wie wenn seine Grundfeste zu oberst gekehrt worden wäre; die Marmorstufen der großen Treppe standen alle auf den Köpfen; die steinernen Fußböden waren wie mit Werkzeugen aufgebrochen, und alle Theile des Gebäudes im eigentlichen Sinne verkehrt, und deuteten hinlänglich an, daß der Stoß von unten gekommen war und senkrecht aufwärts gewirkt hatte. Wäre das Erdbeben nur um wenige Stunden später gekommen, bis wir am Mittagstisch beisammen saßen — welchen grausenvollen Untergang hätte es uns allen gebracht....! Zu der Zeit, wo es eintrat, war indessen glücklicher Weise Niemand in dem Gebäude.

Da die Küche des Palastes und fast aller andern Häuser in arger Verwirrung war, so gingen wir zum Mittagessen zu einem Herrn im andern Theile der Stadt, welcher nicht so bedeutend gelitten hatte. Auf das Hagelwetter folgten jetzt Donnerschläge und sündfluthähnliche Regengüsse, so daß wir Nachts bei'm Heimgehen alle Straßen überschwemmt fanden. Wie ich eben über eine hinüberwadete, verwickelten sich meine Füße in Etwas, von dem ich mich nicht loszumachen vermochte. Aus einem nahen Hause wurde Licht gebracht und ich sah nun mit Grausen, daß ich mich in einen Leichnam verstrickt hatte, von denen mehrere durch die Straßen trieben. Am nächsten Tage erfuhr ich die Ursache dieser neuen Trauerschickung. Die Stadt Zante liegt am Fuße eines Hügels und zieht sich an dessen Seite hinauf. Die Spitze des Hügels hat das Ansehen eines Bergrückens, der sich allmählig zur Rechten hinabsenkt; allein beinahe über der Mitte der Stadt zeigt er sich in eine klaffende Spalte gebrochen und von da aus fällt er zur Linken sehr jäh und unregelmäßig ab. Dem Beobachter drängt sich beim ersten Blick

die Bemerkung auf, daß die zwei Hügel, auf denen die Stadt steht, ursprünglich nur einer waren, durch irgend eine heftige Erderschütterung aber, gerade wie Eildonhill, in zwei gespalten wurden: dies war auch wirklich der Fall. Bei dem großen, bereits erwähnten, Erdbeben (von 1514), wurde der Hügel in zwei Hälften gerissen und ein Theil der alten Stadt sammt den Bewohnern in der Kluft begraben. Man hatte darauf einen starken gemauerten Querdamm querherüber aufgeführet, der als Brücke dienen sollte, um von einer Seite der Schlucht auf die andere hinüber zu gelangen; allein dieser war durch das Erdbeben so übel zugerichtet worden, daß er den schweren Druck des gegen ihn anstoßenden Wassers nicht länger auszuhalten vermochte. Unten war eine Vorstadt der Stadt gelegen, die ebenfalls von dem heftigen Stoße arg gelitten hatte, und über diese stürzte nun das Wasser, seine Schranken durchbrechend, mit Ungestüm herein. Die Häuser waren alle zu schwach gegen die wildausströmenden Fluthen, und die bedauernswerthen Bewohner, die sich, abgeängstigt und abgemüdet von den Ereignissen der vorigen Nacht, zur Ruhe begeben hatten, wurden nun durch die Ueberschwemmung aus ihren Betten gespült. Bald erstickt — wurden sie durch die unteren Theile der Stadt vom Wasser fortgerissen und am nächsten Morgen am Meeresufer nackt und blos in ihren Nachtanzügen, gefunden. Es war Einer von diesen Unglücklichen im Hemde, mit dem sich meine Füße verwickelt hatten, und ihre Leichen waren es, die die überschwemmte Straße verlegten. Ich ging, den Ort zu sehen. Die Verwüstung war über alle Beschreibung grausig; der Hügel schien nur eben erst geborsten zu seyn; das Thal war mit schlammbedeckten Häusertrümmern übersäet; die armen Leute gruben eifrig suchend in dem nassen Schuttwerk nach ihren Angehörigen; und die an dem Abhange des Hügels Wohnenden blickten mit verstörten Gesichtern aus ihren Häuschen heraus und waren jeden Augenblick gewärtig, daß eine neue Erderschütterung ihre Wohnungen umstürzen, und eine zweite Ueberschwemmung sie wegfuhren würde.

Die Nachrichten, die jetzt aus andern Theilen der Insel eintrafen, lauteten nicht minder trostlos. Die Stadt Latakia, die wir in lachender Schönheit, geschmiegt an die Stirn eines romantischen Hügels nahe bei den Pechquellen, gesehen hatten, war gänzlich zerstört, wie wenn sie als die verwegene Nachbarin dieses alten Feuerschlundes mit einem zermalmenderen Erdstoße heimgesucht worden wäre. Auch alle andern Orte auf der Insel hatten gelitten und kein Fleck war mit seinem Theil an dem allgemeinen Unglück verschont geblieben. Wie wir späterhin erfuhren, hatten sich die Wirkungen des Erdbebens auch auf Morea und Italien, ja selbst bis Malta, erstreckt, sich also mit mehr oder minderer Heftigkeit über einen Kreis von wohl 1000 (engl.) Meilen im Umfang, dessen unglücklichen Mittelpunkt Zante bildete, ausgebreitet. — Die Wirkungen waren nicht auf das Land allein beschränkt, sondern wurden auch recht fühlbar von den Schiffen im Wasser verspürt. Auf unserer Fregatte hörte man ein Geräusch, ähnlich dem, wenn ein Kabel durch ein Klüsloch läuft, und das Schiff selbst schien aus dem Meere emporgehoben und aufgestampft zu werden, wie wenn es auf den Strand getrieben wäre. Der Kapitän und die Offiziere rannten hoch erschrocken und in den Hemden aufs Verdeck, denn sie meinten nicht anders, als das Schiff habe in dem Sturm, der eben anhob, sein Anke tau auslaufen lassen und stoße sich den Kiel an der Landspitze von Krio Negro. Allein sie fanden Alles in der besten Ordnung und zerbrachen sich noch immer die Köpfe üb r die mögliche Ursache, bis daß ihnen endlich Nachrichten vom Lande zukamen.

Im Augenblick, wo das Unwetter sich etwas legte, eilten wir an Bord; und statt mit der sonst üblichen Begleitung von geräuschvollen Ehrenbezeugungen abzureisen, verließ der Gesandte die Insel in Stille und ohne Gepränge, von der sehr richtigen Ansicht geleitet, daß all dergleichen Schauwesen mit den vorgefallenen trauervollen Ereignissen im schneidendsten Widerspruche stehen müsse. Schauderhafter hat wohl die empörte Natur in ihren Wirkungen noch selten sich gezeigt, als an diesem einen Tage, auf Zante. Lachend in seiner Schöne, reich an Allem, was einen erheiternden, lieblichen Anblick gewährt, fanden wir das reizende Eiland, und in einem Nu hatte sich Alles umgewandelt; die Erde spaltete sich, Städte stürzten in Trümmer, der Himmel goß Schauer von Wundersteinen nieder, Berge barsten entzwei, entzügelte Wasserfluthen schwemmten ganze Straßen mit ihren Bewohnern hinweg, und hinter uns ließen wie die schwer heimgesuchte Insel in Graus und Verwüstung, wo nichts gehört ward, „als Klage und Jammer und Weh."

Alva.

(Novelle von Franz Huber.)

1

An einem schönen Octobersonntage des Jahres 1632 war in einem kleinen Städtchen des nördlichen Deutschlands eine ungewöhnliche Menge Menschen versammelt, und in der ganzen Umgegend herrschte ein regsames, vielbewegtes Treiben. Es ward nämlich daselbst der alljährlich auf diesen Tag fallende Jahrmarkt gehalten, und theils die Hoffnung auf Gewinn, theils die Neugierde, hatte, begünstigt von der schönsten Witterung, eine Menge Besuchender aus Nah und Fern herbeigelockt; alle Landstraßen, die zu den Thoren des Städtchens führten, wimmelten von Fußgängern und Passagieren zu Wagen und Roß, und eine sich bunt durch eineinander drängende Volksmasse wogte durch die engen Gassen der Stadt.

Draußen aber vor den Thoren auf einem freien Platz, der Schießanger genannt, bot sich dem Auge ein neuer interessanter Anblick dar. Eine Menge Zelte und hölzerne Buden waren in der Mitte des Platzes aufgeschlagen, angefüllt mit Marktwaaren und Lebensmitteln aller Art, und von den Dächern derselben flatterten buntfarbige Bänder und Wimpel. Rings um diese Zeltstadt, zwischen einer doppelten Reihe hoher Linden, die hier den grünen Anger in die Runde umstehen, waren hölzerne Bänke und Tische angebracht, an welchen sich eine gemischte Gesellschaft erwachsener Leute aus allen Ständen, unter fröhlichem Gespräche bei einem Krug Einbecker Bieres, oder auch wohl einem Glase Wein, je nachdem es die Umstände und der Rang des Gastes bestimmten, erquickten und vergnügten, während die muntere Jugend sich auf dem grünen Rasen tummelte, bald hier um eine Gauklertruppe sich versammelte, die zum großen Ergötzen der Umstehenden ihr Wesen trieben, bald einer Bande Musikanten nachzog, oder sonst in ungebundenem Jubel umhertollte.

An einem großen runden Tische unter zwei mächtigen Linden hatte sich ein Haufe rüstiger Gesellen gelagert und ließ den Bierkrug fleißig in die Runde gehen. Lauter Gesang, Geklirre der Becher, lebhaftes Gespräch, untermischt mit wildem Gelächter und zuweilen von einem kräftigen Fluche unterbrochen, erscholl bunt durcheinander. Die sonnenverbrannten, bärtigen Gesichter, das Kriegerische der Kleidung, die keck auf einem Ohr sitzenden, soldatisch aufgekrempten Hüte mit den schwankenden Federn, die langen Raufdegen und ihre daneben im Grase liegenden Panzerstücke, ließen bald ihr Gewerbe errathen, während ihre Feldzeichen sie als zum kaiserlichen Heere gehörig bezeichneten.

Etwas abseits, an einem besonderen mit Weinflaschen und Gläsern besetzten Tische saßen drei Männer, von denen zwei, ihrer Kleidung nach, offenbar zu den Kriegsleuten gehörten, während der Dritte, ein schlank, aber kräftig gebauter Jüngling von ritterlichem Ansehen, nur eine einfache Jagdkleidung trug.

Der eine von den beiden Kriegsmännern war ein athletisch gebauter, untersetzter Mann im mittlern Alter; der Andere, eine stämmige, wohlbeleibte Figur mit einem breiten, gutmüthigen Gesichte.

So ungleich sie auch in ihrem Aeußern unter einander selbst waren, so schienen sie doch alle drei ein gewisses Uebergewicht über die Zechgenossen zu behaupten, das sich dem Auge des Beobachters unwillkührlich aufdrängte, da auch schon ihr Aeußeres sie vortheilhaft vor den Uebrigen auszeichnete. Noch auffallender aber als der Unterschied zwischen diesen dreien und ihren Tischnachbarn war die Verschiedenheit unter sich selbst.

Die hohe Gestalt des Jünglings, dessen edle Gesichtszüge von einer Fülle dunkler Locken beschattet wurden, die in reichen Ringeln um den starken Nacken und auf die breite Brust herabfielen, die offene Stirn, das männlich schöne, blühende Gesicht, um dessen Kinn ein leichter Flaum die Annäherung an das Mannesalter bezeichnete, stach gar seltsam ab von der zwar hohen aber etwas gebeugten Gestalt des einen Kriegsmannes, dem widrigen Ausdruck in dem bleichen Gesichte, das ein pechschwarzes, krauses Haupthaar und ein dichter verworrener Bart von gleicher Farbe zur Hälfte bedeckte und verfinsterte. — Während in dem großen, sprechenden blauen Auge des Jüngern Muth und Kraft, Offenheit und ein reines treues Gemüth sich unverkennbar abspiegelten, — leuchtete aus den kleinen, unter buschigen Augenbraunen versteckten Augensternen des Aelteren ein düsteres, unheimliches Feuer, und auf seiner Stirne hatten lebhafte Leidenschaften tiefe Furchen eingegraben. Seine Züge hatten etwas Abschreckendes, Tückisches, und in seinem Wesen lag eine versteckte Rohheit, die zuweilen aus seinem Benehmen sprach und den gemeinen Kriegsknecht bezeichnet haben würde, hätte nicht seine Kleidung ihn als einen kaiserlichen Offizier kenntlich gemacht. Ein grünes, roth aufgeschlitztes Wamms, über welchem die rothe Feldbinde von der Schulter bis zum Wehrgehänge reichte, umgab seinen nervigen Körper, an welchen sich die engen gemsledernen Beinkleider anschlossen. An den bis über die Kniee reichenden Reiterstiefeln blitzten große silberne Sporen. Sein Hut mit dem vollen Busche weißer Federn, von einer Agraffe edler Steine gehalten, lag mit den langen Stulphandschuhen neben ihm auf dem Tische, und der spiegelblanke, schön verzierte Harnisch lehnte an einem der Bäume. Eine goldene Kette zierte seine Brust und zeigte, so wie der ganze Anzug, von der Ansehnlichkeit des Besitzers.

(Fortsetzung folgt.)

Gerettete Liebe.

Die Sonne tanzt hinterm Berge hervor,
Dem Schöpfer lobsingt das Vögelchor,
Die Flur weint Perlen der Freude.
Es schleicht sich der Tag aus dem Bette der Nacht
Und Alles erglühet in sonniger Pracht,
Die Jungfrau nur härmt sich im Leide,
Der Jubel des Morgens läßt kalt sie und still,
Die Nacht ihr vom Herzen nicht weichen will,
Und trostlos blickt sie in's Weite.

Acht traurige Tage sind langsam entfloh'n,
Acht Tage erwartet den Liebsten sie schon
Den lockigten Rudolph von drüben.
Ach! als er das letztemal nahte im Kahn,
Da wollt er von fern schon sein Käthchen umfah'n
(Von Liebe und Sehnsucht getrieben,)
Im Eifer verliert er das Gleichgewicht
Trotz Schwimmen und Kunst, er rettet sich nicht
Und unten ist er geblieben.

Wohl irrt sie nun klagend am Ufer entlang
Und hört auf der Nachtigall liebenden Sang,
Doch wird es der Armen nicht besser;
Und Venus, die Abends ihr Leid oft geschaut,
Ist Morgens mit ihrem Schmerze vertraut
Und scheinet der Leidenden blässer.
„O Venus! Vertraute! wie stehst du so hoch
„Ach! ist er geschieden, was lebe ich noch!?" —
Und naß wird die Wang' ihr und näßer.

„O drüben am Hügel, du freundliches Haus,
„Du sendest kein Licht in die Nacht mehr hinaus
„Gleich mir bist du leer und verödet.
„Vom Abend zum Morgenroth sitze ich hier,
„Doch nie zeigt das trauliche Schifflein sich mir.
„Die Hoffnung, sie ist mir getödtet. —
„O Himmel verschaff' mir die schreckliche Kund',
„Ob man ihn gefunden, todt oder gesund,
„Drob harrend mein Auge sich röthet!"

Und nichts hemmt der Thränen hellströmende Fluth
Und plätschernd empfängt sie die Spiegelfluth,
Die lockend das Ufer bespület.
Es pocht ihr das Herz so unendlich schwer,
Von Thränen wird plötzlich das Auge leer
Und Gram ihre Sinne zerwühlet.
„Ihr flüchtigen Wogen so traulich, so grün,
„O sagt mir, o sagt mir, wo berget ihr ihn,
„Ihn, den sich mein Herze erzielet!"

Und immer beengter wird ihr die Brust,
Sie blicket hinunter mit gräßlicher Lust,
Wo Klippe an Klippe sich kettet.
„O haltet ihr Wogen, o nehmt mich auf,
„Vielleicht, ach vielleicht bringt euer Lauf
„Mich hin, wo Er sich gebettet.
„Und find' ich Ihn unten, und find ich ihn nicht,
„Ich hab' sie gehalten die heilige Pflicht:
„Ich habe die Liebe gerettet!"

Ruoff.

Gleichname.

Was für ein Wort, daß der Natur
Gemäß der Knechtschaft Freund,
Kam einem Flüchtling auf die Spur,
Der dann und wann erscheint?

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 75: Augensprache.
Auflösungen in Nro 76: a) des Sylben-Räthsels: Windbeutel
b) der Charade: Wachholder.

““

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 78. Sonntag, 28. September 1834.

Wohl dem Menschen, der in seinem Herzen
Heil'ge Unschuld, deine Farbe trägt;
Wenn Verfolgung ihn in Ketten schlägt,
Kann er noch mit diesen Ketten scherzen,
Weil ein Gott mit rechter Wage wägt.

Müchler.

Der Ueberfall.

(Schluß.)

Vorsichtig schlichen die Offiziere hinaus in den Schoppen, wo durch Hoche's Fürsorge die Dragoner alle wach und gerüstet waren, aber in scheinbarer Ruhe neben den gesattelten Pferden auf dem Stroh lagen. Mitternacht war vorüber, nichts zu hören, und die bangenden Soldaten schienen zu glauben, daß nur übertriebene Vorsicht ihre Führer mißtrauisch gemacht habe, denn nach und nach wurden ihre Athemzüge ruhiger, und der Schlaf begrub alle Mühseligkeiten und Gefahren.

Das Feuer erlosch nun gänzlich, die tiefste Stille lag über dem Hofe, der Regen hatte aufgehört, aber der Himmel war so undurchdringlich dunkel, daß Niemand drei Schritte vor sich hin sehen konnte; und der durchkältende, ungestüme Wind trieb sein schauerliches Spiel zwischen den Giebeln und in den brausenden Zweigen und Aesten. Der General und seine Umgebung hatten auf einem Strohhaufen Platz gefunden, und länger als eine Stunde zählten sie die leisen Athemzüge der beiden Dragoner, die wie festgebannt, die gespannten Carabiner im Arme, am Eingange des Gebäudes standen. — Plötzlich aber war es, als klänge dumpfes Waffengeräusch zu ihnen her, und das leise Knarren einer Thür an der großen Scheune ward hörbar.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit lauschten die Krieger, leise richteten sie sich halb empor, ergriffen die Waffen, und ihre Augen suchten in die Nacht hinaus die mordlustigen Söhne der Vendée. Aber Alles war ruhig wie vorher, nur der Sturm schrillte und winselte über die Dächer und warf die aufgerissene Thür knarrend hin und her.

„Es ist nichts als ein Spiel des Windes," — lispelte ein Adjutant.

„Horch! was war das!" — rief Hoche leise.

„Ich höre nichts," — erwiederte ein Offizier.

„Es war wie ein Geflüster menschlicher Stimmen," — — sagte der General.

„Das Rauschen in den dürren Aesten täuscht oft die Sinne," — meinte ein Anderer.

„Hätten wir nicht sichere Beweise von Verrätherei an dem todten Schurken d'rinnen," — flüsterte ein alter Oberst — „ich hielt das Ganze für eine Täuschung und uns für die Gefopten."

„Ich wollte, es wäre Morgen!" — seufzte Hoche und blickte besorgt in die rabenschwarze Nacht.

„Dort steht ein großer Baum," — sagte Mornier — „es ist wohl dreißig Schritte von hier, laß mich dorthin, General, das leise Sprechen, das Rauschen des Windes und des Strohes, das Schnauben der Pferde verhindern die genaue Forschung; erlaubst Du es, mein General?"

Hoche drückte ihm die Hand, und augenblicklich legte Jener den Mantel ab und warf sich behutsam auf die Kniee nieder. Trotz des Schlammes, der den Boden überzog, drückte er sich so tief hinab, daß seine Gefährten schon nach wenigem Bewegen vergebens seine Gestalt zu suchen strebten; kein Ton, kein Rauschen verrieth ihn, und angstvoll starrten ihre Blicke gegen den alten Stamm, der wie ein düsterer Riese aus dem schwarzen Kranze gegen die Wolken stieg. —

Leise wie eine Schlange wand sich inzwischen der junge Soldat am Boden fort, horchte zuweilen ausruhend in die Nacht hinaus und nahte sich so seinem Ziele. Endlich faßte er den Stamm und richtete sich langsam und vorsichtig an ihm empor. Unter das Geräusch des Windes, dünkte ihm, mischten sich Laute, die nicht von diesem herzukommen schienen; die Gebäude lagen ihm näher, und er wollte bemerken, daß von dort ein Flüstern und leises Klirren komme, wie wenn Bewaffnete sich vorsichtig versammelten; aber die Rabenschwärze der Nacht nahm jede Sicherheit, und zögernd stand er ohne Entschluß, ob er zurück oder vorwärts sollte.

Aber nicht lange verharrte er in dieser Ungewißheit; der Wind zerriß die dichten Wolken, und das Licht einzelner Gestirne stahl sich verrätherisch durch den gesprengten Bau. Seine scharfen Augen hatten sich an die Nacht gewöhnt, er erkannte die fernen Lehmwände und mehrere dunkle Gestalten, die dicht an ihnen standen. Plötzlich aber rauschte es an dem Strohhaufen, ein leises Plätschern in den Regenpfützen und das Fallen kleiner Erdstuckchen verdoppelten seine Anstrengung, und sein Herz pochte heftiger, als er bemerkte, daß ein dunkler Körper vorsichtig auf der Erde fortkriechend sich demselben Baume nahte, dessen Stamm ihn den Blicken entzog.

Waffenlos und unbeschützt überlegte der junge Krieger, ob es nicht besser sey, unaufhaltsam zurückzuspringen zu den Gefährten, oder den Gegner fest zu erwarten; allein schon war der Augenblick da. Wie aus der Erde empor, hob sich geräuschlos die hohe Gestalt eines Mannes am Stamme, warf die Augen spähend nach allen Seiten und bog sich dann um die andere Seite des Baumes. — Mit gehobenem Arm stand Mornier, und ein fürchterlicher Faustschlag warf den bestürzten Ven-

deer fast zu Boden. — „Herbei, meine Freunde, herbei!“ — schrie der Republikaner mit lauter Stimme, und zugleich faßte er den Gegner mit beiden Armen, um ihm nicht Zeit zur Vertheidigung zu lassen.

In diesem Augenblicke der Erfüllung belebte sich blitzschnell die nächtliche Ruhe. Die lauschenden Dragoner, Hoche und seine Umgebung an der Spitze, stürzten unaufhaltsam gegen den Ort, wo der Hülferuf erklang, und eben so schnell, eben so muthig warfen sich ihnen die letzten Vendéer entgegen.

Ein fürchterlicher Kampf entstand, nur der Blitz der Feuerröhre, fast auf die Brust der Gegner abgedrückt, erleuchtete den Platz, und bald ward ein Ringen daraus, in welchem Jeder ungewiß blieb, ob sein gehobenes Schwert oder der verkehrt gefaßte Carabiner nicht auf das Haupt eines Freundes niedersank.

Während dessen hatte der tapfere Mornier einen heftigen Kampf mit seinem stärkeren Feinde bestanden. Der Fremde hatte sich schnell von der ersten Bestürzung und der Gewalt des Schlages, der, den Kopf streifend, auf seine Brust niederfiel, erholt, und mit ungemeiner Stärke und Gewandheit suchte er sich von dem Gegner zu befreien, der seine Arme wie mit einem starken Seile umspannte. — Lange und zweifelhaft war das Ringen, zweimal sanken Beide in den Schlamm und hoben sich wieder, ohne sich loszulassen, rundum krachten die Waffen, funkelten die Klingen, stürzten Verwundete und Todte nieder. Endlich erlahmte die Kraft des jungen Republikaners, der Chouan riß den linken Arm heraus, und mit einem heftigen Stoße warf er den Gegner rückwärts gegen den Baum, daß er lautlos niederstürzte. Wüthend faßte er am Boden ein Schwert auf, und sein fürchterlicher Hieb hätte den jungen Soldaten gespalten, wäre nicht die Nacht seine Retterin gewesen, und der Säbel tief in den Baumstamm gefahren. „Stich den Hund nieder,“ — rief er einem Vendéer zu; aber der Bauer blieb bewegungslos stehen.

„So wahr ich lebe, die Scheune brennt,“ — schrie er und wies auf den dicken Qualm, der aus dem Gebäude hervorbrach, und mitten heraus zuckte jetzt die dunkelrothe Flamme und beleuchtete die verzerrten Züge George Cadoubal's.

„Die tölpischen, ungeschliffenen Bestien,“ — schrie er wüthend — „ihre Nachlässigkeit bringt sie selbst um den Sieg.“ — Charette sprang herbei. „Jetzt gilt es, George,“ — rief er — „vorwärts, Vendéer, werft die blauen Henker in die Flammen!“ und von Neuem stürzte er auf die Dragoner, die nach und nach bis an den Schoppen zurückgedrängt waren.

George Cadoudal sah ihm spöttisch nach. „Ich kenne sie besser,“ — sagte er und spannte den Carabiner, — der Streich ist verfehlt, man muß auf den Rückzug denken; Glück auf den Weg, Herr Marquis, für jetzt ist der Spaß aus.“ — Kaltblütig zielend schoß er einen der Fechtenden nieder, warf das Gewehr auf den Rücken, und mit einem gewaltigen Sprunge war er über dem Graben und verschwand schnell in der Finsterniß.

Cadoudal hatte recht gesehen, nur die Dunkelheit hatte den Ueberfall stark gemacht, aber begeistert von ihren tapfern Führern, fochten die Dragoner mit der größten Todesverachtung, als die Flamme den Platz erhellte.

Sie wußten, was ihnen bevorstand, wenn sie besiegt wurden. — „In die Flammen mit Euch, Ihr Schurken!“ — schrieen die wüthenden Bauern, — „kein Fetzen von Euch soll unverbrannt bleiben!“ — und die Republikaner erkannten allzugut, daß Scherz hier nicht obwalte. — Ihr Widerstand war Verzweiflung; endlich begannen die Vendéer zu weichen, der größte Theil war erschlagen, ihre Leichen bedeckten dicht den Boden, und als ein kleiner Trupp, von Mornier geführt, ihre Reihen durchbrach, war kein Halten mehr, der größte Theil sprang über die Gräben und verschwand, einzelne langsam Weichende und Fechtende wurden niedergestochen, und die erbitterten Republikaner stürzten sie, sammt ein Paar Gefangenen, noch lebend in das Flammenmeer, wo ihr herzzerschneidender Schrei schnell erstarb.

Jetzt endlich war Laumonier erwacht, die Flammen erhellten das Gemach, über die Leiche zu seinen Füßen fallend, vom Feuer geblendet, von Geschrei, Schüssen und Flüchen umhallt, stürzte er taumelnd und noch halb berauscht gegen die Thür.

„Ventre-saint-gris! Bougre, sacre! diable vous porte!“ — brüllte er. — „Ich bin der General! Was soll das, was will der Höllenlärm? Steht, ich bin der General!“

Eine blutige, furchtbare Gestalt stürzte auf ihn los. — „Dich suche ich,“ — schrie sie, — „fahre zur Hölle, Canaille!“ — und ein zweischneidiges Jagdmesser fuhr dem wilden Laumonier bis an's Heft in die Brust.

Rasch ließ der Thäter das Messer fallen und wendete sich zur Flucht, aber eine starke Hand schleuderte ihn rückwärts zur Erde.

„Laß ihn los, General,“ — rief Mornier, und sein Degen funkelte auf der Brust des Vendéers, — „der entkommt uns nicht.“

„Halt ein!“ — schrie der Liegende, — „halt, noch einen Augenblick.“ — Er richtete sich halb empor. — „Wer bist Du?“ — fragte er finster seinen Ueberwinder.

„Wenn Dir daran liegt,“ — versetzte der General — „mein Name ist Hoche.“

„So mag mich der Abgrund verschlingen!“ — schrie der Chouan, doch schnell faßte er sich, und indem er aufstand, sagte er stolz: „ich bin Stofflet!“

Die Dragoner verließen die Brandstätte; zwei Tage darauf, am 24 Februar, ward Stofflet in Angers erschossen.

A l v a.

(Fortsetzung.)

Sein Gefährte trug ebenfalls die Rüstung eines kaiserlichen Offiziers, nur minder werthvoll, jedoch immer hervorstechend genug, um ihn unter seinen übrigen Waffengefährten auszuzeichnen. Seine dunkelrothe Gesichtsfarbe verrieth, daß er dem Weine nicht abhold sey, und er mochte den Flaschen, die in beträchtlicher Anzahl auf den Tischen standen, wacker zugesprochen haben, denn seine Zunge fing bereits an schwer zu werden, obgleich seine übrigen Bewegungen keineswegs von Trunkenheit zeugten, so daß es schien, als habe der Geist der Reben nur auf seinen Kopf Einfluß, während der Körper durch die Macht der Gewohnheit gegen diesen geschützt sey. Auch schien es, als ob er seine Neigung zum edlen Rebensafte auch gerne auf Andere übergetragen zu haben wünschte, indem er mit besonderer Aufmerksamkeit beständig die Gläser füllte, die leeren Flaschen zurücksetzte, und fortwährend frischgefüllte herbeicommandirte. Eben hatte er das halbgeleerte Glas des Jünglings vollgeschenkt und ihm dasselbe mit den Worten hingesetzt:

„Aber, beim heiligen Georg! Junker, Ihr trinkt ja wie ein Mädchen! — laßt da die liebe Gottesgabe stehen und sitzt so still und andächtig, als ob er in der Kirche, nicht aber auf dem Jahrmarkte unter lustigen Gesellen, bei vollen Flaschen sich befinde. Trinkt! der Wein vertreibt alle Grillen, die ich besonders an jungen Leuten nicht gerne leiden mag. Blitz und alle Hagel! was war ich in Euren Jahren für ein munterer Zeisig! Da blieb keine volle Flasche, kein schmuckes Dirnchen unberührt, und bis jetzt noch hängt mir diese Gewohnheit an. Ja, ja, jung gewohnt, alt gethan! Ha, ha,

ha!" Dabei glitt ein Glas nach dem andern über seine durstigen Lippen.

Der Junker leerte das ihm dargebotene Glas auf einen Zug; und indem es der Andere, sichtlich erfreut, daß seine Worte auf so guten Grund gefallen, hastig ergriff und wieder voll schenkte, sagte er, beifällig lächelnd:

„Das war männlich, junger Herr! Beim heiligen Georg! aus Euch kann mit der Zeit noch immer etwas werden, die Anlagen sind da, und ein williges Gemüth habt Ihr ebenfalls, um guter Lehre Eingang zu gestatten."

„Wahret Eure Zunge, Lieutenant," höhnte der zweite Kriegsmann, „daß Ihr mir das junge Blut nicht verführt. Solch' frommes Gemüth weiß mehr Bescheid in dem Gebetbüchlein, als hinter dem Weinkruge."

Der Junker, der bis jetzt wie in tiefen Gedanken versunken, mechanisch mitgetrunken, und wenig Theil an dem Gespräche der Beiden genommen hatte, fuhr jetzt, von den unzarten Worten des rohen Soldaten verletzt, heftig auf, indem sein flammendes Auge ernst den lauernden Blicken des Spötters begegnete, daß dieser, getroffen von dem Feuerblicke des Gereizten, scheu das Auge wandte.

„Herr Hauptmann," redete der Gefährte den finstern Krieger an, „so ich nicht den Rock und die Farbe kaiserlicher Majestät an Euch respektirte, sollte wohl schwerlich solch' böses Werk Euch unvergolten bleiben. So aber mag's d'rum seyn; doch will ich Euch bescheidentlich rathen, mich ferner mit solchen Reden zu verschonen. „Ihr," fuhr er, gegen den andern Offizier sich gewendet, fort, „Herr Lieutenant, werdet mir beipflichten, daß es besser sey in Frieden und Ruhe den Becher zu leeren, denn sich in Zank und Hader die Zeit zu verderben?" —

„Beim heiligen Georg! Ihr habt recht," entgegnete der Befragte; „was wollen wir die Zeit so unnützer Weise verstreiten, die wir besser nützen können? — Trinkt," — fuhr er fort, die Gläser vollschenkend, „trinkt, und befeindet Euch nicht um eines Wortes wegen, das mein edler Hauptmann in Scherz gesprochen. Hauptmann Morelli liebt die spitzigen Worte, und seine Zunge trifft eben so sicher, als sein Schwert; aber er meint es nicht böslich. Drum laßt uns auf gute Kameradschaft anstoßen, und ersäufen allen Groll in diesem Weine, der, beim heiligen Georg sey's geschworen, besser ist, als je ein Schlingel von Wirth in diesem frostigen Lande mir welchen vorgesetzt."

Die so Aufgeforderten ergriffen schweigend die Gläser und stießen sie hellklirrend zusammen. Nachdem dieselben ausgestürzt, reichten sich beide die Hände und die Versöhnung war anscheinend geschlossen.

„Junker," redete Morelli etwas finster den Jüngling an, „es thut mir leid, wenn meine Rede Euch beleidigt; mein Wille war es nicht. Auch kannte ich Eure große Empfindlichkeit nicht. Wir Soldaten sind derber Natur, und nehmen ein Paar Worte nicht so genau."

„Hauptmann Morelli," erwiederte dieser, „nicht um die Paar Worte rächte ich mich an Euch; auch bin ich nicht so empfindlich, wie Ihr mich heißt; aber es kränkt mich, von so versuchten Kriegern für eine Schlafmütze gehalten zu werden, meines stillen Thuns und Lassens wegen, wozu ich wohl mehr als eine Ursache habe."

„Was könnte wohl einen so kräftigen, wohlgebauten jungen Mann, wie Ihr seyd, so tief niederdrücken, daß er unmännlicher Weise solch träumerischem Wesen nachhinge?" fragte der Hauptmann. „Theilt mir die Ursache Eurer Trübsinnigkeit mit, und ich will versuchen, ob ich nicht in dieser Krankheit Euer Arzt werden kann."

„Ich bringe meine Verhältnisse nicht gerne zu Jedermanns Ohren," versetzte der Junker kurz. „Doch," fuhr er einlenkend fort, „wenn Euch etwas daran gelegen, und Ihr mich geduldig anhören wollt, so will ich Euch mit kurzen Worten das Hauptsächlichste berichten."

„Vorerst aber," fiel ihm der Lieutenant in die Rede, „will ich Euch wohlmeinend rathen, einen tüchtigen Schluck zu thun; denn das viele Reden macht die Kehle trocken, und das ist, beim heiligen Georg!" — —

„Wenn ich Euch rathen soll, Ralph Neersten," unterbrach ihn der Hauptmann unwillig, „so laßt den Junker zur Sache kommen, und unterbrecht uns nicht ferner. Ihr wißt, ich liebe das nicht; habt Ihr doch, während wir sprechen, Muße genug, Euren Schlauch sattsam auszuspülen."

Mürrisch ob des erhaltenen Bescheids, aber doch den Respekt vor seinem Oberen nicht aus den Augen setzend, rückte der Lieutenant weiter von den Beiden ab, konnte es sich aber doch nicht versagen, dem Junker noch ein volles Glas hinzuschieben, während er das des Hauptmanns zur wohlverdienten Strafe für die derbe Zurechtweisung leer stehen ließ. Darauf pflanzte er mehrere Flaschen vor sich hin, leerte eine nach der andern in vollen Zügen aus, und bekümmerte sich ferner nicht mehr um das, was die beiden Tischgenossen verhandelten.

„Nun, vertraut mir, werther Junker," wiederholte der Hauptmann mit erzwungener Freundlichkeit, „was Euch auf dem Herzen liegt. Ihr sollt einen aufmerksamen Zuhörer an mir haben; und auch der alte Weinschlauch soll uns nicht weiter stören, da es ihm nicht an andern Mitteln fehlt, seine geschwätzige Zunge beständig in Bewegung zu setzen."

„Nach Eurem Befehl, Herr Hauptmann, erwiederte der Junker, den der Wein schon etwas zutraulicher gemacht hatte.

„Ich bin einige Meilen von hier auf einem alten Schlosse, der Falkenstein genannt, geboren. Mein Vater Adolph war Kriegsobeester in kaiserlichen Heere und der letzte männliche Sprosse des alten Geschlechts der von Falkenstein. Er blieb in den spanischen Niederlanden, wohin er seinem Kaiser gefolgt, und hinterließ seiner Mutter und mir, seinem einzigen Sohne und Erben seines Namens, das alte Stammschloß Falkenstein nebst einigen dazu gehörigen Ländereien und Forsten. Als er das letzte Mal von uns zog, war ich ein Knabe von 10 Jahren, und da wir die letzte Nachricht von ihm, und bald darauf die traurige Kunde von seinem Tode erhielten, hatte ich eben das 12te Jahr erreicht. Meine Mutter härmte sich und weinte viel; denn obgleich der Vater ein finsterer rauher Mann gewesen, und sie in den letzten Jahren auf häusliches Glück wohl gänzlich Verzicht leisten mußte, so hatten sich beide doch in der ersten Zeit, wie mir die Mutter oft mit Thränen versicherte, recht innig geliebt, und diesen Eindruck glücklicher Zeiten hatte nichts in dem weichen Herzen meiner Mutter verwischen können, und sie hing noch immer mit inniger Liebe an dem Manne, der dereinst mit ihr des Lebens schönste Güter getheilt hatte, wenngleich er jetzt, von den Stürmen der vielbewegten Zeit und seinem eigenen kriegerischen, unruhigen Geiste getrieben, sich ganz von dem häuslichen Herde losgerissen und zur Fahne der launigen Kriegs-Fortuna geschworen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Noch einige Gedanken über die Vertilgung der Feldmäuse.

(Eingesandt.)

Jeder kluge Hausvater wägt die Mittel und den Zweck gegen einander ab, und

gehen kommen, als der Zweck, der erreicht werden soll, werth ist. Er wird dieses um so mehr thun, wenn er einsieht, daß der Zweck immer mehr dadurch auch nur zur Hälfte erreicht werden kann. Ein solches Halbmittel ist das Hegen der Raben aller Art, der Elstern und der Füchse. Von diesen frißt die Dohle nur im Nothfall Mäuse, der große Rabe, die Saat- und Wiesen-Krähe nehmen zwar Mäuse an, wenn sie dieselben haben können, und ihrer Unbehülflichkeit das Fangen glücket. Der Fuchs, zwar geschickter im Fangen, nimmt aber lieber, was er leichter und in Fülle haben kann, und er wie die Raben und Elstern fressen und verderben das Capital von Trauben in einem Tage, woven die Mäuse, welche sie etwa fangen, in Wochen die Zinsen kaum gefressen hätten, mit andern Worten, man verliert lieber das Kapital, um nur die einfachen Zinsen zu retten.

Wenn man aber vollends das höchste und theuerste Mittel — des Menschen Leben und Gesundheit — einem Zwecke entgegensetzt, der durchaus gar nicht in Vergleich damit zu stellen ist, dann mag daruber entscheiden, wem es zusteht; dieses Mittel ist der Mißbrauch des Giftes. — Die höchsten und allerhöchsten, auch erst vor Kurzem wiederholten Vorschriften sind äußerst streng, wenn vom Gebrauche des Giftes die Rede ist, und jeder Vernünftige wird tief verehrend fur diese Sorge danken; denn wie leicht kann durch den Mißbrauch des Giftes, unwissender oder boshafter Weise, das Leben und die Gesundheit des Menschen gefährdet werden, aber gewiß wird auch dieses große Gut in Gefahr gesetzt, wenn man nicht allein Jedem freistellt, sich des Arseniks zu bedienen, noch mehr, wenn man in großen Quantitäten mit Arsenik vergifteten Weizen u. dgl., nicht etwa in die Mauslöcher einstreuen, nein auf Wegen und Feld hinausstreuen laßt, ohne das Publikum von dieser so gewagten und gefährlichen Maßregel in Kenntniß zu setzen.

Wie leicht ist es möglich, daß Tauben, Feldhühner, Lerchen und andere eßbare Vögel davon sich sättigen, und sterben — von gewinnsüchtigen Menschen gefunden, verkauft, und dadurch Tod, mindestens lebenslängliche Siechheit herbeigeführt werde.

Solche Mittel sind durchaus nicht zu rechtfertigen, und stehen mit dem Zwecke in gar keinem Verhältnisse.

Einsender dieses will zum Schluß noch bemerken, daß in einem, nahe bei Wurzburg liegenden Orte ein großer Theil der Schaafheerde erkrankt, und endlich gefallen sind, welche vom Schäfer als vergiftet erklärt wurden, auch soll in einem gleichfalls nahen Orte ein Pferd umgestanden seyn, welches die unverkennbaren Spuren der Vergiftung durch Brodkügelchen soll bewiesen haben. — Wie vieles Vieh, vielleicht sogar Menschen mögen schon als Opfer dieser unseligen Maßregel gefallen seyn, ohne daß es uns je kund wird!

V.

C a m b y s e s.

Sie saßen beim festlichen Mahle,
Cambyses vergnugt oben an,
Es kreis'ten die vollen Pokale,
Und Freude herrscht ringsum im Saale,
Bis also der Konig begann:

„Ihr lieben Genossen und Freunde,
„Ich möchte wohl wissen zur Stund',
„Was jeglicher unter Euch meinte,
„Welch' Wurdiges ich in mir einte?
„Macht's ungescheut immerhin kund!"

„„Cambyses bist größer auf Ehre,
„„Als Cyrus dein Vater vorhin:
„„Du gewannst mit vortrefflichem Heere
„„Egyptenland, daß es Dir schwöre,
„„Nie hatte dieß Cyrus Gewinn!""

So hat kaum Philotas geendet,
Erhebet auch Crosus sich schon;
Und spricht zu dem Konig gewendet:
„„Dein Vater war größer: er spendet'
„„Den Persern den herrlichsten Sohn!""

Corakes, den höret man preisen
Des Königs hochherzigen Muth,
Ein anderer nennt ihn den Weisen,
Ein dritter versucht zu beweisen
Er stamme aus göttlichem Blut.

Prexaspes nur will ihm nicht geben,
Den Lobspruch, den anderen gleich,
„„Wohl"", spricht er, „„ist Macht Dir gegeben,
„„Doch würdest Du nüchterner leben,
„„Dann stände es besser um's Reich!""

Cambyses d'rauf düster entgegnet:
„Allein Du versagst mir ein Lob!
„Doch sey Deine Rede gesegnet,
„Bin ich nicht dem Worte begegnet
„Durch eine bezeugende Prob'."

„Prexaspes! nun trinke ich tüchtig,
„Bis daß Du betrunken mich hältst,
„Treff' ich mit dem Pfeile, gewichtig
„Das Ziel, das ich wähle, nicht richtig,
„Dann sey es, daß Recht du behältst.

„He, Mundschenk! den größesten Becher
„Bis oben an füll' ihn mit Wein,
„Doch bringe vom stärksten, nicht schwächer,
„Ich will es beweisen, ein Zecher
„Braucht doch nicht betrunken zu seyn!

„Den Sohn des Prexaspes dann bringet,
„Sobald ich den Becher geleert.
„Und wenn mir die Probe gelinget,
„Mein Pfeil durch die Herzmitte dringet,
„So sey ich als nüchtern bewährt!"

Er leeret den Becher und zielet
Dem schuldlosen Knaben auf's Herz,
Wie Schmerz auch im Vaterherz wühlet,
Cambyses hat immer gespielet:
Der Pfeil drang dem Kinde durch's Herz.

Ruoff.

Z u r u f
an
C r e s z e n t i a S t .... i n W ü r z b u r g.

Wer edel immer, den Aeltern und den Schwestern war
Dem bauet Vatersegen, wie Dir, ein Haus am Traualtar;
Und an der Stell', wo Kranz und festliches Gewand Dich schmücken,
Wird freundlich Dich, vom J e n s e i t s her, der Mutter Geist beglücken.

R ä t h s e l - F r a g e.

Sagt, welch' F i g ü r c h e n fällt euch bei,
Steckt mitten in dem D r e c k ein Ei?

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 79. Mittwoch, 1. October 1834.

Wie ein Werk Gottes, still und groß,
Erhebt die Tugend sich in ihrer eignen Würde
Was auch des Schicksals Hand auf ihre Tage bürde,
Sie reißt sich kühn aus niedern Banden los.

Tiedge.

Alva.

(Fortsetzung.)

Der Junker hielt einen Augenblick inne, von einem wehmüthigen Gefühle ergriffen; doch sich ermannend, fuhr er fort:

„Auf der alten Burg meiner Ahnen war ich bis zum 18. Jahre unter der Aufsicht meiner Mutter und eines alten, im Dienste meines Vaters ergrauten Kastellans, der mich zugleich in den Waffen übte, aufgezogen. Ich war schon herangewachsen und durch Abhärtungen und Uebungen aller Art zu einer Gewandtheit und Leibesstärke gelangt, die selten mit solcher Jugend gepaart gefunden werden dürften. Unermüdet verfolgte ich das Wild in meinem Gehege, und ward bald der sicherste Schütze, der kühnste Jäger und Wagehals der ganzen Umgegend."

„Da traf es sich eines Tages, daß ich mich bei Verfolgung eines stattlichen Hirsches zu weit aus meinem Gehege entfernt hatte, und in der Hitze des Nachsetzens in das benachbarte Gebiet gerathen war. Schon hatte ich das ermüdete Thier durch einen glücklichen Schuß erlegt, und war eben im Begriff, von dem schweißtriefenden Rosse zu steigen, als ein naher ängstlicher Hilferuf an mein Ohr schlug. Schnell schwang ich mich wieder in den Sattel und sprengte dem Orte zu, von wo der Schall mir immer hörbarer wurde; auch hörte ich jetzt Pferdegetrabe. Mir Bahn durch das Gebüsch brechend, gelange ich auf eine kleine Ebene, und ein scheu gewordenes Pferd sprengte in wilder Furie gerade auf mich zu, seine Reiterin, die beim Sturze mit einem Fuße im Bügel hängen geblieben, hinter sich herschleppend. Kaum aber gewahrte mich das schnaubende Thier, als es stutzig durch den neuen Anblick stille stand. Ich benutzte den Augenblick, nahte mich dem scheu gewordenen Rosse und beruhigte es durch Liebkosungen vollends. Schnell eilte ich nun der unglücklichen Jägerin zu Hilfe, die aus Schreck und Ueberraschung ohnmächtig geworden war, und aus einer kleinen Wunde blutete. Während ich nun beschäftigt war, sie ins Leben zurückzurufen, ertönte in der Nähe der Ruf mehrerer Jagdhörner und bald brach ein Troß von Waidmännern durch das Dickicht. Ein stattlicher Mann an der Spitze des Haufens rief, als er uns ansichtig ward, mit angstvoller Stimme: „Barmherziger Himmel! Lebt sie noch?" „Sie lebt!" rief ich ihm entgegen; denn eben schlug die Jungfrau die Augen auf. Sie blickte scheu um sich, doch als sie sich gerettet fühlte und mich knieend neben sich gewahrte, richtete sie sich sanft erröthend auf. Der stattliche Jägersmann war indessen mit seinem Gefolge vom Pferde gestiegen und näherte sich uns. Sie hatte ihn kaum erblickt, so eilte sie mit dem Freudenrufe: „Mein geliebter Vater! ihm entgegen. Der Vater drückte die Wiedergefundene stumm an sein Herz. Endlich wendete er sich mit den Worten an mich: „Ihr habt mir mein Kind gerettet. Wie kann ich Euch danken? Fordert! Es soll Euch werden. Ich bin reich, und Graf Heinrich von Erba hat noch nie sein Wort gebrochen!""

„Ich schlug, etwas empfindlich über den reichen Grafen, der mir das Leben seiner Tochter mit Gold bezahlen wollte, jede Belohnung mit Ernst ab. Die wenigen, herzlichen Worte der Gräfin, in welchen sie mir ihren Dank ausdrückte, ein Blick aus ihren seelenvollen Augen, belohnten mich hinreichend. Wir schieden, nachdem der Graf sich nach meinem Namen und Wohnort erkundigt hatte, ziemlich kalt, und ich ritt, nachdem ich mein erlegtes Wild wieder aufgefunden, über das eben erlebte Abenteuer nachsinnend, langsam meiner Behausung zu. Einige Tage darauf war ich eben Willens, wieder nach dem Waldplatze zu gehen, und dem edlen Waidwerke obzuliegen, als mehrere Reuter in den Hof sprengten, unter denen ich sogleich den Grafen Erba erkannte, der mich mit herablassender Würde grüßte, und sodann nach meiner Mutter fragte, die, überrascht durch den unerwarteten Besuch, den Grafen und seine Begleiter erfreut bewillkommte, während ich für die Pferde derselben Sorge trug. Ich sann hin und her, was dieser Besuch wohl erzielen möchte, aber es wollte mir durchaus nichts beikommen. Da wurde ich durch den alten Wernher, unsern Kastellan, zu meiner Mutter beschieden. Erwartungsvoll stieg ich die Treppe hinan. Im Speisesaal traf ich den Grafen und die übrigen Herren mit meiner Mutter im eifrigen Gespräch. Sie schienen mich anfangs nicht zu bemerken. Endlich stellte mich die Mutter dem Grafen vor, der mir mit kurzen Worten kund that, wie er mir für den seiner Tochter erwiesenen Dienst hoch verpflichtet sey und seine Schuld auf diese Weise am besten abzutragen gedenke, wenn er mich an seinen Hof nehme und mir eine standesmäßige Ausbildung gebe, und ferner väterlich für mich sorge. Meiner Mutter Zusage habe er bereits, und hoffe, daß auch ich nichts dagegen einzuwenden haben und vielmehr einsehen werde, wie dieß der beste Weg sey, meiner verarmten Familie wieder aufzuhelfen."

„Der Gedanke, der geliebten Mutter durch meine Ver-

sorgung eine Last abzunehmen, bewog mich allein dazu, mich dem Willen des Grafen zu fügen, und des andern Tags ging ich, von den Segenswünschen meiner guten Mutter und ihren Thränen begleitet, mit meinem neuen Herrn von dannen. Ein sonderbares Gemisch der verschiedenartigsten Gefühle wogte in meinem Innern, und in Gedanken versunken ritt ich neben meinen Begleitern her, die sich wenig um mich zu kümmern schienen. In dem Schlosse des Grafen angekommen, wurde mir sogleich ein Quartier angewiesen, und meine Lehrzeit nahm ihren Anfang. Ein im Dienste des Grafen stehender Haushofmeister, der als kaiserlicher Rittmeister wegen Dienstunfähigkeit verabschiedet war, übernahm meine Ausbildung in den Waffen. Auch erhielt ich durch einige würdige Männer Unterricht in mehreren Wissenschaften. So wuchs ich an dem Hofe des Grafen, der mich zwar freundlich aber immer mit einem gewissen Stolze behandelte, bis zum vier und zwanzigsten Jahre heran. Der Graf war Wittwer und hatte nun seine ganze Liebe auf seine schöne Tochter übergetragen, deren engelgleiches Gemüth, fern von allem Stolze, verbunden mit ungewöhnlichen Reizen, unwiderstehlich fesselte und zur Bewunderung hinriß. Das Fräulein bekam ich selten zu sehen. Doch machte bei solchen Gelegenheiten ihre Leutseligkeit und zarte Theilnahme mich den Stolz ihres gräflichen Vaters vergessen. Ja zuweilen schien es, als wolle sie mich vor den Uebrigen auszeichnen, was meinem Herzen unendlich wohl that. Aber der strenge Vater bewachte mit argwöhnischen Augen jede Bewegung seiner Tochter, und besoldete Späher, belauschten jedes Wort, jeden Wink derselben. Auch mich schien der Graf seit einiger Zeit mit mißtrauischen Augen zu verfolgen, und ich sah wohl ein, daß er eher das Aeußerste daran setzen, als irgend eine Neigung seiner Tochter dulden würde, die nicht den Anforderungen seines Stolzes genügte. In dem Grade, als Fräulein Bertha mich auszeichnete, behandelte mich Graf Erba kälter und zurückstoßender, und bald fühlte ich, daß ich seiner Gunst, wenn ich mich deren je zu erfreuen gehabt, nunmehr verlustig geworden, und er nur eine Gelegenheit zu erwarten schien, seinen Unmuth gegen mich offen an den Tag zu legen."

„Nur zu bald zeigte sich eine solche. Graf Albert von Rothenfels, der Sohn unsers Grenznachbars, eines der angesehensten und reichsten Männer der ganzen Umgegend, hatte es sich seit einiger Zeit sehr angelegen seyn lassen, sich um die Gunst der schönen Gräfin Erba zu bewerben. Doch das junge Fräulein war kalt und zurückhaltend gegen ihn und schien ihm so jede Hoffnung auf ihren Besitz im Voraus abzufassen. Graf Albert verfolgte nun die junge Gräfin mit eifersüchtigen Blicken, um irgend einen Grund auszuspähen, weßhalb seine Bewerbungen bei der schönen Bertha kein Gehör fanden. Da hatten seine Luchsaugen das unschuldige Verhältniß zwischen der Gräfin und mir entdeckt, und sein Haß fiel auf mich, den er als das Hinderniß zur Erreichung seines Zwecks ansah. Er beobachtete nun meine Schritte auf's Genaueste und suchte mich bei jeder Gelegenheit durch Geringschätzung und schnöde Behandlung auf's Empfindlichste zu kränken. So begegnete er eines Tages im Schloßgarten dem Fräulein, das sich an einem Blumenstrauß zu ergötzen schien, den sie von meiner Hand empfangen; auf seine empfindliche Bemerkung deßhalb gab ihm das Fräulein kurzen Bescheid und verließ gleich darauf den Garten. Graf Albert hatte wohl den Geber errathen, und kam wüthend auf mich zu, der von weitem mit klopfendem Herzen die Scene mit angesehen hatte. In der Wuth seines Herzens hatte er alle Besonnenheit bei Seite gesetzt, und beleidigte mich dergestalt, daß ich mich nicht mehr bezähmen konnte, und dieselbe Behandlung ihm entgegensetzte. Außer sich zuckte er die Wehre auf mich, und wäre ich nicht gewandt dem Stoße ausgewichen, so hätte sein Degen meine Brust durchstoßen. Nun kannte mein Grimm keine Gränzen mehr; ich entriß dem wüthenden Grafen das Schwert, zerbrach es über die Knie, und warf die Stücken davon ihm in's Gesicht, und eh' er mich greifen konnte, hatte ich ihn schon um den Leib gefaßt und mit überlegener Kraft zu Boden geworfen, daß er betäubt liegen blieb. Rasch und wohl erkennend, daß nun meines Bleibens nicht länger auf dem Schlosse seyn könnte, eilte ich auf meine Stube, um meine geringen Habseligkeiten zusammenzuraffen, und verließ sodann durch ein Hinterpförtchen unbemerkt das Schloß. — Lange war ich unschlüssig, wohin ich mich wenden sollte; aber endlich siegte die Sehnsucht nach der Heimath und das Verlangen, den Schmerz am Mutterherzen austoben zu lassen, bis sich eine andere Laufbahn mir öffnen würde. Mit diesem Entschlusse eilte ich rasch vorwärts, und machte große Umwege, um meine Feinde von der richtigen Spur abzubringen. Mein Weg führte mich hier vorüber. Der Jahrmarktsjubel scholl mir entgegen und lockte mich an, bei einem Glase Wein unter diesen fröhlichen Menschen meinen Trübsinn auf einige Zeit zu verscheuchen; auch glaubte ich hier nichts von der etwaigen Verfolgung der beiden Grafen fürchten zu dürfen, da dieser Flecken einige Tagreisen von dem gräflichen Schlosse entfernt liegt."

„Urtheilt nun, Herr Hauptmann, ob ich nicht der Gründe mehr als zu viele habe, des fröhlichen Sinnes mich zu begeben. Ich selbst irre ohne Ziel, gleichsam ein Flüchtling, umher; daheim harret eine liebende Mutter mit Sehnsucht dem Tage entgegen, wo sie mit Stolz und Freude den geliebten Sohn mütterlich an ihr Herz drücken und mit Ruhe dem Abend ihrer Tage entgegen sehen kann; — und statt dessen tritt ihr der arme verfolgte Jüngling entgegen, der nichts ihr bieten kann, als ein treues Herz und den unbescholtenen Namen."

Der Hauptmann hatte während der Rede des Jünglings mit verschränkten Armen dem Erzähler aufmerksam zugehört, und die lauernden Blicke, die er von Zeit zu Zeit nach ihm warf, das hämische Lächeln, das zuweilen seinen Mund umzog, zeigte deutlich an, daß in seinem Innern irgend ein Plan zur Reife gedeihe. Nachdem der junge Falkenstein geendet, ergriff er das Glas und sagte mit freundlichem Tone:

„Euer Schicksal edler Junker von Falkenstein, hat meine ganze Theilnahme erregt; es freut mich aber, daß Ihr Euch so männlich gegen den übermüthigen Grafen benommen. Glaubt mir, in Euch steckt der Keim zu einem tüchtigen Kriegshelden, und wenn Ihr die Sache beim rechten Ende ergreift, kann noch was Tüchtiges aus Euch werden. Indeß thut mir Bescheid und laßt die Grillen fahren; junges Blut muß frischen Muth zeigen, zumal wem solche glückliche Gaben verliehen, wie Euch! — Stoßt an, Herr von Falkenstein, auf fröhliche Zukunft!"

Willig folgte dieser der Aufforderung, und leerte sein Glas auf den dargebrachten Trinkspruch.

„Nun aber," fuhr der Hauptmann fort, sein Glas auf den Tisch setzend, nun aber will mich bedünken, als ob es eben nicht wohlgethan sey, wenn Ihr so nackt und bloß, als Ihr von dannen gegangen, wieder Euren Einzug in das väterliche Haus haltet. Euren Worten nach seyd Ihr in der Umgegend von Falkenstein so ziemlich bekannt. Nun ist gewiß Eure Abreise eben so wenig ein Geheimniß geblieben, als Eure Wiederkunft es bleiben wird. In welchem Lichte werdet Ihr nun wohl daselbst erscheinen? Und wie werden es sich die Lästerzungen angelegen seyn lassen, das Gerücht Eurer sonderbaren Verabschiedung zu verbreiten und zu vergrößern?"

Der Junker fuhr bei diesen Worten heftig auf; doch ohne darauf zu achten, sprach der Hauptmann weiter:

„Und glaubt Ihr wohl Eurer Mutter damit Freude zu

machet, wenn Ihr, ein Bettler, die Heimath wieder betretet, und ihr, die schon eine kräftige Stütze ihres hilflosen Alters in dem dankbaren Sohne erblickt, statt dessen auf's Neue zur Last liegt? — Dazu kommt noch die Kränkung, den Vorwurf einer schlechten Erziehung von der ganzen Nachbarschaft anhören zu müssen." —

„Bei Gott, Ihr martert mich!" rief der Jüngling verzweiflungsvoll. Wo soll ich mich hinwenden, was beginnen?"

Der Hauptmann, der mit geheimer Freude, die aus den dunkeln Zügen leuchtete, die Wirkung seiner Worte bemerkte, fuhr, den Jüngling genau beobachtend, fort:

„Es thut mir herzlich Leid, wenn ich Euch in dieser üblen Lage sehe, und ich wollte gerne Alles thun, was in meinen Kräften steht, um Euch aufzuhelfen. Auch sollte es mir nicht an Mitteln fehlen, vor den etwaigen Nachstellungen und Tücken der beiden Grafen Euch sicher zu stellen und ein Mittel an die Hand zu geben, das Euch dereinst in den Stand setzen dürfte, getrost um das schöne Fräulein von Erba zu werben."

Dem Jüngling war bei Erwähnung der jungen Gräfin das Blut in's Gesicht gestiegen und er suchte vergebens seine Bewegung zu verbergen. Den lauernden Blicken des Hauptmanns war dieß nicht entgangen. Er füllte die geschliffenen Deckelgläser bis an den Rand, daß der goldige Rebensaft hell aufperlte, und kredenzte dem Jüngling mit den Worten: „Nehmt, junger Herr! Wir wollen auf's Wohlergehen Eures Feinliebchens ein Glas leeren, die gewiß recht warm an den entflohenen Liebling denkt."

„Herr Hauptmann, — ich weiß nicht. Ihr macht mich verlegen," stammelte der Junker.

„Ziert Euch immerhin ein wenig," lachte Morelli spottend; ist's doch einmal hier so Landessitte, erst lange um den Brei herumzugehen, eh' man in die Schüssel kömmt. Hol' mich der Geier! da lob' ich's mir doch in meiner Heimath. Da wird nicht so lange gefaselt, sondern gleich mit der Farbe herausgerückt; man verständigt sich gegenseitig, und damit basta!"

Welches Land nennt Ihr Eure Heimath, Herr Hauptmann?" fragte der Jüngling, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben und seine Verrwirrung zu verbergen.

„Welschland," entgegnete kurz der Hauptmann. „Doch bin ich schon von Jugend auf dem Kriegshandwerk zugethan gewesen und habe deßhalb meine Heimath früh verlassen. — Doch wir kommen ja ganz von dem Gegenstande unseres Gespräches ab; ich wollte Euch einen wohlgemeinten Vorschlag zur Verbesserung Euerer mißlichen Lage mittheilen, wenn anders Euch an gutem Rathe gelegen ist."

„Guten Rath zu verschmähen, wäre wohl Thorheit," entgegnete der Junker, „besonders wenn man desselben so bedürftig ist, als ich gegenwärtig wirklich bin."

„Nun, so hört!" sprach jener weiter. „Ihr seyd ein junger rüstiger Mann, dem das Kriegerische aus den Augen leuchtet; dazu habt Ihr bereits das Nothwendigste in diesem Fache erlernt; das Uebrige findet sich durch die tägliche Uebung. Da wäre denn — nach meiner Meinung — das Beste, daß Ihr Euch ganz und gar dem Soldatenstande ergäbet; und der soll Euch gewiß in dieser Zeit, wo Krieg die allgemeine Losung und Gelegenheit genug da ist, sich rühmlich auszuzeichnen, zu Ehren und Würden bringen. Und da unter den siegreichen Fahnen des berühmten Wallenstein die Mannszucht nicht allzustreng ist, und es überhaupt beim Soldaten mit dem Mein und Dein nicht so genau genommen wird, so sollte Euch die zu erwartende reichliche Beute bald in den Stand setzen, ein fröhliches und sorgenloses Leben zu führen. Auch Euere Mutter könnt Ihr dann eher bedenken."

„Da sey Gott für," unterbrach der Jüngling unwillig den Redner, „daß ich je mit dem Schweiße des Bürgers und Landmanns mich mäste, die durch Drangsalen der Kriegsfurie schwer genug gedrückt werden!

(Fortsetzung folgt.)

Japanische Rache.

Auf Formosa hatten die Holländer in frühern Zeiten eine Niederlassung. Ein kleines Schiff, aus der Japanischen Insel Satzuma war 1630, als dieses Reich noch nicht verschlossen, dort des Handels wegen gelandet.

Peter Nuits, der holländische Statthalter auf Formosa, hatte die Mannschaft, vielleicht wegen früheren Mißhelligkeiten, hart behandelt. Die Japaner, zu schwach, deßhalb Rache zu nehmen, gingen zu ihrem Fürsten von Satzuma, und forderten Rache für die erlittene Schmach. Allein der Fürst fühlte sich hiezu nicht stark genug. Da traten sieben Jünglinge aus seiner Leibwache hervor, und redeten ihn auf folgende Weise an: Wir wären deiner Leibwache unwürdig, wenn du uns nicht erlaubtest, Deine Ehre zu rächen. Nur das Blut des Frevlers löscht diesen Schandfleck aus. Wir bringen dir den Verbrecher todt oder lebendig, und hiezu sind unserer Sieben genug. Weder das schäumende Meer, noch die Festung, noch die geharnischte Leibwache soll uns zurückhalten. Jene sind nur Nan Bani (Pöbel aus Süden), wir aber aus dem göttlichen Geschlechte der Ni son Sin (Menschen aus der Welt unter der Sonne).

Das ungestüme Wiederholen ihres Gesuchs erzwang die Erlaubniß des Fürsten, und die kluge Kühnheit gewährte ihnen einen glücklichen Ausgang. Sie langten auf Formosa an, wurden zu dem Gouverneuer Peter Nuits zugelassen, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeugen, zogen aber sogleich ihre Säbel, und führten zum Erstaunen der Holländer, unter Bedrohen den Greis bei irgend einer Widersetzung sofort niederzustoßen, ihn mitten durch seine eigene Leibwache ans Schiff, und opferten ihn ihrer Rache auf.

Kindliche Liebe.

Eine Wittwe, Mutter von drei Söhnen, lebte in Japan in großer Dürftigkeit. Die Handarbeit ihrer Kinder reichte nicht zur Erhaltung der Familie hin. Gerade in dieser traurigen Lage ward ein Dekret der Regierung bekannt gemacht, das Jedem, der einen Dieb in die Hände der Gerechtigkeit lieferte, eine ansehnliche Belohnung verhieß. Die Söhne der Wittwe kamen ohne Wissen der Mutter mit einander darin überein, daß, zur Erhaltung der Mutter, einer von ihnen sich als Missethäter aufopfern, die beiden übrigen aber die Rolle der Angeber übernehmen sollten; das Loos sollte über den vorgegebenen Dieb entscheiden. Der Jüngste, denn ihn traf das harte Schicksal, ward von seinen Brüdern zum Richter geführt. Der Beklagte gestand sofort sein Verbrechen, und ward in ein hartes Gefängniß geworfen, den Anklägern zahlte man dagegen die von der Regierung versprochene Summe aus. Die Stimme der Natur erwachte aber laut bei den Brüdern. Durch Bitten und Bestechung erhielten sie die Erlaubniß den vermeinten Missethäter besuchen zu dürfen. Bei seinem Anblick ließen sie, ihrer Meinung nach, unbelauscht, ihren Gefühlen und Thränen freien Lauf. Der Kerkermeister sah indessen im Verborgenen das sonderbare Spiel, und hörte dieses laute Jammern mit Bewunderung, und schlich, als sie den Kerker verließen, ihnen bis zu ihrer Wohnung nach.

Wie hoch stieg nun hier sein Erstaunen, als er hörte, wie die unglückliche Mutter, beim Bericht der beiden übrigen Söhne das Blutgeld mit dem heftigsten Schmerz von sich warf; „Lieber will ich den Hungertod sterben, rief sie, als durch das unschuldige Blut mein Leben erhalten."

Tief gerührt von dieser erschütternden Scene eilte der Kerkermeister zum Richter. Auch ihn durchdrang Bewunderung und Mitleid. Der Gefangene ward sogleich vor ihn gebracht, und von Neuem verhört. Standhaft blieb er bei seiner ersten Aussage, aber bald überzeugte ihn der Richter, er kenne das ganze Geheimniß. Die beiden Brüder wurden herbeigeholt, die Sache völlig ins Licht gesetzt, und unter reichem Lobe ihrer erhabenen Kindesliebe ihnen eine Belohnung versprochen. Der Richter berichtete diese edle That dem Kaiser. Dieser setzte dem jüngsten Bruder ein Jahrgehalt von 1500, jedem der beiden übrigen aber 500 Thaler auf Zeitlebens aus.

Weibliche Treue.

Ein Edelmann aus Fingo im Japanischen Reiche war so unglücklich, von seiner Frau, einer seltenen Schönheit, innigst geliebt zu werden! Der Kaiser wünschte sie selbst zu besitzen. Er beging deßhalb das todeswürdige Verbrechen, den Mann hinrichten zu lassen, und befahl darauf, die Wittwe in den Pallast zu bringen. Sie lehnte die Gnade des Tyrannen nicht von sich, nur bat sie um eine Frist von dreißig Tagen; sie wollte darin den Verstorbenen beweinen. Am Ende dieser Zeit gab sie ihrer gesammten Anverwandschaft ein Fest, welches der Kaiser selbst mit seiner Gegenwart beehrte. Nach aufgehobener Tafel trat die Trauernde auf den hohen Balkon vor ihrem Hause, und, indem sie sich stellte, als wolle sie weit umhersehen, endigte sie durch einen kühnen Sturz in Gegenwart des Kaisers ihren Schmerz und ihr Leben.

Lycurgos.

Zu Sparta steht Lycurg vor'm Haus,
Verweisend böse Jungen,
Der Aergste schlägt ein Aug ihm aus,
Und ist darauf entsprungen.

Des Buben Vater selbst geht mit,
Den Bösewicht zu fangen,
Und vor Lycurg nun mit ihm tritt,
Von tiefem Schmerz befangen:

„Mach', unser Vater, mach' mit ihm,
Wie es Dir nun behaget,
Für den ist jede Straf' geziem,
Der Ehrfurcht Dir versaget!"

Lycurgos nahm den Knaben an,
Und heißt ihn mit sich kommen,
Doch was hat wohl der edle Mann
Mit diesem vorgenommen?

Er nahm ihn in sein eignes Haus,
Lehrt Tugend ihn und Sitten,
Und macht den besten Jüngling d'raus,
Der allwärts wohlgelitten.

Und gibt, den er gebildet hat,
Auf's neu dem Vater wieder;
Es war sein Lohn für diese That
Die Liebe seiner Brüder.

„Wie christlich diese Rache war", –
So sprecht ihr Christenleute;
Doch damit hat es nicht Gefahr:
Lycurgos war ein Heide.

Ruoff.

Thema.

Niemals wohnte wahres Glück auf Erden,
Nattern schlummern in der Freude Schooß,
Ewig klagen, und beklagt zu werden,
Ist der Menschheit allgemeines Loos.

v. Schiller.

Glosse.

„Wird mir nimmermehr der Frieden lächeln,
„Nimmer sinken dieses Lebens Nacht,
„Wird mich nimmer Frühlingsluft umfächeln,
„Wirst du ewig toben Stuemesmacht?"
Ach so seufz' ich oft; doch Jahre kommen
Und versinken in der Zeiten Fluth,
Keines hat den Gram von mir genommen,
Aus der Brust der Sehnsucht heiße Glut,
Nur die Leiden blieben mir Gefährten,
Wahres Glück, ach, wohnte nie auf Erden.

Wonne trinkt aus seines Mädchens Blicken
Hier der Jüngling, voll von frohem Muth,
Ewig, wähnt er, währet dieß Entzücken,
Ewig, ewig bleibt die heil'ge Glut,
Doch das Schicksal naht sich ohn' Erbarmen,
Greift ihm in die wunde Brust hinein,
Reißt die Theure fort aus seinen Armen,
Läßt ihn trauernd, trostlos und allein.
„Ach, so seufzt er, Schmerz ist unser Loos,
„Nattern schlummern in der Freude Schooß.

Sieh dort weilt der Gatte, und die Seinen
Schmiegen innig sich an seine Brust,
Aus der Gattin, aus der lieben Kleinen
Blicken strahlet hohe Himmelslust,
Ach da naht der Tod dem theuren Gatten,
Seines Lebens Blüthen fallen ab,
Mit ihm sinket, was sie theures hatten
Fort auf ewig in das finstre Grab,
Und es bleibt den Armen blos auf Erden:
Ewig klagen und beklagt zu werden.

Ach auch mir entriß des Schicksals Tücke
Die Geliebte, rief sie weit von hier,
Und mit ihrem letzten Scheideblicke
Schied der süße Frieden auch von mir.
Ew'ges Hoffen, ewiges Versagen
Füllet meine Brust mit tiefem Schmerz,
Doch ich will nicht muthlos hier verzagen,
Bricht im Kampfe auch das müde Herz,
Ist doch Kampf bis zu des Grabes Schooß
Hier der Menschheit allgemeines Loos.

N.

// Mnemosyne
oder
Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 80. Sonntag, 5. October 1834.

Es lebe Billigkeit! Ich räche
An Andern niemals eine Schwäche,
Die ich selbst nicht besiegen kann,
Und sehe diese Welt gern für ein Gasthaus an,
Das Jedem offen steht. — Wer sprechen will, der spreche.
Hier ist für Jedermann ein voller Tisch gedeckt,
Ein Jeder esse, was ihm schmeckt,
Und jeder zahle seine Zeche.

v. Thümmel.

Alva.

(Fortsetzung.)

„Nun, junger Herr," fuhr der Hauptmann einlenkend fort, „das ist Kriegssitte. Der Soldat muß täglich, ja stündlich sein Leben in die Schanze schlagen, er muß Hunger und Durst erleiden, Ruhe und Schlaf entbehren; dafür muß ihm auch billigerweise Entschädigung werden. Da aber die Machthaber selten im Stande sind, solche zu gewähren, so nimmt der Soldat, wo er findet. Schützen wir nicht dafür das Reich vor den Feinden, die es fortwährend bedrohen? — Fechten wir nicht für die Erhaltung unseres Glaubens? — Seht da ist eine Liebe der andern werth, und es muß zuweilen schon ein Auge zugedrückt werden. — Alle Wetter! Junker, wenn Ihr dereinst — was Euch bei Euern körperlichen und innern Vorzügen nicht fehlen kann — an der Spitze eines Regiments im stattlichen Kriegsschmucke auf dem muthigen Rosse daher zieht und Tausende Eurem Winke gehorchen, Tausende vor Euch zittern, — dann sollte der stolze Graf von Erba Euch seine Tochter wohl nicht verweigern. Denn ein wohlbestallter Kriegsoberster mag eben so viel wiegen, als ein Graf, der wohl noch obendrein in seinen vier Pfählen vor dem mächtigen Gewalthaber und Führer von Tausenden sich beugen und demüthig sein eigenes Schicksal von dessen Händen erwarten muß. — Auch," setzte er mit einem listigen Lächeln hinzu, „dürfte der schönen Gräfin von Erba ein schmucker stattlicher Kriegsheld nicht unangenehm seyn, denn von je sind die Weiber den blanken Kriegsleuten hold gewesen, und gar mancher hat auf diesem Wege sein Glück gefunden, das auf jede andere Weise sich neidisch ihm entzog."

Der schlaue Italiener hatte die Wirkung seiner Worte richtig berechnet, und mit geheimer Freude beobachtet, wie bei Erwähnung der lockenden Aussicht die Augen des Jünglings funkelten, und seine Wangen zu glühen begannen; wie bei dem Namen der Geliebten die gereizte Brust sich hob, die Rechte unwillkührlich sich ballte, als umfaßte sie schon das Kriegsschwert, und das blitzende Auge drohend den Feind herauszufordern schien.

Morelli's Absicht schien erreicht. Er hatte als kaiserlicher Werbeoffizier unter Wallensteins Commando den Auftrag erhalten, in einigen Gegenden Deutschlands, wohin die Kriegsfackel noch nicht so arg geleuchtet, ein Regiment Fußvolk anzuwerben, und befand sich in dieser Absicht hier, wo er im Taumel der Jahrmarktsfreude sich so manchen guten Fund versprach.

Eben wollte der Hauptmann sich wieder an den in Gedanken versunkenen Jüngling wenden, der sinnend mit sich selbst zu kämpfen schien, als die Töne einer wilden Musik an ihr Ohr drangen und ein sonderbarer Auftritt ihre Blicke auf sich zog. Ein Haufe Volkes wälzte sich unter jubelndem Getöse immer näher heran, nach den Linden zu, in seiner Mitte eine starke Truppe fremdartig gekleideter Gestalten mit sich führend. Die gelbbraunen Gesichter der Fremdlinge, ihr phantastischer Aufzug, so wie ihre grelltönende Musik, durch sonderbar geformte Instrumente hervorgebracht, hatte etwas Wildromantisches, und man konnte sich beim Anblicke der hohen, nervigen Gestalten, in weite dunkle Mäntel gehüllt, aus denen hie und da eine blanke Waffe hervorblitzte, eines leisen Schauders nicht erwehren. Das Unheimliche der Männer wurde etwas gemildert durch einige buntgekleidete kecke Mädchen, die das Tambourin schlugen, die gellenden Becken rührten und der gaffenden Menge aus der flachen Hand Glück oder Unglück weissagten. Ein hoher breitschulteriger Schwarzkopf mit blitzenden Augen zeichnete sich als Anführer der Bande vor den Uebrigen aus, während ein altes, häßliches Weib, das gebückt am Stabe schlich, sein Ansehen zu theilen schien.

Die stattlichen Kriegsleute gewahrend, lenkte der Haufe seine Schritte dahin, wo der Junker von Falkenstein eben mit verwundernden Blicken die neue Erscheinung anstaunte, der Hauptmann aber, dem dergleichen wohl oftmals vorgekommen seyn mochte, gleichgültig, ja mit finsterem Gesichte, nach der Menge blickte.

Lieutenant Ralf war während des Zwiegespräches seines Hauptmanns mit dem Junker, vom Dunste des reichlich genossenen Weins benebelt, fest eingeschlafen. Das Lärmen des nahenden Volkshaufens aber weckte ihn aus dem süßen Schlummer und er rieb sich, ob des neuen Anblicks, verwunderungsvoll die Augen, ungewiß, ob er wache oder träume. Die übrigen Kriegsgesellen verließen Karte und Würfel, Krug und Gläser, um mit den braunen Dirnen zu kosen, und sich von ihnen prophezeihen zu lassen. —

Der Zug war indeß näher gekommen, und Eine von den Zigeunerinnen, die sich durch bessern Anzug sowohl, als durch edlere Haltung im Gang und Blick von den Uebrigen sehr vortheilhaft unterschied, nahte sich dem Tische, an welchem die Soldateska sich um ihren Anführer reihte.

Des Welschen Blicke überflogen glühend die anmuthige Gestalt, die, in voller Jugendfrische aufgeblüht, eine angenehme Gesichtsbildung mit den reizendsten Körperformen verband. Mit der auflodernden Begierde einer ungezügelten Leidenschaft verschlang Morelli die freundliche Erscheinung fast mit den Augen, während der Lieutenant das braune Mädchen mit Kenneraugen musterte, und, sich den dicken Knebelbart streichend, schmunzelnd ausrief: „Beim heiligen Georg! eine schmucke Dirne; braun wie eine Kastanie, aber schlank wie ein junges Reh. Wie kommt das schöne Kind unter das lumpige Gesindel?"

Das Mädchen neigte sich indessen zierlich vor den Herren, blickte sie der Reihe nach mit ihren durchdringenden schwarzen Augensternen recht freundlich an, und trat dann auf den Junker von Falkenstein zu.

„Edler Herr," redete sie den Jüngling mit einer wohlklingenden Stimme an, die durch den fremdartigen Accent einen eigenthümlichen Wohllaut erhielt; „edler Herr, wollt Ihr mir Eure Hand reichen, auf daß ich aus ihren Linien das Künftige Euch enthülle?"

„Es soll mir erwünscht seyn, schönes Kind," erwiederte der Junker, indem er ihr die Hand reichte, „wenn Du mir entziffern kannst, welches Loos in der Zukunft meiner warte."

Das Mädchen ergriff die dargebotene Rechte, und nachdem sie einige Secunden forschend in dieselbe geblickt, erhob sie den brennenden Blick und sprach bedeutungsvoll:

„Dulde, hoffe, streite muthig;
Sey der Weg auch dornig, blutig, —
Du erringst ein schönes Ziel.
Kämpfe muthig, hoffe viel!"

„Du verstehst die Kunst, tiefen Sinn in wenige Worte zu legen," sagte der Jüngling freundlich, aber ernst. „Fast möchte ich Deinen Worten Glauben beimessen."

„Haltet immer den Glauben fest, lieber Herr," versetzte die Wahrsagerin; „er ist am Menschen das Beste." Und wieder sah sie die Tiefen seiner linken Hand, und begann nach einigem Schweigen auf die vorige Weise:

„Tief im jugendlichen Herzen
Wurzeln fest der Liebe Schmerzen;
Doch der Hoffnung tröstend Bild
Lindert jeden Kummer mild."

„Jungfrau!" sagte der Jüngling, von innerer Bewegung ergriffen, „Deine Worte kommen aus dem Herzen, denn sie dringen wieder dahin. Hier nimm, Du hast unbewußt Balsam in meine Seele gegossen." Mit diesen Worten bot er ihr eine reichliche Gabe.

Die leicht gebräunten Wangen des Mädchens überflog ein dunkler Purpur, und eine schmerzliche Empfindung malte sich in ihren schönen Zügen ab. Mit zögernder Hand nahm sie das Geschenk und sagte mit leiser Stimme: „Ich danke Euch, edler Herr, und ihre dunklen Augen füllten sich mit Thränen.

Der Jüngling betrachtete mit inniger Theilnahme die edle Gestalt des in sonderbarer Bewegung vor ihm stehenden Mädchens. Da trat der Hauptmann, der lange schon mit stechenden Blicken die beiden beobachtet hatte, hinzu, und sagte in einem Tone, dem man die Bitterkeit deutlich abhörte: „Nun, junger Herr! Ihr spielt wohl mit der schönen Dirne hier Komödie? — Habt aber eine traurige Rolle übernommen. Höre, Kleine! redete er die in sich versunkene Wahrsagerin an, hier ist Geld und meine Hand; laß Deine Weisheit hören!

Die Angeredete fuhr bei den Worten Morelli's empor; als sie aber die auf sich gehefteten glühenden Augen des Italieners so wie seine leidenschaftliche Aufregung sah, fuhr sie wie erschreckt zusammen; doch faßte sie sich und sagte mit unsicherer Stimme:

„Verzeiht mir, Herr Hauptmann, wenn ich Eurem Verlangen für diesmal nicht willfahren kann!"

„Wozu das unnütze Geziere!" fuhr Morelli auf, „oder hab' ich die Worte nicht richtig gewählt, Dich zu kirren, mein süßes Täubchen?" fuhr er mit einem stechenden Seitenblicke auf den Junker fort.

„Edler Herr!" nahm die Geängstigte das Wort, „nicht zwingen läßt sich die Gabe des Geistes. Einmal ausgeströmt, versiegt die kostbare Quelle, und nur der günstige Augenblick öffnet auf's Neue den Born der Weissagung.

„Eitel Geschwätz!" entgegnete finster der Hauptmann, der in der Weigerung der Diene einen andern Grund vermuthete. — „Oder," setzte er höhnisch hinzu, „haben die glatten Worte eines Milchbarts mehr Lockung für Dich, als reifere Mannskraft und ein voller Beutel?"

„O Gott!" stöhnte das Mädchen, durch die giftigen Worte tief verletzt, und ein brennendes Roth stieg auf ihre Wangen.

Der Junker von Falkenstein aber näherte sich mit zornerglühtem Antlitz dem Aufgebrachten, und war eben im Begriff, ein hartes Wort auszustoßen, als die alte Zigeunerin mit den Worten hinzutrat:

„Kinderchen, was geht hier vor? Wozu die grimmigen Gesichter? — Ei, ei, zwei Falken über eine Taube?"

„Pack' Dich von hinnen, alte Hexe, mit Dir haben wir nichts zu schaffen," fuhr der Hauptmann die Alte an; diese aber wendete sich gegen ihn, und bei seinem Anblick zog ein grinsendes Lächeln über ihr häßliches Gesicht, und mit widerlicher Freundlichkeit trat sie auf den Gereizten zu, bemächtigte sich der rechten Hand des Widerstrebenden und forschte in den Zügen derselben. Der Hauptmann ließ sie endlich gewähren, halb unwillig über die sonderbare Zudringlichkeit der Alten, halb neugierig ihren Ausspruch erwartend.

Die Zigeunerin schüttelte einigemal den Kopf, während das widrige Lächeln abermals ihre Züge verzerrte. Endlich sah sie den Hauptmann starr an und begann mit heiserer Stimme:

„Unglückssohn, wahre Dich!
Denn es nahen fürchterlich
Tage der Vergeltung!"

„Tolles Weib!" rief der Hauptmann aufgebracht und suchte ihr die Hand zu entreißen.

Aber fest hielt ihn die Alte und krächzte weiter:

„Unglückssohn! bessere Dich!
Denn die Straf' ereilet Dich
Ohne Gnad' und Rettung."

Da riß Morelli, außer sich vor Wuth, seine Rechte aus der knöchernen Hand des Weibes und rief seinen Leuten zu: „Ergreift die alte Vettel und züchtigt sie. Ich gebe sie Eurer Willkühr preis."

Schon nahten sich die Trabanten des Wüthenden; alles kam in Bewegung. Auch die Zigeuner sammelten sich um die Alte, und ihre drohenden Blicke und Geberden zeigten nicht undeutlich, daß sie gesonnen seyen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. — Aber die Alte trat furchtlos und ruhig dem tobenden Welschen näher und sagte mit gedämpfter Stimme und fest auf ihn gerichtetem Blicke:

„Hauptmann Morelli, hat Euch der Tag von Passerwalk noch nicht gebessert? — Besinnt Euch! Euer Spießgeselle la Croix steht bereits vor dem strengen Richter, dem keine Unthat verborgen bleibt. Meine Leute fanden ihn erhängt in den Wal-

dern des Harzgebirges. Laßt mich und die Meinigen ungestört ziehen, und häuft nicht Verbrechen auf Verbrechen!"

Der Hauptmann war während der Rede der Alten erbleicht, und konnte seine Betroffenheit nicht bergen. Mit verbissenem Grimme winkte er den Kriegsknechten, sich zu entfernen, warf noch einen durchbohrenden Blick auf den Junker und die junge Dirne, drückte den Hut auf den Kopf und eilte, nachdem er dem Lieutenant einige Worte leise ins Ohr geflüstert, mit schnellen Schritten der Stadt zu. Verwundert sahen ihm alle nach. Ralph Neersten raffte die Rüstungsstücke seines Hauptmannes zusammen und übergab sie den Reisigen, die bis auf Einen sich alsobald entfernten und nach der Stadt zu gingen. Auch die Zigeunerbande sammelte sich wieder zum Abzuge; die Alte aber trat auf den Junker von Falkenstein zu und sagte, indem sie den Finger warnend hob: „Junges Blut, hüte Dich vor den Fallstricken des Bösen! Es wäre Schade um Dein ehrlich Gesicht. Denk an Deine Mutter, und folge den trügerischen Lockungen des Satans nicht! — Komm, mein Töchterchen!"

Und ehe der Junker, überrascht von dem wohlwollenden Tone und der Mahnung an seine Mutter aus dem Munde dieses fremden Weibes, antworten konnte, hatte die Alte schon das Mädchen ergriffen und mit sich fortgezogen, die im Forteilen noch einen seelenvollen Blick auf den Jüngling warf, und dann mit ihren Begleitern unter der Volksmenge verschwand.

Die fröhlichen Menschen, die hier bei dem ernsthaften Ausgange der Sache keinen Stoff für ihren Jubel fanden, zogen theils der Zigeunerin nach, theils zerstreuten sie sich wieder in die Zelte und Buden, oder gingen nach der Stadt; auch der zurückgebliebene Diener des Hauptmanns war dem Zuge gefolgt, so daß in kurzer Zeit der Junker und Lieutenant Ralf an dem verlassenen Tische bei den Flaschen und Gläsern sich allein befanden.

Der Lieutenant schenkte die Reste aus allen Flaschen zusammen und bot dem Junker ein volles Glas, während er das seinige hastig hinunter stürzte.

(Fortsetzung folgt.)

Kapitain Horton auf der Insel Zeylon.

Wir wollen ihn sein Abentheuer selbst erzählen lassen.

Ich sollte mich, sagt er, in Dienstgeschäften von der Spitze von Galle nach dem Posten von Hambantotte begeben. Um freier zu seyn, hatte ich meinen Bedienten und mein Gepäck zu zu Lande vorausgeschickt, und beschloß nun, mich auf einem jener kleinen indischen Fahrzeuge einzuschiffen, die die Eingebornen Dhoney nennen. Ich befand mich in der Bucht von Belligham, auf der Hälfte des Weges zwischen der Spitze von Galle und Matura. Wir befanden uns im Juli, und der Wind war mir sehr günstig. Ich durfte also gewiß seyn, am nächsten Morgen den Ort meiner Bestimmung erreicht zu haben.

In dieser Ueberzeugung nahm ich keinen Mundvorrath mit mir, ausgenommen eine Flasche mit Branntwein, die einer meiner Freunde mir aufgedrungen hatte, und die mir, falls sie mir nicht das Leben rettete, doch einen sehr wesentlichen Dienst leistete.

Man kann sich meinen Verdruß denken, als ich am nächsten Morgen, bei Tagesanbruch bemerkte, daß wir schon weit über den Punkt hinweg waren, wo ich landen sollte. Es war unmöglich umzukehren, denn der Wind wehete außerordentlich stark, und der Tandil oder Steuermann unsers Schiffes, das nach Trinkomali bestimmt war, sagte mir, daß ich nichts anderes zu thun habe, als an einem kleinen Vorgebirge zu landen, das man Pontania nennt, und das ungefähr 20 Stunden von dem Frühstück entfernt war, welches mich zu Hambantotte erwartete.

Das war ohne Gegenrede etwas peinlich für einen Menschen, der, mit einem vortrefflichen Appetit, seit seinem Frühstück Tags vorher nicht das Geringste gegessen hatte, und der nun noch eine ihm unbekannte Einöde durchwandern sollte. Aber ich war damals in voller Kraft und Gesundheit, und mein Feldzug gegen die Kandier hatte mich mit Fasten und Ermüdung ziemlich vertraut gemacht. Ueberdies hoffte ich, einmal auf dem Ufer angelangt, bald eine von Postläufern bewohnte Hütte zu finden, und ihren Karre (ein indisches Gericht) und Reis mit ihnen zu theilen.

Ein kleines Boot brachte mich ans Ufer. Ein armer Krämer, ein Hindus von Geburt, der sich mit einem kleinen Pack Kaufmannswaaren nach Trinkomali begab, hatte sich erboten, mir den Weg anzudeuten, der zu einer seiner Vermuthung nach in der Nähe befindlichen Hütte führe, und selbst meinen kleinen Mantelsack, in welchem ich etwas Wäsche und andere Gegenstände hatte, eine Strecke weit zu tragen.

Kaum hatten wir jedoch gelandet, als sich das Boot schnell entfernte. Sobald der Hindus diesen Verrath bemerkte, warf er sich mir zu Füßen, und beschwor mich ihn gehen zu lassen, weil er sonst aller seiner Habe, die sich auf dem Dhoney befand, beraubt würde. Es war mir unmöglich, ihm seine Bitte abzuschlagen. Er lief aus allen Kräften, und war glücklich genug, die Matrosen zu bewegen, ihn in einer bedeutenden Entfernung von mir wieder aufzunehmen. Nun aber bemerkte ich auch erst das Schreckliche meiner Lage. Mein Hunger wurde von Minute zu Minute unerträglicher, und ich wußte durchaus nicht, welche Richtung ich wählen sollte, um eine der obengedachten Hütten zu erreichen.

Nach langem Umherirren war es Abend geworden, und die Sonne sank ins Meer. Mit meinem Mantelsack in der einen Hand, und der noch halb vollen Branntweinflasche in der andern, schritt ich immer nach Westen vorwärts, um die Station von Galle zu erreichen, wo eine Hindu-Karavanserai ist, der ich ziemlich nahe zu seyn glaubte.

Das Land bestand aus Ebenen, die hier und da von Gebüsch durchschnitten wurden. Die Vegetation war üppig und prachtvoll. Mit Mühe fand ich endlich einen Pfad, der sich gegen ein Gehölz zog. Schon glaubte ich mich am Ziele meiner Beschwerden, als ich plötzlich die Rücken mehrerer Elephanten erblickte, deren übrige Körpertheile verborgen waren. Sie näherten sich mir, und ich hörte unter ihren Tritten die jungen Bäume krachen, die sie beinahe auf dieselbe Weise niedertraten, wie ein Mensch die Halme in einem Kornfelde. Ich verfolgte ruhig meinen Weg, weil ich gehört hatte, daß diese Thiere, sobald man sie nicht reizt, Menschen nie angreifen.

Indessen hatte mich der vorderste kaum bemerkt, als er jenen zornigen Schrei ausstieß, den alle diejenigen kennen, welche je einer Elephantenjagd beigewohnt haben. Ich schrie ihm zu, um ihn einzuschüchtern. Aber statt zu entfliehen, verfolgte er mich. Ich wußte aus Erfahrung, daß mit einem solchen Kameraden nicht zu spassen sey, und lief aus allen Kräften, um ihm zu entrinnen. Er aber trabte immer nach, und kam mir endlich so nahe, daß er mich beinahe erreichen konnte.

In dieser Noth schleuderte ich ihm meinen Mantelsack mit aller Gewalt gegen den Rüssel. Er stutzte, blieb stehen, und ließ mir Zeit, wieder einen ziemlichen Vorsprung zu gewinnen, und mich von meiner Furcht zu erholen. Ich beschloß selbst umzukehren, um meinen Mantelsack wieder zu holen. Aber dieser Versuch wäre mir fast übel gelungen, denn kaum bemerkte der Elephant meine Absicht, als er gegen mich trottirte, wobei er den Rüssel bereit hielt, mir einen Schlag zu versetzen, der mich

wahrscheinlich zu meinen Vätern befördert haben würde. Ich hatte also nichts Eiligeres zu thun, als mich hinter einen kleinen Hügel zu verbergen, und ihn vorüberschießen zu lassen. Er bemerkte zwar bald, daß ich ihm entgangen sey, und durchwühlte und zertrat wohl eine Viertelstunde lang das Gebüsch; aber da er mich nicht fand, ließ er endlich ab, und entfernte sich.

Nachdem ich ihn aus den Augen verloren, beschloß ich meinen Weg fortzusetzen, um die Hütte zu erreichen. Kaum hatte ich jedoch in der Dunkelheit einige Schritte gemacht, als ich zwei Thiere bemerkte, die gerade auf mich zukamen, und von denen ich wenig mehr als hundert Schritte entfernt seyn mochte. Ich hielt sie zuerst für wilde Büffel, die in diesem Theile der Insel sehr häufig sind. Aber als sie an einem großen Baume verweilten, stark zu schnaufen und an den Wurzeln zu wühlen begannen, erkannte ich, daß es zwei Bären von der größten Gattung seyen.

Mich seitwärts zu werfen war unmöglich, weil das Gebüsch, das auf beiden Seiten den Fußweg einschloß, aus gewaltigen Dornen und Stacheln bestand, und undurchdringlich war. Umzukehren würde eben so unnütz gewesen seyn, weil ich den Bären schon zu nahe war, um von ihnen nicht bemerkt worden zu seyn.

In der That stießen sie ein kurzes Gebrüll aus, und sprangen gegen mich, der größte, wahrscheinlich das Männchen, voran. Ich blieb unbeweglich. Darüber schienen sie einen Augenblick zu stutzen, sodann aber machte sich das Männchen zum Angriff bereit.

Ich wich einige Schritte zurück. Der Bär hatte sich auf die Hinterfüße gestellt, um mich zu umfassen. Alle Gefahren meiner militärischen Laufbahn waren gegen die Lage, in welcher ich mich hier befand, nur ein Kinderspiel, und ich konnte mich eines kalten Schauers, eines unbeschreiblichen Eindrucks des Entsetzens, nicht erwehren. Ich erinnere mich nur, daß ich einen langen und starken Schrei ausstieß, der weithin erschallen mochte; dann schwang ich die Branntweinflasche und versetzte dem Ungeheuer einen so gewaltigen Schlag auf die Nase, daß sie in Stücken zersprang.

Ich weiß nicht, ob der Bär durch diesen Schlag auf einen bei diesen Thieren sehr empfindlichen Körpertheil zurückgeschreckt wurde, oder ob der Branntwein, der ihm nothwendigerweise in die Augen spritzen mußte, ihn erblindete und also dieselbe Wirkung veranlaßte; er kehrte auf der Stelle um, stürzte sich ins Gebüsch, und seine Gefährtin ihm nach. Dies letzte Thier hatte keinen thätigen Antheil an dem Kampfe genommen, sondern sich damit begnügt, ein dumpfes Gebrüll auszustoßen.

Das Alles hatte sich in zwei oder drei Minuten ereignet. Ohne Zweifel mußte ich es der kurzen Dauer meines Zweikampfes mit dem Bären verdanken, daß meine Geistesgegenwart mich nicht verließ. Uebrigens muß ich gestehen, daß ich unbeweglich, wie ein Meilenstein blieb, bis zu dem Augenblicke, wo die beiden Ungeheuer verschwanden. Sodann raffte ich mich plötzlich zusammen und lief eine Stunde weit aus vollen Kräften, bis ich eine große Ebene erreichte, welche ich für die von Palle hielt, und erschöpft niederstürzte.

Zwischen Bewußtseyn und Ohnmacht blieb ich etwa eine halbe Stunde liegen, holte nach und nach Athem, und wanderte langsam weiter, in der Hoffnung, endlich die Station zu erreichen, der ich jetzt ganz nahe seyn mußte. Unglücklicherweise stieß ich noch auf ein Gehölz, das ich, nachdem was mir bereits begegnet war, zu durchschneiden keine besondere Lust hatte. Ich zog es also vor, dem Ufer zu folgen, so viele Umschweife es auch machen mochte.

Nach einiger Zeit wurde ich in meinem Marsche durch einen kleinen Fluß aufgehalten, den ich mit unbeschreiblicher Freude bemerkte. Ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als mich der Länge nach auszustrecken, und in gewaltigen Zügen meinen Durst zu stillen.

Eine dichte Finsterniß umgab mich. Der Himmel war dunkel und gewitterdrohend. Ich sah ein, daß es unmöglich sey, unter solchen Umständen die kleine Hütte zu finden, die ich suchte. Um mich nicht zu verirren und neuen Gefahren mich auszusetzen, beschloß ich einige Stunden zu ruhen, und verfiel bald in einen tiefen Schlaf, aus dem ich gegen Mitternacht wieder erwachte.

Es war heller geworden. Die Wolken hatten sich zerstreut, und der Mond warf seinen matten Schein über die Gegend. Ich erhob mich, und erblickte die Station ganz in der Nähe. Aber Alles, was sie mir gewährte, war, den Ueberrest der Nacht ruhig zubringen zu können.

Mit Tagesanbruch eilte ich nach der Hütte der Postläufer. Aber kaum hatte mich einer derselben erblickt, so warf er sich ins Gebüsch und entfloh. Dies Betragen wurde leider nur zu sehr durch das Betragen der Boten gegen diese armen Menschen gerechtfertigt. Sie wissen, daß, sobald man sie ruft, man sich ihrer als Führer oder Träger bedienen will, und daß sie dabei nur Schläge und Mißhandlungen zu gewinnen haben.

Ich sah, daß es mir unmöglich seyn würde, den Flüchtling zu erreichen. Deßhalb wendete ich mich gegen Pallitopanie, durch eine vier Stunden breite Sandebene, deren Durchwanderung mich auf's Aeusserste ermüdete und erschöpfte. Erst gegen drei Uhr Nachmittags, halb todt vor Hunger, Durst, Hitze und Müdigkeit, erreichte ich das andere Ende dieser Wüste.

Man kann sich einen Begriff von meinem Zustande machen, wenn man bemerkt, daß ich diese Sandeinöde in der glühendsten Sonnenhitze durchwanderte, und daß ich seit meiner Einschiffung, d. h. in 53 Stunden, nicht das Geringste gegessen hatte. Glücklicherweise hatte es am Abend vorher ein wenig geregnet, und ich fand von Zeit zu Zeit etwas Wasser in den von den Büffeln und Elephanten gehöhlten Löchern.

Durch die Sorgfalt des einzigen Europäers, den ich an diesem Posten fand, eines Unteroffiziers vom 19ten Regiment, wurde mir bald ein wohlthätiges Bad bereitet, so wie eine Karre und eine Ration Branntwein. Am andern Morgen begleitete er mich, mit einem Gewehr auf der Schulter, nach Hambantotte, wo ich meinen Bedienten und mein Gepäck fand. Die freundliche Pflege des Salzinspectors, bei dem ich wohnte, stellte mich bald wieder vollkommen her.

Palindrom.

Nach mir sehnt sich der Mensch, wenn seine Kräfte schwinden,
Verkehrt kannst du mich an jeder Orgel finden.

Sylben-Räthsel.

(Nach einem alten Sprichworte.)

Die erste ist ein halber Jude,
Die letzte ist ein halber Christ.
Das Ganze ist nur selten Jude,
Doch selten auch ein ganzer Christ.

Berichtigung.

In Nro. 78. in dem Aufsatze: „Noch etwas über die Vertilgung der Feldmäuse" lese man Z. 2. v. u. statt immer „nimmer"; ebendaselbst Z. 37 st. endlich „mehrere".

(Von der Aurora (?) erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 81. Mittwoch, 8. October 1834.

Gräber winken — und verschwunden
Ist der Erde stolze Pracht;
Selig dann, wer es empfunden,
Daß die Tugend glücklich macht.
Ihm erscheint im Rosenbilde
Ewig dauernd süßes Glück.
Menschen, seht mit solchem Blick
In elysische Gefilde.

Jacobi.

Alva.

(Fortsetzung.)

„Trinkt, Junker!“ munterte er diesen auf, „Ihr hängt ja den Kopf wie eine gefangene Drossel! — Beim heiligen Georg! was war die braune Dirne für ein schmuckes Ding! die hatte ein Paar Augen im Kopfe wie Kohlen und konnte einem mitten durch das Herz sehen. Es dauerte mich ordentlich, wie das arme Kind so beweglich that. Was der Kleinen nur auf einmal in das Köpfchen gefahren seyn mußte?“ Er blickte neugierig den Junker mit fragenden Blicken an; dieser aber saß in Gedanken verloren, ohne auf das Geschwätz des Redseligen zu hören, noch das angebotene Glas zu berühren.

„Nu, Du mein Gott,“ fuhr Ralf verdrießlich fort, „da sitzt Ihr wieder, grübelt, und laßt die liebe Gottesgabe stehen, als sey es Wermuth und Galle. Nehmt, das macht den Kopf helle und das Gemüth aufgeräumt und munter.“ Mit diesen Worten drang er dem Junker das Glas auf, der es ergriff und leerte.

„So recht, junger Herr, hübsch das Alter respektirt, gute Lehren angenommen.“ Und sogleich wieder heiter, folgte er dem Beispiele des Junkers und leerte sein Glas mit sichtlichem Wohlbehagen.

„Lieutenant Ralph,“ sagte der Falkensteiner, jetzt aus seinem Brüten plötzlich auffahrend, „Lieutenant Ralph, Ihr dient dem Wallensteiner?“

„Zunächst nach kaiserlicher Majestät,“ erwiederte dieser.

„Wolltet Ihr mir einen Liebesdienst erweisen?“ fragte jener weiter.

„Herzlich gerne, Herr Junker,“ sagte Ralph freundlich, „insofern es nicht wider Ehre und Pflicht, wider den Glauben und meinen gnädigsten Kaiser geht.“

„Wo steht Euer Regiment? Wann werdet Ihr zu selbigem zurückkehren?“

„Wir gehören zu den Wallensteinern, sind hier auf Werbung, und werden, sobald wir die volle Zahl unserer Leute beisammen haben, in die Gegend von Magdeburg zurückkehren, wo General Pappenheim den Wallenstein erwartet, der anderwärts ebenfalls viel Kriegsvolk an sich zieht, und dann sich mit ihm vereinigen wird.“

„So bitt' ich Euch, mir eine Stelle im kaiserlichen Heere zu verschaffen, jedoch unter anderm Namen; ich will von der Pike an mein Glück versuchen.“

„Wacker gesprochen!“ rief der Lieutenant, und schüttelte dem Jüngling treuherzig die Hand. — „Werft das schläfrige, unmännliche Wesen von Euch; den Degen in die Faust, den Becher in den Mund und das Mädel in den Arm, — das ist der wahre Glaube, die ächte Soldatenmanier. Und, beim heiligen Georg! es ist immer besser, einen ehrlichen Reitertod zu sterben, als sich so mit den bösen Gedanken herumzuschlagen und langsam zu Tode zu quälen.“

„Ich will Euch nach Kräften beistehen und dazu behülflich seyn. Hoffentlich werden wir in einigen Wochen unser Corps vollständig haben, und dann geht's Heidi! nach Hause. Wenn Ihr so lange Euch hierum aufhalten könnt, so will ich Euch das Weitere gelegentlich mittheilen.“

„Ich werde Euch dankbarlich dafür verpflichtet bleiben, Herr Lieutenant,“ entgegnete der Junker. „Aber noch eine Bitte muß ich an Euch thun, die Ihr mir nicht versagen dürft. Dem Hauptmann soll mein Vorhaben durchaus verborgen bleiben. Ich will ohne sein Zuthun meine Laufbahn betreten!“

„Ja, ja,“ meinte Ralph, „ich dachte mir's gleich. Mit dem kann keiner lange ausdauern; er hat welsches Blut in seinen Adern, und das reißt ihn oft zu weit. Er ist wild und rauh, aber ein tüchtiger Soldat. Doch, Ihr sollt nicht mit ihm zusammenkommen, ich werde schon für ein Auskunftsmittel sorgen. — Nehmt Euch nur in Acht,“ setzte er lächelnd hinzu, „daß Ihr nicht in Liebeshändel mit dem Hauptmann gerathet oder gar ihm ins Gehege kommt! In diesem Punkte versteht er keinen Spaß!“

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen war es allmählig Abend geworden, und Beide brachen auf, um ihre Quartiere zu suchen. In der Stadt angelangt, trennten sie sich mit dem Versprechen, am morgenden Tage sich wieder an demselben Platze zu treffen.

2.

Als der Junker so durch die engen Gassen des alterthümlich gebauten Städtchens schritt, ward es ihm so unheimlich zu Muthe; es beengte ihm die Brust, und er beschloß noch vor

das entgegengesetzte Thor zu lustwandeln, woselbst außerhalb des Walles ein kleines Gehölz sich nach dem Schießanger hinzog.

Es war ein warmer, schöner Herbstabend. Die Sterne funkelten freundlich am weiten Himmelsdome und der Mond leuchtete in stiller Pracht über sie hervor, nur zuweilen von vorüberschwebenden Strichwolken auf Augenblicke verdeckt. Durch die stille Nacht hallte der fröhliche Jubel vom Schießanger her, und ein summendes Getöse verkündete die Nähe der Stadt.

Adolph von Falkenstein schritt, versunken im Beschauen der unzähligen Welten über sich, dem Hölzchen zu, und folgte den Krümmungen des Flusses, der durch die Bäume langsam dahin rauschte. An einer schönen Stelle, wo das Dickicht etwas gelichtet war, warf er sich auf den weichen Rasen, um hier in der freien Natur so ganz den schönen Abend zu genießen und ungestört seinen Gedanken nachhängen zu können. Die reine balsamische Luft, der gelinde Hauch des Abendwindes, das magische Licht des Mondes, vermischt mit dem sanften Rauschen des Stromes, wirkte wohlthätig auf sein verstimmtes und vielfach ergriffenes Gemüth. Seine Lage fing an sich heiterer zu gestalten und mit freudiger Hoffnung überdachte er den Plan, den er sich ausgesonnen, um seinem Schicksale eine heilsame Wendung zu geben. Er wollte, wenn seine Aufnahme im kaiserlichen Heere gesichert, durch Gelegenheit, und in tröstenden Worten seiner theuern Mutter die Lage der Dinge der Wahrheit gemäß vorstellen, und sie dann mit dem Entschlusse bekannt machen, sein Glück auf dem Felde der Ehre zu suchen, wobei er aber nicht dem Beispiele seines unglücklichen Vaters folgen, sondern stets der heiligen Pflichten eines Kindes gegen eine geliebte Mutter eingedenk seyn wolle; — auch ihr versprechen, sobald sein Schicksal sich glücklich gestaltet, die traute Heimath wieder aufzusuchen und sein Glück mit den Seinigen zu theilen. In diese Vorstellungen seines zukünftigen häuslichen Glückes mischte sich unbemerkt das Bild der jungen Gräfin, und seine aufgeregte Phantasie malte ihm das dereinstige Zusammentreffen mit der reizenden Bertha in den schönsten Farben aus. Zwar war er mit sich selbst nicht einig, warum gerade die Hoffnung auf dieses Zusammentreffen so wonnige Gefühle in seinem Innern erregte, daß selbst das theure Bild der Heimath vor diesem neuen Zauber in den Hintergrund trat. Jedes Hinderniß, deren sich doch so viele noch diesem schönen Ziele entgegen stellten, sank aus seiner gigantischen Höhe zur Gnomengestalt herab, von der Liebe allmächtigem Zauberstabe berührt.

So lag er einige Stunden in diesem träumerischen Zustande, und sein rege Einbildungskraft führte ihr die Scenen der jüngsten Vergangenheit an seinen Augen vorüber. — Mit Wehmuth gedachte er seiner alten, guten Mutter, die vielleicht jetzt schon durch das Gerücht oder von des entrüsteten Grafen Seite von seinem Entweichen unterrichtet, die schmerzlichsten Thränen ihrer zernichteten Hoffnung nachweinte, und wohl mit tiefem Kummer des unglücklichen Sohnes gedenken mochte, den sie dereinst glücklicher an ihre Mutterbrust zu schließen gehofft. — Seine Gedanken schweiften hinüber nach dem gräflichen Schlosse, wo der Gegenstand seiner Sehnsucht, das liebliche Grafenkind, weilte, von ihrem harten Vater tyrannisch bewacht, und von den stürmischen Anträgen des beleidigten Grafen v. Rothenfels gedrängt, der nun, von dem verhaßten Nebenbuhler befreit, und vom Vater der Geliebten begünstigt, gewiß alles aufbieten werde, sein Ziel zu erreichen. — Er selbst hatte dem Fräulein mit keinem Worte seine Liebe entdeckt, ja er wußte erst jetzt, da sie ihm verloren schien, daß er sie liebte. Wie hätte auch er, ein Diener im Hause ihres Vaters, seine Augen zu der reichen und schönen Gräfin von Erba erheben können! — Ach, sie war so gut, so engelmild gegen Alles, was sie umgab. Wie hatte sie ihn ausgezeichnet, wie liebreich ihn behandelt! Doch konnte dieß alles wohl auch nur aus dem Gefühle der Dankbarkeit entspringen, denn Er war ja ihr Retter aus drohender Gefahr! Die Liebe hatte vielleicht keinen Theil daran! —

Diese trüben Vorstellungen begannen allmählig wieder einen Schatten auf sein schönes Luftschloß zu werfen, und er schlug sich mit den quälendsten Zweifeln herum, ob auch das Fräulein seine stille Liebe verstanden und gebilligt, ob sie dieselbe erwiedern und ihm treu bewahren könne, bis er dereinst, ein stattlicher hoher Kriegsheld, vor ihren stolzen Vater treten und im Gefühle seines Werths frei und offen um die schöne Grafentochter werben werde!? —

Die Erinnerung an seine künftige Laufbahn lenkte ihn unwillkührlich auf die Begebenheiten des heutigen Tages, und er betrachtete es als einen Fingerzeig des Schicksals, daß er gerade hier mit den Kriegsleuten zusammengetroffen und durch diese auf den Gedanken gekommen sey, sich dem Soldatenstande zu ergeben. Dabei fielen ihm des Hauptmanns lockende Worte, sein zwar freundliches, aber doch versteckte und trotziges Wesen, und endlich die sonderbare Scene mit den Zigeunern ein. Wie hochfahrend und kränkend hatte er das unschuldige Mädchen behandelt! und wie konnte dieser Hochmuth durch ein Worte der alten Zigeunermutter so schnell gebeugt werden: Und das auffallende Widerstreben des freundlichen Mädchens, die so bedeutungsvoll an sein Herz gesprochen! — Er konnte sich nicht in diese Räthsel finden.

Da drangen durch das Schweigen der Nacht die Klänge einer Zither. Er richtete sich empor und lauschte den harmonischen Tönen, die, auf den Schwingen der Abendlüfte getragen, von dem jenseitigen Ufer des Flusses zu ihm herüber erklangen, und leiser und leiser in sanften Accorden verhallten. Wunderbar bewegt von den schmelzenden Lauten, die wie süßer Trost in seine Seele drangen, und den Sturm der aufgeregten Gefühl beschwichtigten, stand der Jüngling lautlos, und horchte mit verhaltenem Athem nach der Gegend hin, woher die Klänge kamen; und immer wehmüthiger zitterten die leise ersterbenden Töne durch die nächtliche Stille, als plötzlich einige volle Accorde aufrauschten und gleich darauf eine melodische weibliche Stimme einfiel, und nach einer einfachen, aber höchst rührenden Weise folgende Strophen zu dem Spiele der Saiten sang:

„Sternlein ziehen durch den Himmel
„Friedlich und in stiller Pracht;
„Und der Menschen bunt' Gewimmel
„Ruht im dunklen Schooß der Nacht.

„Herz, Du armes Herz, alleine
„Bist noch nicht zur süßen Ruh;
„Bei des Mondes Silberscheine
„Klagest Deinen Kummer Du.

„Schweig' und dulde, armes Herze,
„Trage still den schweren Harm;
„Selbst in Deinem größten Schmerze
„Ruhst Du in des Vaters Arm.

„Und ein Bild, so tröstend, lindert
„Meiner Seele tiefen Gram;
„Jeder Kummer ward gemindert,
„Als des Bildes Zauber kam.

Die Stimme schwieg, und die Töne erstarben in der Nachtluft. Der Jüngling hatte sich während des Gesanges dem Ufer genähert und mit inniger Theilnahme den rührenden Klagen, wie es schien, unglücklichen Sängerin gelauscht. Als die Töne verstummt waren, regte sich die Neugierde, vermischt mit dem Gefühle des Mitleids, in ihm, die Sängerin näher kennen

lernen. Er ging am Ufer hin; da fand er einen kleinen Nachen angebunden, wahrscheinlich einem der Fischer gehörig, die in der Nähe der Stadt wohnten. Rasch sprang er in denselben, knüpfte ihn los und ruderte sich schnell nach dem jenseitigen Ufer. Noch hatte er dasselbe nicht erreicht, als der laute Hilferuf einer weiblichen Stimme, in welcher er die Sängerin zu erkennen glaubte, in der Nähe des Stromes ertönte, der bald in einem ängstlichen, erstickten Gestöne endigte. Der Falkensteiner verdoppelte seine Kräfte und erreichte endlich mit schnellen Ruderschlägen das jenseitige Ufer; hier gelandet, band er den Nachen an einen Baumstamm; und eilte der Stelle zu, von wo das Hilfegeschrei erschallt war; das Gebüsch war so dicht und verworren, daß er mit dem Schwerte sich einen Weg bahnen mußte.

Endlich hatte er den Platz erreicht, wo das Angstgestöhn einem leisen Wimmern gewichen war. Als er die letzten Zweige auseinander bog, trat er auf einen kleinen Rasenplatz, wo er zwei hohe Männergestalten beschäftigt sah, eine dritte weibliche fortzuschleppen, deren kraftlose Anstrengungen eben vollends zu ermatten schienen; ihr Kopf war mit einem Tuche verhüllt, so daß sie nur jenes Stöhnen hervorzubringen vermochte; auch waren ihr die Hände geknebelt. Die am Boden liegende Zither ließ jene Sängerin in ihr erkennen. Der Mond war hinter eine Wolke getreten und hinderte ihn, die Gegenstände genauer zu unterscheiden. Mit Blitzesschnelle stürzte er, das gezückte Schwert in der Hand, auf die beiden Männer los, die, eines Ueberfalls nicht gewärtig, ihre Beute fahren ließen und die Flucht ergriffen. Aber der Jüngling hatte sie bald ... und packte den Einen mit starker Faust, während der Andere entfloh.

„Steh', Bube!" donnerte er ihm zu, „und gib Rechenschaft über Eure nächtliche Schandthat!"

Der Angegriffene wandte sich mit einem halblauten Fluche gegen seinen Feind, riß die Wehre von der Seite und drang wüthend auf ihn ein. Aber in der Hitze strauchelte er über eine Baumwurzel und fiel zu Boden, während der Junker sich auf ihn stürzte, und ihm die Kappe, die sein Gesicht verhüllte, vom Kopfe riß. In diesem Augenblick trat der Mond aus den Wolken hervor und ließ sein volles Licht auf die Scene fallen. Da erkannte der Falkensteiner zu seinem größten Erstaunen in dem Einen der Fliehenden den Hauptmann Morelli, der seinerseits ebenfalls mit Staunen die bekannten Gesichtszüge seines Gegners erblickte. Mit tiefem Unwillen sprang der Junker auf, während der Hauptmann sich ebenfalls wieder emporrichtete. Ueberrascht standen die Beiden sich einige Minuten stumm gegenüber.

Der Hauptmann ermannte sich zuerst. Mit grimmigen Blicken schien er den Jüngling durchbohren zu wollen, aber die Scham über das entdeckte und vereitelte Bubenstück hielt seine Worte zurück; und nachdem er sein Schwerdt, das ihm während des Ringens entfallen war, vom Boden aufgerafft, stürzte er mit den Worten: „Wir treffen uns wieder!" durch das Dickicht fort. Mit tiefer Verachtung sah der Junker dem Verschwundenen nach, dann eilte er schnell zu der Geretteten, um sie von ihren Banden zu befreien. Sie war ohnmächtig auf den Rasen hingesunken. Behende löste der Junker ihre Fesseln und nahm ihr die lästige Hülle von dem Haupte. Ueberrascht aber blickte er nun auf die Ohnmächtige, aus deren bleichen Zügen ihm das gebräunte Antlitz der jungen Zigeunerin entgegensah. Jetzt erst nahm er auch ihre fremdartige Kleidung wahr, die er in dem ersten Schreck nicht bemerkt hatte. Nun aber war ihm der Zusammenhang des schändlichen Bubenstreichs klar. Nun fiel es ihm erst auf, wie der Hauptmann schon beim ersten Zusammentreffen mit den Zigeunern das liebliche Mädchen schier mit seinen Blicken verschlungen hatte. Auch sein geheimes Flüstern mit dem Lieutenant, das Zurückbleiben des einen Kriegsknechts, der dem Zuge der Zigeuner gefolgt war, und in welchem er den andern vorhin Entflohenen wieder erkannt zu haben glaubte, — alles dieß schien ihm in genauer Verbindung mit dieser Gewaltthat zu stehen, und er dankte dem schönen Abend, der ihn in's Freie gelockt, und dem Zufalle, der ihn gerade hieher geführt hatte. — Während er sich nun gelobte, den schändlichen Welschen zur Rechenschaft für eine That zu ziehen, gegen welche sich sein reines und unverdorbenes Gemüth empörte, hatte er das ohnmächtige Mädchen in eine sitzende Stellung gebracht, und eilte schnell nach einem nahen Wiesenbache, schöpfte daselbst Wasser in seinen Hut, womit er zu der noch immer ohne Besinnung liegenden zurückkehrte, und ihr die erfrischenden Tropfen ins Antlitz spritzte. Nach einigem Bemühen bemerkte er zu seiner Freude, daß eine leichte Röthe auf ihre Wangen stieg und die Brust sich hob und höher bewegte. Endlich schlug sie das dunkle Auge auf, und ihr erster Blick traf den Jüngling, der über sie gebeugt vor ihr kniete, und mit leuchtendem Blicke die Spuren des wiederkehrenden Lebens bemerkte. Lange heftete sie den Blick mit unaussprechlichem Ausdrucke auf ihn; endlich richtete sie sich auf, und die ungeschwächte Jugendkraft siegte schnell über die gewaltsam hervorgebrachte Schwäche.

(Fortsetzung folgt.)

Brissons Gefangenschaft.

Brisson, Beamter bei der Administration der Colonien, schiffte sich im Juni 1785 auf dem Fahrzeuge St. Catharina unter Capitän Türc nach dem Senegal ein. Bei mehreren frühern Reisen hatte Brisson die Gefahren kennen gelernt, die an der Küste von Afrika zu bestehen sind, er machte den Capitän darauf aufmerksam; dieser achtete jedoch seiner Warnungen nicht. Am 10. Juli um Mitternacht stieß das Schiff auf eine Sandbank; die Mannschaft lag in tiefem Schlummer. Man bemerkte eine Bucht, die ganz von Klippen umstellt war. Der Capitän, von Schreck ergriffen, ließ das Schiff gegen dieselbe lenken, allein es stieß noch dreimal auf den Sand, und blieb endlich unbeweglich stehen.

Man wollte das Schiff wieder flott machen, und kappte die Bemastung; schon war die Kajüte voll Wasser. Man setzte die Schaluppe ins Meer, und ein Theil der Mannschaft schiffte sich darauf ein, sie wurde aber von den Wogen umgeschlagen, die Wellen trieben die Leute dahin und dorthin, bis sie endlich ans Ufer geworfen wurden. Brisson rettete einen seiner Unglücksgefährten, und belebte den Muth der Schiffbrüchigen; man machte die Schaluppe wieder flott, und brachte den Rest der Mannschaft ans Land.

Da den Unglücklichen das Gestade, auf dem sie sich befanden, ganz unbekannt war, bestiegen sie die Felsen; sie sahen vor sich eine unermeßliche Ebene mit weißem Sande bedeckt.

Nirgends war eine Spur von Wohnungen. Man ging gegen einige Hügel vorwärts, die mit einer Art Farrenkraut bewachsen und bebüscht schienen. Man fand Kameelmist, und sah bald diese Thiere selbst, die zerstreut weideten. Nun erwachte wieder Hoffnung in der Brust der Unglücklichen, die bereits heftigen Hunger und Durst fühlten; inzwischen machte das Geschrei der Hüter die Mohren in ihrem benachbarten Lager unruhig, und diese kamen im Sprunge unter fürchterlichem Geschrei daher.

Brisson empfahl der Truppe, sich nicht zu trennen, er verstand Etwas arabisch, und hoffte, davon Nutzen zu ziehen. In

zwischen hatten sich doch zwei Offiziere entfernt, die alsogleich umringt wurden und verschwanden. Schreck befiel die Weißen; die Mohren stürzten mit Säbeln und Dolchen wild über sie her, verwundeten die Einen, und plünderten die Andern, und streckten sie röchelnd in den Sand nieder.

Brisson bemerkte einen unbewaffneten Mohren, er glaubte in ihm einen von jenen zu erkennen, die er als Begleiter des Anführers Trarzats, Ali-kuri, am Senegal gesehen hatte, und warf sich in seine Arme; sechs seiner Gefährten folgten diesem Beispiele. Doch nur ein Blick der Verachtung und des Abscheues war es, womit der Herr, den sie sich gewählt hatten, sie empfing.

Nach mehreren Fragen, auf welche man nur mit Geberden antworten konnte, gab Brisson zu verstehen, daß er, wenn man ihn und seine Gefährten an den Senegal, den Ort ihrer Bestimmung führen wollte, hinlänglich Mittel hätte, seinen neuen Herrn für diese Bemühung zu lohnen. Man fragte ihn sogleich, was er Alles habe, und er gab verschiedene Kleinodien von Gold und Silber, in einem ziemlich bedeutenden Werthe und 220 Livres baar.

Bei dem Anblicke dieser Dinge glänzte die Freude auf dem Gesichte des Mohren, er barg die Beute unter seinen Kleidern, verschränkte seine Finger mit Brisson's Fingern, fragte nach der Stelle, wo die Weißen Schiffbruch gelitten, rief einige seiner Leute, und hieß diese folgen. Aus der Art, wie man ihm gehorchte, ließ sich schließen, daß er in großem Ansehen stehe, und wirklich war er der Talbe oder Priester dieser Horde.

Als sie ans Gestade kamen, erhoben die Mohren ein Freudengeschrei. Sie wollten die Weißen zwingen, zum Schiffe hinzuschwimmen, da aber diese sich weigerten, begaben sie sich selbst dahin. Eifersucht war in der Miene Aller leserlich, die nicht schwimmen konnten.

Als das Gerücht von dem Schiffbruch sich verbreitete, sah man von allen Seiten habgierige Wilde herbeiströmen, die einander bald in die Haare fielen; mehrere kamen ums Leben. Die Weiber darüber wüthend, daß sie an der Beute nicht Theil nehmen konnten, fielen über die Weißen her, rissen ihnen die Kleider vom Leibe, und überhäuften sie mit Mißhandlungen.

Sidy-Mohammed-el Zuze von Stamm Babdessaba, einer der wildesten dieser Wüste, Brisson's Herr, war nichts weniger, als ein Krieger. Als er sah, daß die Zahl der Mohren sich mit jedem Augenblicke mehrte, berief er zwei seiner Freunde, und machte sie sehr klug zu Theilnehmern an dem Besitze der zwölf Schiffbrüchigen, die sich ihm ergeben hatten; auch traf er mit diesen seinen Verbündeten ein Einverständniß über die Theilung der Gegenstände, die man bereits aus dem Schiffe ans Land gebracht hatte, und über die Theilung der Sklaven, die in seiner Gewalt waren, und begab sich sodann eine halbe Meile tiefer in's Land.

Die Schiffsbrüchigen wurden von Neuem geplündert und durchsucht, mit Ausnahme Brisson's, der eine besondere Rücksicht ansprach und auch durchsetzte; hierauf sperrte man sie in eine erbärmliche, mit Moos gedeckte Hütte.

Mohammed verscharrte seinen kleinen Schatz in den Sand, und ging dann ans Meer zurück, um zu sehen, was ihm von der Ausbeute aus dem Schiffe noch zu Theil werden sollte.

Während die Weißen sich allein überlassen waren, sahen sie eine Schaar Uadelims, vom grausamsten aller Stämme herbeieilen. Diese Barbaren fielen mit Wuth über sie her, und packten die einen bei der Gurgel, die andern bei den Haaren. Brisson wurde unter diesem Getümmel von zwei Wilden fortgeschleppt, der wenigen Kleider, die er noch hatte, beraubt, schändlich mißhandelt, und auf einen Sandhaufen geworfen; schon sah er Stricke bereiten, um ihn zu binden, und glaubte seinem letzten Augenblicke nahe zu seyn. Da lief aber einer von Mohammed's Verbündeten fast athemlos daher, und schrie: „Haltet ein, Barbaren! haltet ein! ihr verletzt Sidy's Heiligthum, ihr entführt seinen Sklaven; ja noch mehr, ihr tretet die heiligen Bücher mit Füßen. Schon beruft er die Versammlung bei der Stämme, um die Schuldigen zu richten; gebet ihm seinen Sklaven zurück, oder nichts wird seine Rache zähmen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Neujahrestag der Israeliten.

Was deutet des Hornes ergreifender Schall
Am heutigen festlichen Tage?
Was weinen die Männer und Frauen denn all'
O Vater! o lös mir die Frage:
Warum man so brünstig wohl heute
Hier betet im schneeweißen Kleide?

So horche, nahm Vater Uriel das Wort,
So horche, o Kindlein der Rede:
Der Strudel der Sünde, er reißet uns fort,
Machts Leben uns düster und öde;
Und hätt' mit uns Gott nicht Erbarmen —
Wie ging es uns Sündern, uns Armen?!

D'rum mahnet des Hornes ergreifender Schall
Alljährlich am heutigen Tage;
Und rufet! „Erzittert ihr Thörichten all',
Der Herr, itzt erscheint mit der Waage
Des Rechtes, zu lohnen die Braven;
Die Sünder — zu richten, zu strafen.

Doch sey Euch gegönnt zehn *) Tage noch Frist
Zu bessern das sündhafte Leben;
Wenn diese verstrichen umsonst Euch dann ist,
So müßt vor dem Tode Ihr beben.
D'rum Jeder sich reuvoll bekehre,
Eh' Tod und Verderben sich näh're!

Sieh' Kindlein, o liebes, d'rum weinen wir all'
Gehüllet im schneeweißen Kleide;
Und denken an's Grab dann beim schmetternden Schall
Des Hornes, und wird uns so leide,
Und flehen o möcht' uns bewahren
Der Himmel vor allen Gefahren.

S. Maus, (Schulexspectant).

*) Nach der Meinung des Talmud's gewährt Gott den Sündern eine zehntägige Besserungszeit, nämlich vom ersten Tage des neuen Jahres bis zum Versöhnungstage.

Räthsel.

Ich bin ein winzig kleiner Mann,
Gehör' zu einem Viergespann
Mit vier verschiednen Namen;
Stets auf die Damen folge ich
Und eben drum verfolgen mich
Auch stets die bösen Damen.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 82. Sonntag, 12. October 1834.

Sieh! uns winkt die Natur. Mit unaussprechlicher Anmuth
Haucht sie Zufriedenheit aus. Sieh, wie der ruhige Himmel
Wolkenlos durch die geselligen Zweige der Linden herabsieht!
Alles jauchzt Freude, und ladet zur Lust.

Wieland.

Alva.

(Fortsetzung.)

„Ihr seyd mein Retter, mein Befreier geworden!“ rief sie freudig und stürzte im aufwallenden Dankgefühle dem Junker zu Füßen, umschlang seine Kniee und bedeckte seine Hand mit unzähligen Küssen. Dieser, verlegen durch des Mädchens stürmische Dankbarkeit, hob sie wohlwollend auf, und bat, ihm doch zu erzählen, auf welche Weise sie in die Klauen jener Bösewichter gefallen.

Das Mädchen legte die kleine Hand auf die hochwallende Brust, als wollte sie das aufgeregte Gefühl beruhigen, seufzte dann tief auf und begann mit gesenkten Blicken.

„Als wir uns heute von Euch trennten, edler Herr, zogen wir noch eine geraume Zeit in dem Marktjubel umher, um unsere Künste zu zeigen und auf diese Weise uns den kärglichen Unterhalt zu gewinnen. Schon damals bemerkte ich, daß einer von den Bewaffneten, die ich in Eurer Nähe gesehen, uns überall nachschlich, und besonders meinem Treiben allenthalben folgte; jedoch achtete ich nicht weiter darauf, da es mir leider schon zur Gewohnheit geworden ist, von dergleichen Menschen roh und aufdringlich behandelt zu werden, da sie in jeder Unglücklichen unseres unseligen Standes eine willkommene und willige Beute sehen.“

Das schmerzliche Gefühl unverdienter Kränkung preßte der Armen bittere Thränen aus, und die Stimme versagte ihr. Nachdem sie sich etwas gesammelt, fuhr sie mit zitternder Stimme fort:

„Und als es Abend geworden, ging unsere Bande aus der Stadt, um vor den Thoren sich ein Nachtlager zu suchen, da die harten Menschen uns innerhalb derselben kein Plätzchen gönnten. Ein vom Dickicht umschlossener freier Platz, unfern von hier, ward zum Nachtquartier ausersehen, und während unsere Leute mit der Zubereitung des Nachtmahls und der Lagerstellen sich beschäftigten, nahm ich meine Zither, die einzige Freundin und Trösterin in meines Lebens trüber Nacht, und ging das Ufer des Flusses entlang, um mir ein einsames Plätzchen aufzusuchen, wo ich unbelauscht von den Meinigen, deren rauher Spott mich stets in mich selbst zurückschreckt, im tröstenden Saitenspiel und in dem Zauber des Gesanges mein zerrissenes Gemüth beruhigen und auf kurze Zeit das herbe Schicksal vergessen könnte, das mich an eine Lage kettete, gegen welche mein Innerstes sich empört. —“

„Du also warst jene Sängerin, deren klagende Laute mich vom jenseitigen Ufer herüberlockten, und so Deine Rettung vollbringen ließen?“ fragte der Falkensteiner theilnehmend das Mädchen.

„Ihr habt mich belauscht?“ sagte sie hoch erröthend, und senkte verlegen den Blick zur Erde.

„Das Einfache Deines Gesangs hat mich wunderbar ergriffen,“ fuhr der Junker weiter, „und ich nehme den innigsten Antheil an Deinem unglücklichen Schicksale; Du scheinst nicht für Deinen Stand geboren. Wie kömmst Du aber unter diese wilde Gesellschaft?“

„Lieber Herr!“ sagte das Mädchen mit bewegter Stimme, und richtete den feuchten Blick auf ihn, „erlaßt mir die Antwort auf diese Frage. Eure Theilnahme rührt mich sehr, und es thut meinem Herzen unaussprechlich wohl, so edler Theilnahme von solch' einem ritterlichen Herrn mich erfreuen zu können, da — verzeiht mir, edler Herr, — gerade Euer Stand am meisten mich meine Niedrigkeit fühlen, und mein Unglück in seiner ganzen Größe erkennen gelernt hat. O! wüßtet Ihr, fuhr sie mit erhöhter Stimme und funkelnden Augen fort, „welchen Strahl Euer edles Wesen in das Dunkel meines Lebens geworfen, welch' nie gekanntes Gefühl Euer Anblick in diese junge Brust gepflanzt, — so — —“ ihr Busen hob sich höher, — eine heftige innere Bewegung erstickte die Sprache, und nur der flammende Blick des dunkeln Gazellenauges verrieth, was in diesem Augenblick ihr Inneres so stürmisch aufregte. „Verzeiht der Thörin das unbesonnene Geschwätz,“ flehte sie, gewaltsam den innern Kampf bemeisternd; „das ungestüme Herz läßt mich zuweilen die Stimme der Vernunft vergessen. — Es ist spät geworden und Ihr müßt eilen, wollt Ihr nicht die Nacht im Freien zubringen. Erlaubt mir, daß ich Euch den rechten Weg zeige.“

Schweigend ergriff der Junker die dargebotene Hand des sonderbaren Mädchens, und folgte ihr rasch auf den Windungen eines schmalen Steiges, der an dem diesseitigen Ufer hin eine kurze Strecke durch dicht verwachsenes Gebüsch und endlich auf eine Ebene führte, auf welcher sie bald einen gebahnten Weg erreichten.

„Dieser Pfad,“ sagte die Zigeunerin, die bisher still neben ihrem Begleiter einhergegangen war, „dieser Pfad führt Euch gerade nach der Stadt.“

„Wie gelange ich hier über den Strom?“ fragte der Jun-

ter seine Führerin. „Die Stelle, an welcher ich übergesetzt, muß weiter oben seyn."

„Eine steinerne Brücke führt von dieser Seite ans jenseitige Ufer," war die Antwort. „Dann geht der Weg links durch ein kleines Gehölz; seyd Ihr durch dasselbe gewandert, so liegt die Stadt vor Euren Blicken. Nun aber sputet Euch, daß Ihr das Thor noch offen findet und nicht der freie Himmel Euer Nachtquartier und die blanke Erde Euer Lager werde. — Meinen Dank, meine ganze Seele nehmt mit Euch; Ihr habt mir die Ehre, vielleicht das Leben gerettet, Euch bin ich von nun an zu eigen. Lebt wohl! Ihr seht mich wieder!"

Mit diesen Worten drückte sie noch einmal die Hand des Jünglings an ihr Herz und verschwand dann mit flüchtigen Schritten im Dunkel des Waldes.

Rüstig schritt der Junker den bezeichneten Pfad vorwärts, und gelangte bald an die steinerne Brücke, von da durch das Hölzchen, und sah nun im Mondlicht die Stadt vor sich ausgebreitet. Mit raschen Schritten eilte er dem Thore zu, welches der Wächter eben zu schließen im Begriffe stand. Brummend ließ dieser den spaten Gast durch das eisenbeschlagene Thor passiren, das hinter dem Hereinschlüpfenden mit lautem Krachen zufiel.

In der Stadt war der Jubel des Tages noch nicht völlig erstorben; hie und da schallte der Klang eines Instruments, das Klirren von Gläsern oder ein fröhlich Gelächter aus den zum Theil noch erleuchteten Häusern und der Wächter rief eben die eilfte Stunde aus. Hastig eilte der Junker nach seiner Herberge, fand die Hausleute noch munter und suchte, nachdem er einen Schlaftrunk zu sich genommen, sein Lager. Von den Begebenheiten des heutigen Tages geistig und körperlich angegriffen, und vom schnellen Gehen ermüdet, senkte sich der Schlaf bleiern auf seine Augenlieder, und er schlief, während der Traumgott die abenteuerlichsten Gebilde vor seine Seele zauberte, fest bis an den hellen Morgen.

3.

Nicht so ruhig schlief der Hauptmann Morelli diese Nacht in seinem Federbette. Unruhig wälzte er sich hin und her; sein böses Gewissen, durch die neuesten Begebenheiten des Tages aufgeregt, rüttelte ihn heftig, und schreckliche Traumbilder verscheuchten schnell wieder den erquickenden Schlummer, wenn dieser sich dem Lager des Ermatteten nahen wollte. Die jüngsten Vorfälle zogen vor seinem innern Auge vorüber, und die drohenden Worte der alten Zigeunerin tönten furchtbar in seinem Ohre wider. Er konnte sich nicht erinnern, die Alte je gesehen zu haben; wie konnte das Weib zur Kenntniß von Allem gelangt seyn, was er sorgfältig Jedermann verschwieg? Woher kannte sie den Hauptmann La Croix und sein Verhältniß zu diesem? Sollte er der Hiobspost von dessen tragischem Ende Glauben beimessen, oder hatte das Zigeunerweib ihn blos schrecken wollen? — Ein verwirretes Heer von Gedanken zerarbeitete sich in seinem Gehirn und ließ ihm die gewünschte Ruhe nicht finden. Als er sich endlich von diesen Plagegeistern einigermaßen befreit hatte, und eben das müde Auge schloß, um des süßen Schlummers zu genießen, — da stand das Bild des reizenden Zigeunermädchens lockend vor seinen aufgeregten Sinnen, er sah das schöngeformte Gesicht, das feurige Auge, den schwellenden Busen, das Ebenmaß der üppig gerundeten Glieder, — und um den Genuß all' dieser Reize, die seine Sinnlichkeit heftig gereizt und die südliche Glut des wollüstigen Italieners zur verzehrenden Flamme angefacht hatten, um all' dieß hatte ihn die unzeitige Dazwischenkunft des jungen Falkensteins gebracht, den er als einen unreifen Knaben, einen Frömmling verspottete, der nicht einmal von seinem Glücke Gebrauch zu machen wußte. Siedend tobte das heiße Blut durch seine Adern und er schwor dem jungen Laffen die fürchterlichste Rache. Er konnte es noch jetzt nicht begreifen, wie er beim nächtlichen Zusammentreffen vor demselben habe fliehen können, warum er den Verhaßten nicht niedergestoßen?! — Er beschloß am folgenden Tage durch seine Vertrauten das Quartier des jungen Falkensteiners auskorschen zu lassen, um diesen, wo möglich, aus dem Wege zu schaffen, und dann alle Mittel anzuwenden, die reizende Morgenländerin durch List oder Gewalt dennoch in seine Arme zu führen.

Der Schlaf schloß endlich seine übermüden Augen, aber die grausigsten Träume machten denselben unruhig und fieberhaft, so daß er beim Wiedererwachen am andern Morgen in einem höchst abgespannten Zustande sich befand.

Noch hatte er sich nicht angekleidet, als der Lieutenant Ralph Neersten mit einem verdrießlichen Gesichte in das Zimmer trat, und ihm einen versiegelten Zettel überreichte.

„Guten Morgen, Hauptmann!" brummte er mürrisch; „hat man denn vor dem Gepack auch nur einen Augenblick Ruhe? — Liege da eben im süßesten Schlafe, so rüttelt mich der lange Curt auf und bringt mir den Wisch da, den ein junger Bursche mit dem Bedeuten abgegeben, daß es schleunigst an den Herrn Hauptmann gelangen möge. Wahrscheinlich wieder eine mannstolle Dirne, der die Zeit nach der zärtlichen Umarmung des stattlichen Kriegsmanns zu lange währt. Nu, nu, ihr werdet doch früh genug erfahren, weß Geistes Kinder die kaiserlichen Soldaten sind. Beim heiligen Georg! Hauptmann, die Wievielste mag dieß wohl seyn, die in Euer Netz läuft, und die bald mit den Uebrigen nach dem treulosen Galan die Hände sich wund reiben wird!"

Morelli hatte während der Suade des über den gestörten Schlaf ärgerlichen Lieutenants das Papier geöffnet, und den Inhalt überflogen. Während des Lesens verfinsterte sich sein Gesicht; dann wich der Ernst plötzlich einem hämischen Lächeln und eine teuflische Freude überzog seine Züge und leuchtete aus den tückischen Augen.

„Lieutenant," sagte er anscheinend ruhig, indem er das Papier zusammenfaltete und in sein Wamms verbarg, „Lieutenant Ralph, in einer Stunde brecht Ihr mit den Burschen, die wir hier zusammen haben, in der Richtung nach Magdeburg auf, zieht während Eures Marsches alle vereinzelten Werbetrupps mit den neugeworbenen Rekruten an Euch und übt die Neulinge einstweilen in den Waffen, wie sie die Gelegenheit Euch in die Hände gibt. Bei unserer Ankunft im Heere werden die Rekruten mit vollständiger Armatur versehen und regelmäßig exercirt werden. Sputet Euch; in wenigen Tagen werde ich Euch eingeholt haben. Curt bleibt mit drei Mann zu meiner Bedienung hier. Gott befohlen!"

Mit diesen Worten empfahl sich der Hauptmann kurz, und ging in das Nebenzimmer.

„Was der wieder haben mag?" murmelte Ralph, ihm verwundernd nachsehend; was Gutes gewiß nicht. — Bei dergleichen Dingen sucht er mich jedesmal los zu werden. Nun es mag immer drum seyn; wer nicht mitgefangen wird, wird auch nicht mitgehangen. Mag er sehen, wie er mit sich und seinem Gewissen zu recht kommt, wenn er anders noch ein solches hat."

Ralph that nun, wie ihm befohlen; sammelte seine Leute, wählte drei derselben zur Bedienung seines Hauptmanns aus, die nebst dem alten Corporal und Vertrauten Morelli's, dem seiner hohen Statur wegen sogenannten langen Curt, im Orte zurückblieben, und verließ mit den Uebrigen in Zeit einer Stunde das Städtchen.

Moreli schritt indeß mit verschränkten Armen in seinem Kabinette auf und ab und brütete über einem argen Plane.

Plötzlich blieb er stehen, holte das eben erhaltene Schreiben aus der Brusttasche hervor, entfaltete es und überlas noch einmal aufmerksam den Inhalt desselben. Es war vom Junker von Falkenstein und lautete folgendermaßen:

„Herr Hauptmann! Nach dem Ereignisse vom gestrigen Abend, wo meine Dazwischenkunft glücklicherweise ein schändliches Bubenstück verhütete, sehe ich mich durch die Pflicht der Ehre gezwungen, von Euch Rechtfertigung für solch ein bübisches Benehmen zu fordern, und bescheide Euch demnach, morgen früh mit Tagesanbruch an einem beliebigen Orte mit dem Degen in der Faust mir Rede zu stehen. Bis dahin erkläre ich Euch als einen Jungfrauenräuber und ehrlosen Menschen. Die Wahl des Orts und des Zusammeutreffens sey Euch überlassen; Ihr könnt das Nähere durch einen Eurer Diener mir wissen lassen.

Uebrigens hoffe ich Euch allein zu treffen, da ich eines Freundes ermangele und ebenfalls allein mich einstellen werde.

Adolph von Falkenstein."

„Gut, du thörichter Knabe, ich werde kommen," höhnte der Hauptmann, indem er das Blatt wieder zu sich steckte; „ich will es dir verleiden, dich in solche Händel zu mischen, um die veraltete Ritterlichkeit wieder in unsere Zeiten zu verpflanzen."

Hierauf beschied er den langen Curt zu sich, und theilte ihm die eben erhaltene Aufforderung zum Zweikampfe mit.

„Hm!" sagte dieser, indem er den fuchsrothen Bart strich, „es wäre eben der Erste nicht, den Ihr heimgeschickt, daß er das Wiederkommen vergessen; aber, — der Teufel könnte doch sein Spiel haben, und der Junker scheint mir eben nicht faul, obgleich er im Fechten Euch weichen muß. D'rum rath' ich wohlmeinend, daß Ihr auf alle Fälle Euch vorseht. Meine Treue und Gewandtheit in solchen Dingen kennt Ihr."

(Fortsetzung folgt.)

Brissons Gefangenschaft.

(Fortsetzung.)

Die Furcht vor dem Bannfluche des Priesters that die gewünschte Wirkung. Brisson wurde an Nuegem, so hieß der Abgesandte, übergeben, der ihn sogleich in die Rathsversammlung führte, dieser vorstellte, und sagte: „Sehet hier den Sklaven des Sidy-Mahommed, ich bin ihm den ganzen Tag gefolgt und habe ihn nicht außer Augen gelassen; nach tausend Gefahren entriß ich ihn den Händen seiner Räuber; ich verlange, daß er zum Lohne nun mir angehöre; ich sah, wie er in die Hände seines Herrn eine Menge kostbarer Gegenstände übergab." Eine Schaar Weiber und Kinder umringten Brisson, betrachteten ihn und schrieen: Es rey! „Er ist ein König."

Der erzürnte Priester warf einen furchtbaren Blick auf Nuegem. Mag dieser Christ, sagte er, ein König seyn oder nicht, er hat sich in meine Arme geworfen, mir gehört er. Was kann ein Nuegent mit dem Priester des Stammes gemein haben?

Dieser von Zorn entgluht, zog seinen Dolch, um Brisson zu ermorden. Sidy aber warf seinen Rosenkranz auf ihn, und ergriff das Buch, das an seinem Gürtel hing, um den Fluch auszusprechen. Da umringten die Weiber Brisson, und führten ihn dem ergrimmten Priester zu. Der Rath bestätigte dessen Machtspruch, und billigte sein Benehmen.

Einige Schritte von dort fand Brisson seine Gefährten, die schon alle Hoffnung aufgegeben hatten, ihn wieder zu sehen. Sie waren von Hunger und Müdigkeit erschöpft, er selbst hatte seit zwei Tagen nicht die geringste Nahrung genommen. Mißhandlungen hatte er einen bewundernswürdigen Muth entgegengestellt, doch der Natur unterlag er; er vergoß Thränen. Einige Weiber, die das bemerkten, warfen ihm Sand in die Augen, um seine Augenlieder, wie sie sagten, zu trocknen. Endlich brach die Nacht ein, und entzog sie der Wuth dieser Unmenschen.

Am dritten Tage empfingen die Sklaven ein wenig Gerstenmehl in Seewasser gerührt, zur Nahrung. Dieses traurige Mahl wurde durch einen lärmenden Auflauf unterbrochen; man fürchtete einen neuen Anfall der Uadelims. Sidy-Mohammed besprach sich mit seinen Verbündeten, zog sich mit seinen Gefangenen hinter Sandhügel zurück, und hielt sich verborgen, bis andere Araber, die ihre Beute in Sicherheit zu bringen suchten, sich an ihn anschlossen, und seine Truppen verstärkten. Ein Führer hatte von Strecke zu Strecke kleine Pyramiden aus Steinen errichtet, um den Weg zu bezeichnen, und die Caravane gegen die Gefahr zu sichern, auf eine feindliche Horde zu stoßen. Mit Anbruch des Tages setzte man sich nach dem Innern zu den Aduars oder beweglichen Dörfern des Stammes in Marsch. Der Marsch war äußerst beschwerlich. Man erklimmte sehr hohe Berge, die mit scharfen Kieseln überdeckt waren, und stieg dann in sandige Tiefe nieder, die von Disteln und Dornen strotzte. Brisson's Fußsohlen waren schon ganz blutrünstig, als sein Herr ihn hinter sich auf das Kameel sitzen ließ; allein diese Aufmerksamkeit gewährte ihm keine Linderung, er hatte neue unerhörte Schmerzen zu erdulden. Nackt, wie er war, sah er sich bei dem schweren Trabe des Kameeles bald aufgerieben, und sein Blut floß an den Seiten des Thieres hinab. Die Leiden des Sklaven machten seinen Herrn lachen. Er würde unter dem Uebermaße der Schmerzen erlegen seyn, wenn er sich nicht wieder auf den Sand hätte hinabglitschen lassen.

Bei Einbruch der Nacht bemerkte man einen dichten Rauch; schon begann die Hoffnung im Herzen der Schiffbrüchigen zu erwachen, als sich zeigte, daß das Feuer nur in brennendem Gesträuche bestand, das der Führer, welcher vor der Caravane herzog, angezündet hatte. Brisson wollte sich hinter ein Gebüsch hinstrecken, um den Tod zu erwarten; doch ein Araber riß ihn auf eine sehr rohe Weise beim Arme empor, und wollte ihn zwingen, die Kameele zu entladen. Er hatte noch Kraft genug, wüthend einen Stock, der mit einer eisernen Lanzenspitze besetzt war, an sich zu reißen; und den Ungestümen von sich zu jagen; ja in seiner Wuth wollte er selbst über seinen Herrn herfallen, der eben herbeikam. Man besänftigte ihn, und er folgte; doch fühlte er sich bald durch Zurüstungen, die er machen sah, sehr beängstigt. Man machte in einem heftigen Feuer Kieselsteine glühend; er sah, daß ein großer Stein neben einem Gesträuche aufgehoben und die Erde ausgegraben wurde, und daß die Mohren oft seinen Namen wiederholten und in ein heftiges Lachen ausbrachen. Man rief ihn zu der Oeffnung hin, die eben gegraben wurde. Derjenige, welchen er hatte schlagen wollen, machte verschiedene Zeichen, und unter andern auch mit der Hand die Geberde des Halsabschneidens. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er aus der Grube einen Schlauch mit Wasser, einen kleinen ledernen Sack mit Gerstenmehl, und eine frisch geschlachtete Ziege hervorziehen sah. Sie füllten hierauf ein hölzernes Geschirr, das einzige Geräth, das sie auf Reisen mitführen, mit Wasser, schütteten das Mehl darein, und warfen in die Mischung die glühenden Steine, damit das Ganze aufkochte. So bereiteten sie eine Art Brei, wovon ein Theil den Sklaven auf dem Teppich hingereicht wurde, den ihr Gönner sich immer unter die Füße breiten ließ. Das Wasser, womit das Mehl aufgesotten war, hatte man am Seegestade geschöpft, und in dem Felle eines frisch geschlachteten Ziegenbocks aufbehalten. Von dem Theer,

womit dieses Fell bestrichen war, hatte das Wasser einen abscheulichen Geschmack.

Alle diese Vorräthe hatte der Führer, der immer der Caravane voranging, in den Sand eingescharrt.

Nach geendigtem Mahle legte Jeder sich hinter ein Gesträuch. Mit Anbruch des Tages gaben die Mohren wieder Befehl zum Aufbruche, und die Sklaven beluden die Kameele. Zu Mittag machte man auf einer Ebene Halt, die den glühenden Sonnenstrahlen sehr ausgesetzt war, und nicht den geringsten Schirm dagegen gewährte. Man sammelte Wurzeln, machte ein großes Feuer an, und deckte die Ziege mit heißem Sande. Sobald sie durchbraten schien, verzehrten sie auch die Mohren sogleich; sie rissen mit ihren Nägeln das Fleisch von den Beinen, und warfen diese den Sklaven vor.

Gegen Sonnenuntergang bemerkte man Zelte auf einer Anhöhe, und Heerden, die von der Weide heimkehrten. Leute von der Horde des Lagers kamen den Reisenden schaarenweise entgegen; doch die Sklaven erlitten tausend Mißhandlungen; selbst die Weiber hatten ein Vergnügen daran, sie zu quälen. Ein Araber mit einer Doppelflinte schlug sogar auf Brisson an, der ihm aber die Brust entgegenhielt, und durch diese Besonnenheit imponirte; inzwischen wurde er doch durch einen Steinwurf niedergestreckt. Mit lautem Geschrei forderte er Rache: Schreck verbreitete sich unter den Wilden, und einer derselben, der die Flucht ergriff, stieß ihn mit einem Flintenkolben so heftig auf den Magen, daß er Blut auswarf. Um zu zeigen, daß er Ali-kuri, das Oberhaupt der Mohren vom Stamme Trarzat, kenne, zeichnete er in Gegenwart seines Herrn die Umrisse des Egeums, oder Begleiter dieses Fürsten. Dieser Spaß gefiel seinem Herrn, welcher ihn oft wiederholen ließ, um dadurch die Aufmerksamkeit der Mohren, von denen er geplündert zu werden fürchtete, zu zerstreuen; dem Sklaven verschaffte er einige Aufmerksamkeit und ergiebigere Nahrung.

Die Caravane hielt sich in diesem Bezirke nur einen Tag auf, versah sich mit Lebensmitteln auf 3 bis 4 Tage, wendete sich westlich in eine äußerst dürre Ebene, und gelangte nach einigen Tagmärschen in eine andere Gegend, wo man einige wohlriechende Kräuter fand, die den Kameelen zur Weide dienten. Von dort kam man in ein Thal zwischen hohen Bergen, wo sich eine Wasserquelle fand, die zwar mit grünem Moose überdeckt war, und einen widrigen Geschmack hatte, jedoch den brennenden Durst der Schiffbrüchigen löschen konnte, den diese auch nach Willkühr, und sogar mit wahrem Wohlbehagen stillten.

Abends, nach einigen Meilen Weges, begegnete man einer neuen Horde, welche sowohl die Reisenden als die Sklaven sehr wohl aufnahm.

Brisson wußte einem Anführer der Horde, der ein Schwager seines Herrn war, eine Art Mitleid einzuflößen. „Unglücklicher Christ," sagte dieser zu ihm, „mein Schwager ist seit längerer Zeit mein Schuldner, willst du mir zugethan seyn, so werde ich mit ihm die nöthige Verabredung treffen." Der Sklave der noch von der Heuchelei seines Herrn bethört war, weil dieser ihm stets Hoffnung machte, ihn nach Senegal oder Marocco zu führen, und der überdies in diesem Wechsel nur einen Grund einer längeren Gefangenschaft sah, that unglücklicher Weise sein Möglichstes, um diesen Vertrag zu hintertreiben. Nach dreitägigem Aufenthalte bei diesem Stamme (dem Stamme Laruffy) setzte man sich wieder in Marsch, und nach 16 Tagen der größten Anstrengung und des äußersten Elendes traf man endlich in dem ersehnten Standpunkte ein.

(Schluß folgt.)

Miscelle.

Ein Schiff, welches neulich die Fahrt von Witcheven, einem Hafen in der Grafschaft Cumberland, nach Jamaika machte, hatte unter den Passagieren eine Frau an Bord, welche ein Kind von einigen Wochen stillte. An einem schönen Morgen bemerkte der Kapitän am Horizont ein Segel; nachdem er es beobachtet hatte, machte er der Dame das höfliche Anerbieten, durch sein Fernglas zu schauen, um den fernen Gegenstand deutlich zu sehen. Die junge Mutter hatte gerade ihr Kind im Arm: sie hüllte es sorgfältig in ihren Shawl und legte es auf das Sopha, worauf sie gesessen hatte. Kaum hatte sie das Fernglas angesetzt, da rief der Steuermann: „Seht, seht, was thut der verdammte Affe!" — Man denke sich die Angst der Mutter, welche sich umsah und das Thier gewahrte, wie es ihr Kind auf den Gipfel des großen Mastes trug. Der Affe, ein großer Orang-Utang, war so stark und behend, daß er mit einem Arm das Kind festhielt und mit dem andern schnell emporkletterte, und gar nicht durch seine Last gehindert schien. — Ein Blick reichte hin, der armen Mutter das Bewußtseyn zu rauben, und sie gab einige Zeit kein Lebenszeichen von sich.

Die Matrosen kletterten so gut wie der Affe, aber dieser gab genau auf ihre Bewegungen Acht, und da er schon an dem Gipfel angelangt war, als sie ihm folgen wollten, fürchtete der Kapitän, er möchte, um ihnen zu entgehen, von einem Mast auf den andern springen, und dabei das Kind fallen lassen. Obgleich dieses offenbar kein Bewußtseyn von der Gefahr hatte, worin es schwebte, hörte man doch das kleine Geschöpf laut schreien, und die Blicke waren mit der größten Aengstlichkeit auf dasselbe geheftet, als plötzlich jede Furcht aufhörte; man sah den Affen genau alle Bewegungen einer Kinderwärterin nachahmen, das Kind wiegen, ihm schmeicheln und versuchen, es zu beruhigen, als ob er es in Schlaf bringen wollte. Man hatte die Dame vom Verdeck in die Kajüte gebracht, wo sie nach und nach wieder zu sich kam. Der Kapitän befahl allen Matrosen sich zu verstecken, er selbst stellte sich ruhig auf die Treppe zur Kajüte, von wo aus er Alles ruhig übersehen konnte. Diese Anordnung gelang vollkommen; sobald der Affe Niemand mehr bemerkte, stieg er vorsichtig von seinem Standpunkt herab und legte das Kind sanft auf das Sopha. Es fror und schrie, war aber unverletzt und wurde unter den lebhaftesten Theilnahmsbezeugungen der Passagiere und dem Freudengeschrei der Mannschaft seiner Mutter in die Arme gelegt.

Sylben-Räthsel.

Die letzten dienen einem Thier
Mit ihnen sich zu mehren,
Das Ganze aber können wir
Stets auf den ersten hören.

Gleichname.

Was für ein Wörtchen nennt zugleich
Ein Schiff und eine Münze euch?

Auflösung des Gleichnamens in Nro. 77: Enke. (Der 1801 von Pons entdeckte Komet ward von Enke berechnet.)
Auflösung der Räthsel-Frage in Nro. 78: Dreieck.
Auflösungen in Nro. 80: a) des Palindroms: Lager Regal. b) des Sylben-Räthsels: Zueist. — Zu de Christ.
Auflösung des Räthsels in Nro. 81: Der Bube in der Karte.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 83. Mittwoch, 15. October 1834

Und Leben bleibt und Unsterblichkeit,
Ob auch, was Staub ist, vermodert,
Die Asche verglimm', in die Lüfte zerstreut,
Die himmlische Flamme doch lodert.
Was denket und liebet und forschet und späht,
Der Gott in dem Menschen nicht untergeht.

Niemeyer.

Alva.

(Fortsetzung.)

„Höre, Curt!" sagte der Hauptmann vertraulich, „Du weißt, daß ich Dich werth halte und wie meines Gleichen behandle. Wir sind jetzt unter uns, d'rum laß uns jeden Zwang und Unterschied des Standes vergessen. Setz' Dich zu mir, wir wollen eine Flasche Wein zusammen leeren und uns die Sache überlegen."

Er holte aus einem Wandschranke Flaschen und Gläser, schenkte ein und trank dem alten Soldaten zu, der mit listiger Miene und einer Verbeugung das Glas leerte, das ihm der Hauptmann immer wieder voll schenkte.

„Du weißt," fuhr der Hauptmann fort, „Du weißt, daß der unwiderstehliche Trieb nach Liebesgenuß mich leidenschaftlich beherrscht. Gleiche Gesinnung führte mich mit La Croix zusammen, und die Uebereinstimmung unserer Gemüthsart kettete uns fester. Der Tag von Pasewalk hat uns getrennt, und ich habe seit jenem unglücklichen Ereignisse den zum Hauptmann Emporgestiegenen nicht wieder gesehen. Den Bruch unserer Trennung führte eine Scene herbei, deren Schrecklichkeit selbst mich erschütterte und die noch jetzt nicht aus meinem Gedächtniß verwischt ist. Nach der Erstürmung von Pasewalk wurde die schöne Stadt der Willkühr der Soldaten Preis gegeben. Sie wurde geplündert und in Brand gesteckt. Drei Tage währte das Morden und Brennen; — doch Du warst ja mit unter den Ersten, welche die Brandfackeln schwangen!"

Hier schwieg Morelli, während Curt den scheuen Blick an den Boden heftete und es nicht wagte, seinen Herrn zu unterbrechen, da er wohl wußte, wie die Erinnerung an jene Gräuelscenen den Hauptmann allemal heftig ergriff, und die strafende Stimme des Gewissens weckte.

„La Croix," fuhr Morelli nach einigem Schweigen in seiner Erzählung weiter, „La Croix war nebst einigen Soldaten mit der Plünderung eines stattlichen Hauses beschäftigt, als ich mit einer Schaar meiner Leute an jenem Gebäude vorüberkam. Da schleppten eben einige Krieger ein schönes Mädchen aus der Thüre, denen ein alter Mann mit schneeweißen Haaren folgte, der verzweiflungsvoll die Hände rang und von den Kriegsknechten mit Gewalt zurückgehalten wurde, dem Mädchen, das seine Tochter war, zu folgen."

Die nur halb verhüllten Reize der hochgewachsenen Jungfrau entflammten schnell meine Sinnlichkeit, und mit gezogenem Schwert befahl ich den Soldaten, sie los zu lassen. Diese weigerten sich aber mit dem Bedenten, daß sie das Mädchen auf Befehl ihres Lieutenants, dessen Beute sie sey, nach seinem Quartiere bringen müßten."

„Aber schon hatte die Begierde nach dem lockenden Gebilde bei mir jede andere Rücksicht verdrängt, und wüthend hieb ich den einen Soldaten nieder, während die andern sich nur schwach vertheidigten. In diesem Augenblick trat La Croix selbst in die Thüre. Kaum hatte er den Zusammenhang der Sache begriffen, als er mit bloßem Degen auf mich andrang, um mir seinen Raub wieder zu entreißen. Da befahl ich meinen Leuten, den Lieutenant und die Seinigen zu entwaffnen. Als La Croix sich von der Uebermacht überwältigt sah, wandte er sich plötzlich von mir ab, und stieß, ehe ich es verhindern konnte, der Jungfrau, die halb ohnmächtig in den Armen ihres Vaters lag, den Stahl bis an's Heft in die schöne Brust. Der alte Vater stürzte mit einem Schreckensrufe rückwärts zu Boden und zerschellte sich den grauen Kopf an dem spitzigen Gestein. Der unerwartet gräßliche Ausgang des Auftritts hatte uns alle auf einige Augenblicke gelähmt. La Croix benutzte die allgemeine Bestürzung und entfernte sich schleunigst, so, daß ich seine Abwesenheit nicht eher bemerkte, bis ich mich einigermaßen wider erholt hatte. Wie ein gereizter Tiger, dem man seine Beute entrissen, stürzte ich mich nun in das dichteste Gedränge, den Entflohenen zu suchen, und meine ehemalige Freundschaft gegen ihn verwandelte sich nun in den glühendsten Haß. Aber ich sah ihn nicht wieder, und erfuhr erst später, nachdem die Truppen aus der zerstörten Stadt abgezogen, daß er mit General Pappenheim gen Magdeburg gegangen."

Der Hauptmann schwieg abermals und fuhr erst nach einer langen Pause weiter:

„Du weißt, Curt, daß ich mich nie von kindischer Furcht habe übermannen lassen, sondern stets die albernen Possen von Gewissen, Frömmigkeit und dergleichen Alfanzereien verlacht und der Aengstlichkeit mancher Tugendhelden gespottet habe; — aber der Zug von Pasewalk steht mit Flammenschrift unauslöschbar in meinem Innern geschrieben, und die Erinnerung an jene Schreckensscene ist durch die räthselhaften Worte der

alten Zigeunerin aufs Neue geweckt worden. Fast will mich bedünken, als sey die Sage von einem strafenden Rächer nicht so ganz ohne Grund."

„Pah!" spottete Curt, dem die sonderbare Gemüthsstimmung seines Herrn nicht sonderlich behagte, mit erzwungenem Lachen, — „Possen! dergleichen Ammenmährchen gehören an die Wiege oder an den Rocken, nicht aber in den Kopf eines Kriegshelden, der dem Tod so oft unerschrocken ins Auge gesehen. Ihr habt üble Laune, und das bringt Euch auf sonderbare Gedanken. Die schlaue Zigeunerin hat es wohl verstanden, auf diese Art sich der ihr zugedachten Züchtigung zu entziehen. Wie können die Worte eines alten Weibes aus der verworfensten Classe auf Euch, der ihr sonst dergleichen Dinge an Andern so scharf rüget, solchen Eindruck machen? Laßt die kindischen Grillen fahren; Ermannt Euch! Wir sind ganz von dem eigentlichen Zwecke unserer Verabredung abgekommen. Denk lieber auf ein passendes Mittel, des jungen Falkensteins auf eine thunliche Weise Euch zu entledigen, daß er nicht den schönen Bissen Euch vor dem Munde weghole und Euch bei der schmucken Zigeunerdirne das Nachsehen bleibe."

„Du hast Recht," sagte der Hauptmann, durch die Erinnerung an die schöne Wahrsagerin sogleich wieder lebhaft aufgeregt, — „der Teufel hole die Vergangenheit; ich will mich an die Gegenwart halten und genießen, was sie mir beut. Nur daß ich des jungen Laffen Blut vergießen soll, dieß tritt mir unangenehm in den Weg. Jedoch, er will es nicht anders, es sey denn!"

Er schenkte ein, und beide stürzten den Wein in vollen Zügen hinunter, das aufwachende Gewissen zu betäuben und den sonst gewöhnlichen Muth wieder herbeizurufen.

„Meine Meinung wäre diese:" begann endlich Curt, „Ihr stellt Euch dem Verlangen des Junkers gemäß, an einem beliebigen Orte zu einer gewissen Stunde ein, ohne Begleitung, das heißt, ich halte mich in der Nähe des Kampfplatzes verborgen, und stoße in der Hitze des Gefechts den thörichten Knaben nieder, wenn nicht Eure geübte Waffe seine Brust schon früher gefunden. Drum würde ich hiezu die Gegend um das bewußte Wäldchen vorschlagen, wo selbst wir ungestört die Sache abmachen können. Auch nehmen die Wellen des vorbeifließenden Stromes willig den Leichnam des Geopferten auf und jede Spur des Vorgefallenen ist auf diese Weise getilgt."

„Der Vorschlag ist gut," entgegnete der Hauptmann; „aber wie soll ich den eigentlichen Zweck der ganzen Geschichte erreichen und die schöne Zigeunerin in meine Gewalt bringen, wenn auch dieses Hinderniß aus dem Wege geraumt ist?"

„Ja," meinte Curt, „das ist eine schwierige Sache. Die Dirne scheint der Abgott, die Hauptperson der ganzen Bande zu seyn, und wird deßhalb von derselben wohl in sorgsamer Obhut gehalten werden. Jedoch, kommt Zeit, kommt Rath. Auch hier wird sich ein Mittel finden. Nur erst das Eine ins Reine gebracht, eh' wir uns an das Andere machen. Das wäre doch wahrlich nicht das erste und schwierigste Stück Arbeit der Art, welches unsere beiderseitige Klugheit glücklich zu Stande gebracht. Nur muthig daran, und alles weibische Zagen, alle kindischen Gedanken zum Henker gebannt! Der Teufel wird doch seine besten Freunde nicht im Stiche lassen!"

Durch dergleichen Reden verscheuchte der graue Sündengenosse Morelli's dessen aufwachende Menschlichkeit, und nachdem beide den Plan weiter besprochen und die vierte Stunde des kommenden Morgens zur Zeit des Zweikampfs bestimmt hatten, überließen sie sich dem ungestörten Genusse des Weins, der den leckern Imbiß würzte, welchen der Hauptmann gleichsam als Handgeld für den Genossen des neuen Bubenstücks hatte auftragen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Brissons Gefangenschaft.

(Schluß.)

Mit dem ersten Sonnenstrahle erblickte man Zelte unter dichten Bäumen; unzählige Heerden weideten auf den Hügeln; Alles schien einen Sitz des Friedens und des Glückes zu verkünden. Eine schreckliche Täuschung!

Schwarze Sklaven kamen ihren Herren entgegen, um ihnen die Füße zu küssen; die Kinder erhoben ein Freudengeschrei, und die Weiber, vor den Zelten stehend, erwarteten ehrfurchtsvoll ihre Gatten. Sobald diese nahten, traten sie mit demüthiger Geberde entgegen, legten die rechte Hand auf das Haupt ihrer Männer, und küßten sie, nachdem sie zuvor sich vor ihnen niedergebeugt hatten. Die Neugierde kehrte jedoch ihren Blick gar bald auf die Weißen, welchen sie mit Unbilden begegneten, ins Angesicht spuckten, und Steine auf den Kopf warfen, während die Kinder sie kneipten, bei den Haaren rissen, oder mit den Nägeln zerkratzten. Diese arme Schlachtopfer hatten noch neue Unfälle zu gewärtigen; noch unterlagen sie dem Unglücke nicht.

Die Herren theilten die Sklaven. Brisson, Devoise und Baudré blieben dem Sidy-Mohammed. Der Erstere bat, der Favorite seines Herrn vorgestellt zu werden, und bot ihr ein Geschenk von Gewürznelken an, die Sidy ihm sorgfältig bewahrt hatte. Das Weib empfing die Gabe mit empörendem Hochmuthe, und trieb den Sklaven verächtlich von sich. Es wurde ihm befohlen, die Kameele zu entladen, und Wurzeln zu einem Feuer zu sammeln. Bei seiner Rückkehr sah er, wie seine Gefährten, auf den Sand hingestreckt, mörderisch geprügelt wurden. Er gerieth in den größten Zorn, und drohte seinem Herrn, den Schatz zu verrathen, welchen er ihm zum Geschenke gemacht hatte. Sidy, welcher fürchtete, daß die neidische Begierlichkeit der Mohren gereizt werden möchte, suchte ihn zu beruhigen, ließ den Sklaven zu essen geben, und machte seiner Gemahlin die ernstlichsten Vorwürfe; diese jedoch fuhr nichts desto weniger fort, die Weißen mit dem unversöhnlichsten Hasse zu verfolgen.

Ueble Behandlungen, die mit jedem Tage sich erneuerten, schienen das Maaß ihrer Leiden voll zu machen, und der Mohr war stets bemüht, durch falsche Verweise denselben einen andern Anschein zu geben. Endlich wurden Baudré und Brisson mit der Pflege der Heerden beauftragt; Devoise aber blieb wegen seines hohen Alters davon ausgeschlossen.

Eines Abends, da Brisson mit der Heerde heimkehrte, warf eines der Schaafe ein Lamm, er nahm es in seine Arme, und hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als dasselbe mit der möglichsten Aufmerksamkeit der Favorite seines Herrn zu überbringen. Er überreichte es ihr in der Hoffnung, sie werde es mit eben dem Vergnügen, welches sie stets bei ähnlicher Gelegenheit äußerte, aufnehmen; zugleich erbat er sich, als Hüter der Heerde, die erste Milch des Mutterschaafes, wie es bei den Mohren gebräuchlich ist. Statt aller Antwort warf sie ihm ein großes Messer an die Beine, und jagte ihn unter den gröblichsten Unbilden aus dem Zelte.

Es nahte das Ende Octobers. Schon drei Jahre war kein Regen in der Wüste gefallen; ein Araber meldete jetzt, daß es schon in mehreren Bezirken geregnet habe. Alle 14 Tage wechselte man den Aufenthalt, und diesmal mit Vergnügen. Die Schiffbrüchigen selbst fühlten die Hoffnung der Erlösung wieder aufwachen. Regen erleichtert nämlich das Reisen in der Wüste;

doch der Funke von Hoffnung, den sie genährt hatten, schien zu erlöschen. Sidy-Mohammed gab die Verstellung auf, statt der Milch erhielten die Sklaven nur noch weißgefärbtes Wasser, und ihre Kräfte nahmen von Tag zu Tag ab. Wilde Pflanzen, rohe Schnecken, und eine Hand voll Gerste, die sie etwa zufällig erhaschten, waren die einzigen Nahrungsmittel, die ihr erbärmliches Daseyn noch verlängerten.

Brisson kam öfter mit dem Capitän zusammen, der einen andern Herrn hatte; sie sprachen von der Sehnsucht und Hoffnung, ihr Vaterland wieder zu sehen. Eines Tages, als seine Kameele sich weiter als gewöhnlich entfernten, verfolgte er sie, bis zu einer benachbarten Horde. Aber welch' ein schrecklicher Anblick bot sich ihm dar! Der Leichnam des Capitäns, kaum noch erkennbar, lag auf dem Sand hingestreckt. Er hatte eine seiner Hände im Munde, wahrscheinlich hatte die äußerste Schwäche ihn gehindert, sie zu verzehren.

Bald darauf wurde Baudré, der zweite Commandant vom Schiffe, der erschöpft an einem Gummibaume niedersank, von einer ungeheuern Schlange überfallen. Hungrige Geier vertrieben das Thier durch ihr Geschrei, stürzten sich auf den Sterbenden, und zerrissen ihn in Stücke. Vier Wilde, noch grausamer, Zeugen dieses Schauspiels, ließen den Unglücklichen vergebens ringen. Brisson lief hinzu, ihn zu retten, da es noch Zeit war, die Unmenschen aber hielten ihn zurück und mißhandelten ihn. „Laß diesen Christen," sagten sie, „er wird in den Flammen brennen." Brisson verfiel in einen Zustand von Wahnsinn; er folgte maschinenmäßig seiner Heerde, und hauchte seine Wuth vor seinem Herrn und der Favorite aus. Vergebliches Ereifern; was ließ sich von solchen Ungeheuern erwarten?

Ein neuer Sklave, der Schiffsbäcker, den ein reisender Mohr brachte, und an Sidy-Mohammed verkaufte, theilte nun Brisson's Arbeiten und Leiden; beide wurden bald durch den Tod des Devoise vermehrt, der in ihren Armen starb. Der Schiffsbäcker selbst verschwand bald darnach; der Herr hatte ihn im Verdacht, daß er den Kameelen die Milch aussauge, und ertappte ihn einst auf frischer That. Jeder Christ, jeder Ungeweihte, der die Euter dieser Thiere berührt, wird von den Mohren als einen Frevler betrachtet und mit dem Tode bestraft. Mohammed faßte ihn bei der Kehle und ließ ihn für todt auf dem Platze liegen.

Neue Beschwerden, neue Verwünschungen von Seite Brisson's bestimmten endlich seinen Herrn, ihn in Ruhe zu lassen. Eine Darstellung seiner Unfälle, die er vor der versammelten Horde machte, bewies seine Standhaftigkeit und seinen Muth. Sidy-Sellem, der Schwager seines Herrn, der nämliche vom Stamme Larussy, der schon vormals Brisson an sich ziehen wollte, trug durch die Lobsprüche, die er seinem Betragen ertheilte, viel dazu bei, ihm einige Achtung zu verschaffen. Die Dürre und die Drangsale des Durstes wurden in der Wüste neuerdings fühlbar; innerliche Spaltungen unter den Stämmen traten ein; Einige, die von Hungersnoth bedrangt wurden, entführten die Heerden der Andern. Brisson gab bei mehreren Gelegenheiten Beweise von Tapferkeit, und suchte los zu kommen. Um dieses leichter zu erreichen, nahm er seinem Herrn den kleinen Schatz, den er ihm einst gegeben, und dieser konnte, als er es merkte, nur durch Bitten sich wieder in den Besitz desselben setzen. Seit dieser Zeit hielt er nicht mehr so viel auf den Sklaven, und betrachtete ihn als unnütz, ja selbst als gefährlich, und verfiel auf den Gedanken, ihn zu verkaufen.

Ein günstiger Umstand beschleunigte den Augenblick seiner Befreiung. Sidy-Mohammed, Scherif des Stammes Trarzat, ein Araber, der mit Mohammed-el-Zuze, dem Herrn Brissons, nicht zu verwechseln ist, kam zufällig in den Ort, wo sich dieser Unglückliche befand, hörte von ihm sprechen, berief und erkannte ihn. „Ihr kennet diesen Christen nicht," sagte er, „Alles am Senegal ist sein Eigenthum." Er hatte nämlich Brisson noch gekannt, als dieser Oberaufseher der königlichen Magazine war, und glaubte, daß Alles, was er an diesen Beamten hatte übergeben sehen, dessen Eigenthum sey.

Sidy-Sellem, durch diese wenigen Worte ermuntert, bedachte sich nicht weiter, den Sklaven für fünf Kameele zu kaufen.

Brisson vernahm sogleich, daß der Kauf zu Stande gekommen sey, und er sich in Bereitschaft zu setzen habe, nach Mogador abzureisen. Man kann denken, welche Freude er empfand, und diese schien noch größer, da er hörte, daß er einen Weißen zum Reisegefährten haben würde. Dieser war der Bäcker. Er erzählte Brisson von seinem Schicksale, was diesem bereits bekannt war, daß er dann besinnungslos auf dem Platze liegen geblieben, endlich aber wieder zu sich gekommen und zu einer Felsenhöhle gekrochen sey, wo er den Anschlag faßte, an die Seeküste zu gehen; daß er nach einem zweitägigen Marsche, auf welchem er keine andere Nahrung als Schnecken, und keinen andern Trank, als seinen Urin gehabt habe, wirklich dort angelangt, und so glücklich gewesen war, ein Schiff zu erblicken; in dem Augenblicke aber, als er die nöthigen Zeichen gab, um die endliche Befreiung zu erlangen, von zwei jungen Arabern ergriffen wurde, welche übrigens sehr für ihn sorgten, und ihn an seinen dermaligen Aufenthaltsort brachten.

Den Reisenden wurde von der Heudiler-Horde Lebewohl gesagt. Sidy-Mohammed selbst schien über ihre Abreise gerührt. Brisson und der Bäcker erhielten ein Kameel zum Reiten; da aber dieses keinen Sattel hatte, sahen sie sich bald genöthigt, abzusitzen, und den übrigen Theil der Reise zu Fuß zu machen.

Nach vielen beschwerlichen Märschen über Berge und Thäler, und zuweilen über Ebenen, die ganz mit Salzkristallisationen überzogen waren, und nachdem sie sich einmal verirrt hatten, und neuen Räubern nur durch eine Art von Wunder entgangen waren, kam Brisson endlich in ein bebautes Land, und zog durch den Stamm der Telkemen. Eines Abends, nachdem er sein Mahl wie gewöhnlich abgesondert von den Uebrigen gehalten hatte, grub er ein Loch in den Sand, um sich darein zu legen, und sich so gegen die Kälte zu schirmen. Plötzlich hörte er dicht neben sich zwei Flintenschüsse fallen, und fühlte sich auch schon bei den Armen ergriffen und fortgeschleppt, als auf sein Rufen der Herr herbeisprang. Dieser beschwerte sich, daß man in seiner Gegenwart die Gesetze der Gastfreundschaft verletze, und ihm seinen Sklaven entführe. Der Araber erklärte in einem übermüthigen Tone, er habe, da er seine Heerde bewachte, einen Menschen sich in den Sand verbergen sehen, und diesen für einen Räuber gehalten. Sidy-Sellem stellte sich an, als ob er dies glaube, nahm seinen Sklaven und reiste sogleich weiter.

Sie kamen bald darauf nach Gnadnum, einer schlecht gebauten und schlecht befestigten Stadt, die aber einen ansehnlichen Handel treibt, wobei die Juden fast ausschließend alle Geschäfte machen. Die Caravane blieb acht Tage daselbst. Von Guadunm nach Mogador (arabisch Suera) trifft man viele schlecht befestigte Flecken und Schlösser, die jedoch auf Gebirgshöhen liegen. Je gebildeter das Land ist, desto weniger findet man Gastfreundschaft. Es läßt sich annehmen, daß die Einwohner ein allzugroßes Zuströmen von Reisenden befürchten.

Nach einem Marsche von 66 Tagen langten sie endlich in Mogador an. Der Anblick des Meeres und der französischen Flagge, die auf den Schiffen flatterte, erweckte die lebhaftesten Regungen in den Herzen der beiden Unglücklichen, mit Thränen benetzten sie die Hände des Greises, der nach so vielen Mühseligkeiten sie endlich an das Ziel ihrer Wünsche brachte.

Bei ihrem Eintritte in die Stadt empfingen die französischen

Kaufleute sie wie Brüder, kleideten sie, und nahmen sie mit Sidy-Sellem und seinem Sohne zu sich. Sie wurden noch denselben Tag dem Gouverneur vorgestellt, der ihnen befahl, sich nach Marocco zum Kaiser zu begeben, aus dessen eignem Munde die Christensklaven, die Losung iheer Freiheit vernehmen sollten. Man gab ihnen Maulthiere, Zelte, Lebensmittel und Leute zur Bedienung. Die Reise dauerte 4 Tage.

Der Consul bot Brisson bis zur Abreise nach Frankreich Haus und Tisch an. Der Kaiser ließ den Letztern vor sich führen. Nach vielen Feagen berief er Sidy-Sellem, und vernahm ihn, in welcher Absicht ee die beiden Sklaven so weiten Weges hergeführt habe. „In keiner andeen,“ erwiederte der Araber, „als um mich zu den Füßen mrines Herrschers zu werfen, und ihm die Huldigung seines Sklaven zu weihen.

Der Consul ließ die beiden Gefangenen reklamiren, sie wurden ihm zurückgestellt, und der Tag ihrer Erlösung brach an. Dee Kaiser ließ deu Consul mit den Sklaven zur öffentlichen Audienz berusen, uud sagte zu ihm: „Schreib deinem Heren, daß ich seine Sklaven ihm zurücksende; wähle zu ihrer Einschiffung den Hafen, welcher dir der zweckmäßigste scheint.“

Vier Tage darauf trafen alle Christensklaven zu Mogador ein; Brisson reiste sogleich nach Frankreich ab, und zwar sehr glücklichee Weise, denn sogleich schickte der Kaiser Befehl nach Mogador, daß er angehalten und nach Marocco zurückgebracht werden soll. Man hatte ihm nämlich beigebracht, daß Brisson eine Person von sehr hohem Range sey, und dadurch die Hoffnung auf ein sehr hohes Lösegeld erweckt.

Günstige Winde hatten Brisson schon zu weit geführt, als daß der Befehl vollzogen werden kounte. Sidy-Sellem, mit der Großmuth des Consuls zufrieden, kehrte nach Hause zurück.

Der Mensch.

Wunderbares Geschopf, o Mensch, du göttliches Abbild,
Was ist schoner, denn du?
Was auf dem Erdball ist an Macht und Gewalt überlegen
Dir, du machtiger Mensch?
Folgsam füget sich dir des Meeres unendliche Fläche,
Welche die Erde umfaßt.
Durch die umbrüllenden Wogen, gereizt vom sturmischen Notus,
Auf der schäumenden Bahn
Ruhig kömmst du daher, und tritzst des erbitterten Meeres
Zorngefurchte Stirn.
Du verbindest des Erdballs fernste Bewohner, und ob auch
Sich der Okeanos trennt.
Deiner Herrschaft beugt sich die Allernahrerin Erde
Schon von unendlicher Zeit;
Unermudlich schafft sie, in ihrer gewaltigen Werkstatt
Herrschet nicht Ruhe, nicht Rast;
Ihren Teibut entrichtet sie dir, und bringet alljährlich
Dir von Neuem ihn dar.
Nimmer erschöpfest du sie, und ob du auch stets mit der Pflugschaar
Furchest das ewige Land. —
Auch in den Räumen der Luft herrscht deine erhabene Einsicht,
Dein gewaltiger Geist;
Denn du fuhrest der leichten, befiederten Segler der Lüfte
Sorglose Schaaren hinweg;
Selbst beschiffst du sogar des Aethers endlose Räume,
Gehst mit Wolken die Bahn;
Auf die fernsten Sonnensysteme des ewigen Weltalls
Schwingt sich dein göttlicher Geist;
Bis zu den Marken der Schöpfung verlieet sich der kühne Gedanke,
Wenn er im Fluge sich hebt. —
Auch die Thiere des Waldes, des tosenden Meer's Creaturen,
Alles beuget sich dir.
Listvoll bändigt dein Arm die einsamrn Thiere der Berghöhe,
Zähmet den gewaltigen Ur;
Unter das lastende Joch führst du den unbändigen Bergstier,
Und das muthige Roß. —
Dein ist die Sprache, o Mensch, das herrlichste, was du besitzest,
Dein vorzüglichster Schmuck.
Blitzschnell zuckt der Gedanke durch deine Seele, und blitzschnell
Haltst du und sprichst du ihn aus.
Und dein Auge, wie schon, des Herzens innerste Krümme
Wirft es, im Spiegel zurück.
Einsicht throent auf der Stirne, und Hochsinn, himmlische Liebe
Spiegelt im Auge sich ab.
Alles hast du gelernt, den Sinn, die Völker zu lenken;
Mit umfassendem Geist.
Du entfliehst durch Kunst der Sturmnacht eisiger Kälte,
Und Zeus Regengeschoß.
Ernst berathst du zuerst die That, bevor du sie ausführst,
Nichts geschieht ohne Plan.
Nue des Hades umnachtete Bahn zu entfliehen, du hast es
Nimmer und nimmer gelernt;
Aber die Flucht vor Leiden des Körpers, wann sie herannahn,
Klug ersannest du sie. —
Wundersames Geschöpf, o Mensch, dein göttlicher Ursprung,
Ueberall wird er bewährt,
Selbst wenn wider Erwarten und Hoffen das Böse du ausführst,
Spricht er im Bösen sich aus.
Aber fliehe den Gräuel, und übe das Gute im Leben,
Schöner erscheinst du alsdann;
Wann du menschliches Recht, mit der Götter beschworenen Ausspruch
Bringst zu gutem Verein,
O dann segnet das Volk mit dreimal jubelndem Ausruf
Dich und des Vatergefield
Preiset dich hoch; und du wandelst einhee auf Palmen und Lorbeer,
Trittst du unter die Schaar.
Doch Fluch folget dir nach zu Millionen verdoppelt
Rings, wohin du nur gehst,
Wann du Böses ersinnest, und die Unthat hast zur Genossin
Deines verwegenen Sinn's.
Und der heimische Heerd verstößt dich, übest du Sunde,
Frevelst du an dem Gesetz.
Freundlos irrst du alsdann umhee, kein wirthliches Obdach
Ladet dich traulich zur Ruh.

Jochfesch.

Logogryph.

Auf, liebe Leser, rathet frisch,
— Es ist im Augenblick gescheh'n —
Fünf Zeichen mir, die auf dem Tisch,
Und sechs, die hinter'm Stuhle stehen.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 84. Sonntag, 19. October 1834.

Die Schönheit goß voll Heiterkeit
Ihr Licht von diesen Höh'n auf unsre Erde;
Da rief die Pflicht ihr schöpferisches Werde;
Und vor uns war Unendlichkeit.
Wer nicht der Schönheit Morgenroth
Als Greis noch liebt mit Feuerkraft der Jugend,
Der ist kein Mensch, ein Joch ist seine Tugend,
Und er ein Sklav, und ein Despot.

Woltmann.

Das Madonnenbild.

(Aus dem Fr. Konversationsblatt von L. Halirsch.)

Von all' dem Schauen müde,
Von all' dem Hören matt,
Kam ich, wie ein Prasser vom Mahle,
Ganz übervoll und satt.
Der Abend begann schon zu dämmern,
Das Ufer war menschenbelebt;
Da sah ich von weitem eine Ampel
Die um ein Altärchen schwebt;
Und um das Altärchen knieten
Beim Ave Maria-Klang,
Vier schöne bleiche Kinder
Im stillen Andachtsdrang.
Sie knieten und beteten brünstig,
Und der höchste Uebermuth
Nahm, führt' ihn sein Weg vorüber,
Ehrfürchtig herunter den Hut.
Da trat ich nahe und näher;
Es war ein Madonnenbild,
Zwar von der Zeit schon gebleichet,
Doch immer noch schön und mild.
Von frischen Kranzen umwunden
Blickt sie herab vom Altar,
Wie eine freundliche Mutter
Auf ihre Kinderschaar.
Eine Mutter, von ihren Töchtern
In der Dämmerstunde umringt,
Die alte Mährchen und Lieder
Den Mädchen erzählt und singt:
Sie schauen mit großen Augen
Holdgläubig zu ihr hinan,
Und küssen, hat sie geendet,
Ihr dankbar die Hände dann.
Ja! dieß ist freundliches Leben,
Das Seel' mir und Herz noch erquickt,
Das so lange, so lange nur Gräber,
Und Todte darinn erblickt.
Wie klein und ärmlich das Bildchen,
Und wie dürftig es auch gemalt,
Jetzt ist es mir lieber als alle,
Die mit Farbenpracht mich umstrahlt.
Da hob sich aus der Mitte
Ein schlankgebautes Kind,
Die schönste war sie von Allen:
Doch, heiliger Gott! — sie war blind.
Lichtlos das blasse Antlitz,
Und starr zum Himmel gewandt;
So führt' sie ihr Schwesterchen sachte,
Wie ein Lamm an der kleinen Hand.
Ich hielt sie auf mit der Bitte,
Sie möchte doch sagen mir:
Wie denn die Madonna heiße,
Die so brünstig verehrt wird hier.
Da lispelte sie kaum vernehmlich:
„Wir alle sind verwaist,
Madonna Annunziata
Ist's, die uns kleidet und speist."
Madonna Annunziata!
Du heiliges Mutterherz,
An dem die Waisen liegen,
Vergessend ihre Noth, ihren Schmerz!
Madonna Annunziata!
Dein kleiner Altar hat
Den größten Trost mir gegeben,
In der großen trostlosen Stadt.

A l v a.

(Fortsetzung.)

4.

Nachdem das Zigeunermädchen den Junker von Falkenstein an jenem Abend verlassen, war sie flüchtigen Fußes zu den Ihreigen zurückgeeilt, die schon wegen ihres langen Ausbleibens Sorge trugen. — Sie war sowohl ihrer Schönheit, als auch ihrer Kunstfertigkeit im Citherspiel und Gesang wegen der Liebling der ganzen Horde, um so mehr, da sie durch ihre Anmuth und Talente die Hauptquelle des Erwerbs ihrer Genossenschaft ward, und durch Liebreiz und kluges Benehmen alle Herzen gewann. Sie gehörte nicht dem wandernden Nomadenvolke an, sondern war, so viel ihr bekannt, im blühenden Italien geboren, woselbst sie, als unmündiges Kind, von der Aeltermutter der Bande an sich genommen und auf's sorgfältigste erzogen und mit dem Zauber der Töne und der geheimen Wissenschaft der Wahrsagekunst vertraut worden war, da die alte Zigeunerin selbst diese Gaben besaß und in ihrer frühen Jugend darin geglänzt hatte. Ueber ihre Geburt lag ein dichter Schleier, den nur die Alte zu lüften vermochte, die aber stets den jedesmaligen Fragen und Bitten hierauch sorgfältig auswich. — Alva, so ward das schöne Mädchen von den Ihrigen genannt, hatte von der gütigen Mutter Natur mit einer herrlichen Gestalt ein tiefes, lebendiges Gefühl und einen hellen Geist erhalten, was ihr bald in geistiger Hinsicht ein gewisses Ansehen und Uebergewicht in der Bande verschaffte, welches sie klüglich festzuhalten und anzuwenden verstand. Aber eben ihre bessere Ausbildung, ihre seltenen Talente ließen sie auch das Drückende ihrer Lage in vollem Umfange erkennen, und sie hatte mehrmals versucht, durch eine heimliche Flucht der wilden Gesellschaft zu entrinnen und ihrem Schicksale eine andere Richtung zu geben. Aber all' ihr Bemühen, all' ihre Klugheit scheiterten an der Wachsamkeit der Zigeuner, die in ihr eine große Stütze verloren haben würden, was sie zu wohl einsahen, um solch' ein köstlich Gut nicht besser zu bewahren. Nachdem auch dieser Versuch, sich loszureißen von einer Menschenklasse, welche das Vorurtheil der damaligen Zeit als die verworfenste bezeichnete, gescheitert war, suchte sie sich nicht weiter ihrem unglücklichen Schicksale zu entziehen, sondern verschloß den nagenden Gram in ihrem Innern, so daß nur ihre strotzende Korperfrische und feste Gesundheit dem gänzlichen Erliegen ihrer physischen Kräfte Einhalt thun konnte. In dieser Lage war das tröstende Saitenspiel und die Gabe des Gesangs ein unschätzbares Geschenk der gütigen Gottheit für die Arme, deren klagende Lieder die tiefste Schwermuth athmeten; denn kein Wesen hing mit wahrer Liebe an ihr, und an Niemanden konnte die Verlassene sich anschließen, um durch trauliche Mittheilung den herben Kummer zu mildern. Zwar trug die Aeltermutter ernste Sorge für sie und wurde nicht müde, ihr schönes Töchterchen zu liebkosen, aber Alva glaubte in der Güte der Alten das Bestreben zu sehen, sie den Anträgen des Hauptmanns der Bande geneigter zu machen, der das reizende Mädchen mit seiner stürmischen Zärtlichkeit peinigte. Dieser, Harrehk, der Alten jüngster Sohn, war ihr von sieben Söhnen allein am Leben geblieben, und sie hing mit ungetheilter Liebe an ihm, der die Körperstärke und Kühnheit des Löwen mit der Schlauheit des Fuchses vereinte. Harrehk hatte mit geheimer Freude die aufblühenden Reize der jungen Alva bemerkt, und seine blitzenden Kohlenaugen verschlangen fast das wunderschöne Mädchen, deren Anmuth und Lieblichkeit sich täglich üppiger entfalteten. Alva hatte mit Schrecken diese Entdeckung gemacht, und eine qualende Unruhe bemeisterte sich ihrer. Sie sah sich in der Gewalt dieser Menschen, denen sie obendrein alles zu verdanken hatte, was sie war und besaß; was sollte sie als hinreichenden Grund angegeben, die Werbung des Hauptmanns auszuschlagen, der ihr schon durch seine Abstammung verhaßt war, mehr noch durch sein finsteres, rachsüchtiges Wesen, das ihn ihrem liebevollen Gemüthe immer mehr entfremden mußte. Noch hatte ihr unerfahrenes Herz nicht die Freuden, nicht die Schmerzen der Liebe gekostet.

Da erregte der Anblick Adolphs v. Falkenstein ein unbekanntes Gefühl in ihrem jugendlichen Herzen. Sein Edelsinn, sein männlich-kräftiges Aeußere, die Theilnahme, die er an ihr bewiesen, hatten ein unnennbar süßes Weh in ihrem Innern aufgeweckt, und sie wußte selbst nicht, wie sie das Gefühl deuten sollte, das sich ihres unschuldigen Herzens so ganz bemeistert hatte. Er war der erste Mann seines Standes, der die verworfene Zigeunerin einer so herzlichen Theilnahme gewürdigt hatte, und sogleich mit so zarter Schonung ihr begegnete. Alles dieß vereinigte sich, das Bild des schönen, edlen, ritterlichen Jünglings tief in ihre Seele zu drücken. Jedoch glaubte sie dieß immer noch ihrer grenzenlosen Dankbarkeit zuschreiben zu müssen; sie war ihm ja Ehre und Leben schuldig, was sein edelmüthiger Beistand ihr erhalten. Was konnte sie ihm dagegen bieten? — — Die erste Liebe war in ihrer jungen Brust mit ihrer vollsten Kraft aufgekeimt und sie liebte den Jüngling mit aller Stärke eines unverdorbenen Gemüths, und ohne daß sie sich dieser Leidenschaft selbst klar bewußt war, und daß sie es sich zu gestehen wagte, daß es Liebe sey, was sie zu dem edlen Jünglinge hinzog.

Indessen gab ihr diese inwohnende Seligkeit neue Kraft, der aufdringlichen Zärtlichkeit Harrehks festes Weigern entgegen zu setzen, obgleich die Klugheit gebot, nicht gänzlich mit den Ihrigen zu brechen, da bis jetzt ihr Loos in deren Händen ruhte. In dieser Gemüthsstimmung suchte sie die Einsamkeit und benutzte jeden Augenblick, um ungestört sich den süßen Träumen hinzugeben, die ihre Seele füllten. Die Bande hatte beschlossen, hier einige Ruhetage zu halten, um in den benachbarten Ortschaften weiteren Erwerb zu suchen. Der Hauptmann hatte die kunstfertige Alva mit sich nehmen wollen, um seines Gewinnes sicherer zu seyn, diese aber hatte unter dem Scheine einer Unpäßlichkeit sich dem Vorschlage entzogen. Harrehk, der das schöne Mädchen glühend liebte, schmiegte sich folgsam in all' ihre kleinen Launen, und war weit entfernt diese Weigerung ihrer Abneigung gegen ihn zuzuschreiben, sondern zog mit dem Versprechen ab, recht bald wieder zu ihr zurückzukehren. Kaum sah Alva sich allein, — denn der größte Theil der Uebrigen hatte sich in die Umgegend zerstreut und nur die Alte war mit einigen Männern zurückgeblieben — so ergriff sie ihre Laute und durchstreifte mit Anbruch des Tages das Wäldchen nach allen Seiten. Noch war sie nicht lange fortgeschritten, als sie von Ferne den Junker v. Falkenstein, in tiefen Gedanken versunken, langsam auf sich zukommen sah. Schnell schlüpfte sie ins Gebüsch zurück, und harrte mit hochklopfendem Herzen des Näherkommenden. Die verschiedenartigsten Vorstellungen, weshalb der Junker sich gerade hierher gewendet, was wohl der Zweck dieses frühen Ganges sey, — durchkreuzten ihr Gehirn, und sie beschloß, ihm unbemerkt nachzufolgen und auszuspähen, was ihn hierher geführt. Adolph von Falkenstein war indeß näher gekommen, und richtete seine Schritte in das dichte Gebüsch, um an den Platz zu gelangen, welchen Morelli zur Zusammenkunft bestimmt und ihm hatte anzeigen lassen. Alva folgte ihm in geringer Entfernung mit gespanntester Erwartung. Endlich hatte der Falkensteiner die Stelle erreicht, die in der Nähe des Stromes, mitten in einem dichten Gebüsche lag, wo schon der Hauptmann auf ihn wartete. Nach kurzer

Begrüßung zogen beide die Degen und ein heftiges Gefecht begann. Alva, die den angebeteten Jüngling in solcher Gefahr erblickte und den Zusammenhang der Sache ahnte, rang verzweiflungsvoll die Hände, jedoch wagte sie nicht, einen Laut von sich zu geben. Doch schnell fuhr der Gedanke, die Ihrigen zum Beistande des Geliebten herbeizurufen, wie ein Blitz in ihre Seele, und nachdem sie noch einen Blick voll unaussprechlicher Angst nach den Streitenden geworfen, rannte sie mit der Schnelligkeit eines gehetzten Wildes davon.

Die beiden Gegner hatten indeß gegenseitig ihren Mann gefunden. Die geübte Fertigkeit des Hauptmanns fand in dem besonnenen Ueberblicke und der ungemeinen Behendigkeit des Junkers einen unerwarteten Widerstand, und die ungeschwächte Jugendkraft des Jünglings trotzte der des zwar nervigen, aber durch einen zügellosen Lebenswandel schon etwas entnervten Italieners. Aufgebracht darüber, nicht persönlich den Verhaßten niederstoßen zu können, gab Morelli das verabredete Zeichen, und sein Genosse, der lange Curt, stürzte sich im Rücken des Junkers aus dem Gebüsche, um dem Plane der beiden Bösewichter gemäß den Falkensteiner meuchelmörderisch zu durchbohren. Aber der graue Sünder hatte, den Blick fest auf sein Opfer gerichtet, nicht bemerkt, daß ein kleiner Sumpf zwischen ihm und den Kämpfenden lag, und stürzte der Länge nach hinein. Durch das dadurch entstandene Geräusch ward der Falkensteiner auf den neuen Feind aufmerksam gemacht, der sich eben mit aller Anstrengung aus dem Schlamme herauszuarbeiten suchte.

„Ha! schändlicher Bube!“ rief er aus, „zum Meuchelmorde habt Ihr Eure Zuflucht genommen, Zwei einen Einzelnen zu fällen. Aber, bei Gott, ich will Euch mein Leben theuer verkaufen.“ Mit diesen Worten zog er sich fechtend nach dem Dickicht zurück, um sich den Rücken zu sichern. Der Hauptmann verfolgte ihn wüthend und verdoppelte seine Streiche; aber eben seine tolle Hitze ließ ihn die nöthige Vorsicht auf sich selbst vergessen, und bald hatte ihm sein ruhigerer Gegner einige leichte Wunden beigebracht, und er würde demselben gänzlich unterlegen seyn, wäre nicht sein Spießgeselle, der sich unterdrissen wieder aufgeholfen hatte, ihm zu Hilfe geeilt. Morelli, der sich unterstützt sah, drang mit neuem Muthe auf den erschöpften Falkensteiner ein, der durch das Hinzukommen des neuen Gegners in eine sehr gedrängte Lage gerieth. Jedoch vertheidigte er sich mit den letzten Kräften noch eine geraume Zeit gegen beide Feinde. Aber aus mehreren Wunden blutend, nahmen seine Kräfte immer mehr ab, und eben war er im Begriff, den Streichen seiner Gegner zu unterliegen, — als ein lautes „Halloh!“ erschallte und mehrere Männer, von der athemlosen Alva angeführt, aus dem Gebüsche brachen und auf die Kämpfenden eindrangen.

Curt, der in der schleunigsten Flucht das einzige Rettungsmittel vor der Uebermacht der neuen Feinde sah, in welchen er das Zigeunermädchen und ihre Gesellen wieder erkannte, riß seinen Hauptmann, der vor Wuth über die abermalige Vereitlung seines Planes außer sich war, rasch durch das Dickicht mit sich fort, und Alva gebot den Männern, sie ziehen zu lassen. Darauf warf sie sich verzweiflungsvoll über den Jüngling her, der, aus einer tiefen Kopfwunde und mehreren leichten Verletzungen blutend, zu Boden gesunken war. Er vergalt ihr die innige Theilnahme mit einem dankbaren Händedruck und schloß dann, von vielem Blutverluste erschöpft, seine Augen. Alva erhob ein herzzerreißendes Geschrei und war außer sich vor Schmerz; endlich aber ermannte sie sich einigermaßen, und beschwor die Männer, die ihr gefolgt, mit heißen Thränen um Hülfe für den Verwundeten, dem sie Ehre und Leben schuldig sey. Sie berichtete den Zigeunern in Kürze das Vorgefallene, die hierauf schnell aus Baumzweigen eine Tragbahre flochten, den Ohnmächtigen, dessen Wunden die liebende Sorgfalt Alva's indessen verbunden hatte, sanft darauf legten und so schnell, als es die Umständen erlaubten, nach dem Aufenthalte der Bande zutrugen. Alva ging mit zerrissenem Herzen neben der Bahre her und wachte über jede Bewegung des Verwundeten, der von Zeit zu Zeit aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte und dankbare Blicke auf seine theilnehmende Pflegerin warf, die dann jedesmal seine Hände mit Küssen bedeckte und mit ihren Thränen benetzte.

So kam der Zug im Lagerplatze der Horde an, wo Alva, die vorangeeilt war, bereits aus weichen Decken ein bequemes Lager bereitet hatte, worauf der Unglückliche gebettet wurde, der alsbald in einen tiefen Schlaf verfiel, während dessen Alva, die Aeltermutter von dem Vorfalle in Kenntniß setzte, und sich Mühe gab, ihre besondere Theilnahme an dem schönen Jünglinge vor den forschenden Augen der Alten zu verbergen, die mit argwöhnischen Blicken den aufgeregten Zustand ihrer Pflegtochter betrachtete, und ihre lebhafte Schilderung der edelmüthigen That des fremden Mannes kopfschüttelnd anhörte. Jedoch gab sie sich anscheinend zufrieden, und besorgte lindernde Mittel für seine Wunden, suchte heilsame Kräuter, und begann, sobald er erwacht war, seinen Zustand genauer zu untersuchen. Der Hieb auf dem Kopf war zu tief eingedrungen, hatte aber keinen edlen Theil getroffen; die übrigen Verletzungen bestanden aus leichten Fleischeswunden und hatten wenig zu bedeuten. Der viele Blutverlust hatte dem Verwundeten am meisten geschadet und eine große Schwäche und Ermattung herbeigeführt. Die Kopfwunde hatte ihm ein Wundfieber zugezogen und er redete irre. Nachdem sie die heilsamen Salben auf die Wunden gelegt und sie sorgfältig verbunden hatte, überließ sie den Kranken der ferneren Obsorge Alva's, die sich dem Geschäfte mit anstrengendem Eifer unterzog, und während der ersten Tage, so lange das Fieber anhielt, nicht von dem Lager des Kranken wich, und jeden Athemzug mit liebender Sorgfalt bewachte.

Er hatte in der Fieberhitze öfters seiner Mutter und einiger Bekannten seiner Heimath erwähnt. Plötzlich aber schien seine Phantasie in ein anderes Feld versetzt zu seyn. Er nannte den Namen seiner lieben Mutter nicht mehr. Eine Menge fremder Benennungen drängte sich in seinem abgerissenen Ausrufungen durch einander. So kam die zweite Nacht heran. Harretzky war mit den Seinigen noch nicht zurückgekehrt, und die Zigeunermutter, in Sorge um den geliebten Sohn, hatte sich in Begleitung einiger Männer aufgemacht, den ungewöhnlich lange Verweilenden aufzusuchen. Alva befand sich mit dem theuren Kranken und einigen alten Zigeunern allein, die in einem abgesonderten Theile des Lagerplatzes ihren Aufenthalt hatten. Sie konnte sich nun so recht der Pflege des geliebten Jünglings widmen, und saß mit weiblicher Händearbeit beschäftigt, beim Schimmer einer Lampe an seinem Lager.

Er lag in einem unruhigen Schlummer, und seine Wangen waren von der Hitze des Fiebers dunkel geröthet. Seine Brust hob sich gewaltsam und tiefe Seufzer entquollen von Zeit zu Zeit derselben. — Aufmerksam lauschte Alva auf jeden Zug seines Odems, bog sich zuweilen forschend über ihn, und strich ihm mit ihrer weichen Hand über die glühende Stirne. Er mußte schwer träumen; denn seine Züge drückten eine innere Bewegung deutlich aus, und die Lippen zuckten mehrmals, als wollten sie aussprechen, was in seinem Innern vorgehe. Plötzlich breitete er die Arme aus, ein freudiges Lächeln verklärte seine edlen Züge und er hauchte die leisen Worte hervor: „Bertha, geliebtes Wesen — — ich bin's — — ich komme — — Dich zu holen — — Du winkst mir — — wie, Du willst mir folgen? — — mein — mein! — — O meine Geliebte!“ — Hierauf drückte er beide Arme heftig an

seine Brust, als wollte er den Gegenstand seiner Sehnsucht an sein glühendes Herz schließen. Alva hatte mit gespannter Aufmerksamkeit auf seine Worte gelauscht, die wie Donnerschläge in ihr liebendes Herz fuhren. Es überlief sie glühend heiß und durchschauerte ein heftiger Frost ihre bebenden Glieder. Ein zuckender Schmerz durchwühlte ihr Inneres und ihre Brust drohte zu zerspringen. Schrecklich hatte das Räthsel ihrer Gefühle durch die wenigen Worte des Jünglings sich gelöst. Sie wußte nun, daß sie selbst unendlich ihn liebte, jetzt, da er ihr verloren, da sein eigenes Geständniß ihr kund that, daß er einer andern angehöre, die er mit heftiger Leidenschaft verehrte, wie seine Träume sie immer mehr überzeugten. Stumm saß sie da, das gebrochene Herz im Busen, den thränenlosen Blick gen Himmel gerichtet. Ein furchtbarer Kampf tobte in ihrer Brust und marterte sie auf's Grausamste. Eine lange Stunde währte diese Krisis, während welcher sie ein Raub der schrecklichsten Gefühle ward. Da fiel endlich ihr starrer Blick auf den Jüngling, der in sanften Schlummer gefallen war. Das liebliche Lächeln umspielte noch immer seinen schön geformten Mund. Bei seinem Anblicke wurde ihr Herz allmählig milder und eine Thränenfluth entströmte ihren Augen.

„Er ist glücklich," seufzte sie, „er weiß nicht, daß sein Glück meinen Untergang nach sich zieht, meine Ruhe zerstört! — — Ach, es war nur sein Edelsinn, was ihn antrieb, die Verworfene einer größern Theilnahme zu würdigen; nur Mitleid, wo ich Thörin wähnte, ein schöneres Gefühl habe ihn zu mir gezogen. — — Nicht Dankbarkeit, Liebe war es, was mich an ihn fesselte, heiße, unbegränzte Liebe, die nur mit meinem Leben erlöschen wird. — Fahre hin, du schöner Traum, der wie ein heller Stern am dunkeln Horizonte meiner Lebensnacht aufgetaucht war, und den dornigen Pfad der duldenden Wandlerin freundlich beleuchtete, fahre wohl! du hast der Unglücklichen die Seeligkeit des Himmels gezeigt, um für immer sie von den Pforten derselben hinwegzureißen."

So klagte die Arme und bedeckte mit beiden Händen das schöne Gesicht. Lange saß sie in dieser Stellung, als der Schlummernde auf's Neue sich regte. Sie blickte auf und sah nach ihm. Ein neues Traumbild hatte seinen Zügen den Ausdruck schmerzlicher Empfindungen aufgedrückt und er stieß in abgebrochenen Sätzen folgende Worte heraus: „Zurück! — zurück mit dir! — Verhaßter Nebenbuhler; — — Bertha, er reißt dich mit hinab — — — Gott! sie stürzt — — — sie ist für mich verloren — — verloren! — — Leb' wohl — — Geliebte! — — der arme Adolph weicht dem mächtigen Grafen — — er sucht den Tod — den ihm der stolze Vater bereitet, — — — er stirbt — — — — — — stirbt."

Hier schwieg er, und eine Todesfarbe überzog sein Gesicht. Alva stürzte sich erschrocken über ihn her, flößte ihm stärkende Tropfe ein, fächelte ihm Luft zu und bestrich seine Schläfe mit geistigen Säften. Er erholte sich langsam wieder und schlug die Augen auf.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburg, den 15ten October 1834.

Unsere Bühne hat sich wieder geöffnet; der todte, finstere Saal des Schauspielhauses belebt sich und bei dem Scheine der Kerzen erkennen wir alle im vergangenen May verabschiedeten Freunde wieder, ich meine den prächtigen Lüster, der mit seiner vierfachen Studierlampe die liebenswürdigste Dämmerung verbreitet; die gutmüthigen Löcher im Vorhang, die wenn auch nicht den Blick in das Heiligste, doch von diesem auf das Publikum gestatten; dieselben Dekorationen, gebleicht, verwittert, gebrochen vom Alter, sogar einige bekannte Mimen, worunter namentlich einer sich wie ein Blutegel in der Gunst des Publikums festgesaugt zu haben scheint! Wie sehr nun das Alles erfreut, wie die Anerkennung der Verdienste unserer Direktion für ihr redliches Bestreben, Alles möglichst beim Alten zu lassen, gar nicht ausbleiben kann, so haben sich doch in dieses Bestreben einige Inconsequenzen eingeschlichen, die einer freundlichen Andeutung bedürfen. Warum hat man z. B. die Wand des Parterres neu anstreichen lassen, die angenehme Stelle, wo sich der von dem Schauen und Hören hart angegriffene Körper einer sichern Ruhe überlassen durfte? — vom Geiste will ich nicht sprechen, denn davon verlohnte es sich selten etwas mitzubringen. — Muß man nun effektiv doppelte Ueberzeugung mit nach Hause nehmen, wenn man dort stand, daß man das Theater besuchte? Hatte man nicht Last genug an der Langweile, mußte man sich noch die Kleider beschmutzen, weil die Direktion von ihrem Princip abweichend, eine Neuerung vornahm? Und wenn man denn doch die süße Bahn der Gewohnheit verlassen wollte, ist denn der Leim eine so theuere Waare, daß das Publikum denselben nicht bezahlt? Lassen Sie doch, höchst verehrliche Direktion, des Sonntags nach der Predigt künftig eine Collekte veranstalten an den Kirchenthüren, für solche milde Zwecke und beauftragen Sie Herrn Möller damit, dessen große Rednergabe hier wohl besser angebracht wird, als auf der Bühne. Da wir nun im Rath ertheilen begriffen sind, so bitten wir ferner, ja Madame Gerlach nicht zu engagiren! Sie dürfen auf den Beifall des Publikums, den sie für alle ihre Leistungen und namentlich als Maria Stuart, so stürmisch empfing, beileibe nicht Rücksicht nehmen. Wir sprechen hier in Ihrem Interesse, denn wenn das Publikum eine gute erste Liebhaberin besitzt, so will es, wie die Kinder, immer mehr und auch die andern Rollen besser besetzt, dann lassen Sie sich ja nicht verführen, die Vorwürfe, die man Ihnen wegen der gegen alle früheren Jahre so außerordentlich gestiegenen Abonnentenzahl in diesem Artikel machen könnte, zu berücksichtigen. Denn könnte Dem. Schulz nicht eben so gut die Maria spielen? — zwar geschähe es aushülfsweise, aber sie spielte doch; ob sie nun paßt oder nicht, das ist ganz einerlei. Nur keine Concessionen! Diese sind eine ganz unnöthige Sache, da Sie ja von der Geduld des Publikums Beweise haben, die kein anderer Histrionenchef aufführen kann. Sie, Herr Bürchl, dürften selbst die Maria übernehmen, es würde mit einigem Lachen, höchstens mit einer naseweisen Recension abgethan seyn. Sie dürften Hrn. Möller zum Mortimer machen — machten Sie ja Hrn. Dennerlein doch zum Burleigh! — es würde auch nichts Schlimmeres erfolgen. Schiller'sche Dramen giebt man so nicht alle Tage. Die Madame Gerlach deklamirt außerdem so richtig und spielt so gewandt und ausdrucksvoll, daß Hrn. Waldmann und Elmenreich allein ausgenommen, Ihre sonstigen Untergebenen vor Aerger vergehen würden, Intriguen sich erhöben, und Ihr Schlendrian, Ihre steinerne Apathie in Bewegung geriethe! (Bei Gelegenheit Fortsetzung.)

Räthsel.

Räthselhaft bin ich fürwahr
Allen ohne Unterschied,
Erst wenn dich die Binde flieht,
Tret hervor ich hell und klar.

Hier hab' ich der Köpfe acht,
Stelle sie zusammen nur,
Ehrlich zeigt' ich meine Spur,
Lies, nun sind sie angebracht.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 85. Mittwoch, 22. October 1834.

Lindernde Thränen, euch gab die Natur dem menschlichen Elend
Weis' als Gesellin ihm zu;
Wäret ihr nicht, und konnten die Menschen ihr Leiden nicht weinen,
Ach, wie ertrügen sie's da?

Klopstock.

Alva.

(Fortsetzung.)

„Das war ein böser Traum," stöhnte er, „gottlob, er ist vorüber. Ich danke Dir, gutes Mädchen," lispelte er leise und schlummerte bald wieder ein, da seine Kräfte noch so ermattet waren, daß er wenig sprechen konnte und fast immer in einem leisen Schlummer lag, den das Wundfieber öfters sehr unruhig machte.

„Ach! auch er ist unglücklich," sagte Alva für sich, als der Verwundete wieder eingeschlafen war. „Er, der so sehr verdiente, glücklich zu seyn. — — Nun sind mir die Worte klar, die er beim ersten Zusammentreffen bei mir sprach, als ich ihm aus der Hand wahrsagte. „Du hast unbewußt Balsam in meine Wunden gegossen," sagte er; und unglückliche Liebe ist es also, die seinem edlen Herzen diese schmerzlichen Wunden geschlagen. Mein Herz blutet nicht minder. Aber könnte ich ihn glücklich sehen, und sollte mir das Herz brechen, ich würde meine Ruhe, mein Leben freudig für sein Glück zum Opfer bringen. Ja," setzte sie begeistert hinzu und hob das glänzende Auge zum Himmel empor, „du siehst in mein Herz, Herr der Welten, du höre auch meinen Schwur: nicht will ich ruhen noch rasten, bis ich ihn glücklich gesehen, oder mit ihm im Grabe liege. Mein Thun und Trachten sey fortan nur ihm geweiht. Ich entsage seiner Liebe; ich will keinen Theil an ihm haben. Er soll auch nie erfahren, was er mir gewesen und was ich für ihn gefühlt und gethan. Nur dann, wenn ich mein Ziel erreicht und ihn in den Armen der von ihm Erwählten glücklich sehe, dann," setzte sie mit brechender Stimme hinzu, und heiße Thränen träufelten über ihre erblaßten Wangen, „dann will ich ihm sagen, daß er die Wonne meines Lebens gewesen und sein Andenken nie in meiner Seele erlöschen wird, und daß ich ihn einst in jener bessern Welt wieder zu finden hoffe, wo kein kaltes Gesetz die Herzen feindlich scheidet. Dann will ich ihm ewig Valet sagen, Europa verlassen und mich mit meinen Schmerzen in die Wüsten Arabiens, der Heimath des Volkes, dem ich jetzt ganz angehöre, vergraben und mit der Ueberzeugung sterben, meine Pflicht erfüllt zu haben."

„Sie sank betend auf ihre Kniee. Der erhabene Gedanke gleichsam als Schutzgeist über des Geliebten Glück und Wohl zu wachen und es fördern zu wollen, hatte ihre Seele mit schwärmerischer Begeisterung erfüllt, und sie konnte nun weit ruhiger der Pflege des theuren Kranken obliegen. So oft aber der Phantasirende in seinen innern Träumen des Gegenstandes seiner Liebe und Sehnsucht erwähnte, bebte sie zusammen, und hatte Mühe, ihre Fassung zu erhalten.

Durch Zusammensetzung der verschiedenen Ausrufungen und Bruchstücke von Erzählungen hatte sie endlich so ziemlich den Zusammenhang herausgebracht und ein Schreiben, das bei einer heftigen Bewegung des Kranken ihm aus der Brusttasche entfiel, hellte ihr das Ganze völlig auf. Es war von seiner Mutter, ein Jahr nach seiner Ankunft auf dem gräflichen Schlosse, geschrieben, worin die Edelfrau von Falkenstein ihren Sohn mütterlich ermahnte, sich wacker zu halten, und dem Grafen in allen Stücken zu gehorsamen, da sein Glück von demselben abhinge. Auch solle er sich hüten, dem Fräulein, das, wie sie gehört, die Braut des reichen Grafen Rothenfels sey, anders als mit der größten Ehrerbietung zu nahen, da der Vater ein stolzer Mann sey, der seinen Adel und Reichthum über alles schätzte und jede Verletzung der diesfallsigen Pflichten streng ahnden würde. —

Alva kannte den Grafen von Erba und seine Tochter persönlich, — da sie in früherer Zeit einmal mit ihrer Bande auf dem gräflichen Schlosse dem Geburtstage der jungen Gräfin beigewohnt hatte, welcher zu Ehren der prachtliebende Graf ein großes Fest veranstaltet und auch die durchreisenden Zigeuner zur Erhöhung der Freude wohl aufgenommen und bewirthet hatte.

Alva beschloß, nach Adolphs Genesung ihre Leute zu vermögen, nach dem Schlosse Hohenstein, der Residenz des Grafen Erba, zu ziehen, um dort Näheres in Bezug auf ihr Vorhaben auszukundschaften und wo möglich ihrem wichtigen Schützling einen wichtigen Dienst zu leisten. Bis dahin wollte sie sich darauf beschränken, den theuren Kranken auf's sorgfältigste zu pflegen, und ein Mittel auszusinnen, der Bestimmung desselben eine zweckmäßige Richtung zu geben, wozu die Aeltermutter ihr mit gutem Rathe an die Hand gehen sollte, da diese mit einer großen Gewandtheit in Geschäften der Art eine ausgebreitete Orts- und Sachkenntniß der damaligen Zeit durch ihr häufiges Hin- und Herziehen in Deutschland sich erworben hatte.

5.

Auf dem freien Platze vor der Schenke eines Dorfes, das an der Heerstraße nach Magdeburg zu lag, war auf einem

Hügel ein Zelt aufgeschlagen, von dessen Spitze eine Fahne mit dem kaiserlichen Adler im Winde flatterte. Rings um das Zelt und vor dem Wirthshause hatte sich ein Haufe rüstiger Kriegsleute gelagert und aus dem Innern der Schenke tönte der Schall mehrerer Instrumente. Vor dem Zelte ging ein Soldat, die Partisane im Arme, langsam auf und ab. Die älteren und bärtigen Kriegsknechte tranken den Andern, denen man es an der halb bürgerlichen, halb soldatischen Tracht, und an dem linkischen Benehmen ansah, daß sie erst kürzlich zur Fahne des Heeres geschworen, tapfer zu, und munterten sie beständig auf, den Kaiser hoch leben zu lassen, was die Neugeworbenen anfangs schüchtern befolgten, nach und nach aber durch das Beispiel ihrer älteren Kameraden angefeuert, dreister in den allgemeinen Jubel mit einstimmten. — Ein alter Kriegsmann, der den Haufen anzuführen schien, ließ es sich besonders angelegen seyn, den zaghaften Kriegszöglingen durch schnurrige Schwänke und prahlende Versprechungen Muth einzusprechen. Er hatte seinen Platz an einem Tische, woran nur einige seiner Auserwählten saßen, während die Uebrigen rings herum auf der Erde lagerten. Alle aber horchten gespannt den Worten des Alten, der mit sichtlichem Wohlbehagen die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer wahrnahm.

„Ja Bursche," rief er endlich aus, mit einem tüchtigen Zug die Feldflasche leerend, die ihm die Nächstsitzenden fortwährend füllten, „ja Bursche, der Soldat allein ist bei jetziger Zeit ein ganzer Mann. Ihm gehört Alles, so weit der Himmel blau ist; was seine Augen erspähen, seine Fäuste greifen können, ist sein unbestrittenes Eigenthum. Das Geld fliegt ihm in den Säckel, und ist er heute leer, so füllt ihn morgen der Kaiser oder König, der Bürger und Bauer auf's Neue. Und nebenbei bietet sich ihm noch Alles, was das Menschenherz erfreuen, und die Sinne kitzeln kann. Wein die Fülle, Essen, wornach nur immer der Gaumen gelüstet, und Mädchen, so schön sie nur zu finden, fliegen von selbst dem schmucken Kriegsmann in die Arme. „Glaubt mir, fuhr er schmunzelnd fort, mit selbstgefälligen Blicken seinen wohlgemästeten Leichnam musternd, „glaubt mir, trotz meiner Jahre hoffe ich noch manches schöne Abenteuer zu bestehen, und den alten Stürmer sieht jede Dirne gern."

Etliche der Nächstsitzenden mochten wohl einigen Zweifel über die angerühmte Beliebtheit des alten Liebesritters nicht unterdrücken können, dessen durch kreuz- und quer laufende Narben gräulich verunstaltetes Gesicht eben nicht sonderlich zu seiner Lobrede paßte. Ein leises Geflüster lief durch den Haufen, das bald in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Erbost darüber erhob sich der Alte, und wollte, seinem Unmuthe Luft machend, in derben Worten den ungezogenen Gesellen ihren übel angebrachten Spaß verweisen; diese aber, wohl erkennend, daß es nicht rathsam sey, den Beleidigten noch mehr zu reizen, schwiegen.

„Das läßt Euch Gott erkennen," brummte der Alte vor sich hin, „daß es nicht schicklich sey, den unter den Waffen Ergrauten auf so unziemliche Weise zu verhöhnen."

Als aber Einer unter dem Haufen ihm die gefüllte Feldflasche bot und ihn bat, den nicht böslich gemeinten Spaß nicht so hoch anzurechnen, erheiterte sich sein Antlitz, und er griff hastig nach der Flasche, indem er beifällig sagte:

„Das ist noch Manier, das laß ich mir gefallen. Nun, auf Eure Gesundheit, ihr wackern Kriegsgefährten. Der Kaiser und das Reich soll leben, hoch!" und der ganze Haufe jubelte sein „Hoch!" nach und leerte die Gläser.

Während hier Becherklirr und Jubel mit fröhlichem Gespräche abwechselten, saß drinnen in der Schenkstube der Lieutenant Ralph Neersten hinter einem mächtigen Tische, auf dem eine Menge Flaschen und Weinkrüge aufgepflanzt waren. Einige muntere Dirnen, wie sie damals den kaiserlichen Heeren nicht selten folgten, thaten sich an einem andern Tische mit einigen rüstigen Gesellen bei Wein und Sang und munterem Saitenspiel gütlich, und der Lieutenant ergötzte sich weidlich an den öfters rohen Späßen seiner Tischgenossen und mischte sich wohl selbst manchmal, so weit es seine Würde erlaubte, in den tollen Jubel.

Er hatte, der erhaltenen Ordre gemäß, alle vereinzelten Trupps an sich gezogen und hielt hier Rasttag, um sich von den Strapatzen des angestrengten Marsches zu erholen, und beim vollen Kruge sich wieder einmal gütlich zu thun; deßhalb hatte er auch seinen Leuten vollkommene Freiheit gestattet, die nun ihrer Lust allen Zügel ließen.

Die eine von den Dirnen, eine muntere Brunette, rührte die Saiten einer alten Cither und stimmte eben mit hellklingender Stimme nach einer bekannten Weise folgendes Kriegslied an:

„Frisch auf, Gesellen, d'rauf und d'ran,
Der Krieg ist unser Losungswort:
Der Krieg erzeugt den wackern Mann,
Ihm folgen wie von Ort zu Ort.
Er beut uns Wein und Geld und Gut —
D'rum weihen wir ihm unser Blut."

Und im Chore fielen die Andern ein:

„Er beut uns Wein und Geld und Gut,
Drum weihen wir ihm unser Blut."

D'rauf die Sängerin allein:

„Die Dirnen sind dem Krieger hold,
Der Muth und Kraft vereint besitzt,
Sie spenden ihm den Minnesold,
Wenn er sein Glück nur gut benutzt;
Und manche sorgenvolle Stund
Versüßet ihm ihr Rosenmund."

Der Chor wiederholte:

„Und manche sorgenvolle Stund
Versüßet ihm ihr Rosenmund."

Jene fuhr fort:

„Der Feldherr führt uns Krieger an,
Wir folgen willig seinem Wort,
Zur Schlacht, zum Sieg, auf blut'ger Bahn,
Und sey es auch zum Todesport;
Wer treulich kämpft für Reich und Gott,
Der scheut nicht ehrenvollen Tod."

Und laut stimmte der Chor ein:

„Wer treulich kämpft für Reich und Gott,
Der scheut nicht ehrenvollen Tod."

Kaum waren die letzten Töne verklungen, als draußen vor dem Hause sich ein Tumult erhob. Ein Schuß fiel, und kräftige Flüche, vermischte Ausrufungen folgten. Unwillig über die unwillkommene Störung erhob sich Lieutenant Ralph schwerfällig, und wankte unsichern Schrittes nach der Thüre. Die Andern folgten, und Spiel und Gesang waren mit einmal verstummt. Als der Lieutenant aus der Thüre trat, drängte sich ihm der Haufe seiner Krieger mit zornigen Gesichtern entgegen, die einige wilde, fremdartig gekleidete Männer geknebelt mit sich schleppten, während Andere einen schwer Verwundeten auf ihren Armen trugen, und das Blut zu stillen suchten, das von einer Schußwunde aus seiner Seite quoll.

Nachdem der Lieutenant mit vieler Mühe die Aufgereizten beschwichtigt, wandte er sich an den alten Stürmer, um

das Nähere von ihm zu erfahren. Dieser leistete dem Gebote sogleich Folge und nahm mit soldatischem Anstande das Wort:

„Wir hielten, wie Ihr selber wißt, Herr Lieutenant, die gestern aufgegriffenen Zigeuner dort in jenem Zelte in gutem Verwahr, und stellten, zum Ueberfluß, eine Wache davor. Während wir nun hier mit allerlei Kurzweil die Zeit uns vertrieben, nahmen die Gefangenen, von diesem krausköpfigen Schurken aufgeregt, die Gelegenheit wahr, sich ihrer Banden auf eine unbegreifliche Weise zu entledigen, überrumpelten die Wache und suchten das Weite. Zum Glück aber hatte einer der Unsrigen, der eben abseits gegangen war, die Flüchtlinge bemerkt und sogleich Lärm gemacht. Schnell ließ ich die Hunde los und wir jagten hinterdrein; die wackern Rüden hatten bald die Entsprungenen eingeholt und gestellt. Die arme Diana hat ihren Eifer mit dem Leben gebüßt. Der Eine der braunen Gauner jagte ihm ein Waidmesser durch den Wanst, das er aus dem Zelte mitgenommen haben mußte. Wir griffen die Flüchtlinge, die sich verzweifelt wehrten, von Neuem auf. Aber während wir sie knebelten, riß der braune Hund hier dem Nächsten das Pistol von der Seite, drückte es auf den Unglücklichen ab, der sich hier in seinem Blute wälzt, und riß sich im ersten Schrecken los. Er war aber noch nicht weit gekommen, so hatte ihn unser braver Hector schon beim Kragen und hielt ihn trotz aller Anstrengungen, sich loszumachen, so lange fest, bis wir hinzukamen und den Burschen nun tüchtig zusammenschnürten, daß die Kanaille kein Glied mehr regen konnte. Der arme Hans hat seinen Theil weg, und der heutige Ruhetag wird ihm wohl zur ewigen Ruhe verhelfen. Der Schurke hat zu gut getroffen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Todtenhand.

(Eine Criminal-Geschichte.)

Der Jahrestag der Schlacht bei G. war auf's Neue erschienen, und wurde in dem Städtchen dieses Namens von allen Bewohnern festlich begangen. Die Kirche war am Nachmittage während des Gottesdienstes gedrängt voll; viele Fremde hatten sich weither eingefunden, denn alle wollten den Diakonus Thomas Reinhagen predigen hören, der weit und breit für den trefflichsten Kanzelredner galt. Und auch diesmal ergriffen seine einfachen und gehaltvollen Worte die Herzen aller Zuhörer; er erhob sie über das dunkle Schlachtfeld voll Blut und Thränen, und führte sie den Berg des Glaubens hinan, von wo aus er ihnen die damals so finstern und jetzt von der Sonne des Friedens so hell bestrahlten Wege des Schicksals zeigte. Nicht mit Wehmuth, nein, in erhabener Freude, suchte er das Andenken der auf der Wahlstatt Gefallenen zu begehen, und es gelang ihm, Allen Trost zu geben, die in banger Trauer über den Verlust ihrer Geliebten in das Gotteshaus getreten waren. Nur als er am Schlusse den Segen über jene Todten aussprach, und seine Augen fest auf der schwarzen Tafel hafteten, welche in großer goldener Schrift auch den Namen seines Sohnes unter den Gefallenen nannte, da zuckte, wie ein elektrischer Funke, aus seiner vollen Brust der Strahl der Wehmuth durch alle Herzen, und ein leises Schluchzen erhob sich in der Kirche, während er selbst bebend die Kanzel verließ.

„Laß uns ein wenig in's Freie gehen!“ sagte Reinhagen zu seiner Tochter, als sie aus der Kirche zurück gekommen waren, und er sich umgekleidet hatte. „Wir haben heute noch eine heilige Stätte zu besuchen!“ — Ada folgte dem Vater; und so gingen sie hinaus auf das Schlachtfeld und erstiegen daselbst einen Hügel, von dem sie es frei übersehen konnten.

„An jener Waldspitze also?“ — fragte der Alte.

„Ja, dort ist er gefallen!“ entgegnete Ada: „Im tiefen Dickicht erhebt sich dort der große Grabhügel, wo unter den vielen Tapfern auch unser Joseph ruht!“

Um den Hügel, auf dem sie standen, wogte jetzt das reife Korn, auf den grünen Angern weideten die Heerden, und auf den vielen Wegen im Thale sah man bunte Gruppen von Menschen wandeln, die auch dies Feld besehen wollten. Der Friede hatte das blutige Bild des Krieges ausgelöscht und auf derselben Tafel sein liebliches, kindlich frohes Antlitz gemalt. Doch Reinhagen stand unbeweglich und blickte schweigend nach der Waldspitze hin, während ihm große Thränen über die bleichen Wangen rollten.

Ein Wagen hielt unten am Hügel und zwei Fremde stiegen ebenfalls hinauf. Der Prediger und seine Tochter bemerkten sie nicht, und indeß Ada liebend und besorgt ihre Arme um den Vater schlang und dieser einen Kuß auf die Stirn des Mädchens drückte, ging der älteste der beiden Fremden freundlich auf sie zu, bot dem Alten die Hand und sagte: „ich bin auch Vater! haben Sie einen Sohn dort unten verloren?“

„Ja,“ antwortete dieser, und zeigte nach der Waldspitze und wendete sich ab, um seine Thränen zu verbergen.

„Armer Vater!“ sprach der Fremde: „waren Sie heut' nicht in der Kirche? haben Sie aus jener trefflichen Predigt nicht auch reichen Trost geschöpft?“

„Ich bin getröstet!“ erwiederte Reinhagen und sah ihn mild und freundlich an. Da erkannte der Fremde den Prediger wieder, der von der Kanzel auch zu ihm gesprochen hatte; er breitete seine Arme aus und zog ihn an seine Brust.

Die beiden Alten vertieften sich bald in ein ernstes Gespräch, indeß sich der junge Mann, ein schöner schlanker Jüngling, von Ada erzählen ließ, was sie von der Schlacht wußte. — Er lächelte zuweilen bei ihrer begeisterten Schilderung und sagte endlich:

„Wie schön es nicht aus Ihrem Munde klingt, wenn Sie die Heerhaufen so muthig anrücken lassen! Aber es war auch ein großer heiliger Tag, und ich bin stolz, unter jenen Freiwilligen mitgefochten zu haben, die Sie die kühnen Retter des Vaterlands nennen!“

Es fand sich nun, daß der junge Mann Ada's Bruder gekannt hatte und daß sie Freunde gewesen waren. Sie erfuhr von ihm, daß auch er dort an jener Waldspitze, wo das Gefecht am Hartnäckigsten gewesen, an ihres Bruders Seite gestritten und auch eine schwere Wunde an der Hand erhalten habe.

Die Sonne war dem Sinken nahe; der Fremde wollte scheiden; er faßte die Hand des Predigers und sagte: „Mir ist der heutige Tag durch Ihre Bekanntschaft sehr werth geworden, deshalb erlauben Sie mir eine theilnehmende Frage: „Wie kommt es, daß ein Mann von solchem Geist und Gemüth sich auf dieser dürftigen Stelle befindet?“

„Ich bekleide sie erst seit zwei Jahren!“ entgegnete Reinhagen bescheiden: „aber ich muß glauben, daß ich hier an meinem Platze stehe, denn sonst würde das Schicksal mich wohl anderswo gelassen haben!“

„Waren Sie denn einst glücklicher und ist diese Stelle nicht Ihre freie Wahl?“

„Ja, ich war einst viel glücklicher!“ antwortete der Geistliche sehr bewegt: „aber jetzt steht mir keine Wahl mehr frei! — Haben Sie denn niemals,“ fuhr er nach einer Pause fort, „von dem Pfarrer in Immenhayn gehört, der, wie Kain, seinen Bruder erschlagen haben sollte?“

„Wie?“ fragte der Fremde erstaunt: „Sie sind der unglückliche Thomas Reinhagen?“

„Ja!“ sprach der Prediger; „ich bin's!“

Der Fremde schien betroffen und schwieg einige Augenblike; dann sagte er:

„Leben Sie wohl! Sie sind gewiß unschuldig! ich hoffe, wir werden uns froher wieder sehen!“ und hiermit stieg er, nebst dem Jünglinge, den Hügel hinab, und der Wagen rollte davon, aus welchem der Letztere noch oft zurück grüßte.

Thomas Reinhagen bekleidete einst die schöne P..arestelle zu Immenhayn. Sein alter Vater, der früher Oberamtmann ge wesen, und durch weise Thätigkeit reich geworden war, hatte sich nach dem Tode seiner treuen Hausfrau von allen größern Geschäften zurückgezogen und sich zu Immenhayn eine nicht unbedeutende Besitzung gekauft, wo er in der Nähe des braven Sohnes seine Tage zu beschließen gedachte. Zwar besaß er noch einen ältern Sohn, mit Namen David, aber dieser war dem Vater so fremd geworden, daß er nur mit Sorge an ihn dachte.

Nicht das Weltmeer, das zwischen ihnen lag, sondern das kalte, stolze, geizige Gemüth des Sohnes, hatte ihn vom Vaterherzen entfernt. Schon im Knaben zeigte sich der unbesiegbare Hang nach Erwerb, und trieb ihn oft zu regerem Fleiße, als den sanftern Bruder Thomas; dann pflegten die Freunde wohl zu sagen: Der David wird ganz das Ebenbild des Alten, eben so thätig und einsichtsvoll, und unter seinen Händen werden die Groschen des Vaters zu Thalern wachsen! — Aber der Oberamtmann schüttelte dann immer den Kopf und meinte: Nein, der David nicht! rechnen und erwerben wird er wohl, aber das Hineindividiren mit der Menschenliebe, das lernt er niemals. Thomas aber, der wird, wie ich, fröhlich säen und reichlich ernten, und wenn auch nicht auf dem Felde, doch im Garten Gottes, der noch viel herrlichere Früchte trägt! Der Alte hatte Recht. David wurde Kaufmann und erwarb sich bald eine unabhängige Lage. Er fragte wenig mehr nach Eltern und Bruder und ging gegen den Willen der Seinigen zur See. „Ach!“ sagte seine Mutter: „Er wird die Zufriedenheit nirgend finden, und schifft ihr auch wohl über's Meer vergeblich nach!“

(Fortsetzung folgt.)

Eine persische Hinrichtung.

(Auszug aus einer Reise.)

Als wir hielten, fand ich mich in einem dichten Kreis Zuschauer eingeschlossen, in deren Mitte ein großer kupferner Mörser auf einem Erdwalle stand, und daneben stack in dem Boden eine Zündruthe mit brennender Lunte. Die Mussuktschis stellten sich zu beiden Seiten dieser Maschine auf, und nicht ohne Schwierigkeit gelang es mir, eine günstige Stellung zu gewinnen. Nachdem ich meinen Standpunkt eingenommen, schaute ich um mich, und sah die Diener der Gerechtigkeit in den Kreis treten, den man durch reichliche Austheilung von Schlägen zu ihrer Aufnahme erweiterte. Hinter, oder vielmehr zwischen zwei von ihnen, kam die Gefangene. Sie war vom Kopfe bis zu den Füßen in ein schwarzes Gewand gekleidet, das zugleich ihr Gesicht bedeckte; ihr Schritt war fest und ihre Haltung ausdrucksvoll; sie sprach häufig einige Worte zu einem Eunuchen, der sie begleitete; der Lärm war aber so groß, daß ich nichts von ihrer Unterredung hören konnte. Als sie sich näherte, trat unter den Zuschauern größere Ruhe ein, und als sie den Mörser erreicht hatte, hörte man keinen Laut mehr. Man führte sie vor denselben, und doch strauchelte sie keinen Schritt; sie sprach nicht, und flehte um nichts, wie es doch selbst bei Männern, die sich in ihrer Lage befinden, gewöhnlich ist; man hörte sie weder Verwünschungen ausstoßen, noch sonst etwas thun, auch weinte sie nicht; man hieß sie niederknien, ihre Brust gegen die Mündung geneigt, und sie that es. Man legte ihr Stricke an die Faustgelenke und band sie an Pfähle, die eigends hiezu eingerammt waren; immer noch zeigte sie keine Zeichen von Erschütterung. Sie legte ihr Haupt auf den Mörser, und erwartete ihr Schicksal mit einer Fassung, die selbst ein Soldat erstaunenswerth gefunden haben würde. Endlich ward das Zeichen gegeben, die Lunte erhob sich, langsam sank sie herab, und im Augenblicke, wo sie auf dem Punkte war, das Pulver zu berühren, lief ein hörbarer Schauder durch die Menge. Das Zündloch fing Feuer — eine peinliche Pause folgte — die Zuschauer stöhnten — der Rauch ging vorüber — und keine Explosion; die Unglückliche erhob ihr Haupt, um zu sehen, was geschehen war. Eine schwache Hoffnung keimte in meinem Herzen, dieß möchte etwa ein Kunstgriff gewesen seyn, ihr Leben zu retten; allein dem war nicht so. Kaum hatte ich angefangen einigen Muth zu fassen, als ich das Pulver erneuert und die Lunte erhoben sah. Noch einmal legte das unglückliche Opfer ihr Haupt auf das harte Kissen, und stieß einen leisen Seufzer aus, als wäre ihr Geist geschieden. Kaum war dieß vorbei, als die Explosion erfolgte, und der Rauch Alles meinen Blicken entzog. Als es sich allmählich wieder lichtete, welch entsetzliches, empörendes Schauspiel enthüllte sich! Die beiden körperlosen Arme hingen mit ihren verstümmelten und geschwärzten Enden von den Pfählen herab, an die sie angebunden worden, und wenige Schritte davon lagen Fuß und Bein versengt und zerschmettert. Vom Haupt und Rumpf war keine Spur mehr übrig — einzelne Reste ihrer Kleider waren Alles, was sich finden ließ. Man band nun die Arme von den Pfählen los, und zwei Weiber, die beim Schall der Explosion vorgetreten, stürzten auf den Platz, ergriffen sie, verbargen sie unter ihre Schleier und eilten mit diesen Beweisen von der Vollziehung der Befehle der Gerechtigkeit nach dem Harem.

Nachruf.

Prang'st nun auch in jenen lichten Räumen
Hoch — dort, wo die Gottheit thronet,
Immortelle deine Tugend lohnet,
Lebet doch dein Bild in unsern Herzen fort: —
Jedem bieder; übend alles Treu' und Wahre
Pflegtest Gleichmuth du bis an die Bahre,
Pflanzte'st ihn so Manchem ein.

Ruhe, hohe Kraft des Geistes zierten dich im Leben
Immer, wo vor'm Schicksals Schlage viele beben;
Beugen konnt es Dich; doch niemals beugen,
Sokratischem Sinne mußt' es immer weichen.
Ciceronisch sprach'st du oft in Scherzen,
Holtest sie aus edlem, reinem Herzen;
Eisern war dein Grundsatz, all' dein Geisteston,
Lebtest hohen Pflichten nur, und ungesuchtem Lohn.

Die mehrjährigen Freunde dem Verblichenen.

Würzburg am 9ten October 1834.

Logogryph.

Sagt an, was für ein Kompronist
Wohl übrig noch geblieben ist,
Der vor ein seltsam fleißig Weib
Besondere Art den Fuß vom Leib?

Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 86. Sonntag, 26. October 1834.

Es kreist der Zeiten Strudel,
Es reißt der Menschen Freuden
Und seine tausend Leiden
In seinen Schlund hinab.
Hast du verjauchzt Sekunden?
Hast du verjammert Stunden?
Dein Jauchzen und dein Jammern
Verschlingt das stille Grab.

Kosegarten.

Alva.

(Fortsetzung.)

Der Verwundete stöhnte in tiefen Schmerzenslauten zu wiederholten Malen, fing an zu röcheln, und wurde von seinen Kameraden in das Haus geschafft, wo er kurz darauf verschied.

Der gebundene Schwarzkopf stand während der Berichtabstattung des in Eifer gerathenen Stürmers wie finster an den Boden gehefteten Blicken da und verzog keine Miene. Seine Mitgenossen folgten dem Beispiele ihres Anführers.

Während man sich nun berathschlagte, was mit den Gefangenen anzufangen sey, wurde in der Ferne auf der Landstraße eine Staubwolke bemerkbar, die sich immer näher wälzte, und bald hörte man den Hufschlag von galoppirenden Pferden. Aller Blicke waren dahin gerichtet. Als die Reiter näher kamen, erkannte man den Hauptmann Morelli mit seinen Begleitern.

„Der kömmt eben recht," murmelte Ralph vor sich hin, „seine Gestrengen kann hier machen, was sie will; ich bin froh, daß ich den gefährlichen Handel los werde." Damit setzte er sich in Bewegung, den Hauptmann, der eben mit den Seinigen auf die Soldateska zusprengte, mit gebührender Ehrerbietung zu bewillkommen."

Morelli schwang sich von dem dampfenden Gaule, den er einem Diener übergab, und trat mit finsterm Gesichte auf den Lieutenant zu, der von dem düstern Ernste seines Obern beinahe ausser Fassung gebracht, einen unverständlichen Gruß stammelte.

„Was geht hier vor?" herrschte der Hauptmann ihm zu; „die ganze Truppe im Freien versammelt und alles in solcher Bewegung! Mich däucht, ich hörte schießen."

Der Lieutenant war in großer Verlegenheit. Der harte Ton des Hauptmanns, die Menge genossenen Weins und die freie Luft wirkten betäubend auf seine Sinne, so, daß er, völlig außer Stande, die Antwort schuldig blieb. Der alte Stürmer schlug sich endlich ins Mittel und berichtete dem Hauptmann in Kürze das Vorgefallene.

Als Morelli die Gefangenen näher ins Auge gefaßt und in dem Rädelsführer den Zigeunerhauptmann wieder erkannte, heiterte sich sein Antlitz auf und er befahl, denselben in strengem Verwahr zu halten. Darauf trat er zu dem noch immer schweigend vor sich Hinblickenden, ihn mit den höhnischen Worten anredend:

„Sieh da, ein alter Bekannter, willkommen im Grünen!"

Der Angeredete blickte auf und warf einen funkelnden Zornblick auf den Spötter.

„Nun, nicht so grimmig," höhnte jener weiter, „Du bist mir eben zu rechter Zeit in's Garn gegangen. — Verwahret die Gefangenen einstweilen gut," deutete er den Uebrigen; „in einer Stunde will ich den Burschen selbst vernehmen." Hierauf wandte er sich wieder an den Lieutenant, der noch immer auf derselben Stelle stand und das letzte Aufgebot seiner entflohenen Sinne sammelte.

„Ihr aber, Ralph Neersten; geht hin und schlaft den Rausch aus, der, wie ich wohl sehe, schon wieder Eure Sinne benebelt hat." Damit ging er an dem Betroffenen vorbei in das Haus, der die bittere Pille verschluckte und darauf dem ertheilten Rath zufolge sein Lager suchte.

Der Hauptmann hatte indeß einen Imbiß zu sich genommen, und nachdem sein Diener den gefüllten Weinkrug mit dem silbernen Becher auf die eichene Tafel gestellt, ließ Morelli durch denselben den Zigeuner zu sich bescheiden.

Von dem langen Curt und einigen Kriegern begleitet, trat der Gebundene in das Gemach. Morelli hieß die Uebrigen abtreten, und als er mit dem Häuptling sich allein befand, der trotzig ihm ins Angesicht schaute, sah er ihm lange in das kühne sonnenverbrannte Antlitz. Nachdem seine Gedanken geordnet, redete er den Zigeuner zwar ernst, aber doch in einem gemilderten Tone an:

„Wie kamst Du unter meine Leute, und was bewog Dich, so gewaltsamer Weise Dich eigenmächtig zu befreien? Gib mir Red' und Auskunft! Es soll zu Deinem Besten seyn, sofern Du meinen Vorschlägen Gehör gibst. Es gilt Deiner Freiheit."

Harrehk besann sich lange, eh' er den Mund öffnete. Endlich überwand die Liebe zur Freiheit und der Gedanke an

Alva seinen störrischen Trotz und er antwortete auf die ihm vorgelegte Frage mit finstern Blicken:

Ich zog mit meiner Bande in der Umgegend umher, vermittelst unserer Künste Erwerb und Gewinn suchend; da gerieth ich unter Eure Leute. Sie reizten mich und die Meinigen muthwillig; ich vergalt Gleiches mit Gleichem, da griffen sie uns auf, und schleppten uns, gleich argen Verbrechern in Ketten und Banden hierher."

„Die Meinigen sind wilde Gesellen," entgegnete Morelli; und da sie obendrein auf Werbung sind, so warst Du mit den Deinigen wegen Eurer Rüstigkeit ein willkommener Fang. Die eiserne Nothwendigkeit entschuldigt das Verfahren; der Wallensteiner braucht tüchtige Leute, und es hält schwer, diese für das kaiserliche Heer zu gewinnen. Doch, wie schon gesagt, Dein Schicksal steht in Deiner Hand. Einen Dienst fordere ich von Dir; Dein und der Deinigen Freiheit und ein gutes Stück Geld soll die Mühe Dir reichlich belohnen."

Harrehk sah mit fragenden Blicken auf den Hauptmann. Dieser fuhr viel freundlicher, als vorhin, fort:

„Als ich Eure Bande auf dem Jahrmarkte zuerst sah, war eine Dirne in Eurer Gesellschaft, die an Anmuth und Schönheit weit über ihre andern Genossinnen hervorragte. Ihr Anblick erregte den heißen Wunsch in mir, das reizende Kind zu besitzen. Noch bot sich kein Mittel mir dar. Auch rief meine Dienstpflicht mich von dannen. Schaffe das Mädchen binnen drei Tagen zur Stelle, so sollst Du und Deine Genossen frank und frei und wohlbeschenkt Eure Straße ziehn; jedoch mußt Du selbst als Geißel hier verbleiben, bis ich den Gegenstand meiner Sehnsucht in die Arme schließe."

Der Zigeuner war während dieser Rede in die heftigste Bewegung gerathen; die glühenste Eifersucht bemächtigte sich seiner, und seine flammenden Augen schossen verzehrende Blitze auf den Hauptmann, der erstaunt auf den Wüthenden blickte.

„Ha!" keuchte dieser endlich mit gewaltsamer Anstrengung aus der kochenden Brust hervor. „Die unschätzbare Perle, die Sonne meines Lebens, das unschuldige Lamm soll ich Euren Geierskrallen überliefern? — O Tod und Hölle! könnt' ich diese Fesseln abschütteln, ich wollte Euch jedes fernere Gelüsten nach meiner auserwählten Braut vergällen!"

„Das war's also?" lachte Morelli bitter, der mit verschränkten Armen und starken Schritten in dem Zimmer auf und ab gegangen war und nun plötzlich vor dem Tobenden stehen blieb.

„Unsinniger Tollkopf, Du hast Dir selbst Dein Verderben bereitet. Dein Feinsliebchen sollst Du nicht wieder zu Gesichte bekommen; dafür werden meine Leute und die schwedischen Kugeln sorgen. — Das unschuldige Lamm aber, die unschätzbare Perle, die auserwählte Zigeunerbraut," fuhr er fort, den bittersten Hohn in seine Worte legend, „wird sich indeß wohl zu trösten wissen in den Armen des schmucken Junkers von Falkenstein, der die schüchterne Taube bereits so kirre gemacht hat, daß sie ihm schon heimliche Zusammenkünfte im buschigen Dunkel des Waldes gestattet, wo meine Dazwischenkunft Beide schon einmal aus dem süßen Gekose der Liebe unsanft aufgeschreckt hat. Mein Schwert traf den girrenden Tauber damals gut, und hätten nicht Deine Leute selbst den Knaben gerettet, so hätte ich jetzt nicht die Freude, Dich versichern zu können, daß die unschuldige Taube den Verwundeten in ihrem eigenen Neste mit liebender Sorgfalt pflegt, und — —"

(Fortsetzung folgt.)

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

Viele Jahre verstrichen ohne Nachricht. Endlich kamen Briefe aus Surinam, dort hatte David glückliche Geschäfte gemacht und die Tochter eines der reichsten Plantagen-Besitzer geheirathet. Er entwarf ihnen ein stolzes Bild seines prächtigen Lebens, seiner großen Reichthümer und vielen Sclaven, und schloß mit der Bemerkung: so weit könne es der Mensch bringen, wenn er seinen Weg mit Klugheit zu gehen wisse.

„Mag ihn der liebe Gott segnen mit Menschenliebe und Weisheit!" sagte der Ober-Amtmann: „auf daß er das reiche Pfund, welches er ihm zugemessen, recht verwalte! Er schrieb ihm einen herzlichen, väterlichen Brief, er meldete ihm den Tod seiner Mutter und gestand ihm recht sehnsuchtvoll, daß er ihn gern noch einmal wieder sehen möchte, ehe der Tod auch ihn abriefe.

Doch es verging ein Jahr nach dem andern, und David kam nicht, und schrieb auch nicht wieder. Da säumte der Tod nicht länger und der alte Vater entschlief in den Armen seines Thomas.

Dieser wohnte schon seit zwei Jahren im Hause des Vaters; denn als bei einer im Dorfe ausgebrochenen Feuersbrunst auch die Pfarrwohnung niedergebrannt war, hatte der Vater ihn mit seiner Familie freudig aufgenommen.

Er meldete den Tod unverzüglich nach Surinam, gab dem Bruder eine Uebersicht der väterlichen Verlassenschaft, und eröffnete ihm, in Betreff derselben, freimüthig seine Wünsche, die dahin gingen, daß ihm die Besitzung des Vaters überlassen bleiben möchte, wogegen er sich erbot, die Hälfte des frühern Kaufpreises in billigen Terminen herauszugeben. Hierauf verpachtete er die ganze übrige Wirthschaft, und behielt sich nur die freie Wohnung vor.

So verstrich ein Jahr. — Da brachte ein Eilbote die Nachricht: daß David so eben selbst in Hamburg gelandet sey und in wenig Tagen zu Immenhayn eintreffen werde. — Je unerwarteter diese Nachricht kam, um desto größer war die Freude der Familie Reinhagen.

Mit offenen Armen wurde der lang entbehrte Bruder empfangen. Das kleine Haus faßte kaum den reichen Mann mit seinen Leuten; ja es mußte für einige Sclaven, die er mitgebracht, sogar noch eine Kammer in einem Seitengebäude des Hofes eingeräumt werden.

David erwiederte die unverstellte Liebe und Freude seiner Anverwandten mit kalter Förmlichkeit, und suchte sich bald von ihren Liebkosungen loszumachen. Er verlangte eine Uebersicht von des Vaters Verlassenschaft; und da ihm Thomas versicherte, daß diese nur in wenigen Mobilien, dem einjährigen Pachtgelde und dem Gute selbst bestehe, so forderte er kopfschüttelnd alle Rechnungen und Papiere, setzte sich mit seinem alten Schreiber Tage lang hin, schrieb, rechnete, und brachte endlich seine Berechnung dem Bruder, indem er fein lächelnd sagte:

„Ich habe denn doch noch so Manches aufgefunden, was zu der Erbschaftmasse gehören dürfte, und das Ganze hier zusammengestellt.

Erstlich gehört dazu dies Gut cum inventario, und dem einjährigen Pachtgelde;

zweitens des Vaters Mobiliar-Nachlaß, der nicht einmal gerichtlich aufgenommen worden ist;

drittens der baare Vorschuß, den Dir der Vater, wie ich aus seinen Rechnungsbüchern ersehen, nach dem Brande geleistet hat, und

viertens endlich ein Kostgeld, welches Du für dich und Deine Familie, wegen der, bis zu des Vaters Tode auf dem Gute hier verlebten zwei Jahre, in die Masse zu zahlen, Dich nicht

entbrechen wirst, indem aus den Rechnungen hervorgeht, daß der Vater Euch alle in dieser Zeit aus seinen Mitteln beköstigte. Für das letzte seit des Vaters Tode hier zugebrachte Jahr will ich keinen Ersatz verlangen, indem ich mit meinen Leuten auch für jetzt hier gratis zu verweilen gedenke."

Thomas traute seinen Ohren kaum, und starrte ihn lange zweifelnd an, weil es ihm so schwer fiel, den kalten Worten aus dem Munde des Bruders zu glauben. Da ihm aber David die Papiere hinreichte, und er sich wohl von dem Ernste der Forderung überzeugte, erwiederte er sanft: Der Vater hat mir jene Summe geschenkt, um unsere verbrannten Habseligkeiten zu ersetzen, und hat auch, für den Platz an seinem väterlichen Tische, nie ein Kostgeld von uns verlangt.

„Hiezu fehlen Dir die schriftlichen Beweise," entgegnete David: „deshalb bleiben die beiden Posten, ad 3. und 4., jedenfalls der Erbschaftmasse gehörige activa. Jedoch fällt die Hälfte hiervon Dir wieder zu, wie sich dies durch die Berechnung und Ausgleichung unter uns leicht ergeben wird, sobald wir nur das Gut an den Meistbietenden verkauft und dadurch baares Geld bekommen haben werden."

„Du willst das Gut an den Meistbietenden verkaufen?" fragte Thomas, und die Augen standen ihn voll Thränen: „Willst Du mir es denn nicht überlassen, wie ich Dich gebeten?"

„Das steht ja in Deinem Belieben!" meinte David! „Sey Du der Meistbietende, und dann nimm es in Gottes Namen; aber baares Geld mußt Du schaffen, denn ich habe darauf gerechnet und kann unter keiner Bedingung davon abstehen; die ganze Erbschaft ist überdies klein genug und bei Weitem unter meiner Erwartung."

Mit dieser bestimmten Erklärung verließ er den Bruder, der wie vernichtet stand. Das kleine Gut war nun für ihn verloren; denn an Kauflustigen konnte es nicht fehlen, und durch die Zurechnungen, die ihm David gemacht, und gegen die er nicht streiten wollte, überstieg die herauszugebende Summe bei Weitem seine Kräfte.

Vergebens versuchte er noch einige Mal, den Bruder zu einem andern Verfahren zu bewegen. Der Termin zur Versteigerung der Mobilien und des Guts wurde schlechterdings angesetzt und in den Zeitungen bekannt gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Sendungen von jungen Frauenzimmern nach Neusüdwales hatten, englischen Blättern zufolge, einen sehr ungünstigen Erfolg, und zwar vorzüglich deßhalb, weil man keine sorgfältige Auswahl traf, auch keine Rücksicht darauf nahm, ob die frühere Lebensart der Auswandernden sie befähige, den Einflüssen eines fremden Klima's zu widerstehen. Das letzte Schiff, die Latona, das im August 1833 absegelte, hatte 2 bis 300 Frauenzimmer, größtentheils der geringern Dienstbotenklasse angehörig, an Bord, die bei ihrer Ankunft in der Kolonie, wegen früherer Sendungen dieser Art, ein so ungünstiges Vorurtheil gegen sich vorfanden, daß es nur wenigen gelang, ein Unterkommen zu finden. Die Meisten beschwuren den Kapitän, der sie gebracht hatte, mit Thränen, sie wieder mit nach England zurückzunehmen, und die ganze Sache gab ein so auffallendes öffentliches Aergerniß, daß die angesehensten Kolonisten den Urheber des Plans, eine solche Menge unberathener und unbeschützter Frauenzimmer in die Welt hinaus zu schicken, laut verwünschten.

Zu Bhurtpur in Indien hatten unlängst zwei Männer wegen einer Rupie einen Streit mit einander. Sie legten ihren Handel dem Hakim vor, der zur Entscheidung eine Feuerprobe in Antrag brachte, die darin bestehen sollte, daß der Kläger eine glühende Kanonenkugel in die Hand zu nehmen hätte; dieser willigte ein, und der Tag wurde anberaumt. Eine ungeheure Menschenmenge war versammelt, um dieser untrüglichen Probe der Wahrheit beizuwohnen, als es aber zur Sache kam, weigerte sich der Kläger, seine Unschuld auf die bedungene Weise darzuthun; da man ihm hierauf seine Feigheit laut vorwarf, so faßte er sich endlich ein Herz, griff die Kugel an und verbrannte sich. Dieß galt nun als unwiderleglicher Beweis, daß seine Klage ungegründet gewesen sey; die Rupie wurde dem Gegentheil zugesprochen, und das Volk pries laut die Untrüglichkeit glühender Kanonenkugeln und den Scharfsinn des Hakim.

Würzburger Theater.

Romeo und Julie ist nun die zweite Vorstellung unseres Opernpersonals, in gegenwärtiger Saison, und zugleich auch die zweite Oper Bellini's, welche auf unserer Bühne erschienen ist. Ueber keinen Tonsetzer der neueren Zeit haben sich wohl so scharf contrastirende Urtheile vernehmen lassen, als über Vinc. Bellini. Musiker von Profession sprechen von seinen Compositionen mit Achselzucken, — ja mit wegwerfender Verachtung, während der mehr genießende Theil des Publikums ihn über Alles erhebt. Seine Landsleute haben ihn beinahe vergöttert *), und der junge Künstler, der gleich beim Beginne seiner Laufbahn das Glück hatte, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, hat bereits Europäischen Ruf erlangt. Wenn wir glauben, daß beide divergirende Ansichten ihre guten Gründe für sich haben, und die entgegengesetzten Meinungen auszusühnen versuchend, uns im Voraus für Anhänger der alten Schule erklären, so wollen wir eben so wenig jener kalten, gekünstelten und berechneten Weise das Wort führen, wie man sie nur zu häufig in den Gebilden neuerer, namentlich deutscher Componisten antrifft, die eine Geburt des grübelnden Verstandes sich am besten auf dem Papiere ausnehmen, bei der Darstellung aber das Ohr unbefriedigt, und das Gefühl kalt lassen. Der Hauptgrund aber, warum die Italiener so selten ein richtiges Urtheil über die sogenannte ultramontane Musik fällen, scheint auch die Verschiedenheit in den Ansichten über Bellini erzeugt zu haben, — wir meinen nemlich zu wenige oder gar keine Berücksichtigung der Nationalität des Tonsetzers. Bellini's Schreibart ist weder tief noch gelehrt, und beides versteht sich, wenn von italienischer Opernmusik die Rede ist, beinahe von selbst. Anders fühlt man in Italien, anders bei uns, und wo man Gemüthliches, tief Empfundenes nur belächeln würde, muß natürlich das äußerlich Reizvolle an die Stelle treten. Die Vernachlässigung ganzer Parthien in der Oper, die man Bellini gleichfalls zum Vorwurfe macht, ist der Gewohnheit des italienischen Publikums zuzuschreiben, dem das Theater noch zu sehr vielen anderen Zwecken dienen muß. Gar manches Stück der Oper geht unbeachtet vorüber, bis das pezzo che ferma (Favoritstück) kommt, das man mit großer Aufmerksamkeit anhört und beklatscht; oder eine Nummer kommt, die mißfallen hat, und die man auspfeift; **) — ist dieß vorüber, so wird auch die

*) So ließ Catania, Bellini's Geburtsstadt ihm eine sehr werthvolle, goldene Ehrenmünze überreichen, und in allen Läden, wo der Maestro eintrat, wollte man schlechterdings keine Bezahlung von ihm annehmen.

**) Hierin täuschte einmal Rossini sein Publikum. Bei den ersten Vorstellungen des Mose in Egitto in St. Carlo zu Neapel war die Arie des Moses vor dem Uebergange der Hebräer über das rothe Meer mit dem größten Mißfallen aufgenommen worden. Bel-

vorige Unterhaltung wieder fortgesetzt. Nicht zu läugnen ist ferner, daß Bellini im Ganzen genommen noch dem Rossinismus huldigt. Die Gabe des Melodieenreichthums ist Bellini, gleich seinem genialen Landsmanne eigen. Anmuth, Frische, südliches Feuer und glanzende Behandlung der Singstimmen zeichnen seine Compositionen aus, nur hascht er zu sehr nach Erreichung des Charakteristischen, welches Rossini, oft vielleicht ohne es gewollt zu haben, in einem höheren Grade erfaßt, und Bellini hat in der That noch nichts geschrieben, was sich mit dem dritten Acte des Othello, mit dem Moses, mit Wilhelm Tell, oder mit dem lebensvollen, humoristischen und originellen Barbiere di Seviglia messen könnte. — Jener Sucht nach frappanten Effecten muß man auch manches Bizarre und Unschone in Bellini's Werken zurechnen; — characterwidrige musikalische Zeichnung, plötzliches Abbrechen durch Pausen, Zerstucklung der Cantilene in kleine Sätzchen, gesuchte und geschraubte Harmoniefolgen u. dgl. Seine Instrumentation ist häufig mehr lärmend, als voll, und den Mißbrauch der schreiendsten Instrumente hat er mit andern modernen Componisten gemein, — die uns dem chinesischen Geschmacke immer mehr nähern wollen. Auch stößt man nicht selten bei ihm noch auf die alten, bereits von Rossini bis zum Eckel abgedroschenen Schlüße, die sogenannten Betteleadenzen. Dessenungeachtet glauben wir doch, daß Bellini, der auch deutsche, besonders beethoven'sche Musik achten und eifrig studieren soll, einst Epoche machen, und eine bedeutende Reform des italien. Opernwesens begründen dürfte. Was nun insbesondere die Oper Montecchi e Capuleti betrifft, so scheint sie (da wir über die Sonnambula und Norma noch nicht urtheilen können) dem Pirata und der Straniera in der Zeit, so wie an Werth nachzustehen; auch erlangte sie, obgleich der Componist die besten Stücke aus seiner Zaira, die in Parma fiasco gemacht hatte, — hier wieder benutzte, und vortreffliche Sänger darin debütirten, in Italien wenig Beifall. Gehen wir ins Detail der Oper ein, so muß uns gleich die lärmende nichtssagende Symphonie auffallen, mit dem lustigen Hörnerklang und den spielenden Geigenfiguren, die zu Allem Anderen eher paßt, als z. Romeo und Julie, und blos darauf berechnet scheint, den Tumult eines larmenden Publikums zu überbirten. Von den übrigen Stücken bemerken wir noch die brillante Cavatine mit Chor des ersten Actes, von Romeo (Dem. Stern) ausgezeichnet vorgetragen; ebenso das Finale des ersten Actes, in dem sich ein sehr schönes Larghetto (As. dur) für fünf Stimmen befindet, worinn sich namentlich Lorenzo (Hr. Oehrlein) auszeichnet, der überhaupt seine Rolle mit rühmenswerthem Fleiße durchführte. Der beste Theil des zweiten Actes, (der gegen den ersten unverhältnißmäßig kurz ist) so wie der ganzen Oper scheint uns das Finale; — nicht aber der Anfang desselben, wo sich nach einigen Takten ernsthafter Einleitung eine äußerst triviale Musik zum Leichenzuge vernehmen läßt. Erst in dem Moment, wo Romeo mit der todtgeglaubten Julie sich in der Gruft allein befindet, nimmt die Musik einen tragischen Charakter an, und wie er durch die todtbringende Wirkung des genommenen Giftes zu Boden sinkend von der Geliebten Abschied nimmt, ist in der Musik höchst einfach und rührend dargestellt. Anstatt, daß jetzt Julie mit dem Dolche, den sie an der Seite des entseelten Romeo erblickt hat, in heftiger Aufwallung ihre Brust durchbohet, stirbt sie auf der Würzburger Bühne, — (warum? weiß man nicht) schon vom bloßen Schrecken, — so daß dadurch der starke folgende Orchesterschluß Allo agitato (c b) bedeutungslos wird. Die sehr dankbare Parthie der Julie war in den Händen der Dem. Galvagni, an der wir dießmal leider lebhaftes Spiel, und eine schöne, deutliche Aussprache; — durch welche letztere sie sich im vorigen Jahre vortheilhaft auszeichnete, vermißten; auch ließ sie sich öfteres Detoniren zu Schulden kommen. Da wir nun einmal verurtheilt sind, an unserem Theaterhorizonte nur aufgehende oder untergehende Sonnen zu sehen, so wollen wir uns lieber mit den ersteren halten, und es in Geduld hinnehmen, daß abermals ein Anfänger Würzburgs Theater sich zur Palastra ausersehen hat; um so mehr, da ein zweimaliges Auftreten bewies, daß Hr. Franke im Besitze eines natürlichschönen und angenehmen Organes immer größere Fortschritte in Spiel und Vortrag macht; und weil doch gerade vom Vortrage die Rede ist, so ersuchen wir die HH. Violinspieler des Theaterorchesters, im Moderato (g mol) des ersten Actes bei den synkopirten Noten ja nicht mit dem Finger zu rutschen, weil sonst ein klägliches Miauen entsteht. Wir wollen dagegen in Zukunft wegen einigen anderen Sächelchen nicht rechten, die so zu sagen, nothwendig sind, auf daß man erkenne, die Oper werde zum erstenmale gegeben. Dahin gehört z. B., — daß die Posaunen unrein sind; daß ein Contra-Bassist einen gewaltigen Riß post festum thut; daß die Trompeter, (die dazu ein Privilegium zu haben scheinen) so kurios dareinblasen, daß allgemeine Freude darob entsteht; daß der Clarinettist bei seiner Cadenz in der Tiefe stecken bleibt; daß anstatt der Harpa ein altes Clavicembalo, dessen Temperatur weder mit sich noch mit den Orchesterinstrumenten übereinkommt, recht derb gehandhabt, die unglückliche Julie in der lieblichen Romanze: Weh mir! — begleitet. Wenn wir von dem übrigen Personal nichts sagen, so geschieht dieß keineswegs in böslicher Absicht, sondern einzig und allein aus dem Grunde, weil sich nichts davon sagen läßt; — doch den Chorum, — den dürfen wir nicht vergessen, welcher zehn Mann hoch unter Anführung des zufällig abwesenden Hrn. Dennerlein *) in abgetragener, rother Livrey Doppeldienste that, und obgleich größtentheils im unisono gehend, wenig von sich hören ließ. Möchte doch die Direktion den Chor mit einem neuen, wohlfeilen Fracke ausstaffiren, so wie auch dafür sorgen, daß die auf dem Zettel angezeigten Damen für menschliche Augen nicht unsichtbar bleiben.

der nächsten Vorstellung hatte Rossini wohlweislich ein anderes Musikstück eingelegt. Das Publikum setzte sich bereits in Bereitschaft, um die bewußte Arie auszutrommeln; da stimmte der vortreffliche Lablache die herrliche Invocation des Moses an, blos von Posaunen begleitet; Alles war ganz Ohr, und unbeschreiblich der Beifallssturm des großen, überfullten Hauses.

*) Herrn Dennerlein ist wahrscheinlich Lord Burleigh in den Magen gefahren, und die theatralisch medizinische Fakultät fand vielleicht nicht sogleich ein passendes Recept!

Würzburg, 23ten October 1834.

Wie man vernimmt, hat Herr Dennerlein gestern einen neuen Witz gemacht, NB. ohne Hulfe des Souffleurs! Es freut uns sehr, dieses mittheilen zu können, da man allgemein glaubte, Staberl als Vampyr habe ihm allen Witz ausgesaugt.

Sylben-Räthsel.

Wenn 1 du wirst, so fallen ein
Die letzten Sylben dir;
Nicht schmeckt, mags auch gesunder seyn,
Das Brod 1, 2, 3 mir.

Palindrom.

Es stellt mir nach die Heerde,
Fall ich vom Baum zur Erde,
Und werd' ich umgestellt,
Bin ich ein junger Held.

Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

// Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 87. Mittwoch, 29. October 1834.

Wer sich, wie Kauz und Eulen,
In Einsamkeit verbannt,
Den überströmt mit Pfeilen
Des Unmuths Riesenhand.
Ihm spinnt am Lebensrädchen
Kein rosenfarbnes Fädchen
Das holde Himmelsmädchen,
Geselligkeit genannt.

Langbein.

Alva.

(Fortsetzung.)

Schäumend vor Wuth und außer sich gebracht durch das schnell und tief wirkende Gift der höhnenden Rede stürzte sich jetzt der rasende Zigeuner auf den Hauptmann, und schwang mit den Worten: „Teufel! höllischer Teufel!“ die gefesselten Hände über seinem Haupte, um den Höhnenden mit einem Schlage zu zerschmettern.

Aber gewandt und vorsichtig wich der Hauptmann dem Anfalle aus, und auf seinen Ruf traten schnell die Bewaffneten in's Gemach, die den Rasenden trotz seines Widerstrebens übermannten.

„Bringt ihn wieder in einen sichern Verwahr,“ befahl Morelli den Soldaten, „und Du, Curt, haftest mit Deinem Kopfe für ihn. Zugleich bereitet Alles zum Abzug; in einer Stunde brechen wir auf. — Halt!“ rief er jetzt den Abgehenden zu, „noch eins! Die Kameraden dieses Burschen laßt frei zu den Ihrigen ziehen, mit dem Bescheide, daß ich für keinen andern Preis den Gefangenen herausgebe, als um den Besitz der schönen Zigeunerdirne, deren Bräutigam sich der Narr hier zu nennen wagt.“ Mit diesen Worten winkte er den Kriegsknechten zu, sich zu entfernen.

Harrehk wandte sich noch einmal und warf dem Hauptmann einen durchbohrenden Blick zu. Dann folgte er rasch seinen Begleitern.

6.

Adolph von Falkenstein befand sich indessen in einem höchst leidenden Zustande. Zwar hatte sein Fieber nachgelassen, und auch die Wunden, von seiner sorgsamen Pflegerin kunstmäßig behandelt schlossen sich allmälig, und nur die Kopfwunde widerstand der sorgfältigen Pflege, obgleich die Schmerzen nicht mehr so furchtbar und sinnverwirrend auf ihn einwirkten. Aber ein anderes tieferes Uebel hielt ihn mit umstrickenden Banden auf dem Krankenlager darnieder. Die Sehnsucht nach der Heimath, eine wehmüthige Erinnerung an Alles verlorne Theure, die neue Trostlosigkeit seiner Lage, — hatten eine Art krankhafter Schwermuth in seinem Gemüthe erzeugt, und der Umstand, daß er all' seinen Kummer in sich verschließen zu müssen glaubte und nicht ahnete, mit welch' schmerzlichen Gefühlen ein ihm so nahes, liebendes Herz diese Leiden theilte, — dies gab seiner Stimmung einen düsteren, melancholischen Charakter. Er vermied sorgfältig jedes Wort, welches den Zustand seines Herzens seiner Umgebung hätte verrathen können. Aber in den stillen Nächten, wenn der Traumgott seine Sinne umfangen hielt, und die Bilder vor seinen geschlossenen Augen vorübergingen, da gab unwillkührlich, und dem Schläfer unbewußt, der Mund in vernehmlichen Lauten kund, was im Innern sich regsam entwickelte.

Alva, die nie von seinem Lager wich, war die beständige Zeugin seiner unfreiwilligen Geständnisse, und so schmerzlich dieselben auch zuweilen ihr liebendes Herz berührten, so nahmen doch die rührenden Klagen des edlen Jünglings, dem sie so Vieles verdankte, an dem sie mit heißer — aber leider nicht erwiederter — Liebe hing, ihre ganze Theilnahme in Anspruch, und sie schwor sich zu, ihrem heldenmüthigen Entschlusse treu zu bleiben, ihrer Liebe zu entsagen, und Alles daran zu wenden, sein Glück zu gründen, sey es auf Kosten des ihrigen erkauft. Ihre Ruhe war ja doch dahin, und sie hatte nun keinen andern Wunsch als den, für den Geliebten zu wirken und zu sterben, da sie nicht mit ihm leben konnte.

Die Aeltermutter war ob des unbegreiflichen Außenbleibens ihres Sohnes in ängstlicher Sorge und Unruhe. Keiner der Seinigen hatte ihn seit mehreren Tagen gesehen und mit ihm fehlten einige der wackern Burschen. Hulla, so hieß die Alte, kannte des Sohnes tollkühnen Sinn, und fürchtete für ihn das Aergste.

Da kamen endlich die verwißten Begleiter Harrehks im Lager der Horde an, jedoch ohne ihren Führer, mit dem sie ausgezogen. Auf das stürmische Befragen der Bande erzählten sie nun den Verlauf der Sache: wie sie schon auf dem Heimwege begriffen, auf eine Abtheilung kaiserlicher Soldaten gestoßen, und von einigen derselben verhöhnt worden; Harrehk, darüber aufgebracht, habe den Hohn mit Thätlichkeit vergolten. Darauf seyen sie von der Uebermacht gefangen und gebunden fortgeführt worden.

Schrecken und Zorn bemächtigte sich bei Anhörung dieses

Berichts der ganzen Bande, und die alte Hulla schwur, ihren Liebling zu retten, es koste, was es wolle. Als aber die Begleiter des Hauptmanns weiter erzählten, wie eine versuchte Flucht gänzlich fehl geschlagen und sie auf's Neue in die Hände ihrer Feinde geliefert; — als sie endlich auf den Antrag des Hauptmanns kamen, die schöne Alva als Lösegeld für den geliebten Häuptling auszuliefern, — da standen die Zuhörer starr, und stumme Verzweiflung sah aus jeglicher Miene. Die unglückliche Alva stürzte mit einem Schreckensruf der Aeltermutter zu Füßen, und beschwor sie mit gerungenen Händen, den schändlichen Vergleich nicht einzugehen, und sie nicht an den bübischen Hauptmann auszuliefern.

Hulla hatte während des letzten Berichts in tiefen Sinnen gestanden, und ein innerer Kampf malte sich in ihren Zügen. Aller Augen waren auf die von Jedem hochverehrte Mutter ihres Häuptlings gerichtet, deren Klugheit und Weltkenntniß schon oft der Bande aus mißlichen Verhältnissen geholfen; Alva lag trostlos zu ihren Füßen, und schien in Thränen zerfließen zu wollen, — als die Alte plötzlich das graue Haupt hob, und mit ungewöhnlichem Ernste mitten in den Kreis der Zigeuner trat:

„Weinet nicht, Kinder!" begann sie, den festen Blick auf die Gespannten richtend. „Ihr wißt, daß ich meinen Sohn heißer liebe, als je eine Mutter den mit ihrem Herzblut Genährten lieben kann. Ich weiß auch, daß Ihr alle ihn treu ehrt und treu an ihm hängt. Keiner von Euch würde anstehen, das Leben seines Hauptmanns mit dem eignen zu erkaufen. Ich selbst würde willig diesen grauen Kopf für die Erhaltung Harrehks, meines Herzblatts, zum Opfer liefern. In den Vorschlag aber, dieses Kind hier" — sie legte die Hand sanft auf das Haupt der vor ihr knieenden Alva, — „in die Klauen jenes Teufels zu geben, kann ich nicht willigen, und wenn es selbst das Leben meines einzigen Kindes kosten sollte."

Alva hob den thränenden Blick dankbar empor, und bedeckte die Hand der Alten mit Küssen.

„Warum ich dieß verweigern muß," fuhr Hulla fort, „dazu ist mehr als ein Grund vorhanden. Für's Erste lieb' ich das Mädchen, wie mein eigen Kind, und Ihr Alle wißt, daß sie reichlich diese Liebe und die Sorgfalt, die wir an sie verwendet, sowohl mir als uns allen vergolten hat."

„Das hat sie! — — ja, das wissen wir! — —" murmelten die Zigeuner durcheinander, die nicht ohne Theilnahme auf die Unglückliche blickten.

„Gut also;" sprach die Aeltermutter weiter. „Eure Anerkennung erfreut mich, und ich danke Euch im Namen Alva's dafür. — Ein zweiter Grund, mich jenem empörenden Ansinnen zu widersetzen, ist der Wunsch, meine schöne Alva dereinst," — hier streichelte sie die Wangen der Erbebenden, — „mit meinem Harrehk zu verbinden und so Kühnheit und Kraft mit Schönheit und Milde zu vereinen, zur Wohlfahrt der ganzen Bande."

Alva drückte ihr Gesicht in das Gewand der Sprecherin, während ein frohes Gemurmel durch die Reihen der braunen Gestalten lief.

„Der dritte Grund endlich," endete Hulla, „betrifft ein Geheimniß, das Alva allein angeht, und welches ich zu seiner Zeit auch Euch mittheilen werde. Die Unmöglichkeit also, meinen Sohn auf diese Art zu lösen, ist klar. Er würde es uns überdieß schlechten Dank wissen, wenn wir die schöne Braut, die er mit aller Kraft seines starken Gemüths liebt, in die Hände seines Feindes, des wohllüstigen Welschen lieferten, und er bei seiner Wiederkunft das leere Nest fände. Mein Entschluß ist dieser: Wir brechen auf und ziehen uns nach der Gegend von Leipzig hin, wo die kaiserlichen und schwedischen Völker sich sammeln; allem Anscheine nach wird nächstens daselbst ein entscheidender Schlag geschehen. Auf jeden Fall finden wir dort die beste Gelegenheit, unsern Anführer, meinen geliebten Harrehk, mit List oder mit Gewalt aus den Händen seiner Feinde zu befreien; und überdieß ist auch für unser Gewerb daselbst eine reichere Ernte zu hoffen, als in diesen ausgesogenen Landen, wo der Freund vollends aufzehrt, was der Feind übrig gelassen."

Ein allgemeiner Beifall krönte den Vorschlag der Aeltermutter, und die ganze Horde beschloß einstimmig, mit dem kommenden Morgen aufzubrechen, da ohnedieß die Meisten sich nach dem regern Leben eines Kriegslagers sehnten, wo bei dem leichtsinnigen Soldaten, der heute verpraßt, was er gestern erpreßt, — mehr Gewinn zu hoffen war, als bei den armen Landbewohnern, die von Groß und Klein gedrückt kaum selbst das armselige Leben fristen konnten.

Während nun Alles sich zum Abzuge rüstete, Zelte abgeschlagen, Hütten niedergerissen, und alle beweglichen Güter auf Karren gepackt wurden, daß mit dem Frührothe der morgigen Sonne die Karavane marschfertig sey, — hatte Alva noch einen harten Stand mit der Aeltermutter, den kranken Falkensteiner betreffend. Die Alte wollte sich schlechterdings nicht mit dem Weitertransporte des verwundeten Jünglings befassen, der ihr ohnedieß durch Alva's lebhafte Theilnahme verdächtig geworden war. Schon lange hatte sie mit argwöhnischen Blicken ihre Pflegetochter belauert; aber diese wußte geschickt ihre Gefühle vor den Augen der Alten zu verbergen, und deckte über das helllodernde Feuer der Liebe den Mantel der Dankbarkeit und pflichtschuldigen Wiedervergeltung gegen den Retter ihres Lebens, wogegen denn Jene freilich nichts Erhebliches einwenden konnte und mochte; denn auch Hulla hatte unter der rauhen Außenseite ein gutes, menschenfreundliches Gemüth, und nur die Vorliebe für ihren Plan hatte sie in dieser Hinsicht eigensinnig gemacht. Da ihr Alva aber mit Bestimmtheit erklärte, daß sie es nimmermehr zugeben werde, daß der Kranke eben jetzt, da er auf dem Wege der Besserung sich befinde, dem Zufall und der Willkühr fremder Menschen überlassen werde, sondern daß sie dessen Pflege bis zu seiner vollkommenen Herstellung übernehmen wolle, und hoffe, ihm eine Stelle im kaiserlichen Heere zu verschaffen, sobald er sich rüstig genug fühlen würde, seinen jetzigen Zufluchtsort zu verlassen, — da gab sich Hulla endlich zufrieden. Sie beorderte nun ihre Leute, in mehrere Trupps vertheilt sich in der Richtung nach Leipzig hinzuziehen. In der Umgebung dieser Stadt sollten die verschiedenen Abtheilungen sich treffen und wieder vereinigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

Indeß nun David in der Zwischenzeit seine kaufmännischen Geschäfte besorgte, und theils selbst mehrere Reisen unternahm, theils seinen alten Schreiber oft verschickte, und Thomas sich mit seiner Gattin kummervoll nach einer andern Wohnung umsah, beschäftigten sich die beiden Kinder des Letztern, Joseph und Ad[illegible] viel mit den drei armen Negersclaven, die der reiche Onkel mitgebracht hatte. Zwei von ihnen mußten die niedrigsten Dienste verrichten, und wurden von dem alten Schreiber des Abends jedesmal in jene Kammer auf dem Hofe eingeschlossen. Der Dritte von ihnen, mit Namen Zuaro, genoß ein größeres Vertrauen, bediente ausschließlich seinen Herrn, und bewohnte neben der Stube des Schreibers ein eigenes Kämmerchen im Wohnhause. Die menschliche, theilnehmende Behandlung,

e in Thomas Familie fanden, fiel wie ein milder Sonnenstrahl i ihre kalte Nacht, und mit einer kräftigen, unbeschreiblich in- igen Liebe hingen sie sich vorzüglich an die beiden Kinder. uaro sprach deutsch, und durch ihn erfuhren sie gar viele schau- rhafte Beispiele von der Härte und Grausamkeit ihres Oheims. Der alte Schreiber war früherhin Sclavenvogt gewesen, und ur, weil er sich in unmenschlicher Behandlung und listigem An- aufe der Sclaven ausgezeichnet, von seinem Herrn zu diesem öhern Posten erhoben worden. Der Tag ihrer Abreise nach Europa, versicherte Tuaro, sey der größte Festtag in der gan- en Pflanzung gewesen, denn David's Sohn, ein guter mensch- icher Jüngling, habe einstweilen des harten Vaters Regiment übernommen.

Obgleich die weichen Herzen der Kinder von diesen Erzäh- ungen tief erschüttert und verletzt wurden, so drangen sie den- noch in den Neger, ihnen nichts zu verschweigen, denn sie hat- ten wohl bemerkt, daß er, trotz der mancherlei Vorzüge, die er vor den beiden andern Sclaven genoß, dennoch in viel trüberer Stimmung beharrte, als jene. Tuaro zögerte auch nicht, den gutmüthigen Kindern sein ganzes Herz aufzuschließen, und erzählte Folgendes:

„Dort, wo die Sonne die Erde lieber hat, weil sie dieselbe inniger erwärmt, als hier, und wo die Menschen alle meine dunkle ...rbe tragen, dort ist meine Heimath. Ach! es war so freund- und schön in den kleinen Hütten, in den großen Wäldern, ...n rauschenden Strömen, an dem Ufer des Meeres. Ich atte auch Eltern und Geschwister, ich besaß auch ein eigenes Hüttchen, zwar leicht gebaut, wie das Nest eines Vogels, aber auch wie dies die Freistatt der Liebe, und ein Weib war mein, mir theurer als mein Leben, meine Gumilla. O hättet Ihr sie nur gekannt, wie lieblich sie war! Solch' ein volles, freundli- ches Antlitz, mit dem dunkeln Sammet unserer Farbe überzogen, ist gar schön. Da sieht man nicht die wechselnden Schatten, wie in den Gesichtern der weißen Menschen, nein! da stehen die blit- zenden Augen wie Sterne, und die rothen Lippen wie die Strei- fen der Morgenröthe an dem Himmel der Nacht. — Wir lieb- ten uns Beide so innig, wir waren so reich und glücklich in un- serer Armuth und Einfalt. Da trug das Meer große fremde Schiffe an unsere Küste. Neugierig eilten wir, sie zu beschauen, bewirtheten gutmüthig die weißen Fremdlinge, und ließen uns für ihre elenden Kleinigkeiten, die wir für große Schätze hielten, in einen Tauschhandel mit ihnen ein. Ich befand mich einst, mit vielen meiner Landsleute, eben deshalb auf den Schiffen, und stand mit meiner Gumilla an einer Kiste voll Glaskoral- len, um ihr den schönsten Schmuck auszuwählen; da erhob sich plötzlich ein gräßlicher Lärm. Die Weißen hatten die Anker ge- hoben und zu den Waffen gegriffen und drangen auf uns ein, um sich unserer zu bemächtigen. Wir waren wehrlos, zu sehr überrascht, und wurden leicht überwältigt. Man band uns die Hände und stieß uns hinunter in den finstersten Raum des Schiffs. — Lebe wohl, Vaterland! ich habe dich nicht wieder gesehen! — Ich will Euch nichts von der langen schrecklichen Nacht er- zählen, die auf uns lag, während Gottes Sonne für jene Un- menschen oft aus dem Meere aufstieg."

„Wir wurden nach einer langen Fahrt endlich wieder an das Tageslicht hinaufgezogen, doch nur, um auf den Sclaven- markt geschleppt und dort verkauft zu werden. Wir sahen, wie Mann und Weib hier aus einander gerissen und an verschiedene Käufer verhandelt wurden, und zitterten vor einem gleichen Schicksale. Doch es schien uns besser beschieden; mein jetziger Herr kam und kaufte uns Beide."

„Unter den Peitschenhieben des alten Schreibers, der da- mals noch Sclavenvoigt war, lernten wir die schwerste Arbeit. Denkt Euch nur, ich mußte oft Zeuge seyn, wenn Gumilla grausam geschlagen wurde, und dennoch waren wir glücklich vor allen Andern, denn wir liebten uns und waren nicht ge- trennt."

„Meine Gumilla gebar mir endlich eine Tochter. Als ich, vor Freude weinend, das Kind am Herzen hielt, ahnete ich nicht, daß dieses schuldlose Wesen unser letztes Glück zertrüm- mern würde. Mein Weib blieb seit der schweren Stunde der Geburt schwach und kränklich, und unter den harten Arbeiten, zu denen sie dennoch schonungslos angetrieben wurde, schwand ihre Gesundheit immer mehr. Was menschliche Kräfte gestat- ten, nahm ich auf mich, was die Liebe vermag, habe ich für sie gethan. Aber dies genügte unserm Tyrannen nicht; er ent- fernte Gumilla von mir, und gab sie unter bessere Pflege, um die kränkliche Mutter mit ihrem schwächlichen Kinde auf dem nächsten Sclavenmarkte noch vortheilhaft genug zu verkaufen. Ich aber hoffte doch durch Ergebung das kalte Herz zu rühren, ich drängte mich an die schwersten Arbeiten, ich ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe, ich lernte Eure Sprache, und als bei grausamer Mißhandlung einiger neuen Sclaven diese über den Herrn herfielen und ihn erwürgen wollten, rettete ich ihm das Leben. — Er sah mich lange erstaunt an, reichte mir die Hand und sprach: Tuaro, ich danke Dir! Du sollst von jetzt an mein Leibsclave seyn und es gut haben!"

„Da umschlang ich seine Kniee und rief: O, ich will ja arbeiten, mehr als Alle, und es nicht gut haben, aber gib mir nur meine Gumilla wieder! Doch er kehrte mir kalt den Rücken und sagte: Das kann nicht seyn! Ich will Dir wohl ein ge- sunderes Weib geben; Gumilla ist mit dem elenden Kinde ja schon verkauft!"

Tuaro schlug die Hände vor die Augen: „Habt Ihr es gehört?" schrie er dann mit furchtbarer Stimme: „sie war verkauft!" — und hiermit warf er sich zur Erde und heulte laut, und als die Kinder mit ihm weinten und ihn liebkosten, drückte er sie an seine Brust und rief: „Ja Euch hab' ich lieb, Ihr seyd gut wie Gumilla! und für Euer Glück wollte ich in den Tod gehen."

Zwei Monate waren nun verstrichen und der Tag, an welchem das Gut ausgeboten werden sollte, in der Nähe. Viele Kauflustige hatten es bereits besehen, und da nicht zu zweifeln war, daß es um einen erhöhten Preis weggehn würde, so schien Thomas in Betreff desselben, seine Wünsche völlig auf- gegeben zu haben. Er fing auch wirklich an, seine Habseligkei- ten nach dem Schulhause hinüber schaffen zu lassen — wo man ihm, weil die Brandstätte des Pfarrhauses noch wüste lag, eine Stube eingeräumt hatte.

Nicht so gefaßt, wie er, waren Frau und Kinder. Sie saßen eines Abends in der schönen dichten Gartenlaube und weinten, denn die Mutter hatte eben den Kindern erzählt, daß fremde Menschen bald hier einziehen und sie selbst den geliebten Aufenthalt verlassen sollten, als der Neger Tuaro in die Laube trat und in großer Bewegung fragte:

„Ist es wahr, daß man Euer Eigenthum, dies Haus ver- kaufen und Euch hinaus weisen will? — Ich sehe ja schon die Sachen forschaffen!"

Die Kinder hingen sich an ihn und bejahten es weinend. Da hob er mit flammenden Augen die geballte Faust gen Him- mel, und seine vor Wuth bebenden Lippen stammelten Worte in seiner Muttersprache, die wohl einen furchtbaren Sinn haben mochten.

„Ich muß von Euch scheiden!" sprach er dann und um- schlang die Kinder: „Morgen früh schickt mich mein Herr nach Hamburg, um seine Abfahrt nach Amerika dort vorzubereiten. Eure Thränen und Flüche werden uns verfolgen, — Schreck und Verwünschung werden uns an Amerika's Küste wieder em- pfangen. — Aber der dort oben wird gegen uns Alle barmher- zig seyn!"

Wirklich mußte Tuaro am andern Morgen abreisen, denn gleich nach dem öffentlichen Verkauf des Nachlasses wollte David mit seinem Erbtheile zurückkehren. Ganz ausser Fassung nahm der Neger von der Familie Reinhagen Abschied und wollte die Kinder nicht aus den Armen lassen, bis ihn die rauhe Stimme seines Herrn rief, worauf er dann schnell das Pferd bestieg und davon sprengte. Auch den alten Schreiber schickte David an demselben Tage in die Stadt, wo er noch ein Geschäft zu Stande bringen sollte; und da er voraussah, daß jener über Nacht ausbleiben werde, befahl er ihm, sich wenigstens den kommenden Morgen bei guter Zeit wieder einzufinden.

So schlief denn David, nachdem er die beiden Neger selbst in ihre Kammer auf dem Hofe sorgfältig eingeschlossen, mit der Familie seines Bruders allein im Wohnhause.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Theater.

Ihr lieben Leutchen, euer Bogen
Ist viel zu schlafrig noch gezogen!
Meph.

Montag den 20. Oct.: Die Bekenntnisse v. Bauernfeld. Nach der sehr untragisch larmenden Neuigkeit von gestern erhielten wir heute eine andere, die sich des Beifalls des Publikums mehr als jene zu erfreuen hatte, und das mit Recht. Ueberrascht durch die erste kurze Scene gewinnt schon hierdurch die Handlung, in deren Mitte sich der Zuschauer plötzlich versezt sieht, ein eigenes Interesse, welches ihn durch den Wechsel anziehender Situationen bis zum Schlusse begleitet; überflüssige Verwickelungen vermeidend ergözt uns der Dichter durch Originalität und treffende Zeichnung seiner Charaktere. Herr Haas gefiel uns heute besser, wie neulich als Mortimer, wo er eine ziemlich schläfrige Figur machte. — Die Schlafrigkeit scheint überhaupt den Herren Bühnendirektoren zur andern Natur geworden zu seyn. Bei Hrn. Haas, der diese Würde niedergelegt, wird sich das wohl geben, wenigstens haben wir aus seinem heutigen Spiele einige Hoffnung geschöpft. Die gemüthliche Rolle der Julie wurde durch Dem. Dötschel recht gut gegeben, nur konnte sie uns als Lieutenant nicht gefallen, wo sie an dem losen Pagen von neulich einen recht mechanten Vorgänger hatte, den die Uniform ganz allerliebst kleidete. Eine dunkle Perrücke möchte bei Dem. Dotschel in doppelter Hinsicht am rechten Orte gewesen seyn.

Herr Waldmann als Assessor Bitter recht brav; wir sind demselben noch das gebührende Lob für seine vorzügliche Leistung als Leicester schuldig, welches wir ihm hiemit nachträglich zollen. Anna von Linden, gewiß die delikateste Parthie des Stückes, wurde von Mad. Gerlach vorzüglich gut aufgefaßt, und mit treffender Wahrheit dargestellt. Sie gab uns die junge liebenswürdige Weltdame mit dem leichten, gefälligen Anstande und jener zarten Teintüre von Koketterie, welche ihre Originale oft so pikant macht. Die feineren Nüancen ihres Spieles zeugten von dem richtigen Takte und der seltenen Gewandtheit der Künstlerin, welche der bei weitem gröste Theil des Publikums mit Vergnügen für die hiesige Bühne gewonnen sieht. —

Vorher sahen wir in dem kleinen, recht gut gegebenen Stücke: Die Großmama Mad. Wacker in der Titelrolle, welche sie zu unserer ganzen Zufriedenheit ausfullte. Als Großmamas, Mamsell Ranunkels und dergl. Parthieen, die ihrem Physischen angemessen, am liebsten als komische Alte mogen wir die Genannte recht gerne sehen. Aber beileibe keine Elisabeth mehr! Man kann eine recht wackere alte Mamsell und doch eine spottschlechte jungfräuliche Königin seyn. Zu Anstandsrollen gehört vor Allem Anstand, zur Elisabeth königlichrer und noch etwas weiteres. Statt der grausamen stolzen Beherrscherin Großbritanniens sahen wir höchstens eine sentimentale mediatisirte Reichsgrafin; und ob galante Betrachtungen über Leicesters Schönheit — oder stille Bewunderung des hinreissenden Spieles von Mad. Gerlach unsere gute Gef. bei der köstlichen Gartenscene so regungslos ließ? — nous n'en savons rien! —

Am Mittwoch den 22. October: Viktorine oder die Waise aus Genf A. d. Franz., das man wohlgethan hätte, den Franzosen wie manches Andere zu lassen! Dieses Ding, Drama genannt, entbehrt alles reelen Gehalts und ist lediglich auf einige Theater coups berechnet.

Heute blieb es beim kalten Schlag! und es mußte dem allzugutmüthigen Blitze mit einem brennenden Stecken von der Couliße aus nachgeholfen werden. Dem. Dötschel als Viktorine machte aus ihrer lappischen Rolle, was daraus zu machen war; Herr Ellmenreich und Mad. Wacker thaten das ihrige, sowie der redliche alte Pastor Egerthon (Hr. Bürchl) troz seines bedeutenden Asthma; wir waren wirklich recht froh für den guten Alten, der vor Keuchen keine drei Worte zusammenhängend herausbrachte, daß ihn ein Zufall an der bei seinem engbrüstigem Zustande gefährlichen Nachtpromenade verhinderte.

Ein erbärmliches Praludium zu dem ohnedieß schon sehr matten Stücke lieferte Herr Dennerlein, der Einiges aus dem Thierreiche improvisirte mit Begleitung eines J—a Quatuors *). Daß jener [illegible] auf dem Miste des Hrn. Dennerlein gewachsen, glauben wir gerne, [illegible] er roch gewaltig nach der basse-cour. Sollte indessen der [illegible]vorstand seine Stellung so sehr verkennen, für die Zukunft ähnliche Ungezogenheiten zu gestatten, dann werden auch wir mit einigen Piezen aus der histoire naturelle der hiesigen Bühne aufwarten, und uns bemuhen, durch das Ergözliche derselben ein verehrtes Publikum für den Mangel an Achtung von Seiten der Direktion zu entschädigen. Garel

Freitag, 24. October. Richards Wanderleben. Kaum waren uns gleich nach Eröffnung der Bühne die würzigen Kuchen Pfefferrösels aufgetischt, so ging es rasch an's Freyen und nun kam es richtig auch zum Wandern. Herr Haas als Wanderer gefiel uns nicht so gut wie sein Vorganger in dieser Rolle. Herr Seeliger mußte bei aller Jovialitat seinem Richard jene gemüthliche Schwärmerei zu erhalten, die der Dichter mit in diesen Charakter legte, welche aber durch die etwas grelle Manier des heutigen Darstellers verloren ging. Auch könnten wir nicht billigen, wenn der Schauspieler allzu laut kund gibt, wie sehr er in all die schönen Sachen verliebt ist, die er zu sagen hat. Hr. Ellmenreich als Heinrich Donner machte uns wahrhaft Freude; dagegen war Hr. Waldmann in der letzten Scene etwas zu phlegmatisch; er hätte besser d'reindonnern sollen. Hr. Rfedke steuerte seinen Matrosen recht brav an's Ziel, und auch des Hrn. Oehelein müssen wir lobend erwähnen. Herrn Franke bitten wir indessen, von unserer Maria Stuart zu lernen, wie man stehen und gehen soll, ohne Stühle umzuwerfen. Und was sagen wir endlich zu Dir, du mildstrahlender Stern Sophie, du süße, liebliche Herrnhuterin? — Mein Gott! ist denn kein Körfgen da? — (Forsetzung nach Belieben.)

---

*) La claque — auch eine Neuerung!

Auflösungen in Nro. 82: a) des Sylben-Räthsels: Gassenhauer b) des Gleichnamens: Kreuzer.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 83: Dinér Diener.

Auflösung des Räthsels in Nro. 84: Räthsel — Siehe die Anfangsbuchstaben.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 85: Glucke. Gluck.

Auflösungen in Nro. 86: a) des Sylben-Räthsels: Altbacken. b) des Palindroms: Ecker — Eichel. Recke.

(Von der Mnemosyne erscheinen wochentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

ꝛro. 88.　　　　Sonntag, 2. November 1834.

Als der Erschaffende von seinem Angesichte
Den Menschen in die Sinnlichkeit verwies,
Und eine späte Wiederkehr zum Lichte
Auf schwerem Sinnenpfad ihn finden hieß;
Als alle Himmlischen ihr Antliz von ihm wandten,
Schloß sie, die Menschliche (die Schönheit) allein,
Mit dem Verlassenen, Verbannten
Großmüthig in die Sterblichkeit sich ein.
Hier schwebt sie mit gesenktem Fluge
Um ihren Liebling, nah am Sinnenland,
Und malt mit lieblichem B truge
Elysium an seine Kerkerwand.

Schiller.

Alva.

(Fortsetzung.)

Alva hatte während dessen einen Plan sich ersonnen, des-
en Ausführung sie angelegentlich zu betreiben beschloß. Sie
og für's Erste den schwarzen Riccel, seiner Gewandtheit und
Schnelligkeit wegen in der Bande der Pfeil genannt, auf
ie Seite, und übergab ihm, dessen Ergebenheit und Treue
le schon bei mancherlei Vorfällen erprobt hatte, ein Schreiben
nit dem Auftrage, solches an die Edelfrau von Falkenstein
uf der Burg Falkenstein zu bestellen, und nach drei Tagen
nit der Antwort sich in der Nähe des Schlosses Hohenstein
einzufinden, woselbst er mit der Bande wieder zusammentreffen
würde. Auf Riccels Verschwiegenheit und Klugheit konnte sie
rechnen, und da bei den Hin- und Herzügen der Ihrigen die
einzelnen Mitglieder der Bande öfters vom Wege ab seitwärts
streiften, so konnte seine Abwesenheit nicht auffallen. Die
Aeltermutter hatte sie schlau zu überreden gewußt, daß die
Straße, an welcher das Schloß des Grafen von Erba lag,
die sicherste und bequemste sey, und da dieß überdieß nicht
vom Wege abführte, so hatte Hulla nichts dagegen einzu-
wenden.

Alva bereitete nun mit geschäftiger Eilfertigkeit für ihren
Kranken ein bequemes Lager auf einem der Karren, die, von
rüstigen Burschen gezogen, das Gepäcke der Gesellschaft ent-
hielten, und empfahl den Führern den ihnen anvertrauten Lieb-
ling aufs Angelegentlichste.

So zog denn mit Anbruch des folgenden Tages die ganze
Horde in vier Abtheilungen auf verschiedenen Wegen von dan-
nen. Auch Alva's Bote, der schwarze Riccel, wie er auch
seiner dunkeln Gesichtsfarbe und seines pechschwarzen Haares
wegen von den Seinigen genannt ward, hatte sich unter einem
schicklichen Vorwande von den Uebrigen getrennt, um seine
Sendung zu vollbringen. Das Schloß Falkenstein lag eine Tag-
reise von dem gegenwärtigen Lagerplatze, und da man von
hier an bis Hohenstein ohngefähr zwei Tagreisen zu machen
hatte, auch die Bande des vielen Gepäcks wegen ihren Marsch
nur langsam fortsetzte, so konnte Riccel leicht zur festgesetzten
Frist am bezeichneten Orte eintreffen.

Alva unterrichtete den Junker von Falkenstein von dem
vorzuhabenden Zuge, der in seinem dumpfen Hinbrüten wenig
Rücksicht darauf nahm, und geduldig alles mit sich vornehmen
ließ, auch an allem dem, was um ihn her vorging, wenig
Antheil bezeigte.

So gelangte die Karavane ohne weitere Fährlichkeiten am
dritten Tage in der Nähe des Schlosses Hohenstein an, wo-
selbst man auf Alva's Betrieb ein Lager aufzuschlagen und
einen Ruhetag zu halten beschloß. Die Bande war auf ihrem
Wege auf mehrere Haufen kaiserlichen Volkes gestoßen, die
sämmtlich nach Leipzig sich hinzogen; da die Zigeuner aber
sorgfältig jeder Berührung mit den Kriegsleuten auswichen,
so waren sie, ohne in Mißhelligkeiten mit denselben zu ge-
rathen, ungehindert fürbaß gezogen.

7

Auf dem gräflichen Schlosse war seit dem Entweichen des
Junkers v. Falkenstein eine große Veränderung vorgegangen.

Die siegreichen schwedischen Heere drangen im Norden
Deutschlands immer weiter vor, und der kaiserliche
Adler entzog seine gelähmten Schwingen nur mit Mühe den
mächtigen Pranken des nordischen Löwen. In mehreren be-
deutenden Gefechten geschlagen, sammelten die katholischen
Heere noch einmal ihre Krieger, um mit vereinter Kraft und
der letzten Anstrengung der Verzweiflung dem Vordringen der
vom Glücke begünstigten und von den meisten Fürsten Nord-
deutschlands unterstützten Schweden Einhalt zu thun. — Zahl-
reich zogen zwar die alten versuchten Krieger aus den spani-
schen Niederlanden, vom Rheine und der Mosel nach den
Werbeorten kaiserlicher Heeresabtheilungen, und bald sah sich
Wallenstein, der nach Tilly's Tod zur obersten Führung der

katholischen Kriegsmacht berufen ward, an der Spitze einer zahlreichen Armada, deren Kern die gefürchtete Schaar der Pappenheimer bildete; — zwar hatte sich das Heer der Liga, welches ihm der Feldmarschall Graf Pappenheim zugeführt, bedeutend verstärkt, — aber jener alte, ruhmgekrönte Feldherr, an dessen Schritte die Victoria gefesselt schien, Graf Tscherklas v. Tilly, der in dreißig Schlachten Sieger geblieben, war nicht mehr. Er hatte seinen Heldengeist zu Ingolstadt an der Donau ausgehaucht, woselbst er an einer Schußwunde in den Schenkel, die er einige Tage zuvor in einem scharfen Gefechte beim Uebergange der Schweden über die Donau nahe bei obgedachter Stadt erhalten, nach einem langen, unruhigen Leben verschieden war. Mit dem Untergange seiner Glückssonne hatte sich auch der Stern des katholischen Heeres seinem Untergange geneigt.

In dieser bedrängten Lage ergriffen alle einzelnen Edelleute und Güterbesitzer der katholischen Partei die Waffen und führten selbst das Aufgebot ihrer Unterthanen in die Feldlager der kaiserlichen Heere.

Auch Graf Heinrich v. Erba hatte seine Vasallen aufgeboten und führte in eigener Person eine starke, wohlgerüstete Reiterschaar ins kaiserliche Lager. Sein zukünftiger Eidam, der junge Graf Rothenfels, befehligte im Namen seines alten, kranken Vaters eine selbstausgerüstete Abtheilung Kürassreiter unter des Feldmarschalls Pappenheim Commando. Graf Heinrich hatte zur Obhut seines Schlosses und der geliebten Tochter das Landvolk bewaffnet und ins Schloß beordern lassen, welches während der Abwesenheit seines Herrn dessen Eigenthum und vor allem das schöne Fräulein wohl hüten und wahren sollte.

So schwer auch der reizenden Bertha der Abschied von dem zwar strengen, aber doch innig geliebten Vater auf's Herz fiel, so dankte sie doch diesem zugleich die Befreiung von der lästigen Gegenwart des zudringlichen Freiers. Sie war sich zwar keines hinlänglichen Grundes bewußt, der ihre Abneigung gegen den stattlichen, reichen Grafensohn entschuldigt hätte; aber sie fühlte es, daß sie nie als dessen Gattin glücklich werden könne. Im Hintergrunde ihrer Seele stand noch ein anderes Bild, das wie ein holder Stern aus weiter Ferne ihr freundlich zuschimmerte: das Bild des schönen, edelmüthigen Jünglings, der sie aus schrecklicher Gefahr errettet. Es war ihr in seiner Nähe immer so wohl gewesen, ohne gerade eines bestimmten Gefühles sich bewußt zu werden. Da mußte die thörichte Eifersucht des ungeliebten Nebenbuhlers auf einmal das Dunkel lichten und ihr zeigen, wie Adolph ihr werther geworden, als es vermöge ihrer beiderseitigen Verhältnisse hätte seyn dürfen. Sie kannte des stolzen Vaters unbeugsamen Sinn, und wußte, daß nichts ihn von seinem einmal gefaßten Beschluße abbringen konnte. Doch die Liebe fragt ja nicht nach Geld und Stammbäumen; sie schafft sich selbst eine eigene Welt, aus der jedes thörichte Vorurtheil verschwunden ist, und nur persönliche Vorzüge gelten.

Bertha verschloß ihr süßes Geheimniß tief in das liebende Herz, und faßte den edeln Entschluß, als folgsame Tochter die aufkeimende Neigung zu unterdrucken, und ihren kindlichen Pflichten getreu nachzuleben. — Adolphs plötzliches Entweichen, dessen Ursache sie wohl ahnete, und die ihr aus dem Toben der beiden Grafen bald zur völligen Gewißheit wurde, traf wie ein verheerender Hagelschlag die junge Saat ihrer emporgesproßten Liebe. Sie fühlte nun erst, wie unentbehrlich der Entflohene ihrem Herzen geworden, und daß nur das beständige Beisammenleben mit ihm unter einem Dache ihr den Muth gegeben hatte, ihm zu entsagen. Desto höher stieg aber nun ihr Widerwille gegen eine Verbindung, für welche nie eine Stimme in ihrem Innern gesprochen hatte; und sie nahm sich fest vor, standhaft jede Bewerbung des Mannes auszuschlagen, der ihren Lebensretter so kränkend behandeln und sie durch dessen Entfernung um ihr schönstes Glück bringen konnte. — Mit betrübtem Herzen sah sie den Vater an der Spitze seiner Reisigen abziehen; aber frohen Muthes sagte sie dem lästigen Brautwerber Valet, der ihr hoch betheuerte, nur als Sieger und mit Ruhm bedeckt aus dem Kampfe zurückkehren und die errungenen Lorbeeren zu den Füßen seiner Dame niederlegen zu wollen. Mit dem Abzuge der beiden Grafen fühlte sie sich um vieles leichter und freier; sie konnte nun ungestört ihren Gedanken nachhängen, und tröstete sich daher leichter über die Abwesenheit des geliebten Vaters, den sie tagtäglich in ihrem Gebete dem besonderen Schutze der Heiligen empfahl.

Eines Tages saß sie auf einer Terasse des Schloßgartens, um sich der wohlthuenden Wärme der schönen Herbstsonne zu erfreuen. Die allmählig absterbende Natur, das fallende Laub, die hie und da schon kahlen Bäume, das fahle Grün der Wiesen und Wälder, — dieß Alles versetzte sie in eine ernste Stimmung. Ihre Gedanken schweiften in die Vergangenheit hinüber, und die bunten Bilder derselben entschleierten sich ihren sinnenden Blicken. Sie gedachte der entschwundenen ersten Jugendzeit mit wehmüthiger Rückerinnerung.

Früh hatte sie die geliebte Mutter verloren, die, ein Muster deutscher Frauen, ein Engel an Schönheit und Güte, den ersten guten Grund zu Bertha's Erziehung gelegt hatte, die ganz ihr Ebenbild zu werden versprach. Der Graf, der seine Gattin angebetet, war über ihren frühen Verlust untröstlich. Doch linderte endlich die Zeit, die den heilsamsten Balsam für jede Wunde in sich trägt, auch seinen Schmerz, und er trug nun seine ganze Liebe auf das einzige Pfand, was ihm von der Geschiedenen geblieben, über, und verwendete Alles auf die Erziehung und Ausbildung der reizenden Tochter, die auch den Wünschen des zärtlichsten Vaters in jeder Hinsicht vollkommen entsprach. Sie blühte auf wie ein junger Rosenstrauch, der bei sorgfältiger Pflege üppig aufschießt und die herrlichsten Blüthen treibt. Ihr schlanker Wuchs, das Ebenmaaß ihres Gliederbaues, das lieblich gerundete blühende Gesichtchen, auf welchem Unschuld und Frohsinn ihren Sitz aufgeschlagen hatten, das klare, azurblaue Auge, das schöne blonde Haar, das in goldigen Locken den Lilienhals und den Schnee der keuschen Brust umspielte und in üppigen Flechten über den Alabasternacken herabfloß, — dieß alles bildete ein meisterhaftes Ganze, und die Schönheit der jungen Gräfin war bald in der ganzen Umgegend gepriesen, und jeder beneidete schon im Voraus den Glücklichen, der solch' köstlich Gut dereinst sein nennen dürfte.

Graf Heinrich bemerkte mit stillem Entzücken das glückliche Gedeihen der köstlichen Pflanze, und beschloß, dieselbe nur an einen ihrer würdigen Platz zu versetzen. Seine Wahl eines Bräutigams für die schöne Bertha fiel auf den jungen Grafen Albert v. Rothenfels, der ihm als Grenznachbar um so mehr angenehm war, als er auch mit dessen Vater seit langen Jahren auf freundschaftlichem Fuße gelebt hatte. Ueberdieß war das Geschlecht der Grafen v. Rothenfels eines der ältesten im Lande, und die beträchtlichen Güter dieser Familie stießen an die Grafschaft Erba, so daß durch die beabsichtigte Vereinigung der beiden Häuser deren Besitzungen in Eins verschmolzen wurden, und der Reichthum und das Ansehen beider Parteien mächtig steigen mußte. Beide Theile waren mit diesem Plane vollkommen zufrieden, und Graf Albert war stolz darauf, die Krone aller Grafentöchter bald als seine Gattin heimführen zu können. — Die Neigung der jungen Gräfin wurde hierbei nicht in Betracht gezogen, da der strenge Vater voraussetzte, daß der väterliche Wille der folgsamen

Tochter als heiliges Gebot gelten werde und müsse, auch keinen Grund einsah, der die kaum den Kinderjahren entwachsene Jungfrau sollte vermögen können, den schmucken, ansehnlichen Freiersmann auszuschlagen.

Da begab sich jener Zufall, der den jungen Falkensteiner auf das gräfliche Schloß führte. — Nicht allein Dankbarkeit hatte den Grafen dazu vermocht, den unbemittelten Jüngling bei sich aufzunehmen; noch eine andere Absicht bestimmte ihn. Da Graf Erba nemlich keinen Sohn, und auch keinen Verwandten hatte, der Sohnesstelle bei ihm hätte vertreten können, so schien es ihm ein Wink des Schicksals zu seyn, den jungen Falkenstein, dem er sich doch nun verpflichtet fühlte, und der obendrein einer drückenden Lage entrissen wurde, als eine Stütze im herannahenden Alter sich aufzuziehen. Der Erfolg entsprach auch ganz seinen Erwartungen; denn Adolph's reger Geist faßte leicht und schnell, und bald hatte er sich alle Kenntnisse zu eigen gemacht, die damals den angesehenen Edeln zierten, — als plötzlich das Erscheinen Alberts v. Rothensels auf Hohenstein und längeres Verweilen daselbst den schönen Plan zerstörte.

Graf Albert, dessen hochfahrender Sinn und jähzorniges Gemüth leicht gereizt werden konnte, sah mit mißtrauischen Blicken auf den schönen Edelzögling, der von Tag zu Tag stattlicher heranblühte. Seine aufgeregte Eifersucht glaubte zwischen ihm und der jungen Gräfin ein geheimes Einverständniß zu bemerken, und da er vollends die Ursache von des Junkers Hierseyn erfuhr, so schlug der Funke der Eifersucht in helle Flammen an, und er beschloß den gefährlichen Nebenbuhler um jeden Preis zu entfernen. Er reizte absichtlich den Bescheidenen, und ließ denselben öfters seine Abhängigkeit durch barsches Entgegnen empfindlich fühlen; aber Adolph gedachte seines, der Mutter und dem Grafen gegebenen Wortes, und ertrug mit standhafter Geduld, obgleich mit blutendem Herzen, diese erniedrigende Behandlung. Als der eifersüchtige Bräutigam sah, daß sein Bemühen an der Standhaftigkeit und Mäßigung des Beleidigten scheiterte, suchte er zunächst durch Verläumdung denselben um die Gunst des Grafen und seiner schönen Tochter zu bringen. Bei dem erstern schien ihm dieß auch wirklich zu gelingen. Der stolze Graf, der dem Gedanken nie Raum gegeben hatte, daß der arme Pflegling seine Augen kühn bis zu der Tochter seines Wohlthäters erheben könne, fing nun im Ernste an, die Schritte des Jünglings zu beobachten, um demselben seine untergeordnete Stellung mehr fühlbar zu machen. Desto weniger Eingang fanden die Verläumdungen des ränkevollen Grafen bei der jungen Gräfin. Diese hatte, von dem lebhaften Dankgefühle ihres warmen Herzens und dem einnehmenden Wesen des jungen Falkensteiners bestochen, denselben bereits lieb gewonnen, und ahnete daher bald den wahren Grund der Einflüsterungen des ihr lästigen Brautwerbers. Seit Adolphs Entfernung fiel jener vollends in ihrere Gunst, und sie hielt nur um des strengen Vaters willen das gute Vernehmen mit dem jungen Grafen aufrecht. — Aber mit um so wärmerer Theilnahme dachte sie täglich, ja stündlich an den Entflohenen, und sein Bild grub sich durch diese Zufälle tiefer in ihr Herz ein, als daß die leeren Schmeichelworte eines ungeliebten Freiers dasselbe daraus hätten verdrängen können.

Noch saß die junge Gräfin so in träumerischem Sinnen, als der Schloßvogt auf sie zukam und ihr meldete, daß eine Truppe fahrender Zigeuner vor dem Schlosse halte und um die Erlaubniß nachsuche, dem gräflichen Gesinde mit Spiel und Kurzweil und mancherlei schönen Künsten eine fröhliche Stunde zu verschaffen. Auch bäten sie um die Vergünstigung, eine Nacht auf gräflichem Grund und Boden zubringen zu dürfen, wogegen sie versprächen, daß nicht der geringste Unfug statt haben solle, und sie morgenden Tages friedlich wieder ihre Straße ziehen würden.

Gräfin Bertha, die keinem Bittenden die Gewährung versagen konnte, ertheilte gern ihre Einwilligung hierzu, und versprach, selbst in den Schloßhof hinunter zu kommen, und Theil an der Freude ihrer Leute zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte am folgenden Morgen der Zeiger sechs Uhr geschlagen, als Thomas todtenbleich aus seiner Thüre über die Straße zur Wohnung des Dorfrichters hinstürzte, und ihn beschwor, sich eiligst zu ihm zu verfügen, denn sein Bruder David schwimme drüben im Blute. Der Richter erschien mit den beiden andern Gerichtspersonen und auch der im Dorfe wohnende Bader, welchen Joseph herbeigerufen, war zugegen, als man in das Zimmer trat. — Hier zeigte sich ein schauderhafter Anblick. David lag aufgedeckt, blutig und todt im Bette, in der Brust waren mehrere tiefe Wunden sichtbar, in deren einer noch das Messer steckte. Die rechte Hand schien nach diesem gegriffen zu haben, denn einige Finger waren zerschnitten; die linke Hand aber, an welcher er einen kostbaren Ring zu tragen pflegte, fehlte gänzlich und war im vorderen Gelenke abgelöst. Blut floß auf den Dielen umher und am Bettlacken schien sich der Mörder die Hände abgewischt zu haben. Die Nachtlampe brannte noch; die Papiere und das Geld des Ermordeten lagen unangerührt.

Während dem nun Bestürzung und Entsetzen die Anverwandten des Ermordeten betäubte und die Gerichte das Nöthige verfügten, kam der alte Schreiber von seiner Reise zurück. Er trat vor das Bett des Ermordeten, sah ihn lange scharf an, und sagte endlich: „Ja, ja! Du bist stumm! aber ich verstehe Dich wohl!" und indem er sich mit einem widrigen Lächeln zu Thomas wendete, der bleich und wie vernichtet neben ihm stand, fuhr er fort: „Nicht wahr, mein Herr Pastor, der nahe Licitations-Termin wird nun überflüssig?" — — Thomas verstand ihn nicht, und wollte ihm erzählen, wie er den Bruder gefunden; allein der Alte sagte: „Ich will Ihnen das ersparen und mich von Allem selbst unterrichten!" und hiemit schlich er im Hause umher, fragte die Kinder und Dienstboten aus, und besah das unversehrte Schloß an der Kammer der beiden Sclaven, wozu der Schlüssel noch in David's Rocktasche steckte. Nachdem er hierauf dem Neger Tuaro einen Eilboten nachgesendet und ihm befohlen hatte, unverzüglich nach Surinam abzureisen, um der Familie die Trauerpost zu hinterbringen, eilte er selbst, zu dem Gerichtshof sich zu begeben, wo er den Pfarrer Thomas Reinhagen als Mörder seines Bruders peinlich anklagte.

Dieser wurde hierauf mit seiner Familie eingezogen und es waren allerdings Umstände genug vorhanden, die ihn dem Verdacht des Mordes aussetzten.

Die Nähe des unseligen Termins, der seine Wünsche und Hoffnungen stören sollte, und das harte Benehmen des Bruders, konnte wohl einen verzweifelten Entschluß erzeugt haben, und da kein Fremder in dem Hause geschlafen hatte, da, wie Thomas selbst versicherte, die Hausthür am folgenden Morgen noch fest verschlossen gewesen war und er das in der Brust steckende Mordmesser für ein ihm zugehöriges Küchenmesser anerkennen mußte, was blieb da auch den Richtern zu glauben übrig, als daß er des Brudermordes wirklich schuldig sey. Nur konnte Niemand begreifen, weshalb man dem Ermordeten die linke

Hand abgeschnitten habe; denn die Behauptung des alten Schreibers, daß es jeden Falls geschehen sey, um sich des kostbaren, vielleicht feststeckenden Ringes zu bemächtigen, ward deshalb unwahrscheinlich, weil man übrigens alle vorhandenen Gelder und Papiere unangerührt gefunden hatte. Man hoffte jedoch, dem Mörder, mittelst des Ringes, am sichersten auf die Spur zu kommen, da, nach Angabe des Schreibers, auf der Fassung des köstlicher Rubins die Buchstaben, D. G. R., als Anfangsbuchstaben der Namen des Ermordeten (David Gottlieb Reinhagen) stehen sollten.

Die Untersuchung ging nun ihren Gang. Allein so lange sie auch dauerte und so vorsichtig und einsichtsvoll die Richter auch immer dabei verfuhren, es blieb dennoch bei dem bloßen Verdachte gegen den Prediger, und weil dessen zeitheriges, so unbescholten geführtes Leben, weil die Art, mit der er sein Unglück ertrug, und das Zeugniß aller Menschen, die ihn kannten, für seine Unschuld sprach, so wurde er, da man etwas Weiteres nicht auf ihn bringen konnte, zwar endlich seiner Haft entlassen, doch mußte der Unglückliche die Kosten der Untersuchung tragen, und ward, bis zum Erweis seiner Unschuld, vom Predigeramte suspendirt, indeß man die Pfarrstelle zu Immenhain einem Andern übertrug.

Der alte Schreiber nahm eine Abschrift der sämmtlichen Untersuchungs-Acten, um sich damit vor Davids Familie zu rechtfertigen, und reis'te mit den beiden Negersclaven nach Surinam zurück.

Während dieser Criminal-Untersuchung hatte die Regierung auch die Erbtheilung der Reinhagenschen Familie fortschreiten lassen. Der väterliche Nachlaß war veräußert, und die eine, auf David fallende Erbportion ad depositum genommen worden, bis dessen Erben sich als solche beglaubigen und darüber verfügen könnten. Die andere, dem armen Thomas gehörige, ging aber fast gänzlich für Untersuchungskosten auf.

Wer den Prediger kannte, hielt ihn für unschuldig; die Gemeinde beklagte den Verlust des geliebten Lehrers und Freundes; aber seine Geschichte war das Gespräch des Tages geworden, und da Viele, vom Scheine getäuscht, dennoch den Stab über ihn brachen, so zog der unglückliche Mann, seine Sache Gott anheimstellend, mit seiner Familie hinweg und kaufte in einem abgelegenen Dörfchen, vom Reste des Vermögens, ein Häuschen, wo er kümmerlich von seiner Hände Arbeit und nur der Erziehung seiner Kinder lebte.

Um diese Zeit brach der große, fast allgemeine Krieg aus, und verheerte Deutschland. Auch Thomas fühlte den Druck der Zeit und ward immer vertrauter mit der Armuth. Aber das Schicksal des Vaterlands ging ihm näher zu Herzen, als sein eignes, und da er selbst in den Kampf nicht mit hinausziehen konnte, so gab er seinem Joseph freudig den Segen, der als Freiwilliger sich in die Reihen der Tapfern zu stellen eilte. Allein der blutige Krieg schritt immer näher; bei einem Gefechte brannte ein Theil des Dorfes und auch Reinhagens Häuschen ab. Joseph fiel auf dem Schlachtfelde bei Görschen und seine unglückliche Mutter starb vor Schreck und Gram.

So stand denn Thomas mit dem Herzen voll Liebe und Frömmigkeit, wie ein verstoßener Bettler da und hatte nichts mehr auf der weiten Welt, als seine holde, liebliche Tochter Ada.

Endlich schlossen die Streitenden wieder Friede. Da wagte es Reinhagen, sich an die Landesregierung zu wenden und ihr seine Schicksale darzustellen.

Er fand Gehör und Theilnahme; denn wie hätte man zu einer so frohen Zeit, wo ja so vielen Sündern vergeben ward, nicht auch einem Unglücklichen wieder aufhelfen wollen, den sein Wandel rechtfertigte und frei sprach, obgleich er nicht seine Unschuld vor Gericht beweisen konnte. Man ertheilte ihm daher das erledigte Diakonat zu G., und hier war es, wo wir ihn zuerst kennen lernten.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Theater.

Ruhig, Kerl, ruhig! tritt beiseit!
Weißt du auch, wer du bist?
Shakspeare.

Sonntag, 26. Oct. Jacob und seine Söhne in Egypten. Musik von Mehul. Die unter aller Kritik gegebene Oper erspart uns die Recension. Merci pour la peine! —

Montag, 27. Oct. Zwei Nichten für eine, von Kotzebue. Eines der schwächeren Lustspiele des fruchtbaren Verfassers. In dem einzigen hervortretenden Charakter der Mamsell Käsewurm scheint uns mehr als ein bloser Verstoß gegen die dem schönen Geschlechte schuldige Rucksicht zu liegen; wie kann ein, in der Hauptstadt lebendes, hubsches junges Madchen, welches einen so galanten Schreibmeister hat, so gar albern seyn! — Dem. Dötschel ergötzte durch naive Sprache und treue Mimik, und in ihrer Tournüre lag so viel gut angebrachte Gaucherie als in jener von Mad. Gerlach (Ernestine) Gewandtheit; nur durch ihre vollendete Darstellung wurde letztere, vom Autor nicht mit Vorliebe behandelte Rolle, für die Zuschauer die interessanteste. Dem. Stern d. Jung. als Leopoldine, bewies heute neben ihren beiden Colleginnen (pardon pour le mot, mesdames!) daß sie gar nichts zu leisten vermag. Wann wirst du, traurige Plejade, bei deren Erscheinen sich immer eine Eisrinde um unsere Brust legt, an unserem Bühnenhorizonte untergehen, — warum entzieht dich der Chor, gleich einer Wolke, nicht unsern Blicken?! —

In dem darauffolgenden Lustspiele „Bub' und Dame" gab es eigentlich auch zwei Buben, den trèfle Buben und den andern polisson.

Die Charaktere des Commerzienraths Bastler und seiner Gattin sind ubertrieben; die beiden Bedienten, Carrikaturen. Mad. Wacker hatte das Groteske ihrer Rolle, als nervenschwache alte Dame, gut aufgefaßt. Dem. Dotschel als Emmy, ließ dagegen viel zu wünschen übrig; namentlich vermißte man in ihrem Spiele die nöthige Lebendigkeit, und sie allein ist schuld, daß die von dem Dichter so gut gezeichnete Streitscene ohne Wirkung fur die Zuschauer vorüberging. Madame Gerlach würde eine ganz andere Emmy gegeben haben. Aber Hr. Haas, wie mochten Sie sich in der ersten Scene ihrer kleinen Parthie so sehr vergreifen, daß aus dem gesetzten, solide Absichten hegenden Manne, ein gewöhnlicher Cournacher wurde? Hr. Burchl als Commerzienrath, ließ uns diesen Abend doppelt schmerzlich empfinden, wieviel wir an dem vortrefflichen Schauspieler H. Müller verloren. Gottlob, daß uns Hr. Waldmann geblieben, den wir schon im vorigen Jahre mit Vergnugen in der Rolle des Grafen Langenau sahen. —

(Fortsetzung bei Gelegenheit.)

Logogryph.

Ich diene stets zum Zeitvertreibe
Dem Kind, der Jungfrau und dem Weibe.
Ein Zeichen weg, dann ist entzuckt,
Wer mich in seiner Hand erblickt.
Ein Zeichen nimm noch, alsdann krön' ich
Den, der mich trifft, zum Schützenkönig.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 89. Mittwoch, 5. November 1834.

Schön sind die Blümchen, die der Frost
An uns're Fenster malt;
Doch sie verrinnen, wenn der Blick
Der Sonne sie bestrahlt:
Wie oft stellt uns die Phantasie
Ein glänzend Traumbild dar!
Es strahlt Vernunft, und ach! wir sehn,
Daß es ein Traumbild war.

Lichtenberg.

Alva.

(Fortsetzung.)

Vergnügt zog der Abgesandte der ganzen Schloßdienerschaft mit dem erhaltenen Bescheide von dannen, und sein Bericht setzte das zahlreich versammelte, ungeduldig harrende Hausgesinde in den größten Jubel. — Alsdann begannen nun die braunen Zigeunerdirnen die Cither in munteren Weisen zu spielen und das Tambourin zu schlagen, wozu die Männer die kupferenen Becken rührten und ihre Stimmen erschallen ließen. Nach dem Tackte dieser sonderbaren, jedoch in damaliger Zeit nicht ungewöhnlichen Musik schwangen sich die jüngern und rüstigern der Zuhörer im raschen Tanze um die mächtige Linde, die in der Mitte des Schloßhofes stand, während die älteren mit lebhafter Theilnahme den Tönen lauschten und dem fröhlichen Treiben der Andern zusahen.

Eben war Alt und Jung im frohen Genusse dieser, auf dem gräflichen Schlosse so seltenen Belustigung begriffen, als die junge Gräfin unter sie trat. Schnell verstummte die rauschende Musik, und die im raschen Walzer dahin schwebenden Paare hemmten aus Ehrerbietung für ihre junge Gebieterin die beflügelten Schritte, und Alles reihte sich aneinander, um die schöne Gräfin gebührend zu erwarten. Diese aber winkte den Tanzlustigen freundlich zu, sich nicht stören zu lassen, und setzte sich auf eine bemooste Steinbank nieder, mit sichtlichem Wohlgefallen dem muntern Reigen zusehend.

Während jene freudig der willkommenen Aufforderung Folge leisteten, und der Jubel von Neuem begann, hatte Alva, die sich unter ihren Gespielinnen befand, unverwandten Blickes die junge Gräfin betrachtet, über deren liebliche Züge der Ausdruck des reinsten Frohsinns ausgegossen war, den der Anblick so vieler fröhlichen Menschen in ihr hervorgerufen hatte.

„Ach!" seufzte die Arme, „sie ist so schön und so gut; in ihr würde ich den Geliebten erkannt haben. Sie ist seiner werth."

Auch der Gräfin war das schöne Mädchen aufgefallen, deren stilles, anständiges Benehmen so auffallend von der ausgelassenen Lustigkeit der andern Dirnen abstach. Da Bertha wahrnahm, daß jene antheillos dem Treiben der Fröhlichen zusah, auch bemerkte, wie des Mädchens Blicke stets auf sie gerichtet waren, so winkte sie der Zigeunerin, näher zu kommen, die alsobald mit sittigem Anstande vor die Gräfin trat und bescheiden nach ihrem Begehr fragte.

„Du bist so stille, liebes Kind," redete Bertha sie freundlich an; „warum nimmst Du nicht Theil an der allgemeinen Freude?"

„Edles Fräulein," entgegnete Alva, „wenn düstere Wolken die Sonne umhüllen, kann ihr wohlthätiger Strahl nicht den Wanderer erfreuen."

„Du scheinst demnach einen geheimen Schmerz zu hegen," fragte Bertha theilnehmend weiter; „sprich! Kann Menschenhilfe Dir Trost schaffen, so rechne auf mich; ich lindre gern fremdes Leiden."

„Eure Milde rührt mich tief," erwiederte Alva, und ein schwerer Seufzer entstieg ihrer Brust. „Mir kann nur der helfen, in dessen Vaterarmen jeder Unglückliche Trost und Ruhe findet." Sie schwieg, um das aufgewachte Gefühl zu beruhigen, während die junge Gräfin mit Theilnahme auf die Unglückliche blickte.

Alva hatte sich unterdessen gesammelt. Den forschenden Blick auf die Gräfin gerichtet, trat sie derselben näher, indem sie mit bedeutungsvollem Tone sagte: „Ich habe einen Auftrag an Euch, schönes Fräulein."

„An mich?" fragte diese verwundert, und plötzlich, als sey eine süße Ahnung in ihr aufgestiegen, färbte eine hohe Glut ihre reizenden Züge. „Wer könnte an mich Aufträge zu senden haben, da ich mit Niemand in Verbindung stehe? Oder," setzte sie rasch hinzu, „kömmt Deine Botschaft aus dem kaiserlichen Heerlager?"

„Nicht doch," versetzte Alva. „Solltet Ihr Euch, außer Euerm edeln Vater und dem Grafen Albert von Rothenfels, Euerm Verlobten, keines andern Bekannten erinnern, dessen Wohlfahrt Euch am Herzen läge?" —

„Erstaunt, diese ihr gänzlich fremde Zigeunerdirne in ihre häuslichen und, wie es schien, auch in ihre geheimsten Angelegenheiten eingeweiht zu sehen, blickte Bertha mißtrauisch auf

die Allwissende, die mit gewinnender Freundlichkeit der Ueberraschten nahe trat und ihr zuflüsterte:

„Sträubt Euch nicht länger, holde Gräfin, die süßen Gefühle des Herzens zu verrathen! Ich komme, um Euch einen Gruß, ein herzliches Lebewohl von dem edeln und statlichen Junker von Falkensteine, Euerm Lebensretter, zu überbringen."

„Sein Lebewohl? Ist er todt?" — fragte die Gräfin hastig, alle Zurückhaltung vergessend, indem sich eine heftige Bestürzung in ihren lieblichen Zugen abmalte.

Alva unterdrückte gewaltsam die bittere Empfindung, die bei Wahrnahme dieser Theilnahme, welche so deutlich die wärmste Gegenliebe ihrer Nebenbuhlerin zu dem heißverehrten Jünglinge aussprach, in ihrem Innern rege geworden war.

„Beruhigt Euch," tröstete sie die Angsterfüllte; „Adolph lebt und gedenkt Euer mit treuer Liebe. Er will gen Leipzig ziehen, und dort auf der Bahn des Ruhmes sich seines Namens würdig machen und Euch zu verdienen suchen. Deßhalb richtet er durch meinen Mund die Bitte an Euch, so ihr dem Scheidenden noch mit Liebe zugethan, ihm ein Andenken als Zeichen derselben durch mich zu senden, da er selbst dieß Schloß nur glücklicher oder nie wieder betreten wird.

„Unbegreifliche," sprach Bertha, von ihrer Ueberraschung sich wieder erholend, „bist Du allwissend, daß Alles, was ich in den innersten Tiefen meines Herzens verschlossen glaubte, enthüllt vor Dir liegt? — Wie kömmst Du zu dieser Botschaft aus seinem Munde?"

„Nicht Ihr allein habt Ihm das Leben zu danken," erwiederte Alva, „auch mir rettete und erhielt seine Tapferkeit und sein Edelmuth Ehre und Leben. Mein Dank gegen ihn, der mir die kostbarsten Güter erhalten, war unbegränzt; ich suchte denselben nicht nur durch kalte Worte, sondern wo möglich thätlich darzuthun. Aber was konnte die arme Zigeunerin dem stattlichen Edeln bieten? — Da sprach er am Tage seiner Weiterreise folgende Worte zu mir: „Willst Du mir einen Gegendienst erweisen für meine Hilfeleistung, so ziehe hin nach dem Schlosse des Grafen Heinrich von Erba und bringe dem edeln Fräulein, seiner schönen Tochter, meinen Gruß. Sage ihr, daß auch in der Ferne ihr theures Bild meine Seele fülle, daß der arme Flüchtling nur den einzigen Wunsch, den süßen Trost noch hege, ihre Liebe zu erlangen und zu verdienen. Wenn sie dem Unbegüterten, der nichts besitzt, als ein Herz voll Liebe, gewogen seyn könne, so solle sie ihm ein Pfand ihrer Gunst senden, das ihn, ein heiliger Talisman, schütze in Gefahr und Noth, und selbst im Todeskampfe sein Amulet werde und den letzten Blick, den Abschiedsgruß an die Treugeliebte auffange. — Im kaiserlichen Heerlager, sprach er weiter, wirst Du mich wieder finden, und dort harre meines wärmsten Dankes, so Deine Botschaft glücklich abgelaufen. Vor allem aber hüte Dich, daß Deine Worte nicht an fremde Ohren gelangen; nur dem Fräulein darfst Du den Zweck Deiner Sendung anvertrauen." — Mit diesen Worten schied er von mir. Ich aber eilte, froh, dem Retter meines Lebens auf diese Weise wieder dienen zu können, mit den Meinigen hierher, und habe hiermit mich meines Auftrags entledigt. Nun steht es bei Euch, edles Fräulein, ob Ihr den wackern Jüngling, der mit so inniger Liebe an Euch hängt, erhören oder in den Tod stürzen werdet."

Alva schwieg. Die Gräfin konnte ihre Rührung nicht länger bergen. Thränen des süßesten Schmerzes, der Wonne, sich so geliebt zu sehen, und zugleich der Wehmuth, den geliebten Jüngling in der Gefahr des wilden Kriegsgetümmels zu wissen, — strömten über ihre rosigen Wangen, und sie verhüllte mit dem Tuche das Gesicht, die immer häufiger fallenden Perlen aufzufangen.

Alva stand in gemischten Gefühlen vor der Bewegten. Theilnahme am Schmerze der Nebenbuhlerin, der sie auch mitbetraf, — Freude, den edlen Jüngling wieder geliebt und und dadurch beglückt zu wissen, — und zugleich eine leise Regung des eigenen, verstoßenen Herzens, — dieß alles wogte durch ihre Brust. Doch kämpfte sie muthig jede schmerzliche Empfindung nieder, und ihr besseres Selbst erhob sich siegend aus diesem Wechselstreite der Gefühle.

Die Gräfin stand auf und winkte der Zigeunerin schweigend ihr zu folgen. Alva schritt der Voraneilenden nach die Treppe hinan, durch mehrere Gemächer des stattlichen Schlosses, bis sie in die Zimmer der jungen Gräfin kamen. Hier angelangt, warf sich Bertha auf ein Sopha, und ließ nun ihren Thränen vollen Lauf.

Mit inniger Theilnahme blickte Alva stillschweigend auf die Weinende, bis sich der erste Sturm der Empfindungen gelegt hatte. Alsdann richtete die Gräfin sich auf und wankte einem mit vergoldetem Schnitzwerk verzierten Schranke zu, schloß denselben auf und holte ein köstlich gesticktes Wehrgehänge hervor.

„Hier," sagte sie mit bewegter Stimme, „unter heißen Thränen habe ich es gefertigt, um mich nur mit ihm beschäftigen zu können, nicht hoffend, daß es einst auf diese Weise der Zeuge, das einzige Pfand meiner Liebe zu ihm werden könnte. Nimm es hin und sage ihm, daß ich seine stille Liebe längst erkannt und getheilt hätte, und daß nur er mein Herz besitzen werde, sollte auch das harte Schicksal über meine Hand gebieten. Der Wille meines Vaters, dem ich den kindlichen Gehorsam nicht versagen kann und will, kann nur meine Hand verschenken, mein Herz wird ihm ewig angehören. — Sage ihm," fuhr sie nach einer Pause fort, und ihre Stimme begann zu wanken, „sage ihm, er solle seiner schonen im Gewühle der Schlacht, und bedenken, wie daheim eine zärtliche Mutter, eine treue Geliebte, mit bangem Herzen seiner glücklichen Wiederkunft harren." — Auf's Neue füllten sich ihre lieblichen blauen Augen mit Thränen, und sie stand einige Zeit sinnend. Endlich fügte sie noch hinzu: „Sollte ihn seine Stellung im Heere in den Stand setzen, meinem Vater einen Dienst leisten zu können, oder gar sein Vertheidiger, sein Beschützer zu werden, so möge er demselben nach Kräften beistehen und dessen Zutrauen zu gewinnen suchen. — Und Du," sprach sie weiter, Alva's Hand fassend, „Du, liebes Mädchen, nimm meinen innigsten Dank für die treue Ueberbringung dieser Botschaft, die mich so glücklich gemacht und zugleich in bange Sorge versetzt hat. Hier," — damit holte sie einen schweren Beutel aus dem Schranke — „hier nimm; es ist zu wenig, diesen Dienst Dir zu vergelten. Willst Du aber nach ausgerichteter Sache zu mir zurückkehren, so soll Deine Zukunft gesichert seyn, und meine Liebe soll Dich für die Trennung von den Deinigen entschädigen."

„Nehmt Euer Geld zurück, Fräulein," sagte Alva fast stolz; „nicht um schnöden Gewinn habe ich dieses gethan, — es war meine Pflicht und meines Herzens eignes Drängen. — Euer Anerbieten," setzte sie ruhiger hinzu, „mir ein Ruheplätzchen hier auf Euerm Schlosse zu suchen, muß ich ablehnen; indeß nehmt meinen Dank für Eure Güte. Ich kann nicht Ruhe finden; am wenigsten hier; diese finde ich nur dann, wenn dieses arme Herz ausgeschlagen — im Grabe. — Doch, wollt Ihr mir ein Andenken an diese Stunde geben, so schenkt mir den einfachen Goldreif, der den Zeigefinger Eurer linken Hand schmückt."

Willig zog die Gräfin den Ring vom Finger und reichte ihn der Bittenden, deren räthselhaftes Wesen sie mit Bewunderung und Mitleid erfüllte.

„Du verschmähst meinen Dank, sonderbares Wesen," sagte sie, „nun so nimm diesen Ring; es ist ein theures An-

denken an meine geliebte, zu früh geschiedene Mutter, und darum mir von größerem Werthe, als dieses Gold." Damit warf sie die Börse wieder in den Schrank. „Meinen Dank, meine Liebe und Bewunderung nimmst Du mit Dir. Deinen Kummer ehre ich und will nicht durch unnütze Fragen denselben zu enträthseln suchen da es nicht in meiner Macht zu stehen scheint, denselben zu lindern. Gott gebe Dir Stärke, Dein Geschick zu tragen, und erlöse Dich bald von allem Gram und Leit."

„Ich danke Euch herzlich, edles Fräulein," sagte Alva gerührt, „er erhöre auch Eure Wünsche, Euer Gebet, und führe den Vater, den Geliebten glücklich wieder in Eure Arme. — Nun lebt wohl, ich muß scheiden; denn noch so Manches muß ich verrichten, eh' die Sonne zur Rüste geht; denn morgen mit dem frühesten ziehen wir weiter Lebt wohl und gedenket meiner in Euerm Glücke." — Hiermit wandte sie sich und ging.

„Halt!" rief die Gräfin ihr nach, indem sie das verschmähte Geld wieder aus dem Schranke nahm. „Hier nimm für die Bemühung der Deinigen, was Dein Stolz ausschlug. Und behalte mein Andenken in Deinem Herzen," setzte sie bewegt hinzu, indem sie schnell die Zurückkehrende umschlang und einen Kuß auf ihre Lippen drückte.

„Lebt wohl!" wiederholte Alva noch einmal, den Kuß recht herzlich erwiedernd, und eilte nun fort, von innerer Rührung übermannt. — Selten schieden wohl zwei Nebenbuhlerinnen in solch innigem Verhältnisse.

Unten im Schloßhofe hatte indeß der rauschende Jubel nachgelassen, der Tanz ward eingestellt, und die Zigeuner prophezeiten nun den Neugierigen Glück und Unglück aus der flachen Hand, als Alva wieder unter sie trat, den vollen Beutel den Ihrigen überlieferte, und sich dafür ausbedung, heute von der ferneren Theilnahme an den Leistungen der Gesellschaft befreit zu seyn, um eine ruhige Stunde in der Einsamkeit zubringen zu können. Die Zigeuner, erfreut über die reiche Spende, gaben gern ihre Einwilligung hierzu, da sie schon wußten, daß Alva es liebte, ungestört ihren Gedanken nachzuhängen. Diese schied daher, ohne sich länger zu verweilen, von der muntern Gesellschaft, und schritt dem nahen Walde zu, der das Schloß umgab.

Hier zog sie das Wehrgehänge hervor und betrachtete es mit sinnenden Blicken. Es war von himmelblauer Seide, mit rosafarbner Seide durchwirkt und reich mit Silber gestickt. In der Mitte prangte ein goldenes A. Die Arbeit war sehr kunstreich, und das Ganze schön und kostbar, für den Empfanger von doppeltem Werthe. Trotz ihrer Schwermuth mußte Alva doch über die Schlauheit der Liebe lächeln, die hier nur das einfache A zur Bezeichnung des Namens gesetzt hatte, was eben so gut Albert als Adolph heißen, und bei zufälliger Ueberraschung über dieser Arbeit keinen Verdacht erregen konnte.

Indem sie noch, das werthvolle Geschenk betrachtend, da stand und allmählig tiefer in mancherlei Gedanken sich verlor, — da krähte es wie ein Hahn in der Nähe, und als Alva, aus ihren Träumen emporfahrend, sich umblickte, steckte seitwärts der muntere Niccel seinen schwarzen Krauskopf aus dem Gebüsche, sich vorsichtig nach allen Seiten umsehend. Behend schlüpfte er dann aus dem Dickicht, holte ein Packet hervor und übergab es der fast Erschrockenen mit den Worten:

„Hier, nehmt! Der „Pfeil" hat gut gepflogen und das rechte Ziel getroffen."

„Du kannst Deine Neckereien nicht lassen," drohte Alva ihm gutmüthig, „und hast mich arg erschreckt; doch sey Dir's dießmal vergeben.

„Schöne Gebieterin," erwiederte lachend der braune Bote, „der schwarze Niccel kann seine Tücke nicht bergen. Doch war's dießmal nicht bloß zum Spaß, daß ich Euch hier überraschte. In unserm Quartier fand ich die alte Hulla, die mir berichtete, daß Ihr mit den Uebrigen auf's Schloß gegangen. Da beschloß ich, mich hier im Gebüsche verborgen zu halten, um bei Euerm Vorüberziehen durch irgend einen Wink Eure Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Der Zufall hat's noch besser gemacht."

„Ich danke Dir für Deine Vorsicht," sagte Alva schnell versöhnt, „und werde Deine Anhänglichkeit dereinst besser zu lohnen suchen, als ich jetzt im Stande bin. Einstweilen nimm hier diese Kleinigkeit." Sie reichte ihm einen Beutel, den der Bursche mit schmunzelnden Blicken in Empfang nahm und in das Innerste seines Wammses versenkte.

„Habt Dank, meine holde Schöne," versetzte er, „und rechnet immerhin getrost auf mich, wenn Ihr schneller Füße, eines verschlagenen Kopfes und verschwiegenen Mundes bedürft. Der Wunsch der reizenden Braut meines geliebten Hauptmanns, den die launige Fortuna bald wieder in unsere Mitte führen wolle, ist mir stets Gesetz."

„Guter Niccel," seufzte Alva, „wollte Gott, ich könnte Euer Aller Wünsche erfüllen! — Doch," setzte sie hinzu, „laß mich jetzt allein, und mische Dich unvermerkt wieder unter die Uebrigen, daß nicht ein unzeitiger Verdacht sich entspinne."

(Fortsetzung folgt.)

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

Es mochten kaum einige Wochen seit dem Tage verflossen seyn, an welchem Reinhagen die Fremden auf dem Hügel des Schlachtfeldes gesprochen hatte, als ihm ganz unerwartet und in sehr schmeichelhaften Ausdrücken die einträgliche Pfarrstelle auf dem Gute des Generals von W. angetragen wurde. Ein neuer Strahl von Freude glänzte in seinem düstern Blicke auf; nicht das reichlichere Einkommen reizte ihn, sondern, daß ihm die Menschen wieder vertrauten und nach ihm verlangten, erhob und tröstete sein Herz. Er willigte auch um so freudiger ein, als der kurze Aufenthalt in G. schon manchen Kummer über ihn gebracht hatte. Mehrere junge Bürger dort, welche um die Hand der schönen Ada geworben hatten, waren von ihr, die mit schwärmerischer Liebe an dem Vater hing, gegen den Wunsch desselben zurückgewiesen worden, und hatten ihre Liebe nun in Haß und Feindschaft verwandelt. Und wo sollte er selbst denn seine Schritte hinlenken, wenn er bei seiner alten treuen Freundin, der Natur, Trost und Stärke suchen wollte, da ihm das Schlachtfeld rings umgab, auf welchem der geliebte Sohn verblutete. Mit Dank nahm Reinhagen also den unerwarteten, ja ihm unerklärbaren Ruf an und reis'te, in Begleitung seiner Tochter, nach jenem Dorfe hin, um seine Antrittspredigt zu halten. Die fruchtbare, herrliche Gegend, das schön gebaute große Dorf, die heitere, geräumige Pfarrwohnung grüßten sie freundlich, wie die Vorboten einer bessern Zukunft, und der herzliche Empfang der Gemeinde erfüllte ihre gerührten Herzen mit Vertrauen und Zuversicht. Sie fanden eine Einladung auf das Schloß, wo viele Gäste versammelt waren, und wie sah sich Reinhagen überrascht, als er in das Gesellschaftszimmer trat und ihm der General jenen alten Fremden mit den Worten entgegen führte: „Hier, mein lieber Herr Pastor, mache ich Sie mit Ihrem Freunde, dem Präsidenten Grafen R., bekannt. Wenn wir uns Beide liebgewinnen, woran ich nicht zweifle, so haben Sie es der Empfehlung dieses Mannes zu danken!" Auch der Präsident reichte ihm die Hand, und allen Dank von sich

ablehnend, freute er sich herzlich des Wiedersehens und bat Reinhagen, ihn unter seine Freunde zu zählen.

Während sich nun die Männer in ein heiteres Gespräch vertieften, erneuerte auch Graf Dietrich, der jüngste Sohn des Präsidenten, eben der Jüngling, welcher mit dem Vater auf dem Hügel des Schlachtfeldes gestanden hatte, seine Bekanntschaft mit Ada. Er hatte den anwesenden Damen, vor Ada's Ankunft, schon so Vieles von dem schönen Mädchen gesagt und dabei mit solcher Begeisterung gesprochen, daß die Neugier Aller auf's Höchste gespannt war, und sich in manchem Herzen der stille Vorsatz erzeugte, ein wenig streng über die Fremde richten zu wollen.

Als sie aber endlich so anspruchslos und doch so schön, so bescheiden und doch so unbefangen in die Gesellschaft trat, und in den Unterhaltungen, zu denen man sie absichtlich zog, eine gar seltene Anmuth und Geistesbildung entwickelte, da war kein Gemüth, welches sich nicht innig zu ihr hingezogen fühlte, und Graf Dietrich empfing von allen Seiten das Geständniß, daß er viel zu wenig von ihr gesagt habe.

Die Generalin, welche keine Kinder hatte, schloß das Mädchen beim Abschiede recht mütterlich in die Arme und sagte: „Mein Gemahl hat Ihren Vater gewählt, um einen treuen Freund in ihm zu finden, ich hoffe, in Ihnen finde ich eine treue Tochter, der ich mit Freuden Mutter seyn werde.“

Reinhagen fühlte sich bald glücklich in seiner neuen Lage. Er wurde der herzlichste Freund des braven Generals und Ada der Liebling seiner Gemahlin; er sah sich von Allen geliebt und verehrt, und vor einer so heitern Gegenwart traten die alten gräßlichen Bilder der Vergangenheit allmählig in ein tiefes Dunkel zurück.

Das Gut des Generals lag nahe bei der Stadt, in welcher die Landesregierung ihren Sitz hatte. Der Präsident besuchte daher oft seinen alten Freund, und weil Reinhagen jedes Mal von der Gesellschaft seyn mußte, so wurde er auch mit diesem immer näher bekannt. Dietrich, der, seit er aus dem Feldzuge zurückgekehrt war, unter der Leitung des Vaters arbeitete, begleitete ihn gewöhnlich, und verlebte dann wohl manche selige Stunde in Ada's Umgang, und so wie die Väter eine immer höhere Achtung gegen einander gewannen, so wurden auch die Gemüther der Kinder immer inniger von der Frühlingssonne erwärmt. Dem Präsidenten entging diese aufkeimende Liebe nicht, aber er war auf keine Weise gemeint, sie zu stören. Er liebte diesen Sohn mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit, und weil er den Jüngling, der an den Folgen des Feldzugs und den erhaltenen Wunden fortwährend litt, nur einer zarten, weiblichen Pflege anvertrauen wollte, so meinte er, daß nur ein von Dietrich herzlich geliebtes und wahrhaft wiederliebendes Mädchen die Gattin desselben werden dürfe. Die Frauen seiner ältern Söhne, vornehm geboren und erzogen, blieben seinem Vaterherzen immer fremd, und wenn er dagegen nur oft bemerkte, wie Ada ihren Vater auf den Händen trug, wie sie, aus Liebe zu ihm, Allem entsagte, und er dieß Mädchen, mit der reichen Ausstattung der Natur, dennoch in so lieblicher Anspruchlosigkeit vor sich stehen sah, so konnte er sich des Wunsches nicht erwehren, daß sie seine Tochter werden möchte. — Auch Ada vermochte es nicht zu verbergen, daß ihr der Jüngling sehr theuer war; aber je heller die Flamme in seinem Herzen aufschlug, um desto schüchterner zog sie die ihrige zurück, ja, sie hatte sogar einmal ein Paar Worte fallen lassen, als sey sie schon verlobt, wobei ihr aber die Thränen aus den Augen gestürzt waren.

So standen die Verhältnisse, als das Schicksal von Neuem eingriff und Alles zerstören zu wollen schien.

Reinhagen war nun seit einem Jahre im Amte, als der Superintendent und Schulrath B. zur Kirchenvisitation erschien. — Er war der einzige Mensch, welcher den Pastor ungern auf dieser Stelle sah, die er einem Verwandten vergeblich zuzuwenden sich bemüht hatte, und erklärte oft mit Bitterkeit: daß er einem Manne niemals vertrauen könne, welcher sich von jenem frühern schweren Verdachte noch nicht gereinigt habe. Das Gastzimmer, welches man ihm in der Pfarrwohnung einräumte, lag dicht neben Ada's kleinem Stübchen. Der Superintendent vermuthete ihre Nähe, denn er hörte sie Abends noch zum Claviere singen, und weil ihm das schöne Mädchen gar wohl gefiel und er aus seinem Fenster sah, wie sie früh schon im Garten bei ihren Blumen geschäftig war, so trieb ihn die Neugier, sich in ihrem Zimmer umsehen zu wollen. Er fand die höchste Ordnung und Reinlichkeit, es war Alles sorgfältig und aufgeräumt, auch das weiße Bettchen schon gemacht; aber an ihrem Schreibtische steckte der Schlüssel, da durfte er ja wohl nachsehen, ob auch das Mädchen noch keine Geheimnisse habe? — Er öffnete ihn und sah in einige Schubladen; sie lagen voll Briefe. — „Ei! gewiß Liebesbriefchen!“ — aber sie waren alle von ihrem Bruder Joseph. —

(Fortsetzung folgt.)

Sylben-Räthsel.

Schwarz und wolkig war der Himmel,
1 bis 3 saß schon beim Licht,
Da erhob sich laut Getümmel
Unter ihrem Fenster dicht.

Schnell sprang auf sie, um zu sehen,
Wer verletze die Gebühr,
Doch betroffen blieb sie stehen,
Als sie hörte 1 bis 4.

Da die Eltern längst verschieden,
Und erst jüngst ihr Ehgemahl
Ueberging zum ew'gen Frieden,
War die Sache ihr fatal.

Und sie rief die Kammerzofe,
3 verkehrt und 3 genannt,
Deren Zimmer sich im Hofe
In dem Hinterhaus befand;

Um mit ihr zu überlegen,
Was wohl hier zu machen sey,
Und um Rath war nicht verlegen
Sylbe 3 verkehrt und 3.

Eilig lief sie nach der Kammer,
Nahm das Becken vom Gestell,
Schöpfte Wasser und o Jammer!
Warf's hinaus zum Fenster schnell.

Und das Becken traf den Einen
Auf die 3, 1 daß er gleich
Auf die 2 verkehrt mit Weinen
Und die 4 fiel gar nicht weich.

Und von dannen zog der Haufe,
Der gebracht die 1 bis 4;
Doch stieß aus er noch im Laufe
Manche schnöde 2 und 4.

Sylben-Räthsel.

Was mag das für ein Thierchen seyn,
Das halb ein Fluß ist, halb ein Wein?

Auflösung des Logogryph's in Nro. 88: Strumpf. Trumpf. Rumpf.

([illegible] wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 90. Sonntag, 9. November 1834.

Willst du die Hoheit wünschen, du kannst nichts Höheres finden,
Als der Zufriedenheit unüberwindliche Macht.
Habe der Reiche Gold: die Geduld des Armen ist mehr werth,
Als sein goldener Schatz, welchen die Sorge bewacht.

Herder.

Alva.

(Fortsetzung.)

Der Pfeil verneigte sich, sprang darauf wie ein Blitz ins Gebüsch und war verschwunden.

„Laß sehen,“ sprach Alva, als sie sich wieder allein befand, „was die edle Mutter eines so wackern Sohnes schreibt.“ Sie öffnete das versiegelte Päckchen; ein beschriebenes Blatt lag oben drauf. Sie nahm es und las:

„An die unbekannte Freundin!“

„Wer Du auch seyst, edles Wesen, das sich so herzlich einer armen Wittwe und ihres verlassenen Kindes annimmt, empfange hiermit meinen innigsten Dank für Deinen Edelmuth. Der Segen des Himmels, den die Dankesthränen einer durch Deine Güte getrösteten und beruhigten Mutter herabflehen, lohne Deine edle That. — Der Inhalt Deines Schreibens, welches der treue Bote mir überbrachte, goß Balsam in die Wunden meines Herzens. — Durch den Grafen v. Erba auf eine schnöde Weise von dem Entweichen des „Landstreichers,“ wie er meinen Sohn nannte, in Kenntniß gesetzt, erlag ich beinahe dem fürchterlichsten Schmerze, der je das liebende Herz einer zärtlichen Mutter zerrissen, die ihre ganze Hoffnung, ihr Alles, auf den einzigen wohlerzogenen Sohn gerichtet hatte, und nun auf so schreckliche Art aus ihrem schönen Traume aufgerüttelt wurde. — Ich konnte es nicht fassen, daß Adolph, der stets als ein gehorsamer liebender Sohn an mir gehangen, nun auf einmal so gänzlich anders geworden seyn und mir den einzigen Trost meines hilflosen Alters leichtsinnig rauben sollte. Das Mutterherz entschuldigte den geliebten Sohn und schob die Schuld auf die Verführung, auf die Einwilligung in jenen unglücklichen Vorschlag, den herrlichen Sprößling in einen fremden Boden zu versetzen, der nur seinem Gedeihen hinderlich gewesen. Die quälendsten Zweifel marterten mich, und, da Adolph nicht einmal Kunde von sich hören ließ, so stieg ein arger Verdacht — den Gott der geängstigten Mutter verzeihen mag — gegen Adolphs Pflegeherrn in meinem Innern auf. — Da erschien Dein Bote, und die tröstenden Worte Deines Schreibens, die mir den wahren Verlauf der Sache enthüllten, erschienen mir wie Himmelsbotschaft, und wälzten die drückende Centnerlast von meiner Brust. Ich beruhigte mich, obgleich die ungewisse Zukunft meines Lieblings und seine gegenwärtige gefahrvolle Laufbahn mir manche bittere Zähre abpreßte. Stand doch der geliebte Sohn gerechtfertigt vor meinen Blicken! — Und eine leise Hoffnung, daß dereinst dennoch sein Glücksstern aufgehen werde, stählte mich mit wohlthätiger Kraft. Ich kann nun, da ich sein Schicksal weiß, mit getrosterem Muthe für sein Heil und Wohlergehen zu Gott flehen. — Deinem Rathe, edle Unbekannte, habe ich gefolgt, und ein versiegeltes Schreiben an meinen Sohn beigelegt, worin ich nach Deiner Vorschrift meine Kenntniß seiner jetzigen Verhältnisse einer freundschaftlichen Benachrichtigung von unbekannter Hand zugeschrieben, und ihm Muth und Ausdauer auf seiner selbstgewählten Laufbahn anempfohlen habe. — Nimm noch einmal meinen unbegränzten Dank, ungenannte Freundin, die Du zu bescheiden bist, Dein stilles edles Wesen an den Tag zu bringen. Der, dessen Blicke bis in die innersten Tiefen des Herzens dringen, der das Verborgene sieht, er wird dereinst vergelten, was Du an uns gethan. Mein Segen folge Dir bis ins späte Grab!“ —

Alva, innig bewegt von den rührenden Worten der dankbaren Mutter, faltete das Blatt zusammen und barg es in ihrem Busen. Dann trocknete sie die Thränen, die während des Lesens ihr in die Augen getreten waren.

„Gute Mutter,“ seufzte sie, „nicht Dir allein ist ein herbes Loos beschieden. Nicht Dein Herz allein klagt um den Entfernten! — Deine Thränen kann ein gütiges Geschick trocknen und den geliebten Sohn wohlbehalten wieder an die Mutterbrust führen. Meinen Schmerz lindert keine Zeit. Ich stehe an der Quelle und muß verdursten. Ich suche alle glücklich zu machen, und sehe — allein die Unglücklichste unter allen — mit gebrochenem Herzen meinem Werke zu.

Mit gesenktem Haupte und langsamen Schritten ging Alva durch den Wald nach der Stelle zu, wo die Ihrigen ein Lager aufgeschlagen hatten. Sie fand hier den ganzen Trupp beisammen. Hulla trat der Angekommenen entgegen, und hinterbrachte ihr, daß der Kranke sehr unruhig sey und beständig nach seiner Pflegerin frage. — Geängstigt eilte Alva nach dem Zelte, in welches man den Leidenden gebettet hatte.

Adolph von Falkenstein richtete sich bei ihrem Eintreten von seinem Lager auf und reichte der Ersehnten die Hand mit den Worten: „Kommst Du endlich, meine holde Pflegerin; Du hast lange verweilt.“

„Verzeiht, edler Herr,“ erwiederte Alva, „daß ich Euch so lange allein ließ. Ich konnte nicht anders. Ihr wißt ja, daß ich von dieser Gesellschaft abhänge und nicht immer den Eingebungen meines Herzens folgen kann.“

„Ich habe böse Träume gehabt," sagte Adolph, „die mich sehr beunruhigt haben."

„Schlimme Träume sind gute Vorbedeutung," meinte Alva; und bei Euch kann es wirklich zutreffen. Ich bringe Euch gute Nachricht. Seyd Ihr gefaßt, und fühlt Ihr Euch stark genug, eine große Freude zu ertragen?"

„Adolph blickte sie verwundert an. „Was könntest Du mir Freudiges überbringen?" fragte er endlich.

Alva holte das mütterliche Schreiben hervor, und überreichte es stillschweigend dem Gespannten.

Bei Erblickung der wohlbekannten Schriftzüge verklärten sich plötzlich des Kranken Züge, und, gleichwie ein heiterer Sonnenblick durch die grauen Regenwolken bricht, so drang ein Strahl der reinsten Freude durch die Nebel seines Grames. Er drückte die theuern Blätter wechselseitig an seine Lippen und an das Herz. — Der schnelle Uebergang von dem dumpfen Trübsinn zur höchsten Freude wirkte zu heftig auf den noch schwächlichen Körper des Halbgenesenen, und er mußte sich niederlegen, um sich etwas zu erholen.

Alva, die den schnellen Wechsel seiner Gesichtsfarbe von der Leichenblässe bis zum dunkelsten Karmin bemerkt hatte, eilte ihm besorgt zu Hülfe. Seine feste Natur erholte sich jedoch bald wieder, und seine Blicke hingen nun fragend an der Zigeunerin. — Alva errieth seine Gedanken, und sagte, indem sie sich zu seinen Füßen setzte, „lest erst, edler Junker! der Inhalt wird Euch Alles aufklären."

Adolph erbrach das gesiegelte Schreiben und überflog die theuern Schriftzüge mit zitternder Hast. Während des Lesens warf er mehrmals den forschenden Blick auf Alva, die ruhig da saß, das Auge an den Boden geheftet.

Als Adolph das Schreiben durchgelesen, fragte er, den verwunderungsvollen Blick auf Alva gerichtet: „Was schreibt die gute Mutter hier von meinem Vorhaben, auf dem Felde der Ehre mich zu versuchen? Sie ermahnt mich zur muthigen Ausdauer in dem Ringen nach dem selbstgesteckten Ziele. Wie soll ich das verstehen? — Und wie kömmt überhaupt der Brief in Deine Hände? Löse mir diese Räthsel. Ein Schreiben von unbekannter Hand, spricht sie, habe ihr von meinen zeitherigen Verhältnissen und meinem jetzt gefaßten Entschlusse Nachricht gegeben.

„Laßt das, edler Herr," versetzte Alva. „Ihr seht doch, daß noch gute Freunde Eurer Sache sich annehmen, die Euern Dank bescheiden ablehnen wollen. Betrachtet mich als einverstanden mit diesen, und laßt uns nunmehr ernstlich auf die Zukunft denken, und das in den Worten Eurer Mutter erwähnte Vorhaben genauer in Erwägung ziehen. Der Vorschlag ist nicht zu verwerfen; auch bleibt Euch kein anderer Ausweg. Ihr zieht mit uns gen Leipzig. Bis dahin habt Ihr Euch gänzlich wieder erholt. Einem jungen rüstigen Manne von Euerm Aeußern wird es nicht schwer fallen, in einem der beiden stehenden Heere Dienste zu erhalten. Und wenn ich Euch wohlmeinend rathen soll, so wählt das schwedische."

„Wie?" rief Adolph, „ich sollte mich mit den Feinden meines Glaubens verbinden? Nimmermehr!" —

„Wie Ihr das nehmt!" entgegnete Alva. Ich betrachte die Sache aus einem andern Gesichtspunkte. Schenkt mir einen Augenblick geneigtes Gehör, und dann thut, was Eure Ueberzeugung gut heißt."

„Nun, so sprich, sonderbares Wesen," versetzte Adolph, „das mit so umfassender Thätigkeit an meinem Schicksale Theil nimmt. Ich ahne, Du hast mehr Recht, hier mitzusprechen, als irgend ein anderer Mensch. Auch kennst Du die äußere Welt besser, als ich, der in dieser Hinsicht ein gänzlicher Neuling ist." — Er setzte sich in eine bequeme Lage und horchte mit Aufmerksamkeit den Worten seiner Pflegerin.

„Ihr seyd" — begann diese — „im katholischen Glauben geboren und erzogen, und darum ist Eure Anhänglichkeit an diese Sache sehr natürlich. Nun seyd Ihr zwar dem Geiste Eurer Religion im reinsten Sinne zugethan, und wähnt dieselbe auf solche Weise von den Streitern Eures Glaubens verfochten; — aber geht hinaus in das wildbewegte Treiben des kriegerischen Lebens, seht und hört allenthalben die tausendfältigen Klagen über die Zügellosigkeit und Sittenverderbtheit der kaiserlichen Heere, — seht, wie der Soldat in denselben nur dem sinnlichen Genusse und den Forderungen seiner Gelüste und seiner Habsucht fröhnt; wie selbst die Führer derselben aus ganz andern Beweggründen handeln, ganz andere Zwecke im Auge haben, als den eigentlichen; die Vertheidigung ihres Glaubens, — seht und hört dieß alles selbst mit an, und Ihr werdet meinem Rathe, Euch ans schwedische Heer anzuschließen, nicht gänzlich Euren Beifall versagen können. — Der Bürger und Landmann, selbst der katholische, sieht lieber den Schweden einziehen, als die kaiserlichen Freibeuter, die unter der Anführung eines Wallenstein, Pappenheim, Holk, Isolani u. s. w. alle Freiheiten genießen und allenthalben auf das Unmenschlichste hausen. — Die Schwedischen von ihrem frommen, heldenmüthigen Könige angeführt, halten überall strenge Mannszucht. Zunächst dem großen Könige selbst steht der hochherzige Bernard v. Weimar an der Spitze der Soldaten, und wenigstens unter deren unmittelbarer Aufsicht wird der geringste Unfug streng geahndet."

„Ich bewundere Deine Kenntniß und Umsicht," fiel Adolph der Sprecherin ins Wort, „mit der Du den leider traurigen Zustand der Dinge schilderst. Allein wie kömmst Du zu dieser Einsicht, deren ein Mann sich nicht schämen dürfte?"

„Auf unsern Hin- und Herzügen," entgegnete Alva, hatte ich Gelegenheit und Muße genug, die reichhaltigsten und bittersten Erfahrungen in diesem Fache zu machen. Und würdet Ihr meinen Worten Glauben schenken und meinem Rathe folgen, so sollet Ihr finden; daß mancher edle Krieger, katholischen Glaubens, das schwedische Heer verstärkt, da der große Gustav Adolph, von jedem Vorurtheile frei, nicht auf Religionsmeinungen sieht, sondern nur den wackern Mann, den tüchtigen Soldaten schätzt und ehrt, weß Standes und Glaubens er auch seyn möge. Selbst am Feinde schätzt er diese Eigenschaften, und wird deßhalb von den Seinigen geliebt, von allen Protestanten, deren Schutzengel er ist, angebetet, und ist selbst seinen Feinden ein Gegenstand der Bewunderung und Achtung." — Alva schwieg, um zu sehen, welchen Eindruck ihre Rede auf den Junker gemacht habe.

Adolph blickte nachdenkend vor sich hin und in seinem Innern kämpfte schon die bessere Ueberzeugung mit dem Eingewurzelten Vorurtheile.

Alva bemerkte mit geheimer Freude die günstige Wirkung ihrer Worte und beschloß einen Hauptsturm auf sein Herz zu wagen. — Sie fuhr, von dem vorigen Gespräche ablenkend, mit besonderem Ausdrucke fort:

„Das Beste von dem, was ich Euch mitzutheilen habe, ist noch übrig.

Adolph blickte sie verwundert an. Sie aber schien es nicht zu bemerken, und sprach weiter:

„Auf unserm letzten Zuge machte ich, während Ihr in einem schlummerähnlichen Zustande Euch befandet, mit mehreren der Meinigen eine Streifpartie auf ein Schloß, das nicht ferne von der Landstraße lag. Es gehört, wie ich später erfuhr, dem edlen Grafen Heinrich von Erba."

Adolph horchte hoch auf.

„Wir sprachen daselbst ein und erhielten von der wunderschönen Tochter des Besitzers, die in Abwesenheit ihres Vaters die Herrschaft führt, die Erlaubniß, unsere Künste vor der

versammelten Schloßbewohnern zeigen zu dürfen. Ihr Vater war mit ihrem Verlobten, einem Grafen von Rothenfels, und einem Haufen selbstgerüsteten Kriegsvolks zur Verstärkung des kaiserlichen Heeres gen Leipzig gezogen. — Die junge Gräfin schien so gut, nur war eine stille Trauer über ihr ganzes Wesen ausgebreitet."

Alva's Zuhörer konnte nur mit Mühe seine Bewegung verbergen, und sog jedes Wort von ihren Lippen.

„Die kummervolle Miene des schönen Fräuleins rührte mich, und ich suchte durch den Zauber der Töne, in welche ich den Ausdruck des innigsten Mitgefühles legte, ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Es gelang mir. Sie ließ mich zu sich rufen, und ich mußte ihr in ihre Gemächer folgen, wo sie mich mit freundlicher Herablassung über meine Verhältnisse und verschiedenes Andere befragte. Ich erzählte der theilnehmenden Gräfin mit kurzen Worten meine einfache Lebensgeschichte und all' das Mißgeschick, welches von Jugend auf mich verfolgt. Als ich aber auf den Vorfall kam, der sich am Jahrmarkte in jenem Städchen begab, wo ich Euch, edler Herr, zum erstenmal sah, da bemerkte ich, daß meine Worte sie heftig bewegten. Als ich nun endlich Eure edelmüthige That für mich und den unglücklichen Ausgang der Sache für Euch erzählte, zerfloß das Fräulein fast in Thränen, und beschwor mich, Euch nicht zu verlassen, und Alles anzuwenden, Euer Schicksal freundlicher zu gestalten. Ich sagte Ihr nun, daß es Euer Wunsch sey, Kriegsdienste zu nehmen, und Euer Glück in den Waffen zu versuchen, da jeder andre Ausweg Euch verschlossen sey. — Da holte sie dieß Wehrgehänge hervor und übergab es mir unter rinnenden Thränen mit dem Auftrage, dasselbe als ein Zeichen ihrer Gewogenheit und treuen Liebe Euch zu überliefern, auf daß es Euch begleite in Schlacht und Sieg, und zum steten Gedächtniß an eine Eurer glücklichen Wiederkunft sehnlich harrende Freundin."

Während dieser Rede hatte Alva das Wehrgehänge hervorgeholt und dem Ueberseligen dargereicht, der es mit leuchtenden Blicken unbeweglich anstarrte, und im Uebermaße seiner Freude keine Worte finden konnte.

„Das Fräulein," fuhr Alva weiter, „befahl mir nun auf's Dringendste, Euch zu benachrichtigen, daß ihr Vater sich im kaiserlichen Feldlager befinde, und seine Abreise sie zugleich von der Gegenwart des verhaßten Bräutigams befreit habe. Sie trug mir ferner auf, Euch zu ermahnen, jede Gelegenheit zu benutzen, die sich Euch bieten könnte, dem Grafen, ihrem Vater, auf irgend eine Art dienlich zu seyn."

„O Gott!" — rief Adolph endlich aus, freudetrunken die Zigeunerin umarmend. „Wie selig macht mich Deine Botschaft, Du treues Herz! — Wie überschwenglich hast Du mir vergolten, was ich an Dir gethan! Ach, stände es doch in meinen Kräften, Dir meinen Dank thätlich dathun zu können!"

Alva entzog sich erröthend der stürmischen Dankbarkeit des Glücklichen und erwiederte mit schmerzlichem Lächeln:

„Was ich that, war meine Pflicht, und ist durch Euern Edelsinn längst vergolten. Einen weitern Lohn hoffe und verlange ich nicht. — Doch wollt Ihr nun meinen wiederholten Rathschlägen Gehör geben, so zieht mit uns nach dem Sammelplatze der feindlichen Heere. In den schwedischen Reihen könnt Ihr dem Vater Eurer Geliebten vielleicht mehr nützen, als neben ihm; — denn wenn Ahnung nicht trügt, so steht die Sache der Eurigen auf schlechten Füßen, und die Strafe des Himmels bedräut die zügellosen Horden der katholischen Heere, da schon in mehreren Treffen die Ueberlegenheit der schwedischen Kriegskunst sich geoffenbart hat. — Folgt meinen Worten," bat sie dringend, seine Hand ergreifend; „es ist mir, als sahe ich das Unglück auf Euch lauern in den kaiserlichen Reihen, wo der bübische Hauptmann, aus dessen Händen Euer Muth mich befreite, als Euer Mitkämpfer und Bundesgenosse neben Euch zu stehen käme."

„Gut, daß Du mich daran erinnerst," versetzte Adolph finster; „unter solchen Führern, die den Schurken mit Gnadenketten, Ehre und Rang überhäufen, kann und will ich nicht dienen. Ich folge Dir! — Doch; wie soll ich als Katholik und gänzlich unbekannter Neuling mir Eintritt ins schwedische Heer verschaffen?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Todtenhand.

(Fortsetzung.)

Da fiel ihm endlich ein Kästchen im Hintergrunde des Schreibtisches in die Augen, dessen Inhalt auch geprüft werden mußte. — Aber wer beschreibt sein Entsetzen? — in dem Kästchen lag eine Todtenhand, an deren Knochenfinger ein Ring mit rothem Steine blitzte.

Nun war ja doch sein Mißtrauen gerechtfertigt, hier lag die Hand des Ermordeten, und klar genug stand Reinhagen als Brudermörder vor ihm da.

Voll Bestürzung schlich sich der Superintendent auf sein Zimmer zurück, verließ, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit, die Pfarrwohnung, und erstattete, da der General in ein Bad gereis't war, mit den grellsten Farben unmittelbaren Bericht an die Behörde.

Der Präsident war nicht wenig betroffen, gegen einen Mann eine solche Anklage sich erheben zu sehen, dem er so innig vertraut hatte, und ob er dem Berichterstatter gleich wenig Glauben beimaß, so mußte doch ohne Verzug etwas geschehen, das die Sache in's Klare brachte. Er sendete deshalb den alten Criminalrath Herbst, einen strengrechtlichen, zugleich aber auch einen sehr discreten Mann, als Commissarius im Geheim dorthin ab, und trug ihm auf: zwar so schonend als möglich zu Werke zu gehen, im Fall sich aber die Todtenhand mit dem bezeichneten Ringe wirklich vorfinden sollte, den Prediger Reinhagen nebst seiner Tochter ohne Weiteres in Verhaft nehmen zu lassen.

Der Criminalrath ging noch in derselben Nacht ab und trat am frühen Morgen mit den Gerichten des Dorfes unerwartet in die Pfarrwohnung. Reinhagen lächelte ruhig, als er ihm seinen Auftrag bekannt machte, und wollte die Tochter rufen lassen, die noch auf ihrem Zimmer war, doch jener verbat es und ging selbst zu ihr hinauf. Ada hatte eben ihr Morgengebet verrichtet, und erschrack nicht wenig, den fremden Mann bei sich eintreten zu sehen; aber sie ward noch sichtbarer bestürzt, als derselbe, freundlich und ernst, die Oeffnung ihres Pultes verlangte, weil er von höherer Behörde beauftragt sey, den Inhalt eines Kästchens zu prüfen, welches sich darin befinden solle! Zitternd und hocherröthend schloß sie auf.

Da stand denn im Hintergrunde das bedeutungsvolle Kästchen, und in demselben lag wirklich die Hand eines Todten, mit dem Stein im Ringe und die Buchstaben D. G. R. in der Fassung.

„O, mein Gott!" rief der Criminalrath und schlug die Hände zusammen: „So sind Sie wirklich des Brudermordes schuldig!" — Ada stand bleich vor ihm und starrte ihn mit großen Augen an, als verstehe sie den Sinn dieser Worte nicht; sie wollte zu ihrem Vater hinab eilen, aber der Criminalrath ließ sie nicht aus ihrem Zimmer, und weil er die sprechendsten Beweise der Schuld in den Händen zu haben glaubte, so kündigte er Beiden gefängliche Haft an, und ließ sie, damit sie sich vor dem ersten Verhör nicht sprechen konnten, in zwei be-

sondern Wagen, in der nächsten Nacht unter Bedeckung nach der Stadt abführen.

„Nun so fahre hin, du Glaube an die Menschheit!“ rief der Präsident schmerzlich aus, als ihm der Criminalrath berichtet hatte: „Und du, blinde Gerechtigkeit, gehe deinen alten, eisernen Gang!“

Da trat Graf Dietrich bleich und verstört in das Zimmer. „Ist es möglich, Vater?“ sprach er bebend: „Ist Reinhagen und seine Tochter des schrecklichen Verdachtes wegen wirklich in Verhaft genommen!“

„Ja,“ sagte der Präsident: „sie haben uns mit ihrer frommen Außenseite schändlich betrogen!“

„Lassen Sie mich das Mädchen sprechen!“ flehte der Sohn; „Sie ist sicher ohne Schuld. Eine einzige Unterredung soll mir mehr sagen, als zehn Verhöre!“

„Nein!“ entgegnete der Präsident: „Nein, wir dürfen keinen Schritt mehr thun! Wir sind durch diese Menschen schon mehr als blosgestellt. Die Sache muß ihren Weg gehen!“

„Vater!“ rief der Sohn in höchster Bewegung, und sank vor ihm nieder: „Ada ist unschuldig! Das ganze Glück meines Lebens hängt daran!“

„Mein armer Dietrich!“ sprach der Vater sanft, und nahm den Sohn an seine Brust: „Ich habe das wohl geahnet, und hätte Dir, trotz mancher Vorurtheile meinen Segen gern gegeben. — Aber das wirst Du wohl einsehen, daß, wenn auch das Mädchen selbst schuldlos seyn sollte, die Tochter eines Mörders immer für Dich verloren bleibt!“

Die Untersuchung sollte nun auf's Neue beginnen. Da aber der Criminalrath Herbst vorher die Acten der frühern Untersuchung des Mordes zu Immenhayn verlangte, und diese also erst herbeigeschafft werden mußten, so verging eine geraume Zeit, ehe man zum Verhör selbst schreiten konnte.

Während dessen war ein junger Mann zu Immenhayn erschienen, der sich sehr angelegentlich nach Thomas Reinhagen und seinem dermaligen Wohnorte erkundigt hatte. Er kam, da man ihm denselben nachgewiesen, auch hierher, und bat, weil er Reinhagen auf's Neue in diese Untersuchung verwickelt fand und ihm der Zutritt zu ihm untersagt blieb, den Präsidenten um eine geheime Unterredung.

Dies geschah gerade am Tage des ersten Verhörs. Der alte Reinhagen hatte in demselben Alles geläugnet und durchaus nichts von der Todtenhand wissen wollen; Ada hingegen die bei ihr vorgefundene für ihr Eigenthum zwar erkannt, jedoch behauptet, daß sie weder die Hand des ermordeten Oheims sey, noch daß ihr Vater das Geringste darum wisse. Die Frage aber: Wie sie dazu gekommen? — hatte das Mädchen unbeantwortet gelassen und dabei dringend gebeten, sie ihrem Vater zuzuführen, weil sie nur diesem das Geheimniß enthüllen könne! — Da man aber Bedenken getragen, ihr gleich jetzt zu willfahren, so war das erste Verhör hiermit geschlossen worden.

Nachdem der Präsident mit dem Fremden mehrere Stunden allein gesprochen und die bei dem ersten Verhöre aufgenommenen Protocolle gelesen hatte, kam er mit dem Criminalrath Herbst darin überein, die von der Tochter erbetene Zusammenkunft mit ihrem Vater ohne Verzug auf seinem Zimmer zu veranstalten. Außer dem Präsidenten und dem Criminalrathe war Niemand zugegen, als sich jene widersahen und einander weinend in die Arme sanken.

„Nicht wahr, mein Kind!“ sagte Reinhagen, „wir sind unschuldig?“ —

„Ja! mein geliebter Vater!“ rief Ada: „und vor diesen würdigen Männern will ich Dir Alles bekennen, was den Schein des Verbrechens auf uns geworfen hat!“

Was Ada jetzt freimüthig erzählte, werden wir späterhin erfahren, wenn man es protocolliren wird. Genug, der Präsident hörte sehr gespannt zu, und bat das Mädchen, als es geendet hatte, einstweilen mit ihrem Vater in ein anderes Zimmer zu treten, indeß er selbst sich das in Ada's Schreibtische vorgefundene Kästchen mit dem Corpus delicti herbeiholen ließ. — Er sah lange auf die dürre Todtenhand; er zog ihr den goldenen Ring vom Knochenfinger und betrachtete ihn aufmerksam. Der Ring schien neu aufgeputzt, doch waren Blut- oder Moderflecke daran zu erkennen. Die drei Buchstaben D. G. R. standen zwar wirklich auf der Fassung, doch war der Stein kein Rubin, sondern ein bloßer Carneol, und die beiden letzten Buchstaben waren also verschlungen, daß man ein kleines r leicht noch dazwischen herausfinden konnte. Als der Präsident den Criminalrath hierauf aufmerksam gemacht hatte, versuchte er an einem kleinen, kaum sichtbaren Knöpfchen des Ringes zu drücken, und siehe da! — der rothe Stein sprang auf, und unter ihm zeigte sich ein fast verlöschtes weibliches Bild.

„Ja, mein Herz hat mich nicht getäuscht! Du kommst zur rechten Stunde, Du heiliger Zeuge für die Unschuld Deiner Tochter!“ rief der Präsident und bog sich erschüttert auf den Ring nieder, und konnte die hervorstürzenden Thränen nicht länger zurückhalten. „Gehen Sie, bat er den Criminalrath, bringen Sie mir eilig meinen Sohn Dietrich und lassen Sie auch den Fremden rufen, der mich heute gesprochen hat!“

Graf Dietrich trat in's Zimmer. „Ich habe einen schweren Auftrag für Dich!“ sagte der Präsident; „allein ich hoffe, Du wirst Deiner Gefühle Herr bleiben. Da durch das heutige erste Verhör in Reinhagens Untersuchungssache noch gar wenig Licht gekommen ist, so habe ich, aus alter Vorliebe für diese Menschen, den Vater und die Tochter so eben confrontirt. Das Mädchen bekannte wichtige Sachen, die zu Protocoll genommen werden müssen. Ich wünsche nicht, daß dies von fremder, kalter Hand geschehe. — Willst Du die Führung des Protocolls wohl über Dich nehmen? — Die Inquisiten warten im Nebenzimmer.

(Schluß folgt.)

Sylben-Räthsel.

Zwei Küchenmägde, Jettchen, Hanne,
Die beiden dienten in der Tanne,
Erzürnten sich um 1 und 2.
Sie wollten nämlich, da in Wochen
Die Hausfrau war, ein Süppchen kochen,
Das zu ihrem Zustand dienlich sey.
Was für ein Süppchen? Nicht deßwegen
War Streit; nach kurzem Ueberlegen
Soll' es von Hafergrütze seyn;
Daß aber, wenn gekocht die Grütze
Die 1 und 2 gewaltig nütze,
Sprach Hanchen. Jettchen sagte: Nein!
Wohlan! rief endlich Henriette,
Ich habe Recht, was gilt die Wette?!
2, 1, hier hast du meine Hand!
Vier Groschen! So, ich muß gewinnen!
Sprach jene. Schöne Leserinnen,
Sagt, wer als Köchin mehr verstand?

Auflösungen in Nro. 89: a) des ersten Sylben-Räthsels: Serenade; b) des zweiten: Insect.

Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 91. Mittwoch, 12. November 1834

Spiel ist unser Leben und Schauspiel. Murrender, lerne
Spielen oder du trägst Schmerzen und Schaden davon.

Herder.

Alva.

(Fortsetzung.)

„Dafür laßt mich und die Meinigen sorgen!" entgegnete Alva. „Unsere ausgebreitete Bekanntschaft in den beiderseitigen Heeren wird Euch hierbei gute Dienste leisten. Und hier bewährt sich abermals, daß auch der Geringste zuweilen dem Mächtigern einen Dienst leisten könne."

„Wohlan!" rief Adolph nach kurzem Bedenken, „ich folge Deiner Leitung. Du hast bis jetzt so viel Theilnahme als Klugheit in meinen Angelegenheiten bewiesen, daß ich ein unbegränztes Vertrauen auf Dich setze. — Und sollte das Schicksal mir einst günstiger seyn, so will ich Deine Treue Dir wieder zu vergelten suchen. Für jetzt muß ich Dein Schuldner bleiben."

„Ich habe Euch bereits erklärt," erwiederte Alva mit wehmüthigem Tone, „daß ich auf jeden Dank verzichte. Eure Freundschaft allein ist es, und Euer Andenken, was mich ehrt, und beides ist mir werther, als alle Schätze der Erde."

Der Jüngling drückte gerührt die Hand des edeln Mädchens, das mit so uneigennütziger Aufopferung für sein Wohl handelte und sprach, und warf sich wieder auf das Lager, um sein von diesen schnell auf einander folgenden freudigen Ereignissen angegriffenes Gemüth zu beruhigen.

Alva aber verließ den Erschöpften mit dem lohnenden Bewußtseyn, eine edle That vollbracht zu haben, und diese erhebende Empfindung gab ihr Kraft, den eigenen Schmerz in der verwundeten Brust muthig niederzukämpfen. Als sie sich allein sah, fiel sie auf ihre Kniee und flehte in inbrünstigem Gebete zum allmächtigen Lenker der Schicksale, ihr Stärke zu verleihen, um den gefaßten Entschluß glücklich ausführen zu können. Wunderbar gestärkt erhob sie sich wieder und eilte zu den Ihrigen, die sie mit Zubereitungen zur morgigen Weiterreise beschäftigt fand.

8.

Hauptmann Morelli war mit seiner Schaar auf dem geraden Weg nach Magdeburg fortgegangen, als er durch einen, von Wallenstein an ihn abgeschickten Kurier den Befehl erhielt, seine Marschroute zu ändern und sich nach Weißenfels bei Naumburg zu wenden, wo der Friedländer auf den Höhen hinter der Stadt eine feste Stellung genommen hatte. Zugleich wurde ihm die möglichste Eile anempfolen. — Morelli, der den Herzog auf seinen früheren Zügen begleitet und durch seine tollkühne Tapferkeit, wodurch er einmal den Feldherrn selbst aus einer gefährlichen Lage gerettet, dessen Zutrauen und die Würdigung eines nähern Umganges sich erworben hatte, — beschleunigte demnach seinen Marsch in der vorgeschriebenen Richtung und langte nach einigen forcirten Tagmärschen in Wallensteins Lager an.

Kurz vor seiner Ankunft war auch der Feldmarschall Pappenheim mit dem Heere der Liga daselbst eingetroffen, und hatte sich mit dem Herzoge von Friedland vereinigt.

Nachdem Wallenstein Morelli's Anwesenheit erfahren, ließ er ihn zu sich berufen. Der Hauptmann trat, von dem diensthabenden Offizier geleitet, in das Zeltgemach des Herzogs, wo er denselben von heftigen Gichtschmerzen, denen er fast beständig unterworfen war, gequält und dadurch in eine verdrießliche Laune versetzt, auf einem Lager ruhig fand.

„Ihr kommt spät, Hauptmann Morelli!" rief der Herzog dem Eintretenden entgegen.

Dieser verbeugte sich und schützte die Schwierigkeiten vor, die sich seinem Vorhaben entgegengestellt und ihn wider Willen länger aufgehalten hätten. „Auch wollte ich," setzte er hinzu, „nicht eher zurückkehren, bis ich meine Werbung vollständigt haben würde, als Eure Befehl mich abrief."

„Wie ist der Erfolg Eurer Werbung abgelaufen?" fragte der Herzog schnell.

„Ich habe dem Heere nur 600 Krieger zuführen können," entgegnete der Hauptmann achselzuckend, „die noch überdieß der nöthigen Montirung und Armatur bedürfen. — Es hält schwer, Soldaten für das kaiserliche Heer zu gewinnen, da es uns bereits hie und da an Geld und Glück zu mangeln anfängt, während der Schwede richtig bezahlt und uns drohend auf dem Nacken sitzt."

„Ich hatte mehr auf Eure Klugheit und Thätigkeit gerechnet," bemerkte Wallenstein verdrießlich, „in einer Zeit, wo Verstärkung an tüchtigen Leuten unserm Heere so nothig ist." — Hierauf entstand eine Pause. Endlich sagte der Herzog kurz, indem er sich gegen die Wand kehrte:

„Sorgt dafür, daß Eure Soldaten gerüstet und eingeübt werden. Ihr werdet das Nöthige finden. Wendet Euch nur an den Piccolomini."

„Gnädiger Herr" — erwiederte Morelli, aber der Herzog winkte heftig mit der Hand, der Hauptmann empfahl sich schweigend, und beide schieden ziemlich verstimmt.

Morelli sah wohl, daß er bedeutend in der Gunst des Friedländers gefallen sey, und langte in finsterer Stimmung in seinem Quartier an. Hier fand er den langen Curt vor, dem er sogleich Verhaltungsbefehle in Hinsicht Harrebks, des Zigeunerhäuptlings, gab, der noch immer in engem Gewahrsam sich befand. Er sollte als widerspenstiger Rekrute in Reih'

und Glied gestellt, und der Avantgarde beigegeben werden, wo er am sichersten und ersten seiner los zu werden hoffte.

Curt theilte dem Hauptmann auch die Bestätigung von dem schimpflichen Ende seines ehemaligen Busenfreundes, des Hauptmanns La Croix, mit. Morelli schauderte zusammen. Er befahl dem grauen Mitgenossen seiner Lasterthaten, sich zu entfernen.

Als er sich allein befand, durchschritt er mit heftigen Tritten den Raum seines Gemaches. Alle Furien eines schuldbewußten Gewissens, die in seinem Innern schliefen, waren durch die Nachricht von dem schmählichen Tode seines einstigen Spießgesellen in ihm aufgewacht, und eine Hölle glühte in seiner Brust. Alle Gräuel seines wilden, sittenlosen Lebens zogen mahnend an ihm vorüber, und er fühlte zum erstenmal die richtende Stimme seines Innern. Um den strafenden Gewissensbissen zu entgehen und sich zu zerstreuen, stürzte er sich in das Gewühl der Vergnügungen, an denen in den kaiserlichen Heerlagern kein Mangel war, und die deßhalb im Gegensatze zu dem stillen, geregelten Treiben im schwedischen einen auffallenden Contrast bildeten.

Das kaiserliche Feldlager war damals der Sammelplatz von Kriegern aller Nationen. Deutsche, Italiener, Spanier, Wallonen u. s. w. waren hier aus Süd und Ost, aus Nord und West, zusammengeströmt, um unter den Fahnen des berühmten Wallensteiners Ruhm und Beute zu gewinnen. Auch lockte das freie, zügellose Leben, welches den Soldaten im kaiserlichen Heere verstattet war, viele der Krieger an, die weiter kein Interesse an die kaiserliche Sache band. Im ganzen Lager herrschte Jubel und Freude. Spiel und Becherklang wechselten mit Musikgetön und Tanz, und die Banden von Gauklern, Musikanten, Trödlern, Marketendern und feilen Dirnen, die dem Trosse des Heeres, wie der Schwanz eines Kometen folgten, gestalteten das Ganze zu dem buntesten Chaos, das je ein Kriegslager jener Zeiten aufzuweisen hatte. — Tausende von Zelten standen an einander gereiht, von denen sich die der Anführer durch größeren Umfang und reichere Ausstattung unterschieden, und über welche wieder die der obersten Heerführer hervorragten, die, gewöhnlich an den erhöhten Stellen aufgerichtet und von einer doppelten Wache umgeben, sich durch verschwenderische Pracht und kriegerischen Schmuck auszeichneten. Die Hauptfahne des Heeres, mit dem kaiserlichen Doppeladler geziert, wehte vor dem köstlich geschmückten Zeltpalaste des prachtliebenden Herzogs von Friedland, während vor dem Eingange zu Pappenheims einfacherem Zelte die Leibfahne desselben aufgepflanzt war. Eines jeden Obersten Zelt zierte die Fahne seines Regiments. Allenthalben flatterten bunte Fähnlein von den Zinnen der Zeltdächer, und gaben dem Ganzen ein lebendiges Ansehen.

Durch das Lager schreitend, stieß man überall auf Scenen der ungebundensten Freiheit, und wo das Auge sich hinwendete, blickte es in das buntbewegte Treiben der gemischten Massen von Kriegern, die je nach ihrer Nationalität geschieden und durch eigenthümlichen Vergnügungshang bezeichnet, dem Auge des Beobachters ein interessantes Bild darboten.

Hier schwenkte ein gemischter Haufe halbtrunkener Soldaten die glühenden Dirnen im wirbelnden Reigen, wozu bald eine Bande böhmischer Musikanten, bald ein Zigeunertrupp die verschiedenartigsten Instrumente ertönen ließ. — Dort lagerte ein Troß deutscher Krieger auf blanker Erde, die gefüllten Humpen auf's Wohl ihrer Führer fleißig leerend, während Andere auf Trommeln, leeren Tonnen und flüchtig aufgeschlagenen Brettertischen emsig dem Würfelspiele oblagen, das in einem Augenblicke den Krösus zum Bettler schuf und die leicht gewonnene Beute bald diesem, bald jenem zuwarf. — Weiterhin standen und lagerten verschiedene Trupps ernsterer Wallonen, meist von des Pappenheims Regimentern, die in nationalen Versen ihren in so vielen Schlachten errungenen und bewährten Kriegsruhm besangen, und dabei die Feldflaschen fortwährend in die Runde kreisen ließen. — Unweit von diesen hörte ein Haufe ernsthafter, bedächtiger Spanier und gewandter Italiener den erbaulichen Reden eines wohlbeleibten Mönches andächtig zu, während Andere von den geistlichen Ablaßkrämern, die auch hier ihr Wesen trieben, Vergebung für alle schon begangenen und noch zu begehenden Sünden, nebst geweihten Amuleten, Rosenkränzen und Heiligenbildern, sich erkauften, die sie wohlverwahrt mit sich trugen, und in diesen geistlichen Schutz- und Trutzmitteln die besten Ableiter für die feindlichen Blitze mit sich zu führen, auch gegen Hieb und Stich sich vollkommen dadurch gesichert glaubten. Wieder andere Gruppen von diesen versammelten sich um einige ihrer Landsleute, die, das Lieblingsinstrument beider Nationen, die Mandoline, im Arme entweder maurische Romanzen und Balladen aus Hispania's Heldenvorzeit absangen, oder geistliche Gesänge intonirten, und so Aug' und Ohr ihrer Zuhörer fesselten, obgleich keine Bewegung der steifen Spanier, die durch nichts aus ihrer Grandezza gebracht werden konnten, ihr Entzücken verrieth. Die leichtfüßigen Italiener tanzten während dessen nach dem Tone desselben Instruments Nationaltänze mit unermüdlicher Lust, obgleich auch sie mit geweihtem Spielkram behangen waren. — Wieder abgesondert von diesen saßen an verschiedenartigen Tischen, die, meist aus umgestürzten leeren Tonnen und Fässern bestehend, auf den freien Plätzen vor den Marketenderbuden aufgerichtet standen, die flegmatischen Niederländer, die mächtigen Bierkrüge vor sich, behaglich der Ruhe pflegend. Die breiten wohlgenährten Gesichter der stämmigen Holländer, ihre ausdruckslosen, doch gutmüthigen Züge stachen seltsam ab gegen die finstern, bärtigen Gesichter der hochgewachsenen, starkknochigen Friesen, die auf ihre Waffen gestützt, sich wechselseitig von den Kriegsthaten ihrer Vorfahren unterhielten. — Hie und da wurden kleine Abtheilungen neugeworbener Rekruten in den Waffen geubt, Pferde zugeritten, Schwerter geschliffen, Musketen, Pistolen und Piken in Stand gesetzt, Armatur- und Rüstungsstücke ausgebessert und blank geputzt. Durch dieses Treiben hallte von Zeit zu Zeit ein Donner aus grobem Geschütze, dem das Prasseln der Musketen und Pistolen echoartig antwortete. — Ganz im Hintergrunde des Lagers, abgesondert von den Uebrigen, hatten sich die wilden Kroatenhaufen des Obersten Isolani gelagert, die, der Schrecken des friedlichen Bürgers und die Geißel des wehrlosen Landmanns, allenthalben die Losung zu Raub, Mord und Brand gaben, und selbst von ihren übrigen Kameraden und Glaubensgenossen mit Geringschätzung angesehen wurden. Während der eine Theil derselben vor seinen Zelten die Zeit mit allerlei Kurzweil sich vertrieb oder mit seinem Pferde sich zu thun machte, umschwärmte der andere Theil das Lager nach allen Seiten, nach Lebensmitteln und Beute suchend. — Das Lager war durch flüchtig aufgeworfene Verschanzungen gedeckt.

Ganz anders sah es drüben im schwedischen Lager aus, welches Gustav Adolph bei Naumburg bezogen und stark befestigt hatte, um in dieser verschanzten Stellung die Sachsen und Lüneburger zu erwarten, die sich hier mit dem schwedischen Heere vereinigen sollten.

Die größte Stille und Ordnung herrschte im ganzen Lager, dessen gerade Zeltgassen ein geregeltes Ganze bildeten. Das Zelt des großen Königs zeichnete sich durch weiteren Umfang und die Reichsfahne aus, von welcher die grimmigen Gesichter der mächtigen Löwen ernst herabschauten. Die königliche Leibwache umgab das Zelt und bewachte Tag und Nacht den Eingang desselben.

Waffenspiele und Exerzierübungen der Soldaten, regelmäßig zu gewissen Tageszeiten gehaltene Betstunden und Nachmittagspredigten, aber keine rauschenden Lustbarkeiten und Zechgelage waren im schwedischen Lager zu gewahren; und nicht selten sah man zur Zeit der Ruhe und Muße den schwedischen Soldaten mit dem Gesangbuche oder einer häuslichen Beschäftigung in der Hand, still und ruhig vor seinem Zelte sitzen. — Und doch standen diese Krieger am Tage der Schlacht, angeführt von ihrem frommen Heldenkönige, fest und unverzagt im dichtesten Kugelregen, und entrissen oft der Uebermacht den Sieg.

Aber so wie hier der feste Glaube, für das Recht zu streiten, das unbegränzte Vertrauen und die innigste Liebe zu ihrem Heldenführer, die schwedischen Krieger und ihre deutschen Bundesgenossen zu Kampf und Sieg begeisterte und unüberwindlich machte, — so gab dort die verwegenste Tollkühnheit, die Begierde nach Beute und der hartnäckigste Haß gegen die Vertheidiger der neuen Lehre, den kaiserlichen Völkern die nöthige Kraft, um dem festen Muthe, der überlegenen Kriegskunst der Schweden das Gegengewicht halten zu können. — „Heute roth, morgen todt," hieß der Wahlspruch der kaiserlichen Krieger, die vom schäumenden Pokale, aus dem Taumel der Lust weg mit trunkenem Muthe und tollkühner Todesverachtung sich in das Schlachtgetümmel, dem andringenden Feinde entgegenwarfen. —

So war damals das Verhältniß der beiderseitigen Heere zu einander, und es konnte nicht fehlen, daß die geregelte Tapferkeit der Schweden, durch die Feldherrn Talente eines Gustav Adolph, Bernhard von Weimar, Gustav Horn, Banner, und später eines Torstensohn, Wrangel und Königsmark, unterstützt und geleitet, endlich den Sieg über die in physischer und moralischer Hinsicht täglich tiefer sinkenden kaiserlichen Heere erringen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Todtenhand.

(Schluß.)

Dietrich stand blaß und zögernd da; endlich faßte er sich und sagte: „Ja, mein Vater! ich will!"

Der Criminalrath erschien, nun, nebst dem Fremden, und ließ, auf einen Wink des Präsidenten, die beiden Angeklagten eintreten.

Man bot ihnen Stühle, indeß sich Dietrich, der nicht die Augen aufzuschlagen wagte, an den Schreibtisch setzte.

„Sie haben in Betreff der bei Ihnen vorgefundenen Todtenhand mir so eben ein wichtiges Bekenntniß abgelegt, und werden Ihre Aussage, weil sie aufgezeichnet werden muß, jetzt noch einmal vor uns wiederholen!" sagte der Präsident zu Ada, indem er dem Sohne winkte, das Protocoll einzuleiten.

Dieser schrieb mit zitternder Hand und fragte in banger Zerstreuung den Prediger um seinen Namen? „Ich heiße Thomas Reinhagen!" erwiederte dieser sanft lächelnd, denn ihm entging die innere Bewegung des Jünglings nicht. Aber Ada konnte ihm nicht antworten, als er auch nach ihrem Namen fragte, sondern fing bitterlich an zu weinen, denn sie meinte, er wolle ihren Namen nicht mehr kennen.

„Schreiben Sie nur Ada Reinhagen!" fiel der alte Criminalrath schonend ein: „sie hat sich heute schon zu diesem Namen bekannt!"

Für den Namen des ebenfalls gegenwärtigen Fremden sollte, so verlangte es der Präsident, das Protocoll für jetzt noch offen bleiben.

Ada's Busen hob sich bebend, doch der Vater hielt ihr Hand; er sprach ihr liebreich zu; er bat sie dringend, sich zu fassen, und so erzählte sie denn Folgendes:

„Als mein Vater, nach jahrelangem Leiden, endlich Diakonus zu G. geworden war, eilte ich, das nahe Schlachtfeld dort zu besuchen, wo mein geliebter Bruder fiel. Ich wollte ja mit dem Orte vertraut werden, wo er verblutete und wo man ihn eingescharrt hatte, und ließ mir deshalb von den Landleuten, die Augenzeugen der Schlacht gewesen waren, alle Umstände genau beschreiben. Da fand ich den Platz bald heraus, wo sein Regiment gefochten hatte und er gefallen war; und als mir ein alter Bauer erzählte, daß man alle die an der Waldspitze gefallenen Freiwilligen in ein großes Grab gelegt hätte, wobei er selbst geholfen, so blieb mir kein Zweifel übrig, daß auch mein Bruder unter seinen Freunden dort ruhe. — Dies Heldengrab, vom dichtesten Gebüsch umgeben, besuchte ich nun oft, und habe an dieser heiligen Stätte manche wehmüthige Stunde verlebt und mir oft wohl auch Trost geholt."

Ada hielt inne und weinte. Der Vater liebkos'te ihr und bat sie, fortzufahren. Dietrich schrieb zitternd weiter:

„Wir wohnten länger als ein Jahr schon in G.," fuhr sie endlich schüchtern fort: „da warben zwei junge Bürger um meine Hand. — Es waren wohl brave Männer, denen mein Vater selbst gewogen war, aber ich hatte kein Herz zu ihnen und wußte mir keinen Rath. Bekümmert ging ich hinaus zu meinem Heldengrabe, gedachte dort wieder Trost zu finden und einen Entschluß zu fassen; ich weinte mich satt und wünschte, die Geister der Jünglinge, deren Herzen dort unten in Staub zerfielen, und vielleicht auch gefühlt hatten, was die Liebe sey, möchten mir ein Zeichen geben, was ich thun solle."

„In gespannter Erwartung horchte ich hoch auf — ein Vogel flatterte aus dem nahen dichten Gebüsch und erschreckte mich; doch weil ich glaubte, er möchte sein Nestchen in der Nähe haben, bog ich die dichten Zweige vorsichtig auseinander — und bückte mich, um es aufzusuchen. Da erblickte ich unter dem Strauche, im trocknen Laube einen Gegenstand, der meine Neugier reizte, und als ich ihn hervorzog, erkannte ich mit Schaudern eine abgehauene Hand, an deren Knochenfinger ein unscheinbar gewordener goldener Ring steckte. Schnell fuhr mir der Gedanke durch die Seele: dies sey das Zeichen, das ich von den Geistern verlangt; ich solle nie heirathen, denn nur der Tod biete mir seinen Verlobungsring! — Dies bestimmte meinen Entschluß; ich wies jede Bewerbung zurück und blieb bei meinem theuern Vater; aber die Todtenhand mit dem Ringe hab' ich heilig aufbewahrt!"

Dietrich schrieb schon lange nicht mehr und hielt seine flammenden Augen auf Ada geheftet. Da sprach der Präsident, der seinen Sohn genau beobachtete, das offene Kästchen auf den Tisch vor ihn hinstellend: „Hier ist die Todtenhand mit dem Ringe!" — und Dietrich hatte kaum einen Blick auf ihn hingeworfen, als er aufsprang, sich vor Ada auf die Kniee warf und ausrief: „Mir bist Du verlobt, Ada, mir! — Du bist meine Braut! — Dort im Waldgebüsch verlor ich im Reitergefecht die Hand!" — und als sie sich staunend und zweifelnd von ihm zurückbog, riß er den ausgestopften Handschuh herunter und zeigte ihr den Stumpf seiner linken Hand. — „Zweifelst Du noch?" rief er: „führt nicht jener Ring meinen Namenszug, Dietrich Graf v. R., und verschließt er nicht ein noch heiligeres Zeichen seiner Echtheit?" und hiermit drückte er an dem Knöpfchen des Ringes, und ließ den Stein aufspringen und zeigte ihr die vollendeten Züge seiner schon verblichenen Mutter.

„War dies Dein heiliger, unerforschlicher Wille?" sprach Ada und hob die gefalteten Hände zum Himmel auf. Aber der Jüngling umschlang die Geliebte und sie sank selig an seine Brust.

Kein Auge blieb trocken, und der Präsident legte die Hände segnend auf die Liebenden und schloß den alten Reinhagen in seine Arme.

„Wir sind aber noch nicht fertig; hier steht noch Jemand, der unsere Umarmung gern theilen möchte!" sagte der Präsident, und stellte jenen Fremden den Anwesenden als den Sohn des David Reinhagen vor, der bei dem eingetretenen Frieden aus Surinam gekommen war, um in Europa seine Angelegenheiten zu ordnen und den Verwandten klaren Aufschluß über die Ermordung seines Vaters zu bringen. Der Mörder war nämlich kein anderer, als der Neger Tuaro. Gumillens Schicksal hatte ihn zum unversöhnlichsten Haß gegen seinen Herrn empört, und er gelobte seinen armen Mitsclaven vor seiner Abreise nach Europa auf's Feierlichste, daß ihr Tyrann nicht wiederkehren solle! Weil er aber einsah, daß David's Leben für dessen Kinder, welche der Neger sehr liebte, so lange von entschiedenem Nutzen seyn müsse, bis er seine Angelegenheiten in Europa geordnet, so verschob er die Ausführung der That. Er vollzog sie aber endlich um so entschlossener, damit sie auch dem wackern Prediger Nutzen bringen und ihm sein Besitzthum erhalten sollte. Nur zum Schein war Tuaro abgereist, und mit einbrechender Nacht, aus dem nächsten Walde, wo er sich den Tag über verborgen gehalten, wieder zurückgekehrt. Hier hatte er das Küchenfenster, welches er vor seiner Abreise absichtlich losgewirbelt, leise aufgedrückt, ein dort befindliches Messer genommen, und so den Mord verübt. Um aber seinen Landsleuten auch ein Zeichen der Vollziehung mitzubringen, hatte er dem Ermordeten die linke Hand mit dem Ringe abgeschnitten, worauf er nun wirklich fortgeeilt war, um sich einzuschiffen.

Dies Alles hatte Tuaro auf seinem Sterbelager David's Sohne gestanden und ihm die Hand mit dem Ringe eingehändigt, denn der Gram um Gumilla, die ihrem Schicksal bald erlag, hatte auch sein kräftiges Leben gebrochen.

„Das ist eine Criminal-Untersuchung," sagte der alte Rath Herbst, indem er sich die Augen trocknete, „wie sie mir noch nicht vorgekommen, denn statt des Hochgerichts endigt sie mit der Hochzeit."

Der Präsident führte seinen Freund Thomas Reinhagen im Triumpf wieder in die Arme des alten Generals, und die erste Amtsverrichtung des so hart beschuldigten, aber so schön gerechtfertigten Mannes war die Trauung seiner Tochter mit dem Sohne des Präsidenten.

Dietrich hob seine abgehauene Hand wie ein Heiligthum auf. „Sie war mein Brautwerber!" sagte er, „und meine Ada gab ihr willig das Jawort, obgleich sie wähnte, der Bräutigam sey der Tod!"

Ada aber sprach: „Sie ist das Symbol, daß wir uns lieben bis in den Tod, und daß uns auch der Tod wieder zur Liebe führen wird."

Geständniß einer Zigeunerin.

Der Engländer Jorgenson fand auf seiner Reise nach Frankreich eine Zigeunerin, welche besonders unter den geringern Volksklassen als Wahrsagerin in großem Rufe stand. Jorgenson wollte das Geheimniß ihrer Kunst wissen, und für einen Louisd'or erhielt er ihre Geständnisse. „Bei allen Gelegenheiten, sagte sie unter andern, — wo verheirathete Frauen uns fragen, ist es passend, daß der Mann nicht zugegen ist. Wir sagen ihnen immer, daß sie ihren Männern untreu gewesen sind, und wir haben gewöhnlich recht. Sie sehen uns mit einem bedeutsamen Lächeln an, welches uns ihre Ueberzeugung verräth, daß wir uns auf die schwarze Kunst verstehen. Die meisten Weiber sind mehr entzückt über den Gedanken, daß sie die Macht besitzen, die Männer zu fesseln, als stolz auf ihre Keuschheit. Nur einmal in meinem Leben habe ich mich in meiner Rechnung betrogen. Es war in einem Dorfe unweit Rheims. Ich werde das nie vergessen. Ein großes, riesenhaftes Weib warf mich nieder und trat mich mit Füßen, weil ich ihr gesagt hatte, sie sey falsch gegen ihren Mann gewesen; aber sie war so ungeheuer häßlich und so roh in ihrem Betragen, daß ihre Tugend nie in Gefahr gekommen seyn konnte. Ihr Mann hatte sie um ihres Geldes willen genommen. — Auch sagen wir den Ehefrauen, daß sie Jemanden vor ihrer Verheirathung gekannt haben, den sie ihrem Mann vorgezogen haben würden, wenn sie ihn hätten bekommen können, und daß sie noch immer mit Sehnsucht an ihn denken. Gewöhnlich irren wir uns auch darin nicht; denn unter fünfhundert armen Weibern ist kaum Eine mit dem Manne, den sie liebt, verbunden. Sie greift nach dem Ersten, der sie nehmen will, aus Furcht, Keinen zu bekommen. — Junge Leute sind leichter zu befriedigen, als verheirathete Frauen. Wir brauchen ihnen nur zu sagen, daß viele junge Männer verliebt in sie sind, und daß sie bald mit dem Manne ihrer Neigung verbunden seyn werden. Einige eifersüchtige Mädchen bitten uns, eine Nebenbuhlerin unsere Zaubergewalt fühlen zu lassen, und das harte Herz ihrer Liebhaber ihnen zuzuwenden. Wir versprechen es ihnen, und bekommen in solchen Fällen eine gute Gabe. — Alte Jungfern sind die schlimmsten Kunden. Sie wollen wissen, ob ihr künftiger Liebhaber garstig oder hübsch aussieht, ob er zärtlich, bis über die Ohren verliebt, beständig und treu ist." Als die Zigeunerin dem Reisenden offenherzig gestanden hatte, daß ihre Kunst Betrug und ihr Kartenlegen gleichfalls nichts als Täuschung sey, erzählte sie ihm, daß sie dennoch selbst in ihren eigenen Angelegenheiten die Karte lege, wenn sie wissen wolle, was ihr Liebhaber mache. Sie fahre dann oft auf, setzte sie hinzu und sagte zu ihrer Wirthin: „O, so wahr ich lebe, er ist bei dem Mädchen, das wir auf dem letzten Jahrmarkt sahen! Seht Ihr nicht deutlich, daß er jetzt bei der schwarzen Dirne ist? Ja, ja, er gab ihr vor zwei Monaten ein seidenes Tuch. Ich will mich an Beiden rächen!" So nahe sind Heuchelei und Leichtgläubigkeit verbunden.

Sylben-Räthsel.

Ein armer Bauernknabe ging
Zum Markt einst in die Stadt, und flink
Lief er, sich umzusehn, umher,
Durchstrich die Stadt die Kreuz und Quer;
Wor Freude ihm, die er empfand,
Die erste Sylbe offen stand.
Er trat zu einer Bude hin,
Wo seiner harrte viel Gewinn;
Denn wenn er that die Sylbe zwei,
So profitirte er dabei.
Da kam sein Brüderchen und sprach:
Dahin ist schon ein halber Tag,
Laß uns nicht länger müßig stehen,
Nach Hause an die Arbeit gehen.
Doch jener sagte: Keinen Schritt;
Weich' ich von hier; ich geh' nicht mit:
Denn dieses bringt mir mehr Gedeih'n,
Als fange ich das Ganze ein.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 90: Durchschlag.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 92. Sonntag, 16. November 1834.

Des Pilgers Pfad, ihr Brüder!
Hat Dunkelheit und Licht.
Geht eine Sonne nieder,
Auf immer geht sie nicht!
Nur kurze Frist der Mühe,
Nur eine kurze Nacht,
Dann ist in stiller Frühe
Der treue Strahl erwacht.

Overbeck.

Alva.

(Fortsetzung.)

9

Die Abtheilung von Harrheks Bande, bei welcher sich Adolph von Falkenstein befand, hatte ihren Marsch so viel als möglich beschleunigt und näheete sich schon dem Gebiete der Stadt Leipzig, als sich ihnen große Reitermassen, auch Fußvolk und Geschütz, auf der Straße von Leipzig her entgegen wälzten. Es war dieß eine Abtheilung des kaiserlichen Heeres, welche Wallenstein unter dem Commando des Generallieutenants von Holk gen Leipzig gesendet hatte, um dasselbe wegzunehmen. Holk hatte seinen Auftrag glücklich erfüllt, Leipzig und die Pleißenburg erstürmt, und kehrte nun, nachdem er eine starke Besatzung in der eroberten Stadt gelassen, mit dem übrigen Kriegsvolke wieder zum kaiserlichen Heere zurück, da dasselbe stündlich einen entscheidenden Schlag erwartete, und daher alle nur mögliche Verstärkungen an sich zog.

Im Trosse dieser Heeresabtheilung befanden sich sämmtliche Trupps der zertheilten Zigeunerbande, und auch der unter Hulla's Anführung ihnen entgegenkommende Haufe schloß sich an sie an, froh der so schnellen und unerwarteten Vereinigung. — Der ganze Zug marschierte nun, Naumburg und das schwedische Heer in einem weiten Umkreise umgehend, auf Weißenfels zu, wo das kaiserliche Heer mit Ausnahme Pappenheims, der mit einem Theile desselben nach Halle zur Erstürmung der Moritzburg gezogen war, noch unverändert an derselben Stelle stand.

Adolph von Falkenstein, der in Kleidung eines Zigeuners dem Zuge folgte, befand sich jetzt wieder auf dem Wege der vollkommenen Besserung. Mehr noch als Arzneimittel und Pflege hatten die jüngsten freudigen Ereignisse auf ihn eingewirkt, und nun, da er seine gute Mutter beruhigt wußte, sich geliebt sah, und wieder lieben und sogar hoffen durfte, — entwickelte sich die ganze Kraft seines angebornen Feuergeistes auf's Neue und um so lebendiger, da derselbe so lange in der Asche der Unthätigkeit geglimmt hatte. Das rege Leben seiner kriegerischen Umgebung fachte das Heldenfeuer seines Stammes mächtig an, und er beschloß, des fast erloschenen Namens der von Falkensteine sich würdig zu zeigen. Alva's Rath, die Erstlinge seines Ruhmes unter den Augen und der Leitung des größten Feldherrn jener Zeit, des schwedischen Heldenkönigs, sich zu erringen, erhielt immer mehr seinen Beifall, da er mit gerechtem Unwillen die zunehmende Sittenlosigkeit gewahrte, die ihren Sitz in den kaiserlichen Heeren aufgeschlagen zu haben schien, und wogegen sein reines Gemüth sich empörte. Er fand nicht die für Gott und ihre heilige Sache begeisterten Streiter, nein, — die bunteste Mischung aller Menschenklassen, welche Habsucht, Ehrgeiz, und ein ganz anderer Geist zusammengeführt hatte und beseelte, als der eigentliche Zweck, um dessentwillen sie die Waffen führten.

Sein Entschluß stand endlich fest; aber noch war er in Ungewißheit, welche Mittel ihm zur Ausführung desselben verhelfen sollten. Alva, die er öfters darüber befragte, gab ihm ausweichende Antworten, und vertröstete ihn damit, daß der, welcher bis hierher geholfen, auch ferner seinen Beistand nicht versagen werde.

So lag Adolph eines Vormittags, als eben das Kriegsvolk einen Rasttag hielt, in dem für ihn erbauten kleinen Zelte, als die alte Hulla mit verstörten Gesichtszügen herein trat und ihn hastig fragte, ob Alva bei ihm sich befinde oder kürzlich hier gewesen sey? —

Verwundert entgegnete Adolph der Aengstlichen, daß die Gesuchte seit gestern sich nicht in seinem Zelte habe sehen lassen, er sich auch nicht erinnern könne, sie seit dieser Zeit irgendwo gewahrt zu haben.

„So hat sie der Elende ausgespürt und den köstlichen Schatz, zu meinem und seinem Verderben, gestohlen," rief Hulla grimmig, sich mit den knöchernen Fäusten die grauen Locken zerraufend.

„Wen meint Ihr, alte Mutter?" fragte Adolph gespannt.

„Wen anders, als den wohllüstigen Welschen, den bübischen Morelli!" heulte die Alte. — Aber fuhr sie nach einer Weile fort, nachdem sie sich verzweiflungsvoll geberdet hatte, „findet sich mein Verdacht gegründet, so soll der Sünder sein verruchtes Leben mit dieser blutschänderischen That beschließen,

und ich will dem lange zögernden Richter in's Strafamt greifen." — Mit diesen Worten stürzte sie aus dem Zelte.

Adolph sah der Aufgeregten lange erstaunt nach, und ihre letzten Worte nachdenklich erwägend, saß er noch in Gedanken, als ein leises Pochen ihn aus seinem Sinnen aufschreckte. „Wer da!" rief er laut.

Die Zeltthüre öffnete sich und der schwarze Niccel steckte seinen Kopf herein.

„Ist die Alte fort?" fragte er leise; und als ein bejahender Wink des Junkers und seine eigenen Augen ihn davon überzeugt hatten, schlüpfte er herein, die Thüre sorgfältig hinter sich verschließend.

„Die alte Hulla ist einmal wieder trotz ihrer Spitzfindigkeit auf die unrechte Fährte gerathen," lachte er schlau, indem er dem Falkensteiner ein zusammengerolltes Papier übergab, welches dieser hastig ergriff und öffnete.

„Von Alva!" rief er überrascht; „wo ist sie?"

„Lest' und schweigt!" entgegnete ihm der braune Bursche, „ich bin stumm wie ein Fisch." Dabei hielt er dem Junker die hohle Hand hin, der, diese Pantomime wohl verstehend, in die Börse griff, und dem Dienstfertigen ein Geldstück in die dargereichte Rechte drückte, worauf dieser mit zufriedenem Kopfnicken und einer kurzen Verbeugung sich empfehlend wie eine Pfeil zur Thüre hinaus eilte und verschwunden war.

Adolph überflog den Inhalt des Zettels, der in folgenden Worten bestand:

„Edler Herr! Ich habe jetzt einen Gang zu thun, dessen Zweck ich weder Euch noch sonst Jemanden offenbaren kann, bis ich die Gewißheit des Gelingens habe. Beruhigt einstweilen die alte Hulla, und verrathet meine Mittheilung nicht. Bald seht Ihr mich wieder.

Alva."

Ganz unten standen die Worte:

Dem Ueberbringer könnt Ihr getrost trauen; er ist treu und mir ergeben."

Schweigend zerriß Adolph den Zettel und vernichtete die Reste desselben dem Wunsche der Schreiberin gemäß. Hierauf eilte er nach dem Aufenthaltsorte der Aeltermutter, wo er dieselbe in dumpfer Verzweiflung brütend antraf.

„Tröstet Euch!" rief er der finster ihm Entgegenstarrenden zu, „tröstet Euch! Alva wird ehestens wiederkehren. Sie ist nicht in die Hände des Hauptmanns gefallen."

Hulla blickte ihn zweifelhaft an; als sie aber in des Junkers offener Miene die Bestätigung des Gesagten las, drückte sie erfreut die Hand desselben und fragte, woher diese Kunde so schnell ihm zugekommen.

„Ein kaiserlicher Kriegsknecht überbrachte mir die Botschaft," versetzte der Junker, etwas verlegen gemacht durch die Querfrage der Alten, „als Ihr kaum meine Hütte verlassen, und versicherte mich zugleich, daß sie sehr fröhlich ausgesehen, als sie ihm den Auftrag gegeben. Um so weniger haben wir für sie zu fürchten."

Hulla schüttelte nachdenkend den grauen Kopf. Endlich schlug sie, von einem freudigen Gedanken plötzlich erfaßt, die dürren Hände zusammen, indem sie ausrief:

„Das Wettermädchen hat am Ende zuerst entdeckt, wonach wir alle bis jetzt vergeblich suchten. Hi! hi! hi! Das Täubchen holt den Tauber selbst aus seinem Käfig. Wohl gethan, mein Goldtöchterchen!" Damit drehte sie sich einigemal rund herum und lief endlich, so schnell als es ihre alten Beine erlaubten, an dem Junker vorüber aus dem Zelte.

Adolph sah der närrischen Alten verwundert nach, sodann entfernte er sich wieder, und kehrte nach seinem Quartiere zurück. Auf dem Rückwege sah er die Alte mit einigen Zigeunern verkehren, denen sie wahrscheinlich ihre so eben gefaßte Vermuthung mittheilte und heftig dazu mit beiden Händen gestikulirte.

10.

Am Nachmittage desselben Tages herrschte im schwedischen Lager eine größere Thätigkeit, als gewöhnlich. Die Truppen hatten Befehl bekommen, sich marschfertig zu halten, da der König aus verschiedenen Bewegungen des kaiserlichen Heeres schloß, daß Wallenstein beabsichtige, sich zwischen das schwedische Heer und die bei Torgau stehenden sächsischen Hilfsvölker zu stellen, indem schon Pappenheims Zug nach Halle, wodurch dieser zugleich die Vereinigung der Lüneburger mit den Schweden verhinderte, eine gleiche Absicht zeigte.

Der König hatte eben seine Generale und Kriegsobristen entlassen, die zum Kriegsrathe bei ihm versammelt waren, in welchem man beschlossen hatte, dem Friedländer, sobald dieser sein Lager verlassen werde, auf dem Fuße zu folgen und demselben, trotz der Uebermacht des kaiserlichen Heeres — dasselbe zählte an 40,000, das schwedische nur 23,000 Mann, — die Schlacht anzubieten.

Als die schwedischen Heerführer das königliche Zelt verlassen hatten, trat der wachthabende Offizier, der während der Berathung dieser Herren an der Thüre des Vorzimmers postirt war, in ein kleines Seitengemach, wo ein feiner junger Mann in schwedischer Kriegstracht, wie es schien, in großer Unruhe auf und ab ging.

„Ihr habt warten müssen," redete der Offizier ihn an; „die Herren haben diesmal lange berathschlagt. Nun aber kommt! jetzt ist der günstigste Augenblick, wenn Ihr den König sprechen wollt."

In des jungen Kriegers Mienen zeigte sich eine ängstliche Unentschlossenheit und er wechselte einigemal die Farbe.

„Ihr scheint noch nicht viel mit großen Herren zu thun gehabt zu haben, sagte der Offizier lächelnd, und zuckte mitleidig die Achsel. „Das hättet Ihr freilich vorher überlegen müssen."

Da faßte der Jüngling, rasch sich ermannend, nach seinem Hute und erwiederte mit verbindlichem Tone: „Ich folge Euch, geht nur gefällig voran und meldet mich."

Beide schritten nun durch die verschiedenen Abtheilungen des geräumigen Zeltes, bis sie in das Vorzimmer gelangten, von welchem zwei Thüren in die inneren Gemächer des Königs führten. Vor der einen stand der Offizier stille, und bedeutete den ihm Folgenden, hier seine Rückkunft zu erwarten, darauf trat er in das königliche Gemach.

Der junge Mann legte die Hand auf das hörbar klopfende Herz und rief all' seinen Muth zusammen, um die fliehende Entschlossenheit zu bannen, — als jener wieder heraustrat und dem ängstlich Harrenden zuflüsterte: „Immer herein! Unverzagt und offen; merkt Euch das!" Mit diesen Worten begab er sich wieder auf seinen vorigen Posten.

Der Angemeldete trat, alle Herzhaftigkeit zusammennehmend, durch die halboffene Thüre in das einfache Gemach, in welchem Gustav Adolph, so schlicht wie gewöhnlich gekleidet, nur durch den königlichen Anstand und die majestätische Würde, die auf seiner hohen Stirne thronte, unverkennlich, an einem großen Tische saß, der mit Landcharten, Zeichnungen und Planen überdeckt war. Neben ihm auf einem Stuhle lag sein Degen und die ungeheuren Stulphandschuhe, darüber der Hut mit der schwankenden Feder.

Der König, der etwas kurzsichtig war, hielt die Hand vor die Augen und blickte nach dem Eintretenden. Da dieser aber noch immer mit seiner Befangenheit kämpfend an der Thüre stand und die trübe Witterung des unfreundlichen Herbsttages ein ungewisses Halbdunkel im Gemache verbreitete, so

daß der König die Gegenstände nicht genau unterscheiden konnte, so rief er endlich ungeduldig: „Nur näher, näher!“ Als er aber die Bestürzung des blutjungen Menschen gewahrte, der, durch die kurz ausgesprochene Aufforderung erschreckt, rasch dem Könige näher trat, fragte derselbe ihn, den Ton seiner Stimme mildernd, freundlich: „Was willst Du, mein Sohn?“

Nachdem der Jüngling sich einigermaßen gesammelt hatte, warf er sich vor dem Monarchen auf die Kniee.

„Steh' auf,“ sagte dieser ernst; „nur vor Gott sollst Du knieen; ich bin ein Mensch, wie Du. Trage mir getrost Dein Anliegen vor. Ist Deine Sache gerecht und meine Macht hinreichend, Dir zu willfahren, so sey der Hilfe gewiß.“

Der junge Mann küßte die dargereichte Hand des gütigen Monarchen, und begann, nachdem er sich erhoben hatte, mit ehrfurchtsvoller Verbeugung und etwas zitternder Stimme: „Ich komme, Ew. Majestät um die Gnade zu bitten, einem armen, aber edeln Jünglinge die Aufnahme in das königliche Heer zu verstatten.“ Nach diesen, mit Mühe hervorgebrachten Worten schwieg der Bittende, tief Athem holend.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunderbild zu Karenoije.

In einer durch die Schifffahrt der Twersa belebten Gegend Rußlands, im Gouvernement Twer, ohnweit Wischeney Woloschok, lag das kleine Gütchen Michael Maschkowitsch's, eines biedern Mannes. Niedrig war das Dach, unter dem er mit seiner kleinen Familie wohnte; nur dadurch, daß das Stroh, mit welchem es gedeckt, glatter geordnet, feiner beschnitten war, von den übrigen Hütten des Dorfes sich auszeichnend, so wie ebenfalls durch etwas mehr Breite, oder einen geregelter bebauten Garten. Dieser Mann hätte, anstatt der wenigen Bauern, welche er nach der Einrichtung des Landes seine Eigenen nennen durfte, deren Tausende besitzen sollen, denn er hatte sie Alle beglückt, so wie die Wenigen, deren Vater er war.

In einer Verfassung, welche das anders gestellte Ausland zwangvoll findet, entwickelt dem russischen Unterthanen (wenn er nemlich so glücklich ist, einem guten Herrn anzugehören) sich das schönste Verhältniß vom Vater zum Kinde. Dieß, ein überall Naturgemäßes, kann, wenn es auch außer dem Familien-Kreise sich in seiner Reinheit findet, nicht anders als wohlthätig wirken. Ja, wenn Alles das, was wir Sclaverei nennen, diesen ehrwürdigen Character annähme, so dürfte Niemand, denn nicht eigene Herrscherpläne dazu veranlaßten, die Hand nach dem — oft nur sogenannten Gute der Freiheit ausstrecken; den am sichersten ruht sich's immer unter dem Schutz eines guten Vaters.

So flossen in jenem Erdwinkelchen den wenigen einfachen Menschen Tage und Jahre in heitrer Ruhe dahin. Eine sanfte Gattin und liebliche Tochter standen dem braven Michael zur Seite. So klein sein Gütchen war, brachte doch die lebhafte Schifffahrt jener Gegend ihm für die Erzeugnisse desselben manch Säckchen mit Silber-Rubeln ein. Er hätte dafür, wie Andere thaten, sein Haus vergrößern, es mit köstlichen Gerathen schmükken, seinen Tisch mit ausländischen Gerichten besetzen, seine Tochter nach der Hauptstadt senden können, um sie in den anmuthigen Künsten unterrichten zu lassen, in welchen die Töchter jenes großen Landes die Söhne desselben zum Theil weit überstrahlen. Das that er aber nicht, noch kaufte er, wie man dort sich ausdrückt, sich Seelen zu — wenn auch reiche und leichtsinnige Nachbarn diese oft auf eine Karte setzten. Er suchte nur die, welche er vom Vater und Großvater ererbt hatte, glücklich zu machen; deshalb theilte er das, was sie ihm erwerben helfen mußten, wieder mit ihnen. Das war das Räthsel des Wohlbefindens Aller, die ihm zugehörten, und die Ursache, weßhalb ihn Viele tadelten, Andere belächelten.

Manuschka, die einzige Tochter Michael Maschkowitsch's, hätte in einer großen Stadt Aufsehen gemacht. Sie war von seltener Schönheit und Zartheit des Körpers, wodurch sie allein sich von ihren Gespielinnen unterschied. Ihre Kleidung war nicht anders, als die der Dörferinnen, die ja bei der Einrichtung ihres Vaters fast alle gleichen Wohlstand genossen als sie selbst. Ein langer, weiter Rock von lebhafter Farbe, eine ebenfalls sehr weite Schürze, von zartem weißen und rothen oder weißen und blauen Zeuch, ringsum mit Falbela's, ein kurzer Pelz von blauem oder rothem Seiden-Zeuch, mit weißem Hasenfell besetzt, viele Reihen Korallen aller Farben, die über dem züchtig bis an das Kinn die Brust verhüllenden feinen Hemde hingen, durch mehrfarbige Bänder im Nacken befestigt — das Haar glatt gescheitelt, in einer einzigen Flechte zum Rücken hinabhängend, ebenfalls mit bunten Bändern geziert. Ein hellrothes Tuch, glatt über die Stirn gelegt, alle vier Ecken zum Rücken hinab flatternd, vollendete den Anzug und kleidete die meisten Mädchen gut, am besten Manuschka.

Außer der Kirche, dem Schauckelplatze, dem Hause ihrer Eltern und den Wenigen des Dorfes, hatte Manuschka noch nichts gesehen; weiter bis in's Birkenwäldchen, wo sie im Frühling Maiglöckchen sammelte, hatte ihr Fuß sich noch nicht vom Dorfe verirrt. Gleichförmig spannen ihre Lebenstage sich auf; eben so würden sie sich wieder abgerollt haben, hätte nicht das Schicksal beschlossen gehabt, eine Würdige einmal an ihre würdige Stelle zu bringen. Bis in ihr sechszehntes Jahr drehte Manuschka die Spindel, webte Bänder, klöppelte Spitzen, strickte Strümpfe, wie es die andern Mädchen des Dorfes auch thaten. Ihre Arbeiten wurden mit andern Erzeugnissen des Gütchens auf die großen Märkte versendet, manch buntes Band und seidenes Tuch ihr dafür eingetauscht. Bänder und Tücher — die Freude eines Mädchens in jeder Zone — wie regt die Hoffnung auf sie die Finger der Arbeiterin behende!

Man findet im Inneren Rußlands selten ein kleineres oder größeres Gut, wo nicht zu Erwerbnissen solcher Art die Frauenhände der Unterthanen vom Gutsherrn benutzt würden. Wenn der Hanf blüht, ziehen Frauen und Mädchen die feinern Stengel desselben, welche nur Blüthe, nie Frucht tragen, aus, und spinnen, nachdem sie ihn wie Flachs bereitet haben, zarte Fäden zu allerlei Geweben daraus. Die russische Landfrau webt all' ihr Linnen selbst. Ihr Webestuhl ist klein, und ganz ohne Hülfe eines Nagels oder eisernen Hackens zusammengesetzt, nur von Holz. Das Gewebe ist unter einer Elle breit. Sie haspelt das Garn nicht von der Spindel, sondern wickelt es auf große Knäuel ab, von welchem sie sofort, ohne durch Absieden in Asche ihm mehr Geschmeidigkeit zu geben, es verwebt. Die Leinwand wird daher leicht und wenig haltbar. Die feineren Fäden des Flachses sind auch zu feineren Geweben und Arbeiten bestimmt. Man klöppelt Spitzen davon, welche zwar ziemlich einfach sind, jedoch lassen größere Gutsbesitzerinnen gewöhnlich einige Mädchen in der Hauptstadt hierin unterrichten, und man verfertigt auf diese Weise in einigen Gauvernements Spitzen, welche denen aus Brüssel gleichkommen. Man macht Zwirne aller Art, strickt Strümpfe und Handschuhe zu vielen Dutzenden, knüpft Schnüre, webt Bander auf einfachen Gestellen, läßt nichts unbenutzt, was irgend das Einkommen um einige Kopeken vermehren kann, und die Industrie regt sich auf jedem Dörfchen, wenn auch nicht mit so auffallenden Erfolgen als an den Ufern der Wipper und in den Rheinthalern.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Theater.

— Post nubila Phoebus.

Nach einer Reihe von meist, theils mehr theils minder, mißlungenen Vorstellungen in unserem Theaterhause, nachdem sich ein anderer Referent über die hiesige Bühne in die zwar wahre aber immer unangenehme Nothwendigkeit versetzt sah, fast alles Gegebene mit nur sehr wenigen Ausnahmen, bitter zu tadeln, fühlt sich Einsender dieses in die angenehme Lage versetzt, einmal mit Vergnügen etwas über denselben Gegenstand zu sagen. Aber woher diese Veränderung? — Es ist ein seltener Gast bei uns eingezogen, der fast alle Mitglieder unserer Bühne in jenen vortrefflichen Vorstellungen, in denen er debütirte, mehr oder minder zu seiner Höhe hinaufgezogen, und nur Er ist es, dem wir zwei sehr genußreiche Abende verdanken. Dieser Gast ist Hr. Wilhelm Kunst, der uns in den Rollen, als Karl v. Moor in „Schillers Räubern" und als Otto von Wittelsbach in dem Stücke gleichen Namens von Babo Gelegenheit gab, sein reiches Talent zu bewundern. Hr. Kunst ist ein wahrer Künstler, und gehört zu den würdigeren Vertretern seines Standes; dies hat er genugsam bewahrt. Gehen wir zu den einzelnen Rollen über. Wie trefflich spielte er den Karl v. Moor, diesen Feuergeist, der einem brausendrn Oceane vergleichbar einmal entfesselt, alles vor sich niederstürzt; wie wahr gab er uns den ganzen Character durchweg wieder! In seinem Spiele lag Kraft und Leben, Milde und bis zum Wahnsinn gesteigerter Wuth wunderbar nebeneinander Die Uebergänge waren bis in die feinsten Nüanzen, von der lieblichen Erinnerung seiner Knabenjahre, bis zur gesteigerten Erkenntniß seiner Verworfenheit als Räuberhauptmann wunderschön schattirt. Namentlich gelungen sind die Scenen seiner Verstoßung, des Wiederfindens seines Vaters und Amaliens, und des Gerichts über seinen Bruder zu nennen. Rauschender Applaus wurde dem Künstler zu Theil, so oft er die Bühne verließ, und am Schlusse gerufen dankte er mit edler Bescheidenheit. —

In dieser Vorstellung hat sich aber bewahrt, daß mehrere Mitglieder unserer Bühne etwas thun können, wenn sie wollen. Hr. Haas, (Franz v. Moor) in früheren Nummern dieses Blattes getadelt, und der Nachlässigkeit nicht mit Unrecht beschuldigt, hat uns heute vollkommen versöhnt. Er hatte seine Rolle erkannt, war in den Geist derselben eingegangen, und bot, was nicht zu verkennen war, alle seine Kräfte auf, seine Aufgabe rühmlichst zu lösen. Der Erfolg krönte seine Bemühungen; er gab uns einen braven Franz, vorzüglich in den Schlußscenen des letzten Akts. Auch er ward gerufen. Auch Hr. Straßer (Max Gr. v. Moor) hat uns vollkommen befriedigt. Seine Auffassung der Rolle war sehr gut, und er gab sie uns wahr und treu wieder. Wir hatten Gelegenheit, im vorigen Jahre den alten Moor von Hrn. H. Müller zu sehen, und glauben Hrn. Straßer kein größeres Lob spenden zu können, als dieses, daß er uns nach einem solchen Vorgänger vollkommen befriedigte. Hr. Bürchl (Schweitzer) machte heute gegen früher eine Ausnahme, und füllte seinen Platz recht gut aus. Von Madame Gerlach (Amalie) und Hr. Waldmann (Roller) hatten wir nichts anderes erwartet, als wie immer eine tüchtige Leistung, welche namentlich erstere im hohen Grade lieferte; ihr Zusammentreffen mit Franz im Parke und das Wiederfinden ihres Karl war wahrhaft meisterhaft. Auch dürfen wir Hrn. Elmenreich (Kosinsky) keineswegs übersehen, eben so wenig Hrn. Miedke (Hermann). Kurz wenn nicht Hr. Dennerlein (Gerichtsperson) seine Rolle karrikirt hätte, so wäre es eine jener Vorstellungen, an der nichts verdorben wäre.

Dasselbe können wir nicht von der zweiten Vorstellung „Otto von Wittelsbach" sagen; hier machten sich mehrere Mißgriffe bemerkbar. Das Stück zwar selbst an und für sich betrachtet, ist eine von jenen verunglückten poetischen Geburten, deren wir leider genug haben. Auf historischem Grund beruhend, ist es auch ganz trocken historisch durchgeführt, ohne allen poetischen Werth, und noch dabei schwankend in seinen Charakteren, kurz ein verunglücktes Trauerspiel. Die Titelrolle, wenn auch poetisch arm, ist noch am reichsten bedacht, und gegen diese sind die andern alle stiefmütterlich behandelt. Um so glänzender bewährete sich das Talent unseres Gastes, der aus dieser magern Rolle durch sein vollendetes Spiel etwas Gutes machte. Er gab uns den einfachen, ritterlichen, zwar vom Dichter etwas massiv gezeichneten, Wittelsbacher, in seiner ganzen Einfachheit und Ritterlichkeit wieder, und selbst die Härten des Dichters ließen sich bei solcher Darstellung vergessen. Er bewahrte sich auch in dieser Rolle als tiefdenkender Künstler. Wahrhaft meisterhaft war die Scene im kaiserlichen Gemache, bevor er ihn erschlug; und tief ergreifend und wahr sein Abschied von seinen Kindern, und sein Tod. Er wurde auch heute nach dem 4ten Akte und am Schlusse gerufen. — Aber wie verkehrt waren die übrigen Partien besetzt? Hr. Miedke (Kaiser Philipp) war kalt und steif, und theilweise möchten wir fast sagen, gemein. Er hatte den Wolf, Otto's Waffenträger machen sollen, und Hr. Straßer (Wolf) dagegen den Kaiser, und wir würden eine bessere Leistung von beiden gesehen haben. Auch Hr. Dor (Graf Rapot v. Artenburg) ist nicht für solche Rollen, wie diese; er ließ gar viel zu wünschen übrig; sein Spiel war sehr matt. Hr. Bürchl (Reuß v. Plauen) ging mit. Hr. Elmenreich (v. Andechs) war noch einer der besten. Hr. Haas (Herzog Ludwig) Dem. Dötschel, Mad Gerlach (Philipps Kinder) gaben ihre unbedeutenden Rollen recht wacker. Die übrigen verdarben gerade nichts, machten aber auch nichts gut.

Da wir nun einmal im Tadeln begriffen sind, so wollen wir denn auch einmal ein Wörtlein über unser Orchester sagen. Welch' barmherzige Musik! welche Auswahl, welche Durchführung! Jeden Augenblick muß man fürchten, die einzelnen Stimmen nehmen Reißaus nach allen vier Weltgegenden. Ist denn Würzburg so arm an Musikern, daß der Direction nichts übrig bliebe, als ihre Zuflucht zu sogenannten Handwerksmusikanten zu nehmen? Wir meinen hiermit keineswegs alle; wir wissen recht gut, daß das Orchester tüchtige Musiker zählt, aber was nützen uns diese Wenige, wenn die andern alle nichts taugen? Es muß ihnen selbst unangenehm genug seyn, diesen Jammer anhören und mitmachen zu müssen. Wir verlangen keine ausgezeichneten Produktionen, aber genießbare kann das Publikum mit Recht fordern. Wer hier die Schuld trägt? Wir wollen es dahin gestellt seyn lassen, aber wünschen herzlich Abhülfe.

Schließlich können wir der verehrl. Direktion den Wunsch nicht nahe genug an's Herz legen, alles aufzubieten, Hrn. Kunst so lange als möglich unserer Bühne zu erhalten.

Palindrom.

In der kleinen Bucharei
Finden wir der Zeichen drei,
Eine große Wüstenei.
Wenn wir um die Zeichen wenden,
Haben wir gewisse Enden,
Die uns davon überführen,
Daß nicht, wie das Sprichwort lautet,
Worauf ihr wohl oft schon bautet,
Stets Extreme sich berühren.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nro. 91: Maulwurf.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 93. Mittwoch, 19. November 1834.

Handelt! durch Handlungen zeigen sich Weise,
Ruhm und Unsterblichkeit ist ihr Geleit.
Zeichnet mit Thaten die schwindenden Gleise
Unserer flüchtig entrollenden Zeit.
Den uns umschließenden Zirkel beglücken.
Nützen so viel, als ein Jeder vermag;
O! das erfüllet mit stillem Entzücken;
O! das entwickelt den düstersten Tag.

v. Salis.

Alva.

(Fortsetzung.)

Der König blickte forschend auf den verlegen vor ihm Stehenden. Endlich fragte er: „Wer ist's, für den Du Dich verwendest?"

„Es ist der einzige Sohn des Obersten v. Falkenstein, der in den spanischen Niederlanden blieb," entgegnete jener. Er hinterließ der Wittwe den hoffnungsvollen Sohn, aber leider keine Mittel, demselben eine standesgemäßes Auskommen zu sichern. Dieser will daher in die Fußstapfen seines tapfeen Vaters treten und sein Glück auf dem Felde der Ehre verfolgen, wo nicht Reichthum und Ansehen, sondern eigne Verdienste den edlen Mann auszeichnen."

„Falkenstein?" wiederholte der König sinnend, ein altes Geschlecht. Aber so viel mir bekannt, ist die Familie katholisch und der Vater starb in kaiserlichen Diensten. Was kann den Sohn bewegen, im feindlichen Heere gegen seine Glaubensgenossen zu fechten?"

„Obgleich aufrichtig an seinem Glauben hängend," entschuldigte der Jüngling, „ist doch der junge Falkensteiner nicht von den Vorurtheilen seiner Zeit befangen, sondren erwägt wohl das Beste in dieser sturmbewegten Zeit. Ee will nicht seine Krafte für unlautere Zwecke Anderer vergeuden und obendrein die reinerhaltenen Sitten in dem zügellosen Leben der kaiserlichen Heere untergehen sehen. D'rum bittet er durch mich Ew. Majestät, sich unter Dero Commando stellen zu dürfen, um unter der Leitung des ausgezeichnetsten Feldherrn seiner Zeit sich ferner auszubilden.

„Der Soldat," sagte der König wohlwollend, „der sich am Vorabende der Schlacht zur Aufnahme in die Reihen seiner Kameraden meldet, bringt schon dadurch eine vielgeltende Empfehlung mit. Ist der Anempfohlene schon in den Waffen geübt?"

„Er hat seine Ausbildung der Güte des Grafen Heinrich v. Erba zu danken, und stets dessen Zufriedenheit besessen."

„Wackere Männer sind mir immer willkommen," erwiederte der König, „vorzüglich jetzt, da ich deren bedarf. Doch, — wo ist Dein Schützling? warum erscheint er nicht selbst?"

„Gnädigster Herr! Der im wirklichen Leben wenig Erfahrene hat nicht den Muth, selbst sein Anliegen zu den Füßen Ew. Majestät zu legen, da er keine weiteren Beweise seiner Fähigkeit und seines Muthes zur Unterstützung des Gesuchs beibringen kann; auch fesselt eine kleine Unpäßlichkeit ihn an sein Lager."

Der König warf schweigend einen durchdringenden Blick auf den beredten Fürsprecher des jungen Falkenstein, der, von dem Feuerauge des Monarchen getroffen, verlegen die seinigen zur Erde senkte. Nachdem Gustav Adolph eine geraume Zeit so den Befangenen beobachtet hatte, fragte er mit scharfer Betonung: „und wer bist Du, der so warmen Antheil an dem jungen Manne nimmt?"

„Er ist mein Wohlthäter, mein Lebensretter," stammelte der Befragte verwirrt; „die Dankbarkeit bestimmte mich, diesen Schritt zu wagen."

Da stand der König plötzlich auf und trat vor den Erschrockenen hin, ihm fest in's Gesicht sehend. „Du bist ein Weib!" sagte er endlich kalt und ernst.

Alva — denn sie war es, die verkleidet das Wagstück unternommen hatte, — stürzte zu den Füßen des großen Menschenkenners, und berichtete in gedrängten Worten das wahre Verhältniß und den ganzen Hergang der Sache. Am Schlusse flehte sie unter einem Strom von Thränen die Gnade des Königs an, ihr diesen Schritt zu verzeihen, da sie auf keine andere Weise zu ihrem Ziele zu gelangen gewußt.

Der gütige Monarch hob die Knieende huldreich auf, und der finstere Ernst, der sich auf seiner Stirne gelagert hatte, löste sich allmählig in Mitleid und Theilnahme auf. Er forschte nun genauer nach den Umständen des jungen Falkensteins, wie auch nach den Verhältnissen Alva's, und war erstaunt, in einem Mädchen von solch' niedrigem Stande eine so edle Denkungsart und heldenmüthige Entschlossenheit zu finden.

Alva, durch die herablassende Güte des menschenfreundlichen Monarchen ermuthigt, wagte es, noch einmal ihre Bitte zu wiederholen.

„Du liebst den Jüngling?" fragte der König, sie beobachtend.

„Dies Herz wird für ihn schlagen, so lange ein Lebensfunke in demselben glüht," erwiederte Alva, sanft erröthend, jedoch ruhig dem königlichen Blicke begegnend.

„Und kannst Du hoffen, Deine Liebe dereinst belohnt zu sehen?" fragte der Monarch weiter.

„Ich hoffe nichts", entgegnete Alva mit Ruhe; „all' mein Wünschen, mein Handeln, mein brünstiges Gebet sey nur, sein Wohl zu fördern. Ihn glücklich zu sehen, ist der schönste Lohn, der mir werden kann."

„Und fühlst Du keine Eifersucht, keine bittere Regung, wenn Du den Geliebten in den Armen der schönen Gräfin Erba beglückt und wieder beglückend denkst?"

„Gnädiger Herr!" entgegnete das Mädchen, das Auge in schwärmerischer Begeisterung nach oben richtend, „wo das gebrochene Herz freiwillig jedem Anspruche auf Menschenglück entsagt, und sich für das Wohl des geliebten Gegenstandes willig in Gefahr und Tod begibt, da kann wohl keine Rede mehr von Eifersucht und thörichtem Neide seyn. Für ihn sterben zu können, würde mir die größte Seligkeit scheinen."

Gustav Adolph betrachtete mit inniger Theilnahme das begeisterte Mädchen und bewunderte die Stärke dieser entsagenden heldenmüthigen Liebe. — Er ging einigemal nachdenkend auf und ab, dann sagte er, zu der Bewegten tretend, freundlich:

„Dein Wunsch soll Dir gewährt seyn, Du edles Kind! Dein Schützling mag sich an meinen Kriegszahlmeister wenden, welchem ich den Auftrag ertheilen werde, dem jungen Krieger einen seinem Stande angemessenen Posten anzuweisen. Möge er das Vertrauen rechtfertigen, welches ich, durch Deine Worte gewonnen, auf ihn setze."

Alva beugte sich auf die Hand des Königs und bedeckte dieselbe mit dankbaren Küssen.

„Nehmt den heißesten Dank eines armen Herzens," schluchzte sie, „dem Ihr das höchste Glück gewährt, das demselben noch erblühen kann. Des Himmels reicher Segen leite Eure Schritte und der Sieg folge stets Euren Fahnen, auf daß der glanzendste Erfolg Euer ruhmvolles Unternehmen kröne, und Ihr noch im spätesten Alter dadurch belohnt und zufrieden Euer Heldenwerk schauen mögt."

„Wie Gott will," entgegnete der König und gerührt; „mein Schicksal steht in seiner Hand!" Und eine leise Ahnung seines nahenden Geschicks schien vor seine Seele zu treten. Endlich legte er die Hand segnend auf das Haupt des in Thränen zerfließenden Mädchens und sagte mit feierlich-bewegter Stimme:

„Und Dir, Du armes frommes Kind, Dir gebe der Herr der Barmherzigkeit seinen Frieden, und Stärke Deinem Herzen, die schwere Last, die das Geschick Dir aufgebürdet, geduldig und ohne Murren zu tragen. Er, der die Sterne regieret, sieht auch Dein geheimstes Leiden und wird dasselbe dereinst auf die Wagschale Deines Verdienstes legen. — Geh' nun," fuhr er fort, die Rührung mühsam unterdrückend, die ihn gewaltsam übermannte, „und bringe dem Junker den erwünschten Bescheid. Und solltest Du je auf Deinem Lebenswege meiner Hilfe bedürfen, so wende Dich getrost an mich, wenn der Herr meine Tage bis dahin gefristet. Geh', meine Tochter, Gott sey mit Dir!" Er reichte der im überströmenden Gefühle fast Aufgelösten noch einmal die Hand zum Kusse und wandte sich dann ab, sich wieder an den Tisch setzend.

Alva wankte sprachlos in heftiger Rührung aus dem Gemache; im Vorzimmer suchte sie sich zu sammeln, um ihre innere Bewegung vor den Blicken Anderer zu verbergen. Dann trat sie getrosten Muthes aus dem Zelte.

Der Offizier, der sie gemeldet, kam ihr freundlich entgegen und fragte sie theilnehmend: „Nun, wie ist Eure Sache abgelaufen?"

Alva versicherte ihn ihrer völligen Zufriedenheit und dankte dem Gefälligen zugleich für seine gehabte Bemühung.

Der benardte Krieger schüttelte ungläubig den Kopf; die verweinten Augen Alva's schienen ihm nicht mit ihrer Aussage überein zu stimmen. Jedoch drückte er dem jungen Fant treuherzig die Rechte, wünschte glückliche Reise und trug ihm einen Gruß an seine Kameraden auf.

Alva hatte vorgegeben, im Auftrage eines schwedischen Befehlshabers aus einer vom gegenwärtigen Kriegsschauplatze entfernt liegenden Festung zu kommen und nach erhaltenem Bescheide wieder dahin zurückkehren zu wollen.

Als sie das Lager im Rücken hatte, eilte sie rasch dem Gebüsche zu, warf dort die schwedische Uniform ab, holte ein daselbst verborgenes Päckchen hervor, in welchem sich ihre weiblichen Kleider befanden, und so nahm sie wieder ihre natürliche Gestalt an. Die abgelegte Kriegskleidung sorgfältig im Gebüsche verbergend, beschleunigte sie darauf ihre Schritte, um noch vor Anbruch der Nacht den Lagerplatz der Ihrigen zu erreichen.

Dort erregte ihre Wiederkunft die lebhafteste Freude, und Alt und Jung drängte sich an sie, das Nähere über ihr räthselhaftes Verschwinden und Außenbleiben zu erfahren. Alva aber wich allen Fragen der sie Bestürmenden mit kluger Zurückhaltung aus, und gab ihrem Vorhaben einen geheimnißvollen Anstrich, so daß sich jene endlich zufrieden gaben und nun um so fester in ihrer Meinung verharrten, Alva habe den Aufenthalt des gefangenen Häuptlings ausgekundschaftet und ihr heimliches Treiben habe seine Befreiung zum Zwecke, deren Verdienst sie allein sich vorbehalten wolle. — Alva ließ die Getäuschten in ihrem Glauben und eilte, nachdem sie einem scharfen Examen der alten Hulla nur mit Mühe ausgewichen und dieselbe wie die Uebrigen getäuscht hatte, nach dem Zelte Adolphs von Falkenstein, den sie eifrig beschäftigt fand, eine alte Rüstung blank zu putzen, die er von einem kaiserlichen Küraßreiter käuflich an sich gebracht.

„Es scheint," sagte sie nach der ersten Begrüßung mit schmerzlichem Lächeln, „als wünschet Ihr der Zeit Flügel, die Euch noch bei uns festhält. Doch," setzte sie einlenkend hinzu, „es ist ritterlich, daß Ihr Eure ersten Kräfte schon dem Stande zuwendet, welchem Ihr von nun an ganz zugehören werdet."

Auf Adolphs Befragen eröffnete sie dem Erstaunten, wo sie gewesen und was sie für den Retter ihres Lebens gewagt. Zugleich ermahnte sie ihn, obgleich ihr die Thränen in die Augen traten und der Schmerz des Abschieds von dem Heißgeliebten ihr fast das Herz erdrückte, seine Ankunft im schwedischen Heere zu beschleunigen, und dazu denselben Weg zu wählen, der sie dahin geführt. Auch solle er die Zigeunertracht beibehalten, bis er an jene Stelle gelange, wo sie die schwedische Uniform abgeworfen, und verborgen, welchen Platz sie ihm genau bezeichnete. Dort möge er die falsche Tracht abwerfen und in die ihm nun eigenthümlich angehörende sich kleiden und so ausgerüstet seine Weiterreise beschleunigen. Unverzüglich nach seiner Ankunft im schwedischen Lager solle er sich zum Kriegszahlmeister verfügen und dort der königlichen Bestimmung gewärtig seyn.

Adolph drückte voll Freude über die unerwartete willkommene Gestaltung seines zukünftigen Schicksals wechselweise seine Bewunderung und Dankbarkeit gegen die edelmüthige Zigeunerin aus, die seinen feurigen Dank bescheiden ablehnte, und ihn trieb, sich bereit zu halten, um morgen mit dem Frühesten seinen Weg antreten zu können. Hierauf trennten sie sich mit verschiedenartigen Empfindungen.

Alva schritt, in schmerzliche Wehmuth versunken, ihrem Quartiere zu, während der Junker in größter Hast vollends seine Armatur- und Rüstungsstücke in brauchbaren Zustand setzte und sich dann heiteren Muthes auf sein Lager warf, während der Traumgott die herrlichsten Bilder seines zukünftigen Lebens ihm vorgaukelte.

Mit dem ersten Strahle des anbrechenden Tages sprang er, neu gestärkt durch die lang entbehrte Erquickung eines ruhigen Schlafes, von dem Lager auf, das nun zum letzten mal seine Ruhestätte gewesen. Kaum hatte er sich in die Kleider geworfen, als schon Alva in das Zelt trat, um ihrem Versprechen gemäß ihn zu begleiten und auf den rechten Pfad zu bringen. Sie hatte eine schreckliche Nacht durchwacht und die Spuren dieser nächtlichen Unruhe zeigten sich noch auf ihren blassen Wangen und in den verweinten Augen.

Adolph trug die Rüstung unter der unscheinbaren Kleidung eines Zigeuners und auch sein gutes Schwert führte er verborgen mit sich, während er den zur Rüstung gehörenden Helm und seine sonstigen wenigen Habseligkeiten, worunter hauptsächlich das Geschenk der schönen Gräfin Erba sich befand, in einem Päckchen mit sich trug. — Schweigend wandelten Beide im Morgennebel durch die lautlose Stille, durch welche nur hier und da der Ruf einer Schildwache oder das Stampfen der muthigen Rosse tönte. Als sie den Lagerplatz im Rücken hatten, führte Alva den Jüngling durch das wildverwachsene Gebüsch an einen schmalen Steig, welchen zu verfolgen sie dem Scheidenden rieth.

„So lebe nun wohl," sagte sie mit brechender Stimme, „und gedenkt zuweilen der Armen, die für Euer Wohl betet, während ihr auf der Bahn des Ruhmes zum Gipfel Eures Glücks hinaufsteigt." Sie wandte das Gesicht, um die hervorbrechenden Thränen zu verbergen.

Adolph schloß das heftig bewegte Mädchen in seine Arme und drückte einen herzlichen Kuß auf ihre Purpurlippen.

„Nie werd' ich Dein vergessen," betheuerte er der Weinenden, „noch der großen Dienste, die Du mir geleistet. Sollte das Glück mich begünstigen, so rechne jederzeit auf meine Freundschaft. Bringe der alten Hulla meinen Gruß und danke ihr in meinem Namen für die Pflege und Bewirthung während meines langen Aufenthaltes unter den Deinigen. Auch ihrer will ich gedenken, wenn der Zufall mich glücklicher mit ihnen wieder zusammenführt. — Leb' wohl!" Mit diesen Worten, von einem herzlichen Händedruck begleitet, schied Adolph von der Tiefbetrübten, die lange dem Dahineilenden mit sehnsuchtsvollen Blicken nachschaute, bis er hinter dem letzten Felsenrisse ihren Augen entschwand. Langsam ließ sie nun die Arme sinken, die sie nach der geliebten Gestalt ausgebreitet hatte.

„Er ist dahin, — ich habe ihn verloren," seufzte sie schmerzlich. „Nicht einmal sehen soll ich ihn ferner, nicht die Wonne seiner Gegenwart empfinden! — — Grausames Schicksal, du raubst der Unglücklichen auch noch den letzten Trost!" Sie blickte noch einmal nach der Gegend hin, wo der Liebling ihres Herzens verschwunden, und schritt dann mit gesenktem Haupte nach der Lagerstelle zurück, wo sich bereits Alles in voller Thätigkeit zum Weitermarsche rüstete.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunderbild zu Karenoije.

(Fortsetzung.)

Es hatte sich in dem ruhigen Lebenstakt und den gleichförmig wiederkehrenden Geschäften des holden Kindes nichts ereignet, was ihr selbst das Glück des Lebens, ihren Eltern die Freude an ihr getrübt hätte. Sie erkrankte aber, oder kränkelte vielmehr, als sie mit fünfzehn Jahren zur Jungfrau erwachsen war. Die korallenrothen Lippen färbten sich bläulich — ihre frischen Wangen erblichen zu Schnee — dunkle Schatten zogen sich um ihre glänzenden Augen, die Munterkeit ihrer Glieder wich bleischwerer Müdigkeit. Ihr ganzes Wesen war verändert: ein Bild der Melancholie, wie es vordem das der Freude war.

Bei wem Raths erholen in einer Gegend, wo Aerzte und ihre Hülfe, wenn auch nicht selten, aber vom Glauben des Volks nicht als das, was sie seyn können, anerkannt werden? — Die Frauen befleißigen sich mehrentheils selbst der Kräuterkunde, und kennen die Heilkräfte derselben, wo diese aber nicht mehr auszureichen scheinen, müssen sympathetische Mittel an ihrer Statt angreifen, oder der Glaube an Wunder die Sorgen stillen.

Der Beschluß aller Nachbarinnen und klugen Frauen ging dahin, daß, da kein Kräuterthee, kein Amulet die bleichen Wangen des erkrankten Mädchens wieder färben wollte, dieses zu dem wunderthätigen Madonnenbilde zu Karenoije wallfahrten müsse. Dieß Bild genießt im großen Umkreise einer hohen Verehrung, wirkt Wunder und ist durch ein Wunder das, was es ist.

Ein Mönch zu Kursk (Hauptstadt im Gouvernement gleiches Namens), dessen Ideen und Beschäftigungstriebe über den Rosenkranz hinaus reichten, ging oft Kräuter suchend in der Gegend weit umher, und verlor sich einst in ein kleines Thal, etwa fünfzehn Werste (wenig über zwei deutsche Meilen) lang, welches zwischen kahlen Hügeln sich hinwand. Während er im hohen Grase ruhte, blickte aus demselben Etwas, wie zwei helle Augen, ihn an. Ihm wurde seltsam wohl dabei. Er suchte daher nach, von wannen dieser Blick und dieses Wohlseyn kommen möge, und er fand die Bruchstücke eines Madonnenbildes, welche zerstreut umherlagen. Die dunkle Farbe des Angesichts bezeugte ihm jedoch, daß es eine ächte Morgenländerin sey. Dieß bewog den Mönch, jene Fragmente leicht zusammen zu fügen, und das Wunder kündete alsbald sich an — denn wie aus einem Guß stand nun das ganze Bild vor ihm. Er sah nicht mehr — denn so berichtet die Legende — er sah nicht mehr, wo es vorher getrennt gewesen. Das war ein seltener Fund. Der Mönch nahm das Bild unter sein härenes Gewand, und trug es eilend heim in seine Zelle. Dort barg er es vor allen Brüdern, hing es in einem Winkel auf, und weidete sein Herz am Anblick seiner holden Augen. —

Als früh die Hora den beglückten Bruder Ilia vom harten Lager weckte, sah er noch, wie seine neue Zell-Genossin aus der dunkeln Ecke mit den holden Augen ihn begleitete, wohin er ging. Mit jeder Minute ward das Bild ihm theurer. Wie gern, da er zur Kirche gehen mußte, hätte er der Zelle Thür verschlossen, damit kein fremder Blick sein Heiligthum entweihe, bevor er selber es zu zeigen sich entschließen würde. Allein da, wo die Armuth haust, weiß man von Schloß und Riegel wenig oder nichts. Ein Holz, an dem ein Faden hängt, verschließt die Thür von Innen; Jeder, der am Faden zieht, kann ohne Mühe sie öffnen. So mußte er seine neue Heilige ihrem eigenen Schutz anvertrauen. Als er nach einer Stunde sorgenvoll zurückkehrt — weg war das Bild. Umsonst durchspäht er seiner Zelle leere Winkel, umsonst ruft er alle Brüder auf, beschuldigt Jeden, daß er es genommen; — das Bild bleibt weg.

Bekümmert schleicht er selben Tages wieder nach der Stelle, wo er das Wunderbare gestern fand. Dort will er seinen Kummer, daß er es so bald verloren, im Stillen nähren, seiner neuen Heiligen gedenken. Siehe, da lächelt von derselben Stelle, wo es gestern lag, es ihn wieder an. Allein wie war es dahin zurückgekehrt? — Hiervon berichtet die Legende nichts.

Noch ist's so ganz und schön, als es ihm gestern schien: so dunkel noch sein Antlitz — noch so liebevoll sein Blick. Nun trägt er's, höher noch erfreut, zum zweiten Mal in seine Zelle, ruft alle Brüder froh herein, und läßt sein Wunderbild von Allen sehen. Das ganze Kloster — es war arm und die Kunst

hatte es noch nicht besucht — staunt es an, und preist die Anmuth seines Blickes hoch.

Der gute Bruder Ilia schläft kaum vor Freude, und sieht im Traume noch seine Heilige. Auch heute, als die Hora ihn erweckte, hing es noch in seinem Winkel — dennoch, als er ans der Kirche wiederkehrte, ist's abermals verschwunden. Jetzt eilt er flüchtigen Schrittes zur bekannten Stelle, wo er es beide Male fand. Zwei Brüder folgten ihm dahin, denn — jetzt war die Sache ernstlich zu nehmen. Ja wohl, das Bild lag dort — und: „Wunder, Wunder!" — rufen Alle laut.

Nun trägt man es im Triumph wieder heim. Der Abt, die Brüderschaft beschauen es noch einmal, und sie bezeugen Alle: gar seltsam ist es anzuschauen, und weil es wie vom Himmel uns gegeben, ist es werth, daß wir ihm eine eigene Kirche bauen, und an der Stelle, die es sich selbst erwählt zu haben scheint.

Im ganzen Umkreis wird darauf vom wunderbaren Funde des Bruders Ilia erzählt, des Bildes holder Blick gerühmt, auch wie schon mancher Mönch, an irgend einer Krankheit leidend, von dessen bloßem Anblick schnell genesen sey. Man habe daher ernstlich sich berathen und für gut befunden, an jener Stelle, die es selbst gewählt zu haben schien, ein Kloster aufzubauen, und lade Jeden ein, mit Geld und Gut und seiner Hände Beistand dieses heilige Werk zu fördern. Da kamen Spenden über Spenden ein, denn Jeder wünschte von dem wunderbaren Bilde einen Blick, ein Lächeln zu erkaufen.

Und als man nun den Grund zu dem Gebäude grub, da sprang — in jener wasserreichen Gegend natürlich zwar, doch dießmal sicherlich ein Werk der Heiligen — ein Quell empor. Das klare Bräunlein wurde eingefaßt, ein glatter Kessel wurde ihm gehölt, und ein Kapellchen, rings mit Schnitzwerk wohl verziert, darüber hin gebaut Man steigt auf hundert Stufen in die kühle Tiefe, wo sich der Quell befindet. —

Der Bau des Klosters aber ging, von tausend Händen unterstützt, selbst wie ein Wunderwerk von Statten; und als er nun vollendet war, da trug man jenes Bild mit glänzendem Gefolge wieder hin, und sah es prüfend an, um zu erforschen, ob man es verstanden habe, ob ihm Alles auch nach Willen sey? — Wer konnte daran zweifeln, denn die Gegend ist vor vielen auserwählt, von kleinen Hügeln, Thälern, Bächen sanft durchschnitten. Es liegt auch manche Stadt nicht allzuweit, und viele Wohlhabende wohnen rings umher.

Man fand jedoch für gut, das Wunderbild auf's Neue mit nach Kursk zurück zu nehmen, denn dort auch hatte seines Blickes Kraft ein armes Kloster reich gemacht. Alljährlich aber, zu der schönsten Jahres-Zeit, trägt man mit großem kirchlichen Gepränge es nach Karenoije, für einige Tage, wie zu einer angenehmen Sommer-Reise. — Der Glaube hat die Heilkraft seines Blickes weit umher getragen, so daß man jetzt behauptet, wer es **ein Mal** angesehen, dem lächle das Glück, so lange er lebe; — und wer so glücklich wäre, das Gestell, auf welchem man es transportirt, auch nur drei Schritte weit zu tragen, der werde heil von jeder Krankheit, die noch kein Arzt erforschte. — Also berichtet die Legende.

Es ist bekannt, wo je die Kirche ihren Wunderheerd erbaute, da knüpft der Handel, der von Allem Nutzen zieht, sich daran. Wie auch der Glaube nach dem Ueberirdischen strebt, das irdische Bedürfniß kann er nicht verdrängen. War es erst ein kleiner Tisch mit Brod und mit geweihten Kerzen, was der Handelsgeist zu jenem kahlen Hügel trug, wenn die geweihte Herrin, die Madonna, ihn besuchte; — man weiß, wie das Bedürfniß sich erweitert, wo es Raum gewinnt; wie die Gefälligkeit es zu befriedigen strebt, wenn es ihr Vortheil bringt. — Auf jenem Hügel stand bald ein Bazar, und viele Bretter-Häuschen, leer zwar für den größten Theil des Jahres, wurden aufgerichtet. Sie alle aber sind, wenn man das Bild zum Kloster bringt, gefüllt und überfüllt. Ein großer Markt, ja eine Messe thut sich auf dem vormals kahlen Hügel auf, sobald der Tag der Weihe naht. Ein Wunder hat — ein Zufall, oder auch der Einfall eines klugen Mönchs dieß rege Leben begründet.

Auf breiter Wasserfläche ringelt sich der Tropfen, der hineinfällt, weit umher; natürlich also, daß in jenem breiten, flachen Lande die Kunde von dem Wunderbilde weit umher geflossen ist. Man kommt aus großer Ferne, es zu sehen; doch — also lehrt die alte Sage — wer seiner Gnade theilhaftig werden will, darf nicht auf Rosseshufen, noch auf weicher Wagen sammtnen Kissen ihm entgegen zieh'n; zum mindesten zwei Meilen weit, von Kursk aus, muß er ihm zu Fuße folgen. Daher sieht man auch reiche Frauen, Schritt vor Schritt, durch Staub und feuchte Wiesen mit ihm gehen, das modische Gewand mit einem Pilgerkleide vertauscht. Ist jedoch der Pilgergang vollendet, ist Alles, was das eigne Gelübde, oder was ein strenger Priester auferlegte, streng erfüllt, dann findet das verfeinerte Gelust auf jenem öden Hügel auch, was irgend in der großen Stadt es reizen kann. — Konzert und Ball und Spiel, der Tafel Ueberfluß, die Freuden aller Sinnen, sie folgen dann dem Reichen auch dahin. Er weiß sie überall sich zu bereiten, und emsig sinnt der Handelsgeist darauf, die Summe seiner Wünsche dort noch mehr zu reizen. Der Reiche darf die Hand ja nach dem Besten strecken, und zieht sie niemals leer zurück; denn auch die klare Quelle, welche dort entsprang, als man das Sommerhaus des Wunderbildes bauete, ist — so scheint es fast — nur für die Reichen da. Es ist Gesetz, daß Jeder, der von ihrem Wasser schöpfen will, durch ein Geschenk an Gelde sich das Recht dazu erkaufen muß. Was Jeder giebt, das wirft er in den tiefen Kessel, der das heilige Wasser sammelt. Hier, in der klaren Tiefe, sieht man Silber, Gold und Kupfer, oft für Tausende von Rubeln liegen; denn ungezählt ist jedes Jahr die Menge, die dort zuströmt. Der Reiche füllt sich nun den krystallenen Krug in der Kapelle am metallenen Rohre, welches das Wasser in den Kessel sprudelt; — der Arme wartet draußen, bis des Kessels Inhalt von hineingeworfenen Münzen steigt; erst, was dann überläuft, was all' die Silberrubel und Kopeken abgewaschen hat, darf er sich schöpfen; — das ist der Lauf der Welt!

(Fortsetzung folgt.)

Palindrom.

Wohl Keinem, ob er hier und dort
Zu andrer Ansicht sich erhebt,
Wohl Keinem ist's ein kleines Wort,
In welchem Wort verkehrt er lebt!

Gleichname.

Was mag das für ein Wörtchen seyn,
Das, ob man so, ob so es nimmt,
Bald oben auf verdorb'nen Wein,
Und bald auf klarem Wasser schwimmt?

Auflösung des Palindroms in Nro. 92: Lop. Pol.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 95. Mittwoch, 26. November 1834

Was dich reget, sey die Sache,
Die thust, nicht ihre Folgen.
Elend wird, wer sie berechnet;
Weisheit ruhet in der Handlung.

Herder.

Alva.

(Fortsetzung.)

Lautlos schritten Beide durch die Munitions- und Bagagewagen, die hier aufgestellt waren, nach dem Zelte zu, in welchem der Hauptmann Morelli allein sich befand und mit dem Tode rang. Hulla zog die zögernde Alva hinter sich in's Zelt und führte sie vor das Lager des Verwundeten, der die wohlbekannte Erscheinung mit halberloschenen Blicken anstarrte.

„Sieh' hier Deinen Vater!" sprach Hulla mit tiefer, stark betonter Stimme, die selbst zu den Ohren des Sterbenden drang und seine entfliehenden Lebensgeister fest hielt.

Alva war bei diesen Worten schaudernd zurückgewichen und starrte bald die Alte, bald den Hauptmann mit großen glanzlosen Augen an, während Morelli sich mühsam aufrichtete, und die Hände faltend mit herzzerreißenden Tönen ausrief: „O Gott, gehe nicht ins Gericht mit dem Sünder!"

Hulla, deren racheglühendes Herz durch diese Zusammenführung des Vaters mit der Tochter nur die Qual des Sterbenden zu vermehren gedacht hatte, empfand dennoch Mitleid mit der Zerknirschung des schwer büßenden Sünders, die harte Rinde schmolz von ihrem Herzen; sie folgte der bessern Regung und entsagte der Rache. Sie ergriff Alva's Hand und führte die Bebende dem Verwundeten zu, der mit einem Blicke voll Schaam und Reue und aufwachenden Vatergefühls auf die reizende Tochter sah, die, den Kampf des Leidenden gewahrend, endlich seine Hand ergriff und laut weinend an ihre Lippen drückte. Der Kranke sank tief ergriffen in die Kissen zurück, den Blick fest und ängstlich auf die Wiedergefundene richtend, als fürchtete er, daß sie ihm wieder entrissen werde.

„Du hast mir den einzigen Sohn," sprach Hulla ernst zu dem Erschöpften, „den Trost und die Stütze meiner alten Tage, geraubt und den Unglücklichen in der Blüthe seines Lebens in den Tod gejagt. Ich muß nun, ungepflegt von Kindesliebe, in die Grube fahren, und keine liebende Hand wird mein Auge zudrücken, kein theilnehmendes Auge eine Thräne der alten Hulla nachweinen. Das ist Dein Werk! Ich dachte mich an Dir zu rächen, indem ich die Tochter, die außer dem nackten Leben Dir nichts zu danken hat, die nie den unnatürlichen Vater gekannt, dessen erstes Zusammentreffen mit ihr unsägliches Leid über sie und uns Alle gebracht, — indem ich die herrlich aufgeblühte Pflanze erst dann vor Deine Augen führte, wenn Du bereits am Thore der Ewigkeit stehend, von Gewissensbissen gemartert, mit Schrecken die neue Erscheinung erblicken würdest, die Dein Verbrechen auf's Neue mit fürchterlicher Stimme Dir in's Ohr rufen sollte, daß Du, in der Last Deiner Sünden und mit meinem Fluche beladen, hinunter fahren müßtest. — Dein Schmerz aber, Deine aufrichtige Reue hat mein Herz versöhnt, meine Rache getilgt. Ich verzeihe Dir. Möge der Ewige Dir so vergeben! — Genieße ungestört die wenigen Augenblicke, die Dir noch vergönnt sind, das Glück, die Wonne, eine solche Tochter Dein nennen zu können. Ich habe sie erzogen, und sie ist ein frommes, gutes Kind geworden. — Wie sie in meine Hände kam, will ich in wenigen Worten Dir mittheilen."

„Als ich vor achtzehn Jahren mit meiner Bande aus Welschland zog, folgte ich den Spuren des kaiserlichen Heeres, die an verheerten Städten und Dörfern leicht zu erkennen waren. Da kamen wir eines Tages an ein Städtchen, welches eben von einem Trupp kaiserlicher Mannschaft verlassen worden war, die hier mit kannibalischer Grausamkeit gewüthet hatten. Wie ich später erfuhr, hatte eine Abtheilung Kriegsvolk ein Jahr lang in dem Orte gelegen und beim Abzuge den friedlichen Bewohnern ihre Gastfreundschaft eine schändliche Art vergolten. — Wir durchstörten die rauchenden Trümmer, — da fand ich hinter einem zusammengestürzten Gemäuer ein schönes Weib sterbend am Boden liegen, einen weinenden Säugling in ihren Armen haltend. Durch den rührenden Anblick zur innigsten Theilnahme bewogen, ließ ich die Ohnmächtige nebst dem Kinde in ein benachbartes, noch stehendes Haus schaffen, wo zweckmäßige Pflege und meine Kenntniß in der Heilkunde sie wieder in's Leben brachte. Als sie sich etwas erholt, erzählte sie mir unter heißen Thränen, wie ein Offizier unter den kaiserlichen Truppen, die ein ganzes Jahr hier gehaust, durch süße Worte und ein einnehmendes Aeußere ihr Herz gewonnen, und sie sich dem heißgeliebten Verführer gänzlich hingegeben habe. Nachdem aber der Abscheuliche ihrer überdrüssig geworden, habe er sie kalt und zurückstoßend behandelt, und nun gar, ohne sie davon in Kenntniß zu setzen, auf so schreckliche Art die Stadt verlassen. Im Mordgetümmel habe ein trunkener Soldat sie in ihrem väterlichen Hause angefallen und die Widerstrebende niedergestoßen, worauf sie, nur durch ein Wunder erhalten, mit ihrem, erst einige Wochen alten Töchterchen hinter das Haus sich geschleppt und ihre Wunden verbunden habe, bald aber aus übergroßer Schwäche in eine tiefe Ohnmacht gefallen sey, aus welcher meine Hilfe sie erweckt und in's Leben gerufen."

„Ich fragte die Unglückliche nach dem Namen ihres Verführers, — sie nannte mir den Deinigen." —

Morelli drückte das Gesicht tief in's Kissen, und ein tiefer Seufzer drang aus seiner gequälten Brust.

„Nach einigen Tagen," fuhr Hulla fort, „starb die Gemißhandelte in meinen Armen, nachdem sie mir ihre Tochter übergeben hatte, die ich der Sterbenden als die Meinige zu erziehen versprach. Sie hatte ihrem Verführer verziehen und starb den Tod einer Christin. Allenthalben folgte ich nun Deinen Schritten, um bei Gelegenheit dem unmenschlichen Vater die gerettete Tochter zu übergeben und sein Herz dadurch zu rühren. Aber ich fand Dich stets von Deinen wilden Leidenschaften beherrscht im Kreise nichtswürdiger Menschen, die das wenige Gefühl in Deinem Innern vollends ersticken mußten, so daß mich des unschuldigen Kindes jammerte, das ich Deinen Händen übergeben sollte. Nach den Gräuelscenen von Pasewalk, wo ich, von Dir unbemerkt, Deinen Schritten folgte und Zeuge war der verruchtesten Thaten, die je von Menschenhänden vollführt wurden, — da überließ ich dem Himmel Deine Besserung oder Strafe, und beschloß, das bereits zur holden Jungfrau heranblühende Pflegekind nie Dir zu überliefern, nie der Armen den unmenschlichen Vater zu verrathen, sondern sie als mein eigen Kind zu erziehen und dereinst die Jungfrau mit meinem Harrekt zu verbinden."

„Der Himmel hat es anders gewollt," fuhr sie mit zitternder Stimme fort, sich die grauen Wimpern trocknend, „und den starken Stab meines hilflosen Alters, den blühenden Dattelbaum der Wüste gebrochen, den saftigen Zweig zerknickt, auf daß der alte Stamm verdorre und sein Staub verweht werde von den Winden der Erde." — Die Alte schwieg; der Schmerz überwältigte sie.

Alva hatte sich von dem mit der bittersten Zerknirschung kämpfenden Vater zu der trostlosen Pflegemutter gewendet, und drückte die dürre Hand derselben mit dem lebhaftesten Dankgefühle und der innigsten Theilnahme an ihr Herz, während ihre Thränen dem Andenken der unglücklichen, nie gekannten Mutter flossen.

Morelli war auf sein Lager zurückgesunken; die große Erschütterung hatte heftig auf ihn eingewirkt. Sein Auge war bittend auf die Tochter gerichtet, die, alle Scheu vergessend, an seinem Lager niederstürzte.

„Schuldloser Engel," stöhnte der Verwundete, „kannst Du dem unnatürlichen Vater, dem Mörder Deiner armen Mutter, vergeben?"

Alva drückte statt der Antwort seine Hand an ihre Lippen und benetzte sie mit Thränen.

„Mein Ende naht," stöhnte Morelli, und der Todeskampf verzog krampfhaft sein Gesicht. „Mit Deiner Vergebung — scheide ich — — getroster — von hinnen. — Mein Segen — sey Dein Erbtheil, — Dein Gebet — des Sünders — — Gnade — vor Gott." — Er athmete tief auf, dann schloß er das Auge und lag ohne Bewegung.

Alva beugte sich ängstlich über ihn. Er athmete noch. Ein sanfter Schlaf hatte ihn in seine Arme geschlossen, und ein tröstendes Traumbild schien ihm vorzuschweben, denn seine Züge verklärten sich zusehends und der Kampf in seinem Innern schien sich gelegt zu haben.

Nachdem er so eine Zeitlang geruht hatte, öffnete er plötzlich die Augen, sah die an seinem Lager stehenden, in Thränen zerfließenden Frauengestalten mit holden Augen an, und sagte mit leiser Stimme: „Tröstet Euch, — mir ist vergeben. — Alva's Mutter — winkt mir — — ich folge — —. Lebt wohl — flucht — meinem Andenken — nicht! — —"

Noch einmal wollte er die Arme nach der wiedergefundenen geliebten Tochter ausbreiten, aber er sank erschöpft zurück, athmete noch einigemal stark und schloß dann auf immer das müde Auge.

Mit gebeugten Häuptern und gefalteten Händen knieten die Zurückgebliebenen still weinend an dem Lager des Verschiedenen.

13.

Auf dem Schlachtfelde schwankte während dessen im eisernen Würfelspiele die Wage des Sieges abwechselnd auf diese und jene Seite.

Die Schweden hatten die Schlacht begonnen und, trotz dem mörderischen Musketen- und Geschützfeuer der Kaiserlichen, welche den Graben der die Schlachtordnung beider Heere scheidenden Straße besetzt hielten, muthig angegriffen, und waren, durch den Zuruf des Königs, der sich selbst an ihre Spitze stellte, ermuthigt, über den Graben gedrungen, hatten die Tod und Verderben sprühenden Geschütze erobert und gegen die in großen Vierecken aufgestellten Massen des kaiserlichen Fußvolks gerichtet, und bereits einige Regimenter derselben über den Haufen geworfen, als sie von den Holk'schen Reiterregimentern, die zur Unterstützung des weichenden Fußvolks heransprengten, zurückgedrängt wurden und alle gewonnenen Vortheile wieder aufgeben mußten. Gustav Adolph, der die mißliche Lage seines Fußvolks gewahrte, beorderte seine alten Reiterschaaren dahin. Während diese ihrem Fußvolke zu Hilfe eilten und über den Floßgraben setzten, von welchem aus bis nach Lützen hin das kaiserliche Heer sich ausdehnte, gerieth der König, der den Erfolg des Reiterangriffs in der Nähe beobachten wollte, zu nahe an die feindliche Linie, und wurde durch einen Schuß in den Arm verwundet. Während er, seinen Schmerz unterdrückend, das Pferd herumwerfen wollte, zerschmetterte eine zweite Kugel meuchelmörderisch seinen Rückgrad, und endete sein Heldenleben mitten im Laufe seiner glänzenden Siegesbahn. Der größte Held, der weiseste und tugendhafteste Monarch war gefallen. Der König hatte keine Begleitung weiter um sich gehabt, als den Herzog von Lauenburg und einen Offizier seines Gefolges. Den erstern beschuldigte die Mit- und Nachwelt der ungeheuern That. Gewiß ist es, daß Meuchelmord dem Leben des großen Mannes ein Ziel gesetzt hatte, dessen Leiche erst am andern Tage unter einem Haufen Erschlagener, ganz entkleidet und von Rosseshufen zertreten, aufgefunden und in's schwedische Lager gebracht wurde.

Die schwedischen Reiterregimenter hatten mittlerweile die kaiserlichen wieder zurückgeworfen, und Herzog Bernhard v. Weimar nahm die bei den Windmühlen nahe bei Lützen aufgestellten 14 Feuerschlünde im stürmenden Anlaufe. In diesem Augenblicke flogen im Rücken des kaiserlichen Heeres mehrere Pulverwagen in die Luft; die Schweden benutzen die dadurch entstandene Verwirrung und fallen mit verdoppeltem Muthe auf den Feind, der allenthalben zurückgedrängt wird. Schon neigt sich der Sieg auf die schwedische Seite, — da erscheint ein neuer Feind auf dem Schlachtfelde und der Kampf beginnt wieder frisch.

Pappenheim war nach dem von Wallenstein erhaltenen Befehle unverzüglich von Halle aufgebrochen und nach Lützen geilt, wo er mit 4000 Reitern eben im entscheidendsten Augenblicke anlangte.

Seine Kürassiere, die noch die Scharte von Leipzig auszuwetzen hatten, wo sie ihren so lange behaupteten Ruhm der Unüberwindlichkeit eingebüßt, stürzten sich mit wildem Ungestüm auf die siegreichen Schweden, und ihre unwiderstehliche Tapferkeit brachte dieselben zum Weichen. Das eroberte Geschütz ging abermals verloren, und bald waren die schwedischen Völker wieder in ihre erste Stellung zurückgeworfen.

Das kaiserliche Heer, durch Pappenheims Ankunft und sein unaufhaltsames Vordringen ermuthigt, sammelte sich wieder und rückte in geschlossenen Reihen den Pappenheimern nach, die nur einen Augenblick ausruhten und ihre Rosse verschnaufen ließen, um das herannahende Fußvolk zu erwarten.

Da ordnete Herzog Bernhard, der nach dem Tode des Königs den Oberbefehl übernommen hatte, noch einmal die weichenden Haufen und setzte sich selbst an die Spitze der alten Leibregimenter des gefallenen Helden. — Indessen hatte sich unter dem schwedischen Heere die Nachricht von dem unersetzlichen Verluste, den dasselbe erlitten, verbreitet. In Aller Herzen erglühte die heiligste Rachbegierde, und Herzog Bernhard, schnell besonnen die Aufregung der Gemüther benuzzend, entflammte die Regimenter durch einige kräftige Worte zur Rache für den Tod ihres geliebten Königs und Vaters: auf's Neue warfen sich diese dem anrückenden Feinde entgegen, und ein wüthender Kampf entspann sich. „Gustav Adolph!" riefen die Schweden, „Jesus Maria!" die Kaiserlichen, und mit dem Rufe: „Rache für Leipzig!" stürzten sich Pappenheims Kürassiere auf den andringenden Feind. Das schwedische Fußvolk unter Knyphausen und Brahe drang vor, zugleich auch der linke Flügel, welchen jetzt an Bernhards v. Weimar Stelle der Fürst von Anhalt befehligte. Die deutsche Reiterei eilte dem rechten Flügel zu Hilfe. Der Sieg wendete sich wieder auf die Seite der Schweden. Die kaiserlichen Reiter mußten dem Ungestüme der schwedischen weichen, die jetzt den Tod ihres königlichen Vaters zu rächen hatten.

Noch ein großer Mann aber sollte diesem Tage erst zum Opfer fallen. Den Feldmarschall Grafen Pappenheim, diesen deutschen Krieger, dessen Heldengeist den gebrechlichen Bau der katholischen Kriegsmacht so lange aufrecht erhalten hatte, verließ an diesem Tage die Fortuna und eine feindliche Falkonetkugel, die seine Hüfte traf, zerschnitt den Faden seines Lebens. Mit ihm ging der gefürchtete Name der Pappenheimer unter! Er wurde aus dem Gefechte getragen und von den Seinigen nach Leipzig gebracht, wo er den andern Tag an seinen Wunden verschied, ein empfindlicher Verlust für das kaiserliche Heer, das durch seinen Tod verhältnißmäßig mehr verloren hatte, als das schwedische, das zwar den Tod des angebeteten Königs und ausgezeichneten Feldherrn bedauerte, aber noch mehrere Generale in seinen Reihen zählte, die den großen Verlust wieder einigermaßen zu ersetzen und auf Gustav Adolphs Siegesbahn bis zum endlich errungenen Ziele ruhmvoll fortzuschreiten wußten. —

Noch war der Sieg nicht völlig entschieden. Die Pappenheimer kämpften noch unentmuthigt, und auch das kaiserliche Fußvolk machte den Schweden den Sieg noch streitig; — noch schwankte die Wagschaale. Die schwedischen Reiterschaaren stritten Mann für Mann gegen die wüthenden Kürassiere und litten bedeutend in dem mörderischen Gemetzel. Das Regiment Steenbock kämpfte an der Spitze dieser alten Leibgarde des gefallenen Schwedenkönigs, es war bis auf die Hälfte zusammengeschmolzen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunderbild zu Karenoije.

(Fortsetzung.)

Jetzt sah sie sich selber an, die seine Decke, unter der sie ruhte. Wie zart war das Gewebe, welches ihre Arme, ihre Brust bedeckte! Mit feinen Spitzen, feiner als sie jemals sie geklöppelt, war die Decke rings besetzt, und rosenfarbener Atlas schimmerte durch ihr Gewebe. Ein Häubchen schloß sich, wie sie fühlte, weich an ihre Schläfe, und glänzend ringelte ein Rosaband von ihm auf ihre Brust herab. Das also war ihr Himmels-Kleid? — Es war ein schönes Kleid! — Ihr gegenüber stand ein großes Bild, auf diesem sah sie auch ein Ruhebette, und das war ganz dem gleich, auf dem sie sich erblickte; auf dem Bette lag ein Mädchen, gleich ihr angethan, auch sonst, so viel sie sich erinnerte, dem Bilde ähnlich, das im kleinen Spiegel als ihr eigenes sie zuweilen gern gesehen hatte. Sie wußte nicht, daß das ein großer Spiegel sey, und daß sie selbst es war, die sich darin auf dem Ruhebette liegen sah. Um besser hinsehen zu können, bewegte sie sich jetzt ein wenig — dasselbe that das Bild.

Jedoch ihre Aufmerksamkeit wurde auf einen andern Gegenstand gelenkt. Sie hörte leises Flüstern hinter sich, und sah sich um. O Himmel! da stand ja der Engel wieder, der damals, als die Sinne im Gedränge ihr vergingen, sie in die starken Arme nahm, so hold sie angelächelt, und — so dämmerte es ihr allmählig auf — sie fort getragen hatte. Die Heilige aber, die Madonna, sah sie selbst bei Jenem stehen. Was war das für eine große schöne Frau! viel schöner als auf jenem braunen Bilde. Ein weißer Schimmer schwamm und ringelte sich wie Locken um das schöne Angesicht der lebenden Madonna. Sie lebte, denn als sie bemerkte, daß Mannschka nach ihr sich umsah, schritt sie auf sie zu, bog sich zu ihr herab und fragte freundlich: ob ihr wohl sey? — O Gott, wie war ihr wohl, ganz unaussprechlich wohl! denn dieser freundlichen Madonna Augen, sie glichen denen ihres Engels. — In jenen war ihr ja der Himmel aufgegangen, in diese sah sie wie in einen stillen See, aus dem des Himmels Bild verklärt zurückschaut.

In jenem Gedränge um das Wunder-Bild zu Karenoije verlieren oft Gefährten oder Verwandte, die mit einander dahin gekommen sind, sich von einander. Ein Trupp geht dahin, ein anderer dorthin: die Menge ist zu groß. — Indem die Einen hier die Andern suchen, entfernen Jene sich in ganz verschiedener Richtung. Auch werden Kinder ihren Eltern oft bei diesem Lärm entführt, denn die Zigeuner, welche sich in großen Massen dort versammeln, bereden sich, und lauern auf, und wählen ihre Beute aus, und wissen sehr geschickt sie aus dem Haufen wegzulocken.

So suchten auch Mannschka's Gefährtinnen sie mit Angst und überall, als nun der Haufe sich verlaufen hatte. Jedoch als sie nirgend die Gesuchte fanden, beruhigten sie sich damit, daß sie mit Andern weggegangen sey, und daß sie zu Hause seyn würde. Auch das ist oft der Fall. Indeß die Einen ihre Lieben suchen, sind jene mit Andern schon auf dem Wege nach der Heimath.

Der Fürst Derewkin war einer der Reichsten unter den russischen Großen. Seine Güter lagen in mehreren Gouvernements und gehörten in jedem zu den bedeutendsten. Er war frühe seines Vaters beraubt worden, und selbst sehr schwächlich, hatte seine Mutter mit ihm den Norden, bald nach seines Vaters Tode, verlassen. In Weimar, das durch die damals dort lebenden Männer von Geist in hohem Rufe stand, wurde er erzogen, reifte hier zum Jüngling empor. Frankreich glättete, was etwa die deutsche, mehr auf innern Schmuck hinwirkende Erziehung Rauhes noch gelassen hatte, auch im Aeußern; und in Italien sollte sein Kunst- und Natursinn die Firmung erhalten. Nach diesem, von seiner trefflichen Mutter entworfenen Plane war Alles so geschehen, und ihr Sohn, Alexei Derewkin, ein Musterbild vier verschiedener Völker geworden; denn auch die Eigenthümlichkeiten seines Volks-Charakters, die fromme Treue und die kindliche Gemüthlichkeit war ihm geblieben, oder seine verständige Mutter hatte sie unter fremdem Schmuck nicht untergehen lassen.

An den Werken der großen Dichter, die das Zeitalter, in

welches seine Erziehung fiel, beherrschten, entzündete sich seine Phantasie, und fand in seinem eigenen Gemüth reichen Stoff. So ward er Dichter; auf gleiche Weise Maler, voll Ideale für die Gebilde seiner Lieder wie des Pinsels. In Sehnsucht nach Vermenschlichung seiner sich selbst geschaffenen Götter, voll Zweifel, daß sie jemals ihm in irdischer Form erscheinen würden, war er zum Manne, zum schönen Manne geworden, und vor Kurzem in sein Vaterland zurückgekehrt, weilte er noch in den größeren Städten desselben, ehe er auf seine Güter sich zurückzog. Man nannte ihn sehr bald den Sonderling, wie seine Mutter auch vermittelnd zwischen ihn und einige Familien des hohen Adels trat, mit deren Einer sie ihn verbunden wünschte. Der Mutter des erwachsenen Sohnes ist es in allen Ständen ein frommer Wunsch, den Sohn nach ihrem Plan beweibt zu sehen, ein nachblühendes Geschlecht zu begrüßen, ehe noch ihr eigener Lebensweg sich endet; er aber suchte die Gebilde seiner Phantasie auch in der Wirklichkeit, und er suchte sie vergebens.

Es ist gewiß, so, wie die sogenannte feine Welt die Schranken des geselligen Vereins bestimmt hat, wird, wenn das Herz nach einem Herzen sucht, es erst durch steife Formen, die Herkömmlichkeit, Vorurtheil und Ahnenstolz geheiligt hat, mühsam sich winden müssen. Der Diamant liegt doch gar oft in einer Schaale, die des Kenners Auge kaum durchdringt. Mehr als das Alles war, was Alerei abhielt, seiner Mutter Wünschen zu begegnen, ein Traumbild seiner Phantasie, ein Marmorbild. Er wünschte sich, ein neuer Pygmalion zu werden.'

In einem der Palläste, welchen er mit seiner Mutter während seines Aufenthaltes in Italien bewohnt hatte, befand in einem Badezimmer sich die Statue der Göttin der Gesundheit. Sie goß aus einem goldenen Kruge das Wasser in das Badebecken. Man findet hie und da die nämliche Statue zu gleichem Zwecke hingestellt, gewöhnlich mit gesenktem Blick die Stelle prüfend, wohin der Guß des Kruges fällt; die aber, welche dort des jungen Fürsten Blick und Seele an sich zog, stand mit erhabenem Haupte, wie flehend für die Gesundheit Dessen, der zu ihren Füßen badete, die Augen zum Himmel wendend. Alerei hatte oft mit süßer Schwärmerei bei diesem Bilde verweilt, in manchem Liede heimlich es besungen, in seiner Mappe es in vielen Skizzen nachgebildet. Es war die Herrin seines Wesens geworden, das Urbild aller Schönheit, nach welchem er sein Urtheil formte, das Alles, was er Schönes sah, beeinträchtigte. Daher war seiner Mutter Wünschen bis jetzt noch unerfüllt geblieben. Und dennoch war er frei — frei äußerlich, nur in der Tiefe seiner Brust von einer Idee, die man fast eine starre nennen konnte, befangen.

(Fortsetzung folgt.)

Wüezbueg, 24. November.

Seit 14 Tagen weilt die Kunsteeiter-Gesellschaft dee HH Tourniaire und Ghelia in unsern Maueen. Dee geoße Ruf, dee dieser Gesellschaft voehergiug, ließ Gediegenes hoffen und spannte die Erwartung Aller auf's Hochste. Abꝛr waheltch! wie hatten nicht zu viel gehofft und ee-vartet, und müssen mit Feeude gestehen, daß unseee Wünsche vollkommen befriedigt sind. Was menschliche Gewandtheit und Keaft einerseits, was menschliche Klugheit in Bezug auf Dressur der Pferde zu leisten veemag, sehen wie in eilf sehr gelungenen Voestellungen dieser Gesellschaft. Namentlich ausgezeichnet sind die Leistungen der HH. Tourniaire, Ghelia und Salamonski; und überraschend die des noch sehr jungen Toueniaiee, dee ein großee Künstler zu werden verspricht. Die Waheheit des Obengesagten beweist dee ungeheure Zudeang zu den Vorstellungen, so daß der weite Raum oft die Schaulustigen nicht fassen kann.

Auch für die Freunde dee Naturgeschichte bietet sich durch die Menagerie dee Mad. Toueniaire ein seltenee Genuß dar; denn Gäste, wie der Elephant und das Rhinozeros sind uns Europäern gewiß wahre Seltenheiten.

Der sorglosen Mutter Leid.

(Von Tobiä)

Mutter hörst du nicht das Sausen
Und den Läemen in dee Luft?
Nimmer so die Winde beausen,
Zwölfe schon der Wächter ruft.

Schlaf' mein Kind nur ohne Soegen,
Jn dem Schornstein heult dee Wind;
Nahe ist es bis zum Moegen,
Schlafe ruhig, schlaf' mein Kind.

Muttee, kann nicht heute schlafen,
Heute ist Walpuegisnacht;
Mutter hast von Ziegen, Schafen,
Hexen noch kein Opfer bracht.

Keine Hexen sind erschienen,
Feiern heut ihr Hochzeitmahl;
Müssen iheem Meister dienen,
Kommen nicht herab in's Thal.

Wehe Mutter, alle Thüeen
Gehen auf und gehen zu;
Hexen gehen hiee spazieren,
Mutter, ich hab keine Ruh.

Und die Thüee knarrt im Angel
Und die Hexen treten ein.
Zu der Cimpel, zum Triangel
Tanzen sie den Hexenreih'n.

Auf den Ofengabeln reiten
Sie heran zum feohen Schmauß,
Und die kleinen Buben breiten
Einen Küchenlumpen aus.

Und sie locken wilde Flammen
Aus dem Lumpen bald hervoe,
Tragen Pfann und Schmalz zusammen,
Singend kocht das Hexenchoe.

Fertig ist der Beei im Tiegel,
Aufgezeheet wied dee Schmauß,
Und sogleich wie Windesflügel
Zieht das ganze Choe hinaus.

Und als deauf der Morgen kommen,
Und sich legt der stürm'sche Wind,
Weint die Mutter tief beklommen,
Weint um ihr verlornes Kind.

Auflösung des Gleichnamens in Nro. 91: Wolfeam.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 96. Sonntag, 30. November 1834.

Willst, o Sterblicher, du das Meer des gefährlichen Lebens
Froh durchschiffen und froh landen im Hafen dereinst,
Laß, wenn Winde dir heucheln, dich nie vom Stolze besiegen,
Laß, wenn Sturm dich ergreift, nimmer dir rauben den Muth.
Männliche Tugend sey dein Ruder, dein Anker die Hoffnung;
Wechselnd bringen sie dich durch die Gefahren an's Land.

Herder.

Alva.

(Fortsetzung.)

Adolph v. Falkenstein, bereits aus mehreren Wunden blutend, focht in den vordersten Reihen mit einem Muthe, der selbst die alten Krieger mit Bewunderung erfüllte. Schon beim ersten Reiterangriffe, als diese Regimenter das Treffen wieder herstellten, hatte er durch besonnenen Muth und richtigen Scharfblick die Aufmerksamkeit Bernards v. Weimar auf sich gezogen, der deshalb den jungen Helden zu der Wegnahme des Geschützes bei den Windmühlen beorderte, welchen Auftrag derselbe unter dem Auge des Herzogs mit heldenmüthiger Tapferkeit ausführte. — Der greise Oberst des Steenbockschen Regiments stürzte jetzt, von einer Pistolenkugel getroffen, todt vom Pferde; seine Reiter, durch den Fall ihres Führers stutzig gemacht, und fast all' ihrer Offiziere beraubt, fingen an sich zurückzuziehen. In diesem kritischen Augenblicke reißt der Lieutenant v. Falkenstein dem Fahnenträger die Standarte aus der Hand, stellt sich an die Spitze der unschlüssigen Reiter, und ihnen mit blitzenden Augen die Worte zudonnernd: „Wollt Ihr das Andenken Eures Königs noch im Tode beschimpfen? Auf, mir nach! Gustav Adolph!" — sprengte er, die Standarte hoch schwingend, in das feindliche Fußvolk, das hier am hartnäckigsten den Schweden widerstand.

„Gustav Adolph!" riefen die blutenden Krieger, und stürzten sich mit neuem Muthe ihrem jungen Heldenführer nach auf die Kaiserlichen, die der heldenmüthigen Tapferkeit der Schweden nicht länger Stand zu halten vermochten, und endlich zurück wichen. Zu gleicher Zeit drangen die finnischen Reiter in die Reihen der Kürassiere und entschieden auch hier den Sieg. Auf allen Punkten zogen sich die Kaiserlichen zurück, und lösten sich bald, trotz aller Anstrengungen Wallensteins, in wilder Flucht auf. Der Friedländer selbst entging nur mit Mühe der persönlichen Gefangenschaft, und zog sich mit dem kläglichen Ueberreste seines geschlagenen Heeres nach Leipzig zurück. — Das Gemetzel wüthete, bis die Nacht dem Morden ein Ende machte.

Die Schweden hatten einen vollständigen Sieg erfochten, behielten das eroberte Geschütz und campirten auf dem behaupteten Schlachtfelde.

Die ewig denkwürdigen Schlachten bei Leipzig und Lützen waren geschlagen, durch welche die Grundfesten der katholischen Partei erschüttert, Wallenstein nach Böhmen zurückgedrängt, und ganz Sachsen von den Kaiserlichen befreit wurde.

14.

Am Morgen nach der Schlacht musterte Herzog Bernhard v. Weimar das schwedische Heer, welches am gestrigen Tage so manchen wackern Streiter eingebüßt hatte. Außer seinem großen Feldherrn und Könige, dessen Leiche aufgefunden und standesmäßig mit allen Zeichen seiner Würde geschmückt ward, bedeckten gegen 9000 Todte das Wahlfeld. Jedoch hatten die Kaiserlichen eine weit größere Anzahl von Todten, Verwundeten und Gefangenen zu bedauern, und unter den letzteren befanden sich mehrere angesehene Heerführer und viele Offiziere; auch hatte das kaiserliche Heer einen bedeutenden Verlust an Geschütz und Bagage erlitten.

Der Herzog durchritt die Reihen der Krieger, die mit düsterm Ernst in den bärtigen, benarbten Gesichtern auf dem eroberten Schlachtfelde hielten, denselben im Namen ihres gefallenen Heldenkönigs den Dank für ihren Muth und die heldenmüthige Ausdauer am gestrigen heißen Schlachttage spendend. Als er an das Steenbock'sche Regiment kam, das nebst seinem Obersten und der Mehrzahl seiner Offiziere beinahe zwei Drittel seiner Streiter eingebüßt hatte, hielt er das Pferd an, und sprach seinen Dank in wenigen herzlichen Worten aus, worauf er sich an den jungen Lieutenant v. Falkenstein wandte, der, von mehreren Wunden bedeckt und vom starken Blutverluste bleich und kraftlos, sich kaum auf dem Pferde zu halten vermochte.

„Lieutenant v. Falkenstein," redete er den Erschöpften wohlwollend an, „Euch habe ich meinen Dank insbesondere und den Dank des ganzen Heeres abzustatten. Ihr habt das Zutrauen Eures verewigten königlichen Gönners auf's Ehrenvollste gerechtfertigt und großen Antheil an dem errungenen Siege. Als Belohnung übernehmt einstweilen das Commando des verwaisten Regiments, das Ihr so gut in der Zeit der Gefahr zu führen gewußt."

Adolph, überrascht von der Güte des edlen Fürsten, lehnte die ihm zugedachte Ehre unter dem Vorwande seiner allzugroßen Jugend und geringen Erfahrung ab.

Der Herzog, der die Bescheidenheit des Jünglings ehrte, übergab ihm jedoch die Führung des Regiments, bis ein an-

derer Oberst an die Stelle des Gebliebenen ernannt worden sey.

Adolph dankte dem Herzoge mit Würde und ritt wieder in die Reihen seiner Kameraden zurück, die den neuen Befehlshaber mit frohen Blicken empfingen.

Nach aufgehobener Musterung begab sich Adolph v. Falkenstein, der erfahren hatte, daß Graf Heinrich v. Erba unter den gefangenen kaiserlichen Offizieren sich befinde, nach dem Quartiere Bernhards v. Weimar. Er fand denselben mit Planen und Zeichnungen zu neuen Operationen umgeben und beschäftigt.

Nach den gewöhnlichen kurzen Begrüßungsformeln der damaligen Zeit rückte er gegen den Herzog mit der Bitte heraus, statt aller Belohnung für etwa geleistete Dienste ihm den gefangenen Grafen zu überlassen.

Bernhard, dem dieses Ansuchen sonderbar dünkte, forschte nach der Ursache der Theilnahme Adolphs an dem gefangenen Feinde. Dieser unterrichtete den Fürsten von seinem Verhältnisse zu dem Grafen und wiederholte dringend seine Bitte. — Der edle Fürst, der hier eine Gelegenheit ersah, dem Jünglinge auf eine zugleich lohnende Weise nützlich zu seyn, gewährte demselben das Gesuch und gab Befehl, den gefangenen Grafen dem Herrn v. Falkenstein zu überantworten.

Graf Heinrich v. Erba befand sich indeß, in dusterm Unmuthe versunken, in dem Zelte, wo er bis zur Weitertransportirung untergebracht war. Sein ganzer Plan war durch die jüngsten Ereignisse gescheitert, und er gedachte mit nagendem Schmerze der daheim zurückgelassenen geliebten Tochter, die nun, ohne Beschützer und Freund — denn auch sein Eidam Graf Albert von Rothenfels, lag unter den Erschlagenen bei Lützen. — einer traurigen Zukunft entgegen sehen mußte, und wohl gar mit Land und Leuten, eine willkommene Beute, den siegreichen Feinden in die Hände fallen würde.

Mit diesen trüben Gedanken sich quälend, saß er in dem dürftigen Gemache, als die Thüre sich öffnete, ein schwedischer Offizier hereintrat, und eine wohlbekannte Stimme ihm mit tröstenden Worten seine Befreiung ankündigte. Verwundert, hier im feindlichen Lager einen Bekannten, einen Freund zu finden, der so theilnehmend sein Unglück gemildert, hob er das sorgenschwere Haupt empor, und konnte seinen Augen kaum trauen, als er in seinem Befreier den Junker v. Falkenstein wieder erkannte.

Sprachlos staunte er den Jüngling an, der in der Kleidung eines schwedischen Offiziers vor ihm stand und ihn bat, das Geschehene zu vergessen und ihm zu folgen.

Stumm und mit finsterem Gesichte leistete der Graf der Aufforderung Folge, und schritt neben dem Jünglinge her, der mit gewinnender Herzlichkeit ihn um Verzeihung seiner heimlichen Flucht aus dem gräflichen Hause bat, und sich damit entschuldigte, daß er den Uebermuth des Grafen von Rothenfels nicht länger hätte ertragen können, und das Kriegsleben ihn zu mächtig angezogen habe. Auch setzte er dem alten Grafen zugleich die Gründe auseinander, die ihn bewogen, im schwedischen Heere Dienste zu nehmen, und versicherte ihn zugleich mit schmerzlichem Tone, der Verbindung seiner schönen Tochter mit dem reichen Grafen nicht störend in den Weg treten zu wollen.

„Sollte Euch sein Tod noch nicht bekannt seyn?“ fragte der Alte den Jüngling mit mißtrauischem Blicke.

Graf Albert todt?“ wiederholte jener mit dem Ausdrucke der höchsten Ueberraschung, und suchte die Bewegung zu verbergen, welche die Nachricht von dem Tode des Nebenbuhlers in seinem Innern hervorgebracht hatte.

„Er starb den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfelde,“ erwiederte der Graf ernst; „Ruhe seiner Asche!“

Schweigend langten die Beiden endlich in Falkensteins Quartier an, wo der junge Krieger mit sorglicher Hast ein bequemes Lager für den theuern Gast zurecht machte, und mit der Aufmerksamkeit eines liebenden Sohnes nach dessen Bedürfnissen forschte und sie zu befriedigen suchte.

Der Graf konnte sich eines innern Wohlgefallens an der stattlichen Figur des jungen Mannes nicht erwehren; nur konnte er es demselben nicht verzeihen, im Heere des Feindes gegen seine Glaubensgenossen gekämpft zu haben. — Adolph, der an der grausen Stirne des Alten und seinen bedenklichen Blicken bald das Wahre errieth, löste dem Grafen endlich alle Räthsel und erzählte ihm den wunderbaren Gang seiner Schicksale seit der Entweichung vom gräflichen Schlosse bis auf diesen Tag.

„In dem kaiserlichen Heere,“ schloß Adolph, „hätte ich es nie wagen dürfen, mich Euch zu nahen, und wäre nimmer der Freude theilhaftig geworden, Euch aus einer schmählichen Gefangenschaft zu erretten und der geliebten, sehnlich harrenden Tochter wieder wohlbehalten in die Arme zu fahren.“

Er schwieg, und der Graf, der in der wunderbaren Fügung ihrer beiderseitigen Schicksale den Finger der Vorsehung nicht verkennen konnte, drückte dem Jüngling stillschweigend die Hand, und die Versöhnung war geschlossen.

Adolphs Wunden hatten sich während dem bedenklich verschlimmert, so daß für jetzt eine Fortsetzung seiner kriegerischen Laufbahn nicht zu denken war. Herzog Bernhard, der den jungen Mann wirklich schätzte, und seinen Zustand aufrichtig bedauerte, ertheilte ihm die Erlaubniß, auf dem Schlosse des Grafen Erba seine Genesung abzuwarten und erst nach völliger Herstellung seinen Dienst im schwedischen Heere wieder anzutreten.

Adolph verließ demnach das Heer in Begleitung des alten Grafen, der einen bequemen Wagen für Beide besorgt hatte und sich unwillkührlich mehr des leidenden Jünglings annahm, als er sich selbst anfänglich zugetraut hatte.

So gelangten sie, von Herzog Bernhard mit den nöthigen Pässen versehen, ohne weitere Fährlichkeiten auf dem gräflichen Schlosse an, bis wohin die Kriegsfurie nicht gedrungen war, was auch bei der jetzigen Gestaltung der Dinge für's erste nicht zu befürchten stand.

Bertha empfing den theuern Vater mit lauter Freude; als sie aber statt des verhaßten Bräutigams den geliebten Jüngling an der Seite desselben erblickte, durchschauerte ein süßer Schreck ihre Glieder, und sie brauchte Zeit sich zu sammeln. Sie konnte sich das Unbegreifliche nicht erklären. Als aber der Vater nach der ersten Bewillkommnungsscene den kranken Jüngling als seinen Befreier ihrer Pflege empfahl, und sie mit Schrecken den leidenden Zustand desselben gewahrte, da bereitete sie jammernd und mit ängstlicher Hast alles zur Aufnahme des geliebten Kranken, wich nicht von seinem Lager und unterzog sich so angestrengt der Pflege desselben, daß der Vater bald mit finstern Blicken wahrnahm, wie hier das Uebel tiefer sitze, als er geglaubt.

15.

Der Winter rückte heran und machte für dieses Jahr den kriegerischen Streitigkeiten ein Ende, obwohl noch hie und da kleine Neckereien vorfielen. Die kaiserlichen Heere sowohl wie die schwedischen bezogen ihre Winterquartiere.

Adolph von Falkenstein befand sich noch immer auf dem gräflichen Schlosse. Seine Wunden waren unter der zärtlichen Pflege der Geliebten schnell geheilt und vernarbt, und er hatte seinem gegebenen Worte gemäß den Herzog Bernhard von Weimar schriftlich von seiner Wiederherstellung benachrichtigt aber den Bescheid erhalten, ruhig abzuwarten und si

ferner zu pflegen, bis ein weiterer Befehl des Herzogs ihn zur Abreise zum schwedischen Heere auffordere.

Seiner geliebten Mutter hatte Adolph bis jetzt nur die Nachricht kund thun lassen, daß er sich wohl befinde und sie um sein Schicksal unbekümmert seyn könne. Auch versprach er ihr, sobald seine Umstände dieses gut hießen, in ihre Arme zu eilen. Er wollte absichtlich die Heimreise bis zu seiner völligen Genesung verschieben, da er überdieß die sichere Kunde hatte, daß die gute Mutter sich durch seine erfreulichen Nachrichten getröstet fühle und ruhiger seiner Wiederkehr in's väterliche Haus entgegen sehe.

Alva hatte er seit jenem Morgen vor der Lützner Schlacht nicht wieder gesehen. Auch war keine Spur von der Anwesenheit ihrer Bande in diesen Gegenden zu gewahren. Er dachte noch immer mit inniger Dankbarkeit und Theilnahme an das wackere unglückliche Mädchen, deren edles Herz er durch Bertha's Mittheilung jener Scene zwischen ihr und Alva immer mehr schätzen und bewundern lernte, ohne jedoch den eigentlichen Beweggrund ihres Handelns zu ahnen.

Des Grafen Widerwille gegen Adolph war merklich geschwunden, und er sah schon zuweilen mit geheimen Wohlgefallen auf die unschuldigen Liebkosungen des jungen Paares, dessen Glück die eigene schöne Jugendzeit ihm vorführte. Auch war sein Lieblingsplan durch den Tod des jungen Grafen von Rothenfels vernichtet, und sein Auge fand in der Nähe keinen würdigen Freier für die liebreizende Tochter, die jetzt, von der Liebe Zauberhand berührt, täglich schöner emporblühte.

Da langte eines Tages, als eben die ganze Familie in traulicher Eintracht bei der Mittagstafel saß, ein Reiter in schwedischer Offizierskleidung unten im Schlosse an. — Wie ein Donnerschlag traf diese Erscheinung die Liebenden, und selbst den Grafen, der unvermerkt den Jüngling lieb gewonnen, war der Bote unangenehm, dessen Auftrag ein Kleeblatt glücklicher Menschen zerreisen und den kaum aus dem wilden Kriegstreiben Geretteten wieder in dasselbe zurückführen sollte.

Der Bote stieg im Schloßhofe ab und klirrte bereits die steinerne Treppe herauf, ohne daß in der ersten Bestürzung Jemand ihm entgegen gegangen war. Da ermannte sich Adolph zuerst, sprang auf und trat dem Ankömmlinge entgegen. Dieser öffnete eben die Thüre und Adolph erblickte in dem Eintretenden einen alten Bekannten, den Lieutenant Ralph Neersten, der ihm mit gutmüthigem Lächeln die Hand reichte und seine Rechte derb drückte.

„Seyd willkommen, mein werther Herr Lieutenant," begrüßte ihn Adolph herzlich; „wie in aller Welt kommt Ihr aber in diese Uniform?"

„Nicht wahr, junger Herr, das kömmt Euch sonderbar vor," lachte Ralph; es ging aber sehr natürlich zu. Gebt mir erst einen Schluck Wein, meine verdorrte Gurgel anzufeuchten. Der verdammte Nordwind hat mich durch und durch geblasen. Beim heiligen Georg! die Zunge klebt mir am Gaumen!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunderbild zu Karenoije.

(Fortsetzung.)

Um Alles wieder zu sehen, was ihn als Knaben erfreut hatte, besuchte er mit seiner Mutter auch die Messe zu Karenoije. Dieß bunte Bilderspiel, das in seinen grellen Farben den Knaben sehr belustigt hatte, wollte er nun als Mann mit reifer Urtheils-Gabe wieder sehen; er mischte sich daher tief in's Gedränge. Dem Psychologen beut ein solches eine reiche Erndte der Bemerkungen und Schlüsse. Hier, wo nach **einem** Punkt sich Aller Augen, Aller Wünsche wenden, die tausendfache Modulatio sehen, in der von brennender Begierde zur sanften, gottergebenen Sehnsucht sie sich spiegelt, das wollte er, sonst nichts. Zufällig stand er nahe bei Manuschka, als diese sich dem Bilde nahte; und als sie schwankte, das gebrochene Auge auf zum Himmel hob, entfiel der Schleier, welcher ihr Gesicht verhüllte. Sie hielt in ihrer Hand den Wasserkrug, mit dem sie, sobald sie mit dem Zuge das Wunderbild zu seinem Kloster hinbegleitet haben würde, sich Wasser aus der heiligen Quelle schöpfen wollte. Die Anstrengung der Reise, ihre Kränklichkeit, die Angst des Augenblicks hatte in der That zu einem Marmorbilde sie verwandelt.

Als Alerei sie auffing, scheinbar sie entseelt aus dem Gedränge trug, da schien es ihm, daß er kein sterblich Wesen, daß er die Göttin, der er heimlich sich ergeben hatte, rettete. Vor dem Fürsten wich das Volk zurück, durch welches er mit seiner schönen Last den Weg sich brach; allein um das, was er trug, noch wohin er es trug, bekümmerte sich Niemand. Jeder hat ja zu der Zeit an sich selbst zu denken, nach Einem Gegenstande nur sind Aller Augen gerichtet. Den Schleier, den im Gedränge man ihr halb entrissen hatte, zog er wieder über die bleiche, liebliche Gestalt, und hielt ihn mit den Zähnen fest, damit auf seiner schnellen Flucht mit ihr kein neidisches Lüftchen seinen köstlichen Fund enthüllen und verrathen möchte. Nur einen Augenblick hielt er an, um den Wasserkrug zu ergreifen, der ihrer Hand entsank; als wenn wahrer Tod all' ihre Muskeln löste; — auch dieses Attribut der Aehnlichkeit des Bildes, welches er in den Armen hielt, mit dem seiner Phantasie, wollte er nicht missen. Im Stillen verglich er auf dem kurzen Wege sein Glück mit dem des klugen Mönchs, der auch auf diesem Hügel eine Perle fand — du armer Mönch, Alerei ist weit glücklicher als du; zum mindesten fühlt er so.

Er traf seine verständige Mutter allein in dem für einige Tage gemietheten Hause zu Karenoije. Wohl wissend, daß man gegen einen starken Strom sich so vergeblich stemmt, als gegen des Aberglaubens Herrschermacht, wenn er ein Volk ergreift, hatte sie alle ihre Leute mit dem Zuge gehen lassen, und hütete das Haus; denn daß die Kunst, sich fremdes Gut auf einem schlauen Wege zu verschaffen, an einem Orte, wo es fast unbewacht dem Zufall preis gegeben scheint, sich in manchem Handgriff übt, ist wohl zu denken.

Dieß Oertchen ist höchst wunderbar zu sehen zur Zeit, wenn nun der große Markt vorüber ist, und folglich bis auf wenig Tage im ganzen Jahr. In der Tiefe des nackten Hügels liegt zwar das Kloster mit seinen Thürmchen und Kapellen, doch ist auch dieß ein Bild der Oede, und hat nichts Erfreuliches für das Herz. Die Häuserchen und Häuser, die Schoppen und der steinerne Bazar, mit denen sich allmählig der Hügel deckte, sind leer und ohne Fenster, ohne Thüren, vom scharfen Winde schief gedrückt. Ein Bild des Schreckens, hölzernen Gerippen gleich, sieht der Reisende sie stehen. Vom Schnee und Regen sind sie grau gefärbt.

Gewinn erwartend, welcher auch nicht ausblieb, haben die Gutsbesitzer der Umgegend und die wohlhabenderen Bewohner von Kursk die meisten dieser Häuserchen erbaut; allein sobald der Markt vorüber ist, wird Alles, was sich transportiren läßt, die Fenster, Thüren, jegliches Geräth, sogleich hinweg genommen. Es gehört jedoch zum Ton der höhern Zirkel, in diesen Bretterhütten, deren Thüren ohne Schloß und Riegel, deren Fensterchen aus kleinen Stückchen Glas zusammengesetzt sind, einmal im Jahre einige Tage zu verweilen. In einem Lande, dessen große Breite nur wenige Centralpunkte des Vergnügens bietet, wo, was es geben kann, in steter Monotonie sich wiederholt, wird Alles, was nur irgend den Reiz der Ab-

wechslung haben kann, mit einer Art von Gier ergriffen. Ein kleines Bretterhäuschen ist um ungeheuern Preis gemiethet worden. Jetzt kommen Tapezierer an, Diener, Koch und Kellner. Der ungedielte Boden wird mit köstlichen Teppichen belegt, krystallene Leuchter schimmern an den Bretterwänden; hier werden weiche Betten aufgethürmt, dort schwere hell polirte Meubel abgeladen, der Schenktisch eingerichtet, kostbare Geschirre aufgestellt, die Küche unter einem Schoppen angelegt, der Keller schnell gegraben. Wie in der Stadt, so gilt's auch hier sich hervorzuthun. Je mehr es an Raum gebricht, je pittoresker die Umgebung, je mehr gefällt der Reiche sich dabei, den Reicheren zu überbieten. So wird in einer Nacht, wie durch ein Zauberwerk, das hölzerne Gerippe in ein Feenschloß verwandelt. Nach wenig Tagen folgt die Entzauberung in gleicher Schnelligkeit. Die Hütte, welche gestern noch von Gold und Seide strotzte, von hundert Lichtern ein Glanzmeer um sich goß, steht heute wieder grau, wie ein Gespenst, mit hohlen Augen, ein Bild der Verwüstung da. Die hundert Hände, welche im Nu sie geschmückt, haben eben so schnell sie ihres Schmuckes wieder entkleidet. Man reist, da die Hitze jener Gegend um diese Jahreszeit sehr drückend ist, gewöhnlich Nachts; es gehört zum Ton, zu kommen, zu verschwinden wie eine Lufterscheinung.

Solch' ein auf kurze Zeit verwandeltes Gebäude bewohnte auch die Fürstin Derewkin mit ihrem Sohn. Dahin trug er sein schönes Marmorbild. Hätte das Mädchen dort die Augen aufgeschlagen, sie würde fast eben so erstaunt gewesen seyn, als sie es war, da sie nach sieben Tagen in der Hauptstadt aus langer Lethargie erwachte. Ein Schlaf, in welchem nur ein leises kaum bemerkliches Athemholen das Leben noch andeutete, hatte als Resultat ihrer Kränklichkeit, so wie der unerhörten Beschwerde ihrer Reise, sich ihrer bemächtigt.

Als die Fürstin erstaunt ihrem mit einem todtscheinenden Mädchen beladenen Sohne die Thüre öffnete, rief er ihr zu: „Mutter! — meine Mutter! Ich habe sie gefunden, die ich suchte; sie, die ich längst in meiner Seele trug, ich halte sie hier in meinen Armen.“ — Er legte sanft das blasse Mädchen, noch in ihren Schleier verhüllt, auf den Divan des Saales, in welchen er trat. — „Und es lebt, bei Gott, es lebt, das Bild meiner süßesten Träume!“ — Er war neben dem Divan niedergekniet, hielt behutsam sein Ohr an die ganz unmerklich sich bewegende Brust der Verschleierten, sprang auf, fiel ungestüm der erstaunten Mutter um den Hals, und rief laut weinend: „Es lebt! — bei Gott, liebste, beste Mutter, es lebt!“ —

Ein lange gehegter Wunsch, dessen Erfüllung jedoch dem ruhigen Verstande in's Gebiet der Unmöglichkeiten streift, kann bei endlicher, sey es auch nur scheinbarer Erfüllung, eine Art von Wahnsinn erzeugen. Von solchem sehen wir den sonst scharf denkenden und besonnen handelnden Alexei Derewkin befallen.

Die Mutter sprach kein Wort, sie war betroffen von dem veränderten Benehmen ihres Sohnes. Die fast dürftige Kleidung des, gleich einer Todten still liegenden Mädchens ließ sie nichts Außerordentliches erwarten. Er hob aber leise den Schleier von der Schlafenden. „Sieh, liebe Mutter, sieh, sieh, ist es nicht die zarte, freundliche Göttin, welche zu Florenz mein Bad bereitete? — Du hast sie oft gesehen, vielleicht sie oft gesegnet; denn genaß Dein Sohn nicht in der warmen Fluth, welche sie über ihn goß? — Es ist Alles so, hier wie dort. Auch den Wasserkrug hielt dieß Nachbild meiner Göttin in der Hand.“

Die Mutter erinnerte sich wohl jenes Marmorbildes, und sah mit hoher Verwunderung es in noch schwach belebter Form vor sich.

„Ich wußte es längst, ich fühlte tief an dem Eindruck, welchen es auf mich gemacht hatte, daß es irgend wo lebe, daß ich es finden würde; doch hier, in jenem Gedränge, wo ein toller Wahn jeden schönen Zug des Menschen-Antlitzes entstellt, hier dachte ich nicht daran.“ — „Und wem gehört dieß', in der That sehr hübsche Kind?“ — fragte die Mutter ableitend. — „Wem? — mir, dem Gott oder jene angebetete Madonna, an deren Wunderkraft ich jetzt fast glauben möchte, es gesendet hat.“ — „Es wird Eltern haben, Freunde, Gefährtinnen, die es vermissen, die es suchen werden.“ — „Mir entreißen werden, meinst Du? — Nein, Mutter, mein Wunderbild, das ich zu Karenoije fand, das soll weder ein Mensch mir wieder entreißen, noch will ich selbst, wie jener unkluge Mönch, mein vom Himmel gefallenes Glück verrathen.“ — „Und die Eltern? — die Mutter des schönen Kindes? die schon jetzt vielleicht es mit Schmerzen sucht?“ — „Meine gute Mutter,“ — entgegnete Alexei sanfter — „habe ich je die Gesetze der Menschlichkeit vergessen, der Pflichten gegen Andere, die Du selbst so tief mir in's Herz gelegt hast? — Vertraue mir, aber folge mir!“

(Schluß folgt.)

Die gefangenen Vögel.

(Eine Fabel von Tobiä.)

Hänfling.

Der Frühling zieht im Garten ein,
Ich hör' schon Nachtigallen;
Nur ich muß hier gefangen seyn,
Ich ärmster ach von allen.

Doch glücklich machte mich mein Loos,
Würd' nicht die Knechtschaft fühlen,
Dürft' ich manch' Stündchen nur im Schooß
Des Fräuleins dort verspielen.

Kanarienvogel.

Du nimmst Dir Bruder viel heraus,
Bin ich doch auch gefangen;
So weit, ich sag' es frei heraus,
Geht doch nicht mein Verlangen.

Das Fräulein weiß wie gut ich bin,
Wie züchtig war ich immer,
Nähm' sie mich an den Busen hin,
Ich säng', so sang ich nimmer.

Malchen.

Euch lose Vögel kenn ich schon,
Es ist euch nicht zu trauen;
Wie schmeichelhaft ist euer Ton,
Doch darf man nicht d'rauf bauen.

Ich höre Euer Lied so gern,
Und hör' es immer wieder;
Vom Schooß, vom Busen nur bleibt fern,
Vergeßt sonst Eure Lieder.

Logogryph.

Ich werde von Alten und Jungen,
Von Damen und Herren besungen;
Mit doppeltem Schweife verkehrt
Wird durch mich die Ruhe gestört.

Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 97. Mittwoch, 3. December 1834.

Die Liebe zeigt in Platons heller Schule
Sich nicht, wie sonst, als ein verwöhntes Kind:
Es ist der Jüngling, der mit Psychen sich
Vermählte, der im Rath der Götter Sitz
Und Stimme hat. Er tobt nicht frevelhaft
Von einer Brust zur andern hin und her;
Er heftet sich an Schönheit und Gestalt
Nicht gleich mit süßem Irrthum fest, und büßet
Nicht schnellen Rausch mit Eckel und Verdruß.

Göthe.

Alva.

(Fortsetzung.)

Damit setzte er sich ohne weitere Umstände an den Tisch, wo der Graf nicht ohne Verwunderung den sonderbaren Gast betrachtete, jedoch ihn zuvorkommend und höflich behandelte, während das Fräulein, die dem Angekommenen nicht die Ueberbringung angenehmer Botschaft zuzutrauen schien, sich mit einer sittigen Verneigung entfernte.

Nachdem Ralph Reersten sich das Vorgesetzte wacker hatte schmecken lassen, ohne bei dieser Handlung ein Wort zu verlieren, stand er endlich gesättigt auf und wollte wieder fort, um sein Pferd zu besorgen. Als Adolph ihn aber bedeutete, daß dieses längst untergebracht und verpflegt sey, da setzte er sich zufrieden wieder hin, und sagte, behaglich den dicken Knebelbart streichend:

„Das ist so meine Gewohnheit, seit ich von zwei auf sechs Beine gekommen bin: erst ich, dann mein Gaul, dann das Uebrige. — Beim heiligen Georg, Ihr führt guten Wein, Herr von Falkenstein! — Nun also: vorerst will ich Euch berichten, meine werthen Herren, auf welche Weise ich Rock und Dienst gewechselt habe, auf daß Ihr nicht schlimmer von mir denken möget, als dem wirklich ist.“ Er setzte sich hierauf in eine bequeme Stellung, stärkte sich noch durch einen Trunk und begann:

„Ihr wißt, Herr von Falkenstein, wie wir uns trennten. Ihr bliebt in jenem Neste und schlugt Euch mit den beiden Schurken herum, die bereits ihren Lohn erhalten haben, während ich auf Befehl meines gestrengen Herrn Hauptmanns mich unverzüglich zum Heere begab. Einige freundschaftliche Rippenstöße abgerechnet, deren ich mich auf dem Wege dahin von Sr. Gestrengen noch zu erfreuen hatte, der mich und meinen Trupp bald in der unglücklichsten Laune wieder einholte, trafen wir so ziemlich ganzbeinig im kaiserlichen Lager ein, wo wir bald darauf in Thätigkeit, d. h. zur Schlachtbank getrieben wurden. Ich bin von Natur eben nicht feig, aber am Vorabende einer Schlacht ist allemal mein Wahlspruch: zwei Geister thun mehr als einer! und ich füge jedesmal den Geist des Weines zu meinem angebornen Heldengeiste, was mich dann gewöhnlich in eine heldenmüthige Begeisterung versetzt. — Am Tage bei Lützen war's nun so verdammt nebelig. Es wandelte mich ein sonderbares Herzdrücken an; da dacht' ich: halt! du mußt etwas für den Nebel nehmen! Ich griff nach meiner Feldflasche, die eben nicht zu den kleinsten gehörte, und that einen kräftigen Schluck.“ —

Diese Erinnerung rückte dem Erzähler die gegenwärtigen Weinflaschen so lebhaft vor die Augen, daß er nicht umhin konnte, denselben auf ähnliche Weise zuzusprechen, während der Graf und Adolph lächelnd der etwas lang gedehnten Erzählung des schnurrigen Berichterstatters zuhörten. Dieser fuhr nun weiter:

„Ich mochte wohl ein wenig zu tief in die Flasche gerathen seyn, denn es war mir so verwirrt im Kopfe, als das Kanonieen und Scharmuziren los ging. Trotz dem aber hieb und stach ich wacker um mich und verrichtete Wunder der Tapferkeit. Da gings plötzlich an ein Retiriren, — und wie das Unglück manchmal Einem auf den Fersen sitzt, so wollten meine Beine nicht dem Kopfe folgen; ich strengte mich unmenschlich an, aber die Beine bestanden auf ihrem Kopfe, und ich blieb dahinten, wo mich denn bald die guten Schweden, die uns dicht auf dem Nacken saßen, in Empfang nahmen. Da sie wohl Respekt vor meinem Heldenmuthe gefaßt haben mochten, wovon sie so eben entschiedene Proben gesehen, so behandelten sie mich sehr artig, nahmen mir meine wenigen Habseligkeiten mit vielem Anstande ab, und stellten mich in den Hintergrund, wo ich mit mehreren meiner Unglücksgefährten in ein Loch gesteckt wurde, wo weder Sonne noch Mond uns beschien. Es war — beim heiligen Georg! — ein Glück, daß mir die Herren meine Feldflasche gelassen hatten, in welcher noch ein Rest sorgenbrechenden Geistes verborgen lag. Ich schlürfte die wenigen Tropfen mit dem wehmüthigen Gefühle hinunter, dieses Labsal vielleicht eine kurze Zeit entbehren zu müssen, — denn lange hielt ich's auf keinen Fall aus. Aber siehe da! es ging besser, als ich dachte.“

Der Redner erquickte sich wieder durch einen tüchtigen Schluck, und fuhr fort:

„Am folgenden Morgen wurden wir aus unserm Verließe erlöst und dem Herzoge von Weimar vorgestellt, der uns freistellte, entweder als Kriegsgefangene einstweilen in irgend eine Festung gesteckt zu werden, oder Dienste im schwedischen Heere zu nehmen. Mit uns Offizieren verfuhr man glimpflicher. Man nahm uns blos das Versprrchen ab, nicht wieder gegen die Schweden und ihre Verbündeten zu dienen. Ich, zwar ein geborner Niederländer und Katholike, nehme es in diesem Punkte nicht so gewissenhaft, sondern diene mit gleichem Eifer dem Kaiser oder dem Könige, wenn Beide nur den Beutel und die Flasche mir füllen, und weiter nichts Uebernatürliches von mir verlangen. So besann ich mich denn nicht lange, und bot dem Herzoge meine Dienste an, worauf ich sogleich in meinen neuen Wirkungskreis rintrat, und das Glück hatte, in die nähere Umgebung des Herzogs zu gerathen. Ich habe Euch mehrmals da gesehen, aber Ihr habt mich entweder verkannt oder gar nicht bemerkt.“

Abermals griff er nach dem gefüllten Becher und leerte ihn mit sichtlichem Wohlbehagen. Hierauf schritt er zum Schluß seiner Erzählung.

„Der Herzog, der mich um so Manches befragte, worüber ich ihm erwünschte Auskunft geben konnte, wurde mir immer mehr gewogen, und ich gehöre, ohne Ruhm zu melden, zu seiner täglichen Gesellschaft, was mir nebst der herrlichen Pflege noch den Vortheil bringt, das mich nun das lästige Kriegsgewühl wenig mehr molestirt, da meine Wenigkeit gewöhnlich zu Kurierdiensten verwendet wird. Auf diese Weise kam ich denn auch zu dem ehrenvollen Auftrage, der mich wieder mit Euch, edler Herr, zusammenführt, und — beim heiligen Georg! — es freut mich, Euch so munter wieder anzutreffen.“ Hiermit endigte Ralph, noch mit einem tüchtigen Zuge den großen silbernen Becher leerend.

„Und wie lautet der Wille meines gnädigsten Herzogs?“ fragte Adolph den Immerdurstigen.

„Lest hier selbst!“ erwiederte dieser, indem er ein Packet aus dem Koller hervorholte, und es dem Falkensteiner übergab.

Mit sorgenvollem Herzen erbrach Adolph dasselbe, — eine schwere goldene Kette fiel heraus. Erstaunt rief er: „Was ist das?“

„Immer tiefer!“ lächelte Ralph, „das Beste kommt noch.“

Adolph öffnete nun das Packet vollends und nahm mehrere Papiere aus demselben hervor. Ganz unten lag eine schwere Rolle, aus der ihm, als er sie öffnete, lauter blanke Goldstücke entgegenfunkelten. Noch mehr erstaunt, reichte er dem ebenfalls überraschten Grafen ein beiliegendes Schreiben, welches dieser erbrach und laut vorlas. Der Inhalt lautete folgendermaßen:

„Mein lieber Oberst v. Falkenstein!

„Es freut mich, daß Ihr, wie ich aus Euerm Bericht an mich ersehen, wieder vollkommen hergestellt seyd. Eure Dienste habe ich für jetzt nicht nöthig, indem der Winter schon vor der Thür ist. Da ich nun auch vernommen habe, daß Ihr schon auf Freiersfüßen geht, so schicke ich Euch durch den Lieutenant Ralph Neersten, in dem Ihr einen alten Bekannten wieder finden werdet, Euern ehrenvollen Abschied mit dem Titel und Rang eines königlichen Obersten der Krone der Schweden, und wünsche von Herzen, daß es Euch immerdar wohl ergehen möge. Beiliegende Gnadenkette nehmt als ein Andenken an mich und den Tag bei Lützen, und als eine wohlverdiente Belohnung für Eure der schwedischen Sache treugeleisteten Dienste. Die andere Kleinigkeit verschmäht nicht aus Freundeshand, da ich weiß, daß eine alte Mutter Eurer Fürsorge obliegt, die dem guten Sohne in dieser harten Zeit wohl schwer fallen dürfte.“

„Lebt wohl, grüßt mir Eure Mutter, Eure schöne Braut und deren edlen Vater, und behaltet mich in gutem Andenken.“

„Bernhard.“

Gerührt von der seltenen Herablassung und Güte des edlen Fürsten, hob Adolph den gefüllten Becher und rief mit dankbar freudigem Blicke: „Dem hochherzigen Bernhard von Weimar! Ihm werde schon hienieden der beste Lohn zu Theil!“

Willig stießen der Graf und Ralph mit dem Begeisterten an, daß die Pokale klirrend zusammenschlugen, und leerten dieselben aufs Wohl des großherzigen deutschen Fürsten.

„Ein großer Fürst, ein edler Mann!“ sprach der Graf bewegt, während Adolph das Geld, als ein heiliges für ihn unantastbares Gut seiner guten Mutter, bei Seite legte, und seinen Abschied durchlas. Hierauf legte er denselben zusammen, und trat plötzlich mit feierlichem Ernste vor den Grafen, dessen Hand fassend.

„Herr Graf!“ sagte er mit Würde, „ich liebe Eure edle Tochter, sie liebt mich. Der Einwilligung meiner Mutter bin ich gewiß. Macht vier Herzen glücklich und gebt mir die reizende Bertha zur Gattin. — Hier dieser ehrenvolle Abschied, das fürstliche Schreiben und die Gnadenkette sind mein Rang, mein Titel; mein Adel steht dem Eurigen nicht nach. Ein treues liebendes Herz ist meine Aussteuer, — und hier der Herr Lieutenant ist so gefällig, als Zeuge dieser Stunde mir beizutreten.“

Der Genannte horchte erst hoch auf, dann nickte er wohlgefällig mit dem Kopfe, indem er vor sich hinsagte: „Beim heiligen Georg! — ein gescheidter Einfall. Wenn der Alte Sprünge macht, schießen wir Bresche. — Alle Wetter, ich sehe mich schon im Geiste an der Hochzeitstafel!“

Graf Heinrich hatte überrascht den unvermutheten Antrag des nunmehrigen Obersten v. Falkenstein angehört. Sein Stolz kämpfte heftig wieder das Gefühl seines Herzens, das für den edlen Jüngling sprach. Nach langem Kampfe behielt endlich das bessere Gefühl die Oberhand, und er reichte dem Harrenden die Hand mit den Worten: „Herr Oberst, Ihr habt gesiegt!“

„Wahrt den Schatz wohl,“ fuhr er ernst weiter, „den ich Eurer Pflege übergebe, auf daß mein Segen immerdar mit Euch sey. — Und nun, komm an mein Herz geliebter Sohn,“ rief er im überwallenden Gefühle, und schloß den Ueberglücklichen an seine Vaterbrust.

Nachdem der erste Ausbruch der Freude und des Dankes vorüber war, entfernte sich Adolph, um seine schöne Braut aufzusuchen und derselben ihr beiderseitiges Glück zu verkünden. Er traf sie in ihrem Gemache und schloß sie ungestüm in seine Arme.

Als die Erschreckte fragte, was ihm fehle, entdeckte er ihr das glückliche Ereigniß. Mit einem dankbaren Blicke gen Himmel sank die lieblich Erglühende an sein Herz und erwiederte den bräutlichen Kuß des Geliebten.

16.

Auf der Burg Falkenstein lebte indeß die alte Mutter Adolphs in stiller Trauer. Sie hatte sich zwar getrosten Muths in ihr Schicksal gefügt, das den geliebten Sohn auf so lange Zeit von ihrem Mutterherzen gerissen; aber die geheime Sehnsucht nach dem Lieblinge, an dem ihr Herz hing, zehrte an ihrem innern Leben. — Der alte Schloßkastellan Wernher war der einzige, dem sie ihre Klagen vertrauen konnte, der ihr Trost und Beruhigung zusprach, und sie auf eine frohe Zukunft hinwies.

So wirkte die Edelfrau von Falkenstein still und ruhig in ihrem kleinen Kreise; — als eines Tages mehrere Reiter durch das alte Thor auf den Hof sprengten, und gleich dar-

auf der alte Wernher mit ungewohnter Hast die Treppe herauf gestiegen kam und ihr mit dem frohesten Gesichte entgegen rief: „Sie kommen! Sie kommen!" worauf er eiligst wieder hinablief.

„Wer — wer kömmt?" fragte die Edelfrau mit freudig beklommener Brust. Aber der Eilige war schon wieder im Hofe und verkehrte mit den fremden Gästen. Sie trat ans Fenster und erkannte zu ihrem Erstaunen in dem einen Reiter den alten Grafen von Erba; das Gesicht seines Begleiters, eines stattlichen Mannes in glänzender Offizierstracht, konnte sie nicht sehen. Die Uebrigen gehörten zur Dienerschaft.

Die Fremden traten jetzt ins Haus und kamen die Treppe herauf. Ihr Herz klopfte stürmisch den Eintretenden entgegen. Da öffnete sich die Thür, und der Graf v. Erba führte ihr mit den Worten: „Edle Frau, hier bringe ich Euch einen schwedischen Offizier ins Quartier, pflegt ihn wohl!" — den bebenden Sohn zu, der jetzt den in die Augen gedrückten Hut abnahm und sich vor seiner Mutter aufs Knie niederließ.

Diese breitete sprachlos die Arme aus, ließ sie wieder fallen und sank halb ohnmächtig dem Wiedergeschenkten ans Herz, der die Sinkende in seine Arme anfing und innig an seine Brust schloß. — Der Graf weidete sich an dem Anblicke dieser rührenden Scene, und der alte Wernher trocknete die Thränen aus den Augen, indem er die Hand des Wiedergekehrten küßte und mit zitternder Stimme ein um das andere Mal ausrief: „Mein lieber junger Herr!"

Endlich erholte sich die Mutter wieder und schloß den geliebten Sohn aufs Neue an ihre klopfende Brust. „Du Schmerzenssohn," sagte sie leise, ihn an sich drückend, „Du hast mir unzählige Thränen gekostet. — Aber, Gott," rief sie mit zum Himmel erhobenem Blicke, „ich danke Dir; denn ich habe ihn wieder!"

Adolph küßte ehrerbietig der Mutter Hand, und warf sich aufs Neue vor ihr nieder, indem er mit feierlich-bewegter Stimme sprach: „Geliebte Mutter, ich bitte Euch um Euern Segen und Eure Einwilligung zu meiner Verbindung mit Fräulein Bertha, der Tochter des edlen Grafen von Erba, der hier vor Euch steht."

Ueberrascht von der neuen Freude, schien der glücklichen Mutter alles ein schöner Traum zu seyn. Sie blickte den Grafen fragend an, der auf sie zutrat, Adolphs Worte bestätigte und sie um ihre Zustimmung zu der beabsichtigten Verbindung bat.

„Es scheint mir so das zweckmäßigste Mittel," schloß er, „um wieder gut zu machen, was ich an Euch, edle Frau, und Euerm wackern Sohne verschuldete."

Mit Freudenthränen in den Augen gab die überselige Mutter ihre Einwilligung zu der Verbindung des schönen Paares, und ging auch gern den Vorschlag ein, mit Wernhern und ihrer ganzen Habe auf das Schloß des Grafen von Erba zu ihren Kindern zu ziehen, so daß Alle künftig nur eine Familie ausmachen sollten.

Zur Erhöhung der Freude erzählte Adolph, wie sein König und der edle Herzog von Weimar ihn geehrt und letzterer ihn sogar mit einer Gnadenkette beschenkt habe. Hierauf händigte er der freudig-erstaunten Mutter das fürstliche Geschenk ein, die mit dankbarer Rührung die reiche Spende aus den Händen des geliebten Sohnes annahm.

(Fortsetzung folgt.)

Das Wunderbild zu Karenoije.

(Schluß.)

Wo wäre denn eine Mutter, die einen wohlerzogenen Sohn auf ebenem Wege in's Leben eintreten und fortwandeln sah, der er noch nie Ursache zum Mißtrauen, zu irgend einer moralischen Besorgniß gab, die nicht, so sonderbar der Vorfall war, sich gefügt hätte?

„Ich sah" — fuhr der begeisterte Sohn fort — „einen kurzen, seligen Moment in dieß jetzt geschlossene Auge. — O meine Mutter, die Seele, die daraus mir anleuchtete, soll und wird auch segenbringend für Viele seyn, wie der Blick des Bildes, welches man in diesen Tagen anbetet, es seyn soll."

Er bemerkte hierauf, wie die zarten Formen des Mädchens auf eine nicht ganz geringe Abkunft hoffen ließen, wie ihre Kleidung zwar einfach aber sauberer und anständiger als die gewöhnlicher Dörferinnen sey; — er stellte ihr vor, wie äußerst schmerzlich es ihm seyn würde, wollte man ihm den Himmel, in welchen er sich gehoben fühlte, wieder rauben, wenn er das, was ihn so hoch beglücke, Verwandten oder Begleiterinnen entweder zurückgeben oder abdingen müsse. Er legte der schon halb gewonnenen Mutter einen schnell sich gestaltenden Plan vor, dem Jene wenigstens die Redlichkeit nicht absprechen konnte.

Sie hatte indeß sich bemüht, das schlummernde Mädchen durch stärkende Essenzen, durch einige Tropfen Wein, mit welchen sie die blassen Lippen desselben benetzte, zu beleben. Manuschka schlug die Auge auf, sie heftete sie einige Sekunden lang mit einem Ausdruck, den man ein inneres Lächeln nennen könnte, auf Alerei, der sich entzückt über sie bog; wie ein dunkler Flor zog jedoch die Schwäche, welche sie beherrschte, wieder darüber hin, und sie schlief von Neuem ein.

Wenn wir erzählen, daß im Dunkel der nächsten Nacht Alerei das schlafende Mädchen in den mit allen Bequemlichkeiten versehenen Wagen seiner Mutter trug, daß diese mit ihr wegfuhr, er selbst und die Dienerschaft in anderen Wagen nachkam, so werfe doch Niemand einen Stein auf diesen scheinbaren Raub. Das Mädchen war des freien Gebrauchs seiner Organe beraubt; es fand sich nichts bei ihr, wodurch man hätte errathen können, wem oder wohin sie gehöre: — ärztlicher Beistand, besonnene Pflege schien hier sehr nöthig, um die gesunkenen Lebensgeister der Zartgebauten wieder anzuregen — in einer leichten Bretterhütte, welche der äußere Schimmer nur für wenige Tage verändert, aber nicht zum Wohnhause geeignet hatte, war dies nicht möglich, und ob auch in der wie von einem Wirbelwinde zusammengewehten Menschenmasse aller Stände Aerzte, welche ja der Reiche schon nicht einen Augenblick entbehren kann, sich befanden, so wünschte doch der Fürst Derewkin nicht, hier die Aufmerksamkeit selbst nur eines Menschen auf das ihm wie durch ein Wunder geschenkte Ebenbild seines Ideals zu ziehen. Es war daher zu Moskau, wohin man mit dem schlafenden Mädchen so eilig, als der Reiche jener Gegend es nur möglich machen kann, zurückgekehrt war, und in einem der Cabinette der Fürstin selbst, wo Manuschka völlig von ihrem Schlaf erwachte, und, zufolge der aufmerksamsten Behandlung während desselben, sich gestärkt, wie neugeboren fühlte. Ihre allmählig wiederkehrende Gesundheit kündete sich schon vorher durch ein zunehmendes Roth ihrer Wangen und Lippen an. Die Fürstin selbst, welche dies zurückkehrende und aufblühende Leben der schönen Schläferin, natürlich mit mehr Ruhe als ihr Sohn, sich nähern sah, mußte, wenn sie vor dem, durch ihre Vorsorge auf's anmuthigste umhüllten Mädchen stand, gestehen, nie etwas Reizenderes gesehen zu haben, und sie wünschte nicht nur, daß die Seele des schönen Bildes ihrer Hülle entsprechen, sondern auch seine Lebens-Verhältnisse sich so ergeben möchten, daß sie es ohne Hinderniß Tochter nennen konne.

„Ist Dir jetzt wohl, liebes Kind?" — fragte die schöne Madonna mit dem weißen, schneeigen Schimmer um das Haupt, die Erwachte.

Alerei war, wie wir oben bemerkt haben, ein kränkliches Kind. Die Sorge um ihn hatte das Haar seiner Mutter frühe gebleicht; da es aber stark und schön war, so trug sie es auch dann noch in freien Locken, und es kleidete sie besser, als hätte sie unter anders farbiger Tour es verborgen.

„Wohl, sehr wohl," — entgegnete Manuschka — „wie sollte mir nicht wohl seyn, bei Dir, Du Heilige im Himmelsglanze? O wie schön bist Du! weit schöner als jene in dem braunen Kasten war, die Dich vorstellen sollte." — Sie strich hierbei mit ihrer kleinen, hübsch geformten Hand (wie denn überhaupt fast alle Russinnen kleine, hübsche Hände haben) durch die weißen Locken der Fürstin.

„Du bist es, die mich in die Arme nahm, als die Menschen mich erdrücken wollten; da waren Deine Locken dunkel, ganz, ganz anders, und doch erkenne ich Dich — ewig, ewig Dich, an diesen Sternen, mögen sie aus weißen oder braunen Wolken mir leuchten. O Du Selige — Gebenedeite! daß denen, die Du zu Dir nimmst, so wohl, so sehr wohl seyn würde, das wußte ich nicht. Ich fürchtete mich vor dem Tode. — Thörin, die ich war!"

„Du lebst, mein gutes Kind, und wir freuen uns Deines Lebens."

Alerei war auch näher getreten und blickte über seine Mutter hinüber; er hätte gern etwas gesagt, aber das Entzücken über die süße Stimme der Erwachten beraubte ihn der seinigen.

„Und Du bist auch da?" — wendete sie sich nun zu ihm — „ja, Du bist es, der rechte Engel; aber diese da ist Dein Abbild. — Heilige Mutter," — bat sie leiser, und schob sanft die Fürstin auf die Seite — „erlaube mir ihn recht anzusehen. Er ist es ja, der mich rettete, davon trug; ich ruhte sanft in seinen Armen, dann schlief ich ein — oder starb. Noch einmal sah ich ihn, ganz, ganz in weiter Ferne, dann nicht mehr — bis jetzt. O wie schön! — heilige Mutter!" — wendete sie sich wieder zu der Fürstin — „laß diesen schönen Engel immer bei mir seyn!"

Die tief gerührte Frau legte ihres Sohnes Hand in die des Mädchens, bat ihn jedoch zugleich in fremder Sprache, durch keine Voreiligkeit den lieblichen Irrthum des Mädchens zu schnell zu stören. Sie selbst übernahm es, durch allmählige Erklärungen die dem Leben Wiedergegebene in dasselbe, und zwar in neues Leben einzuführen.

Das weibliche Gemüth findet in glücklichen Veränderungen oder Standes-Erhöhungen sich weit leichter als der Mann, bei welchem in solchen Fällen die rauhen Ecken noch lange durchschimmern.

Nach kurzer Zeit rollte ein glänzender und reich bespannter Wagen vor Michael Maschkewit's niedere Hütte. Die Eltern saßen traurig bei dem unberührten Mahle, denn sie gedachten ihres räthselhaft entschwundenen Kindes, und hatten, da schon Wochen vergingen, ohne daß ihnen Kunde von demselben gekommen wäre, die Hoffnung aufgegeben, es je wieder zu sehen. Manuschka aber trat im blauen Pilgerkleide, mit dem selbstgewebten Schleier aus dem Wagen — und die Freude, die keines Menschen Mund ausspricht, aber jedes Vater- und Mutterherz nachfühlen kann, kehrte in jene bescheidene Hütte ein.

Zwar verließ die gute, zärtliche Tochter ihre Eltern bald wieder, aber an der Hand eines Mannes, den sie achten und lieben mußten, unter den Augen einer zweiten Mutter.

Alerei aber hatte in der That noch ein wohlthätigeres Wunderbild zu Karenoije gefunden, als jener kluge Mönch. Von ihren frommen Eltern gewöhnt, ihr Glück mit denen, die ihr angehörten, zu theilen, von ihrem trefflichen Gatten über jedes Vorurtheil ihres früheren engern Gesichtskreises belehrt, wurde Manuschka eine segenbringende Heilige für Alle, die zu den weitläuftigen Gütern ihres Gemahls gehörten. Wo Schulen blühen, der Gewerbfleiß verständig, der Ackerbau mit Umsicht, und dennoch mit der mildesten Behandlung der Arbeiter betrieben wird, da war es das, zu Karenoije wunderbar gefundene Madonnenbild, welches den reichen Fürsten Derewkin zum Vater seiner Unterthanen, zum Muster aller Reichen seines Volkes machte.

Bewährte Liebestreue.
(von Tobiä.)

Wer reitet jetzt noch durch den Wald,
So spät in kalter Nacht?
Es ist der Ritter Heribald
Von Liebe angefacht.

Angelika gelobt' ihm Treu,
Verlassen hat sie ihn;
Und werben will er jetzt auf's neu,
Will zur Geliebten zieh'n.

Er langet bei dem Schlosse an
Und fraget nach der Maid,
Gleich wird die Pferde aufgethan,
Und er erhalt Bescheid.

Ihr suchet Eure Liebste hier?
So spricht der Castellan,
So bitt ich Euch zu folgen mir,
Ich gehe Euch voran.

Der Ritter folget treu ihm nach
Viel Treppen auf und ab,
So kommen sie in ein Gemach,
So dunkel wie das Grab.

Ein Lämpchen in der Ecke nur
Verbreitet blassen Schein;
Von Leben regt sich kein Spur,
Das Käuzchen hört man schrei'n.

Und mitten in dem Zimmer steht
Schwarz eine Leichenbahr;
Der Castellan spricht: Ritter geht,
Bringt Eure Wünsche dar.

Die Liebste die ihm treulos war,
Der Ritter da erblickt,
Als eine Leiche auf der Bahr
Mit Rosen ausgeschmückt.

Da übermannet ihn der Schmerz,
Er stürzt sich auf sie hin,
Er will erwärmen noch ihr Herz,
Will sie in's Leben zieh'n.

Und gleich die Liebste da erwacht,
Umschlingt den Rittersmann:
Ihr habt die Probe gut gemacht,
Nur Euch gehör' ich an!

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 98. Sonntag, 7. December 1834.

Und glänzt die Sonne erst in voller Pracht,
Muß jeder Stern erbleichen.

Altes Lied.

An Mad. Gerlach als Donna Diana.

Sonett.

Wenn sich des Dichters Schöpferbrust ergießet,
Und ihn aus des Olympus Göttersaal
Erwärmt der wonnigen Begeistrung Strahl,
Dann ist's, wo Göttliches der Erde sprießet.

Nur dann mit vollen, seel'ger Brust genießet
Des Dichters Huldgeschenk das Erdenthal,
Wenn neue Schöpferkraft zum zweitenmal
Belebend uns des Dichters Geist erschließet.

Du, die Du in bescheid'ner Anmuth waltest,
Du [illegible]pfest neu, was Du voll Kunst gestaltest,
Da Du des Dichters tiefsten Sinn entfaltest.

Blick' auf! Dort an der seel'gen Götter Throne
Nimmt von dem Haupt Moreto seine Krone,
Und theilet sie mit Dir zum schönen Lohne.

Meyh.

Alva.

(Fortsetzung.)

Alles bewegliche Gut wurde auf Veranstaltung des Grafen den Abziehenden nachgeschafft, und das Uebrige an die umliegenden Nachbarn verkauft. Der alte Falkenstein blieb öde stehen und verfiel nach und nach im Sturme der Zeiten.

Bertha empfing die edle Mutter ihres Geliebten mit offenen Armen, und theilte die aufmerksamste Pflege derselben mit dem sorgsamen Sohne. Die beiden Alten verjüngten sich gleichsam im Glücke ihrer Kinder.

Die Vermählung des schönen Paares wurde am Jahresfeste der Schlacht bei Lützen gefeiert, und zugleich dem Gedächtniße des in derselben gefallenen Heldenkönigs von den jungen Gatten ein Denkmal im Schloßgarten errichtet, wo dieselben nach langen Jahren noch ihres sonderbaren Glückswechsels in dankbarer Erinnerung sich freuten.

Ralph Neersten, der ein huldreiches Schreiben seines Herzogs, worin dieser dem jungen Paare zu seiner Vermählung Glück wünschte, so wie ein werthvolles Geschenk für die reizende Braut überbrachte, verherrlichte das Fest, und würzte die Unterhaltung durch seine burleske Laune.

Mit besonderer Theilnahme und dankbarer Rückerinnerung wurde der edlen Zigeunerin an diesem Tage gedacht, die durch ihren Edelmuth das Glück der Liebenden gegründet hatte. Ihr Andenken wurde wie das eines Schutzgeistes verehrt, dessen unsichtbaren wohlthätigen Einfluß man dankbarlich gewahrt.

17.

Ohngefähr zwei Jahre nach der Vermählung Adolphs und Berthas saß an einem schönen Herbstabende die ganze Familie auf einem grünen Rasenplatze vor dem gräflichen Schlosse. Die junge Gräfin wiegte bereits ein liebliches Knäblein auf ihren Armen, und sah der nahen Ankunft eines neuen Sprößlings mit süßer Mutterfreude entgegen. Adolph hatte die geliebte Gattin umschlungen, und küßte bald den schwellenden Sammt ihrer Lilienwange, bald das rosige Mündlein des kleinen Engels, der ihn aus seinen schönen blauen Augen hell und freundlich anlachte. Die beiden Aeltern sahen mit inniger Freude dem Glücke ihrer Kinder zu, und plauderten traulich mit einander, während der alte Wernher geschäftig auf und abging, und jedesmal frohe Blicke auf die schöne Gruppe warf.

Da ertönte aus dem unter dem Schlosse liegenden Dorfe eine fröhliche Musik, die sich näherte und den Schloßweg heraufkam.

Schon beim ersten Schalle der bekannt an sein Ohr schlagenden Töne hatte Adolph sich aufhorchend nach der Gegend hingewendet, von wo die Klänge kamen.

Die Musikanten kamen immer näher und bogen endlich um eine Ecke, so daß sie der Gesellschaft ins Auge fielen. Es war ein Trupp Zigeuner, Alva an ihrer Spitze.

Mit einem allgemeinen Freudenrufe erhob sich die ganze Familie, und Alle eilten der dankbar Verehrten und lange Ersehnten entgegen, die dem Zuge voran schritt und sich bei ihrer Ankunft vor der jungen Gräfin auf die Knie niederließ. Bertha hob sie schnell auf und schloß sie in ihre Arme, indem sie freudig ausrief: „Hier ist Dein Platz, Du Edle! Gott sey gepriesen, der es uns vergönnt hat, Dir unsern heißen Dank noch in diesem Leben ausdrücken zu können."

„Ihr beschämt mich, edle Frau," erwiederte Alva bescheiden; „ich folgte blos den Eingebungen meines Herzens und der Stimme der Pflicht; Gott hat das Uebrige gethan, ihm dankt!" Hierauf wandte sie sich an Adolph, indem sie hoch erröthend und mit schüchternem Blicke zu ihm sagte: „Habt auch Ihr, edler Herr, noch an die arme Alva gedacht?"

„Dein Andenken wird nie aus meinem Herzen schwinden," entgegnete Adolph mit Herzlichkeit, „denn dir danke ich nächst Gott alles Glück, dessen ich mich bis jetzt zu erfreuen habe."

„Auch Ihr, edle Mutter eines edlen Sohnes, w[illegible]

Vater einer edlen Tochter, seyd mir herzlich willkommen!" rief Alva den beiden Alten zu, die mit freundlichen Worten ihr dankten. Auch der alte Wernher drückte der edlen Zigeunerin treuherzig die Hand.

Adolph wandte sich mit der Frage nach der alten Hulla und ihrem Sohne, dem wilden Harrehl, an Alva, die ihm wehmüthig erwiederte:

„Die Alte ist ihrem Lieblinge, der bei Lützen blieb, bald nachgefolgt ins kühle Grab gefolgt. Wohl ihr, sie hat Ruhe!"

Während nun die von allen Seiten mit Fragen bestürmte Alva die Freunde mit der traurigen Auffindung ihres Vaters und seinem und der Mutter unglücklichen Tode, und ihren bisherigen Schicksalen bekannt machte, hatten sich auch die übrigen Zigeuner, meist lauter neue Gesichter, genähert.

„Ei sieh da," rief Wernher jetzt, der auf Befehl des Grafen die Leute reichlich beschenkte und mit Speise und Trank labte, „munterer Bursche, bist Du auch da?"

„Wie Ihr seht," entgegnete der so Angeredete; der Pfeil einmal vom Bogen des Schicksals abgeschnellt, fleucht so lange, bis er an seinem bestimmten Ziele haften bleibt. Der schwarze Niccel ist noch immer unterwegs."

„Hier nimm das Doppelte auf Dein Theil," sagte Wernher, „für die treuen Dienste, die Du meiner jungen Herrschaft geleistet."

„Seyd schön bedankt!" erwiederte Niccel mit einem zufriedenem Lächeln, „solchen Samen lob' ich mir, der nach so langer Zeit noch so reichliche Früchte trägt."

Alva hatte indessen ihre Erzählung geendet und trat nun zu der jungen Frau, das lächelnde Knäblein liebkosend.

„Kleiner Engel," sprach sie mit feuchtem Blicke, „werde so gut, wie Deine Eltern, und das Glück wird Deinen Schritten folgen." Sie küßte das Kind auf die Stirne, und winkte dann dem schwarzen Niccel, der pfeilschnell herbeisprang und ihr ein schwarzes, verschlossenes Kästchen überreichte.

„Hier," sagte Alva, dasselbe der jungen Gräfin überreichend, „dieß sey mein Vermächtniß an Euch. Aber erst in der Stunde, die Euern frommen Kreis um ein theures Glied vermehrt, sollt Ihr das Kästchen öffnen. Ihr mögt dann die Unglückliche bedauern und ihr Euer Andenken schenken."

„Wie?" riefen Alle zugleich, „Du willst uns wieder verlassen?"

„Meines Bleibens ist nicht hier," entgegnete Alva ernst und bestimmt. „Ich muß meinem dunkeln Schicksale folgen, das mich treibt von Süd nach Ost, von Nord nach West. Betrübt mich nicht durch Bitten, denen ich doch alles Gehör versagen muß. — Ich erfülle geduldig mein hartes Loos. — Lebt wohl jetzt! Mein letzter Wunsch, Euch Alle noch einmal glücklich wieder zu sehen, ist erfüllt, und ich will Europa für immer verlassen, um in einem andern Welttheile das längst gewünschte Ziel meiner dornigen Laufbahn zu suchen."

Mit diesen Worten ging Alva zuerst zu dem alten Grafen und der Edelfrau von Falkenstein, und nahm bewegt Abschied von ihnen. Da Alle den Willen des edlen, unglücklichen Mädchens ehrten, so wagte Niemand zu widersprechen, so aufrichtig auch Alle ihr Entschluß betrübte. Als sie an den Obersten kam, zitterte ihre Stimme und ein innerer Kampf war in ihrem schönen Gesichte bemerkbar.

„Edler Herr," sprach sie bebend, „gewährt der Scheidenden noch eine Bitte!"

„Herzlich gerne," erwiederte dieser, „fordere, was Du willst?"

„Nichts weiter," versetzte Alva weich, „als eine Locke von Eurem Haupthaare, die ich zum Andenken an Euch und den [illegible]

Adolph überreichte der Bittenden willig das Verlangte, und Alva barg die Locke in ihrem Busen.

„Dieser Reif," sagte sie zu Bertha gewendet, „dieser Reif, den Ihr mir bei unserer letzten Zusammenkunft geschenkt, wird nie von meiner Hand kommen, und sein Anblick stets Eure Freundschaft mir ins Gedächtniß rufen. — Und nun," setzte sie mit gerührter Stimme hinzu, „lebt Alle wohl, und denket meiner wie einer Verstorbenen, die im Frieden von den Ihrigen geschieden."

Sie reichte Jedem noch einmal die Hand, während die Thränen über ihre blassen Wangen träufelten, schritt dann schnell zu den Ihrigen, mit welchen sie sich rasch entfernte, und war bald hinter einem Vorsprunge des Schloßweges verschwunden.

„Leb' wohl, leb' wohl!" riefen Alle schluchzend der Dahineilenden nach; und lange ehrte ein tiefes Schweigen die Trauer um die Geschiedene.

„Laßt uns den letzten Willen der Edlen heilig halten," sprach endlich Bertha, indem sie das Kästchen ihrem Gemahle übergab, und Alle gingen in stummer Trauer dem Schlosse zu.

(Schluß folgt.)

Zwei Fliegen mit einer Klappe.

(Novelle von Dr. Schiff)

Das gewöhnliche Thema der Novellisten und Comödienschreiber ist die Liebe eines schwärmerischen jugendlichen Paares; und haben sie es bis zum Altar geleitet, so schließen sie, als enthielte der Rest des Lebens nichts Poetisches oder Erzählenswerthes weiter; als sey der phantastische Rausch der Leidenschaft, der einzige begeisterungswürdige Gegenstand des Dichters; als finde sich nicht in der Ehe eine besondere Gattung der Romantik; eine echt-deutsche, die gemüthliche nämlich: dies Wort im höchsten Sinne genommen und abgesehen von allen zahlreichen Nebenbedeutungen, die es in der neuen Literatur leider gewonnen!

Ueberhaupt wird das deutsche häusliche und Familienleben noch viel zu wenig beachtet und gewürdigt. Zwar gehören Herzens- und Gewissenssachen nicht vor den kalten Blick des Beobachters, noch vor das dreiste Verstandes Urtheil. Nur der Dichter darf die schönen wie die menschlich ironischen Seiten dieser, in unserem Vaterlande besonders heimlichen und vollkommner als bei irgend anderen Nationen ausgebildeten sittlichen Verhältnisse, in denen zugleich alle unsere Vorzüge vor fremden Völkern wurzeln, auf seine Weise darstellen. Während die religiöse Stimmung des Kanzelredners, die sentimentale des Pädagogen, die humane, nicht selten affektirte des Publicisten nur allgemein aus dem eigenen Standpunkt hergeleitete Urtheile darüber fällt, ist dem Poeten die unmittelbare Anschauung des Gegenstandes und das veredelnde Schaffen verliehen.

Eine der wichtigsten Crisen im Eheleben ist aber **der erste Zank**. Weder mit der Trauung, noch der Hochzeit noch sonst einer Ceremonie beginnt die eigentliche Ehe, sondern so seltsam es auch klingen mag, mit dem Erstlingszanke. Allerdings ist von einer schwärmerischen Liebe oder vielmehr von dem tüchtigen beiderseitigen Verliebtseyn die Rede, welche diese Crise bedingt, die sich gewöhnlich früh einstellt. Die Verzögerung derselben ist moralischer Schwäche zuzuschreiben. Während der Zank unter Verliebten recht eigentlich bedeutungslos ist, ergiebt sich aus **diesem Zanke**, wenn man ihn in seinen Anlässen, Gründen und Ursachen beobachtet, ja nachdem diese mehr oder weniger [illegible] künftigen Zusammenle[illegible]

bens. Hier fühlen sich die Liebenden nicht mehr wie Engel und Götter, sondern wie Menschen einander gegenüber. Hier werden die gegenseitigen Pflichten in ihrer Anwendung begehrt. Hier ist aus dem Rausche Wahrheit geworden und hier endlich erprobt sich die ächte Zuneigung.

Man erlaube dem Autor die Schilderung eines Erstlingszankes und möge es ihm einigermaßen gelingen, die Theilnahme des Lesers zu erwerben, obschon keine gewaltigen Empfindungen, sondern nur Familiengespräche, keine hinreißenden Situationen, sondern nur häusliche Angelegenheiten, keine pittoresken Schilderungen, sondern nur bürgerliche Charaktere und deren Umgebungen hierher gehören.

„Wie arm und freudenlos ist das Jetzt gegen das Mittelalter;" sagte Eduard begeistert. „Ich kann keinen jener ungeheuren Flammberge sehen, ohne mit Wehmuth zu gedenken, wie mir die Kraft fehlt, ihn zu schwingen. Welche Glieder gehörten dazu, jene centnerschweren Eisenharnische zu tragen und bequem darin zu fechten. Es muß doch ganz behaglich seyn, solche Glieder an seinem Leibe zu fühlen, und dem behaglichen Gefühl stand keine Rohheit damals im Wege. Vielmehr waren die, welche mit starkem Arm das Vaterland vertheidigten, dieselben deren Einsicht sein Wohl lenkte. Eben die Faust, die Lanzen splitterte und die Harnische zertrümmerte, wußte anmuthig in die Saiten zu greifen, und edle Sitte war die nothwendige Zier der Tapferkeit. Wie bedeutungslos, nur auf den Nutzen berechnet sind unsere Wohnungen gegen die alten Burgen, deren vergangene Herrlichkeit noch so manche Ruine verkündet. Hoch auf einem Berggipfel zwischen festes Gestein geklemmt schauten sie weit in die freie lachende Natur, deren bunte mannigfaltige Schätze nach allen Himmelsgegenden hin den Bewohnern aufgerollt da lagen. Sie hatten stets vor Augen, was uns auf einer Sonn- und Festtagspromenade nur sparsam zugemessen wird. Welche Poesie in den Trachten, Waffen, Geräthen. Welche Weltenpracht und Herrlichkeit entwickelte sich bei Auszügen, Turnieren, Banquetten und Gelagen. Es war das Jünglingsalter der Menschheit, die Periode seiner ersten Liebe, die von der ganzen Natur ihre Mannigfaltigkeit an Pflanzen, Thieren und Gestein erborgte, um sich damit zu schmücken. Daher die wundersame Buntheit vom Dome an bis zum geringsten Geräthe, und wiederum glich das Leben einer bunten Arabeske. Abenteuer reihte sich an Abenteuer und überall wucherte Fülle des Genusses, des Lebens und der Kraft. Als Höchstes aber galt das reine tugendhafte Weib, und abgöttisch verehrte man es. Es wußte sich als Preis und Ziel aller Thaten und Bestrebungen und in diesem Bewußtseyn seines höchsten Werthes, den keine Zeit wieder so ausgeboren, strebte es auch, oder war es ihm Gewohnheit in seiner höchsten Vollendung zu gelten und zu erscheinen. — Wir haben seitdem verlernt, das Weib zu achten, und tappen vergebens umher, das Ideal desselben wieder aufzufinden. Der eine nennt so eine brave Köchin, Wirthschafterin oder Erzieherin, der andere, eine wohlgeformte Puppe. Ein dritter schafft sich ein Mondscheinbild, das nimmer leben kann, ein Vierter, eine derbe Bauermagd, ungerechnet all' der Zerebilder, von denen es in unserer Romanliteratur wimmelt. Ich kann kein schönes, junges Mädchen sehen, ohne mit Wehmuth zu gedenken, daß sie nur schön ist, um unerkannt zu verblühen. Das Weib, die Poesie des Lebens, gehört in ein poetisches Leben, darum gilt es in dieser Zeit nicht mehr, die ohne Poesie ist. Die Menschheit ist alt, sorgenvoll und bedächtig geworden. Unser Eintritt in das Leben gleicht dem sich zur Ruhesetzen des Alters. Wir wetten und wagen nicht mehr, sondern versorgen uns gleich Anfangs für alle Zukunft, und bringen eine solche Stätigkeit in unser Leben und Wirken, [illegible] alle unsere Angelegenheiten und [illegible] als gedachten wir morgen schon alles nach einem wohlaufgenommenen Inventarium unsern Nachfolgern zu überlassen." — Eduard sprach dies in einem der Abendzirkel, die im Hause des reichen Kaufmanns Walter statt zu haben pflegten. Die Anwesenden schenkten ihm Beifall und die Damen zumal fühlten sich geschmeichelt oder schmerzlich berührt und gaben dem Redner durch Blicke oder Seufzer ihr Wohlgefallen zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Würzburger Theater.

Ich will nicht schweigen, nein, es laut verkünden,
Zum Trotz den Zwergen, die von Neide fahl
Die Wahrheit mit dem Lügengeifer schänden:
Daß sie vortrefflich — unvergleichlich ist!

Luigi Pulci.

Montag, den 1. December. Donna Diana nach Moreto von West. Kaum möchte es nöthig scheinen, über dieses ausgezeichnete Lustspiel etwas zu sagen, welches ein Molière in die französische, und ein Gozzi in die italienische Literatur einbürgerten. West's Bearbeitung ist seit ihrem Erscheinen mit fortwährendem Beifall auf den ersten Bühnen Deutschlands gegeben worden, und verdient unbedingt klassisch genannt zu werden. Echt komische Kraft, treffende Charaktere, sinnreiche Situationen, reicher Witz, der sich wie eine Kette von Diamanten hindurch zieht, sind wohl in keinem Lustspiele mehr vereinigt als in diesem. — Donna Diana, die Brust mit systematischer Sprödigkeit umgürtet, muß alle Qualen vereitelter Plane erdulden, bis die mit List gepaarte glühende Leidenschaft des Don Cesar den genug erschwerten Sieg erringt. Perin, der Vertraute, anscheinend ihre Stütze, stets unterwürfig, so fein alle Gelegenheit zu Don Cesars Vortheil benützend — Don Luis, mit schulgerechten Argumenten auf die Grundsätze Dianens Sturm laufend, Don Gaston mit dem leichten Anfluge frivoler Sicherheit — sie bieten mit Donna Laura und Donna Fenisa, welche so gerne aus dem Polareise der Jungfräulichkeit in das blühende Gnidos der Ehe hinüber segeln möchten, eine unendliche Fülle interessanter Momente dar.

Von Seite des Bühnenpersonals wurde alles gethan, um den Abend möglichst genußreich zu machen, namentlich wurde aber eine Parthie mit einer Vollendung gegeben, welche selbst unsere kühnsten Erwartungen übertraf und auf das Glänzendste die schon in früheren Recensionen geäußerte Meinung über Mad. Gerlach bestättigte. Mit größter Aufmerksamkeit folgten wir jeder ihrer Bewegungen, lauschten auf jedes ihrer Worte, — jede so berechnet und doch so natürlich; jeder Accent, so genau markirt, solche Vollendung mußte die höchste Bewunderung erregen. Wir sagen nicht Beifall — dieser Ausdruck ist wirklich zu arm; es war die Huldigung so allgemein, daß sie jeden Augenblick sich unwillkührlich kund gab. Wir können uns nur auf die Andeutungen einzelner Scenen beschränken und müssen bei einer Charakteristik des Spieles von Mad. Gerlach vor Allem darauf hinweisen, wie der Stolz und das sichere Selbstbewußtseyn durch die Kälte Don Cesars zuerst schwankend gemacht wird, und die bestimmte Haltung der Fürstin bei Erscheinung des Ersten, von ihrer Schönheit Ungerührten sich verführen ließ, aus ihrer Höhe zur feinen Intrigue herabzusteigen. Sie sinnt auf Angriffe, schmiedet Plane der Eroberung, die alle fehlschlagen müssen, bis sie sich aus ihrer eigenen Unklarheit, die deutlicher hervortritt, zu dem Geständniß [illegible], daß nur die Liebe ihre [illegible] leitete, während sie nur ihrem Stolze zu genügen wähnte. Wie hübsch überflog die [illegible] ihr Antlitz, wie mahlte sich Befremdung in jedem [illegible], als Don Cesar spricht, er denke [illegible] Liebe viel strenger noch als sie; wie naiv bekundete sie später [illegible]

wichtes durch die an ihre Muhmen gerichteten Worte: „Wär' es nicht ein Scherz, den Gecken verliebt zu machen?“ Eine unnachahmliche Mischung von leichter Ironie, Lockung und Anmuth legte sie in die verhängnißvolle Erklärung an Don Cesar: „Da nicht Liebe zwischen uns tritt, mag der Umgang sich freier bewegen!“

Welcher strahlende Triumph im schönen Auge und welcher herrliche Uebergang der Mimik vom Erstaunen zur Bestürzung, endlich welches Gefühl der Krankung, nachdem Don Cesar aus der knieenden Stellung sich erhebend die Frage stellt: Glaubt ihr im Ernste mich verliebt, Prinzessin? und nun mit kaltem Hohne den Beweis zu führen versucht, sie sey in ihn verliebt! Welche Ungeduld im Wort und Blick während der Gartenscene und doch welche unendliche Grazie; fieberhafte Glut schien durch jede Nerve zu zittern, allen Widerstand besiegen zu wollen, da die herbeigerufenen Zeuginnen eines glänzenden Sieges zu Zeuginnen unerträglicher Schmach werden. Nun im vierten Akte die mühevolle Fassung, die gebrochene Stimme, der Verlust alles Selbstgefühls, der zum letzten Hoffnungsanker der Eifersucht seine Zuflucht nimmt, um auch diesen brechen zu sehen — wir finden im Berriche der Sprache keinen passenden Ausdruck, es müßte denn Wahrheit in der höchsten Potenz noch einen Superlativ zulassen. Im Interesse dieser Situationen hat sich der Dichter erschöpft, es muß die Künstlerin in die Schranke der Weiblichkeit zurückkehren, und allen Schmelz der Zärtlichkeit, die zauberischeste Anmuth in ihre Stimme legend, sprach sie das Geständniß der Liebe gegen Don Cesar aus.

Indem wir nun der Künstlerin bis zum Schlusse gefolgt, rufen wir der mit so großem Recht Gefeierten im Geiste ein herzliches Bravo zu — ihr, die eben so bescheiden, als groß in der Kunst, beim stürmischen Hervorrufen Hrn. Haas so edelmuthig zum Mitgenossen ihres Triumphes erhob; die Zufriedenheit, welche sie ihm dadurch bezeigte und die Achtung fur diesen so liebenswürdigen Zug von Mad. Gerlach, verbieten uns jede Bemerkung über das Spiel des Genannten.

Hr. Waldmann (Don Cesar) welcher gleichfalls gerufen wurde, war seiner Gottin vollkommen wurdig; obschon das gutdurchdachte und wohlgelungene Spiel dieses gediegenen Künstlers ein langeres Verweilen bei demselben zur angenehmen Pflicht machte, so müßen wir mit Bedauern um Entschuldigung bitten, indem wir vor dem Schlusse dieses Aufsatzes noch ein kleines Geschaft abzumachen haben:

A propos! Wie kommt es, daß Leute, deren Verhältnisse zu der Bühne allgemein bekannt sind, sich im Parterre vornehin drängen, auf das unbescheidenste ihren lauten, oft sehr übelangebrachten Applaus intoniren, ja sogar die Frechheit haben dürfen, den entschiedenen Beifall des Publikums durch ungezogenes Zischen zu verhohnen?

Wir vermuthen, daß diese Ungebühr der Direktion bisher unbekannt geblieben, und erwarten, daß die mildrügende Andeutung derselben genügen wird, dieser allzuvorlauten Claque das Maul zu stopfen. —

An die Künstlerin unserer Bühne.

Saht ihr in Floras Zauberreich
Noch keine kaum erblühte Rose?
Und wohnet Reiz, Duft, Anmuth gleich
In ihrem zaubervollen Schooße,

So stehen doch zu ihrer Wehr
Die spitzen Dornen rings umher,
Und von des Aethers reiner Au
Sinkt auf sie nieder Perlenthau.

So blüht in Barcelonas Schloß,
Erwarmet von des Südens Sonne,
Ein Wunderkind, schön, herrlich, groß,
Doch spendet's Schmerzen, keine Wonne.
Wer immer knie't vor seinem Thron,
Dem ist des Lebens Glück entfloh'n,
Weil es die Macht der Liebe hohnt,
Und nimmer treue Herzen krönt.

Doch wenn der Sonne Purpur glüht,
Dann muß der Thau der Ros' entschwinden,
Und wer mit Klugheit sich bemüht,
Kann sie der Dornen auch entbinden.
Der pflücket dann die Blume sich,
Und schlürft den Duft so wonniglich,
Schmückt mit der Blume, o der Lust!
Die Locken, oder seine Brust.

Den Cesar weiß im schönen Krieg
Dianas Stolz wohl zu besiegen;
Für wahr! ein holder, sanfter Sieg,
Wenn Lieb' und Liebe sich bekriegen.
Du bist besiegt! — Doch, wunderbar!
Stellt sich in schönem Wechsel dar,
Daß Dich als Siegerin begrüßt,
Wer nur sein Herz der Kunst erschließt.

Auguste.

Kunst-Notiz.

Würzburg, 5. December 1834.

Gestern hatten wir das Vergnügen, in dem Harmoniekonzerte dahier Hrn. Ernst Wiesen, Schüler des berühmten Fagottisten Jacobi in Koburg, in einer Production auf dem Fagotte zu hören. Sein schöner, weicher und runder Ton, sein gefühlvoller Vortrag im Adagio, — seine Fertigkeit in Passagen, sein klares, deutliches und sicheres Spiel überhaupt berechtigen zu der Hoffnung, daß derselbe bei fortgesetztem Studium auf diesem so schwierigen, und jetzt so selten gepflegten Instrumente es bis zu einem bedeutenden Grade künstlicher Ausbildung bringen wird. Wir wünschen, daß ihm derselbe Beifall, den er dahier in vollem Maaße erndete, auch in andern Städten zu Theil werden moge.

Logogryph.

Reicht Jemand euch ein kleines Wort,
So konnt ihr euch kaum fassen,
Doch nehmt davon das Haupt ihr fort,
Dann habt ihr euch es vom Marqueur
Bei Tafel zweimal und noch mehr
Gewiß schon reichen lassen.

Auflosung des Logogryphs in Nro. 96: Leber. Rebell.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 99. Mittwoch, 10. December 1834.

Wenn der gewöhnliche Mensch seine Pflichten thut, verdient er wahrlich des Lobes nicht. Aber der Mensch, den Stand und Würde über seine Mitbrüder erheben, und sein Herz verhärten, und sein Urtheil lähmen, verdient Bewunderung, wenn er unbefangen und der menschlichen Natur getreu bleibt. Darum soll man an gebornen Königen jede Tugend, an Soldaten das Zartgefühl für Leidende, an Advokaten die Gerechtigkeit, an Priestern die Ehrfurcht vor fremder Meinung rühmen.

Zschokke.

Alva.

(Schluß.)

Nach einigen Monaten, als das Andenken an die edle Zigeunerin bereits einen milderen Character gewonnen hatte, wurde die junge Edelfrau von einer gesunden Tochter entbunden.

Während im Schlosse der allgemeinste Jubel herrschte, hatte der Oberst, der Worte Alva's gedenkend, das schwarze Kästchen hervorgeholt und im Beiseyn seiner Gattin, ihres Vaters und seiner Mutter geöffnet. Eine Schnur orientalischer Perlen von großem Werthe fiel den Neugierigen zuerst in die Augen. Ein Zettel mit den Worten: „Zum Geschenk für das erste Pfand der Liebe," bezeichnete den Zweck dieser werthvollen Gabe. Unter diesem lag ein zusammengerolltes Papier mit der Aufschrift: „Dem edlen Herrn v. Falkenstein."

Adolph nahm die Rolle heraus und las den Inhalt derselben laut. Derselbe lautete folgendermaßen:

„Edler Herr!"

„Ich kann meinem armen Herzen den Trost nicht versagen, seine Leiden vor dem auszuschütten, der allein die unschuldige Ursache derselben ist. Möcht Ihr des schwachen Mädchens nicht spotten, die das schmerzlichsüße Geheimniß nicht mit in's Grab nehmen konnte, sondern dasselbe gleichsam als ein Vermächtniß an die auf ewig Geschiedene Euch an's Herz legt. Auch werdet Ihr in dem offenen Geständnisse den Schlüssel zu Manchem finden, was bis jetzt Euch dunkel geblieben."

„Als ich auf jenem Jahrmarkte zum erstenmale Euch sah, durchbebte ein nie gekanntes Gefühl, ein süßes Weh mein Innerstes, und — ich liebte Euch, ohne es zu wissen. Der ritterliche Edelmuth, mit dem Ihr Euch der niedern Dirne annahmt und Ihr das Köstlichste, Ehre und Leben erhieltet, gewann Euch mein Herz vollends eigen, und Euer Bild schwebte mit der Glorie eines Heiligen geschmückt in den stillen Nächten mir vor, und meine Gedanken waren fortan nur bei Euch."

„Da lehrtet Ihr mich selbst auf eine schreckliche Weise das riesige Gefühl erkennen, welches mich umfangen hielt und ohne welches ich nicht mehr leben zu können glaubte. — Als Ihr an Euren Wunden darnieder lagt, und ich mich glücklich fühlte, meine eifrige Pflege, meine ganze Sorgfalt, den Schlaf meiner Nächte Euch widmen zu können und die Verblendete sogar eine thörichte Hoffnung nähren konnte, — da riß das Euch unbewußt entschlüpfte Geständniß Eurer innigen Liebe zu der reizenden Gräfin v. Erba mit grausamer Hand den Schleier von meinen Augen. Und nun, da das höchste Gut meines Lebens unwiederbringlich für mich verloren, der höchste Wunsch meines Herzens in seiner Entstehung erstickt war; nun erst erkannte ich, daß es Liebe, eine allgewaltige Liebe sey, was meine thörichten Sinne für bloße Dankbarkeit gehalten hatten, ein Gefühl, das mein ganzes Wesen mit furchtbarer Kraft umfaßt hatte. — Die herbste Stunde meines Daseyns war gekommen; ich die Euch so glühend liebte, mußte meine heiße Neigung unerwiedert in das unter der Last seiner Empfindungen erliegende Herz verschließen. — Doch, — der Ewige sey gepriesen, — auch diese Stunde ging vorüber, und der fürchterlichste Kampf meines Lebens war ausgekämpft. Was konnte, da dieses vorüber war, noch Schreckliches mir widerfahren? — Mein ganzes Daseyn hatte eine andere Richtung erhalten, und ich war in wenigen Tagen um Jahre gereift."

„Ich entsagte mit blutendem Herzen; zugleich stand auch der Vorsatz in mir fest, die meine heilige Liebe irgend einem Menschen, am wenigsten Euch, zu verrathen."

„Und doch schreibe ich jetzt diese Zeilen für Euch nieder, in welchen ich jenen Vorsatz breche und die Schwäche meines armen Herzens Euch enthülle. Doch, Ihr seyd im Hafen des Glückes, und diese Zeilen sichern wenigstens mein Andenken bei Euch, und Ihr werdet, wenn längst meine Gebeine in der Muttererde modern, noch eine mitleidige Thräne der zwar Unglücklichen, doch nicht Gefallenen, nachweinen! —"

„Mein Entschluß war gefaßt, Euch unsichtbar als Schutzgeist zu umschweben, und all' meine Geistes- und Körperkraft nur der Beförderung Eures Wohles zu weihen. Das gütige Schicksal vergönnte mir aber noch mehr, als die Arme hoffen durfte. Ich konnte noch eine geraume Zeit das Glück Eurer Gegenwart genießen, und erhielt vom Geschicke selbst die Mittel an die Hand, meine Absicht zu erreichen und Eure Lage verschönern zu helfen, bis Euer wachsendes Glück mich von Euch trennte, und die völlige Gewißheit meines Unglücks den Schmerz der Trennung mir doppelt fühlbar machte. —"

„Nun, da ich mein Ziel erreicht, Euch glücklich wußte, war meines Bleibens in einem Lande, wo Alles mich an mein verlornes Glück erinnerte, nicht ferner. Ich zog daher mit den Meinigen von dannen, die mir nach dem Tode Hulla's deren Gebeine in ihrem Vaterlande ruhen, die Anführung übertrugen. — Meine angelegentlichste Sorge war nun, dem Wi-

ten meiner Untergebenen einen geregelteren, friedlichern Charakter zu geben; und es gelang mir, so daß ich zuletzt ein harmloses Völkchen um mich versammelt und gebildet hatte."

„Der tobende Schmerz in meiner Brust hatte sich in einen schleichenden Gram verwandelt, der langsam, aber desto sicherer, an dem Marke meines Lebens sog. Ich fühle es, daß bald die Stunde meiner Erlösung schlagen wird. — Wohl mir, daß das gütige Geschick den längst gehegten letzten Wunsch mir noch gewährt hat, Euch alle im Schooße des Glücks und der Zufriedenheit noch einmal zu sehen. Nun scheide ich getrost und hoffe, daß wir dereinst uns wieder finden in jenen lichten Räumen, wo nicht das harte Vorurtheil den Menschen grausam vom Menschen scheidet, sondern wir alle uns liebend, im Schutze der ewigen Liebe, eines schönern Daseyns immerdar erfreuen werden."

„Alva."

Hier hatte die Unglückliche geendet. Der Oberst legte in heftiger Bewegung das Blatt wieder in das Kästchen, und in aller Augen hingen Thränen. Die schluchzende Bertha zog den geliebten Gatten an die volle Brust, ihm bittend die Worte zulispelnd: „Laß uns das Andenken dieses edlen Mädchens durch ein bleibendes Denkmal feiern, guter Adolph; wir wollen der Neugebornen Alva's Namen geben, zur immerwährenden Gedächtnißfeier an die unglückliche Gründerin unsers häuslichen Glücks."

Adolph umschlang feurig das edle Weib und dankte ihr mit einem Kusse für den herrlichen Vorschlag, dessen Gewährung er ihr freudig zusicherte.

Die kleine Gräfin erhielt mit aller Beistimmung in der Taufe den Namen Alva, und ihre jedesmalige Geburtsfeier war zugleich ein Fest der Erinnerung an ihre edle, unglückliche Pathe, in deren Namen alljährlich an diesem Tage eine reichliche Spende an die Armen der ganzen Umgegend ausgetheilt wurde, mit dem Bedeuten, der unbekannten Wohlthäterin in ihrem Gebete zu gedenken.

19.

Das Schloß des Grafen von Erba, zwar nur wenige Stunden von der Landstraße liegend, war jedoch wegen seiner versteckten Lage, — indem von der einen Seite hohe Gebirge, von der andern dichte Waldungen das einsame Thal einschlossen, in welchem das Schloß mit einigen Ortschaften lag, — nur wenig von Reisenden besucht, und aus eben diesem Grunde auch von der unwillkommenen Belästigung kriegerischer Einquartierungen jener Zeiten geschützt, und nur selten führte die Sucht nach Beute oder ein in der Nähe stattgehabtes Gefecht entweder raublustige Marodeurs oder blutige Flüchtlinge in das rauhe Thal, dessen Bewohner, ein kräftiger, meist das Köhlerhandwerk treibender Schlag Menschen, die erstern durch vereinte Hilfe muthig abzutreiben, die andern hingegen menschenfreundlich und gastfrei aufzunehmen wußten.

Alle Bewohner des Thales, die zur Grafschaft Erba gehörten, verehrten ihre geliebte Herrschaft hoch, und sahen unter deren milder und weiser Leitung einer frohen Zukunft entgegen, um so mehr, da der spätere Verlauf des Krieges und sein nachheriges Ende diese Gegend endlich in völlige Freiheit setzte.

Herzog Bernhard v. Weimar, der noch einmal, am dritten Wiegenfeste der Familie v. Falkenstein, seinen wackern Obersten und dessen reizende Gattin durch einen Besuch ehrte, verfolgte ferner seine kriegerische Laufbahn mit vielem Glücke in Franken und Bayern, und endigte zu früh — im 35. Lebensjahre — sein Heldenleben auf ähnliche Art, wie sein königlicher Freund und großer Vorgänger Gustav Adolph; er soll an meuchlerischer Weise erhaltenem Gifte gestorben seyn. — Bernhard v. Weimar vereinigte seltene Tugenden und Talente in sich, und war nicht bloß ein großer Feldherr und Fürst, sondern auch ein edler, liebenswürdiger Mensch. — Seine Nachfolger, Banner und Torstensohn, die ihm auf seiner Siegesbahn rühmlich nacheiferten, verfochten, besonders der letztere, die Sache der bedrängten Protestanten mit glücklichem Erfolge. Königsmarks letzter Sieg bei Prag (15. Juli 1648) beendigte endlich den langwierigen Krieg an eben dem Orte, wo derselbe vor 30 Jahren angefangen, und führte nach siebenjährigen Unterhandlungen den sogenannten westphälischen Frieden herbei, der endlich Deutschlands Ruhe und innere Verhaltnisse wieder herstellte und sicherte, und den Protestanten volle Religionsfreiheit zugestand. —

Adolph und Bertha, abgeschieden von dem unruhigen Treiben der damaligen Zeit, beförderten nach Kräften das Wohl ihrer Unterthanen, unter denen ihr Name noch nach mehreren Menschenaltern segnend genannt wurde.

Von der edlen Zigeunerin vernahmen sie nichts weiter, sie hielten aber das Andenken derselben noch in ihren Kindern heilig; und verlebten so im Schooße der Liebe und des häuslichen Glückes selige Tage, deren Wonne ein Kreis blühender Knaben und Mädchen erhöhte, in welchen die Kraft und der ritterliche Muth des Vaters lieblich verschmolzen mit der Milde und Schönheit der Mutter sich zeigte.

Die beiden Alten lebten nun auf in Glücke ihrer Kinder und Enkel, und genossen in Ruhe die herrlichen Früchte der Kindesliebe, deren Keim eine tugendhafte Erziehung in die Herzen derselben gelegt hatte.

Zwei Fliegen mit einer Klappe.

(Fortsetzung.)

Herr Walter — ein feiner, wohlgebildeter Mann in den Dreißigern, mit einem edlen, äußerst regelmäßigen Gesichte, das für schön hätte gelten können, wenn nicht eine, reichen Geschäftsleuten eigenthümliche Miene von Ermüdung oder von fast melancholischem Phlegma es ausdruckslos gemacht, oder entstellt hätte. — Herr Walter pflegte sich still und theilnahmlos in jenen Abendgesellschaften zu verhalten, deren Seele seine reizende junge Gattin war. Seine Gedanken schienen noch im Comptoir oder in den Gewölben zu verweilen, und nur dem Leibe, der einer Erholung bedurfte, schien sie gegönnt zu seyn. Um so auffallender war es daher, daß er jetzt mit einem Male das Wort nahm und im strengen fast verweisenden Tone anhub: — „Nur der soll über Zeiten urtheilen dürfen, der in der Gegenwart sich geltend gemacht. Sie ist uns gegeben zum Wirken und zum Handeln, wer aber zu Beiden nicht Ruf hat, wer lieber vergebliche Wünsche hegt, als etwas Rechtes schafft, der sehnt sich natürlicherweise nach dem Dagewesenen und ohne sein Zuthun Vollendeten, weil es bequemer ist, als selber etwas Neues zu seyn, und das Neuvorhandene seinem Ziele entgegen zu fördern. Der Träumer merkt nicht, wie das Leben zu allen Zeiten Thätigkeit und Entsagung begehrte! Der Träumer blickt sehnsüchtig nach Vergangenheit und Zukunft und haßt die Gegenwart, weil sie ein waches Bewußtseyn begehrt. Darum sollte man nie auf Träumer hören und heute gewiß nicht, denn das Laster unserer Zeit, um die es ohne die gepriesenen Fortschritte weit besser stehen würde, heißt träumerische Genußsucht. Es ist eine Art moralischer Prunksucht, entspringt aus demselben Quell, aus Schwäche oder Mangel an Lebenskraft, die sich im Daseyn unbehaglich fühlt, führt auch zum selben Ziele, zum Blödsinn. Ueberall sucht man diesem Laster zu huldigen. Alle Künste und Kunstanstalten, Poesie, Malerei, Musik, die abstrakten Wis-

schaften sogar namentlich eine gewisse philosophische Schule haben sich diesem Laster ergeben. Alles künstelt, lügt, affektirt, sentimentalisirt und kokettirt mit äußerlichen Nichtigkeiten, statt sich an den bescheidenen wahrhaften Kern des Lebens zu halten, und während der Nährstand, tausend wackere Kaufleute und geschickte Mechaniker durch alle mögliche physischen Mittel den Wohlstand der Menschen zu befördern suchen, wird vom Lehrstand die höhere Wohlfahrt, Geist, Einsicht, Lebenslust, Behaglichkeit, ja häusliches Glück und Sittlichkeit geradezu untergraben. So sinken wir geistig in Schlafsucht und Stumpfsinn mehr und mehr je weiter wir es in mechanischen Künsten bringen. Und wie immer macht sich das Laster in der Gegenwart laut, während die Tugend bescheiden schweigt, weil sie in sich Belohnung findet. So poltert der Träumer, während der Denker stille sitzt. Ich meines Theils erachte daher eine Art Mäßigkeitsverein gegen das moderne Raisoniren über Kunst und Leben in höheren Ständen für unentbehrlicher als gegen Prunksucht, die nur ein Laster des Pöbels ist."

So sprach Herr Walter mit ungewöhnlicher Heftigkeit und verließ das Gemach. Alles schwieg, und schamroth saß Eduard da. Ein weitläuftiger Anverwandter des Herrn Walter, war er erst seit Kurzem in dessen Geschäften, aber ungewohnt einer ernsten und regelmäßigen Thätigkeit gefiel er sich, und galt er mehr in den Gesellschaften, wie auf dem Comptoir. Sein reizbares Gemüth sagte ihm in diesem Augenblick, wie ihm nach solch einer Beleidigung vor so vielen Gästen zieme, das Haus zu verlassen, um es nimmer wieder zu betreten; allein er hatte nicht den Muth, seine Existenz auf's Spiel zu stellen, nebst all' den schönen und vortheilhaften Aussichten, die ihm seine jetzige Stellung bot. In dieser Verlegenheit nahm sich die reizende Wirthin seiner an. — „Sie kennen meines Mannes Heftigkeit," sagte sie, „und wissen, daß er es nicht böse meint. Ich erwarte daher von Ihnen, daß Sie, was so eben vorfiel, vergessen und vergeben." — Eduard, da er auch in den Mienen der übrigen Anwesenden Mißbilligung jenes Benehmens las, gewann seine Geistesgegenwart mit einem Male wieder, und sprach: — „Ich weiß wohl, daß Herr Walter mich nicht absichtlich kränken wollte, dennoch aber möchte ich ihn fragen, womit ich eine solch Behandlung verdient." — „Sie werden mir die Gefälligkeit erzeigen," nahm Walter das Wort „und mir ihre Genugthuung überlassen." — Eduard, dessen Muth immer zunahm, erwiederte: „Obschon mir nichts erwünschter ist, als Ihnen gefällig zu seyn, muß ich doch bekennen, da ich im Verhältniß eines Untergebenen zu Herrn Walter stehe, daß eine freiwillige Erklärung seinerseits mir die liebste wäre." „Der Augenblick des Unmuths ist nicht geeignet ein geschehenes Unrecht auszugleichen, bedenken Sie das," erwiederte Madame Walter. — „Wenn Sie, was mir geschehen ist, ein Unrecht nennen, so bedarf ich keiner weiteren Genugthuung und dulde es schweigend," sprach Eduard und küßte die Hand der schönen Vermittlerin. Diese aber winkte einem Rechtsgelehrten näher mit Namen Doktor Arnold, einen Jugend- und Schulfreund des Herrn Walter, flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, worauf dieser ebenfalls das Gemach verließ.

Herr Walter ging verdrießlich in seinem Kabinet auf und nieder als sein Freund zu ihm trat: „Sag' mir in aller Welt, was ist Dir in den Sinn gekommen, daß Du dem armen Burschen so über den Mund fuhrst." — „Ich weiß, daß ich mich übereilt habe," sagte Herr Walter, — aber dieser Sausewind kann die Geduld eines Engels ermüden, viel mehr die eines schwachen Menschen. Ist mir es doch, als ob das Unheil mit ihm über meine Schwelle gekommen ist." — „Aber was hast Du denn gegen ihn und was fehlt Dir?" — „Ich muß Friede in dem eigenen Hause haben," fuhr jener aufgebracht fort. „Es ist kein Spaß, Geschäftsführer des Hauses Walter und Walters Erben zu seyn, dessen Bücher und Briefschaften jedermann offen liegen, damit er sich überzeuge, daß wir nur fünf Prozent beim Versatz der Waaren gewinnen. Ich habe die hundertfache Arbeit gegen andere meiner Standesgenossen bei sehr mäßigem Verdienste und schenke der menschlichen Gesellschaft, die mich erhält, all das, um was andere meines gleichen sie bevortheilen. Wer so redlich und gewissenhaft die Pflichten seines Standes erfüllt, dem ist doch wahrhaftig Ruhe und Friede im eignen Hause zu gönnen."

„Und wer stört Deinen Hausfrieden," fragte jener befremdet.

„Ich nahm jenen Windbeutel in meine Handlung," fuhr Herr Walter mit leiser Stimme fort, „theils weil er mein Anverwandter ist, theils weil ich ihn zu bessern und an ein regelmäßiges Leben zu gewöhnen hoffte. Allein ich hätte bedenken sollen, daß Anverwandte schlechte Freunde sind. Diese ganze fatale Sippschaft hat sich seitdem nun hierher gezogen und gafft und schwatzt und lungert und ist hämisch und boshaft obendrein. — Was mir aber im Traume nicht beigefallen wäre, ist, daß die Ziererei und Schwindelei eines poetischen Ladendieners für liebenswürdig gelten könnte. O der junge Abentheurer hat es schlau begonnen, sich hier einzunisten. Meine Frau hat ihn in Protection genommen, meine Schwester Emilie ist, wie es scheint, in ihn verliebt, was mich von dem stillen Mädchen sehr wundert und ich bin entthront, abgesetzt, ein Fremdling im eignen Hause." — „Bester, bester Arnold," fuhr Herr Walter plötzlich fassungslos fort: „ich bin der Mann nicht, der kräftig auftreten könnte und gebieten, dieses soll seyn und jenes unterbleiben und was schlau und fein angezettelt ist, läßt sich auch nicht mit offener Gewalt hintertreiben. Glaube nur, dieser junge Mensch kann mich unglücklicher machen, als ich es je für möglich gehalten hätte. Du bist ja auch ein Menschenkenner, Du siehst ja auch manches, was sich hinter der äußerlichen Glätte verbirgt. Prüfe Du statt meiner, da Du minder betheiligt bist und rathe, lehre mich, was zu thun ist. O es ist schon weit gekommen, weiter als ich denken mag. Meine Frau fängt an, Vergleiche anzustellen und macht keinen Hehl daraus, daß ich ein trockener, kaltherziger, eigensinniger Egoist bin, gegen diesen jungen Menschen, der —"

„Du erschreckst mich," unterbrach ihn hier der Doktor, „und ich gestehe Dir, daß es mir unlieb ist, in solche Verhältnisse eingeweiht zu werden. Alles in der Welt ist bedingt, auch die Freundschaft, und hier stehen die Schranken, die nicht überschritten werden sollen."

„Wie meinst Du das?" fragte Herr Walter.

„Es giebt Verhältnisse, die zu zart sind, als daß ein dritter Ungeweihter sich darin mischen dürfte. Glaube nur, die Mißverständnisse, die jetzt eingerissen, werden sich lösen, dann könnte es Dich gereuen, mich zum Vertrauten gemacht zu haben, Du würdest auf diesen Vertrauten scheel sehen, und nicht ferner sein Freund seyn mögen, darum ist es besser, wir vergessen beiderseits, welche Worte wir gewechselt haben."

„Du willst mich mißverstehen!" rief Herr Walter heftig. „Als ob ich von einem groben Fehl gesprochen hätte — fügte er mit leiser Stimme aber dennoch aufgebracht hinzu: Meine Frau ist noch das stille, fromme Geschöpf von ehemals, und sieht ihren Wohlthäter in mir. Ist aber nicht jedes unzarte Nahetreten, jedes zu gefällige oder vertrauliche Wort, Gespräch oder Miene, eine Beleidigung für den Ehemann? — Ich gestehe, ich bin reizbar. Ja es brennt mir wie Feuer, es stachelt mich mit glühenden Nadeln, und dennoch muß ich mich schämen, daß solch ein unbedeutender Laffe mich eifersüchtig macht."

„Kannst Du denn heut kein einzig Wort in geziemender Fassung reden," unterbrach ihn hier der Doktor. „Ein B

nehmen wie dieses ziemt keinem Manne in keinen Verhältnissen, am wenigsten in solchen wie die sind, von denen wir sprachen. — Jetzt sehe ich übrigens ein, daß du eines Rathes bedarfst, und was ich Dir rathe, wäre besser noch, als wenn Du selbst es Dir gerathen hättest. Handle, daß Du in jedem Falle Dich selber achten kannst, dies aber vermag der Leidenschaftliche nie. Alle häusliche Verhältnisse sind rein sittliche, und alle rein sittliche Angelegenheiten vermag nur der überlegene Geist zu schlichten. Wie ich Dich kenne bist Du der Klügste in Deiner ganzen Umgebung, wärst Du es nicht, oder willst Du unnützer Weise Deiner Reizbarkeit nachhängen, so kann ich, obschon ich Dein Freund bin, Dich nur bedauern. Uebrigens habe ich Dich aufgesucht, um Dir im Namen Deiner Frau zu sagen, daß Du auf irgend eine Weise, Deinem Eduard zugefügtes Unrecht ausgleichen möchtest."

(Forts. f.)

Schweinfurt, am Ende Novembers 1834.

(Durch Zufall verspätet.)

Seit einer Reihe von Jahren entbehren wir hier den Genuß eines guten Theaters, zu dem uns ohne hin die schwache Seelenzahl der Stadt nicht sehr berechtigt, während überdieß ein passendes Gebäude zu größeren Darstellungen fehlt. Hätte man bei dem so eben vollendeten Neubau der Harmonie, der einige vierzig Tausend Gulden kostet, Bedacht darauf genommen, so dürften wir wohl jeden Winter auf die Anwesenheit einer guten Schauspielergesellschaft für einige Monate rechnen. Gegenwärtig erfreut uns Herr Friese mit seiner recht braven Gesellschaft in meistens gelungenen Darstellungen. Am Sonntag den 23. „Hans Luft" in drei Abtheilungen frei nach dem Französischen. Die Titelrolle, Hr. Dille, ein junger Mann, der mit Talent Fleiß und Studium verbindet. Die Auffassung der Rolle in der 1ten Abtheilung als Hans im Kaffehaus wollte uns am wenigsten zusagen; das Benehmen war noch zu roh und blieb unter jeder Kaffehaus-Bildung zurück. Weit besser in der 2ten Abtheilung, „Hans in der feinen Welt" und namentlich ganz gelungen der Wortwechsel und die Ausforderung mit Kammerherrn von Frosch. In der 3ten Abtheilung hätten wir nach zweijährigem Aufenthalt in der feinen Welt ein leichteres und eleganteres Benehmen hauptsächlich bei dem Wiedersehen der Frau von Sturm erwartet.

Rigolard, Hr. Hoffmann, ein französischer Tanzmeister. Die Auffassung und Darstellung ist durchaus gelungen zu nennen. Das gebrochene Deutsch, der nie vernachläßigte tanzmeisterische Anstand die verzärtelte Liebe zu seinem Mündel war eben so vollendet als sein Französisch rein accentuirt und national. Der Glanzpunkt dieser Darstellung war jedenfalls die Scene, in welcher Rigolard durch die offenstehende Saalthüre sein Mündel im Tanzen beobachtet und uns sein Entzücken über die Ausbildung seines geliebten „Filleul" mittheilt. Frau Martin (Mad. Jahn) Adelaide ihre Tochter (Mad. Bittler) waren und blieben untergeordnete Rollen, die durch nichts hervorgehoben wurden.

Frau v. Sturm wurde durch Dem. Treffert ausgezeichnet gut gegeben. Wir gestehen gerne, daß wir bei ambulanten Gesellschaften nicht so viel Gutes zu sehen gewohnt sind, wie uns hier geboten wurde! Das Spiel war durchdacht, gut memorirt und mit feinem Anstand durchgeführt. Die Mimik, besonders das schonende Belächeln des linkischen „Hans in der feinen Welt" war unübertrefflich, weniger gut das Wiedersehen auf dem Ball. Warum aber wird dieser jugendlich stolze Wuchs nicht immer gut gehalten und hauptsächlich in den Scenen mit dem Geliebten oft vorgesenkt? Soll die größere Annäherung des lieblichen Gesichtchens den etwas kleinen Liebhaber mehr erwärmen, dann wird der Zweck wohl schwerlich verfehlt; ist es aber die Sitte vieler jungen Mädchen über mittlerer Größe, sich durch Vorwärtsneigen zu dieser herab zu stellen, dann tadeln wir den Mißgriff auf eigene Kosten, andere größer erscheinen zu lassen.

Kammerherr v. Frosch (Hr. Bittler) und Kuppel (Hr. Friese) wußten Interesse in ihre unbedeutendere Rollen zu legen. Hofdame v. Schnuffel wurde von Mad. Gerstel mit eben so vieler affectirten Grazie und läppischem Stolze gegeben, als der Dichter in dieser verzeichneten Hofdame, in dieser Kotzebue'schen Frau v. Brambach zu legen beliebte. Dem Talente der Darstellerin zollen wir gerne unsere Anerkennung.

Das Ensemble dieser Vorstellung würde auch auf einer stehenden Bühne „gut" genannt zu werden verdienen.

Weißröschen.

(Von Tobiä.)

Da draußen auf der Heide,
Da wohnt ein Jägersmann,
Der Fischers Adelaide
Von Herzen lieb gewann.
Der Jäger und die Fischerin
Durchzogen oft mit munterm Sinn
Auf wonderhelltem Wege
Spät Abends das Gehege.

Zum See in ihrem Garten
Gar oft das Mädchen kam,
Mußt da ein Blümlein warten,
Das sie in Pflege nahm,
Es war ein Röslein zart und roth,
Sie liebte es bis in den Tod
Und hatte ihre Freude
Am Röslein von der Heide.

Zu ihr der Jäger eilte,
Entstieg dem See die Nacht,
Wo immer er verweilte
Bis schon der Tag erwacht.
Doch heute kommt er nicht vom See,
Dem Mädchen wird es angst und weh,
Sie eilet vor die Hütte,
Und horcht auf alle Tritte.

Der Wächter ruft den Morgen,
Da flieht sie hinaus,
Das Herz erfüllt von Sorgen
Sucht sie die Heide aus.
Sie ruft den Namen hundertmal,
Das Echo doch zu ihrer Qual
Nur muß sie stets vernehmen,
Viel Klagen ihr entströmen.

Und als sie kommt in Garten
Mit Thränen in dem Blick
Und will das Blümlein warten
Fährt sie betäubt zurück,
Weiß war das zarte Röslein roth.
Geliebter! rief sie, Du bist todt,
Was soll ich länger leben!
Hat ihren Geist aufgeben.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 98: Dachtel (Ohrfeige); Achtel.

Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 100. Sonntag, 14. December 1834.

Das Gewebe dieser Welt ist aus Nothwendigkeit und Zufall gebildet, die Vernunft des Menschen stellt sich zwischen beide, und weiß sie zu beherrschen; sie behandelt das Nothwendige als den Grund ihres Daseyns, das Zufällige weiß sie zu lenken, zu leiten und zu nutzen, und nur, indem sie fest und unerschütterlich steht, verdient der Mensch ein Gott der Erde genannt zu werden.

Göthe.

Zwei Fliegen mit einer Klappe.

(Fortsetzung.)

So sprach der Doktor und kehrte zur Gesellschaft zurück. Lange dauerte es indessen, bis Herr Walter sich völlig gesammelt hatte, denn nichts ist einem empfindlichen Gemüthe verdrüßlicher, als bei unfreundlichen Verhältnissen mit sich selbst unzufrieden seyn zu müssen. Endlich aber sagte er doch lächelnd für sich: „O Jonathan, Deine ist mir süßer denn Frauenliebe, und fast in höherm Sinne als es die Bibel sagt, denn Jonathan war ein Prinz und Prinzenliebe kann unter Umständen wohl süß seyn. Ich aber habe einen Menschen gefunden, der besser und klüger ist, wie ich, und das ist das schätzbarste Kleinod, welches mein gutes Glück mir bescheeren kann. Wackrer Freund, Deine Worte waren eben so würdig als Dein Benehmen discret. Wahrlich, ich sollte meine Discretion bei Dir in die Schule schicken. Denn der Ruf meines Weibes ist meine Ehre, und mit meinen Worten und Anmuthungen habe ich mich selbst beschimpft. Wohlan! Ich will handeln, wie es meiner würdig ist, und wie ich in Deinen Augen, mein wackerer Arnold, bestehen kann. Ich weiß ja aus vielfältiger in meinem Geschäftsleben gesammelten Erfahrung, daß das Glück so treulos nicht ist, um einer weisen Maßregel nicht auch eine günstige Gelegenheit zu schenken, und welch ein Hochgefühl es ist im richtigen Moment weise gehandelt zu haben. Bis dahin mag der Eigennutz mit der Unerfahrenheit sein alltägliches Spiel treiben. Es muß zu einer Crisis kommen, und diese pflegt der kluge Arzt zu benutzen."

Im Begriff zur Gesellschaft zurückzukehren, fand er in einem Nebenzimmer Emilie in Thränen, und neben ihr Eduards Vater ihr Trost zusprechend. Unbemerkt wollte er vorüber gehen, allein der Alte trat ihm in den Weg. „Lieber Neffe," begann er kläglich, „was hast Du denn mit meinem armen Jungen, ich bin wirklich noch ganz erschrocken, und sieh nur, wie das arme Kind hier weint. Glaube nur, Du wirst nie einen treueren, anhänglicheren Menschen finden, als meinen Sohn, und dienstwillig ist er Dir, Du magst ihn mitten in der Nacht wekken, und er läuft durchs Feuer für Dich. Das ist aber auch seine Schuldigkeit, denn es giebt keinen bessern rechtschaffneren Menschen, als Du. Was thust Du nicht alles für Deine Anverwandten, glaube auch nur, daß Niemand Dir dankbarer zugethan ist, und Dich inniger liebt, als wir alle; Dich unsern Wohlthäter, Erhalter und Vater."

Es ist nicht zum Aushalten!, dachte Herr Walter bei sich. „Ich weiß nicht, was ihr wollt, und warum ihr all mein Thun und Reden so seltsam auslegt, komm nur Onkel, ich will selbst mit Deinem Sohne reden."

Beide betraten den Gesellschaftssaal und Herr Walter wandte sich an Eduard, der neben seiner Frau saß. — „Ich höre, Sie haben mir gewisse Aeußerungen übel genommen," — begann er — „die ich doch im allgemeinen aussprach. Sollte in dem Ton, mit dem ich sprach, einige Heftigkeit gelegen haben, so möchte ich sagen, ich habe dies von Ihnen angenommen, denn Sie reden stets emphathisch, und ich werde doch das Recht haben, für meine Ansichten eben so begeistert zu seyn, wie Sie von den Ihrigen. Uebrigens wissen Sie, wie ich alles belletrisiren hasse, und doch ist dies Ihr ewiges Gespräch."

„Ich glaubte Sie achteten in diesem Augenblicke nicht darauf!" wandte Eduard begütigend ein.

Madame Walter reichte ihrem Manne die Hand, er schlug ein, und sie lächelte ihm freundlich zu.

Wie ein Kind werde ich am Gängelbande geführt, dachte er bei sich. Bin ich eigensinnig, so setzt es finstere Gesichter und Thränen, thue ich aber jedermann seinen Willen, so werde ich gehätschelt und geliebkost.

Einige Zeit nach diesem Vorfall trat Friedrich, ein alter greiser Diener, zu seinem Herrn ins Comptoir, und sprach: — „Adieu mein lieber Herr! haben Sie Dank für alle Güte und Wohlthaten, die Sie mir erzeigt, ich verlasse heut Ihren Dienst, in dem ich grau und steif geworden bin." — Herr Walter äußerte sein Befremden, da gingen dem Alten die Augen über, und er sagte: „Madame hat mich fort gejagt." „Wie kam denn das?" fragte jener. „Wie es kam? ja wie? Ich leugne nicht, daß ich Schuld habe. Alte Dienstboten, bester Herr, ich bin ja zwei und vierzig Jahre in diesem Hause, und habe Sie ungeboren gekannt. Alte Dienstboten pflegen sich immer etwas herauszunehmen, denn warum? man hat Erfahrung, man liebt seine Herrschaft, wenn man auch nicht immer die besten Worte auf der Zunge führt. Ich zumal bin hochmüthig geworden, weil ich der Handlung so manches Capital gerettet. Es sind noch nicht achtzehn Monate her, da stand Martin Johann Wachsmann mit 7066 Thlr. 12 Sgr. in unserm Buche. Allein was sagte sie? — Es steht schlimm mit ihm, und ein Jahr darauf blieb er von der Börse, und da hatten wir uns schon längst herausgezogen. — Freilich bester Herr, Sie sitzen im Comptoir und denken. Ich aber muß unter die Leute gehen und sehen. Und es ist kein Spaß, wenn ein altes Haus bricht. In den plötzlich verunzelnden Gesichtern, in dem stark ergrauenden Haar, liest man den Banquerott früher wie in der Zeitung." — „Alter! um Deiner Verdienste willen hat man Dich nicht verabschiedet,

Auf diese Weise werde ich nie erfahren, woran ich bin," unterbrach Herr Walter hier den Geschwätzigen. — „Nun ja!" fuhr jener fort, „ich habe die kostbare Mundtasse zerbrochen, die der junge Eduard der Madame geschenkt. Der Bettel beträgt kaum fünf Thaler, die ich zahle. Madame mag wollen oder nicht, und sollte ich deswegen klagbar werden." — „Ist es nichts als das?" fragte Herr Walter, „nun! die Sache läßt sich schon ausgleichen." „Nein," — fuhr jener fort — „es ist noch mehr. Da Madame mich einen ungeschickten Tölpel nannte, antwortete ich ihr, daß das Tassenputzen keine Arbeit für meine steifen Hände sey, und daß Sie, mein lieber Herr, mich deshalb nicht vom Lagerdienst befreit, damit ich im Hause ungewohnte Arbeit verrichte, die Menschenpflicht erfordert, daß man auf mein hohes Alter Rücksicht nehme. Da nannte mich die Madame einen groben Taugenichts. Grob bin ich, das pflegte mir Ihr seliger Herr Vater schon zu sagen, und hatte sie mich einen groben Lümmel, Bengel, Tölpel, Flegel, oder meinetwegen Esel, Ochs, Hund genannt, so hätte ich das mit schuldigem Respekt hingenommen, denn ich habe Lebensart. Aber den Taugenichts konnte ich auf meine alte Tage nicht klein kriegen, und ich sagte zu Madame, ein Taugenichts dient nicht bei Walter und Walters Erben zwei und vierzig volle Jahre, und ich habe der Handlung schon mehr eingebracht, als Madame Taugewas zur Mitgift bekommen. Da weinte sie und hieß mich auf der Stelle das Haus verlassen. Und ich sagte ja! Auf der Stelle. Nur meinem guten Herrn will ich Adieu sagen." — „Das sind ja böse Geschichten," sprach Herr Walter ernsthaft. Es war zum ersten Male, daß ihn die Grobheit seines Dieners erzürnte. Jener aber versetzte, indem er trotzig ein Schnippchen schlug: „Das weiß ich wohl, und ich bereue es nicht, und so wird man denn wie ein Hund behandelt, und es ist keiner im Hause, der mich nicht gefoppt hätte, weil es der Madame und dem jungen Herrn Eduard Spaß machte. Aber Sie sind auch Schuld daran, Sie wissen was vorgeht, warum machen Sie nicht mit einem Male der Sache ein Ende." — „Was weiß ich und was geht denn vor," fragte Herr Walter, und eine dunkle Zornröthe stieg in seinem Antlitz auf. — „Ich weiß, was Sie neulich dem Herrn Doktor Arnold sagten, ich konnte nicht dafür, daß ich alles zu hören bekam. Ich ging ja durch ihr Cabinet, um ihr Schlafzimmer zu ordnen, und da wäre es respektwidrig gewesen, zurückzukehren, und ihr Gespräch zu unterbrechen. Seitdem konnte ich Madame und den jungen Mosje Eduard nicht mehr vor Augen leiden, und wenn ich wußte, daß sie allein waren, machte ich mir stets etwas um sie zu schaffen. Natürlich hatten sie auch ihre Pique auf mich, und das war auch heut das Malheur, denn Mosje Eduard ist seit diesem Morgen schon bei Madame und ich dachte, halt! da mußt du aufpassen, und richtig, wovon war die Rede? — grade von Ihnen."

„Unverschämter!" unterbrach ihn Herr Walter zornig. „Mein Vetter Eduard ist in meinen Aufträgen bei meiner Frau. Wie unterstehst Du Dich das zu deuten?! — Jetzt sage ich Dir: Packe Dich! — Du bist alt; Ich werde für Dich sorgen. Hier sind zehn Louis'dor, so viel bekömmst Du vierteljahrlich. — Doch Du selber sollst meine Schwelle nicht wieder zu betreten wagen, Du magst Deine Pension Dir holen lassen, denn ich will nichts mehr von Dir wissen. Ich kenne Dich nicht mehr, will Dich nie mehr vor Augen sehen."

„Herr!" — fragte jener erschrocken — „so, im Zorn wollen Sie mich entlassen?"

„Narr! Ich zürne weder Leuten Deines Alters noch Deines Standes."

„Lassen Sie mich doch nur ausreden! Ich sage ja Madame ist die beste Frau von der Welt, und der junge Mosje ein scharmanter Mensch — die Wahrheit hört man ja nicht gern. Mögen Sie doch machen mit einander, was Sie wollen, was scheert es mich, wenn Sie nicht Kopfweh spüren."

„Geh!" rief Herr Walter, „wenn ich Dich nicht entfernen lassen soll!" —

Der Alte stand wie versteinert. „Also hinausgeworfen wird der alte sechzigjährige Friedrich," fragte er mit großen wehmüthigen Blicken, — „Ja meine Schuld ist's nicht, und Ihre auch nicht. Wo erst Unordnung einreißt, da giebt es ein Unglück, und muß ich auf meine alte Tage mir noch den Mund daran verbrennen! — Nun Adjeu, geben Sie mir Ihre Hand, ich will sie küssen und gehen. Ich tauge hier ja doch nicht ferner."

„Mißbrauche nicht länger meine Nachsicht," drohte Herr Walter.

„Ich soll Ihre Hand nicht mal zum Abschied haben," stöhnte Friedrich, „nicht einmal Ihre Hand und doch lohnen Sie mich ab. — Nun denn!" rief er plötzlich laut weinend — „so brauche ich auch Ihr Geld nicht — jetzt sage ich Ihnen, Sie sollen mich nie wiedersehen. Ich weiß, es wird Ihnen närrisch vorkommen, sind Sie doch an dies alte curiose Gesicht von Jugend auf gewöhnt. Ich weiß, in jedem Augenblick werde ich Ihnen fehlen, wie damals, als ich das Nervenfieber hatte, und Sie täglich drei, viermal vor mein Bette traten. Dießmal wird aber kein alter Wein und keine Leckerbissen den alten Friedrich zurück bringen. Suchen werden Sie mich und mich um Gotteswillen bitten, wieder hierher zu kommen, aber wer nicht darauf hört das ist der alte Friedrich, und einen Packerdienst suche ich mir und will meine dürren Sehnen anspannen, bis sie reißen, dann will ich betteln gehn und in Elend verkommen. Das wird Sie wurmen, das wird Sie zwiebeln! das wird Sie kneifen und peinigen, wer aber nicht darauf achtet, ist der alte Friedrich das sage ich Ihnen und nun Gott befohlen!"

Noch lange maß Herr Walter mit großen Schritten sein Comptoir, „Armer Mensch!" — sagte er — „das Herz blutet mir um Deinetwillen, so sehr Du mich auch geärgert hast Ja wohl hast Du Recht, wo erst Unordnung einreißt, da giebt es Unglück, und das Glück, was ein blinder Zufall gewährt, ist treulos wie Spieler-Glück. Den Zufall können nur Comödien- und Romanschreiber brauchen, der ernste Mann geht sicherer. Wär' dies eine Comödie, und ich hätte Dich zurückgerufen, Dir die Hand gereicht, und Du sie geküßt, es wäre eine treffliche Rührscene gewesen." — Wirklich traten ihm die Thränen in die Augen, als er so dachte, und unwillig fuhr er fort. „Was! muß auch ich an Romane und Comödien denken, die mein Unglück sind? — Ich habe recht gehandelt."

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest des Ballspiels bei den rothen Männern. *)

Am zweiten Tage nach unserer Abreise von Kolumbus kamen wir in das Haus eines jener Agenten der Vereinigten Staaten, welche mitten unter den Indianern wohnen, und zwischen diesen und der Regierung als Unterhändler dienen. Wir hätten nicht gelegener kommen können, denn es war eben am Vorabende eines ihrer großen Ballspiele, ein um so merkwürdigeres Schauspiel, als es das einzige ist, bei welchem sich der Geist der Indianer in seiner ganzen uranfänglichen Kraft und Einfachheit entwickelt. Das Fest sollte am folgenden Morgen statthaben, allein unser Wirth rieth mir auch den

*) Aus Kapitän Basil Hals Reise in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Canada.

Vorbereitungsceremonien beizuwohnen, und erbot sich, mich zu einer ihrer Rathsversammlungen zu begleiten.

Die Bewohner des einen indianischen Dorfes spielen immer gegen die eines andern, und da nun diese Art Spiele nicht etwa nur eine Unterhaltung, sondern vielmehr eine ernsthafte Lebensbeschäftigung sind, so erfordern sie auch mancherlei vorbereitende Ceremonien.

Wir fanden die Indianer in einem ungefähr 50 Schritte ins Gevierte haltenden Hofe versammelt, der von vier Schirmdächern umschlossen war, unter denen mehrere Häuptlinge und mehr als hundert Indianer saßen. Unter jedem dieser Schirmdächer befand sich eine ungefähr anderthalb Fuß hohe, nach dem Innern des Hofes zu etwas schräg ablaufende Plattform, die mit zusammengenähten Schilfmatten bedeckt war. Auf dieser befanden sich die vornehmsten Indianer in aller ihrer Würde, theils mit untergeschlagenen Beinen sitzend, theils der Länge nach ausgestreckt.

In der Mitte des Hofes brannte ein ungeheures Feuer, das mit harzigem Fichtenholze unterhalten wurde, und das, in Verein mit dem Vollmonde, die ganze Scene so kräftig beleuchtete, daß mir auch nicht ein einziger Zug entging. Um dieses Feuer saßen e wa ein Dutzend fast ganz nackte Greise, aus langen Pfeifen rauchend, die sie unter sich herumgehen ließen. Sie lachten und schwatzten ziemlich laut, wobei sie sich von Zeit zu Zeit nach einem hinter ihnen stehenden Kreis von jungen Indianern umsahen. Auf dem erleuchteten Platze, vor dem einen der Schirmdächer, saßen zwei Musiker, von denen der eine mit seinen Fingern eine Trommel schlug, die aus einem mit einem getrockneten Dammhirschfell überspannten Stück eines hohlen Baumstammes verfertigt war, während der andere einen großen hohlen mit Sand gefüllten Kürbiß nach dem Takte dazu schüttelte. Zwanzig Squaws, oder indianische Frauen, standen im Halbzirkel, dem Schirmdach gegenüber, wo die Musiker saßen, und kehrten der übrigen Versammlung den Rücken zu. Da diese Damen sich niemals hinwendeten nach der Seite, wo ich mich befand, so bin ich außer Stande ihre Porträts zu entwerfen. Ihr Tanz bestand in nichts weiter, als in einer einfachen Verdrehung ihres Körpers, die von einer sehr schwachen Bewegung der Füße begleitet war, allein sie hielten sich ganz genau im Tackte, und so gewährte dieß Schauspiel einen höchst originellen Anblick.

Ich saß neben einem der vornehmsten Häuptlinge und fing bereits an mich sehr zu langweilen, was dieser ohne Zweifel bemerkte, denn er rief plötzlich einige Worte im befehlenden Ton, worauf sogleich ungefähr 20 junge Indianer nach einer Seite des Hofes hinliefen und kurze Stücke Holz oder sogenannte Pritschen zur Hand nahmen. Nachdem sie eine Zeit lang Paar und Paar umher gegangen waren, nahmen sie plötzlich einen Anlauf, stießen ein furchbares Geheul aus, machten Sprünge, schwangen ihre Peitschen als ob sie rasend geworden wären und bildeten einen Kreis um das Feuer. Man kann sich keinen wilderen Anblick denken, und nie werde ich das entsetzliche Geschrei vergessen, das mich fast betäubte.

Nach diesem Austritt nahm man Fackeln zur Hand, und nun wurde ich von einem andern Häuptlinge eingeladen, sie in ein benachbartes Gebäude, eine ungeheure Hütte von kegelförmiger Gestalt, zu begleiten. Sie hatte keine Wände, sondern das aus Stroh verfertigte Dach reichte bis auf die Erde herab, und innerhalb lief rings herum ein zirkelförmiger Sitz. In der Mitte brannte auf dem mit Sand beschütteten Boden ein großes Feuer, um das sich mehrere junge Männer von athletischer Gestalt, die von den Greisen zu dem Spiel des folgenden Tages ausgewählt worden waren, versammelt hatten.

Diese jungen Indianer hatten sich bald entkleidet, mit Ausnahme eines Gurts, den sie um den Leib trugen; es ließ sich leicht bemerken, daß etwas Außerordentliches vorgehen werde, nur konnte ich nicht errathen was. Das erste, was sie thaten, war, sich gegenseitig die Arme und Schenkel mit Schnüren fest zu unterbinden, um die Circulation des Bluts zu hemmen. Sobald dieß geschehen war, begossen sie sich vom Kopf bis zu den Füßen mit Wasser, und überließen sich dann geduldig einigen Greisen, die sie mit Instrumenten, deren Benennung ich vergessen habe, gewissermaßen schröpften. Einige dieser Instrumente bestanden aus gewöhnlichen in einem Stück Holz befestigten Nadeln, jene aber, deren man sich am häufigsten bediente, waren aus den Zähnen eines Fisches verfertigt, den sie Gar nannten. Ich kaufte ein solches Instrument, das aus zwei Reihen, eine von 15, die andere von 14, spitzigen Zähnen bestand, welche fest an einen seiner Körner beraubten Maiskolben angebunden waren.

Jeder der jungen Indianer, der die Operation auszustehen hatte, stellte sich mit vorgebogenem Körper an einen Pfeiler, den er mit den Händen umfaßte. Die Operateurs drückten dann die beschriebenen Instrumente mit aller Kraft gegen die Arme und Beine der muthigen jungen Leute, und zwar auf einen Raum von ungefähr neun Zoll Länge, so daß jeder Zahn einen Einschnitt in die Haut machte.

Fünf solcher Operationen wurden an jedem Bein unterhalb des Knieës, fünf an jedem Schenkel und fünf an jedem Arm, mithin in Allem dreißig vorgenommen. Da jedes der Instrumente mit ungefähr 30 Zähnen versehen waren, so hatte jeder Indianer mehrere Hundert blutiger Streifen an seinem Körper. So lange die Glieder unterbunden waren, strömte das Blut reichlich, und dieß schien der Hauptzweck der Operation zu seyn, denn sie hielten die Arme an das Feuer, damit es stärker fließen sollte. Es war ein furchtbarer Anblick. Diese Aderlässe machten, wie man mir sagte, die jungen Leute, rascher und gewandter, und setzten sie in den Stand, die Beschwerden des Spiels am folgenden Morgen um so leichter zu ertragen.

Am 3. April um 9 Uhr Morgens begaben wir uns nach dem Orte, wo das Ballspiel stattfinden sollte. Man hatte einen Theil des einen oder zwei Meilen von der Straße entfernten Waldes zum Schauplatz ausgewählt; es war ein Raum von ungefähr 200 Schritte Länge und 20 Schritte Breite, wo man die Bäume ausgehauen hatte; das Gras war stehen geblieben, auch sonst der Boden nicht geebnet worden. An jedem Ende dieser Bahn hatte man zwei grüne Zweige in den Boden gesteckt, und ich erfuhr nun, daß es sich darum handle, den Ball durch das Pförtchen zu schlagen, welches von den beiden Zweigen gebildet wurde. Die Partei, von welcher ein Mitglied dieß bewerkstelligte, zählte Eins und so fort.

Die Indianer hatten bekannt gemacht, daß das Spiel um 10 Uhr seinen Anfang nehmen werde, doch dem war nicht so. Erst gegen 1 Uhr waren die Vorbereitungen beendigt, und nun bemerkten wir zwei Abtheilungen Wilder, die sich in einiger Entfernung von einander befanden und mit ihrer Toilette beschäftigt waren, die nicht etwa in prachtvollen Gewändern, sondern in Tattowirungen von allen Farben bestand. Einige, die Matadore, wie ich glaube, steckten lange schwarze Federn auf ihre ganz orientalischen Turbans, die aus einem um den Kopf gewundenen Stück Zeug bestanden. Andere befestigten Schweife an den Körper, um sich das Ansehen von Löwen oder Tigern zu geben, je nach den abenteuerlichen Malereien, mit denen sie sich übersudelt hatten.

(Schluß folgt.)

Würzburg, 11. December 1834.

Die so schätzbare Gunst der Leser erlaubt uns, ihre Aufmerksamkeit dringend in Anspruch zu nehmen, und zwar zu Gunsten einer literarischen Erscheinung, welche neulich in der „Didaskalia“ erglänzte.

Obgleich man sich bei diesem Correspondenz-Artikel große Mühe gab, das Publikum zu täuschen, um dasselbe glauben zu machen, als sey genannter Artikel der Ausfluß eines einzigen Geistes, so kommt doch jeder unbefangene Leser ohne viel Aufwand von Scharfsinn leicht dahinter, daß bei der Ausarbeitung desselben die combinirten Geisteskräfte eines Meßboutiquen-Aufschlagers-Gehülfen, einer veralteten Gußsteingesellin, eines Lampenputzers-Adjunkten und irgend eines bösen Geistes Lumpaci Vagabundus thätig waren. Kein Wunder, daß ein Monstrum zu Tage gefördert wurde, welches sich füglich den jüngsten Witz unseres geistreichen Parodisten zum Gevatter erbitten darf.

Indem wir es für eine heilige Pflicht der Humanität halten, ein so seltenes Prachtwerk der Stylistik, Consequenz und Wahrheitsliebe recht Vielen, und insbesondere den unpartheiischen Theaterfreunden Würzburgs, zum erquicklichen Genusse vorzulegen, theilen wir von diesem Phönix in der literarischen Welt einen diplomatisch getreuen Abdruck mit.

Würzburg, 27. November.

„Die Allerheiligenmesse ist bereits vorüber und, wie man allgemein „hört, für die Verkäufer sehr gut ausgefallen. Die gute Erndte und die „vortreffliche Weinlese waren die Motive dazu. — Die Kunstreitergesell„schaft der Madame Tournlaire und des Herrn Shelia giebt Vor„stellungen in der königlichen Reitschule dahier und, wie wir hören, auf „längere Zeit. Wir wissen nicht, ob es recht und billig ist, daß der Stadt„magistrat sie an den Theatertagen, und gerade zur Theaterzeit, spielen „läßt, was mehr oder minder der Theaterkasse doch Abbruch thut. — Bei „dem letzten Ball in der Harmonie wurde in das Arbeitszimmer des In„spektors eingebrochen und die Kasse gestohlen. Bis auf einige Gulden „ausgeleert (es sollen gegen 474 Gulden darin gewesen seyn) fand man „sie im Abtritte stehen. Vorgestern wurde bei den Bewohnern des Harmo„niegebäudes strenge Haussuchung gehalten, die aber kein Resultat zur „Entdeckung lieferte. Gestern wurde in der Wohnung des Dompfarrers „ein Paquet an die Köchin des gerade abwesenden Pfarrers abgegeben, „mit der Bitte: es an die Adresse gelangen zu lassen. Es war an die „Mitglieder der Harmonie adressirt und es enthielt das gestohlene Geld „bis auf 147 Gulden, welche auch, wie dabei bemerkt, später nachgeliefert „werden sollten. — Am 1. October wurde unser Theater wieder eröffnet „und zwar mit Müllners Albaneserin. — Herr Haas, schon vor ei„nigen Jahren bei dem hiesigen Theater engagirt, wurde auf's Neue ein „Mitglied desselben. — Wir sind weit entfernt, der lobenswerthen Ge„schäftsführung des Herrn Burchl, als Direktor, zu nahe treten zu wol„len, auch eben so entfernt sind wir, zu solcher Trivialität herabzusinken, „wie dies in einem Beiblatte der hiesigen Zeitung schon öfters der Fall „war, allwo der Referent ohne Schonung die achtungswerthesten Mitglie„der der hiesigen Bühne herabzusetzen sucht und auf der andern Seite „wieder einige auf eine Weise lobhudelt, daß man wirklich nicht weiß, „ist es Ironie oder soll es Ernst seyn.*) Recensionen auf diese Art können „nur Persönlichkeiten zum Zwecke haben und unserem Publikum sey es zum „Ruhme nachgesagt, daß es solche nur mit dem größten Unwillen vernimmt. „— Von neuen Stücken wurde gegeben: Die Bekenntnisse, Lustspiel, „von Bauernfeld. Das Lustspiel erhielt ungetheilten Beifall und wurde „bald darauf wiederholt. Der Erlkönig, Drama, von einem Herrn „Duringer nach Gothes Gedicht bearbeitet. Wir standen im Parterre „und seufzten nach jedem Akt: „Herr, erlöse uns von dem Uebel!“ Es „war ein gräßliches Stück und Schauspieler und Schauspielerinnen dauer„ten uns herzlich, diese fürchterlichen Jamben verarbeiten zu müssen. Se„pultus est. — Aeltere Stücke wurden gegeben: Maria Stuart, „Liebe kann Alles, Pagenstreiche, Pfefferrösel u. s. w.“

Wer kann es uns billigerweise nicht verdenken, wenn wir uns jeder breiten Erörterung dieses vorzüglichen Produktes enthalten, doch können wir nicht umhin, die Selbsterkenntniß der Correspondenz-Artikel-Fabrikanten belobend zu erwähnen, indem ihre eigene Erklärung sagt: „sie seyen weit entfernt“, welches sich, unserer Ansicht nach, blos auf ihre Entfernung von Logik und gesundem Menschenverstande beziehen kann. Uebrigens sind wir vollkommen damit einverstanden, daß die Hebammen an diesem raren Stück Arbeit ihr grand travail gemacht, und sich dadurch die Pforten zum Tempel der Unsterblichkeit erschlossen haben.

*) Wo bleibt euer Athem, ihr Champions der Bühne? ihr habt ja den Nachsatz rein vergessen!

Verschmähte Minne.

(Von Tobiä.)

Im Walde da drüben liegt ein Schloß
Gar herrlich vor uralten Zeiten;
Es mochten viel Ritter auf stolzem Roß
Zum Wald auf die Burg hinreiten.

Da wohnte die allerschönste Maid,
Sich Viele um sie bewarben;
Gar Viele erblaßten vor Herzenleid,
Für sie im Kampfe Viel starben.

Doch keinem sagte sie zu ihre Hand,
So edel die Ritter auch waren;
Die Edelleut' zogen in's heilige Land,
Zu vergessen ihr Leid mit den Jahren.

Auch Rudolph suchte sein blitzendes Schwert,
Da ihm ihre Hand ausgeschlagen;
Fast hatte ihn schon der Gram verzehrt,
Da will er sich Ruh' noch erjagen.

Die Wangen der Maid nun wurden so blaß,
Am Herzen nagte ihr Kummer;
Sie weinte oft ihre Aeugelein naß,
Und Nächte durch floh sie der Schlummer.

Und als zum Gerippe sie aufgezehrt,
Da hat sie an Rudolph geschrieben,
Der führte nicht mehr sein blitzendes Schwert,
Er war im Kampfe geblieben.

Eh' zweimal vom Himmel das Morgenroth
Vergoldet des Schlosses Zinnen,
Da fanden die Ritter das Fräulein todt,
Entfloh'n war die Seel von hinnen.

D'rauf wehet und streichet um jene Burg,
Wenn blaß der Mond sie bescheinet,
Ein kaltes Lüftchen die Nacht hindurch
Das wehet und streichet und weinet.

Räthsel-Quadrat.

Des ersten Wort's vier Zeichen stecken
Im Ungarland als Doppelflecken,
Und sind, wenn man verkehrt sie hat,
In Biledulgerid ein Staat.
Das zweite Wörtchen aber ist
Ein Fluß, der in die Ostsee fließt.
Verkehrt wird aus dem Fluß Latein;
Man streut den Samen dann hinein.

(Von der Mnemosyne erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 101. Mittwoch, 17. December 1834.

Feige Sterbliche nur und aberwitzige Schwärmer
Schrei'n von den Dächern ihr Weh, Mitleid erbettelnd vom Volk.
Klage geziemt nicht dem Starken. Im Kampf mit dem eisernen Schicksal
Siegt nur die rüstige That: Worte sind Beute des Sturms.
Schlägt ihm ein ähnliches Herz, so geb' er sich ganz und auf ewig:
Bleibt ihm dies Kleinod versagt, werd' er sich selber die Welt.

Matthisson.

Zwei Fliegen mit einer Klappe.

(Fortsetzung.)

Indessen saßen Madame Walter und Eduard beisammen und lasen den Jean Paul, jene aber schenkte ihrem Lieblingsdichter heute nicht die gewöhnliche Aufmerksamkeit. „Ich weiß nicht wie mir ist," sagte sie — „ich fühle mich heute durchaus bei dieser Lectüre nicht beglückt und kann unmöglich in die zarte hohe Stimmung gerathen, in welcher dieser hübsche Dichter allein erfaßt wird. Sollte etwas Irdisches zwischen mich und meinen einzigen Jean Paul getreten seyn? — Ich muß es fast glauben, denn der Verdruß mit Friedrich will mir nicht aus dem Sinn, obschon diese Ursache mir zu gewöhnlich ist, um mich in meinen Lieblingsempfindungen zu stören. Ich fürchte, er ist jetzt unten bei meinem Mann, um mich zu verklagen."

„Daß auch heut grade dies sich ereignen mußte, heut, wo mein Vater gesonnen ist, mit Herrn Walter über mein zukünftiges Glück zu reden." wandte Eduard ein.

„Mein Mann ist seit einigen Tagen sehr unfreundlich und verstimmt," seufzte Madame Walter. „Wie zeigt er sich Ihnen?"

„Sehr rauh und finster."

„Ich dachte es wohl! was er nur haben mag, gegen diesen unschuldigen Zeitvertreib. Je mehr man sich bildet, um so empfänglicher macht man sich für Lebensglück — sagt — sagt — wer sagt es doch gleich!" —

„Ich fürchte" — sprach Eduard — „daß er Ihnen nicht so sehr den Zeitvertreib mißgönnt als vielmehr" — er stockte. —

„Sie haben Recht," erwiederte sie — „an jenem Abend, wo er so heftig gegen Sie war, that ich einen tiefen Blick in seine Seele. — Wie kann er mir nur mißtrauen.'

Geschäftsleute sind in der Regel mißtrauisch.

„Wenn er doch nur ahnen könnte, welche Genüsse die Poesie gewährt. Lieber theurer Freund, ich darf wohl sagen, daß die Stunden, die ich hier mit Ihnen verlebe zu den glücklichsten meines Lebens gehören. Ach warum gleicht mein Mann nicht Ihnen, warum ist es ein Mann, wie Jean Paul die Männer beschreibt: sie ruhen nicht eher, als bis sie ein zartes weibliches Herz, das so warm ihnen entgegenschlägt, zertreten haben. Aber sollte sich Walter nicht ändern? So lange ich ihn kenne, hat er kein Theater besucht, und keinen Roman gelesen. Ist es ein Wunder, daß er die Poesie haßt. — Bevor ich indeß verzichte, von ihm erkannt und verstanden zu werden, möchte ich einen Versuch wagen. Die Macht einer scenischen Vorstellung ist groß. Erinnern Sie sich nur der Kraniche des Ibicus. Und das geschah im Alterthum. Jetzt aber sind wir so weit, so weit in der Cultur fortgeschritten. Walter ist nicht ohne Geist, er wird auch Sinn für das Schöne haben. Heute ist Fridolin und der neue Schauspieler giebt den Grafen von Savern, das Stück handelt von der Eifersucht. — Sehen Sie in Ihrer Gegenwart rede ich so, denn vor einem Freunde darf man kein Hehl haben. — Mithin hoffe ich zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Meinem Manne Geschmack für schöne Künste beizubringen, zugleich aber auch ihn von seinen Grillen zu heilen und ihn dahin zu bringen, Sie in Ihrem hohen Werth anzuerkennen."

„O holde Freundin," rief Eduard aus, „hoffen Sie wirklich durch solche Mittel einen **Mann** zu bekehren."

„Rauben Sie mir eine Hoffnung nicht, bat sie, die ich so schön mir ausgemalt. Wie glücklich würde ich seyn, wenn Walter sie eben so kennen lernen sollte, eben den Freund in Ihnen erblicken möchte, den ich gefunden. Mir zu Liebe sollten Sie sich um seine Gunst bewerben, ihm freundlich entgegentreten, ihm seiner Fehler halber nicht gram seyn. Ach! warum müssen die beiden, die mir die Nächsten sind, feindliche Gesinnungen gegen einander hegen. Gestehen Sie, auch Sie sind in mancher Hinsicht doch nur **ein Mann**."

„Theuerste holdeste Freundin," rief Eduard, und preßte ihre schöne Hand an seine Lippen. Aber erschrocken prallte er zurück, denn rasch und geräuschvoll öffnete sich die Thür, und Herr Walter trat ein mit ziemlich finsteren Mienen. Auch Madame war sehr überrascht, sie faßte sich jedoch bald und sagte leise zu Eduard: „Besorgen Sie gleich eine Loge für diesen Abend. Eilen Sie aber," fügte sie laut hinzu, „damit wir mit dem Essen nicht warten."

Eduard ging, und freundlich nahete sie sich ihrem Gatten. „Ich sehe, Du bist böse," begann sie mit sanfter Stimme, und ich kann mir erklären weshalb. Je nun! Friedrich hat sich gewiß recht gröblich gegen mich vergangen, beweg ihn aber nur, mir ein paar freundliche Worte zu sagen, so ist Alles wieder gut."

„Wohin geht Eduard?" fragte Herr Walter trocken.

„Mir eine Loge zur heutigen Vorstellung zu holen."

„Und wer begleitet Dich? willst Du mit ihm allein in der Loge sitzen? —“

„Wohin denkst Du? Nein. Ich habe mir einen trefflichen Begleiter ausgewählt, ich fürchte nur, er schlägt mir meine Bitte ab. — Blick nicht so finster, ich meine ja Dich selbst lieber Mann! Du mußt doch auch den neuen berühmten Schauspieler einmal sehen.“

„Du kennst meinen Widerwillen gegen das Theater.“

„Eben darum wünsche ich so sehr, daß Du nur einen Abend Dir den Zwang anthust. So lange ich Dich kenne hast Du weder einen Roman gelesen, noch ein Schauspiel besucht. Welch ein Recht hast Du also, mir meiner Lieblingsneigung halber zu zürnen.“

Man muß doch große Geduld mit Weibern haben,“ begann Herr Walter, nach einer Pause, in welcher er sichtbar mit sich selber kämpfte, ob er die harten Worte, die der Augenblick ihm einflößte, aussprechen sollte, oder nicht. „Weißt Du denn nicht, mein Kind, daß ich auf meinen langjährigen Reisen alle Deutschen, die Pariser und Londoner Bühnen, die Theater zu Stockholm, Petersburg und Moskau kennen gelernt, und die hiesige Bühne sollte mich anderen Sinnes machen? Also das ist Dein Kunsturtheil, so kennst Du Menschen, so durchschaust Du Deinen eigenen Mann? — Ich hasse w der Kunst noch Poesie. Vielleicht liebe ich beide nur zu leidenschaftlich, und fehlte mir nicht mit dem Berufe auch der Muth, ein Dichter zu seyn, ich glaube, ich hätte keinen heißern Wunsch als diesen. Aber wahrlich, Muth gehört zu dem Entschlusse, sein ganzes Leben hindurch nicht nur nicht verstanden, sondern sogar mißverstanden zu werden. Denn wenn man wider das Erstere einen Trost in sich findet, so wüßte ich do h nicht, was für den Verdruß, überall verkannt und mißdeutet zu werden, entschädigen könnte. Ja! das ist das Loos der Dichter, und darum schelte ich weder auf sie, weil sie Dich irre geführt haben, noch auf Dich, weil Du durch sie Dich verirrt und verloren hast. — Es soll einmal so seyn, und es wiederholt sich täglich und tausendfach.“

Eine Centnerlast war Herrn Walter bei diesen Worten vom Herzen gesunken. Eine wohlthätige Wärme schien den langen angehäuften Groll seines Innern zu schmelzen; seine Zunge war gelöst, und ein Zorn hatte ein Bette gefunden, wohin er seine ganze Fluth von Worten ergießen konnte.

„Ich weiß es an mir selbst,“ fuhr er fort, „wie unersprießlich die allzueifrige Beschäftigung mit Dichtern ist. Sie stehen erhaben über geselliges Leben und bürgerliche Verhältnisse und unsere Moral muß engere Schranken haben, als die ihrige haben darf. Allein was Dich betrifft! — Ich kenne wohl die Dichter, die Du liebst, und weiß, was sie von weiblicher Würde und Werth, Herzensgüte, Sanftheit, Duldung, von der Schönheit einer Thrane in Weiberaugen u. s. w. sagen. Aber sie sagten es nicht, damit Weiber Alles dieses an sich selbst zu verwirklichen brauchten. Die größte Satyre auf Jean Paul, Schefer und seine ubrigen Nachahmer, die gleich ihm ins Blaue hinein schwarmen, phantasiren und träumen, obwohl stets geistreich wäre, wenn ein Weib auf den Gedanken gerithe, solche Thränen an sich selbst zu verwirklichen. Ueberlaß dergleichen alten, häßlichen, geschminkten Koketten, die von da bis zum Betschwesterthum nur noch einen Schritt haben. Ich weiß, das Lesen dieser Bücher ist Deine eigene Wahl nicht ganz, und wer Sie Dir beachte, will Dir nur schmeicheln, indem er die Gebilde des Dichters unvermerkt mit Dir verwechselt, und alle die gewaltig schönen und feinen Sachen, womit Dichter ihre eigene Geschöpfe, in die sie sich verliebt haben, auszustatten bemüht sind, als süße Complimente Dir in die Hände spielt. In wie fern auch Eigennutz hier mit Unerfahrenheit ein Spiel treibt, will ich Dir nicht weiter erklaren, Argwohn und Mißtrauen entstellen Weiber Deiner Art. Du sollst nicht wissen, nicht einmal ahnen, was ich denke, vielleicht bist Du auch zu gut und unschuldig, um mir Glauben zu schenken, wenn ich reden wollte.“

„Ich verstehe Dich wohl,“ sagte Madame Walter mit rascher Weiberzunge, „Du bist eifersüchtig, gestehe es nur.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Fest des Ballspiels bei den rothen Männern.

(Schluß.)

Endlich ertönte ein weit durchdringender Schrei, als ich noch je einen gehört hatte, aus dem uns gegenüberliegenden Gehölze, auf den die andere Abtheilung mit Geheul, Geschrei, die Pritschen schwingend, Purzelbäume schlagend, kurz ganz als Besessene sich gebärdend gegen den Kampfplatz vorrückte.

Fünfzig Einwohner eines Dorfes sollten gegen fünfzig eines andern Dorfes spielen; die Spielenden waren unter den stärksten und gewandtesten jungen Leuten gewählt worden, und man konnte auch in der That nicht leicht schöner gebaute und kräftigere Gestalten sehen.

Die erste Abtheilung fing, nachdem sie, wie bereits beschrieben, gegen den Wald vorgerückt war, an um die in dem ihr angewiesenen Ende der Bahn in dem Boden steckenden Zweige zu tanzen. Nach den mannichfaltigsten Bewegungen setzten und kauerten sich die Indianer auf das Gras, um ihre Gegner zu erwarten. Nachdem die andere Abtheilung dieselben Ceremonien vollbracht hatte, kauerte auch sie sich, ihren Gegnern gegenüber, wobei beide Parteien sich von Zeit zu Zeit herausforderten.

Auf ein Signal eines der Häuptlinge standen beide Parteien rasch auf und schwenkten ihre Pritschen über ihren Häuptern. Jeder der Spieler hatte ein solches Instrument in der Hand, das aus einem leichten, aber harten Holze verfertigt, ungefahr zwei Fuß lang und einen Zoll dick war. Am äußersten Ende der Handhebe war diese Pritsche gespalten und bildete eine Art Oval, das oberhalb mit zwei Riemen gebunden war, so daß das Ende gleich einer Gabel von einander stand. Mittelst dieser Pritsche wird der Ball in eine weite Entfernung zurückgeschlagen, wenn einer der Spieler geschickt genug ist, ihn zu treffen, was jedoch, wie man gleich sehen wird, nur selten geschieht. Der Ball wird gewöhnlich zwischen den beiden Zinken der eben beschriebenen Gabel gefangen, und derjenige, der glücklich genug ist, ihn auf diese Weise zu erhaschen, trägt ihn zu seiner Partei hinüber, wobei er ihn so hoch als möglich über seinem Kopfe empor hält. Der Ball selbst ist aus ungegerbter Haut verfertigt und mit Haaren von Rothwild ausgestopft.

Beide Abtheilungen rückten, nachdem sie einige Minuten gerastet hatten, gegen einander bis auf eine Entfernung von einigen Fuß vor, und nun legte jeder Einzelne auf ein Kommandowort seine Pritsche zu seinen Füßen. Eine Gesandtschaft, die aus den ausgezeichnetsten Häuptlingen gewählt wird, betrat den Kampfplatz, und nun zählte man jede Abtheilung, um sich zu überzeugen, ob die Zahl auf beiden Seiten gleich sey. Hierauf hielt ein Greis eine Rede, in welcher er die Kämpfenden aufforderte, ihre Schuldigkeit zu thun und die Ehre des Landes aufrecht zu halten. Sobald er geendet hatte, zerstreuten sich die Gegner auf dem Kampfplatze, wobei jeder sich bemühte den Ball in seinem Fluge aufzufangen und ihm eine andere Richtung zu geben. Ich bemerkte, daß die durch die grünen Zweige gebildete Pforte durch zwei der ge-

chicktesten Spieler gehütet wurde, die darauf zu sehen hatten, aß der Ball nicht durch die Oeffnung flog, wohin ihn die Gegner zu treiben bemüht waren.

Sobald die Anordnungen getroffen waren, trat einer der Häuptlinge in den Mittelpunkt des Platzes und warf den Ball hoch in die Höhe. So wie er r abfiel, stürzten zwanzig bis dreißig Spieler herzu, um ihn zu treffen. Die große Menge von Schlägen, welche nach den verschiedensten Richtungen geführt wurden, brachte den Ball natürlicher Weise auf den Boden, und nun entspann sich ein von dem heftigsten Geschrei begleiteter Kampf. Endlich gelang es einem der gewandtesten Spieler, den Ball mit den Zinken seiner Pritsche aufzufassen und ihn im schnellsten Laufe davon zu tragen, wobei er von allen übrigen verfolgt wurde. Der glücklichste Kämpfer hatte genug zu thun sich seiner Gegner zu erwehren, die sich wie die Geier auf die Beute stürzten, um ihm ein Bein unterzuschlagen, und so zu verhindern, den Ball zwischen den beiden Zweigen durchzuwerfen. Als ihm dieß troß aller Anstrengungen dennoch gelang, so machte die Partei, der er angehörte, ihr Recht, E i n s zählen zu dürfen, mit einem furchtbaren Geschrei geltend. Ein interessanter Anblick war es, zu sehen, wie der glückliche Besitzer des Balles seine Gegner von sich abzuhalten wußte.

Zuweilen wurde der von dem Häuptlinge emporgeworfene Ball von einem Schlage getroffen, der ihn weit in das Gehölz hineinwarf. Wir hatten ihn aus dem Gesicht verloren, allein das scharfe Gesicht der Indianer entdeckte ihn bald, und in einem Augenblicke war er auf den Kampfplatz zurückgeschlagen.

Ihre Art, bei diesem Spiel die Gewinnste zu zählen, war ganz der Einfachheit der Urzeit entnommen. Zwei Greise saßen da, von denen jeder zwei kleine Stäbe in der Hand hielt; so wie eine der beiden Parteien ein Auge gewonnen hatte, wurde ein Stab in den Sand gesteckt und so fort. Die Partie wurde auf zwanzig gespielt, allein ihre Rechenkunst reichte, wie es schien, nicht weit, denn sobald sie bei eilf angekommen waren, zogen sie die Stäbe heraus und fingen wieder von Eins an.

Der unglückliche Ball fiel zuweilen mitten unter die aus den Weibern und Kindern der verschiedenen Dörfer bestehenden Zuschauer, und dann stürzten die Spielenden ohne alle Rücksicht herzu und warfen Alles, was ihnen im Wege stand, über den Haufen.

Der Agent, der mich begleitete, hatte mich das Mittel gelehrt einem solchen Sturm zu widerstehen, was mir sehr gut zu Statten kam, denn der Ball fiel wirklich einmal nur einige Fuß von mir entfernt nieder. Kaum war dieß geschehen, so stürzten auch schon mehr als zwanzig dieser Wilden auf mich los, denen ich nur dadurch entging, daß ich mich mit Händen und Füßen an einen Baum anklammerte. Ein armer Knabe neben mir, der sich nicht auf gleiche Weise schützen konnte, wurde auf die empörendste Weise unter die Füße getreten, ohne daß man von seinem Geschrei Notiz genommen hätte. Ich kam glücklich davon, nur war ich am ganzen Leibe mit Harz bedeckt, denn ich hatte mich an eine Fichte geklammert.

Wir blieben nicht bis zum Ende des Spiels. Ich erfuhr auf dem Heimwege, daß solche Spiele oft einen tragischen Ausgang nehmen, und daß die Kämpfenden zum Schlusse nicht selten die Kraft ihrer Pritschen an ihren Schädeln erproben.

W ü r z b u r g e r T h e a t e r.

Mihi X, Y, Z nec injuria nec beneficio cogniti.

So oft ich eine Recension — sie mochte in diesem oder in einem anderen Blatte erschienen seyn, — las, nahm ich jederzeit Anstoß an dem W i r, dessen sich die Verfasser bedienten; obgleich bereits ältere Schriftsteller bemerkt haben, daß dies keineswegs für vornehm oder anmaßlich zu halten, sondern vielmehr mittheilend sey, und den Leser mit in die Ansicht hineinziehe. Nun wünschte ich zwar auch bei diesem meinem ersten kritischen Ausfluge recht viele Stimmen für mich zu haben, muß aber beinahe an der Erfüllung meines Wunsches verzweifeln, wenn ich mich an meinen letzten Heimgang aus dem Theaterhause erinnere, — wo ich bemerken hörte, — daß Dem. N. einen recht niedlichen Fuß, und eine vortreffliche Taille habe, — daß Mad. X. sich in dem männlichen Anzuge sehr nett ausnehme, — und der kleine Schnurrbart allerliebst stehe, anderseits wieder. — Hr. M. habe heute ausgesehen wie ein Kapuziner, — und sey schlecht wattirt gewesen. Diese wichtigen Umstände, die zur richtigen Würdigung einer Darstellung außerordentlich viel beitragen, sind meiner Beobachtung leider alle entgangen, — und wenn ich dessen ungeachtet mich unterfange, eine Beurtheilung zu schreiben, so thue ich dies keineswegs, als wollte ich das Organ des Publikums vorstellen, und im Namen desselben Gericht halten über die Männer, Frauen und Jungfrauen, welche an dem Thespiskarren ziehen; — sondern ich spreche blos meine individuelle Meinung aus, — was in Sachen, die die Kunst betreffen, Niemanden verpönt ist. Was das gewählte Motto betrifft, so will ich durch dasselbe andeuten, daß ich in keinem näheren Verhältnisse stehe mit Allen, die da singen, spielen, tanzen, blasen und geigen; — wie auch, daß ich benannte Künste nicht mehr ausübe, sondern seit zehn oder zwölf Jahren, seitdem ich in Würzburg lebe, mit meiner Flöte, Clarinette rc. Niemandens Ohr mehr belästige, — eine Resignation, die vielleicht manchem Herrn von der Kunstzunft auch zu wünschen wäre, der für das Leidwesen, welches das Publikum bei seinen Produktionen empfindet, nicht mehr Sinn hat, als ein routinirter Chirurg mit dem Schmerzensseufzer seines Patienten, oder ein rüstiger Schulmeister mit dem Geschrei des Knaben, der sich unter seinem Stocke krümmt. — Wenn ich aber ein Instrument gründlich erlernt haben möchte, so wäre es die Trompete, damit ich den resp. Mitgliedern unseres Orchesters die in der Oper Romeo e Guilietta an einer gewissen Stelle so kläglich, und so spaßhaft zugleich einfielen, — aushelfen könnte. — So wie es nun meine Gewohnheit nicht ist, Beifall oder Mißbehagen durch laute Aeußerungen kund zu geben, — so mußte mich um so mehr die Unverschämtheit einiger Personen frappiren, welche die Lachlust des Publikums, so durch die fragliche Stelle angeregt worden, — mit gebieterischem Zischen zurechtweisen wollten, — als wenn Jedermanns Trommelfell von Natur aus, oder durch andere Mittel so verhärtet wäre, wie ihr eigenes! — Oder hatte das Publikum nicht Nachsicht genug mit dem Singsang des Hrn. Franke, dem wahrscheinlich die hiesige Stimmung zu hoch ist, weßhalb er sich denn aus allen Kräften von Anfang bis zu Ende bemühte, dies recht eclatant darzuthun, und durch sein Herunterziehen namentlich Schuld war, daß das liebliche Quintett im Finale des 1. Actes ganz mißglückte; — nur die zwei Bassisten behaupteten männlich ihren Stand. — In dieser Oper erkannte man an Mad. Grapow, welche sich dieselbe zu ihrem Debut ausersehen hatte, ein decentes, lebhaftes Spiel; — ihre Stimme, obgleich in der Tiefe etwas schwach, ist besonders in den Mitteltönen klangvoll und angenehm. — Ich wünschte dasselbe auch ihrem Gatten nachrühmen zu können, der im Barbier v. Sevilla zum erstenmal hier auftrat; allein ich muß leider dem Urtheile der „Didaskalia" etwas beipflichten. In einem kleinen Lokale und mit schwacher Begleitung mag sich seine Stimme besser ausnehmen, — für theatralischen Vortrag scheint sie nicht sehr geeignet. — Hohes Vergnügen gewährte dem Auditorium

Dem. Stern, die ihre Parthie und insbesondere die Cavatine und die eingelegten Variationen von Winter (o cara memoria!) mit wahrer Virtuosität ausführte. — Figaro (Hr. Miedke) war rücksichtlich des Gesanges befriedigend; weniger billigenswerth sein Spiel. Hr. Rader und noch vor ihm Hr. Marder hatten diese Rolle weit glücklicher aufgefaßt. Dies Stampfen mit dem Fuße, dieser polternde Ton, paßt mehr für Wirthshaus-, Matrosen- und Soldatencharaktere, als für das schlaue und galante Factotum einer coquettirenden Welt; und wäre vielleicht im Staberl als Improvisator am rechten Platze gewesen, in welchem Tags zuvor Hr. Der die Titelrolle unverbesserlich dargestellt hatte.

Tiefes Staunen befiel mich oft bei diesem Produkte, — wessen der menschliche Geist fähig ist, und wem an der Ausbildung seines Geschmakkes, und der Veredlung seiner Sitten liegt, dem rathen wir, die Vorstellung ja nicht zu versäumen; es ist, um mich Staberls Worte zu bedienen, — ein niederträchtig-schönes Stück!

Eine Jahrmarkts-Scene.

(Von Tobiä.)

I.

Der Mann mit dem Guckkasten.

Meine Herrn und meine Damen
Nähern Sie sich doch!
Alle die her zu mir kamen,
Waren glücklich noch.

Welche Maid den Liebsten sehen
Will, der ihr beschert,
Muß zu meinem Kasten gehen,
Wo sie das erfährt.

Junge Schneider, alte Grafen,
Viel Gesindel noch
Finden sich, wie sie sich trafen,
Hinter diesem Loch.

Nur herbei ihr lieben Leute,
Spart den Kreuzer nicht;
Morgen führt man oder heute
Doch Euch hinter's Licht!

II.

Der Orgel-Bube.

Vernehmt die große blut'ge That,
Die sich im Jahr begeben hat,
Als man gerad' geschrieben
Hat achtzehn hundert siebzn.

Vermählet war der junge Graf,
Es lag das ganze Schloß im Schlaf,
Da kam die Räuberbande,
Und gleich stand's Schloß im Brande.

Der Graf erwacht, nimmt die Pistol,
Und tappt herum im Camisol,
Die Gräfin kommt gelaufen
Verfolgt vom Räuberhaufen.

Der Graf drückt die Pistole los,
Die Räuberbande war zu groß,
Er ward sogleich gebunden,
Zerstochen und zerschunden.

Und einen Dolch die Gräfin nimmt,
Ermannet sich und stürzt ergrimmt
Sich mitten in den Haufen,
Daß viele gleich entlaufen.

Doch blieb der Räuberhauptmann da,
Und als er sich alleine sah,
Stürzt er die Gräfin nieder,
Und kniet auf ihre Glieder.

Und als er sie verwundet hat,
Ward er gefangen auf der That;
Im Kerker saß er lange,
Und endete am Strange.

Die Gräfin in ein Kloster ging,
Und achtete die Welt gering,
Und sang den ganzen Psalter,
Und kam zu hohem Alter.

III.

Der Savoiarde.

Macht Platz ihr kleinen Buben da,
Was wollt ihr immer stehen?
Wer's Murmelthier nicht tanzen sah,
Der kann es heute sehen.

Es tanzen viele Thiere jetzt,
Auf Straßen und auf Bällen,
Es tanzen sicher noch zuletzt
Die Kühe in den Ställen.

Laßt mich nicht leer vorübergeh'n,
Werft etwas in die Mütze,
Es tanzt mein Murmelthier so schön,
Und seht nur, wie ich schwitze!

IV.

Theatrum mundi.

Schreier vor der Bude.

Herein ihr Leutchen jetzt spaziert,
Spart nicht den Groschen heute,
Ein großes Stück wird aufgeführt,
Es ist für alle Leute.

Der Satan und die Engel sind
Im Kampf damit begriffen,
Napoleon und Wittekind
Die werden ausgepfiffen.

An Donner und an Blitzen ist
Kein Mangel zu verspüren,
Und der leibhaft'ge Antichrist
Spaziert auf allen Vieren.

Herein ihr Leutchen, nur herein!
Und tretet nicht zurücke,
Ein jeder wird zufrieden seyn
Mit diesem hübschen Stücke.

(... Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 102. Sonntag, 21. December 1834.

Hienieden
Ist Glückseligkeit nicht. Aechte Glückseligkeit ist's,
Forschen das Wahre, und üben die Pflicht und wirken in's Ganze,
In die Herzen die Saat blühender Tugend sä'n,
Schmachtende laben, Verirrte belohnen, Verzweifelnde stärken,
Sonder Ruhm und Gold opfern für Andere sich.

Kosegarten.

Zwei Fliegen mit einer Klappe.

(Fortsetzung.)

Herr Walter ward glühendroth, doch besann er sich einen Augenblick und fuhr dann fort. — „Ja! Ich bin's, ich will nicht lügen, und ich glaube es bekennen zu dürfen. — Soll ich mich etwa dann erst beleidigt fühlen, wenn Jemand unziemend Deinen Leib berührt. Viel mehr noch kann mich ein geistiges Einverständniß verletzen und wie ich sehe, sprichst Du lieber mit ihm, wie mit mir, bist viel freundlicher gegen ihn, und machst kein Hehl vor aller Welt daraus, daß er Dir nicht gleichgültig ist. — Eben so gut aber kann ich sagen, ich bin nicht eifersüchtig. Denn für zu unwürdig, einer so ernsten Empfindung, halte ich den, den Du zu Deinem Freunde erwählt. Es schmerzt mich, daß sein Umgang Dein Herz von mir entfernt und ärgert mich, daß Du Dich unter seinem Einflusse dermaßen veränderst, daß — es nicht zu Deinem Vortheil gereicht." — Welch ein holdes liebliches Geschöpf warst Du doch als ich Dich kennen lernte. Wie zierlich in all Deinem Thun, wie viel Geschmack, welche Ordnung herrschte wo Du nur waltetest. Wie geschickt warst Du in allen weiblichen Handarbeiten. Stundenlang konnte ich Dir zusehen, wenn Du irgend einen feinen Stoff, der kaum eine Berührung zu ertragen schien, mit leichter reiner Hand glättetest, schnittest, nähetest, daß in wenig Stunden ein kleines Kunstwerk von einer Haube, einem Chemisett und dergleichen entstand, was Du anprobiertest und Dich allerliebst kleidete. — Dies Alles, was Dich Deinem Manne lieb und werth machte, gilt Dir jetzt nicht mehr, denn nicht mir, aller Welt trachtest Du zu gefallen, und alle Gesellschaften willst Du bezaubern. — Du bist schön, das habe ich Dir oft gesagt. Aber Gott weiß, wie sehr Dich der farbige phantastische Putz entstellt, in dem Du Dich seit Kurzem zeigst. Wer hat ihn Dir angerathen? Dergleichen steht Brünetten mit kecken Augen, schwarzen Haaren und markirten Zügen. Deine Züge sind zart und fein, Dein Auge ist sanft, Du bist eine entschiedene Blondine. Weiber pflegen doch sonst zu wissen, was sie am meisten schmückt und sind erfinderisch in allerlei Mittelchen, ihre Reize zu erhöhen. Aber Deine Putzmacherinnen scheinen eben die Schwächen zu benutzen, von denen ich hier rede, um an Dir all die verlegenen Waaren und Reste abzusetzen, die Niemand mehr mag. Oder sie sind von alten Weibern, die zu Deiner Jugend und Lieblichkeit scheel sehen, bestochen, Dich möglichst zu entstellen. Wahrlich der Neid kann Dich schlimmer nicht herausputzen, wie Du es seit Kurzem angefangen. Als Du gestern die große Flügelhaube aufhattest, erkannte ich Dich nicht wieder, und mußte erst einen Wust von Bändern, Spitzen, Schleifen, Kanten und Zipfeln hinwegräumen, eh ich auf meiner Frau Angesicht kam. — Ich würde davon nicht reden, denn magst Du Dich kleiden und schalten und walten, wie es Dir gefällt, Dein Haus hier ist Dein Regiment. Allein der Wust von sentimentalen Süßigkeiten, geschaffenen Himmeln, weichen Herzensgefühlen und unbedingt würdigen Thränen entstellen Dich viel schlimmer und wie viel fremde Schnitzel und Brocken habe ich hinwegzuräumen, bevor ich Dein Herz und Deinen Verstand wiederfinde, die an sich ganz gut und tüchtig sind, aber nur für Haus und Zimmer, nicht um damit in Gesellschaften zu brilliren, was allemal von Uebel ist. Denn Herz und Geist besitzen wir nicht für die Gesellschaft. Glaube mir auch, daß es eine Höllenangst für einen Gatten ist, wenn er mit anhören muß, was und wie seine Frau in den Tag hineinspricht, nicht was sie fühlt, sondern was andere Leute, die man recht gut kennt, gedacht, gefühlt und gemeint haben. Hin und wieder läuft dann auch ein Sprachfehler mit unter, und ich scheue nicht bloß den Blick des verständigen Mannes, sondern sogar den Blick eines Tertianers, welches nicht zuviel gesagt ist."

„Ich weiß wohl, daß meine frühere Erziehung vernachlässigt ist," wandte Madame Walter ein, „und hielt deshalb für Pflicht, das Versäumte einzuholen. Aber freilich Ihr Männer maßt Euch allein diese Vorzüge an, und wir Weiber sollten, wie Jean Paul in der unsichtbaren Loge sagt, unser Leben verkochen, vernähen, verwaschen. — Wenn ich Dir auch alles zu Liebe thun möchte; meine Bildung kann ich Dir doch nicht zum Opfer bringen."

„Gretchen! Gretchen!" rief Herr Walter — „Du hast mich gebeten, Dich Laura zu nennen, weil jener Name Dir unausstehlich ward, und ich nannte Dich seitdem liebes Weib, Kind, Herz, Schatz, Engel, nur um jenen Namen zu vermeiden. Seitdem aber Gretchen Laura heißt, hat sie ihr ganzes liebes Wesen einem klingenden Namen geopfert. Das Gretchen war fromm und sanft und still, und schien es selber nicht zu ahnen, welche Gewalt sie übte über jeden, der in ihre Nähe kam. Laura dagegen will gefallen, bezaubern und herrschen und alles dies durch unglückselige Ansprüche. Das Gretchen war so kindlich schüchtern, daß sie Niemandem näher trat, daß

auch Niemand wagen mochte, näher ihr zu treten, als es sich eben ziemte. Laura aber ist gegen Jedermann zutraulich, zuvorkommend, hingebend, möchte jedem den reichen Schatz ihres Geistes, ihre Seelenreinheit und Herzensgüte erschließen, selbst dem unnützesten Diener ihres Gatten."

„Ja! denn sein Umgang belehrt und bessert mich wahrhaft."

„Hat er Dir je Deine Fehler gesagt?" fragte Herr Walter lebhaft. „Darf er es wagen, nur darauf anzuspielen? Ihr müßtet denn schon bei weitem vertraulicher seyn, als ich wissen darf. Und dann wäre dies der erste hauptsächlichste Fehler, und mehr noch als Fehler, auf den Ihr hinzudeuten hättet, um ihn abzustellen, wenn Ihr anders gute Menschen seyn wollt. Nur das innigere geheiligte Verhältniß der Ehe erträgt, daß Liebende sich ihre Fehler gegenseitig gestehen, um sich inniger zu lieben. Ein Dritter, der es unberufen wagt, sündigt. Das wäre eine schlechte Liebe, die nicht die Fehler des geliebten Gegenstandes mitkennt und mitliebt, und sind sie albern, abgeschmackt, widerwärtig, unausstehlich, was entschuldigt Liebe nicht! Sind sie unheilbar, erwecken sie sogar ein Mitleid, wie nur Liebe hegen kann." — Herr Walter sprach diese Worte aus dem tiefsten Grunde seines Herzens, und nach einem ernstlichen Seufzer fügte er hinzu: „Glaube nur, liebes Kind! Ich rede aus Erfahrung."

Sie aber fing vor Verdruß zu weinen an. „Ich weiß wohl, weßhalb mir das widerfährt," klagte sie. „Weil ich dem alten Grobian ein böses Wort gesagt habe, muß ich es mit Deinem bittersten Groll entgelten."

Ernsthaft blickte Herr Walter seine Gattin an, zum ersten Male dünkte ihm — zeigte sie sich eigensinnig und verstockt. Eben wollte er seinen Verdruß darüber äußern, als er seines Vorsatzes und der Lehren seines Freundes eingedenk ward. „Wann habe ich je nach solchen Beweggründen gehandelt," fragte er wie verwundert. „Wann habe ich je meinen Zorn an einem Unschuldigen ausgelassen. Mich dünkt, Du hast mich niemals schelten hören, und bei so verwickelten Geschäften, wie ich führe, bei den vielen Menschen, deren Verrichtungen ich übersehen muß, findet sich ja oft eine Gelegenheit dazu. Groll darf ich wohl sagen, hege ich nie, oder irre ich mich? Halte ich mich für besser als ich bin? Jetzt ist's an Dir, mich zu belehren und wahrlich ich nehme gern gute Lehren an. So sprich und höre auf zu weinen. Mit Thränen kann man keinen Menschen seines Irrthums überführen." — Nach einer Pause fuhr er sanfter und lächelnd fort. — „Es mag doch wohl so ernst nicht mit der Besserung und Veredlung gemeint seyn, denn weder Jean Paul noch Schefer rechtfertigen eine Beschuldigung, die der bloße Verdruß Unrecht zu haben eingiebt und die so ungerecht ist wie Deine. Genug davon, Du kennst meine Meinung, und ich rede davon nie wieder. Es sey denn, daß Du auf Deines Mannes Ansichten Dich einzulassen vornimmst, und Dein Betragen änderst oder angiebst, in wie fern seine Forderungen ungerecht sind."

Herr Walter schwieg und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Madame Walter weinte, Eduard trat ein und brachte die begehrten Billets. Als er an den verweinten Augen seiner Gebieterin erkannte, welch eine Scene sich hier ereignet, wollte er sich entfernen. Madame Walter sagte: „Nehmen Sie die Billets wieder mit, ich bleibe heute Abend daheim, mir ist schon alle Freude verdorben."

„Lassen Sie die Billets!" gebot Herr Walter, und zu seiner Frau gewendet, fuhr er fort: „Du sollst erkennen, daß Du stets meine erste Rücksicht bist, warst und seyn wirst. Ich will Dich nach dem Theater begleiten, mit Dir lesen und recensiren, wenn es Dir Freude macht. Und sollte ich deshalb ein Dutzend Commis mehr noch annehmen, denn ich muß in diesem Falle ganz neue Controllen einführen, die meine Uebersicht bis heu[te] entbehrlich gemacht." — Es kostete ihm noch viele Mühe un[d] gute Worte, eh' seine Frau zu weinen aufhörte.

Als Herr Walter Nachmittags von der Börse heimkehrte gesellte sich Eduards Vater freundlich zu ihm und bat sich di[e] Erlaubniß aus, ihn auf dem Rückweg zu begleiten. — Herr Walter lud ihn ein, diesen Abend mit in seine Loge zu komme[n] und den neuen berühmten Schauspieler zu sehen. Als jener ihn ungewöhnlich freundlich und heiter gestimmt fand, gestand er nach einigem Umschweifen, daß er ihm einen Vorschlag zu machen habe. „Und worin glaubst Du, daß er besteht" — fuhr er fort. — „Doch ohne Frage, laß uns zur Sache schreiten, Du hast Dich meines Sohnes väterlich angenommen, bist sein zweiter Vater, nein' sein erster, denn es steht nicht in meinen Kräften, ihm solch ein Glück zu gründen, als er bei Dir gefunden, aber er ist ja auch nicht der Einzige, gegen den Du Dich so wohlthätig erweisest. Du bist der wackerste Mann weit und breit und giltst dafür, so daß es zu erwähnen überflüssig ist."

„So rede endlich ein Mal das Nöthige!" entgegnete Herr Walter.

„Sieh!" fuhr jener fort, „ich komme, Dir ein Geständniß zu wiederholen, was mein Sohn mir pflichtschuldigst gemacht. Was meinst Du wohl, der Bursch will heirathen, seine Wahl ist gar nicht übel und wenn Du nichts dawider hast, so könnten wir nächstens eine Hochzeit feiern." — Herr Walter sah den Redenden befremdet an.

„Ich wüßte nicht, was ich dawider haben könnte" entgegnete er, „und wünsche nur, der Patron möge ein recht ehrenfestes Weib bekommen, das ihn an Pflicht und Ordnung hält."

(Fortsetzung folgt.)

Farben zu Schillers Bilde.

(Aus: Mittheilungen über Göthe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß; herausgegeben von Abraham Voß. Heidelberg. Winter 1834.)

Im April 1805 schreibt Voß an Christian Niemeyer aus Weimar:

„Schiller sehe ich nicht so oft als Göthe, weil er des Abends zu arbeiten pflegt; doch gehe ich regelmäßig zu ihm Mittwochs und Sonnabends von 3—4 Nachmittags. Ich habe diesen Mann vollkommen so lieb wie Göthe, stehe aber in ganz andern Verhältnissen zu ihm. Zu Göthe ist meine Ehrfurcht und Liebe gleich groß; gegen Schiller fühle ich gränzenlose Liebe, aber nicht so jene Ehrfurcht. Er kommt mir eher vor wie Unser einer. Göthe ist mir wie ein Vater Schiller wie ein älterer Verwandter, gegen den man sich schon etwas herauswagen darf. Schiller ist nun ein außerordentlicher heiterer Mann, der das „desipere in loco" versteht und als ein „dulce est" ansieht. Und da solltest Du ihn ein mal in einer heitern Gesellschaft sehen, z. B. auf einer Redoute wo er kurz vor Weihnachten mit mir, Riemer und noch andern Freunden war. Wir tranken einige Flaschen Champagner und waren überaus selig. Da war der Schiller ganz in der Fassung, in der er das Lied an die Freuden muß gesungen haben. Besonders jene Zeile:

Diesen Kuß der ganzen Welt!

paßt auf ihn und enthält seinen Hauptcharakter, seine Lie[be] und sein Wohlwollen gegen alle Wesen, die er an sein H[erz] drücken möchte. Wir blieben in der Nacht bis 3 Uhr zusa[m]men, brachten darauf unsern Schiller feierlich zu Hause, [und] vor der Hausthür den zärtlichsten Abschied von uns nah[m]

Den folgenden Tag traf ich ihn im Schauspielhause auf seiner Loge. Da sprach er noch von der Freude, die er am vorigen Abend gehabt habe und versprach, dieselbe Gesellschaft nächstens auf seinem Zimmer zu bewirthen, wie er von ihr sey bewirthet worden. „Aber unter uns wollen wir seyn;" fügte er leiser hinzu, „damit wir nicht gestört werden;" wobei er mit schalkhafter Miene auf seine Frau und die Frau von Wolzogen wieß.

Und diese liebenswürdigen Männer wären mir beide diesen Winter fast durch den Tod entrissen worden. Gegen Ende des Januars wurden beide zu einer Zeit krank, gefährlich krank, und an demselben Uebel, an heftigen Obstruktionen. Ich habe habe während der Zeit von 12 Tagen bei Schiller 4mal gewacht und bei Göthe zweimal. Göthe ist ein etwas ungestümer Kranker, Schiller aber die Sanftheit und Milde selber. Wie litt der Mann, als ich zum erstenmal bei ihm wachte, und wie männlich und heiter ertrug er es! Nur einen Zug von seiner liebenswürdigen Selbstvergessenheit und Theilnahme will ich Dir erzählen. Bis um 12 Uhr blieb die Frau auf. Da würde Schiller unruhig und bat sie, hinunterzugehen, um sich Ruhe zu gestatten. Als sie noch etwas zögerte, bat er dringender und, was mich Anfangs bei ihm befremdete, mit großem Ungestüm. Kaum war die Frau die Treppe hinunter da sank Schiller mir bewußtlos in die Arme, und blieb darauf wohl einige Minuten in Ohnmacht liegen, bis ich ihm Brust und Schläfe mit Spiritus gerieben hatte. Sieh! aus Schonung für seine Frau hat er sich Gewalt angethan und die Ohnmacht verzögert, die nun desto gewaltiger hereinbrach. Auch in den folgenden Tagen, wo er noch an heftigen Schmerzen in den Eingeweiden litt, war er jedesmal getröstet, wenn eines von seinen Kindern kam, besonders wenn ihm sein jüngstes sechsmonatliches gebracht wurde, welches er dann mit einer Innigkeit, die sich nicht beschreiben läßt, anblickte. Und so hat er mir während seiner Krankheit gesagt, was er so gern gesteht, daß er nur seiner Kinder wegen, die nicht vaterlos seyn dürften, zu leben wünsche. — Als ich neulich dem alten Griesbach von Schiller's Liebenswürdigkeit während seiner Krankheit erzählte, sagte er mir: „Und das ist noch nichts gegen Schiller den Krankenpfleger." Und nun erzählte er mir, wie Schiller vor sechs Jahre die Gattin gepflegt habe, als sie (im Griesbach'schen Hause) ein unglückliches Wochenbett gehalten. — Liebster Freund, warum sitzen wir nicht beisammen? Ganze Tage wollte ich Dir von diesen einzigen Männern erzählen."

Am 12. August 1806 schreibt Voß an denselben: " — — — Du bittest mich, ich soll Dir von Schiller schreiben, und, theurer Freund, diese Bitte hat meinem Herzen sehr wohlgethan. Ich denke ja ohnehin täglich und stündlich an den Geliebten, den ich mit Bruders- und Sohnesliebe liebte, vor dessen Herzen ich kein Geheimniß hatte. Jeder Gang im Park, den ich mit dem Edlen machte, jedes Gespräch aus seinem Herzen, jedes Wort aus seinem Munde, jede Scene, die ich in seiner Familie mit angesehen habe, lebt frisch in meiner Erinnerung. Ich bin ein Jahr lang sein steter Gefährte gewesen, habe ihn täglich gesehen, und durch den Abend seines Lebens in die finstere Todesnacht hineingeleitet. Sein letztes, sterbendes Wort hat zu meinen Ohren getönt. Mir ist das traurige, aber süße Geschäft geworden, Tröster seiner trostlosen Familie zu seyn. — Erwarte, wenn ich dießmal von Schiller rede, nichts Brillantes, keine hohen, genialischen Züge; nein! ich will Dir den Hausvater, ach! den sterbenden schildern. Den genialen Schiller kennst Du aus seinen Werken. Der geniale Schiller war groß; aber unendlich größer und liebenswürdiger noch war Schiller im Kreise der Seinigen, als Vater, Gatte, Freund. Die menschliche Seite war in diesem Göttlichen die göttlichste.

Kurz vor seiner letzten Krankheit lag Schiller an einer ähnlichen nieder, wie ich Dir schon geschrieben habe, die 8 Tage dauerte. In dieser Zeit bin ich ihm, meine Schulstunden ausgenommen, nicht von der Seite gewichen. Er war sehr krank, erschöpft durch Fasten und Obstruktion, aber demungeachtet heiter und sogor fröhlich beim geringsten Anlasse. Wenn er einmal aufstand, um im Zimmer auf- und abzugehen, griff ich ihm unter die Arme. Da sah er mich traurig an. „Bin ich denn wirklich so matt?" fragte er. Ich sagte ihm, ich stütze ihn nicht sowohl, weil er nicht gehen könnte, als vielmehr um es ihm nur zu erleichtern. Als wir einigemale auf- und abgegangen waren, stellte er sich vor den Tisch hin, putzte das Licht, und rief nun fröhlich aus: „Voß, ich bin nicht matt; ich habe das Licht mit steifem Arm putzen können." Um 12 Uhr ward er sehr unruhig, und es folgte die Scene mit der Gattin, die ich schon früher geschildert habe. Als er wieder zu sich gekommen war, fragte er, „Um Gottes willen, wie kommen Sie hierher?" Ich beruhigte ihn mit Liebkosungen. „Hab' ich auch verwirrt gesprochen?" fragte er mit unbeschreiblicher Aengstlichkeit, worauf ich ihm auf das feierlichste „Nein" versicherte. „Hat meine Frau auch etwas gemerkt?" fragte er darauf. Auch von dieser Furcht befreite ich den gutherzigen Mann. Als er sich nur erst ein wenig wieder erholt hatte, fing er auch sogleich an zu spaßen, und verglich sich mit Mohammed, der einmal während der Zeit, wo er den Kopf ins Wasser steckte und wieder herauszog, eine Reihe von 14 Jahren durchlebt hatte. Auf gleiche Weise, meinte er, seyen ihm während der kurzen Ohnmacht wohl hundert Dinge durch den Kopf gefahren. — Nun klagte er, daß ihn der Mangel an Oeffnung so unruhig und bange mache. Ich rieth ihm nur einen Versuch zu machen und geduldig die Zeit zu erwarten. „Sie haben Recht," erwiederte er, „Gelegenheit macht Diebe," und folgte meinem Rath. Als er nun so auf jenem Stuhle, der oft auch für Könige bedeutender wird als der Thron, saß, verglich er sich mit Cato, der auch einmal in dieser Position gesessen und so Audienz gegeben hatte. Ich erzählte ihm allerlei lustige ähnliche Geschichten, die ihn sehr ergötzten, und so verflossen ein paar fröhliche Stunden. Endlich und endlich erfolgte Linderung und Gott weiß es, wie herzlich und innig ich gratulirte. „Nun" sagte er ganz gleichmüthig, „bin ich wieder gesund. Ich brauche mich jetzt nur zu erholen und wieder Kräfte zu sammeln." Und so legte er sich zu Bette, und schlief in wenigen Minuten den süßesten Schlaf. — „Ach!" sagte er mir am folgenden Tage, die verwünschten Verstopfungen, sie rauben mir alle Jahre 2 Trauerspiele, die ich ohne sie schreiben würde." — Den Abend wollte ich wieder bei ihm wachen; aber er wollte es nicht zugeben, und erlaubte mir nur nach dringendem Zureden, ihm die zweite Nacht wieder Gesellschaft leisten zu dürfen. Als ich aber den folgenden Tag um 4 Uhr von ihm wegging, wollte er mir durchaus nicht erlauben, um 9 Uhr Abends wiederzukommen. Ich erinnerte ihn an seine [illegible] Erlaubniß, aber vergebens. Ich wußte nicht warum. [illegible] erfuhr ich, es sey Maskerade, und Schiller [illegible] mir dem fleißigen Maskeradengänger, nicht diese [illegible] rauben. [illegible] rührte mich zu Thränen. „Mein bester [illegible]," [illegible] ich, „Sie wissen nicht, welch ein Vergnügen [illegible] für mich [illegible], bei Ihnen zu wachen." Als er nun [illegible] sah, nicht auf die Maskerade zu gehen, reichte er mir [illegible] die Hand, und ich durfte bei ihm bleiben. Nun [illegible] er an zu scherzen. „Sie hätten," sagte er, „nur auf die Maskerade gehen sollen, vielleicht wäre ich Ihnen [illegible]" worauf er nach einer kurzen Pause [illegible]

wahr? dann würden Sie doch erschrecken und glauben, ich sey gestorben und es wäre mein Geist, der Sie heimsuchte?" Ich mußte die Nacht durchaus meine Pfeife bei ihm rauchen und mich so stellen, daß er wenigstens den Dampf davon kostete, und so den Vorschmack zu seiner Gesundheit einathmete. — Als er nun nach 6 Tagen genas, wie kindlich fröhlich war der Mann! Wie zählte er die Bissen, die er aß, und freute sich, daß er wieder so kräftig speisen konnte! Wie spielte der liebenswürdige Hausvater mit seinen Kindern! Er erlaubte der kleinen Karoline, sie dürfe in der Kaffeestunde mit ihm „schmarotzen." Die kleine sechsmonatliche Emilie nahm er auf den Arm, küßte sie und sah sie mit einem Blick von verschlingender Innigkeit an, recht als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. Wie fröhlich war er, als ich zum erstenmal wieder mit ihm spazieren fuhr! — In den unbelaubten Bäumen sah er einem baldigen Frühling entgegen. An den Frühling knüpfte er Reisepläne, an die Reisen — Gesundheit, und an seine Gesundheit — Werke, die er noch zu liefern gedachte. Armer Mann! Du hast nicht erlebt, was Du in den seligen Minuten Dir vorträumtest! Deine Genesung war das letzte Auflodern der Gesundheit, der letzte Sonnenschein im Herbste. Bald sollte der finstere Winterschlaf folgen. — Unter die schönen Plane Schillers gehörte noch eine Reise nach dem Meere, das er nie gesehen, zu dem er aber von jeher eine große Sehnsucht gehabt hat. „Eine Reise nach dem adriatischen Meere," sagte er, „wird mir zu kostbar; ich brauche dazu 1500 Thaler, die kann ich nicht daran wenden." Wir machten einen Reiseplan nach Kurhafen, und ich führte ihn schon in Gedanken zu meinen ehrlichen, gastfreien Dithmarsern, in dessen Hütte es dem großen Mann wohl geworden wäre. Jetzo bedarf Schiller nicht mehr des Anblicks sinnlicher Unendlichkeit; er ist in das ewige unendliche All heimgekehrt. Dort ist sein Sehnen gestillt, sein Durst gelöscht, seine Wißbegierde befriedigt, wonach er in seinen Gedichten vergebens trachtete.

Oft im Traume befinde ich mich mit Schiller in der Gegend von Kurhafen; ich fasse ihn unter dem Arm und führe ihn den Deich hinan. Bald sind wir oben. Ich sehe Schillern starr ins Gesicht, voll freudiger Erwartung, wie auf ihn der Anblick des Meeres wirken werde, und ganz in Betrachtung seiner himmlischen Gesichtszüge vertieft. Aber jedesmal ehe wir den Gipfel erreichen, ist mein Traum verschwunden. Ich liege einsam in meinem Bette und denke mit Wehmuth des theuern Vorangegangenen.

(Schluß folgt.)

An den Elephanten des Herrn Tourniaire bei seiner Abreise von Würzburg.

Schön ist's dich zu seh'n wenn im Asiatischen Prunke
Du deine Herrscherin trägst, umringt von indianischen Kriegern,
Oder am Tische herab dich lassend, mit dem Bajazzo
Traulich zu theilen das Mahl, und mit der Schelle zu klingeln,
Daß man ein and'res Gericht und Wein zum Getränke herbeischafft.
In dir findet man bei Freundschaft gegen den Menschen,
Stärke mit sanftem Muth und anzustaunendem Scharfsinn.
O wahrhaft weise ist dies: mit großer Stärke gerüstet
Mächtig doch nicht [illegible] aus Lust kein Geschöpfe vernichtend;
[illegible] Muth und bist doch so friedlich.
[illegible] rt die Würde des Königs,
Ein Tyrann ist er, von Blutdurst wird er getrieben.
Mag die Welt den Erob'rer, der Schöpfung Geißel bewundern;
Dich erfreuen allein die Tugenden eines Beherrschers,
Dir geziemt allein der Name: König der Thiere.

Riesig stehen zwei Bäume, gepfleget im Garten des Südens;
Ihre herrliche Frucht pranget Jahrtausende schon.
Ueber die Alpen herein, bis zum Norden ragen die Aeste,
Freundlich bietend Genuß, der zum Entzücken gereift.
Stürzend das Menschengeschlecht, pflückt' Eva Sünde vom Baume,
Edens Boden entkeimt, menschlicher Neigung versagt.
Dieses wieder zu retten, erblühte das riesige Baum-Paar,
Voll der herrlichsten Frucht, Allen zum Wohle bereit.
Tausende pflücken an ihm, und Tausende jauchzen gerettet,
Nimmer des Segens satt, wonniger Gaben erfreut.

Fischer.

Charade.

An Emilie.

Mit der Letzten stolz geschmückt,
Jubelnd mit der trauten Schaar
Naht die Erste hoch beglückt
Zu des Hymens Traualtar.

[illegible] mein Sehnen, [illegible] mein Hoffen
Wird dadurch zur Wirklichkeit,
Und ich seh' den Himmel offen
In des Herzens Trunkenheit.

Doch der Sorgen Heer umziehet
Niemals mehr den heitern Sinn,
Wie die Letzte bald verblühet,
Sinkt der Ersten Sehnen dahin.

S—l.

Palindrom.

Am Worte, da reis' ich zur letzten verkehrt
Als letzte verkehrt zum Herrn Vetter.
Mein Nachbar, der auch schon die Kunde gehört,
Wünscht heimlich mir garstiges Wetter.
Er ist von der ersten verkehrt ganz erfüllt,
Weil ihn nicht der Vetter geladen;
Ich lache dazu, wenn er tobet und schilt,
Nicht stiftet sein Grollen mir Schaden;
Ich habe ja in den Kalender geseh'n,
Der sagt mir, daß Wetter wird lieblich und schön.

Auflösung des Räthsel-Quadrats in Nro. 100:

A	R	A	D
R	E	G	A
A	G	E	R
D	A	R	A

([illegible] erscheinen wöchentlich zwei Nummern als Beilagen zur Neuen Würzburger Zeitung im Verlage der Stahel'schen Buchhandlung.)

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 103. Mittwoch, 24. December 1834.

Ein bescheidenes Gemüth wünscht wenig, seiner eigenen Ruhe wegen beschneidet es der fernhin flatternden Phantasie die Flügel, und mag nicht gern außer sich selbst wohnen.

Herder.

Zwei Fliegen mit einer Klappe.

(Fortsetzung.)

„So ist seine Wahl!" rief der Alte. „Ein wackeres ehrenfestes Mädchen. Zum Unglück nur ist sie reich, und ihr nächster Anverwandter könnte der Verbindung etwas in den Weg legen. Ihr Bruder nämlich. Doch wird er berücksichtigen, wie sie meinen Sohn liebt. Je nun, es ist ein hübscher Bursche, macht bei Weibern Glück und es ist ihm zu gönnen." Herr Walter konnte nicht umhin, bei diesen Worten zu seufzen. — „Nun lieber Neffe, was sagst Du denn in aller Welt dazu." — „Ich?" fragte Herr Walter! — „Ja Du, von Deiner Schwester rede ich, sie liebt meinen Sohn, kann ohne ihn nicht leben, glaube nur, der Junge wird sich ändern, wenn er eine Frau hat, und wo findest Du besser und näher einen Schwager." —

„Nichts mehr davon," unterbrach ihn Herr Walter. „Meine Schwester ist mündig und hat ihren eignen Willen."

„So willigst Du ein?"

„Das habe ich nicht gesagt, ich mische mich nicht darein, wenn sie ihn liebt."

„Sie aber läßt es auf Deine Entscheidung ankommen!"

„So thut's mir leid, denn ich entscheide nicht in ihren Herzens-Angelegenheiten."

Das Gespräch war hiermit abgebrochen und Herr Walter machte wieder ein sehr ernstes Gesicht. Als er zu Hause kam, hielt der Wagen schon vor der Thür. „Warum ich nur heute nach dem Theater fahren soll," dachte er, „wird doch in meinem eignen Hause Fridolin gespielt."

Die Vorstellung war zu Ende, und der Theetisch erwartete die Heimkehrenden. Madame Walter nahm ihren gewöhnlichen Platz auf dem Sopha ein. Ihr Gemahl setzte sich auf einen Stuhl ihr zur Rechten. Emilie machte die Honneurs, ihr zunächst saß Eduard, dessen Vater neben ihm, und der Doctor Arnold, welcher im Laufe der Vorstellung ebenfalls in die Loge getreten war, setzte sich zwischen diesen und Herrn Walter.

Herr Walter war ausnehmend heiter und gegen seine Frau die Zuvorkommenheit selbst, obschon sie seine Freundlichkeit durchaus nicht erwiederte. „Aber warum bist Du so einsylbig," fragte er sie endlich, „hast Du Dich in der Comödie nicht amüsirt?"

„Ich gestehe," antwortete sie, „daß ich mir nicht zum zweiten Male Deine Nachbarschaft im Theater wünsche. Bei vielen Stellen, die mich rührten, lächeltest Du spöttisch, und wo alle Welt lachte, schautest Du ernsthaft drein als gälte es ein Facit aus einem schweren Rechenexempel zu ziehen."

„Wie wär' es auch anders möglich," entgegnete er, „das ganze Haus lachte z. B. als der kleine Fridolin den rothhaarigen Robert zu Boden warf. Ich sah darin nichts als eine ungesittete Balgerei, und daß dem Felseck vom Dichter ein herzliches Gelächter vorgeschrieben wird, verstimmte mich um so mehr, weil das ganze Publikum einem so gemeinen Intermezzo denselben Antheil erwies."

„Das ganze Publikum aber lachte, bis auf den einzigen Sonderling, der Du warst."

„Ich wage es anders zu denken wie viele," wandte Herr Walter ein, „und kann mich darüber auch rechtfertigen. Muß ich von Dir deshalb Vorwürfe hören, die Du gleichfalls strebst, Ungewöhnliches zu fühlen und zu sagen."

Madame Walter wußte nichts zu erwiedern und er fuhr fort. — „Wahrlich, mehr als einmal heut sah ich mich im ganzen gefüllten Hause um, ganz ernstlich mich fragend: Alle diese Köpfe mit gaffenden Augen gehören sie wirklichen Menschen an, oder sind es Haubenstöcke oder Wachsgesichter wie sie die Haarkräusler vor ihre Fenster stellen? — Welch ein Interesse kann ein Deutsches Publikum an einer Vorstellung wie die heutige nehmen, und wenn auch der neue Schauspieler das Mögliche that. Wie kann man so viel Kunst, Pracht und Kosten an so nichtswürdige Produktionen verschwenden, als das heutige Stück und sämmtliche Deutsche Repertoir- und Cassenstücke sind."

„Das nenne ich denn doch eine originelle Kritik," rief Madame Walter spöttisch.

„Soll ich etwa den Grafen von Savern für so brav, rechtschaffen und interessant halten, als ihn der Dichter mir giebt. Zum Glück hatte er ein muthmaßliches Recht über Leben und Tod auf eignem Grund und Boden. Jedes heutige Gericht müßte ihn aber, seines beabsichtigten Meuchelmordes halber, zum Tode verdammen. Nicht so? Arnold!"

Der Doktor sagte: „Das nun eben nicht, denn daß Robert statt des Fridolin in den Ofen geworfen wird, ist ein bedeutender Milderungs-Grund. Schlimm aber kommt er immer weg, z. B. mit Verlust des Adels und der Güter, mit lebenslänglicher Galeerenstrafe u. s. w. je nachdem die Umstände [illegible]"

„Gleichviel," rief Herr Walter, „er i[illegible] gendhafte Mörder auf unsrer Bühne nicht. [illegible] der Meinung, die Tugend stecke im Bl[illegible] Uebereilung sey nicht nur verzeihlich, [illegible] gar. Wer Stücke schreibt sollte do[illegible] der Moral sich ein wenig bekan[illegible]

der Heraclit, der da noch lachen kann, wenn ein großes Publicum solch einer Unwissenheit und Rohheit, diesem Blödsinn, dieser wahrhaften Unsittlichkeit stundenlang zujauchzt. — Vielleicht aber nehme ich die Sache zu ernst, denn wie gesagt, ich habe mich des Theaters fast gänzlich entwöhnt. Darum will ich nur sagen, was meines Amtes und Rechtes ist. — Ich bin Haus- und Familien-Vater, folglich muß ich mir die Bedingungen des häuslichen und Familienglücks klar gemacht haben, und sie heilig achten. — Die Deutsche Bühne giebt nun nichts als Familienstücke. So lange sie besteht, hat sie nur das Conversationsstück ausgebildet und alle anderen Bestrebungen sind liegen geblieben. Aeltere ihr überkommene Meisterwerke, wurden durch Bearbeitungen oder Spiel unmerklich in diese Sphäre hineingezogen. Dichter wie Göthe und Schiller mußten weniger oder mehr ihr eminentes Genie dieser vorhandenen Bedingung fügen. Neuerdings wird die große Weltgeschichte zum Familiendrama bearbeitet, so wie der Roman eine Liebesgeschichte daraus macht. Würde in dieser engen Sphäre nur etwas Tüchtiges geleistet! Allein was geleistet wird, verhält sich zu dem, was geleistet werden soll, wie Decorationsmalerei zur echten Malerkunst. Decorationsmalerei hat nur in einem gewissen Lichte eine Wirkung; ist nur auf Wirkung berechnet, und ist bei Tage oder in der Nähe gesehen, garstig und bettelhaft. Wer sie für etwas Rechtes halten kann, bei dem ist es noch nicht Tag geworden. Soll ich als Bürger und verheiratheter Mann dies Alles nun gut heißen? Soll ich hingehen, um daran Gefallen zu finden? darf ich nicht vielmehr besorgen, daß die Bühne statt zu erheben, bessern und belehren, nur lugen und heucheln lehrt, denn so gut wie der gemeine Mann jene Decorationsmalerei für Kunst hält, so gut mag er auch wohl ein theatralisches Benehmen für wahre Tugend ansehen können."

„Lieber Mann!" sagte Madame Walter, „Du betrachtest dies alles nur von einem viel zu wirklichen Standpunkte aus, das, was Du Decorationsmalerei nennst, ist am Ende weiter nichts als die Idealität, was natürlich ein jeder Dichter seinem Gegenstande geben muß. Was meinen Sie," wandte sie sich zu Eduard.

Dieser zuckte die Achseln, eingedenk der Weisung, welche er erhalten, in Gegenwart seines Principals nie über Kunst zu reden. Aber auch Herr Walter forderte ihn zu reden auf.

Da sagte er: „In der That! unsere Bühne ist nicht was sie seyn sollte und die eigentliche Schauspielkunst hat sehr gelitten, seit man auf Decorationen und Kostüme so viel Sorgfalt verwendet. Die Bühne will jetzt nur täuschen, weshalb der Name Decorationsmalerei für ihre Tendenz ein sehr passender Ausdruk ist."

Madame Walter schien sehr verdrüßlich, daß der treue Bundesgenosse jetzt Parthei nahm wider sie. Herr Walter jedoch wandte sich zum Doctor Arnold mit der Frage:

„Ich weiß nicht, ob ich Dir schon einmal erzählt habe, daß ich während meines Aufenthaltes in B—. die Bekanntschaft eines jungen Autors machte, der sammtliche Deutsche Repertoir- und Kassenstücke systematisch geordnet hatte und sich eifrig damit beschäftigte, Anweisungen und Recepte zu allen Sorten von Kassenstücken hinzuzufügen."

„Wie ist das möglich," fragte der Doctor, „wenn es nicht Scherz oder Satire war."

„Keines von beiden. Mein Autor versicherte, daß die Herausgabe seiner Schrift deshalb unterbleiben müsse, weil sie zu ernsthaft gemeint, und sich zu sehr an schlichte einfache Wahrheit hielte. Es fehle ihr die lustige Uebertreibung und Schärfe, wodurch sie sich zur Satire erheben und auf diese Art Leser verschaffen würde. Der Autor, den ich meine, sieht aus wie die Sanftmuth selbst, ist aber doch ein ziemlich wil[illegible] unumgänglicher Mensch. Unter Männern kann er sehr gesprächig seyn, in Damengesellschaften verhielt er sich aber höchst passiv. Wer neben ihm saß, hätte über sein Phlegma einschlafen mögen, und überhaupt schwankte er sehr zwischen Extremen. Er war genöthigt, Abend für Abend das Theater zu besuchen, und Langeweile, so wie der gerechte Unmuth über die völlig kunstlosen Dichtungen und Darstellungen gaben ihm diese geistreiche Entschädigung ein. Weshalb er behauptete, seine Schrift müsse wiederum Langeweile und Unmuth erwecken; denn nicht jeder könne wissen, wie dem Kunstenthusiasten, der das Theater besuchen müsse, zu Muthe sey. — Die systematische Anordnung ist übrigens leichter, als Du denkst, denn Erfahrung mehr als Idee schufen hi[er] ein System. Mein Autor auch behauptete, nicht Dichter, sondern eine gewisse Gattung von Praktikern schrieben jetzt für die Bühne, und ihre Werke wären eine Zusammenstellung von Effecten, d. h. Elementen, welche schon öfter gefallen haben, und unter gewissen Umständen stets gefallen müssen, diese Effecte sind aber wiederum transformirte poetische Ideen, und die Transformation poetischer Ideen zu einem Effect gab [zu] allerlei kurzweiligen Betrachtungen Anlaß. Eine Rubrik [in] dem System meines Freundes, wozu Fridolin das Normalstück abgab, war Hahnreistück benannt. Die Hahnreistücke be[handeln] handeln nämlich gewisse sehr delikate Verhältnisse, die sich bis[weilen] weilen finden, die man aber ungern zur Sprache bringt, wenn man sie nicht ganz und gar vertuschen kann, mit der größten Indiscretion. Als Motto standen über dieser Rubrik die Verse Müllners:

> Habt ihr Mitleid mit dem Freund
> Der den Freund liebt und zugleich
> Für des Freundes Gattin glüht.

Und sollte man wirklich glauben, wir Deuts[che] [wären] eine Nation von Hahnrei's, da solche Verse bei [uns für] Poesie gelten.

(Schluß folgt.)

Farben zu Schillers Bilde.

(Schluß.)

Zwölf Tage vor seinem Tode war er noch bei Ho[f ...] half ihn schmücken und freute mich seines gesunden Ausse[hens] und seiner stattlichen Figur im grünen Gallakleide. 3 Tage darnach war er zum letztenmal im Schauspiele. Als [ich] am Schlusse des Stückes meiner Gewohnheit gemäß, in [seine] Loge hinaufging um ihn zu Hause zu führen, hatte er [ein] heftiges Fieber, daß ihm die Zähne klapperten. Als er [zu] Hause kam, ward ein Punsch gemacht, durch den er sich [zu] erholen pflegte. Den folgenden Morgen fand ich ihn m[...] auf dem Sopha liegend, in einem Mittelzustande von Schlaf und Wachen. „Da liege ich wieder!" sagte er mit hohle[r] Stimme. Seine Kinder kamen und küßten ihn. Er bewi[es] keine Theilnahme, äußerte kein Zeichen des väterlichen Dank[es]. Sein Zustand wurde von Tag zu Tage gefährlicher u[nd] schien schon 4 Tage vor seinem Tode rettungslos. Die Aug[en] lagen tief im Kopfe; jede Nerve zuckte krampfartig. D[as] Mädchen brachte Zitronen herein. Er griff hastig nach ein[er], als wenn er sie verschlingen wollte, legte sie aber gleich m[it] matter Hand wieder hin. Den Abend verfiel er in eine F[ie]berphantasie und verharrte in diesem Zustande 24 Stunde[n]. Als sein Bewußtseyn zurückkehrte, ließ er sich sein jüngst[es] Kind bringen. Er wandte sich mit dem Kopfe um, nach de[m] Kinde zu, faßte es an der Hand und sah ihm mit unau[s]sprechlicher Wehmuth ins Gesicht. Dann fing er an bitte[r]

lich zu weinen und steckte den Kopf ins Kissen und winkte, daß man das Kind wegbringen möchte. Da ahnete ihm, wie bald er sich von dem Engel trennen sollte, — und in 24 Stunden war sein edles Herz gebrochen.

Noch in der letzten Nacht saß er aufrecht im Bette und sprach mit großer Geistesgegenwart, besonders über die bevorstehende Reise seiner Gattin ins Bad. Gegen Morgen schlief er ein, bis 10 Uhr Vormittags. Dann phantasirte er, kam wieder zu sich und nahm nun sichtbar an Kräften ab. Um 4 Uhr Nachmittags forderte er Naphta; aber die letzte Sylbe erstarb in seinem Munde. Er versuchte zu schreiben, brachte aber nur 3 Buchstaben hervor, in denen noch der Character seiner Schriftzüge ersichtlich war. Nun schwanden die letzten Lebenskräfte, und in wenig Minuten lag er entschlafen da, voll Ruhe in dem noch im Tode edeln, großen Blicke. — Ich muß abbrechen. Es ergreift mich zu heftig. Ich kann Dir nicht sagen, was ich gern noch sagen wollte. — In dem einliegenden Papier wirst Du theure Reliquien finden. Nimm diese Locke vom Haupt des Edlen, und hebe sie auf zu seinem Angedenken."

„— — — Am Morgen des letzten Neujahrstages, den Schiller erlebte, schreibt Göthe ihm ein Gratulationsbillet. Als er es aber durchliest, findet er, daß er darin unwillkürlich geschrieben hatte: „der letzte Neujahrstag," statt „erneute" oder „wiedergekehrte" oder dergleichen. Voll Schrecken zerreißt er's und beginnt ein neues. Als er an die ominöse Zeile kommt, kann er sich wiederum nur mit Mühe zurückhalten, etwas vom „letzten" Neujahrestage zu schreiben. So drängte ihn die Ahnung! — Denselben Tag besuchte er die Frau von Stein, erzählt ihr, was ihm begegnet sey, und äußert, es ahne ihm, daß entweder Er oder Schiller in diesem Jahre scheiden werde. Und wie wahr er geahnet, hat die traurige Erfahrung bewährt! — Wenige Wochen nachher lagen beide krank darnieder, und konnten sich weder sitzen noch schreiben. Schiller war der erste, der sich erholte, und kaum konnte er wieder ausgehen, so besuchte er seinen lieben Göthe, nachdem er sich durch mich hatte anmelden lassen. Ich war bei diesem Wiedersehen zugegen, und es zieht mich noch jedesmal, wenn ich daran denke. Sie fielen sich um den Hals und küßten sich in einem langen herzlichen Kusse, ehe Einer von ihnen ein Wort hervorbrachte. Keiner von ihnen erwähnte weder seiner noch des Andern Krankheit, sondern Beide genossen der ungemischten Freude, wieder mit heiterm Geiste vereint zu seyn.

In der letzten Krankheit Schillers war Göthe ungemein niedergeschlagen. Ich habe ihn einmal in seinem Garten weinend gefunden; aber es waren nur einzelne Thränen, die ihm in den Augen blinkten. Sein Geist weinte, nicht seine Augen; und in seinen Blicken las ich, daß er etwas Großes, Ueberirdisches, Unendliches fühlte. Ich erzählte ihm vieles von Schiller, das er mit unnennbarer Fassung anhörte. „Das Schicksal ist unerbittlich, und der Mensch wenig!" Das war Alles, was er sagte; und wenige Augenblicke nachher sprach er von heitern Dingen. Aber als Schiller gestorben war, war eine große Besorgniß, wie man es Göthe beibringen wollte. Niemand hatte den Muth es ihm zu melden.

Meyer war bei Göthe, als draußen die Nachricht eintraf; Schiller sey todt. Meyer wurde hinausgerufen, hatte nicht den Muth, zu Göthe zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Einsamkeit, in der sich Göthe befindet, die Verwirrung, die er überall wahrnimmt, das Bestreben ihm auszuweichen, das ihm nicht entgehen kann — alles dieß läßt ihn wenig Tröstliches erwarten. „Ich merke es," sagte er endlich, „Schiller muß sehr krank seyn," und ist die übrige Zeit des Abends in sich gekehrt. Er ahnte, was geschehen war. Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er zu einer Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank." Der Nachdruck, den er auf das das „sehr" legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist todt?" fragte Göthe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!" antwortete sie. „Er ist todt," wiederholte Göthe noch einmal, und bedeckt sich die Augen mit den Händen. — Um 10 Uhr sehe ich Göthe im Park gehen. Ich hatte aber nicht den Muth, ihm zu begegnen. Drei Tage lang bin ich ihm ausgewichen. Am vierten paßte ich die Zeit ab, wo er auf die Bibliothek gegangen war. Ich folgte ihm, wünschte ihm einen guten Morgen, und fing wohl zehn bibliothekarischen Fragen an, bei denen ich so wenig etwas dachte, als Göthe bei seinen Antworten, die er mit sichtbarer Geistesabwesenheit, aber mit der größten scheinbaren Geschäftigkeit mir gab. Er hatte nachher gesagt, es wäre ihm sehr lieb gewesen, daß ich ihm nichts von Schiller gesagt hätte; er wäre schwerlich gefaßt gewesen, mir mit Ruhe darauf erwiedern zu können. — Jetzt spricht Göthe sehr selten von Schiller, und wenn er es thut, so sucht er die heitern Seiten ihres schönen Zusammenlebens auf. Er scheint nun in der Gesundheit fest zu werden, und ich hoffe, Dein Wunsch ist schon erfüllt: daß der eine Heros noch lange hienieden bleiben möge, nachdem der andere zum Olymp zurückgekehrt sey." — — — „Nach Schillers Tode habe ich mit Göthe einen Auftritt erlebt, den ich nie vergessen werde. Er hatte einen kleinen Rückfall von seinem Uebel gehabt und ging zum erstenmal im Park spazieren, wo ich ihm begegnete. An dem Tage hatte er durch Riemer erfahren, daß mein Vater nach Heidelberg gehn würde. Seine Krankheitsschwäche, Schillers Tod, und der Verlust meines Vaters, — alles lag schwer auf seinem Gemüth; er fing mit einer Heftigkeit an zu reden, bei der ich vor Entsetzen erstarrte. „Schillers Verlust," sagte er unter Andern, und dieß mit einer Donnerstimme, „mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht." Ich vermochte ihm nicht zu antworten, aber nie habe ich einen größeren Jammer gefühlt, als in diesem Augenblick. Wir gingen wohl 5 Minuten stumm neben einander. Endlich ergriff er meine Hand mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, und drückte und schüttelte sie, wie er es nie gethan. Ich sah ihm in's Gesicht, ich fand so viel Güte in seinen Augen, so viel Wohlwollen auf seiner Stirn, so viel menschlich erquickendes! Er glich einem sanften Regen nach einem Gewitterschauer. Das war zu viel für mich, ich hätte in Thränen zerfließen mögen. Ich that mir noch einige Augenblicke Gewalt an und verließ ihn. Aber ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe, weil ich in dieser Erschütterung einen Rückfall für Göthe befürchtete. Noch spät erfuhr ich, Göthe sey sehr bewegt nach Hause gekommen, und habe lange Zeit mit dem Gesicht ans Fenster gelehnt gestanden. Endlich sey August in's Zimmer getreten, und des Sohnes Gegenwart habe seine heitere Stimmung zurückgeführt."

Würzburger Theater.

Sonntag, 14. December. Don Juan, Oper in 2 Akten, v. Mozart. Referent dieses erinnert sich nicht, so vollkommen befriedigt [illegible] Theater verlassen, erinnert sich aber auch nicht, Mozarts unser Meisterwerk durchweg so gelungen auf hiesiger Bühne gesehen zu [illegible] Es war gleichsam ein Wettstreit des gesammten Opernpersonals [illegible] Siegespalme. Wir haben die Titelrolle schon mehreremale [illegible]

Miedke, der sie auch heute sang, gehört; aber wir gestehen es gerne, so noch nicht. Sein Spiel war lebendig und gut, ohne übertrieben zu werden; seine Stimme war besonders klangvoll und rein, und sein Vortrag zeigte von Studium, und bewieß, daß Hr. Miedke etwas zu leisten im Stande ist. Würdig stand ihm sein treuer Leporello (Hr. Oehrlein) zur Seite. Es ist die erste bedeutende Rolle, in der Hr. Oehrlein Gelegenheit hatte, seine wahrhaft herrliche Stimme in ihrem seltenen Umfange zu zeigen, und wir glauben demselben nichts schmeichelhafteres sagen zu können, als daß wir ihn recht oft in ähnlichen Rollen zu sehen wünschen. Daß Hr. Oehrlein als Sänger seiner Rolle gewachsen sey, davon waren wir überzeugt, doch zweifelten wir, ob er auch den mimischen Theil derselben glücklich durchführen werde; aber sein Spiel war seines Gesanges würdig. — Hr. Grapow (Don Gußmann) besitzt zwar keine starke, aber doch eine liebliche Stimme, und wenn er auch kein ausgezeichneter Sänger ist, so singt er doch sehr rein, trifft gut und ist Herr seiner Rolle, was Fleiß und Studium beurkundet; er hat uns als Don Gußmann recht gut gefallen. Hr. Elmenreich, (Masetto) eigentlich blos Schauspieler, mußte als Nothnagel diese Parthie übernehmen, und führte sie auch recht gut durch. Er sang mit einer etwas schwachen Stimme seine Parthie rein und geläufig, und spielte den eifersüchtigen Liebhaber recht nett.

Dem Frauenzimmer-Personale können wir mit Ausnahme der Dem. Galvagni dasselbe Lob beilegen. Dem. Stern d. ä. (Donna Elvira) bewahrte ihren längstbegründeten Ruhm, obgleich ihre Stimme in der Höhe allmählich zu verlieren beginnt.

Mad. Grapow (Donna Anna) besitzt eine sehr liebliche, in der Tiefe zwar etwas schwache, aber in der Höhe sehr klare und ziemlich kräftige Stimme. Wenn auch dieselbe die große Kehlenfertigkeit und Routine der Dem. Stern nicht besitzt, so kann sie doch ohne zu verlieren, neben derselben erscheinen. Dem. Galvagni (Zerline) ist die einzige, die uns nicht befriedigte. Wir glauben derselben im Verhältnisse ihrer früheren Leistungen mit Recht den Vorwurf der Nachlässigkeit machen zu dürfen. Ihr Spiel war matt und ihr Gesang ziemlich ausdruckslos. Am deutlichsten fühlte man dies in der herrlichen Ariette: „Wenn du fein fromm bist". Wir wünschen herzlich, keine Gelegenheit mehr zu ähnlichen Aeußerungen über Dem. Galvagni zu haben.

Montag, 15. Dec. Die Schuld. Trauerspiel v. Müllner. Obgleich uns dies Müllner'sche Produkt, voll von Ahnungen, Träumen, Zigeunern rc., zuwider ist, zog uns doch ein neuer Gast, Hr. Gerlach als Graf ins Schauspiel-Haus, und wir bereuen es nicht. Hr. Gerlach verbindet mit einem ansprechenden Aeußern ein klangvolles, biegsames Organ, das uns an Hrn. W. Kunst erinnerte, tiefdurchdachtes und gefühlvolles Spiel, was namentlich in der Scene, wo Don Valeros, seinen Schmerz über seinen verlornen Sohn ausdrückt, und in der Schlußscene hervortrat. Mit tiefer Wahrheit gab er den in sich zerfallenen Charakter des Grafen wieder. Eben so schön und wahr stand ihm Mad. Gerlach (Elvira) zur Seite, und wir dürfen blos hinzufügen, daß diese Leistung einer „Donna Diana" und „Ophelia" würdig war. Dem. Dötschel (Jerta) zeichnete das Bild entsagender Liebe und frommer Gottergebenheit recht gut. Don Valeros (Miedke sen. als Gast) hatten wir an manchen Stellen mehr Feuer und Leben gewünscht. Hätte nicht Hr. Stahl (Reitknecht) durch seine zwar gut memorirte, aber sehr hölzerne und monoton vorgetragene Jagdscene unangenehmen Eindruck gemacht, so wüßten wir nicht, was uns in dieser Vorstellung unangenehm berührt hätte. Ueberhaupt ist Hrn. Stahl etwas mehr Biegsamkeit im Körper und Stimme sehr zu empfehlen, und namentlich möchten wir ihm rathen, seinen ohnehin nicht kurzen Hals, nicht durch unnatürliches Vorstrecken noch mehr zu verlängern. Dem. Schulz (Otto) fanden wir, trotz ihres netten Spieles, nicht an ihrem Platze. Im Stücke ist von einem Kinde die Rede, und die Figur der Darstellerin gleicht der eines angehenden Jünglings. —

Der treue Gärtner.

Einst in eines Königs stolzem Garten,
Stand in wundersame r Farbenpracht
Eine Blume; sorglich sie zu warten
War der Gärtner Nacht und Tag bedacht.

Und sie duftet lieblich ihm entgegen,
Zärtlich dankbar wie die schönste Braut,
Wenn er mit der Quelle heil'gem Segen
Ihre zarten Blätter überthaut.

Ach sie war des Gärtners höchste Wonne
Werther ihm, wie seiner Augen Licht,
Theurer wie der Glanz der Morgensonne,
Wenn sie freundlich durch die Nebel bricht.

Doch nach eines heißen Tages Schwüle,
Trat der König in sein Paradieß;
Sich erfrischend in des Abends Kühle,
Duften alle Blumen ihm so süß.

Aber nur bei einer bleibt er stehen,
Trunken schlürfend ihren Balsamduft,
Nimmer hat er solchen Schmelz gesehen,
Freundlich er den stillen Gärtner ruft.

Habe Dank für diese schöne Blume,
Alle andern stehen weit ihr nach.
Blühen soll [illegible]'ferner Dir zum Ruhme,
Bringe eilend sie in's Prunkgemach.

Armer Gärtner, bittre heiße Thränen,
Netzen heute sie zum Scheidegruß,
Sie versteht sein Liebe durstend Sehnen,
Neigt sich ihm mit leisem Geisterkuß.

Seufzend trägt er sie in treuen Armen
In des Herrschers glänzend hellen Saal.
Fühlen Könige denn kein Erbarmen?
Sieht er wirklich sie zum Letztenmal?

Der Gebieter fliegt mit Feuerblicken
Zu der heißersehnten Schönheit hin,
Naht sich ihr mit stürmischem Entzücken,
Und — gebrochen sinkt die Blume hin. —

Kaum vermag der König dies zu fassen.
In dem Garten blühtest Du so schön;
Deines Fürsten Lieb' macht Dich erblassen,
Hat man solches Wunder je geseh'n?

Und er eilt dem Gärtner zu verkünden,
Seiner Liebe, seines Stolzes Schmerz,
Doch nur den Entschlaf'nen soll er finden —
Mit der Blume brach des Gärtners Herz.

Mnemosyne

oder

Erinnerungsblatt für Geschichte, Literatur und Kunst.

Nro. 104. Sonntag, 28. December 1834.

Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist, und was zu flieh'n.

Göthe.

Zwei Fliegen mit einer Klappe.

(Schluß.)

„Dieselbe Indiscretion zieht sich aber fast durch alle unsere Repertoirstücke, weßhalb diese Rubrik auch eine der größten ist und in ächte und angewandte Hahnreistücke zerfällt. Die angewandten sind unzählig. So z. B. gehört Castellis Raphael seiner Natur nach zu den Künstlerdramen. Es sind solche, wie z. B. Correggio, Van Dyk u. s. w., wo alte Meister mit ihrer Unsterblichkeit renommiren, welches jedem Schauspieler trefflich gelingt; und Kunst-Gespräche führen, die nicht einmal für das A B C der Kunst gut genug sind. Auch wird die Weiberschönheit in diesen Stücken für unerreichbar dem Pinsel wie den Farben ausgegeben, und während sich Raphael in seinen Briefen beschwert, daß er so wenig schöne weibliche Modelle fände, versichert Castelli's Raphael: die Schönheit einer gewissen Cecilie sey unerreichbar und ihr treu nach der Natur gehaltenes Portrait müsse ihn schon unsterblich machen."

„Schrieb das Raphael wirklich?" fragte Madame Walter.

„Ja! liebes Kind, denn in der Wirklichkeit gilt das Erträgliche schon für schön und poetisch, was aber dem Künstler noch lange nicht genügt. Du mußt es Raphael nicht übel nehmen, denn er hat Dich nicht gekannt."

„Deine Complimente sind stets so eingerichtet, daß man eben so gut darüber böse werden kann," versetzte sie. Herr Walter aber fuhr fort:

„Ein Hahnreistück ist aber Raphael, weil ein gewisser Fürst durchaus nicht merken will, daß Raphael seine Braut liebt, obgleich die Schauspieler sich die größte Mühe geben, die Ader dieser groben Intrigue dem entferntesten und bornirtesten Zuschauer auf der Gallerie deutlich zu machen. Als er es endlich merkt, erzürnt er sich nicht über diese gemeine Undankbarkeit, denn er war Beider größter Wohlthäter. Nein! Er giebt den Sündern Recht, und sagt: Raphael liebt. Heil Dir, o Vaterland! — Er vereinigt das Paar, eine Gruppe [illegible] die ganze Dummheit pittoresk und der Fürst bittet [illegible] seiner That zu malen. Wäre ich ein Raphael, [illegible] Maler, und der [illegible] widerführe mir, ich thäte es ungerissen."

„War der [illegible] Raphael verheirathet?" fragte Madame Walter.

„Nein," f[illegible] euer fort, „das ist ja eben der Spaß, daß der Grund [illegible] die Liebe macht den Maler erst zum Maler, nur der Bühne halber da ist. Sonst heirathen Maler und Künstler sehr ungern, so gern sie sich auch verlieben. Dagegen sind Bühnendichter die besten Eheleute, und mit ihnen wird wohl jede Frau auskommen, da sie sogar die Eifersucht nur dem Namen nach kennen."

Madame Walter konnte nicht umhin zu lächeln. „Du bist heut Abend ungewöhnlich liebenswürdig," sagte sie ihm, „obschon auf Deine Weise, denn Du vergissest, daß Du nicht ganz in Herrengesellschaft bist. Indessen fahre nur fort, von Deinen Hahnreistücken zu reden, die Dich so ungewöhnlich gesprächig machen."

„Da fällt mir noch eines ein, was vielleicht ebenfalls zu den erlatantesten Exempeln gehört, obgleich es eigentlich nur ein Lustspiel der Eifersucht ist. Ich meine das Töpfersche: Nehmt ein Exempel daran! Woran ich kein weiteres Exempel nehmen kann, als das, wenn ich einmal das Unglück haben sollte, zu früh nach Hause zu kommen, das Zimmer meiner Frau voll Tabacksrauch zu finden, sie selbst in der größten Angst, die angebrannte Karte meines Nebenbuhlers aber am Boden — zu glauben: Meine Frau habe geraucht. — Indeß gehört dies Lustspiel zu denen der Eifersucht, wo ein Mann ohne Grund und Anlaß, lediglich zur Belustigung des Publikums, brüllt, stöhnt, knurrt, lärmt und tobt, und endlich, wo er wirklich eifersüchtig werden sollte, davon geheilt wird. Von solchen Lustspielen giebt es ebenfalls eine sehr große Menge. Zurück jedoch zum Fridolin, dem eigentlichen Normal-Hahnreistück. Zwar könnte es der großen Scene des Grafen von Savern halber auch ein Viehstück seyn, diese Nebenbedeutung verschwindet aber bei näherer Prüfung."

„Ich bitte mir die Definition eines Viehstückes aus," unterbrach ihn hier der Doktor.

„Es giebt ihrer zweierlei. Ein Dichter hat entweder ein wirkliches vierfüßiges Vieh, auf dessen Künste und Geschicklichkeit er sich verlassen kann, oder er hat nur einen Schauspieler, der eben so zuverlässig und wohl abgerichtet seyn muß. Nun schreibt er ein Stück, worin ein Hund, oder ein Affe, oder ein Elephant uns Künste, die er erlernt, zeigen kann, so daß sie Effekt machen, oder er schreibt für einen Schauspieler eine sogenannte dankbare Rolle, in welcher dieser, von Wuth und Leidenschaft beseelt, wenigstens in den letzten Akten, wie ein Vieh rasen muß, und je viehischer er sich geberdet, desto mehr gefällt er. Als Normalstücke sind die des Dichters *** für die Darstellerin *** zu betrachten. — Fridolin wäre vielleicht ein Viehstück der Scenen des Grafen von Savern halber. — Alle seine Knechte sollen nachsetzen, und

nach dem Eisenhammer reiten, konnte er allein nicht den schnellsten Renner nehmen? Als ob sich's auf vielen Pferden geschwinder reiten ließe, und die Sturmglocke wird geläutet, damit alle Welt erfahre: der Graf habe seine Frau im Verdacht der Untreue gehabt. Aber nein! Die Indiscretion zieht sich durch, und was vom Dichter etwa versäumt seyn sollte wird von den Schauspielern hinzugefügt. — Wenn Geschmack oder irgend etwas Aehnliches bei Anordnung einer Vorstellung auf unserer Bühne herrschte, so würde man unmöglich die Rolle der Gräfin einer schon betagten Dame geben, den Fridolin aber von einem blutjungen Bübchen spielen lassen. — Ein Verhältniß wie das, wo Fridolin sich von der Gräfin das Schnupftuch erbittet, auf welches sie eine Thräne geweint, und es so ohne Umstände von ihr empfängt, macht sich durch diese Besetzung höchst widerwärtig. — Im Ganzen läßt sich annehmen, daß ein Verhältniß zwischen einer ältlichen Frau und einem sehr jungen Menschen nie ein reines sey. Zwischen einem ältlichen Mann und einem jungen Frauenzimmer dürfte sich der Argwohn schon mindern, so sehr auch in diesem Falle dem Manne zu mißtrauen ist. Zwischen zwei ganz jungen Leuten fällt aller Argwohn weg. Obgleich Eltern und Vormünder, vielleicht auch dadurch betheiligte Gatten, sehr wohl thun, die Augen offen zu halten." — Er betonte die letzten Worte besonders, und Madame Walter und Eduard erröotheten."

„Gesetzt die Geschichte Fridolins wäre eine wirkliche," fuhr Herr Walter fort, der die Wirkung seiner Rede mit Vergnügen wahrnahm — „die Bühne übrigens verwirklicht, und wie anders geräth man in eine Illusion als indem man den Schein für Wirklichkeit hinnimmt: — so würde der Menschenbeobachter aus dieser Decorationsmalerei ganz etwas anderes deuten als der Dichter wünschen kann und hinter der geschminkten Tugend das eingefleischte Laster beim ersten Blicke herauslesen können. — Fridolin! schon die Onomathopoie, hat mir etwas widriges."

„Was ist Onomathopoie?" fragte Emilie! „Liebe Schwester," sagte Herr Walter, ich habe seit lange schon das Brockhausische Conversationslexicon für Euch angeschafft, denn mir kann es nichts weiter nützen, als daß ich Euch darauf verweise, wenn Ihr mir die Erklärung eines ausländischen Wortes abfragt. Also schon der Name klingt mir widerwärtig wie ein Diminutiv. Ein Bübchen, das die Weiber verziehen, wie den Pagen im Figaro, den Mozart aber viel weiblicher gehalten hat. Ich kann mir denken, daß ein Cherub das Käthchen von Heilbronn umschwebt, aber nicht, daß Gott sich viel um solche Bübchen kümmert, und daß er dem Gluthofen entgeht, ist ein grillenhafter blinder Zufall. Fridolin also, wird der Menschenkenner urtheilen, macht zu gleicher Zeit der Gräfin Liebes- und der Luitgarde Heirathsanträge. Er weiß seine Maßregeln wohl zu nehmen. Um in einem Hause wohl gelitten zu seyn, muß man der Frau im Hause die Cour machen; will man gar sein Glück daselbst gründen, so verbindet man sich mit einer Person, die im Hause gilt. — Luitgarde ist ferner stets um die Gräfin. Sollte der Graf [illegible] einmal eifersüchtig werden, so verwandelt sich der [illegible] Frau, eh man sich umsieht, in den Verlobten [illegible] Eduard fing an, unruhig zu werden, [illegible] her, knöpfte den Rock zu [illegible] Worte finden zu können [illegible] zu halten. — [illegible] läßt, müssen [illegible] und von [illegible] Denn [illegible] Dichters, als [illegible] Umständen und

und Anlässen zieht, und sie hingiebt, um seiner Begeisterung zu genügen. Jener muß dagegen seine Lieblingsideen stets den vorhandenen Umständen aufopfern und ist um so größer und so gefährlicher, je mehr er sein Ich diesen anzuschmiegen weiß. Um dergleichen außerordentliche Hülfsmittel spielen zu lassen, muß daher eine Crise abgewartet werden. Diese tritt ein. Die Gräfin rechtfertigt sich daher keineswegs vor den Zuschauern, indem sie bei ihrem Gemahl für Fridolin um Luitgardens Hand wirbt. Hier zeigt sie sich vielmehr als die eingefleischteste Kokette, die so viel Geist und Kunst einem sehr gemeinen sinnlichen Zwecke weiht. Der Erfolg ist brillant, führt eine große Katastrophe herbei. Die Reue des Grafen ist so zu sagen viehisch, und wie schon erwähnt, hängt er sie an die Sturmglocke, um sie in seinem ganzen Gebiete ausläuten zu lassen. — Die arme gutmüthige Luitgarde ist dabei am meisten zu beklagen. Sie ist nicht schön, wenigstens heut fanden wir sie nicht so, und Fridolin ist vielleicht der Erste, der von Liebe zu ihr sprach. Und was gelingt leichter, als wenn ein mit allen Zierlichkeiten der Jugend aufgeputzter junger Fant einem gutmüthigen Frauenzimmer seine Zärtlichkeit versichert. Welche Täuschungen sind dadurch schon entstanden, wie viel Unglück wurde so durch eigene Wahl beschleunigt." — Jetzt hielt er inne. Emilie schien bestürzt; sie reichte ihrem Bruder grade eine volle Tasse hin und wie sehr sie auch gegen ihre Empfindungen kämpfte, verrieth das Klappern der Tasse, wie ihre Hände zitterten. Herr Walter, ohne darauf achten zu wollen, fuhr fort: „Fridolin gefällt ihr, der Wahn, von ihm geliebt zu seyn, ist ihr schmeichelhaft, Ihre Gutmüthigkeit hindert sie eine Lüge zu wittern, und so wird sie Theilnehmerin eines Betrugs, den sie um ihre wie um anderer Willen verabscheuen sollte. —"

„Felseck hat hinter der Maske seiner Biederkeit von altem Schrot und Korn, ebenfalls ein anderes Gesicht. Sein Vermögen hat er verloren, oder, wie er selbst sagt, durchgebracht. Darum besitzen des Grafen Keller und Küche für den alten Schlemmer viel Anziehendes. Auch er merkt, wer im Hause das Regiment führt, und wer alles durchsetzt, wenn gleich der Graf bisweilen Versuche macht, den Herrn zu spielen. V[illegible]suche, die alle in sich verfallen, ihrer Uebertreibung halber mit der sie unternommen werden. Kein Wunder, daß er Fridolins Parthei nimmt. Ja! wäre die Gräfin jünger und daher minder dreist, zum Kuppler würde er sich hergeben, wenn er nur seine Rechnung dabei fände."

Hier sprang Eduards Vater vom Stuhl auf. Herr Walter aber fragte ihn völlig unbefangen. „Du willst doch noch nicht gehen, lieber Oheim? Rauche doch Deine Pfeife lieber aus." Der Alte wußte nun vollends nicht mehr woran er war und nahm nach einigen freundlichen Worten wieder Platz. „Daß endlich Robert ins Feuer geworfen wird," wandte sich Herr Walter zu seiner Gattin, „hat nichts Befremdendes. Er ist wahr, aber eben so ungeschliffen. Er spricht von Dingen, die man mit offnen Augen nicht sehen darf. Solche Leute brennen sich in dieser Welt wenigstens den Mund, wenn sie nicht schlimmer wegkommen. — Friedrich! — Ja so, ich vergesse, daß er verabschiedet ist. Liebes Kind, wir müssen morgen einen anderen Diener haben. Meine Pfeife ist verstopft, [illegible] Reden warm und mein Cabinet ist nicht geh[illegible] sprang zur Thür. — „Bleiben Sie!" rief Her[illegible] danke Ihnen für Ihre Dienstwilligkeit, [illegible] Gast, und um Ihretwillen nehme ich Ihre [illegible] nicht an. Ich sehe gerne, wenn jeder seinen R[illegible]tet. Für heut behelfe ich mich ohne Pfeife."

Schweigend nahm Madame Walter ei[illegible]icht und ging. Sie blieb lange und als sie [illegible]derkehrte [illegible] e sie verweinte Augen.

„Gut daß Du kommst mein Kind," [illegible] ihr Herr Wal-

ndlich entgegen. „Hier bleibt alles still und stumm, und
zerstreut und antwortet mir kaum auf meine Fragen.
eund in B. mag doch Recht haben, daß Ansichten, wie
äußert, Unmuth und Langeweile erregen. Ich kann
den wunderlichen Erfolg meiner Kritik nicht erklären."

Doktor Arnold war der einzige Unbetheiligte bei die
spräche, und durchschaute die Absichten seines Freundes
men. Er hatte nur die Rückkehr der Frau vom Hause
t, um sich zu empfehlen. Kein Zureden half, er machte
erksam, daß es schon spät sey. Auch die Uebrigen zogen
rück, und bald waren Herr und Madame Walter allein
mmer.

ging aufgeregt hin und her. Sie hatte eine Arbeit vor
en, nähte emsig, und ließ hin und wieder eine Thräne
Mehrmal versuchte sie zu reden, ohne den Muth dazu
zu können.

dlich begann sie: „Wäre es vielleicht edler, wenn der Graf
avern statt eifersüchtig zu rasen und zu wüthen in allerlei
reden seiner Frau ihre Fehler vorwirft."

Wenn er Recht hat in dem was er sagt?"

Aber jede Bosheit ist verwerflich."

Vielleicht hat er seine Meinung einmal rund heraus gesagt,
e Gattin eigensinnig und verstockt gefunden."

Wenn sie aber ihren Fehler einsieht, muß er dann noch
d zweideutig bleiben, daß der armen Frau kein Weg
ich mit ihrer Reue zu nahen?"

ielleicht!"

Vielleicht!" rief sie schmerzlich bewegt.

Es giebt Fälle, wo man selbst der Reue und Buße nicht
ngen Herzen Vergebung zusichern kann. In diesem Falle
edlicher für Thränen und Bitten unzugänglich zu bleiben,
Verzeihung zu lügen."

alter!" flehte sie, „Du bringst mich aufs Aeußerste"
nahte sich wie befremdet und fragte: „was fehlt Dir,
nd!"

erhob sie sich laut weinend, verließ das Zimmer, und
die Thür heftig zu.

„Es hat gewirkt!" sagte Herr Walter bei sich. „Und
enig Bosheit gehört zu allem, was man durchsetzen will.
e ganz reine Herzensgüte kann nicht leben, oder wenigstens
ht wirken, und man findet doch, daß die sanftesten Weiber
uch die hartnäckigsten sind."

Am folgenden Tage, da Herr Walter sich wieder zur ge
wöhnlichen Zeit allein im Comptoir befand, trat seine Frau
schüchtern ein, und Friedrich folgte ihr auf dem Fuße, blieb
ber ängst mit einer sehr beweglichen Miene an der
Schwelle

„Erl gann sie, „Dir hier einen neuen Diener
zuführ ir meine Wahl, so füge Dich um mei
etwi e den Alten brodlos gemacht und das
, er liebt Dich mehr als Du denkst
und Anhänglichkeit wohnt in ihm, die
kommenen Ansehen, mir dennoch nach
Ja lieber Mann, Du wirst sehen, daß
is, was mir Beruf und Pflicht ist."

Walter seine Gattin in die Arme. —
vergnügten Paare, und sagte, — „dies
die, Herr! denn weil ich verdient habe,
ten und Sie selbst nicht widerrufen mögen,
beauftragt, für mich so zu bitten, daß Sie
kommen. Ich wußte wohl, daß es so kom
men."

Von jenem Tage an herrschte die alte Ordnung wieder im Hause und Madame Walter war das sanfte einfache und lobenswerthe Weib von ehemals. Eduards Einfluß war gänzlich verloren, denn niemand wollte sich auf seine poetischen Ansichten mehr einlassen. Um nur einigermaßen wieder zu Ansehen und Achtung zu kommen, mußte er sich an eine regelmäßige Thätigkeit gewöhnen. Doch Emilie blieb seine bitterste Feindin und ließ ihn bei jeder Gelegenheit ihren Widerwillen fühlen. Er war sehr froh, als sie nach Verlauf eines Jahres einem reichen Freier die Hand gab und mit ihm nach einer fernen Seestadt zog, wo dieser ein zweites Handlungshaus unter derselben Firma: Walter und Walters Erben stiftete.

Würzburger Theater.

Ist's ein Traum oder träume ich?

Als wir am verflossenen Sonntage gerade um die Mittagsstunde vom Rennweg herein durch die Theaterstraße fuhren, und unsere Augen auf dem Theatergebäude ruhten, an dem in bunter Mannichfaltigkeit Affichen von Affen, Löwen, Elephanten, Seiltänzern, Kunstreitern, Schauspielen laterna magica etc. über und nebeneinander geklebt sind, — da erblickten wie auch den neusten Theaterzettel, und darauf mit großen, schwarzen Buchstaben: Oberon, große romant. Oper in 3 Acten, aus dem Engl. übersetzt. — Ah! Das geht hoch her, — wollen doch auch sehen und hören; aber parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. — Der alte, treffliche Händel hatte, wie bekannt, ein so feines Gehör, daß er nicht einmal das Zusammenstimmen der Instrumente vertragen konnte, sondern es mußte dies vor seinem Erscheinen geschehen seyn. Da schlich sich einmal vor dem Beginnen der Probe ein Schalk in den leeren Conzertsaal, wo die Instrumente auf das Beste in Bereitschaft gesetzt waren, und verstimmte dieselben. Kurz darauf erscheint Händel und giebt das Zeichen zum Anfangen; — ein ungeheurer Mißton von allen Seiten. — Wüthend rennt Händel den zunächststehenden Contrabassisten über den Haufen, wirft einem Andern den Pult ins Gesicht, — als er zum Glück für die Musiker ausglitt, was seinem Racheeifer Grenzen setzte. — Was würde aber der gute Mann wohl gethan haben, wäre er in der Vorstellung des Oberon gewesen? Wer von Allen, die auf den Brettern herumspatzierten, würde mit heiler Haut davongekommen seyn? *) Ja da leuchtete kein Stern in dieser Nacht der Trübsal und des musikalischen Jammers. Da unser Figaro durch eine Unpäßlichkeit am Auftreten verhindert war, so hatte der alte Bartolo sich bereitwillig der Mühe unterzogen, mit seinen Gesellen an diesem Abend das Publikum über den Löffel zu barbieren; was sie denn auch redlich ins Werk setzten. — Aber wo, und mit wem sollte ich würdig beginnen? Waren nicht Alle von gleichem Eifer beseelt, die Siegespalme der Erbärmlichkeit zu erringen, und Webers Schwanengesang zu verballhornen? Pope erzählt uns von einem Theaterdirektor von Haymarket, der eine vom Vögel-Gesang belebte Landschaft recht getreu darstellen wollte, und der, weil ihm die Nachtigallen zu theuer schienen, — eine kluge Auskunft wußte, indem er eine Menge von Sperlingen einfangen, und in der Vorstellung fliegen ließ, welche dann bei ihrem scheuen Umherflattern die Köpfe der Zuschauer verunreinigten; — eben so wurden wir auch heute statt der versprochenen Nachtigallen mit Spatzen und Sperbern regalirt, und unsere Ohren von so vielen Mißtönen gemartert, — als wir seit lange nicht vernommen. Es

---

*) Daß von Mad. Gerlach und Hrn. Waldmann hier nicht die Rede ist, versteht sich von selbst. Auch war die kurze Scene, welche das Künstlerpaar mit eben soviel Wahrheit als Energie gab, das Einzige Lobenswerthe in der ganzen Darstellung.

möchte unwahrscheinlich klingen, — aber daß ganze partheilose Publikum wird uns gewiß beipflichten, wenn wir bekennen, seit Jahren nie so etwas Gräßliches gehört oder gesehen zu haben. Wahrlich Hr. Bürchl, „dessen lobenswerther Geschäftsführung wir übrigens nicht im geringsten zu nahe treten wollen" treibt seit geraumer Zeit Experimente mit der Geduld des Publikums. Daß der Dem. Stern schnöder Weise eine ihrer glänzendsten Partheien abgenommen wurde, daß im Oberen Leute auftraten, die sonst nie einen Ton gesungen hatten, — daß einige plumpe Kratzfuße ein Ballet vorstellen sollten, daß die Debütanten grundfalsch sangen, — völlig auseinanderkamen, und sogar aufhören mußten; — daß der Chor endlich unter aller Critik war, (tausend andere Verstöße gar nicht zu erwähnen) — wem anders fällt dieses Alles zur Last, als dem Director, der sich nicht entblödete, diese schwere Oper bei neugeschriebenen Stimmen, nach einer einzigen flüchtigen Probe, dem Publikum vorzuführen? Hat denn Hr. Bürchl nicht die Einsicht, daß eine solche Aufgabe die Kräfte seines (mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen) so schwachen Singpersonals bei weitem übersteigt? Wahrlich er wäre auch im Stande, — Händels Messias oder Spontini's Nurmahal — in Duodez aufzuführen! — Doch genug der Worte, und des Verdrusses über die schmähliche Verunstaltung eines Meisterwerks durch ungeweihte Hände, — und sollte dem Hrn. Direktor je wieder etwas Aehnliches in den Sinn kommen, so denke er an das alte

Ne sutor ultra crepidam!

Dummes Forschen.

(Von Tobiä.)

Was seufzet meine Nachbarin,
Wenn ich am Fenster sichtbar bin?

Was bleibt sie an dem Fenster steh'n!
Es ist doch weiter nichts zu seh'n.

Was wühlt sie an dem Blumenstrauß?
Sucht sie mir eine Blume aus?

Was säubert sie die Scheiben noch?
Sie sind so rein, so blinkend doch.

Nie können ihre Hände ruh'n,
Was ordnet sie den Vorhang nun?

Geschäft'ger als die Hände, sind
Die Augen von dem lieben Kind.

Sie blickt mich jetzt fast zürnend an,
Hab' ich ihr was zu Leid gethan?

Und in dem andern Augenblick
Ruht wieder hold auf mir ihr Blick.

Sie dreht sich endlich, dreht sich um
Und denkt, wie bist du doch so dumm!

So dumm, so dumm, daß du nicht weißt,
Was alles dieß beim Weibe heißt.

An Eleonore.

Wenn früh des Morgensstrahlen,
Des Stromes Silberfluth,
Mit Purpurfarben malen,
Wenn Alles schläft und ruht;
Dann nah'n auf leichten Flügeln,
Die Bilder schöner Zeit,
Die der Erinnrungsspiegel,
Mir freundlich, milde beut.

Ich weil' an Deiner Seite
Wie in entfloh'ner Zeit,
Das Auge glüht voll Freude,
Die Brust voll Seligkeit.
Ich halte Dich umfangen,
In süßer Liebeslust,
Und jedes fremd' W[illegible]en
Entflieht aus meiner

Und wenn das Haup[illegible]rt.
Von Tageslast gebeu[illegible]
Wenn jede Regung sch
Erinnrung mir entweic
Dann eilt in lichte Räu
Der Geist in raschem L
Und in dem Reich der
Sucht er die Theure a

Wann kehrt die Zeit m
Wo ich in sel'ger Lust,
Nur Ihr sang meine L
Aus voller, treuer Bru
Ruft Götter sie zurück
Führt mir die Theure zu.
Nur sie fehlt meinem Gl
Und meiner Lebensruh'.

Gleichna

Meine alte 1 in Bremen
Mag, denn voll ist ihre
Jährlich in der größten Z
Ihre 1 wohl zu sich nehr

Mein Herr Vetter, der
Hat die goldne 2 im O
Trinkt er von der beste
Jahr's nicht seine 2, v

Und ich Armer, der ir
3 sich Tage plagt und
Würde Freudenthräner
Wenn ich's bis zur 3

Doch ich will die Stir
Was vom goldnen Se
Jenen mehr die 4 ge
Hab' ich an der 4 er

So sprach eine 5, ur
Nach der 5 mit Wo.
Wo sie emsig schaffen
Bis die Glocke zwölf

Auflösungen in Nro. 102: a) der
b) des Palindroms: Dienstag. — E

(Mit dieser Nummer schließt sich der Jahrgang der Mnemosyne 18



